




Dei
Sub Numine
Viget



Zeitschrift

für

Allgemeine Geschichte,

Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte.

Herausgegeben

unter Verantwortlichkeit der Verlagsbuchhandlung

von

H. v. Zwiedineck-Südenhorst.

Zweiter Band.

1885.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Seite

Autoren-Register.

Die polnische Königswahl im Jahre 1733.

Von

Adolf Beer.

Die polnische Königswahl beschäftigte die Wiener Staatsmänner jahrelang vor dem Ableben Augusts II. von Sachsen-Polen. Daß Frankreich durch die Wahl des Schwiegervaters Ludwigs XV., Stanislaus Lesczinsky, der schon einmal unter dem Patronate Karls XII. von Schweden die Krone der Jagellonen getragen hatte, sich einen dauernden Einfluß auf den Osten Europas schaffen wollte, konnte den Nachbarmächten, namentlich aber Oesterreich, nicht gleichgültig sein, das sich auch nach dem Abschlusse des spanischen Erbfolgekrieges noch immer von der französischen Politik bedroht fühlte. Auch die Frage der Erbfolge in den habsburgischen Ländern selbst, welche Karl VI. durch die Anerkennung seiner pragmatischen Sanktion von seiten der europäischen Staaten regeln zu können hoffte, kam dabei in Betracht. Bereits in dem im Jahre 1725 zwischen Spanien und Oesterreich abgeschlossenen Traktate übernahm ersteres die Verpflichtung, den von dem Kaiser vorgeschlagenen Kandidaten zu unterstützen und, wenn es nötig sein sollte, eine Geldunterstützung zu gewähren. Bei den mannigfachen Anläufen des Königs von Polen zur Schließung einer Allianz mit Oesterreich bildete die Nachfolge des Kurprinzen einen stehenden Verhandlungsgegenstand, aber die großen Ansprüche Augusts hinderten eine Verständigung. Nach dem Abschlusse des Vertrags in Herrenhausen legte Oesterreich großes Gewicht auf die Gewinnung Sachsens, und der österreichische Minister Graf Ludwig Sinzendorf hätte lebhaft die Sendung des sächsischen Premiers Flemming nach Wien gewünscht. Der sächsische Hof betraute jedoch den Kabinettsminister Marquis Fleury mit der Führung der Unterhandlungen.[1] Sachsen erklärte sich zu einem Vertragsschlusse bereit,

[1] Flemming à Sinzendorf, Varsovie, 21. Nov. 1725. (Hſ.)

aber es machte auf die Schwierigkeit seiner Lage aufmerksam. Auf der einen Seite, bemerkte Fleury dem österreichischen Hofkanzler, sei es der Türke, auf der andern der Moskowit, auf welche Rücksicht genommen werden müsse, endlich komme Preußen in Betracht, welches über 70000 Mann und über 20 Millionen verfüge und zudem der Unterstützung Hollands, Englands und Frankreichs sicher sei. Auf Polen könne in einem langwierigen Kriege nicht gerechnet, die kursächsischen Truppen nicht so leicht mobil gemacht werden; man müsse daher dem Könige mit einigen Subsidien beispringen. Sinzendorf entgegnete: der König selbst müsse wünschen, mit dem Kaiser innige Beziehungen anzuknüpfen; wohl sei die Macht Preußens in Anschlag zu bringen, aber der Kaiser hoffe im Frühjahre 15—20000 Mann in Schlesien zusammenzuziehen und seine ganze Armee mobil machen zu können; Oesterreich, Rußland und Polen zusammen verfügten über eine solche Macht, um Preußen die Spitze zu bieten.[1] Fleury stellte bald darauf folgende Bedingungen: Verpflichtung Oesterreichs, weder direkt noch indirekt einen andern Kandidaten als den Kurprinzen bei einer Königswahl in Warschau zu begünstigen; Beteiligung Augusts als Kurfürsten von Sachsen an den Eroberungen; eine jährliche Geldunterstützung im Betrage von 500000 Pistolen von seiten Spaniens; Zusage von seiten der Reichskanzlei, die Interessen des Kurfürsten zu wahren. Entschädigung für Polen, hinsichtlich der in dem Kriege mit Schweden erlittenen Verluste, endlich die Zusage, bei etwaiger Vermählung der Erzherzoginnen kein anderes kurfürstliches Haus vor dem sächsischen zu bevorzugen.[2] Diese Anträge wurden als so exorbitant übermäßig und unthunlich befunden, daß man selbe nicht einmal beantworten zu können erachtete, und das darauf von seiten Oesterreichs gestellte Angebot war wieder nicht so geartet, um den König von Polen befriedigen zu können.

Galt auch damals schon als Grundsatz, daß es im Interesse Oesterreichs liege, einen Prinzen oder mindestens einen weniger mächtigen Fürsten auf den polnischen Thron zu erheben: unter gewissen Bedingungen und Verhältnissen war man nicht abgeneigt, sich mit einem sächsischen Prinzen zu befreunden.[3] Sachsen machte auch in den nächsten Jahren wiederholt Versuche, eine Vereinbarung zu erzielen. Entwürfe und Gegenentwürfe wurden aus-

[1] Vortrag vom 12. März 1726. (Hf.)

[2] Proposition de quelques articles d'un traité particulier et secret entre S. M. J. et S. M. Pse; ferner Propositions de quelques articles separés et secrets qui doivent être adioutés au traité particulier et secret entre S. M. J. et S. M. Pse. (Hf.)

[3] . . . . bevorab wo man in omnem eventum dahin würde bedacht sein müssen, im Fall Stanislaus' Anhang gar zu sehr überhand nehmen sollte, sich mit Kursachsen gegen Stipulierung anständiger Bedingnisse zu setzen. Konferenzprotokoll vom 12. August 1727. (Hf.)

getauscht, und in Wien legte man zeitweilig auf eine Verbindung mit Sachsen Wert, da durch eine Allianz mit Preußen, Rußland und Polen ein solches System, namentlich in nordischen Angelegenheiten, angebahnt würde, daß unbillige Zumutungen anderer Mächte nicht zu befürchten wären. Allein die Differenzen waren groß. Während der Nachfolger Flemmings in der Leitung der sächsischen Politik, Graf Ernst Christoph von Manteuffel, die Garantie bloß die zum Deutschen Reiche gehörigen Erblande eingeschränkt wissen wollte, forderte man dieselbe österreichischerseits für alle Königreiche und Länder und speziell für die Erbfolgeordnung. Subsidien war man nur für den Kriegsfall zu leisten geneigt. Endlich mochte man sich nur zur Verteidigung der „durch eine qualifizierte Wahl erworbenen Rechte" verpflichten.[1]

Auch mit Petersburg fand schon damals ein Gedankenaustausch über die polnische Königswahl statt. Dort zollte man den in Wien aufgestellten Grundsätzen, wie Wratislaw berichtete, Beifall: Gerechtsame, Verfassung und Freiheit der Republik sollten aufrecht erhalten, bezüglich der Ausschließung Stanislaus Lesczinskys eine bindende Vereinbarung getroffen werden; für den Fall, daß ein Uebereinkommen mit Sachsen nicht erzielt werden sollte, wurde ein gutgesinnter Fürst oder ein länderloser Prinz in Aussicht genommen. Und da Preußen und Rußland die Geneigtheit zeigten, jedermann, der nicht polnischer Edelmann sei, auszuschließen, wurde Wratislaw ausdrücklich angewiesen, eine Sinnesänderung des russischen Kabinetts herbeizuführen.[2]

Solange die Verhandlungen mit England und Frankreich auf dem Kongresse zu Soissons eine kriegerische Verwicklung in Sicht erscheinen ließen, zeigte man in Wien keine Neigung, sich bezüglich der polnischen Nachfolge definitiv zu binden, und fachte dadurch das Mißtrauen des russischen Kabinetts an, welches mit Wratislaw zu wiederholten Malen die Angelegenheit erörterte und infolge der ausweichenden Antworten dafür hielt, daß Oesterreich schon mit Sachsen ein Abkommen getroffen habe. Es lag natürlich im Interesse Oesterreichs, den Kurfürsten von Sachsen nicht in das Lager der Gegner zu treiben, was unbedingt der Fall gewesen wäre, wenn er Kunde von einer etwa vereinbarten Ausschließung des sächsischen Prinzen erhalten hätte. Erst als sich Aussichten zur Erhaltung des Friedens durch die Annäherung Englands eröffneten, stimmte auch das Wiener Kabinett prinzipiell zu, zunächst die Wahl eines Fürsten und in zweiter Linie einen jüngeren Prinzen zu begünstigen. Keinesfalls stand, wie vielfach behauptet worden ist, im Herbste 1730 die Wahl des Prinzen Emanuel von Portugal im Vordergrunde; im Gegenteil wurde

[1] Vortrag vom 9. Febr. 1729 und andere Schriftstücke aus dem Jahre 1728. (Hs.)
[2] Vortrag, Mitte 1729. (Hs.)

dem österreichischen Vertreter in Moskau besondere Vorsicht eingeschärft, da der Prinz während seiner Anwesenheit in Polen aus seinen Absichten, auf den polnischen Thron zu gelangen, kein Hehl machte, was als unüberlegte Uebereilung getadelt wurde.[1]

Erst Ende 1730 machte Oesterreich bei der Musterung der „länderlosen Prinzen“ auf den Infanten Emanuel von Portugal aufmerksam. Den äußeren Anlaß bot der Umstand, daß nach dem Tode Peters II. die Erneuerung des mit Rußland bestehenden Vertrages geplant wurde und bei dieser Gelegenheit auch die Königswahl in Warschau bereinigt werden konnte. Einen besonderen Eifer legte man damals weder in Wien noch in Petersburg zur Erzielung eines bindenden Uebereinkommens an den Tag.

Erst seit Ende 1731 gerieten diese Angelegenheiten in Fluß. Die Gefahr eines Krieges mit Frankreich war beseitigt, durch den Vertrag mit England war die Garantie der Erbfolgeordnung wenigstens von seiten Englands in Sicherheit gebracht, die Zustimmung des Deutschen Reiches für diesen dem Kaiser am Herzen liegenden Gegenstand stand bevor, und in Wien gewann man wieder Muße, sich dem Osten und Norden Europas zuzuwenden. Die Sendung Löwenwoldes von Petersburg war erfolgt, um mit Oesterreich über einige Fragen eine Verständigung zu bewerkstelligen.

An der am 2. Dezember abgehaltenen Konferenz nahmen Löwenwolde und der ständige Vertreter Rußlands in Wien, Lantschinski, Anteil. Die orientalische Frage bildete den wichtigsten Gegenstand der Verhandlung. Rußland erklärte, es gedenke nicht die eroberten Gebiete zu behalten, sondern habe die Absicht, dieselben den Persern zurückzustellen; es habe manche Verletzung der bestehenden Verträge von seiten der Pforte stillschweigend erduldet, bloß aus dem Grunde, um nicht außer stande zu sein, dem Bundesgenossen Oesterreich bei der europäischen Weltlage erforderlichen Falls Unterstützung zu gewähren; die russische Allianz wäre jedoch für Oesterreich nutzlos, wenn Rußland künftighin besorgen müßte, das ganze persische Reich unter das Joch der Pforte gebracht zu sehen. Persien vom Untergange zu retten, sei keine Zeit zu verlieren; Rußland sehe sich genötigt, eine Erklärung in Konstantinopel abzugeben, um das weitere Vordringen der Türken in Persien abzuhalten; ein Krieg stehe vermutlich in Sicht; ehe man sich an der Newa entschließen könne, Schritte zu thun, wünsche man zu wissen, ob Oesterreich geneigt sei, am Bosporus Rußland zu unterstützen, und welche Hilfe im Kriegsfalle es zu erwarten habe.

Eine der schwerwiegendsten Fragen trat an Oesterreich heran. Kaum war die Gefahr eines allgemeinen europäischen Krieges beseitigt, so drohten im Osten Verwicklungen, die, wie man sich auch

[1] Vortrag vom 12. und vom 30. Oktober 1730. (Hs.)

entscheiden mochte, von weitgehender Bedeutung werden konnten. Fast notgedrungen hatte man sich 1726 zum Vertrage mit Rußland entschlossen, und nun sah man in demselben eine wichtige Stütze für die auswärtige Politik des Staates, ein Gesichtspunkt, der von nun an in fast stereotyper Weise in den Staatsschriften wiederkehrte und von Kaunitz mehr als ein Menschenalter später fast ähnlich formuliert wurde, wie beim Beginn der dreißiger Jahre.[1] So große Bedenken man auch hatte, weitgehende Verpflichtungen zu übernehmen, die Ansicht überwog, daß die Pforte eine Unternehmung gegen die Christenheit plane, und wenn auch zunächst in Asien der Ausbruch eines Krieges zu erwarten sei, doch auch Europa bald in Mitleidenschaft gezogen werden dürfte. In diesem Falle war Oesterreich zur Hilfeleistung auf Grund der Verträge verpflichtet, und da schien es ratsam, nicht etwa durch beschränkende Versprechungen und laue Zusicherungen vielleicht den Anlaß zu geben, daß der Bundesgenosse sich seiner Verpflichtungen gegen Oesterreich zu entledigen suche. Auch neigte man der Auffassung zu, daß die Unterwerfung Persiens nicht nur für die Christenheit im allgemeinen, sondern auch für Oesterreich und Rußland gefährlich und es daher nicht angezeigt sei, zuzuwarten und sich still zu verhalten. Andererseits konnte man sich aber großer Bedenken bei Uebernahme weiterer Verpflichtungen nicht entschlagen. Noch waren die Verhandlungen über die österreichische Erbfolge mit den Holländern nicht zum Abschlusse gekommen, und im Haag und in London zollte man der Pforte große Aufmerksamkeit und würde einen ohne sehr triftige Ursachen unternommenen Krieg gegen die Osmanen mißliebig aufgenommen haben. Von dem König von Polen nahm man an, daß er den Ausbruch eines Krieges nur ersehne, um daraus Nutzen zu ziehen; von der Königin von Spanien konnte eine etwaige Inanspruchnahme der militärischen Kräfte Oesterreichs ausgebeutet werden, „um zu ihrem Intent wegen der Heiraten zu gelangen", und wenn auch Fleurys Alter und Gesundheitszustand eine gewisse Gewähr für die Erhaltung der Ruhe boten, die Lebhaftigkeit und der Uebermut Chauvelins ließen wieder das Gegenteil erwarten. Man gab sich in Wien wohl der Erwartung hin, die brennenden Fragen des Tages bald geordnet zu sehen, aber wie die Verhältnisse lagen, „war das dermalen in etwas wieder erneuerte alte System annoch nicht zur

[1] „Den öfters angemerkter maßen die Anständigkeit der russischen Allianz unter Anderm auch dahero entspringet, daß man hierinfalls und in mehr anderem Weg hülfreiche Hand einander nutzlich bieten kann, kein objectiverer aber vorhanden ist, worüber so leichten Dingen Rußland von E. Kays. Maj. oder E. K. Maj. von Rußland etwas zu befahren oder gegründet eyfersucht gegen einander zu fassen hätten, es wäre denn, daß der Russische Thron anwiederumb von einem so weisen unternehmenden Zaren bestiegen wird, wie Petrus der erste war." Vortrag vom 8. Dezember 1731. (Hs.)

vollständigen Konsistenz gelangt", was besonders mit Rücksicht auf einen etwaigen Krieg mit der Pforte gewünscht werden mußte. Infolge dieser Erwägungen gelangte man zu dem Schlusse, in der Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun, mit anderen Worten, prinzipiell bekundete man Geneigtheit, dem Wunsche des Bundesgenossen zu entsprechen, aber die an Löwenwolde erteilte Antwort sollte in einer derartigen Fassung erfolgen, daß Zeit gewonnen werde.[1]

Auch über Polen fand ein Gedankenaustausch statt. Rußland führte über Excesse der königlichen Republik Klage, beabsichtigte energisch in Warschau aufzutreten und wünschte, zu diesem Behufe von den Bundesgenossen unterstützt zu werden. In Wien hatte man nichts dagegen, wenn Rußland seine Beschwerden vorbrachte und, falls eine Abstellung nicht erfolgte, sich Recht zu schaffen suchte, in welchem Falle ohnehin Oesterreich auf Grund des Vertrages vom Jahre 1726 zu einer Hilfeleistung verpflichtet war. Aber man befürchtete deshalb eine Krisis nicht, denn wenn Oesterreich, Rußland und Preußen zusammenhielten, werde Polen sich nachgiebig erweisen müssen. Bezüglich Kurlands verlangte Rußland Erhaltung der damaligen Regierungsform und Verständigung darüber, wem nach dem Ableben des alternden Herzogs das Land zu überlassen sei. In Wien hätte man gewünscht, und namentlich der Kaiser war entschieden dafür, den Herzog von Holstein zum Nachfolger zu bestimmen, und zu diesem Behufe nicht bloß mit Rußland, sondern auch mit England und Dänemark ein Abkommen zu treffen. Löwenwolde sprach sich über die in Petersburg herrschende Absicht nicht in bestimmter Weise aus, nur scheint er auf die Ueberlassung des Herzogtums an ein Mitglied des preußischen Königshauses hingedeutet zu haben, ohne daß von österreichischer Seite dazu Stellung genommen wurde. Welcher Ansicht man in Wien in dieser Beziehung huldigte, geht aus einem Vortrage hervor; es liege nicht im Interesse des Kaisers, bemerkte die Konferenz, sich einem darauf bezüglichen Antrage abgeneigt zu zeigen, aber es sei doch problematisch, ob es für denselben anständig sei, daß ein solcher bestehe.[2]

Wie ersichtlich beschränkte sich die diplomatische Thätigkeit des Wiener Kabinetts bezüglich der Königswahl bloß auf einen Gedankenaustausch, wobei eine gewisse Gleichartigkeit der Interessen und der Gesichtspunkte zu Tage getreten war. Erst durch die sogenannte Löwenwoldesche Punktation gelangte man zu einer formellen Einigung. Der österreichische Gesandte in Preußen, Graf Seckendorf, hatte, ohne Weisungen zu besitzen, während der Anwesenheit des russischen Unterhändlers in Berlin die einzelnen Be-

[1] Vortrag vom 8. Dezember 1731. (Hs.)
[2] Vortrag vom 8. Dezember 1731. (Hs.)

stimmungen vereinbart und mochte um so freudiger seine Unterschrift unter das Aktenstück gesetzt haben, als darin seiner Auffassung nach den Interessen Oesterreichs Rechnung getragen war. Seit Jahr und Tag bildeten die einzelnen Fragen, welche in der Punktation Regelung fanden, den Gegenstand eingehender Verhandlung, und Seckendorf hörte aus dem Munde der maßgebenden Persönlichkeiten in den Konferenzen in Wien, zu denen er während seiner Anwesenheit in der Regel zugezogen wurde, jenen Standpunkt vertreten, den er bei der Abfassung der Vereinbarung zu wahren beflissen war. Auch in den an ihn nach der Abreise Löwenwoldes gerichteten Zuschriften waren die Gesichtspunkte weitläufig erörtert, von denen aus Oesterreich die betreffenden Angelegenheiten geregelt wissen wollte; [1] dennoch war man in Wien ungemein überrascht, als die Punktation einlief. Die Konferenz — am 10. Oktober 1732 fand dieselbe statt — mußte zugestehen, daß Seckendorf nur jenen Gedanken gerecht geworden war, welche ihm gegenüber in der letzten Zeit ausgesprochen worden waren. Bezüglich der polnischen Königswahl war in der Punktation der Infant von Portugal in Aussicht genommen, und fast seit anderthalb Jahren hatte man bei verschiedenen Gelegenheiten Seckendorf und Wratislaw angewiesen, Rußland und Preußen dafür zu gewinnen. Während der Anwesenheit Löwenwoldes in Wien und Berlin war ebenfalls darüber verhandelt und infolge der aus Berlin und Petersburg einlaufenden zusagenden Antworten ein Kurier nach Lissabon abgesendet worden, um den König von Portugal zu einer Geldunterstützung zu bewegen. Als die Erklärung erfolgte, daß der König seinem Bruder in keiner Weise zur Erlangung der Königswürde behilflich sein wolle, entschloß man sich, erforderlichen Falls die notwendigen Geldsummen zu beschaffen. In dieser Hinsicht wurde die Punktation auch in Wien nicht bemängelt, wohl aber die Bestimmung, daß die Wahl mit Waffengewalt erzwungen werden solle und zu diesem Behufe Truppen in Polen einzurücken und zu verbleiben hätten, bis die gemachten Vorschüsse rückerstattet sein würden. Dieses, sagte man in Wien, stehe in Widerspruch mit den Interessen des Erzhauses; immer habe man an der Erhaltung der Verfassung und freien Wahl der Republik festgehalten. Würde bekannt, daß man derartige Absichten habe, so wäre der Eindruck ein verderblicher, und die Wahl könnte in einem für Oesterreich nachteiligen Sinne ausfallen. Auch fürchtete man die dauernde Anwesenheit russischer und preußischer Truppen in Polen, ja man witterte darin die Wiederaufnahme eines bekannten Planes Peters des Großen über die Teilung Polens und Litauens. Höchstens an den Grenzen mochte man sich entschließen Truppen zusammenzuziehen, aber nicht, um auf die Wahl

[1] Eugen von Savoyen an Seckendorf, 29. Januar 1732 bei Förster. Die Höfe und Kabinette, I, im Urkundenbuche S. 120.

irgend einen Zwang auszuüben, sondern um die vielleicht von anderen Mächten angefochtenen Wahlgerechtsame zu schirmen oder eine bereits rechtmäßig vollzogene Wahl zu unterstützen. Auch die Abmachung über Kurland erregte Bedenken. Zwar bekannte man sich zur Autorschaft des Planes, Kurland dem zweiten Sohne des Königs von Preußen zu überweisen. Man hatte diese Angelegenheit seit Jahr und Tag wiederholt in Erwägung gezogen. Von dem Augenblicke an, als das Erlöschen des kurländischen Mannsstammes in Sicht stand, erblickte man in dem Herzogtume Kurland ein wichtiges Objekt, „wodurch vielleicht andere Irrungen und Zwistigkeiten abgethan werden könnten". Zunächst hatte man, wie bereits erwähnt, den Herzog von Holstein im Auge, der seit Jahrzehnten eine Entschädigung für Schleswig von den Mächten heischte und auch früher in dem Petersburger Kabinette einen gewichtigen Anwalt gefunden hatte.[1] Die Anregung Oesterreichs stieß jedoch an der Newa auf Widerspruch. Infolgedessen tauchte ein neuer Gedanke auf: Kurland als eine Entschädigung für Jülich und Berg zu benützen. Die nun so leidige Angelegenheit, welche seit Jahren mühevolle Arbeit bereitete, konnte aus dem Wege geschafft, die gegen eine Festsetzung Preußens am Rhein von England und Holland erhobene Opposition vielleicht dadurch behoben werden. Den katholischen Kurfürsten mochte es gleichgültig sein, was in Kurland geschah, und was für das Gewissen des Monarchen ungemein in die Wagschale fiel: „es wurde der katholischen Religion weit besser prospiecieret, als wenn das ganze Herzogtum Berg in des Königs von Preußen Hände fallen sollte". Allerdings forderte Rußland, daß Kurland nie mit der preußischen Monarchie vereinigt werden dürfe, und es war vorauszusehen, daß der König deshalb in dem Herzogtume keine volle Entschädigung erblicken würde, allein er konnte wenigstens dazu bewogen werden, auf einige katholische Stifter zu verzichten, und nur unter der Bedingung, daß Kurland in irgend einer Form zur Erledigung der jülich- und bergischen Frage dienen könnte, wurde die Ueberweisung an Preußen befürwortet. Hiervon war man jedoch später abgegangen, nachdem die Anregung weder in Berlin noch in Petersburg günstige Aufnahme gefunden und die preußischen Minister erklärt hatten, daß sie die künftige Ungnade des Kronprinzen befürchten müßten, wenn sie auf einen derartigen Vergleich eingehen würden. Das Wiener Kabinett war daher thätig gewesen, den König von Preußen zu einem anderen Vergleiche bezüglich Bergs zu gewinnen, und während der Anwesenheit Friedrich Wilhelms in Prag war es endlich gelungen, den harten Widerstand desselben zu besiegen und dessen Geneigtheit zu erringen, zur Beruhigung der Generalstaaten denselben die Be-

[1] Vortrag vom 3. Dezember 1731. (Hs.).

setzung von Ravenstein zu überlassen, oder durch Ueberweisung eines Aequivalents zu einer Verständigung zu gelangen. Oesterreich war nun in England und in Holland thätig, und es schienen alle Aussichten zu deren Zustimmung vorhanden. Wurde nun, wie die Punktation lautete, Kurland an Preußen überwiesen, ohne gleichzeitig über Jülich und Berg einen Vergleich zu erzielen, so drohte nach der Ansicht der Wiener Staatsmänner ein „Universalkriegsfeuer“, und wenn, wie anzunehmen war, der Herzog von Kurland früher mit Tod abging als der König von Polen, so konnte gerade die Ueberlassung des Herzogtums an Preußen Anlaß geben, daß die Polen veranlaßt werden konnten, die Wahl des Infanten zum Könige zu bekämpfen. Ja man setze sich der Gefahr aus, bemerkte die Konferenz, anstatt den Dank Preußens zu gewinnen, die guten Beziehungen zu untergraben; da des Königs Gesundheitszustand kein günstiger sei, dürfe auch die Gewinnung des Kronprinzen nicht außer acht gelassen werden, und man dürfe sich nicht so weit bloßgeben, als beabsichtige man, seinen Bruder zu seinem eigenen Nachteil zu begünstigen. Von der polnischen und kurländischen Frage abgesehen, war auch die in der Punktation vereinbarte Bestimmung über die Vermählung des zweiten Prinzen von Bevern mit der mecklenburgischen Prinzessin Anna, der damals ins Auge gefaßten Nachfolgerin auf dem russischen Thron, nicht ohne Bedenken. Wie die Fassung lautete, würde man auch die Garantie der russischen Erbfolgeordnung übernommen haben, und am meisten Bedenken erregte der Umstand, daß das Haus Bevern mit Preußen nunmehr in innigem Verwandtschaftsverhältnisse stünde.[1]

Das Wiener Kabinett befand sich in großer Verlegenheit. Es erschien unthunlich, die Punktation zu genehmigen, und mißlich, die Ratifikation zu verweigern. Im ersten Falle fürchtete man in England, im letzteren bei Rußland anzustoßen und vielleicht französischen und sächsischen Anerbietungen in Petersburg den Boden zu ebnen; auch war „eine Verminderung der von seiten des Königs von Preußen bisher gezeigten Devotion zu besorgen“, wenn bezüglich Kurlands ein Anstand erhoben wurde. Man entschloß sich, wie so oft, zu einem Mittelweg. Man sprach die volle Geneigtheit

[1] Für eine Hauptmaxime wurde ehedessen gehalten, die allzu genaue Verknüpfung derer mächtigsten Häuser im Reich hinterstellig zu machen und aus eben dieser Betrachtung seind die von England mit der preußischen Familie intendierte doppelten Heiraten für schädlich gehalten worden. Nach dem jetzigen Plan aber sollen Rußland, Preußen und Wolfenbüttel ganz mit einander vereinigt, daß ist, ein Tochtermann des Königs in Preußen Herzog zu Wolfenbüttel und ein Schwager von seinem Sohn Czar werden, wo man doch vor diesem diesigerseits sich allezeit beflissen hat, es bei Wolfenbüttel dergestalt anzuschicken, daß man sich pro re nata gegen Kurhannover oder gegen Preußen bedienen könnte und gedachtes Haus mit keinem aus beeden vorerwähnten Kurhäusern gänzlich vereinigt wäre, sondern zwischen beeden gleichsam die Wagschale hielte. Vortrag vom 13. Oktober 1732. (Hs.)

aus zu einer Vereinbarung über die Wahl des Infanten, jedoch ohne Anwendung von Waffengewalt; man erhob keinen Widerspruch gegen die Ueberweisung Kurlands, obgleich man die Erhebung Birons zum Herzog für weniger bedenklich hielt, erklärte sich unter gewissen Bedingungen bereit, jene eines zweiten brandenburgischen Prinzen zu genehmigen, wenn die freie Wahl des kurländischen Adels auf denselben fiele und gleichzeitig die jülich- und bergische Frage beglichen würde, endlich wenn eine gewisse Sicherheit geboten wäre, daß England sich nicht etwa zur Hintertreibung des Vorhabens den Gegnern anschließen würde.

Es gelang dem Grafen Seckendorf, den ihm erteilten Weisungen Genüge zu leisten. Am 13. Dezember wurde eine abgeänderte Punktation in Berlin vereinbart und unterzeichnet. [1]

Die Vereinbarung über Polen in dem ersten geheimen Artikel entsprach ganz den Wünschen Oesterreichs, und man war um so befriedigter, als auch der König von Portugal mittlerweile seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, seinen Bruder mit Geldmitteln unterstützen zu wollen, unter der Bedingung, daß eine Vermählung desselben nur unter Zustimmung des Kaisers und des Königs von Portugal stattfinden dürfe. Dagegen war die kurländische Angelegenheit nicht im Sinne des Wiener Kabinetts geregelt. Zwar war in dem siebenten Artikel der freien Wahl der kurländischen Ritterschaft Rechnung getragen worden, allein in dem zweiten geheimen Separatartikel war von einer Ueberweisung an den preußischen Prinzen die Rede, ohne jedoch der jülich- und bergischen Angelegenheit Erwähnung zu thun, obgleich, wie Seckendorf berichtete, König und Minister sich dahin geäußert hatten, wie mißlich es für den Kaiser wäre, sich in eine Verpflichtung bezüglich Kurlands und Polens einzulassen, wenn nicht gegründete Hoffnung zu einem gütlichen Vergleich über die bergische Frage vorhanden wäre. In Wien hielt man es jedoch nicht für angezeigt, gegen die Vereinbarung Stellung zu nehmen. Da Graf Löwenwolde Bedenken getragen hatte, den Artikel bezüglich Kurlands zu unterzeichnen, war gegründete Hoffnung vorhanden, daß die Ratifikation in Petersburg nicht erfolgen würde; Oesterreich konnte daher sich abwartend verhalten. Seckendorf sollte in einem geheimen Reskript angewiesen werden, den König von der Erwerbung Kurlands für seinen Sohn abzubringen, insolange die bergische Angelegenheit nicht geregelt sei. In einem ostensiblen Reskript sollte aus-

[1] Dieselbe ist nunmehr abgedruckt bei Martens, I, 311. Arneth, der das Datum der Unterzeichnung, den 13. Dezember 1732, bemängelt, aus dem Grunde, weil Prinz Eugen bereits am 4. Oktober 1732 in einem Schreiben an Seckendorf die Punktation bespricht, hat übersehen, daß der gegen Seckendorf ausgesprochene Tadel sich auf die im September abgeschlossene erste Punktation bezieht.

gesprochen werden, daß Oesterreich keinen Anstand nehmen werde, die Ratifikation zu vollziehen, sobald dieselbe von russischer Seite erfolgt sein würde.[1] „Wie erheblich auch die Bedenken an sich seien," heißt es in dem Vortrag, „dennoch in Weltsachen mehrmahlen das Gegenwärtige den Ausschlag gebe, das ist de die in diem operieret werden muß und wegen einer von dem Zukünftigen hergeleiteten Beisorge, das in dem widrigen Falle für jetzt zu befahren stehende Uebel, den König von Preußen zu verlieren, nicht außer acht gelassen werden kann." Der Kaiser genehmigte jedoch den Antrag der Konferenz nicht und forderte ausdrücklich die Beschränkung, daß gleichzeitig bezüglich Bergs ein Abkommen beantragt werden solle.[2]

Am 5. Februar 1733 lief die Nachricht von dem Ableben des Königs von Polen ein. Für diesen Fall, den man nicht erwartete, war die österreichische Gesandtschaft in Warschau mit bestimmten Weisungen bisher nicht versehen. Wilczek hatte bloß in einer Zuschrift vom 15. Januar Mitteilungen über mit Preußen und Rußland stattfindende Verhandlungen erhalten. Bei der Stimmung der maßgebenden polnischen Führer, der Potocki, Poniatowski und Czartoryski, besonders bei den zwischen diesen Familien herrschenden Eifersüchteleien erhoffte man mit Sicherheit, daß es gelingen dürfte, die Bestrebungen Frankreichs für Stanislaus Lesczinsky zu vereiteln. Hierauf beschränkte sich auch die dem österreichischen Vertreter in Warschau erteilte Weisung. Seit Monaten verhandelte man mit Preußen und Rußland über die Wahl Emanuels von Portugal; nun es sich darum handelte, für dieselbe thätig einzugreifen, meinte die Konferenz: man möge sich für ihn nicht „stark bloßlegen", auch anderen Kandidaten nicht alle Hoffnung benehmen, dem Kurfürsten von Sachsen nicht förmlich die Exklusive geben, um ihn nicht in die Arme Frankreichs zu treiben. Viel entschiedener als seine Ratgeber hielt der Kaiser an der Wahl des Infanten fest, doch auch er teilte die Ansicht der Konferenz, Wilczek bloß zu beauftragen, seine Haltung danach einzurichten, damit der Gewählte überzeugt werden könne, daß er seine Erhebung auf den Thron der Mitwirkung Oesterreichs zu verdanken habe.[3]

Man musterte jene Kandidaten, die vornehmlich in Betracht kommen könnten: den Fürsten Wiesnowiczki, der sich jederzeit für den Kaiser dankbar gezeigt habe; Sangusko, „ein Subjektum,

[1] Vortrag vom 4. Januar 1733. (Hf.)

[2] Dies geht aus einem späteren Vortrage hervor, jener vom 4. Januar ist vom Kaiser nicht signiert.

[3] Konferenz-Protokoll vom 5. Februar 1733. Marginal des Kaisers: Wegen des Infanten bleibt es vor Allem die limes umb die Wahl auf ihn fallen machen zu lassen, doch Sich nicht vor der Zeit bloszulegen und es so anzustellen, daß wer auch gewählt würde, erkennen mag, daß mit unserer Mithilfe geschehen. (Hf.)

das Anhang im Lande besitze, von welchem aber weder etwas Böses zu befahren noch Gutes zu hoffen stehe und sich daher nicht übel für Polen schicken würde"; dasselbe gilt von dem Kronmarschall von Mniseck, endlich wurde der Palatin von Kiew, Potocki, bezeichnet. Man beeilte sich, die in dem Vertrage von Rußland und Preußen festgesetzten 36 000 Dukaten nach Warschau zu übermitteln, suchte auch auf den Nuntius einzuwirken, damit der Papst für die Ausschließung Stanislaus' thätig sei, und wünschte auch England zu gewinnen.[1] An den Grenzen wurden Truppen zusammengezogen, die zum Einrücken für den Fall bestimmt waren, wenn es den Anhängern Lesczinskys gelingen sollte, dessen Wahl durchzusetzen. Man säumte auch nicht, den Primas davon zu verständigen mit der bestimmten Erklärung, daß man sich in das Wahlgeschäft nicht mischen wolle. Allerdings gewann es den Anschein, als ob durch die Ausschließung Lesczinskys die freie Wahl unterbunden würde, aber, lauteten die Argumentationen, der freien Wahl thue man keinen Abbruch, wenn man sich zum allgemeinen Besten der Christenheit einem solchen Subjekto widersetze, welches in so genauer Relation mit der ottomanischen Porte stünde; es sei zu verhindern, daß ein König den Thron besteige, von welchem zu besorgen stünde, daß er die Porte nun zum Bruche gegen die Christenheit anfrischen werde.[2]

Abgesehen von den genannten Persönlichkeiten, wimmelte es auch von anderen heimischen und fremden Thronkandidaten. Man sprach vom Fürsten Radziwil, man nannte den Prinzen Ferdinand von Bayern, den englischen Prätendenten Stuart, den Fürsten Jakob Sobiesky. Den Prinzen von Bayern stellte man in Wien in eine Linie mit Stanislaus, ja man zog letzteren sogar vor.[3] Ebensowenig erschien es im Interesse Oesterreichs, einen Stuart an der Spitze der Republik zu sehen. Dagegen fand Jakob Sobiesky Gnade, da dessen Genius nicht also beschaffen war, daß die Nachbarn Unruhe oder die Republik Gefahr für die Freiheit unter ihm zu befahren haben dürfte. Was endlich den Kurfürsten von Sachsen anbelangt, so stand noch Ende Februar fest, daß ein Kurfürst von Sachsen als König von Polen weder dem Kaiser, noch dem Erzhause, noch endlich der Republik anständig sei, allein es wurde doch die Klausel hinzugefügt, daß es nicht ratsam sei, ihm jeden Beistand schlechterdings zu versagen, noch weniger aber sich so zu äußern, daß man ihm keinen Vorschub leisten und ihn ausgeschlossen wissen wollte. Damals lauteten die aus Warschau einlangenden

[1] Referate vom 5. und 8. Februar 1733. (Hs.)

[2] Konferenzprotokoll vom 23. Februar 1733. (Hs.)

[3] Prinz Ferdinand, heißt es in einer Aufzeichnung, könne um so weniger für das Erzhaus ein anständiger König in Polen genannt werden, als er im Königreiche Böhmen ansehnliche Güter zu erwarten habe. (Hs.)

berichte dahin, daß der Kurfürst keine Aussicht habe. Es schien demnach gar nicht nötig, sich gegen ihn auszusprechen, da zu befürchten stand, daß eine offene Opposition den Kurfürsten bestimmen könnte, sich Frankreich in die Arme zu werfen.[1]

Indessen schon nach wenigen Tagen hatte sich die Sachlage geändert. Wilczek berichtete, daß der Kurfürst von Sachsen keine unbedeutende Partei für sich habe. Es fragte sich nun, welche Haltung Oesterreich einzunehmen habe, um die Bundesgenossen, Rußland und Preußen, zu gewinnen. Daß in Berlin keine Abneigung gegen den Kurfürsten vorhanden war, wurde von Seckendorf gemeldet. An dem Grundsatze, daß es nicht im Interesse Oesterreichs und der benachbarten Mächte liege, daß ein Kurfürst von Sachsen zugleich König von Polen sei, hielt man auch nunmehr fest, aber man fügte hinzu: „da mehrmals in Weltsachen, zumal, wo der Erfolg nicht von eigener, sondern von fremder Willkür abhängt, das minus malum den Ausschlag geben müsse und das Uebel von einem älteren Ursprung herrühre, was geschehen nicht zu ändern steht, so sei nicht minder andererseits nicht außer acht zu lassen, daß sich der Kurfürst mit Frankreich verbinden könnte, sei es, um durch Mitwirkung desselben die polnische Krone zu erlangen, sei es, um die Partei des Stanislaus mit dem eigenen Anhang zu verstärken, wodurch jedenfalls eine durchaus widrige Wahl bewerkstelligt würde." Das Uebel würde noch vergrößert, ja unheilbar werden, wenn der König von Preußen, wie Seckendorf meldete, die Absicht auf Kurland mit dem polnischen Wahlgeschäfte sollte vermischen wollen. Wenn es aber gelang, ein Abkommen mit Sachsen zu treffen, so konnten auf dem Reichstage mit Hilfe des Kurfürsten die französischen Machinationen zunichte gemacht und die Garantie der österreichischen Erbfolgeordnung durchgesetzt werden. Bei näherer Erwägung ergaben sich sogar nicht zu unterschätzende Vorteile bei einer Vereinbarung mit dem Kurfürsten. Kurpfalz würde es auch wohlfeiler als bisher geben, heißt es weiter; eine Verständigung zwischen Bayern und Sachsen würde künftig schwieriger sein und ein realer Nutzen sich bezüglich der Erbfolge in Mantua und der freien Schiffahrt auf der Elbe bedingen lassen.[2]

Der Kaiser stimmte diesen Darlegungen vollinhaltlich bei und beauftragte seine Minister, noch vor dem Zusammentritte mit den sächsischen Abgesandten die Kabinette von Berlin und Petersburg zu verständigen. Lützelburg und Zech fanden daher bei ihrem Erscheinen in Wien die volle Geneigtheit, mit ihnen in Verhandlung zu treten. Das Schreiben des Kurfürsten an den Kaiser

[1] Konferenzprotokoll vom 23. Februar 1733. (Hs.)
[2] Konferenzprotokoll vom 20. März 1733. (Hs.)

war darauf berechnet, Eindruck zu machen.[1] Die aus Warschau einlaufenden Berichte bestärkten das Wiener Kabinett darin, daß es wünschenswert sei, sich mit dem Kurfürsten zu verständigen. Der Infant von Portugal, wurde gemeldet, habe keine Aussicht, die Wahl eines Fürsten ohne Succession sei eine unsichere; die meisten Stimmen sprachen sich für Stanislaus oder den Kurfürsten von Sachsen aus. Kam es zwischen Frankreich und dem Kurfürsten zu einer Verständigung, so konnte nur durch Waffengewalt die Wahl eines der Genannten hintertrieben werden. Bei dieser Sachlage mußten alle etwa noch vorhandenen Bedenken gegen den Kurfürsten schwinden, und bei näherer Erwägung bot die Persönlichkeit desselben sogar große Beruhigung. Ohne die Begabung seines Vaters zu besitzen, flößte doch sein Charakter mehr Vertrauen ein. Allerdings hatte man bisher sich auch aus dem Grunde gegen eine Begünstigung Sachsens ausgesprochen, weil man es für wünschenswert hielt, die polnische Krone nicht dauernd in einem Hause zu belassen, damit das Wahlreich sich nicht zur Erbmonarchie umgestalte. In dieser Beziehung beruhigte man sich, im Hinblick auf die körperlichen Eigenschaften des nunmehrigen Kurprinzen, welche der Art seien, daß die Polen ihn schwerlich zum Nachfolger erkiesen würden. Endlich kam in Betracht, daß, im Falle August auf den polnischen Thron käme, er auch auf österreichisches Gebiet etwaige Ansprüche nicht werde geltend machen können, „da es den Polen aus Eifersucht für ihre Freiheit gewiß nicht wünschenswert sein würde, daß Sachsen allzumächtig werde“.[2]

Am 29. März fand die erste Zusammenkunft mit Lützelburg und Zech statt. Denselben wurde eine Denkschrift übergeben, welche gleichzeitig an Rußland und Preußen, sowie dem Vertreter Englands am Wiener Hofe, Robinson, mitgeteilt wurde. Auf die Ausarbeitung wurde alle Mühe verwendet, einerseits um dem Kurfürsten jeden Schein einer Beschwerde zu benehmen, sodann aber um weder in Warschau noch bei den Verbündeten anzustoßen.

Trotz der in Fluß befindlichen Verhandlungen mit Sachsen war man doch nicht gewillt, um jeden Preis die Wahl des Kurfürsten durchzusetzen. Die Nachrichten aus der polnischen Hauptstadt lauteten stündlich anders und zeigten fast in jedem

[1] Qu'Elle reiterait donc à présent les protestations qu'elle avait faite en personne à l'Empereur même, savoir qu'elle le considerait non seulment comme chef de l'Empire, mais comme un second père et qu'Elle se flattait qu'en échange S. M. J. ne retracterait pas les gracieuses assurances qu'Elle lui avait donner de bouche et par écrit de la regarder comme un fils — — — insistant surtout combien il importe au maintien de la religion catholique en Saxe et aussi bien qu'au système général de toute l'Allemagne que le dit royaume soit uni dans la même personne avec l'electorat. Aus der Instruktion an Lützelburg (Dresdener Archiv).

[2] Vortrag vom 24. März 1733. (Hs.)

Berichte ein anderes Bild. Hatte im März ein Piast fast keine Aussicht, gewählt zu werden, so hieß es im Mai, daß Stanislaus oder ein Piast den stärksten Anhang hätten und die Hoffnung des Kurfürsten nur darauf beruhe, daß die nordischen Mächte im vorhinein sich gegen Stanislaus aussprächen und unter den polnischen Großen Uneinigkeit bestünde. In Wien meinte man nun: eigentlich handle es sich nur um die Ausschließung des Stanislaus, alles übrige sei sekundär; komme daher ein Traktat mit dem Kurfürsten zustande, so solle für ihn nur in dem Falle eingetreten werden, wenn sich die Polen über die Person eines Piasten nicht zu einigen vermöchten, denn vor allem sei eine Verbindung des Kurfürsten mit Frankreich zu hindern. Hiernach mußte auch Wilczek sein Benehmen einrichten, um für den Fall eines Vertragschlusses mit Sachsen jene Persönlichkeiten in der polnischen Hauptstadt, welche keine Abneigung gegen den Kurfürsten hätten, und jene, die sich lieber für Stanislaus als für einen Piasten aussprechen würden, zu gewinnen. Keineswegs sollte er aber sich gegen einen Piasten erklären.

Die Verhandlungen mit Sachsen kamen nicht von der Stelle. Am 28. April hatte man den sächsischen Sendboten einen abgeänderten Vertragsentwurf übermittelt, am 5. Mai einige schriftliche Erläuterungen zugestellt, und erst am 7. Juni rückten diese mit einem Gegenprojekte hervor, welches nach der Ansicht der Wiener Staatsmänner „von Anstößigkeiten, bedenklichen und zweideutigen Klauseln, sowie von Kontradiktionen wimmelte". Augenscheinlich steuerte Sachsen darauf los, die Unterstützung Oesterreichs zu erlangen, ohne sich zu einer Gegenleistung anheischig machen zu wollen. Alsogleich wurde an Wilczek der Auftrag erteilt, seine Haltung zu ändern und einem Piasten das Wort zu reden. Die Antwort an Zech lautete hinhaltend.

Eine schwierigere Aufgabe wurde wohl selten einem Manne zu teil als dem Vertreter Oesterreichs in der polnischen Hauptstadt. Von Anfang an scheint er die Wahl des sächsischen Kurfürsten befürwortet zu haben und mußte nun den so oft wechselnden Stimmungen der Wiener Kreise nachkommen. Bald erhielt er den Auftrag, für Sachsen thätig zu sein, ohne jedoch dem heimischen Kandidaten alle Hoffnung zu benehmen, bald sollte er auf die Wahl eines Piasten seine gesamte Thätigkeit konzentrieren und nur die Ausschließung des Stanislaus zu bewerkstelligen suchen. Mancher gegen den Schwiegervater des Königs von Frankreich gesinnte Pole wurde infolge der schwankenden Haltung des österreichischen Vertreters in das Lager desselben getrieben. In Wien glaubte man durch diese Methode nach keiner Richtung Anstoß zu erregen und am leichtesten das vorgesetzte Ziel zu erreichen, denn wenn man auch zeitweilig von der Förderung Sachsens

Abstand nahm, mußte man die Miene annehmen, als erhebe man keine Einwendung, um England, welches einer Begleichung der Differenzen mit Sachsen das Wort redete, nicht zu verletzen, auf dessen Unterstützung bei einem etwaigen Kriege sichere Rechnung gemacht wurde.

Bei geschlossenem Vorgehen der drei nordischen Mächte würde man aller Wahrscheinlichkeit nach die Wahl des Stanislaus Lesczinsky verhindert haben, aber zwischen denselben bestand längst keine Einigkeit. Preußens Vertreter in Warschau hielt sich abseits und gab dadurch dem Wiener Kabinett Anlaß zu bitteren Klagen, da man von der Ansicht durchdrungen war, daß Preußen auf Grund der Verträge, wenn auch nicht zur Unterstützung eines bestimmten Kandidaten, doch zur Ausschließung des französischen Schützlings mitzuwirken verpflichtet sei, und was noch schlimmer war, man kam auch in Gefahr, Rußland zu verlieren. Ueber den Stand und Verlauf der Verhandlungen mit Sachsen hatte man weder in Berlin noch in Petersburg regelmäßig Mitteilung gemacht und an der Spree den Verdacht wachgerufen, daß man ohne Rücksicht auf Preußen auf eine Abmachung mit Sachsen lossteuere, an der Newa aber, wo man ebenfalls in erster Linie die Ausschließung des Stanislaus im Auge hatte, selbständige Maßnahmen veranlaßt, welche die eigenen kreuzten und das Wahlgeschäft noch mehr verwirrten.

In Petersburg nämlich hatte der Dezembervertrag ebenfalls Anstoß erregt. Löwenwolde hatte sich schon in Berlin geweigert, den Kurland betreffenden Artikel zu unterzeichnen, und das russische Kabinett zögerte mit der Ratifikation. Biron war entschieden dagegen, Ostermann und Löwenwolde dafür; ersterem gelang es, mit seiner Ansicht durchzudringen. Nach dem Tode Augusts verständigten sich Oesterreich und Rußland, die kurländische Angelegenheit vorläufig in der Schwebe zu lassen, weil man von einer Verlautbarung der betreffenden Abmachung einen üblen Eindruck auf die Polen und auf die anderen europäischen Mächte befürchtete und weil diese bei einem etwa ausbrechenden Kriege mit Frankreich eine Handhabe bekämen, sich jeder Hilfeleistung zu entziehen. Rußland befreundete sich auch mit dem bald darauf erfolgten Vorschlage Oesterreichs, die Wahl des Kurfürsten zu unterstützen, wenn derselbe den Forderungen der Mächte Genüge leistete. Als man jedoch wochenlang in Petersburg über die Wiener Verhandlungen ohne genaue Nachrichten blieb und ein Scheitern derselben befürchtete, faßte man den Entschluß, sich Preußens zu versichern und den Dezembervertrag zu ratifizieren, jedoch unter der von Oesterreich früher befürworteten Klausel, daß gleichzeitig die jülich- und bergische Angelegenheit geregelt würde. Die Nachricht von diesem Schritte lief in Wien ein, nachdem man mit

Sachsen handelseinig geworden war. Der herbe Tadel, den man nun über den damaligen Vertreter am russischen Hofe, Hohenholz, entlud, daß er verabsäumt habe, sich Birons zu bedienen, um die Ratifikation zu hindern, änderte an der Thatsache nichts. Eine Entscheidung über das nunmehrige Vorgehen mochte man nicht fassen, man wollte erst abwarten, ob sich Preußen mit der angehängten Klausel zufriedenstellen würde, und sich erst sodann entschließen, ob man darauf zu beharren habe oder nicht.

Auch in anderen Fragen bestand zwischen Oesterreich und Rußland kein völliges Einverständnis. In Petersburg hatte man sich entschlossen, einen Brief an den Primas über das bevorstehende Wahlgeschäft zu erlassen. Der Inhalt desselben entsprach völlig den Gesichtspunkten, welche in den nach Petersburg Mitte Monats Juni gesendeten Schriftstücken enthalten waren, nur war die Ausschließung des Stanislaus in schärferer Weise gefaßt, als in Wien genehm war. Sich auf solche unzweideutige Weise zu äußern, sagte man hier, habe man von jeher für bedenklich gehalten. Andererseits aber trug man Scheu, von der Uebergabe des Schreibens abzumahnen, um nicht den Verdacht zu erwecken, als ob man sich mit der Wahl Lesczinskys befreunden oder etwa alle Gehässigkeit auf Rußland wälzen wolle. Endlich trat auch bezüglich des Einrückens der Truppen in Polen eine Verschiedenheit der Ansichten hervor, zumeist dadurch veranlaßt, daß das Wiener Kabinett seinen Standpunkt im Laufe der Sommermonate vielfach wechselte. Von dem Anstande, Truppen nach Polen einrücken zu lassen, den man gegen die Septemberpunktation erhoben hatte, war man längst abgekommen, und im Juni hatte man sich mit dem Gedanken befreundet, daß, wenn kein anderes Mittel übrig bleibe, die Wahl des Stanislaus zu hintertreiben, Truppensendungen nach Polen zu erfolgen hätten.[1] An der schlesischen Grenze war schon seit Monaten ein Observationscorps zusammengezogen, welches zu diesem Behufe verwendet werden konnte. Bald stellte sich jedoch heraus, daß die Bildung einer Armee von 20000 Mann zum Schutze der Erblande in Böhmen ohne Schwächung des schlesischen Corps nicht bewerkstelligt werden könnte. Sowohl in Petersburg als auch in Dresden sollten nunmehr die Gründe dargelegt werden, welche Oesterreich von der Sendung von Truppen nach Polen abhielten, mit dem Hinweise, daß der gemeinsamen Sache mehr genützt würde, wenn Oesterreich anderweitig zur Abwehr eines von Frankreich zu gewärtigenden Angriffes die erforderlichen Anstalten treffe. Nachrichten aus Holland und England bestärkten die Wiener Kreise in dieser Auffassung, um den Verbündeten „allen Schein sich aus der Sache zu halten zu benehmen". Denn im Haag

[1] Vortrag vom 17. Juni 1733. (Hs.)

lehnte man es ab, für die Sicherstellung der Niederlande Vorsorge zu treffen, und erklärte, daß zum Schutz derselben gegen einen feindlichen Angriff von seiten Frankreichs die Neutralitätserklärung der Staaten das sicherste Mittel wäre. Dazu kam, daß man im Juli auf Preußens volle Mitwirkung nicht mehr rechnete und bloß die allianzmäßige Hilfe gegen Frankreich in Anspruch zu nehmen gesonnen war. Allein schon nach wenigen Tagen gewann man die Ueberzeugung, daß keine Aussicht vorhanden sei, in Warschau eine den verbündeten Höfen genehme Wahl ohne Anwendung der Waffen durchzusetzen. Schon längst wünschte man nun, daß russische Truppen die Grenzen der Republik überschreiten möchten, und lebte in regster Furcht, daß dieselben erst nach vollzogener Wahl des Stanislaus eintreffen würden. Denn ein Krieg mit Frankreich stand nach der in Wien herrschenden Meinung nicht für den Fall in Sicht, wenn unter Rußlands Mitwirkung eine andere Persönlichkeit als der Schwiegervater des Königs auf den Thron erhoben würde, sondern wenn die russischen Heere nach bereits erfolgter Wahl auf polnischem Boden erschienen. Nur bezüglich der österreichischen Truppen wünschte man eine Bethätigung zu vermeiden, schon im Hinblick auf Holland. Allerdings war in dem Vertrage von einem Einrücken die Rede, allein man meinte, Rußland hätte keine Ursache, sich zu beklagen, denn es verstünde sich von selbst, daß man bloß für den Fall zur Hilfeleistung verpflichtet sei, wenn man die Truppen zur eigenen Verteidigung nicht benötige; nun aber sei ein Angriff von Frankreich zu befürchten, und man müsse daher über die militärischen Kräfte anderweitig verfügen. Ob derartige Vorstellungen am russischen Hofe Anklang finden dürften, war zweifelhaft, und zur Einflußnahme auf die russischen Kreise wurde die Unterstützung Robinsons in Anspruch genommen, damit auch Wodworth diese Gesichtspunkte in Petersburg energisch hervorheben möge. Und selbst für den Fall, daß ein Krieg mit Frankreich nicht vermieden würde, auch wenn österreichische Truppen nicht in Polen einrückten, gebot die Rücksicht auf Holland und England, deren Hilfeleistung bei einem Kampfe angestrebt wurde und denen alle Ausflucht, als ob der Bündnisfall nicht vorhanden wäre, benommen werden sollte, diese Zurückhaltung. Eine vollständig ablehnende Antwort erteilte man aber Rußland nicht. Ein größeres Truppencorps an der schlesischen Grenze sollte zusammengezogen werden und Graf Wilczek die Weisung erhalten, wenn der russische Vertreter in Warschau sich den Vorstellungen Oesterreichs unzugänglich erweise, alsogleich einen Kurier abzuschicken, um sodann die weiteren Entschlüsse fassen zu können, da die Konjunktur vielleicht die Einrückung der Truppen sodann als dienlich erscheinen lassen könnte.[1]

[1] Vortrag und Konferenzprotokoll vom 3. August 1733. (Hj.)

Zwischen Löwenwolde und Wilczek kam es zu harten Auseinandersetzungen. Der Vertreter Rußlands heischte unbedingt, daß österreichische Truppen zwischen dem 21. und 22. August auf polnischem Boden erscheinen sollten. Rundweg erklärte er, daß die Haltung Oesterreichs Mißtrauen zu erwecken geeignet sei. Nie habe man sich geweigert, hieß es nun in den Weisungen an Wilczek, österreichische Truppen in polnisches Gebiet einrücken zu lassen, sondern nur über das Wie und Wann Zweifel gehegt. Nach Beginn der Feindseligkeiten mit Frankreich walte dagegen gar kein Bedenken ob, und für Rußland sei es doch gewiß ersprießlicher, wenn sich Oesterreich des Beistandes der Bundesgenossen versichere, als es das frühere oder spätere Erscheinen österreichischer Heeresteile sein könne. Auch habe man sich dazu nur anheischig gemacht, wenn die russischen Truppen bereits so nahe wären, daß eine Verbindung mit denselben möglich sei, was gegenwärtig noch nicht der Fall wäre. Um Löwenwolde zu beschwichtigen, wurde Wilczek beordert, demselben Mitteilung zu machen, daß nunmehr alle Vorkehrungen und Verabredungen mit Sachsen bezüglich der Truppensendung getroffen seien. Nochmals sollte der österreichische Gesandte die vorläufige Fernhaltung Oesterreichs mit allen möglichen Gründen beleuchten, falls dieselben aber fruchtlos blieben, wäre von zwei Uebeln das kleinere zu wählen und der Gesandte zu bevollmächtigen, dem Kommandanten des schlesischen Truppencorps die Weisung zum Einrücken zu erteilen.

Und endlich waltete noch eine Differenz zwischen Oesterreich und Rußland ob. Löwenwolde bestand darauf, daß, wenn auch Stanislaus durch freie und einstimmige Wahl auf den Thron erhoben würde, Oesterreich und Rußland denselben verdrängen sollten. Soweit, behauptete man nun in Wien, erstrecke sich die Verbindlichkeit nicht, nur auf den Fall einer Scission des polnischen Wahlgeschäftes laute die Vereinbarung. Allein es schien nicht angezeigt, diesen Standpunkt scharf hervorzukehren, da es nicht wahrscheinlich war, daß Stanislaus nach erfolgtem Einrücken russischer Truppen einstimmig aus der Wahlurne hervorgehen würde, und wenn wider Vermutung diese Eventualität doch eintrat, hielt man es noch immer an der Zeit, nach Beschaffenheit der Verhältnisse einen Entschluß zu fassen.[1]

In Petersburg war man über den Bundesgenossen höchst gereizt. Die russischen Staatsmänner ergingen sich in lauten Klagen, daß Oesterreich die ganze Last Rußland aufbürden wolle. Ostermann strömte von Lob für Preußen über, was um so bitterer in Wien empfunden wurde, als hier der verwirrte Zustand des polnischen Wahlgeschäfts Preußen in die Schuhe geschoben wurde. Mit Gleichgültigkeit und Gelassenheit, klagte man in Wien, sehe

[1] Konferenzprotokoll, Wiener Neustadt, 21. August 1733.

man in Petersburg alles an, was Preußen thue, während die Standhaftigkeit und das aufrichtige Verfahren Oesterreichs nicht nur verkannt, sondern im Gegenteil alles verdreht und bedrohliche Ausdrücke gebraucht würden. [1]

Während man sich abermals anschickte, Beschwichtigungsnoten nach Petersburg zu schicken, um die erregte Stimmung gegen Oesterreich zu dämpfen, fiel in Warschau die Entscheidung. Stanislaus war verkleidet in der polnischen Hauptstadt eingetroffen, und unter gewaltigem Jubel erfolgte die Wahl (12. September). Erst am 29. September erschienen russische Truppen vier Meilen von Praga, und am 5. Oktober wurde hier August III. zum König ausgerufen. Stanislaus wich der Uebermacht und zog sich nach Danzig zurück. Vielleicht hätte Oesterreich nach erfolgter Wahl des französischen Günstlings unter gewissen Bedingungen sich mit derselben befreundet, aber das Eingreifen Rußlands ließ keine Wahl, selbst wenn Frankreich nicht entschlossen gewesen wäre, die Gelegenheit zu einem Kriege mit Oesterreich zu nutzen.

Wurde nun auch, namentlich seit dem Hochsommer, ein Zusammenstoß mit Frankreich fast als unausweichlich in Rechnung gezogen: der Umstand, daß man monatelang ein kriegerisches Vorgehen des französischen Staatsmannes in ernste Zweifel zog und den Stimmen jener Gehör gab, welche denselben als von friedlichen Gesinnungen erfüllt darstellten, trug viel dazu bei, daß Oesterreich im entscheidenden Augenblicke nicht vollständig gerüstet war und daß die zur Verfügung stehenden militärischen Kräfte keineswegs ausreichten, am Rhein und in Italien mit genügender Macht erscheinen zu können. Noch rechnete man auf eine kräftige Unterstützung Hollands und Englands, welche während der Verhandlungen mit Sachsen einer Begleichung der Differenzen das Wort geredet und dazu beigetragen hatten, das Wiener Kabinett in der Ueberzeugung zu bestärken, daß bei einem Kriege mit Frankreich die erwartete Hilfeleistung nicht fehlen werde. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß diese Erwartung die Haltung gegen den Nachbarstaat beeinflußte, dessen entschiedene Mitwirkung von unleugbarem Vorteile auf den ganzen Gang der Kriegsereignisse gewesen wäre.

[1] Vortrag vom 14. September 1733. (Hs.)

Ludwig I. von Bayern und Karl Haller von Hallerstein.

Von

Karl Theodor Heigel.

„Aus der Tiefe quillt das Licht!“ Welche Fülle von Kunstschätzen ist in den letzten Jahren aus hellenischem Boden zu Tage gefördert worden! Die Nationen wetteifern in kühnen Unternehmungen. Die altehrwürdigen Kultus- und Kulturstätten Delos, Dodona, Ephesus haben ihre Thore wieder aufgethan, heute für eine Gemeinde, welche nicht die Götter, aber das Göttliche sucht. Was für Winckelmann nur das Ziel frommer Wünsche gewesen, ist heute erreicht. Das alte Ilion ist gefunden; über den Heiligtümern am Alpheios wölbt sich wieder der Himmel; die Hypogäen zu Mykenä, die vermeintlichen Thesauren der Atriden, sind als Königsgräber erkannt; mit den Funden von Pergamon beginnt eine neue Aera in der Geschichte der Plastik.

Nur das zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts war an ähnlichen glücklichen Entdeckungen annähernd so reich wie unsere Tage, und mit jenen Unternehmungen ist der Name des kunstsinnigsten deutschen Fürsten, Ludwigs I. von Bayern, aufs innigste verknüpft.

Was soll man dazu sagen, wenn Gervinus in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts behauptet, König Ludwig habe den Mangel an eigentlichem Kunstsinn dadurch dargethan, daß er sich um die Altertümer Griechenlands gar nicht kümmerte! Der Vorwurf wird schon durch die eine Thatsache entkräftet, daß die Wirksamkeit des Begründers systematischer Forschung in Griechenland, Ludwig Roß, auf die Initiative König Ludwigs zurückzuführen ist. Aber schon viel früher, als noch wenige im Geiste Winckelmanns die Denkmäler hellenischer Kunst hochhielten, war Ludwig bemüht, den Reliquienschatz der Antike zu vermehren und der historischen und ästhetischen Bildung neue Gebiete zu erschließen. Er selbst durchforschte die klassische

Litteratur, um Einsicht zu erlangen, wo von Ausgrabungen günstiger Erfolg zu erwarten sei, und wenn auch der Gewinn nicht sofort den Hoffnungen entsprach, die Fährten waren richtig.

Größeres würde er erreicht haben, wenn nicht eben der Mann, dem er die wichtigsten Aufgaben zugedacht hatte, Karl Freiherr Haller von Hallerstein, inmitten der Arbeit vom Tode ereilt worden wäre.

Ein liebenswürdiger, ein echter Künstler!

An seine Beziehungen zu dem genannten Fürsten möchte ich erinnern, weil ich aus dem schriftlichen Nachlaß beider neues, für die Geschichte der Kunst nicht unwichtiges Material zu bieten habe.

Die eigenhändigen Briefe Ludwigs werden gegenwärtig in der Bibliothek des Bayrischen Nationalmuseums verwahrt (vgl. Zeitschrift für bildende Kunst, 18. Bd., S. 161), die Konzepte, sowie Tagebücher, Memoranda ꝛc. Hallers — wie mir Herr Professor Bergau gütigst mitteilte — in der Straßburger Universitätsbibliothek. Die Direktoren der genannten Institute, Herr von Hefner-Alteneck und Herr Dr. Barack, stellten mit bekannter Liberalität das gesamte Material zur Verfügung.

Karl Haller Freiherr von Hallerstein ist auf Schloß Hilpoltstein bei Nürnberg, wo sein Vater Pfleger in nürnbergischen Diensten war, am 10. Juni 1774 geboren. Seine Jugend war, wie er selbst in einer von Bergau veröffentlichten kurzen Autobiographie erzählt, sonnig und glückverheißend. Als Edelknabe am nassauischen Hofe gewann er die Gunst des regierenden Fürsten und die Freundschaft des Erbprinzen. Sobald letzterer zur Regierung gelangte, berief er seinen Liebling, der inzwischen die Karlsschule in Stuttgart absolviert hatte, ohne indes für ein Fachstudium sich entschieden zu haben, in seine nächste Umgebung. Der jähe Tod des Fürsten setzte aber den Hoffnungen Hallers alsbald ein Ende. In den dürftigsten Verhältnissen nahm dieser in Berlin seine Studien wieder auf, um sich zum Architekten auszubilden. Erst nach Jahren gelang es ihm, in Nürnberg, das inzwischen an Bayern gekommen war, die Stelle eines Bauinspektors zu erhalten, aber seine Seele war in Italien, und so sah er den Weg zum Glück sich erst geöffnet, als ihm 1808 durch Vermittelung des Kronprinzen Ludwig ein längerer Reiseurlaub erteilt ward. Zu Fuß, mit sehr geringen Geldmitteln ausgestattet, wanderte er nun von München bis Rom, für alle Mühsale und Entbehrungen durch die künstlerischen Genüsse unterwegs entschädigt und in seinen kühnen Erwartungen am Ziele nicht enttäuscht. „Ein achtzehnmonatlicher Aufenthalt konnte mich nicht nur nicht sättigen, sondern jeder neue Tag zeigte mir es mit dem nämlichen, ja ich möchte sagen neuen Reiz." In Reisebriefen an eine Freundin wird er nicht müde, das einzige Rom zu rühmen. Eine Beschreibung der Villa Ludovisi mit ihren

berühmten Schätzen zeigt ihn als feinfühligen Kenner; Schilderungen des römischen Karnevals, einer Fußreise ins Albanergebirge und anderer Scenen gewähren Einblick in eine echte, in den bunt wechselnden Genüssen des römischen Lebens schwelgende Künstlernatur. Obwohl heimisch im Kreise der verbannten Götter, ließ er auch den Zauber des christlichen Rom ganz und voll auf sich einwirken. Die Kirchenfeste der Karwoche wandeln ihn zum Schwärmer. „Stellen Sie sich einmal," schreibt er, „vor den Hochaltar im majestätischen Dom von St. Peter, wo um das mit 100 Lampen gleich einem großen Strahlenkranz ununterbrochen beleuchtete Grab des Schutzheiligen Massen von Betenden in stummer Andacht gebückt liegen und ihre Seelen himmelwärts erheben, währenddem in der entferntesten Kapelle das Miserere von Allegri, Pergolese oder Singarelli wie ein Gesang von himmlischen Heerscharen angestimmt tönt und Aller Herzen zur frömmsten Andacht rührt — oder treten Sie, nachdem das zum Ave Maria ertönte Geläute aller Glocken der Hunderte von Glockenthürmen das Hinabsinken der Sonne begleitet hat, und der eben im stillen Frieden aufsteigende Mond den von der Menge von colossalen Säulen umzirkten Platz von St. Peter mit seinem egyptischen Obelisk und bis zum Wunderwerk emporschäumenden beyden Fontainen zur magischen Wirkung zu beleuchten angefangen hat, treten Sie in diesem Augenblick vor die sich öffnenden Pforten des Domes, und Sie sehen wie ein Gebild aus einer anderen Welt das zu einer einzigen Sternenmasse gewordene Kreuz aus dem ungeheuern dunkeln Raum der Kuppel vorleuchten — kann man schöner im Bilde die Worte Christi ausdrücken: Kommt alle zu mir, ich bin das Leben und das Licht..." Freilich blieben seine Freuden nicht ungetrübt. „Gott allein weiß es, daß auch oft die schwersten Sorgen so auf mich wirken, daß ich mitten im herrlichen Rom die in der kühlen Erde an der Pyramide des Cestius friedlich ruhenden Glaubensgenossen sehnend beneide." Als sich aber im Sommer 1810 einige Freunde zu einer Forschungsreise nach Griechenland anschickten, bot sich Hilfe zur rechten Zeit. Der bayrische Gesandte in Rom, Bischof Häffelin, der in der Geschichte der Konkordatsverhandlungen Bayerns mit dem römischen Stuhl keine rühmliche Rolle spielte, hatte — es darf auch dies nicht vergessen werden — für die Kunst Verständnis und für die Künstler eine offene Hand. Auch Haller erhielt von ihm ein Darlehen, das den Anspruchslosen in den Stand setzte, mit den gleichgesinnten, gleich hochgestimmten Freunden die Heimat klassischer Kunst zu besuchen.

Zwei Dänen, Bröndsted und Koes, die sich unter Anleitung von Bast, Hase, Coray und anderen tüchtigen Hellenisten in Paris und Rom gründlich vorbereitet hatten, der livländische Edelmann von Stackelberg, der in Göttingen studiert hatte und ein trefflicher

Zeichner war, der Landschaftsmaler Linckh aus Kannstatt und unser Haller begaben sich im Juni 1810 über Korfu und Korinth nach Athen. Zunächst beabsichtigten sie die Herstellung und Herausgabe eines großen Bilderwerks über Griechenland. Wechselseitig durch Kenntnisse und Talente sich zu unterstützen, war der Zweck der Vereinigung. Bröndsted hat von jener Reise, welche so wichtige Entdeckungen zur Folge hatte, eine ausführliche Schilderung entworfen. Vor allen Genossen scheint ihm Haller des ungeteilten Lobes wert, „ein Charakter, wie man ihn nur im Plutarch oder im Tacitus, aber kaum im wirklichen Leben der Gegenwart zu finden hoffen kann“. Pflichteifer, von einer an Uebertreibung streifenden Strenge, war der hervorstechende Zug, ἑαυτὸν τιμωρούμενος nannten ihn die Freunde. Die Anstrengungen der Reise wie der Arbeit und wiederholte Fieberanfälle schwächten seinen Körper, er magerte zum Skelett ab, war aber trotzdem der Thätigste, der Unermüdliche, so daß Bröndsted ihm das Lob zuerkennt, das Xenophon dem Lakedämonier Diphridas widmet: „Vergnügungen der Sinne hatten keinen Teil an ihm, aber jede Arbeit, der er sich hingab, war schon gethan.“ In Athen schloß sich der Engländer Cockerell, der auf der troischen Ebene Ausgrabungen und Messungen vorgenommen hatte, aufs engste an Haller an; auch Scott, Douglas und andere Briten beteiligten sich vorübergehend an Unternehmungen der Künstlerkarawane. In den Wintermonaten studierte man diejenigen Schriften der Alten, welche zur Aufsuchung verschollener Kunstdenkmäler Anhaltspunkte boten, vor allem die Periegesis des Pausanias. „Den gründlichen Studien Hallers und Cockerells über die Bauten der Alten,“ sagt Bröndsted, „verdanken wir den Anstoß zur Auffindung der Tempel von Aegina und Phygalia, ja bis zu gewissem Grad auch zur Ausgrabung von Karthäa.“

Im Frühjahr 1811 besuchten Haller, Bröndsted, Linckh und der englische Architekt Foster die Insel der Aeakiden, Aegina. Auf dem Höhenzuge, der sich Attika gegenüber erhebt, verweilten sie monatelang unter Zelten auf dem Trümmerfeld eines Tempels, den sie für das berühmte Nationalheiligtum des panhellenischen Zeus hielten; erst durch Stackelbergs Untersuchungen wurde festgestellt, daß es derjenige Tempel der Athene, an welchem einst die siegesfrohen Insulaner die Schnäbel der Schiffe der unterworfenen Samier aufgehängt hatten. Die Beharrlichkeit und die Unerschrockenheit, womit sie das verwilderte Eiland durchforschten, wurden köstlich belohnt. Unter Schutthaufen fanden sie die heute unter dem Namen der Aegineten weltbekannten Statuen, die — nach Brunns Erklärung — unmittelbar nach der Schlacht bei Salamis zum Dank für die Befreiung von Fremdherrschaft im Giebel des Tempels aufgestellt worden waren. Der Fund machte sofort großes Aufsehen.

Ein englischer Reisender bot auf den Anteil Hallers und Lindhs zweitausend Pfund Sterling, aber Haller, obwohl des Geldes mehr denn je bedürftig, war nicht zu bewegen, seinen Anteil zu verkaufen, ohne ihn vorher der Regierung, die ihn unterstützt hatte, angeboten zu haben.

Noch ein zweiter, nicht minder wichtiger Fund glückte im nämlichen Jahre.

Eine Stelle des Pausanias, dessen Glaubwürdigkeit sich durchaus bewährte, veranlaßte unsere Forscher, sich nach Phygalia im alten Arkadien zu begeben. Auf dem Berge Kotylius bei Bassä, in wilder Bergeinsamkeit, wo heutzutage die Laubhürde eines Hirten das einzige Zeichen menschlicher Kultur, erheben sich, inmitten von Gestrüpp und überragt von Eichen, die zierlichen Säulen einer Ruine. Es ist der Tempel des Apollo Epikurios, ein Werk des Iktinos. Erdbeben hatten den Bau zerstört, räuberische Gäste die Ruine so gründlich geplündert, daß Getrümmer, Schutt und Scherben den ganzen Berg bedeckten. Schon 1770 hatte ein französischer Reisender, Bocher, dies Chaos zu untersuchen begonnen, war aber von Banditen ermordet worden. Während nun Haller auf dem Trümmerfelde umherspähte, wurde er gewahr, daß ein Fuchs zwischen dem Gestein verschwand. Die Reisenden spürten nach, und siehe! Reineke hatte sich auf einem Relief, das die Verfolgung von Lapithen durch Centauren darstellt, ein bequemes Lager bereitet. Offenbar hatte man ein Stück des berühmten Frieses vor sich, der schon im Altertum als Kunstwerk von lebendigster Auffassung und kühnster Bewegung berühmt war. Die Freunde waren zur Hoffnung berechtigt, daß sie auch die übrigen Teile des Frieses finden würden, und wollten sofort mit einer gründlichen Untersuchung des Platzes, nötigenfalls mit Ausgrabungen beginnen; aber die Archonten des benachbarten Städtchens Andrizene, in dessen Bezirk der Tempel gehört, verweigerten die Erlaubnis, sogar der sonst wunderthätige Bachschisch blieb wirkungslos, und da überdies der Winter bevorstand, blieb vorerst nichts übrig, als nach Athen zurückzukehren.

Hier wurde Haller freudig durch ein eigenhändiges Schreiben des Kronprinzen Ludwig überrascht, das ihm Unterstützung für die Gegenwart und schätzbare Aussichten für die Zukunft eröffnete. Der Kronprinz hatte schon seit 1805 mit Sammlung von Antiken begonnen; durch Dillis hatte er das Museo des Hauses Bevilacqua in Verona, durch Martin Wagner und die Gebrüder Camuccini Antiken aus den Palästen der Familien Braschi, Ruspoli, Rondanini, Barberini u. s. w. erworben. Die Kunde von der Auffindung wertvoller Werke auf griechischem Boden lenkte seine Aufmerksamkeit dorthin. Er beauftragte Haller, auf seine Rechnung wenigstens noch fünf Monate lang in Griechenland zu bleiben, und wies ihm zu Nachgrabungen 4000 Gulden, zu Ankäufen 7000 Gulden an.

„Nur ausgezeichnet schöne Werke" sollen erworben werden, darunter womöglich die beiden über den Metopen des Parthenon befindlichen Pferdeköpfe. „Bei diesem wichtigen Geschäft," schrieb Martin Wagner (20. August 1811) an Haller, „ist die größte Verschwiegenheit zu beobachten. Außer mir weiß Niemand eine Silbe davon. Selbst dem Bischof Häffelin in Neapel soll es ein Geheimniß bleiben." Hocherfreut nahm Haller den Antrag an. Am 10. Dezember begann er — die Daten sind seinem Tagebuch entnommen — mit Nachforschungen in Gräbern vor dem Thebanerthor, und schon einige Tage später konnte er Wagner mitteilen, daß ihm die Auffindung einer ziemlich großen Marmorvase mit schönen Basreliefs gelungen sei. Größeres aber sei auf Aegina erreicht und in Phygalia zu erhoffen; die Angebote für die Aegineten seien fortwährend im Steigen begriffen, doch gelte ihm als erste Bedingung, daß die interessanten Werke nicht dem Vaterland verloren gehen dürften. Wegen des Ankaufes wurde nun auch zwischen dem Kronprinzen selbst und seinem Sekretär Kreuzer, Martin Wagner und Haller eifrig korrespondiert. Die Erwerbung war dadurch erschwert, daß sich vier Finder in das Eigentumsrecht teilten und jeder die Statuen seinem Vaterland zuzuwenden wünschte. Das Verdienst der Erwerbung des seltenen Schatzes soll dem ehrlichen Wagner nicht verkümmert werden, aber auch die Uneigennützigkeit, womit Haller immer wieder die höheren Angebote englischer und russischer Sammler zurückwies, soll unvergessen bleiben.

Auch der Gewinn des phygalischen Frieses war für den Prinzen, wie für Haller eine Herzenssorge. Durch österreichische Vermittelung wurde Veli Pascha, Gouverneur von Morea, bewogen, Haller und seinen Gefährten, zu denen sich auch der Berliner Gropius gesellte, Nachgrabungen zu Bassä zu gestatten, dagegen mußten sie sich verpflichten, dem Pascha die Hälfte jedes Fundes abzutreten. Da Ludwig einen namhaften Teil der Kosten der Expedition bestritt, beanspruchte er für sich ein Sechsteil des Fundes und für den Fall, daß die Kunstschätze in fremde Hände übergingen, einen Gipsabguß.

Durch die Ausgrabungen ward es in den sonst so stillen Waldschluchten laut und lebendig. Die Eingeborenen, heute noch gutmütig wie zu Theokrits Zeiten, unterstützten gegen mäßiges Entgelt die Fremden in ihren Bemühungen, Steine, deren hoher Wert ihnen gänzlich unverständlich, ans Tageslicht zu fördern. „Wohl lebt noch jetzt unter ihnen der Ruf der Hellenen," sagt Stackelberg, dem wir Beschreibung und Zeichnung der Bildwerke verdanken, „mit diesem Namen bezeichnen sie alles Helden- und Riesenmäßige, aber weit entfernt, sich selbst als Erben der Glorie früherer Bewohner einzusetzen, worin sich hingegen das Selbstgefühl der anderen Griechen auch jetzt nicht verleugnet, hält der

einfache Sinn dieser Hirten die Hellenen für Vorfahren der Franken, für kunstfertige Fremde, die einst im Besitz ihres Landes waren, und erklären sich hieraus die häufigen Besuche der reisenden Europäer und den Wert, welchen diese auf alle von jenen herrührenden Ueberbleibsel legen.“ Nach Tagesarbeit gab es frohe Feste. Da zeigten die Arkadier ihren Wirten den Ziehreigen und die Pyrrhiche, und der Musikfreund Stackelberg konnte artige Volkslieder und Tanzmelodien aufzeichnen. Und an Anlaß zu Freude und Festen war kein Mangel, denn alle Marmorplatten des Frieses wurden aufgefunden, und die lebendige Auffassung, die Leichtigkeit der Bewegung, die Mannigfaltigkeit der Motive dieser Reliefs bewiesen, daß Pausanias sich keiner Uebertreibung schuldig machte, wenn er den Apollotempel zu Bassä als einzigen Nebenbuhler des Tempels zu Tegea im ganzen Peloponnes gelten lassen wollte.

Auch diesmal entschlossen sich die Finder zu einem allgemeinen Ausgebot. In einer Beilage des Zantischen Zeitungsblattes im September 1812 wurde die erste Beschreibung bekannt gemacht und den Kauflustigen eine zweijährige Frist eingeräumt. Schon vorher hatte Haller den Prinzen unterrichtet und dringend aufgefordert, sich die herrlichen Antiken nicht entgehen zu lassen. Ludwig war auch durch den hohen Preis von 60000 Scudi nicht abgeschreckt. Wagner mußte für ihn in Zante Umrisse des Frieses aufnehmen; die Zeichnungen wurden 1814 in Rom herausgegeben, werden jedoch von Stackelberg als mißlungen getadelt. In allen Briefen des Prinzen und Hallers, deren jeder aus ungefähr zehn bis dreißig Frag- und Antwortpunkten zusammengesetzt ist, wird diese Frage erörtert. Der Ankauf kam jedoch nicht zustande, in erster Linie wohl aus Rücksicht auf den bevorstehenden Krieg. Am 10. August 1813, als es schon nicht mehr fraglich war, daß auch Bayern in den Bund der Mächte gegen Napoleon eintreten werde, schrieb Ludwig: „Die Zeitumstände bewegen mich, Ihnen zu sagen, daß ich für das phygalische Fries keine 60000 spanische Tolleris gebe. Selbst, sollte es zu keinem Kriege kommen, hat sich schon hinlänglich widriger Einfluß geäußert auf mich, wie ich denn im Begriffe, mit meiner Hofhaltung nach Augsburg in wenigen Tagen zu ziehen zu meinem einstweiligen Aufenthalt. Es müßte der Preis äußerst gemindert werden (schreiben Sie mir den niedrigsten), dann vielleicht mache ich den Erwerb, doch bekommen Sie keinen von mir später geschriebenen Brief, Auftrag dazu enthaltend, so ist es ein Zeichen, daß ich ihn nicht machen will.“

Noch eine andere Erwägung war dabei maßgebend. Die englische Regierung war willens gewesen, die Aegineten zu erwerben. An dem für die öffentliche Versteigerung anberaumten Tage war denn auch Mr. Combe, der Agent des Britischen Museums, in Malta eingetroffen, aber nicht ein einziger von den Eigentümern.

Die Wahrheit war: sie hatten die Skulpturen inzwischen unter der Hand an den Kronprinzen von Bayern verkauft. Unter anderen Umständen würde vermutlich die englische Regierung Lärm geschlagen und auf Vornahme der angekündigten öffentlichen Versteigerung bestanden haben; dem kunstsinnigen Fürsten zuliebe verzichtete sie jedoch auf weitere Schritte. Als sie nun ihre Absichten auf die phygalischen Marmortafeln kundgab, trat artiger Weise der Prinz zurück. So wurde denn, wie Haller am 3. Mai 1814 dem Prinzen anzeigte, der ganze Fries zu Zante für das Britische Museum erstanden.

Ludwig setzte auf Olympia, wo der Hain Altis mit heiligen und profanen Denkmälern überfüllt gewesen war, die größten Hoffnungen. Haller teilte dieselben nur in bedingter Weise. „Grabungen in Olympia könnten allerdings von sehr interessanten Folgen seyn, wenn auch nicht in Auffindung vorzüglicher Bildhauerwerke, von denen wohl schon zur Zeit der Römer das Beste weggekommen seyn mag, doch in Rücksicht architektonischer Entdeckungen, vorzüglich in den Ruinen des Jupitertempels.“ Die erheblichen Kosten schreckten ihn ab, denn mindestens acht Fuß unter dem heutigen Boden befinde sich der antike. Schon im vorigen Jahrhundert hatten sich die Engländer Chandler, Gell, Dodwell u. a. mit Messungen einiger Ruinenreste begnügen müssen. Auch Cockerell hatte das Gestade des Alpheios untersucht; namentlich auf seines Freundes Gutachten sich stützend, erklärte Haller, von Ausgrabungen in Olympia könne man sich nur, wenn sie in großartigem Maßstabe ins Werk gesetzt würden, lohnende Ausbeute versprechen.

Die Wintermuße benützte Haller zu Ankäufen von Antiken in Athen. Er erwarb mehrere heute in der Glyptothek aufgestellte wertvolle Artefakte, unter anderen die altertümliche Büste des bärtigen Bakchos, eine Marmorvase aus Rhodus, die Graburne des Onesimos, ein Fragment vom Erechtheion und einige kleine Reliefs.

Aber auch dem schaffenden Künstler gedachte Ludwig ein Feld der Thätigkeit zu eröffnen.

Am 27. Juni 1813 schrieb Ludwig an Haller, er habe vor, zwei große Bauten in griechischem Stil aufführen zu lassen, das eine zur Bergung der in Italien und Griechenland erworbenen Antiken, das andere zur Aufstellung von Büsten berühmter Deutscher, gleichsam als Ehrentempel für den deutschen Genius. Er wünsche, daß von den besten Architekten Deutschlands Pläne gefertigt werden möchten, vor allen aber auch Haller seinem Unternehmen näher trete; deshalb wolle er ihm zuerst sein Projekt klarlegen. Bis ins geringste Detail wird nun auf alles und jedes eingegangen, was er an und in den Gebäuden angebracht wissen will. Man sieht, der Plan zur Walhalla stand in ihm schon völlig fest. „Werde wahrscheinlich einen Preis für den besten Plan zu solchem Bau

(Glyptothek) aussetzen, wie zu jenem für ein Gebäude, bestimmt, daß 100 Büsten darin aufgestellt werden, Raum aber muß gelassen werden zu größerer Zahl; Plätze für die 100 aber sind gleich darin anzugeben, ferner für die Rahmen von 20 bis 30, auch für 10 mehr, von welchen Menschen keine Bildniße vorhanden, entweder in Denksteine gegraben, oder anzugeben, auf welche andere Weise Sie vorzögen, selbe zu verewigen in diesem Gebäude, welches gleichfalls nur ein Geschoß, aber auch nur eine Halle bildet, welche, fänden Sie es gut, durch aufgehängten Teppich, nicht aber durch Mauer zu theilen wäre; ob eben auch dieses zu geschehen, hängt von Ihrem Ermessen ab. Aber rein griechischer Styl muß dieses gleichfalls seyn, durchaus, und wie an jenem Gebäude, auf der Decke innerer Verzierung, wie daß sie auch von außen rein antik sey. Da nur Büsten in dieses letzte Gebäude kommen, so meyne ich, doch ohne daraus Bedingung zu machen, es würde gut stehen, zöge sich ein Fries innen herum. Gesetzt, es wäre am besten, ihm Licht ertheilen zu lassen, wie vielen antiken Tempeln, daß sie nähmlich z. Th. offen, so würde unser Klima kein Hinderniß seyn, weil in der Höhe Glas anzubringen, das nicht bemerkt wird: denn unten, wo es gesehen wird, erzeugt es einen Mißstand an solchen Gebäuden, die Einheit störend, da es die Masse unterbricht. Breite und Länge nicht vorgeschrieben, aber ein großes Gebäude soll es geben; ausgezeichnet in Allem, angemessen dem Angegebenen, was der Bau enthalten soll, muß das Innere werden. Länglichtes Viereck mit sich herumziehender Säulenvorhalle (Peristyl), gerinnt in dorischer Ordnung, wäre am schönsten, einem griechischen Tempel soll es gleich sehen. Daß die Büsten gut beleuchtet werden, darauf wohl Bedacht zu nehmen; daß sie es auch des Nachts werden können, hierzu wären die Vorkehrungen gleich anzugeben, so wie die Alten ihre Tempel bei nächtlicher Feyer erhellt. In diesem Gebäude sind keine Gemächer für den Wärter anzubringen; wohl aber ein paar andere zum beliebigen Gebrauche, z. B. Stühle zu enthalten, um auszuruhen, zugleich einen Tisch, auf welchem ein Buch, seinen Nahmen einzuschreiben; das andere Bücherschränke verwahrend, doch nur, wenn dieses die Schönheit der Gestalt der Halle nicht vermindert. Diesen wie jenen Plan wünsche ich zu bekommen; die Grundrisse, Durchschnitte, Ansichten, alles nach immer beygefügtem Maßstabe und bis in jeder Verzierung Einzelheit eingehend. Auch das Dach, welches reich antik seyn muß, nicht zu vergessen, so daß gleich danach zu bauen wäre. Nicht Originalität — Schönheit ist der Hauptzweck; so ist es beßer, als minder zu seyn, daß es Kopie des Parthenons gebe. Wenn antikem Styl und Schönheit unbeschadet, mir angenehm, wenn auf jedem dieser Pläne zur Inschrift Raum angegeben würde."

Der nächste Brief vom 11. August 1813 enthält eine „Fortsetzung der Gedanken über das hundert Büsten enthalten sollende Gebäude, welches den Namen Walhalla führen wird“.

„a) Nicht darf die eigentliche Halle mit ihren Säulen herum auf der Erde ruhen, sondern auf dreyfachem Sockel, drey Stufen bildend; wie das Ganze, so auch sie müssen kolossal seyn, in welche vor der eigentlichen Halle Eingangspforte Staffeln zu bauen sind zu des Gebrauches Behuf.

b) Von Erz hat diese Pforte zu sein, nicht glatt, aber große Massen bildend, verziert. Wünsche sie in allen Theilen genau angegeben. Es versteht sich, daß die Pforte an die Halle, von marmornen Quadern erbaut, kommt; ober welcher Pforte, wenn es gut läßt, in eherner Schrift der Nahme anzubringen, lateinisch die Buchstaben.

c) Ich möchte noch eine Inschrift, das Jahr und den Erbauer einfach angebend. Wäre sie nicht an den Säulengang außen anzubringen, oder da eher ‚Walhalla‘, die andere Inschrift aber über der Pforte, oder in Mitte des Hintergrundes des Gebäudes selber? War an keinem öffentlichen Gebäude der Griechen bester Zeit Inschrift von außen an dem Säulengang, auch nicht über der Pforte angebracht? Sollte es Mißstand verursachen, hat aber die eine, und wenn, auch die andere gleichfalls dann wegzubleiben. Groß seyend und Größe vereinige Walhalla; die Masse muß durchdringenden Eindruck bewirken, einen bleibenden. Es sey gediegene Größe.

d) Wären Sie der Meinung eines inneren Frieses, und daß er auf allen Seiten herumginge, oder nur auf wie vielen? daß jede Seite besonderen Gegenstand ausdrücke, oder auf jeder der andern unmittelbare Fortsetzung?

e) Der Nahmen, welche in Walhalla sollen geschrieben werden von Menschen, deren Büsten es nicht gibt, sind es gewiß 20, vielleicht gegen 30 und darüber.

f) Irre ich nicht, müssen die vier Eckfäulen etwas beträchtlicheren Durchmessers seyn. Wenn dem also, geben Sie den Unterschied genau an.

Ueberhaupt versteht sich, daß bey diesem Plane, wie jenem für Antiken, Maßstab beygefügt sey. Beide Pläne wünsche ich ausdrücklich in Griechenland noch von Ihnen verfertigt.

Nun von dem die Antiken enthalten sollenden Gebäude:

a) Einen Saal von des phygalischen Frieses Länge, nur im Fall solchen Erwerbes nöthig, was, wie gesagt, sehr (wenig) wahrscheinlich ist. Aber es schadet nicht, wenn ein Saal die Länge hat, da er immer für andere Gegenstände benützt werden kann. In einem Saal werde ich, wie sie auf Panhellenions Tempelgiebel gestanden, die Bildsäulen ordnen, keine andern in demselben.

b) Jeder Saal, jedes Gemach mit einer Mauer getrennt; in Walhalla dürfen nur die beyden früher in Briefen erwähnten Zellen es sein für Bücher. Doch, wie gesagt, solche Zellen haben ganz wegzubleiben, laßen sie nicht gut. In dem Gebäude für Antiken ein paar Gemächer für den Wächter; Walhalla's seine aber kommen in einem kleinen, nicht dazu gehörenden Häuschen.

c) Ich wünsche den Plan für das Antikengebäude so eingerichtet, daß solches von hinten, wollte man es, mit der Zeit vergrößert könnte werden."

Die wörtliche Wiedergabe dieser Briefstellen beweist nicht nur die Unhaltbarkeit der Vermutung, daß das 1814 von Klenze entworfene Projekt zu einem Friedensdenkmal als Prototyp der Walhalla zu betrachten, sondern gewährt überhaupt, wie ich glaube, besser, als es die ausführlichste Darstellung vermöchte, Einblick in den Verkehr Ludwigs mit seinen Künstlern. Der Prinz ließ es nicht bei dem sic volo, sic jubeo bewenden. Sein eigenstes Werk sind seine Bauunternehmungen; er hat also ebenso für glückliches Gelingen das erste Lob zu beanspruchen, wie für ungünstige Erscheinung die Verantwortung zu tragen.

Die Worte des Prinzen begeisterten den Künstler. Auch ihm erscheint es ebenso wichtig, daß die projektierten Gebäude im reinsten griechischen Stil aufgeführt werden, aber er verhehlt sich auch nicht die Schwierigkeiten. „Ew. Hoheit Vorschrift nach habe ich einen dorischen Tempel zum Motiv genommen. Es wird ein achtsäuliger Peripteron Hypathros werden, dessen Celle ein jonisches Peristylium bekommt, in welchem die Büsten und Namensinschriften in schöner Vertheilung aufgestellt werden. Den rings umgebenden jonischen Fries wird ein zusammenhängendes Basrelief zieren. Da ich mir das Gebäude als ein Monument des Nachruhms großer Menschen und ihrer Handlungen denke, so glaube ich, ist die Hindeutung auf Cultur und ihre Fortschritte hier bedeutungsvoll, ich denke mir, daß Schiller's eleusinisches Fest schöne Motive gäbe zu jenem Basrelief. Es ist mir nicht bekannt, daß in der schönen Zeit an dergleichen Gebäuden von so gediegener Größe Aeußerem ihre Bestimmung nennende Inschriften angebracht worden sind. Sie sprechen sich durch sich selbst aus, und ihre besonderen Bestimmungen lagen öfter in plastischen Kunstwerken an ihnen angedeutet, wie z. B. die Thaten Theseus' in den Metopen des ihm gewidmeten Tempels zu Athen, das an der äußern, der Cellenmauer herumgehende Basrelief am Parthenon, den Zug bey dem Panathenäischen Feste in der Akropolis darstellend." Auch dem bekanntlich von Ludwig zeitlebens festgehaltenen Wunsche, den Namen des Erbauers am Gebäude angebracht zu sehen, trat Haller freimütig entgegen. „Ew. Königliche Hoheit wollen, daß die Inschrift, die den Erbauer und das Jahr der Erbauung angäbe, wegbleibe,

wenn es Mißstand verursache. Ew. Hoheit erlauben mir gnädig, hier mein Gefühl auszusprechen, nach welchem ich es mit der großen und schönen Idee ganz harmonisch finde, daß der Erbauer Walhalla's in dem bleibenden Eindruck des Gebäudes fortlebe, so wie der Nahme Perikles gewiß immer im Parthenon. Uebrigens glaube ich, daß es sehr interessant wäre, in diesem Gebäude die Geschichte der Erbauung schriftlich aufzubewahren, so wie die des Parthenon von Kallikrates vorhanden gewesen ist, was in der Büchersammlung, die Ew. Hoheit angebracht wünschen, stattfinden könnte." Er ist der Ansicht, daß die Walhalla auf einer Anhöhe bei Salzburg sehr malerisch stehen würde, während der Kronprinz damals, wie ein in seinem Auftrag von Hofgarteninspektor Sckell gezeichneter Plan beweist, einen Platz im englischen Garten zu München im Auge hatte.

Ein echt künstlerischer Zug ist es, wenn Haller selbst den Prinzen bittet, daß auch sein Freund, der Engländer Cockerell, an der Konkurrenz für Walhalla und Antikengebäude teilnehmen dürfe; Ludwig erwiderte, es könne ihn nur freuen, wenn auch Fremde an der Verherrlichung deutschen Namens beitrügen. „Habe einen trefflichen Mann gefunden, Menschen wie Künstler," schrieb Ludwig zu seinen Sekretär Kreuzer, „ehrlich ist Haller und geschickt, und wie keiner, verbindet er Wissen mit Kunst!"

Am 4. Februar 1814 erließ die Akademie der bildenden Künste zu München im Auftrag des Kronprinzen ein Preisausschreiben für Pläne zu einem Invalidenhaus, zu einem Gebäude für Aufstellung von Werken der Bildhauerkunst und zu einer dem Andenken großer Deutscher gewidmeten Festhalle. Die offenbar vom Prinzen selbst aufgesetzten Bedingungen stimmten im wesentlichen mit den Anweisungen für Haller überein. „Das Dach, die nothwendig befundenen Verzierungen im Innern, alle Theile überhaupt sollen wie das Ganze im reinsten antiken Geschmack gezeichnet werden." „Zum allgemeinen Augenmerk diene, daß nicht Zierlichkeit, sondern gediegene Größe die erste Bedingung ist. Am besten, wenn beyde vereinigt werden können. Besser auch, es zeige sich als würdige Nachahmung des Großen im Alterthum, denn als minder schöne Selbsterfindung. Aeußerlich groß, verbinde es damit die innerliche, den Geist ausfüllende Größe; die Masse muß durchdringenden Eindruck bewirken, bleibenden, dem Gegenstand angemessenen." Die Risse und Ansichten sollten bis 1. Januar 1815 an die Akademie eingeschickt werden; für die besten drei Entwürfe wurde ein Preis von je zweihundert Dukaten festgesetzt. „Die ersten Baukünstler Deutschlands zuvöderst, aber auch der übrigen Länder sind aufgefordert, an der Bewerbung Theil zu nehmen." Später wurde namentlich mit Rücksicht auf Haller, der durch Krankheit aufgehalten worden war, der Termin bis 1. Juli 1816

verlängert und zugleich den Künstlern mehr Selbständigkeit eingeräumt. Für Walhalla und Antikengebäude „werden auch Pläne von anderer Gestalt als der im Programm bezeichneten angenommen, wenn sie nur den Zweck erfüllen".

Da der Verkauf der phygalischen Skulpturen Hallers Anwesenheit notwendig machte, begab er sich im Frühjahr 1814 nach Zante. Nach Abschluß des Kaufgeschäfts besuchte er Ithaka und begann auf der nördlichen Seite der Insel Grabhügel aufzudecken. Wirklich wurden zahlreiche irdene Vasen und andere Gefäße, jedoch von gewöhnlichen Formen ohne Bilder und Ornamente gefunden, auch ein Spiegel, eine kleine silberne Vase, Ringe und Ohrgehänge von Goldblech, Silber- und Bronzemünzen.

Von Ithaka dann wandte sich Haller nach Aitos, wo nach seiner Annahme des Odysseus Burg gestanden hatte, fand jedoch schon alle Gräber durchwühlt. Der englische Platzkommandant besaß ein ziemlich reiches Antikenkabinett; Haller bemühte sich vergeblich, es für den Kronprinzen zu erwerben. Er glaube übrigens, schrieb er an diesen, daß alle auf Ithaka gefundenen Gegenstände nicht aus der heroischen oder homerischen, sondern aus historischer und zwar römischer Zeit stammten. Hier fortzuarbeiten, werde sich kaum lohnen.

„Nachgrabungen," erwiderte Ludwig, „sind mir von Profeßor Brönstedt (der im Herbst 1813 zu Augsburg vom Kronprinzen empfangen worden war) angerathen worden an folgenden Orten: a) im Epaminondischen Messene auf dem Berge Ithome, b) zu Olympia, welches ohnehin im Plane, c) im Arkadischen Megalopolis nahe dem griechischen Dorfe Selano, nicht weit von Leondari am großen Theater, d) in den Ruinen von Mantinea, e) im Phokischen Delphi, dem jetzigen Orte Castri, f) in einigen der ältesten Gräber hinter Phygalia, g) in den Trümmern des Tempels der Athene Sunias." Haller möge sich über die Vorschläge aussprechen.

Haller unterzieht denn auch dieselben einer Kritik und entscheidet sich schließlich für Nachforschungen im Innern von Morea, wohin noch keine beutelustigen Kapitäne englischer Schiffe vorgedrungen seien. Ludwig ließ ihm freie Hand. „Das fernere Nachgraben überlasse ich ganz Ihren eigenen Einsichten, wie und an welchen Stellen Sie es für's beste halten, so auch, welche Geschäftsleute und Gehilfen Sie zur Erreichung Ihres Zweckes zu brauchen Sie für dienlich erachten. Ich bin überzeugt, daß Sie das Mögliche thun werden, um meinen Wünschen zu entsprechen."

Auf der Rückfahrt von Zante nach Athen scheiterte das Schiff, das unseren Künstler trug. Er rettete nur das nackte Leben; seine eigene Habe, die Zeichnungen, sowie die gesammelten Antiken mußte er den Wellen überlassen. In Athen traf er den Maler Martin Wagner, den der Prinz zur Abholung der Aegineten

geschickt hatte. Obwohl sich Wagner über die Mitwirkung Hallers nicht zu beklagen hatte, fehlte es nicht an Konflikten. Es war an sich nicht leicht, dem ehrlichen und tüchtigen, aber rauhen und eigenwilligen Wagner alles recht zu machen; dazu kam noch, daß ihm der Barontitel des Kollegen unbequem war. Während in den früher gewechselten Briefen nicht selten ein herzlicherer Ton angeschlagen war, beschränkte sich der spätere Verkehr auf geschäftsmäßige Mitteilungen. Auch die Briefe Hallers an den Prinzen unterscheiden sich scharf von denjenigen Wagners. Dieser spricht allezeit frank und frei, holt häufig weit aus, erzählt von seinen eigenen Erlebnissen, gibt Wünschen und Befürchtungen nicht selten auf drastische Weise Ausdruck. Haller dagegen berichtet ziemlich knapp, was er zu sagen hat; seine eigene Person tritt niemals in den Vordergrund, und wenn er einmal eine Bitte äußert, so gilt sie für einen Freund oder Kollegen. Auf den Berliner Gropius waren Martin Wagner und, von diesem beeinflußt, auch Kronprinz Ludwig schlecht zu sprechen. Dagegen gab sich Haller redlich Mühe, dessen Vorzüge in helles Licht zu setzen, und als Gropius ein Denkmal für das Schlachtfeld bei Leipzig entworfen hatte, suchte Haller den Prinzen zur Ausführung des Projekts zu bewegen. Er selbst beanspruchte für sich kaum das Notwendigste. Trotz aller Liebe zu Hellas, trotz aller großen Erinnerungen ließ das armselige Leben unter Schmutz und Ungeziefer den Wunsch nach Heimkehr erwachen. Dazu kamen noch andere Erwägungen. „Die solide Betrachtung, daß ich bei schon etwas vorgeschrittenem Lebensalter mit etwas genauer Sorgfalt die Oekonomie meiner Zeit zu berücksichtigen habe, drängt den Wunsch, in das Vaterland zurückzukehren, mächtig in meine Seele, da ich damit das Ziel meines Strebens, als ein nützlicher Bürger demselben mein Leben zu widmen, beßer zu erreichen glaube." Da jedoch der Prinz diese Anspielung nicht beachtete, kam Haller nie mehr darauf zurück, nur noch einmal läßt er die Sehnsucht nach der Heimat durchblicken, aber „Ew. Hoheit Wunsch giebt mir eine andere Bestimmung, und ihr zu gehorchen, ist mir Pflicht".

Ein peinliches Geschäft war im Winter 1814 zu erledigen. Das Bankhaus Hübsch und Timeoni in Konstantinopel, bei welchem der Kronprinz die für Erwerbungen und Nachgrabungen in Griechenland bestimmten Summen anzulegen pflegte, stellte ganz unerwartet seine Zahlungen ein. Haller selbst eilte nach Konstantinopel, um dem Prinzen zu retten, was etwa noch zu retten war. Nur auf Delos machte er Station. Er hoffte dort den zur Ergänzung der Aegineten geeigneten Marmor zu finden. Zugleich untersuchte er die Oertlichkeit auf künftige Ausgrabungen. Er stieß auch dort, wie allenthalben, auf barbarische Verwahrlosung der Baureste des Altertums; die Inselbewohner pflegten aus Statuen und Säulen

Kalk zu brennen. An Ausgrabungen in größerem Maßstab war — wenigstens vorläufig — schon deshalb nicht zu denken, weil man, um die Erlaubnis zu erlangen, „nur mit großen Summen in der Hand vor die Herren Türken kommen" durfte.

Die Fahrt nach Konstantinopel war stürmisch und gefahrvoll, und auch der Aufenthalt brachte nur Verlegenheiten und Enttäuschungen. Trotz aller Bemühungen glückte es nicht, einen namhaften Betrag zu retten, und ebensowenig wollte es trotz Verwendung der österreichischen Gesandtschaft gelingen, einen großherrlichen Ferman zur Erlaubnis von Grabungen auf Morea zu erlangen. Inzwischen arbeitete der Unermüdliche an den Plänen für Walhalla und Antikengebäude eifrig fort. Jeder Brief des Prinzen enthielt neue Anfragen, jeder Brief des Künstlers ausführliche Erklärungen seiner Pläne. Auf eine Bemerkung Ludwigs, er wolle für Walhalla einen Mosaikfußboden, Hermanns Teutoburger Schlacht darstellend, anfertigen lassen, erwiderte Haller, er könne davon nur abraten. Ein buntes Mosaik werde den Eindruck der Halle sicherlich stören. Zur Verherrlichung der Thaten Hermanns könnte entweder der Fries, wie am Parthenon, oder könnten die Metopen, wie am Theseion, benützt werden. „Haller hat Recht," schrieb Ludwig an Kreuzer, „belehrt seyend gebe ich gern nach, davon ist Wagner umgehends zu benachrichtigen, damit er abbestelle Auftrag zu theuren Mosaikmustern." Auf Grund von genauen Messungen der Säulen des Erechtheion und des äginetischen Tempels entdeckte Haller das von Vitruv nur angedeutete, sogar so scharfen Beobachtern wie Stuart und Revett entgangene Princip der Alten, an den Säulen eine Schwellung, eine Verjüngung eintreten zu lassen. „Was Haller über seine und Cockerells Beobachtung von Säulenschwellungen schreibt," wies Ludwig seinen Sekretär an, „neu, mir ganz neu ist es, ist Fischer mitzutheilen, mit Verbindlichem, seine Meinung darüber möchte mir zukommen."

Im Frühjahr 1815 eröffnete sich für Haller Aussicht, unter dem Schutze des Pascha in Thessalien Ausgrabungen unternehmen zu können. Er hoffte auf namhafte Erfolge, obwohl für jene Landschaft die zuverlässige Leitung des Pausanias fehlte. Dem Wunsche des Pascha gemäß sollte in Larissa begonnen werden; von solcher Willfährigkeit versprach er sich als Lohn die Erlaubnis zu Untersuchungen in Delphi, wo die Trümmer des Gymnasiums lockten, und bei Chäronea, wo schon Gropius ein Stück einer Löwenmähne aus der Erde hervorragen gesehen hatte, wie Haller mit Recht vermutete, ein Stück des von Pausanias beschriebenen Löwen auf dem Grabe der Thebaner (später durch den von der Regentschaft beauftragten Konservator Pittakis ausgegraben).

Allein die an Veli Paschas Entgegenkommen geknüpften Erwartungen wurden ebenso enttäuscht wie die Hoffnung auf einen

Gnadenbrief des Sultan. Ludwig hielt nun weitere Anstrengungen für aussichtslos. „Die Pläne, wovon ich Ihnen früher gesprochen habe," schrieb er am 30. Dezember 1815, „hinsichtlich weiterer Nachgrabungen habe ich bey den vielen Schwierigkeiten und der Ungewißheit, die mit solchen Unternehmen verbunden sind, nunmehr aufgegeben, und ich setze Sie von dieser meiner Entschließung hiemit zu dem Ende in Kenntniß, damit Sie dieses Vorhabens wegen nicht länger in Griechenland bleiben und durch mich an Ihrer Rückreise in's Vaterland gehindert sind, welches Ihnen wahrscheinlich nicht unangenehm seyn wird, wenn Sie sonst nicht vorziehen, eigener Liebhaberey und Geschäfte wegen Ihren Aufenthalt zu verlängern."

Zur nämlichen Zeit entwarf aber Haller, der endlich seine Pläne für Walhalla und Statuengebäude nach München geschickt hatte, die kühnsten Projekte. In der troischen Ebene hoffte er auf Ueberreste einer vorhellenischen Kultur zu stoßen; im argolischen Thal von Nemea wollte er da, wo drei schlanke dorische Säulen als die letzten Ueberreste des Tempels des Zeus Nemeios aufrecht stehen, nachgraben, endlich auch auf dem Vorgebirge Tainaron, wo die Stätte des alten dorischen Nationalheiligtums seit den Zeiten des Pausanias nicht wieder untersucht worden war, weil Reisende, „die etwas zu verlieren hatten", die räuberischen Mainotten fürchteten.

Leider sollte keiner dieser Entwürfe verwirklicht werden. Am empfindlichsten mochte den Künstler die Ablehnung seiner Baupläne berühren. „Ihre Pläne enthielten viel, recht viel Schönes," schrieb der Kronprinz am 12. April 1816, „aber der Preis ist keinem davon zugesprochen worden, ist überhaupt von denen, die eingelaufen sind, nur einem für Walhalla zuerkannt worden. Die Ihrigen befinden sich zu Ihrer Verfügung bey der Akademie der bildenden Künste in München. Ich ließ mir (durch Klenze) einen neuen für die Glyptothek — also nenne ich (auf Bibliothekar Lichtenthaler's Anregung) das die Bildhauerwerke alter und neuer Zeiten enthaltende Gebäude — verfertigen, zu dem ich am 23. dieses den Grundstein legen werde."

An die für den Künstler schmerzliche Nachricht knüpfte er aber eine für den Forscher tröstliche: er hat den Entschluß, von den Nachgrabungen abzustehen, aufgegeben und überträgt dem Vielbewährten ein neues Mandat. „Der Kredit auf Apostolo Popo (Bankhaus in Konstantinopel) bleibt Ihrem Wunsche gemäß offen, und ein Jahr lang täglich zwey spanische Thaler zum Behufe Ihres Unterhalts, um Architektonische Nachforschungen in den Ueberresten Griechischer Gebäude zu machen, von solchem auf meine Rechnung zu erheben, bewillige ich Ihnen, den ich sehr schätze, unter der von Ihnen selbst angetragenen Bedingung, daß was für Alterthümer

gefunden werden, mir gehören, worunter ich auch schöne Kapitäle (wohlverstanden, nur herabgestürzte!) verstehe, welche Sie des Transportes und der Aufstellung werth achten. Ich sollte meinen, eines einer jeden Art wäre hinlänglich. Ich wünsche sehr, daß Sie mit dem Pausanias in der Hand herumreisen (überhaupt aber nur reisen, wo keine Gefahr seyn kann), wo Hoffnung schöner Ausbeute, wenn es angeht, nachgraben; was dieses außer den beyden (täglich Ihnen für ein Jahr bewilligten) span. Thalern für Kosten erfordert, beziehen Sie, ohne bey mir anzufragen (was zu viel Zeit verlieren macht), auf jenen Kredit, wie auch was zu allenfallsigen Uebereinkünften mit Obrigkeiten hiezu erforderlich wäre." Mit rührender Bescheidenheit dankte der Künstler für den Auftrag, der ihm die Möglichkeit verschaffe, wenigstens durch Fleiß und Ausdauer sich seinem Gönner dankbar zu erweisen.

Der nächste Brief vom 13. September 1816 ist von Milo datiert. Da Hallers Thätigkeit auf dieser Insel mit der Geschichte desjenigen Kunstwerks, das mehr denn irgend ein anderes bis auf den heutigen Tag die forschenden Geister beschäftigt hat, verknüpft ist, sei auf die Episode ausführlicher eingegangen. Am 22. August landete er, wie in seinem Tagebuch aufgezeichnet ist, auf der Insel. „Gegenwärtig bin ich hier mit der Untersuchung der Reste eines alten Theaters beschäftigt, die vor Kurzem der Zufall den Besitzer des Ackerlands, auf welchem sie vergraben liegen, hat finden machen. Ich bin durch die englische Zeitung Galignanis Messenger Nr. 428 Montag, Juni 1816, darauf aufmerksam gemacht worden, in welcher ein Correspondenzauszug des Consuls Mr. Salt zu Alexandria steht, der einige Notizen von diesem Theater gibt. Ich habe das Wenige, was schon davon zu sehen war, so interessant gefunden, daß ich für unrecht geglaubt habe, diese Gelegenheit, vielleicht einige interessante Entdeckungen und Bemerkungen über dergleichen Gebäude zu machen, unbenutzt vorüber gehen zu lassen. Ich bin daher hier zurückgeblieben und habe, so viel mir es bisher mein Gesundheitszustand, der noch kürzlich wieder durch Fieber unterbrochen worden war, erlaubt, meine Nachsuchungen angefangen.

„Ein großer Theil der ersten neun graduum, Reyhen, die ganz von weißem Marmor sind, scheint noch sehr gut erhalten zu seyn. Die Lage des Theaters ist sehr schön, in einer bedeutenden Höhe über dem weiten Hafen, gegen welchen und die entgegenliegenden Berge der Insel man die Aussicht hat.

„Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß dergleichen Ruinen, besonders wenn sie neu an's Tageslicht gezogen worden sind, gar sehr der Zerstörung muthwilliger und habsüchtiger Menschen ausgesetzt sind, und wirklich hat auch diese Ruine mir schon Beweise gegeben, indem ein englisches Schiff, das vor Kurzem hier gelandet hatte, ein Stück einer der schönen Marmorgraduum ausgebrochen

und an seinen Bord geladen hat. Außerdem benutzen die Einwohner dergleichen Gegenden solchen Marmor, um Kalch daraus zu brennen, und das muß hier schon vor sehr langer Zeit der Fall gewesen seyn, denn ich habe auf den Ruinen des Theaters selbst die Spuren von dergleichen Kalchöfen gefunden. Alles dieses hat mich bewogen, da mir kein dringenderes Mittel jetzt zu Gebote steht, mit dem Besitzer des Ackers einen der englischen Vicekonsulats-Kanzlei eingereichten Vertrag abzuschließen, mittelst welchem ich ihn zu binden suchte, daß er selbst nicht nur die Ruine in dem nehmlichen Zustand lassen wolle, als ich sie ihm übergeben würde, sondern daß er auch soviel als möglich darüber wachen wolle, daß keine Fremden ihr fernerhin Schaden zufügen. Ich habe gesucht, die Einwohner des hiesigen Ortes für Erhaltung der heiligen Reste aus der Vorzeit ihres eigenen Landes zu interessiren, allein das sind, so wie leider beynahe durchgehends die heutigen Griechen, für Kunst und für die Geschichte ihres Vaterlands verstockte rohe Menschen, die keinen Begriff mehr von Ehre haben und nichts thun, was ihnen nicht unmittelbar einen Geldgewinnst zeigt."

Aus dem Tagebuch läßt sich ersehen, mit wie unsäglichen Schwierigkeiten das Unternehmen verbunden war. Den einheimischen Arbeitern mußte Taglohn bis zu drei Piastern bewilligt werden, dessenungeachtet waren sie kaum zu bewegen, den Spaten anzurühren. Feiertage gab es die Fülle, und wenn Haller vom Fieber geschüttelt in seiner Herberge bleiben mußte, so war auch das für die Arbeitsschcuen ein Ferientag. Am 8. Oktober erstattete Haller über den Verlauf der Untersuchung Bericht. „Die Kürze der Zeit macht es mir unmöglich, jetzt schon die Risse beyzulegen, wozu ich zur Zeit über diesen Gegenstand, so weit ich damit gekommen bin, die Materialien habe. Ich habe einen großen Theil des Theaters ausgegraben, aber außer den unmittelbar dazu gehörigen Theilen und ihrer Architektur nur erst wenige Alterthümer, die meist in zerbrochenen Stücken von irdenen Vasen und Lampen bestehen, gefunden. Bey der täglich zunehmenden Kürze des Tages und dem hohen Preis der Taglohnungen, auch dem Mangel an nöthigen Utensilien, um die Grabungen schneller betreiben und dadurch jene vermindern zu können, habe ich es für nöthig gehalten, dieselben für jetzt abzubrechen und von E. K. H. die allergnädigste Erlaubniß abzuwarten, ob ich damit weiter fortfahren und meine Untersuchungen beendigen darf. Da ich außerdem in Griechenland kein Gebäude der Art kenne, von welchem noch so vieles gut erhalten ist, so unterstehe ich mich, E. K. H. die Bemerkung zu machen, daß ich es für sehr wünschenswerth halte, die noch vorhandenen Theile davon ganz wieder von dem Schutt zu befreyen, ja ich wage es, selbst E. K. H. den Vorschlag zu machen, daß E. H. den Acker, auf welchem es vergraben liegt, ankaufen und damit diese schöne

Ruine in den Besitz von E. K. H. bringen möchten, als wodurch ich am sichersten in Stand gesetzt zu werden glaube, sie für fernere Zerstörung durch Menschenhände zu sichern.

„Ich habe deswegen schon mit dem Besitzer gesprochen und ihn geneigt gefunden, mir den Acker für 400 türkische Piaster, welches ungefähr nach dem jetzigen Course 125—130 Gulden Augsburger Geld betragen mag, zu überlassen, doch mit der Bedingung, daß ihm die bisher von mir zugestandene Vergünstigung des Viertels des Werthes der darinn zu findenden Alterthümer dennoch bliebe.

„Ich glaube, daß alsdann die Sicherung der Ruine am besten erreicht werden würde, wenn man sie nach deren Ausgrabung zu einer griechischen Kirche weyhen würde, da ich gefunden habe, daß das beste Mittel es ist, Alterthümer vor Zerstörung von den Landesbewohnern zu sichern. Unter der Menge der kleinen griechischen Kirchen, die man in den hiesigen Ländern und meist auf Stellen alter Gebäude antrifft, sind die mehrsten aus Ueberresten dieser Gebäude construirt und dekorirt. So bin ich überzeugt, daß die gute Erhaltung des Theseus-Tempels blos seiner Weyhe zu einer griechischen Kirche in früherer Zeit zu verdanken ist. Außerdem würde ich es für gut halten, dem jetzigen Besitzer des Ackers auch nachher, wenn E. K. H. Besitzer davon seyn würden, noch die Aufsicht über den Ort zu übertragen, wozu er sich gern verständigen würde, wenn ihm die Hoffnung bleibt, die Trinkgelder Reisender, die ohne Zweifel häufiger hieher kommen werden, für sich zu erhalten.

„So viel ich nun ohngefähr über die weiteren Kosten der Nachgrabungen zu urtheilen im Stande bin, so glaube ich sie außer den Ankaufskosten, wenn E. K. H. darein willigen würden, mit 200, höchstens 300 spanischen Thalern beendigen zu können. Ich würde mich in der Ehre sehr glücklich schätzen, E. K. H. Gelegenheit gegeben zu haben, Besitzer eines alten Monuments auf griechisch klassischem Boden zu werden, und ich bitte Allerhöchst Dieselben allerunterthänigst, mir Ihre Verhaltungsbefehle zu dieser Sache allergnädigst bald zu geben."

Das Mittel, eine Ausgrabungsstätte gleichsam unter den Schutz des christlichen Kultus zu stellen, war schon mit Erfolg angewendet worden. Auch nach Ausräumung des phygalischen Tempels hatten die Hirten aus der Nachbarschaft gebeten, daß er zum Gottesdienst geweiht werde, und die Gesellschaft hatte, um jede Beschädigung fern zu halten, im Apollotempel eine Kapelle zu Ehren der heiligen Apollonia errichtet.

Mit lebhaftester Teilnahme griff der Prinz die Vorschläge Hallers auf. „Löblich finde ich Ihren Vorschlag," erwiderte er am 25. November, „und ich bewillige die Summe von 400 türkischen Piastern, wenn solche dafür erfordert würden, die Aecker, unter denen noch des Theaters auf der Insel Milo größter Theil vergraben liegt, nebst dem Theater selber, sowohl was davon schon

sichtbar, als was es noch nicht ist, nebst allem, was darin und dabey gefunden, ausgegraben wird, als mein Eigenthum zu erwerben, worüber mir ein gerichtlich gültiger Kaufbrief soll zugestellt werden. Das ist ein trefflicher Gedanke von Ihnen, daß griechischer Gottesdienst in demselben nach geschehener Ausgrabung zu halten wäre. Bewirken Sie, daß Ihr Gedanke That werde, aber unter folgenden Bedingungen: a) daß mich es nichts koste (oder wenn des Gebäudes Erhaltung es erfordere unerläßlich, doch nur wenig), b) daß des Gottesdienstes ungeachtet das völlige Eigenthum mir bleibe und meinen Erben, c) daß, um den Gottesdienst zu halten, nichts abgebrochen, und wenn etwas hineinzubauen erforderlich wäre, solches nicht verunstaltend geschehe; daß die Popen nicht glauben, ein Recht zu haben, nach Willkühr zu verfahren; überhaupt, daß sowohl gegen Türken, Griechen und Franken das Theater sicher gestellt werde gegen jede Beschädigung. Wenn Sie statt ein Viertel des Wertes der zu findenden Kunstwerke (worunter doch nur Statuen und Basrelieven, nicht aber Säulen, Marmorstufen 2c. zu verstehen wären, was aber ausgedrückt werden müßte) dem bisherigen Eigenthümer des Feldes zu versichern, was zu großen Weitläufigkeiten und Uneinigkeiten führen könnte, gewiß zu ersten führen würde, denn um den Werth der Gegenstände in einem Lande ohne Kunstrichter, die nicht selbst Parthey wären, zu entscheiden, müßte auf lange Zeit hinaus Versteigerung angesetzt, dem gebildeten Europa sie angesagt und Zeit gelassen werden, aus demselben zu kommen. Können Sie also statt diesem versprochenen Viertel des Werthes mir eine bessere Bedingung bewirken, würde mir es lieb seyn. Doch ist dieß kein sine qua non. Sollten auch zur völligen Ausgrabung zwei- bis dreihundert span. Thaler nöthig seyn, bewillige ich sie Ihrem Antrage gemäß."

Als der Winter den Erdarbeiten ein Ziel setzte, kehrte Haller nach Athen zurück. Hier wurde ihm vom Prinzen ein neuer Auftrag zu teil, allein zum erstenmal setzte er dem Wunsche seines Gönners ernsten Widerspruch entgegen. Und dieser Widerspruch ehrt den Künstler.

„Wenn Sie mir aus Athen," hatte Ludwig am 25. November geschrieben, „von dem Pandrosion eine Karyathide, lieber noch zwei, wenn dieß ohne des Gebäudes Schaden geschehen kann, erwerben könnten, würde mich sehr freuen; und sollte dieß nicht durch Geschenke von den türkischen Obrigkeiten zu bewirken seyn, mit der Vorstellung begleitet, daß das Werk doch nicht mehr ganz besteht, da Lord Elgin eine Karyathide hinweggeführt, und eine dennoch bliebe, wenn ich auch zwei bekäme; da nicht mehr alle vier, es schon kein Ganzes mehr bilde?" Es handelte sich um die berühmten Karyatiden, welche — nach Julius' Beschreibung — die zierliche Korenhalle auf der Südseite des Erechtheions tragen;

eine von den majestätischen Kanephoren hatte Lord Elgin nach England geschleppt. Obwohl man den Wunsch, Antiken von so hoher Bedeutung ins Abendland zu entführen, in jenen Tagen noch als Wunsch, die Kunstwerke gerettet zu sehen, rechtfertigen konnte — kam es ja doch nicht selten vor, daß Türken die unschätzbaren Denkmäler althellenischer Kunst als Scheiben für Schießübungen benutzten, ohne daß die Eingeborenen solchen Mutwillen als Schmach empfanden —, so war doch in Haller, noch ehe Byron vor dem Forum der gebildeten Welt gegen seinen Landsmann die berühmte Anklage erhob, das Bewußtsein wach, daß sich der Sammeleifer in gewissen Schranken halten muß, von geweihter Stätte nicht die letzten Ueberreste einer herrlichen Vergangenheit rauben darf. „Ich flehe E. K. H. an," schrieb er an Ludwig, „nicht an diese Kunstwerke zu tasten, nicht das Beispiel Lord Elgins zu befolgen." Und Ludwig erkannte die Berechtigung dieses Widerstandes an: „Sie nehmen sich der Erhaltung aller noch bestehenden Theile des Pandrosiums mit so vieler Wärme an, daß ich von dem, was ich Ihnen im Betreff der Karyathiden gesagt hatte, abstehe."

Die Muße der Wintermonate benutzte Haller zu archäologischen Studien; insbesondere suchte er sich über den Bau der griechischen Schauspielhäuser zu unterrichten. Im Mai 1817 traf er wieder auf Milo ein und nahm im Eremitenkloster St. Elias Quartier. Die Eingeborenen waren höchlich entrüstet, daß er Arbeiter aus Athen, die um geringeren Tagelohn gedungen waren, mitbrachte. Es gelang ihnen unschwer, die Landsleute zu überreden, daß sie auf milesischem Boden ihrer Verpflichtungen los und ledig wären, falls sich der Fremde nicht bewegen ließe, den landesüblichen Lohn zu zahlen. Haller übergab einige Widerspenstige dem Richter; damit war jedoch erst recht Oel ins Feuer gegossen, denn nun galt es als patriotische Pflicht, dem Franken jeden möglichen Schabernack zu spielen. Schließlich mußte Haller noch froh sein, daß sich einige Eingeborene wieder herbeiließen, um hohen Lohn ihm beizustehen. „Ich hatte treffliche Gelegenheit, die graeca fides kennen zu lernen: viele Kreuze auf der Stirne, viele Teufel in der Brust." Gerade ein Charakter wie Haller mußte unter solchen Plackereien unsäglich leiden.

Auch der Besitzer des Ackers zog die Verhandlungen in die Länge und erhob immer neue Bedenken. „Der Mann will durchaus nicht das ihm früher bewilligte Viertel des allenfallsigen Fundes gegen eine andere Vergütung vertauschen, fest vertrauend, daß in seinem Acker ein Schatz vergraben liege. Ebensowenig konnte ich noch bisher den Kauf des Grundstückes mit ihm abschließen, und ich halte es der Klugheit gemäß, meinen Eifer dafür zurückhaltend, die Unterhandlungen allmählig zu betreiben, was mir indeßen viel zu schaffen macht, da ich so sehr wünschte, die Ruine für

E. K. H. erwerben zu können. Auch ist es gut, die Sache vor der Hand unter meinem Namen zu betreiben, da ich mit geringeren Schwierigkeiten und Kosten dazu kommen werde."

Endlich am 8. Juni 1817 konnte der Kauf abgeschlossen werden. Den ganzen Sommer wurden die Nachgrabungen fortgesetzt, ohne daß jedoch namhafte Funde erzielt wurden.

Um so peinlicher war Ludwig berührt, als wenige Jahre später auf Milo jene Statue gefunden wurde, deren Lob alsbald über ganz Europa sich verbreitete.

Am 8. April 1820 — so wurde wenigstens am 12. April von dem Nachbarn des Finders, dem französischen Konsularagenten Brest, an das Generalkonsulat in Smyrna berichtet — stieß ein Bauer Yorgos, der sein Feld bestellte, auf Quadersteine und beim Weitergraben auf eine Grotte. Hier lag, in zwei Stücke geteilt, eine Statue, die vermutlich in diese alte Grabstätte versteckt worden war. Brest erwarb zwar nicht sofort das Bildwerk, aber das Vorkaufsrecht. Acht Tage später landete die französische Gabarre Chevrette auf Milo, und die Offiziere Dumont d'Urville und Matterer besichtigten den Fund. D'Urville berichtete darüber an den französischen Gesandten in Konstantinopel, Marquis de Rivière, und dieser gab Befehl zum Ankauf. Um 550 Franken wurde die Perle des Louvre erworben. Freilich mußten auch dann noch französische Matrosen den Besitz förmlich erkämpfen, und bei diesen Händeln soll erst die Statue — die Behauptung Aicards wird jedoch sicher mit Fug angefochten — den linken Arm, der einen Apfel hielt, verloren haben. Das Schiff Estafette brachte den Kampfpreis nach Paris, und erst im Louvre wurde die Statue zusammengesetzt.

Nun stieß aber der Acker des Yorgos fast unmittelbar an das durch Haller für den Kronprinzen erworbene Grundstück. Von der Vorstadt Plaka des Hauptortes Kastron auf der Höhe des steilen Berges Hagios Elias bis an den Hafenort Adamas ziehen sich die Ruinen der alten Stadt Melos. Hier finden sich Teile der antiken Stadtmauer, Ueberreste eines kleinen Theaters, eines Tempels und etwa hundert Schritte weiter südlich das Koilon jenes größeren Theaters, das von Haller ausgegraben wurde, endlich wieder ein paar hundert Schritt davon entfernt die von Yorgos aufgedeckte Nische.

Als Venus victrix schon in den Louvre eingezogen war, tauchten Gerüchte auf, daß das Eigentumsrecht der Franzosen nicht so unanfechtbar, wie es nach der gewöhnlichen Erzählung der Auffindung angenommen werden mußte. „Man sagt," schrieb Martin Wagner am 30. April 1823 aus Rom an den Prinzen, „jene Venus in Paris sei in demselben Theater auf Melos gefunden worden, welches das Eigenthum E. K. H. ist. Daß diese Bildsäule in dem Theater zu Melos gefunden worden, bestätigte

mir auch der allerliebste Freund, Herr von Bröndstädt, auch sagte mir dieser, daß er noch ein anderes Stück in Malta gesehen, welches aus dem Theater in Milo ausgegraben worden und ein architektonisches Stück von etwa 8 bis 9 Fuß von sehr schöner Arbeit enthielt." Ludwig ließ darauf durch Bröndsted in Paris auf vertrauliche Weise über die eigentliche Fundstätte Erkundigung einziehen. Die Annahme, daß im Theater zu Melos, wo der Aphroditekultus eifrig gepflegt war, eine Statue der Göttin aufgestellt gewesen, klang glaublicher als die Erzählung von der mysteriösen Nische. Auch die Venus von Arles wurde im dortigen Theater gefunden, und im Theater zu Melos selbst fand später Ludwig Roß einen Hermestorso. Der Kronprinz beruhigte sich aber, als ihm versichert wurde, daß sein Eigentumsrecht nicht verletzt worden sei.

Drei Jahre später kam der bekannte Philhellene Heideck, der am Befreiungskampfe hervorragenden Anteil nahm, nach der Insel Milo. Sofort hörte er von allen Seiten, daß die Statue auf dem von Haller angekauften Grundstück gefunden und nur zum Schein nochmals auf dem benachbarten Acker vergraben worden sei. Heideck erbot sich, durch Zeugen den Nachweis zu liefern. Darauf wies Ludwig den bayrischen Gesandten Grafen Bray an, in Paris nochmals geeignete Vorstellungen zu erheben. Da es nicht wahrscheinlich, daß sich die französische Regierung zur Herausgabe des weltberühmten Kleinods verstehen würde, so sollte wenigstens ein kleiner Ersatz durch Stücke der Albanischen Sammlung geleistet werden. Allein auch diese Bemühungen blieben erfolglos.

Es ist bekannt, welch warme Sympathie Ludwig der Erhebung des hellenischen Volks entgegenbrachte. Während noch der Kongreß zu Wien tagte, faßten die Griechenfreunde den Beschluß, vorerst durch Hebung des geistigen Lebens in Griechenland das Volk für die in Aussicht genommenen Thaten vorzubereiten. Zwei große Erziehungsanstalten sollten ins Leben gerufen werden, ein attisches Lyceum zu Athen und ein thessalisches auf dem Berge Pelion, wo nach der Sage der junge Achilles den Unterricht des weisen Chiron genossen. Das Projekt hatte an Ludwig einen warmen Freund, und Haller sollte berichten, ob er für nützlich halte, daß sich der Prinz dem Unternehmen der „Musenfreunde" anschließe. Haller riet davon ab. Die Ausführung werde, solange in Griechenland türkische Paschas herrschten, auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen; als ersprießlicher empfehle sich, junge Hellenen in abendländischen Instituten erziehen zu lassen; echte Bildung werde auch die Freiheit bringen. Ludwig folgte auch hierin dem Rate des Erfahrenen und ließ vorläufig vier junge Griechen nach München rufen, wo sie auf seine Kosten das Lyceum besuchten.

Längst war in dem warmen Freund der Kunst und der Geschichte der Wunsch erwacht, Griechenland kennen zu lernen und die klassischen Stätten zu besuchen. Am 16. Dezember 1817 zeigte er Haller an, daß er Mitte April nächsten Jahres nach Athen zu kommen gedenke. „Wenn Ihre Geschäfte für mich machen, daß Sie noch in Griechenland sich bei meiner Ankunft befinden, wird mich recht freuen, Sie, Herr Baron, der durch Redlichkeit und Kenntnisse und Kunst sich auszeichnet, zu sehen, sey es in Athen, in Milos oder Megara. Aber entgegenkommen sollen Sie mir nicht, Sie müßten es denn für nothwendig halten." Am 1. Februar 1818 wiederholte er die Nachricht, und auch dem uneigennützigen Eifer Hallers wird nochmals die vollste Anerkennung gezollt. „Gewissenhafter zu seyn, als Sie sind, ist nicht möglich; ich habe Ihnen für ein Jahr das Taggeld bewilligt, und Sie ziehen die Tage, an welchen Sie nicht für mich beschäftigt waren, davon ab. Ich aber erwidere Ihnen, daß Sie auch die Tagesgelder für diese an dem Jahre fehlende erheben sollen."

Allein dieses Lob wurde nicht mehr einem Lebenden gezollt.

Eben stand Ludwig im Begriffe, sich in Ancona nach Zante einzuschiffen, als er zwei Briefe erhielt; in dem einen befahl ihm der königliche Vater, zur Unterzeichnung der Verfassungsurkunde unverzüglich nach München zurückzukehren, das zweite Schreiben von der Hand des österreichischen Internuntius Stürmer meldete den Tod Hallers.

Im Oktober 1817 hatte sich Haller nach Larissa begeben, um im Auftrage des Pascha eine Brücke zu bauen. In der sumpfigen Niederung am Peneios überfiel ihn aufs neue das Fieber. Im Dorfe Ampelaki am Fuß des Olymp verschied er, erst 43 Jahre alt, am 5. November 1817. Kurz vor dem Ende setzte er für sich eine Grabschrift auf, den stolzbescheidenen Spruch: „Wanderer, sage in Deutschland, daß ich hier ruhe, weil ich nach Vervollkommnung rang!"

Herzog Karl von Württemberg und seine pädagogischen Schöpfungen.

Von

Richard Weltrich.[1]

Karl Alexander, Herzog von Württemberg, war im März 1737 aus dem Leben geschieden. Kaum vier Jahre hatte er das Regiment geführt; aber hochan häufte diese kurze Zeit das Maß der Verwünschungen und der Thränen des Volkes. Denn Karl Alexander war es, welcher dem Juden Süß-Oppenheimer, dem Blutsauger, die Verwaltung des Staats und die Rechte der Bürger preisgab. Nun, da der Herzog eines plötzlichen Todes gestorben war, galt es, die Zukunft des Landes zu schützen. Der Erbprinz Karl Eugen, am 11. Februar 1728 geboren, stand noch in Minderjährigkeit; so mußte eine vormundschaftliche Regierung bestellt werden. Jud Süß wurde gehenkt. Den Erbprinzen schickte man, damit er seine Ausbildung vervollständige und bei Friedrich dem Großen Regierungskunst sehe, auf mehrere Jahre nach Berlin. Auch politische Absichten waren bei dieser Maßregel im Spiele; man wünschte den Einfluß der katholischen Mächte Oesterreich und Frankreich von der Erziehung des Prinzen fernzuhalten, und andrerseits nahm Friedrich der Große gern die Gelegenheit wahr, in Süddeutschland Verbindungen zu gewinnen.[2] Der König hegte von den Fähigkeiten Karl Eugens eine nicht geringe Meinung; er behandelte ihn mit Auszeichnung, und als er sich bei Karl VII. für seine Mündigkeitserklärung verwendete, stellte er ihm brieflich das Zeugnis aus, daß er imstande wäre, noch größere Staaten zu regieren als diejenigen, welche die Vorsehung seiner Sorgfalt anvertraut habe.

[1] Der hier folgende Aufsatz ist ein Abschnitt aus der Biographie Schillers, welche im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart demnächst erscheinen wird. Alle Rechte des Autors wie des Verlegers auf den nachstehend mitgeteilten Text werden ausdrücklich gewahrt.

[2] Vgl. den trefflichen Artikel von Paul Stälin über Karl Eugen, H. v. W. in Band XV der Allgem. Deutschen Biographie.

Noch vor der Abreise des Prinzen überschickte er ihm unter dem Titel „miroir des princes ou instruction du roi pour le jeune duc Charles-Eugène de Wurtenberg“ eine Zusammenfassung weiser Regentenvorschriften. 1744 trat Karl Eugen, oder, wie er kurzweg sich nannte, Herzog **Karl**, die Regierung an. Im September 1748 vermählte er sich zu Baireuth mit der Prinzessin Friederike, der Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Baireuth und der Markgräfin Wilhelmine, der geistreichen Schwester Friedrichs des Großen. Die ersten Regierungsjahre waren dem Lande zum Segen. Denn obgleich der Herzog bereits damals einem Hang zu Vergnügungen nachgab, so lag doch die Führung der Geschäfte in den Händen tüchtiger und rechtschaffener Männer, des Kammerpräsidenten von Hardenberg und der Geheimen Räte Bilfinger, Zech und Georgii, denen die Mitwirkung des Landschaftskonsulenten und Staatsrechtlehrers Johann Jakob Moser zur Seite stand. Aber fast plötzlich, mit dem Jahre 1755, veränderte sich das Verhalten des Herzogs; seine autokratische Natur brach drohend hervor, und wilde Sinnlichkeit durchgärte sein Blut. Hardenberg wurde entlassen, und die schlimmsten Ratgeber fanden freie Bahn.

Dem fürstlichen Ehebunde fehlte die Sympathie der Seelen. Die Herzogin Friederike war eine schöne aber kalte Dame, und ihr Hochmut verletzte das Volk. Indessen spricht es zu Gunsten ihres Verstandes wie ihres Gefühles für Menschenwürde, daß sie vorzüglich es war, welche den Herzog bestimmte, während seines Aufenthaltes zu Rom eher auf die Audienz beim Papste zu verzichten, als ihm den Fußkuß zu leisten. Im September 1756 entfloh sie nach Baireuth, um niemals wiederzukehren; ihre vertraute Freundin, die durch Talent und geistige Bildung ausgezeichnete Sängerin Marianne Pirker, wurde unter der Anschuldigung, daß sie die ehelichen Dissidien genährt habe, auf den Hohenasperg gebracht und einem achtjährigen Kerker preisgegeben, der die Geisteszerrüttung der Aermsten bewirkte.

Mit der Entfernung der Herzogin Friederike verlor ihr Gemahl den letzten Halt. Zügellose Ausschweifung, sinnlose Verschwendung wälzten von jetzt an eine immer höher steigende Flut des Unglücks über das Land. An die Spitze der Geschäfte trat Graf Montmartin, seit 1758 Ministerpräsident; ein vollendeter Hofmann, ein Meister der Intrigue und ein verworfener Mensch, dem kein Mittel zu ehrlos war, um in der fürstlichen Gunst sich zu behaupten, der vornehme Kuppler für die Lüste des Herzogs. Mit ihm teilte die Macht der im Jahre 1760 zum Obersten beförderte Phil. Friedrich Rieger. Talente, rastlose Arbeitskraft, reiche Kenntnisse waren ihm eigen; aber tiefinnerlich brutal, jähzornigen Temperaments, „ein kalter Verächter jedes Rechtes und jeder Rechtsform“ und von unbegrenzter Unterwürfigkeit im Dienste,

war Oberst Rieger der brauchbarste Mann, wenn die Durchlauchtigen Wünsche Gewaltthat erheischten, wenn es galt, die Söhne des Landes nachts aus den Betten zu reißen oder von der Kirche weg zu den Fahnen zu schleppen. Doch Graf Montmartin fand es für besser, den gefährlichen Nebenbuhler hinwegzuräumen. Dem Obersten wurde eine verräterische Korrespondenz mit Preußen unterschoben, und des Herzogs schreckliche Rache zermalmte den Ahnungslosen. Während der Parade trat der Fürst auf Rieger zu, riß ihm den Militärorden ab, stieß ihn mit dem Stock vor die Brust, Graf Montmartin zerbrach ihm den Degen; von hier weg brachte ihn ein Wagen unter Eskorte auf die Feste Hohentwiel. Das war im November 1762. Vier Jahre lag Rieger in einem Kerker ohne Tageslicht, ohne Tisch, Stuhl und Bett; erst 1767 wurde er auf Verwendung der Stände der Haft entlassen. Ein Gefangener auf Hohentwiel ohne Verhör, ohne Richterspruch war auch der Landschaftskonsulent Moser, durch des Herzogs Willkür seit 1759 der Freiheit beraubt, weil der ehrenfeste Mann zu einer Billigung verfassungswidrigen Regimentes sich nicht hergeben wollte. Fünf Jahre währte Mosers Leidenszeit, bis die Fürsprache der Stände und des Königs von Preußen seine Erlösung erwirkten.

Militärische Neigungen, Lust am Soldatenwesen, noch mehr das Bedürfnis, der fürstlichen Kasse aufzuhelfen, hatten den Herzog in die Beteiligung am Siebenjährigen Kriege verwickelt. Im Solde Ludwigs XV. bekämpfte er den König, der seiner Jugend Schützer und Leiter war. Aber da die militärischen Fähigkeiten des Herzogs mehr Spott ernteten als Beifall, so hatte am Ende niemand mehr Lust, Subsidiengelder zu zahlen. Dieser Ausfall mußte gedeckt werden, und der Aufwand des Hofes erforderte überhaupt außerordentliche Ressourcen. Ein erfinderischer Kopf war nötig, ein Finanzier, ein Beutelschneider von ungewöhnlicher Nichtswürdigkeit, und ein solcher stellte sich dem Herzog in der Person Lorenz Wittleders, des Verwalters des Kirchenkastens. Im Jahre 1762 zum Direktor des Kirchenrates ernannt, errichtete Wittleder in Ludwigsburg eine Handelsbude, in welcher jegliches Amt an jeden, der zahlen mochte, verkäuflich war. Zu dieser schmachvollen Institution kamen drückende Monopole, Steuererpressungen ohne Ende, gewaltsame Anlehen bei der Beamtenschaft. Wenn man erwägt, daß das Land Württemberg damals kaum 200 Quadratmeilen umfaßte; daß dagegen der Herzog in den Jahren 1758—1765 neben seinem persönlichen Einkommen von jährlich 700 000 Gulden, neben den verfassungsmäßigen Steuern und einem regulären Anteil an den Landeseinkünften, neben dem Gewinn aus dem Diensthandel und aus Fronen aller Art noch überdies mittels einseitig ausgeschriebener Steuern, erzwungener Verwilligungen und Vorschüsse, gewaltsamer Wegnahme eine Summe von nahezu sieben Millionen

Gulden bezog, so bekommt man einen Begriff von der beispiellosen Not, unter welcher das Land seufzte.

Aber die Hofhaltung des Herzogs war ja eine der glänzendsten in Europa, und eben dieser Zeitraum war ja die Periode seiner Kunstliebe. Besser gesagt freilich, seiner Prachtliebe. Denn mag immer die eine oder die andere der Künste, welche am Hofe Herzog Karls Pflege fanden, aus sich selbst einzelne Leistungen virtuoser Technik und gefälliger Schönheit hervorgebracht haben, zwei Gesichtspunkte werden aus der ästhetisch-kulturgeschichtlichen Beurteilung des herzoglichen Mäcenatentums sich niemals wegdrängen lassen: der eine, daß diese Kunstpflege aller nationalen Richtung und alles volkstümlichen Bodens entbehrte; der andere, daß in Herzog Karl keineswegs die reine Flamme des Enthusiasmus glühte, sondern daß ihm die Kunst in allererster Linie ein Mittel war für die Entfaltung von Prunk und Pracht, für die Befriedigung seiner Ruhmsucht, für eine feine und raffinierte Berauschung seiner Sinne. Deshalb stehen alle Bethätigungen seines Kunstsinnes mit den Absichten fürstlicher Repräsentation, mit den Vergnügungen und Galanterien des Hoflebens in unmittelbarem Zusammenhang, haben alle einen mehr oder minder dekorativen Charakter. Interessant ist in dieser Hinsicht das Urteil Goethes in seinen Briefen aus Stuttgart und Tübingen. Es ist zuviel gesagt, wenn Goethe in den Bauten des Herzogs Karl jeden Geschmack vermißt; aber um so schärfer bezeichnend für den Standpunkt, welchen der Herzog der Kunst gegenüber im allgemeinen einnahm, ist die Stelle: „Herzog Carl, dem man bei seinen Unternehmungen eine gewisse Großheit nicht absprechen kann, wirkte doch nur zur Befriedigung seiner augenblicklichen Leidenschaften und zur Realisierung abwechselnder Phantasien. Indem er aber auf Schein, Repräsentation, Effekt arbeitete, so bedurfte er besonders der Künstler, und indem er nur den niedern Zweck im Auge hatte, mußte er doch die höhern befördern.“

Neben der Baukunst und ihren verzierenden Hilfskünsten, welche der Herzog für seine Residenz- und Lustschlösser in Anspruch nahm, war es vorzüglich die Musik, die seinen Neigungen diente. Wohl errichtete er eine französische Komödie; aber sie blieb in untergeordneter Stellung, und von deutscher Poesie war bei ihm ohnedies keine Rede. Aber auch die Musik war nur in einseitiger Geschmacksrichtung gepflegt und nur insofern sich der Reiz der Töne dem Pompe der Schaustellungen oder den weich-üppigen Stimmungen des Lebensgenusses anzuschmiegen verstand. Die große italienische Oper jener Zeit mit ihrem süßlichen Arienschwall, ihren scenischen Effekten, ihren in die Empfindungsweise des Rokoko verderbten Göttern und Helden; die Opera buffa und insbesondere das Ballett, das waren die Zweige der Kunst, welche die höchste

Gunst genossen, welche vibrierender Sinnlichkeit unerschöpfliche Nahrung verschafften.

Frankreich zumeist gab die Schauspieler, die Tänzer und Tänzerinnen, Italien die Musiker, die Virtuosen und Sänger. Im Jahre 1754 wurde Nicolò Jomelli, der gefeierte Kapellmeister der Peterskirche zu Rom, nach Stuttgart berufen und mit der Oberregie des Theaters betraut; neben ihm glänzten die Virtuosen und Komponisten Lolli, Paganelli, Plà und Nardini, die Sänger und Sängerinnen Aprile, Vio, Massi-Giura, Bonani, Cesari, Bonasini, Grassi, der Kastrat Rubinello. Von Landeskindern gehörten zum Künstlerpersonal die Sängerin Marianne Pirker, der Waldhornist Rudolph, der Komponist Florian Deller. „Directeur de la danse et maitre des ballets“ war Noverre; Vestris, der „Tanzgott“, kam alljährlich von Paris zu sechsmonatlichen Gastrollen, Angelo Vestris, sein Sohn, stand in Engagement. Die Operndekorationen leitete Servandoni, das Feuerwerk Veronese.

Zahlreicher ausländischer Adel schwärmte am Hofe, eine Legion von Nichtsthuern; darunter 20 Fürsten und Reichsgrafen. Den Karneval zu Venedig machte der Herzog nicht weniger als ein halbdutzendmal mit. Im Hochsommer begab er sich mit einem Troß von Köchen, Jägern, Virtuosen auf das Lustschloß Graveneck; zur Winterszeit war, damit doch das „Divertissement“ seine Regel habe, jeden Sonntag Courtag, des Montags und Donnerstags Redoute, am Dienstag und Freitag Opera, am Mittwoch und Samstag aber Komödie. Der herzogliche Geburtstag gab Anlaß zu Festlichkeiten, die über Wochen sich erstreckten, und Serenissimus ordneten selbst alles Detail der Feste, da ihn in solchen Arrangements doch niemand übertraf. Gegen 800 der schönsten Pferde standen im Marstall. Die Feuerwerke, welche abgebrannt wurden, hatten nur zu Versailles ihresgleichen. „Auf hohen Bergflächen wurden mitten im Winter große Seen gegraben, mit Wasser gefüllt und Jagdschlösser errichtet. Die prächtigsten Gebäude, freilich nur leicht aus Holz gezimmert, aber mit allen Reizen der Mahler- und Bildnerkunst geschmückt, von hundert Säulen getragen, von tausend Lampen erhellt und von den wohlriechendsten Blumen durchduftet, stiegen wie durch einen Zauberschlag aus der Erde. Der ganze Olymp wurde versammelt, den hohen Herrscher zu preisen, die Elemente und die Jahreszeiten brachten ihm ihre Huldigungen in zierlichen Versen dar.“ [1]

Der Schauplatz der üppigsten Verschwendung war Ludwigsburg, seit 1764 die landesherrliche Residenz. Das mit unsäglichen Kosten erbaute große Opernhaus „war in seinem Innern

[1] Karl Pfaff, Geschichte Wirtenbergs, Reutlingen 1820; II, 454. Vgl. Heinrich Wagner, Geschichte der Hohen Carls-Schule, II, 16.

völlig mit Spiegelgläsern ausgekleidet, alle Wände, alle Logen mit ihren Säulen waren von Spiegelgläsern"; im Glanz der Lichter sah man sich vielhundertmal wieder. Auf dem bei Ludwigsburg gelegenen See „wurden Feste gegeben, bei denen schöne Mädchen der Stadt als Seeköniginnen figuriren mußten". Die Orangengärten, in einer Länge von 1000 Fuß, in einer Breite von hundert, wurden mit mächtigen Gebäuden von Glas überspannt, um sie vor der Winterkälte zu schützen; „da bogen sich Orangenbäume unter dem Gewicht ihrer Früchte; da ging man durch Weingärten voll Trauben wie im Herbste"; und rankendes Grün hing vom Gewölbe herab. Einem Sternenhimmel gleich leuchteten über den Blumenbeeten 100000 Glaslampen, und die Fontainen von 30 Bassins verbreiteten Kühlung. Großartige Spiele, dramatische Darstellungen und Konzerte wurden in diesem Zaubergarten aufgeführt; und „bei einem solchen Feste theilte der Herzog einmal in weniger als fünf Minuten für 50000 Thaler Geschenke in geschmackvollen Kleinodien an die anwesenden Damen aus".[1]

So lebte der Hof dahin in Herrlichkeit und Freuden, und die Engagements der Virtuosen und Mätressen verschlangen Millionen, während das Volk gepeinigt, das Beamtentum korrumpiert, die materielle und sittliche Wohlfahrt des Landes dem Ruin entgegengeführt wurden. Denn auch in sittlicher Beziehung mußte das Beispiel des Hofes von schlimmen Folgen sein, und zumal in der Hauptstadt gewann Luxus und Leichtsinn die Oberhand. Wohl flüchtete sich ein Teil des Volkes aus dem barbarischen Drucke der realen Welt in die stille Herzlichkeit religiöser Gefühle und suchte, da die Kirche selbst und ihr im Streit um den Buchstaben verknöchertes Christentum die Seele arm ließ, in frommen, zur Wiedererweckung der Innigkeit des Glaubens, zur Erhaltung der Rechtschaffenheit und Reinheit des Lebens geschlossenen Zirkeln eine Wehr gegen die Pest sittlichen Verderbens, die vom Hofe her vordrang. Die Stimmungen dieser Kreise kennzeichnet auf das trefflichste eine von Hermann Kurtz überlieferte Aeußerung des Pfarrers Flattich. In einer Gesellschaft wurde Flattich gefragt, was ein Pietist sei. Er stellte die Gegenfrage: „Gnädiger Herr, was thut Ihr Hund, wenn Sie ihn immer prügeln?" — „Er geht durch." — „Und was thut er dann?" — „Er sucht sich einen gelinderen Herrn." — „Nun, sehen Sie: auf die gemeinen Leute schlägt jedermann hinein, der Herzog schlägt auf sie hinein, die Soldaten schlagen auf sie hinein, die Jäger schlagen auf sie hinein. Deshalb gehen sie endlich durch und suchen einen andern Herrn, bei dem sie es besser haben. Dieser Herr ist Christus, und wer Christum sucht, ist ein Pietist."

[1] Letztere Citate aus Justinus Kerners Bilderbuch.

Aber dieser mehr passive und innerliche Widerstand hätte den Zusammenbruch des Staates nicht aufzuhalten vermocht, ganz abgesehen davon, daß alles pietistische Wesen seinen Ausgang in Heuchelei, in Unwahrheit, in Haß gegen geistige Bildung zu nehmen pflegt. Offene Auflehnung war das Rettungsmittel, das not that; und dahin drängte allmählich die steigende Unzufriedenheit des Landes, der immer lauter werdende Unmut. Noch war jede Gegenvorstellung auf nichts als Hohn und Gewaltthätigkeit gestoßen, als ein neuer Erpressungsversuch, ein pfiffig ersonnenes Steuerprojekt, jeden Freund des Volkes empörte. Ein Teil der Beamtenschaft, an ihrer Spitze der Tübinger Regierungsrat Huber, erhob Widerspruch, und die Tübinger Abgeordneten wiesen in einer persönlichen Unterredung mit dem Landesfürsten auf die Not des Vaterlandes hin. „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland!“ schrie der Herzog ihnen entgegen und warf sie in den Kerker auf Hohenasperg. Infolge dieser Vorgänge reichte der ständische Ausschuß im Jahre 1764 gegen des Herzogs verfassungswidriges Benehmen gerichtliche Klage bei Kaiser und Reich ein. Unter dem Gewicht der erhobenen Beschwerden, im Gedränge seiner Schulden sah sich der Herzog genötigt, 1766 den Minister Montmartin und den Kirchenratsdirektor Wittleder zu entlassen; doch blieb Graf Montmartin bis 1773 in der Nähe des Fürsten. 1770, nach langen Verhandlungen, unterschrieb Herzog Karl den sogenannten Erbvergleich, in welchem alle Klagepunkte Erledigung fanden: die Verfassung wurde wiederhergestellt, Abschaffung aller Uebelstände versprochen, das Land übernahm einen Teil der herzoglichen Schulden.

Der Schwelgerei und Willkür war nun doch eine Schranke gezeigt worden; jetzt trat in Herzog Karl eine Umwandlung ein. Der Kampf gegen sein Volk hatte seine Kraft geschwächt; die Jugend war verbraucht; er empfand vielleicht auch die Leerheit seines bisherigen Treibens. Ein Erlaß, den er im Jahre 1778 von allen Kanzeln verlesen ließ, sieht aus, als ob Stunden der Reue über ihn gekommen wären. Er enthält die Stelle: „da Wir aber Mensch seynd, und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben, und auch vor das künftige bleiben müssen, so hat es nicht anderst seyn können, als daß theils aus angebohrner menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntnuß, und sonstigen Umständen, sich viele Ereignüsse ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl vor jetzo und das künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freymüthig, denn dies ist die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erden, vor beständig heilig seyn und bleiben sollte.“

Um die nämliche Zeit, als jener Vergleich das Verhältnis

zwischen Fürst und Volk in friedsamere Bahnen zurücklenkte, faßte der Herzog eine heftige Leidenschaft für die Freifrau **Franziska von Leutrum**. Sie war geboren am 10. Januar 1748 als die Tochter eines armen Landedelmanns, eines Herrn von Bernerdin auf Adelmannsfelden bei Ellwangen, und hatte ohne Liebe einem rohen und häßlichen aber begüterten Manne die Hand gereicht. Der Baron von Leutrum, Kammerherr des ansbachisch-baireuthischen Hofes, wohnte zu Pforzheim. Im Wildbad, auf Jagden in Urach und um Schorndorf, zu welchen an das Paar Einladung ergangen war, lernte der Herzog Franziska schätzen und lieben und bot ihr sein Herz; Gerüchte von Mißhandlungen durch den eifersüchtigen Gatten veranlaßten ihn zu einem Besuche in Pforzheim, und nachdem im Herbste 1771 eine Einladung sich wiederholt hatte, kehrte Herr von Leutrum allein nach Pforzheim zurück. Eine Summe für den Abkauf seiner Frau soll ihm zugestellt worden sein. Franziska folgte dem Herzog im Januar 1772 auf die Solitude gegen das Versprechen, daß er sich mit ihr vermählen würde, falls er die Herzogin überlebe; im gleichen Monat löste das Konsistorium zu Stuttgart ihre Ehe mit Leutrum. Durch Dekret Kaiser Josephs II. vom Jahre 1774 wurde Franziska von Bernerdin zur Reichsgräfin von Hohenheim erhoben. Als die Herzogin Friederike im April 1780 zu Neustadt a. d. Aisch gestorben war, erneuerte Karl sein Eheversprechen, und die württembergischen Stände, welche eine Wiedervermählung des katholischen Fürsten mit einer Prinzessin aus katholischem Hause befürchteten, boten ihm ein jährliches Geschenk von 50000 Gulden, wenn er auf ein Projekt letzterer Art verzichte. Aber der Ehe mit Franziska, der geschiedenen Protestantin, widersetzte sich die römische Theologie, und obgleich der Herzog mit Hilfe seiner Hofgeistlichen im Jahre 1785 die Trauung erreichte, so gab doch der Papst erst 1791 zur Annullierung der ersten Ehe Franziskas seinen Konsens. Im Februar 1786 machte Karl seine Vermählung mit Franziska bekannt: das ehemalige Fräulein von Bernerdin war die „regierende Herzogin von Würtemberg" geworden.

Franziskas Gesichtsbildung ist nicht schön zu nennen, wenn auch die Grazie ihrer Bewegungen, die Zartheit ihres Teints gepriesen waren. Ihr Charakter und ihre Handlungsweise hat neuerdings aus weiblicher Feder eine affektiert-süßliche, mit allen Schatten sehr bequem sich abfindende Schilderung erfahren.[1] Ohne Berechnung war Franziskas Verhalten nicht, trotz einer Neigung zu religiöser Schwärmerei, und wie sie nach Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche den Anverwandten des Hauses Württemberg gegenüber eine bescheidene Haltung klug zu wahren verstand, so vergaß sie

[1] Bely, H. K. v. W. und Franziska v. H., Stuttgart 1876.

auch als Favorite des Herzogs niemals die Rolle einer demütigen Unterwürfigkeit und die Kunst, sich in alle seine Launen zu schmiegen. Dennoch muß ihr Einfluß auf den Herzog als ein wohlthätiger bezeichnet werden. Zuvor waren ihm die Weiber wie Essen und Trinken; von einer italienischen Buhldirne zur andern wandte sich seine Lust; er schonte aber auch die Töchter des Landes nicht und drohte ihren Familien, wenn sie Widerstand erhoben, laut mit seiner fürstlichen Rache. Die Verbindung mit Franziska machte ihn besser; das Gefühl, das er für sie empfand, kam aus dem Herzen, und bis zu seinem Tode blieb er in warmer Anhänglichkeit und Dankbarkeit ihr ergeben, wenn auch seine Treue nicht eben streng war. Franziskas sorgliche Bemühung um sein persönliches Wohl, ihre frische Natürlichkeit waren ihm unentbehrlich, und an ihrer Seite genoß er die Traulichkeit des Familienlebens. Ohne Verlangen, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen, wurde sie doch die stille Teilnehmerin aller seiner Geschäfte; sie war wohlthätig, sie unterstützte Unternehmungen, welche dem Lande nützlich sein konnten, und sie wirkte mit, daß die Hofhaltung vereinfacht, die Armee reduziert wurde, daß den kostspieligen Instituten des Luxus von nun an spärliche Zuschüsse flossen.

So datiert etwa vom Jahre 1770 an eine bessere Regierungsperiode des Herzogs, und seine Lebensweise nahm einen mehr privaten Charakter an. Er vermochte Eigenschaften herauszukehren, welche versöhnlich wirkten, vergessen ließen; man sah ihn thätig in Regierungsgeschäften, fleißig, man freute sich des herablassenden Tones, den er gegen Leute geringen Standes zu gebrauchen verstand. Franziska gewann um ihres leutseligen Wesens willen leicht Popularität, und ihr Andenken in Württemberg ist bis heute von freundlicher Nachsicht getragen. Die Gestalten der Beiden prägten der Phantasie des Volkes sich ein, und noch lange nach ihrem Tode erzählte man sich vom „Karl Herzog" und seiner Liebsten. Der Herzog war von kräftigem Wuchs, von blühender Gesichtsfarbe, lebhaften Auges, und ich erwähne gern auch das Kostüm des Paares, damit unser Auge das Bild ihrer selbst und der Zeit sich ergänze. Aus traumhaft ferner Jugenderinnerung schildert Justinus Kerner[1] den Herzog „mit seinem goldbortirten Hütchen, seiner mit Buckeln versehenen, gepuderten Frisur mit einem Zöpfchen, seinem kirschrothen Rocke, seiner gelben Pattenweste, seinen gelben Hosen, hohen Stiefeln und Stiefelstrümpfen und die Herzogin in weitem Reifrocke mit schlanker Taille, hoher gepuderter Frisur, auf der hoch oben eine gelbe Bandschleife, wie ein Kanarienvogel, saß." Seine späteren Jahre verlebte der Herzog mit Franziska zumeist in Hohenheim, dessen Schloßbauten und Gartenanlagen weite Ausdehnung gewannen.

[1] Im „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit".

Um der wenig einheitlichen und wenig umsichtigen Beurteilung willen, welche Herzog Karl von Seite der Biographen Schillers erfahren hat, auch wegen mancher an sich widersprechender Eindrücke, welche sein Leben und Handeln hervorruft, wird es notwendig sein, die Grundlinien seines Charakters zu markieren. Herzog Karl war nicht ohne Geist; er besaß einen hellen Verstand, scharfe Beobachtungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft, ein vorzügliches Gedächtnis. Aber weder Tiefe noch Stetigkeit darf man ihm zusprechen. Er war ein geborner Despot, der Absolutismus saß ihm im Blut; und eine solche Natur fällt immer wieder in Willkür zurück, wenn auch die Umstände Resignation oder Vorsicht gebieten. Er war nicht ohne Anwandlungen von Bonhommie; aber sein heftiges Temperament brauste leicht auf in zügellosem Unmut, in rücksichtsloser Härte. Er war nicht minder freigebig in wohlklingenden Versprechungen als geschickt in verschleppenden Ausflüchten, und das ostensible Reden von „Tugend", in dem er sich gefiel, ist geradezu widerwärtig. Er war ein Schwelger in jedem Sinnengenuß, mit später und unvollkommener Wendung zum Bessern; und maßlos blieb immer seine Eitelkeit, das innerste Triebrad in all seinem Handeln. Manche verdienstliche Einrichtung, manche hochanregende Förderung, die er seinem Lande gegeben hat, wird man willig anerkennen. Aber zu einer redlichen und vollständigen Durchführung jenes „Erbvergleiches" ist es niemals gekommen. Die Finanzen des Landes kamen niemals ganz in Ordnung, gewaltsame Werbungen unterblieben nicht ganz, und der Aemterverkauf kehrte in immer neuen Formen wieder, trotz fürstlichen Ehrenwortes, und obgleich die Landschaft lange Zeit eine Entschädigungssumme bezahlte. Die Gefangenschaft Schubarts wie der Subsidienvertrag mit der holländisch-ostindischen Kompanie, infolgedessen ein württembergisches Regiment nach dem Kap verkauft wurde, fallen in die spätere Regierungszeit. Es ist somit ein ebenso unpsychologisches als ungeschichtliches Verfahren, wenn diese Periode ganz und gar ins Helle gezeichnet wird; und von einem Fürsten, der jemals ein so schweres Maß abscheulichster Gewissenlosigkeit auf sich geladen hat, in Ausdrücken rückhaltsloser Bewunderung zu reden, bringt vollends nur der Servilismus über das Herz.

Wir versetzen uns in die Jahre um 1770. Des Herzogs Thätigkeitsdrang suchte nach neuen Geleisen. Er schenkte der Landwirtschaft seine Förderung; aber mehr noch als sie wurde sein Schoßkind die Pädagogik. Pädagogische Experimente gehören mit zur Signatur des 18. Jahrhunderts; und so dürftig das Verständnis war, welches der Herzog den Ideen der Aufklärung entgegenbrachte,[1] ganz unberührt ließ die Zeit ihn doch nicht. Die

[1] Vgl. die herzoglichen Festreden bei Wagner, Geschichte der Carls-Schule, I, S. 640 und S. 641—647.

Erziehungsanstalten, die er ins Leben rief, begannen mit unbedeutenden Anfängen; aber eine steigende Leidenschaftlichkeit der herzoglichen Fürsorge drängte ihr Wachstum. Sie gaben ihm Beschäftigung; sie reizten seinen Ehrgeiz; und sie dienten seinen politischen Zwecken. Und ich möchte darauf hinweisen, daß auch für diese Einrichtungen Frankreich das Beispiel und das Muster war. Ludwig XIV. formierte die ersten Kadettenkompanien, und Frau von Maintenon war die Patronin eines adeligen Damenstiftes, wie nachher Franziska von Hohenheim; Ludwig XV. gab durch Edikt vom Januar 1751 der ersten Kriegsschule, der Ecole Militaire zu Paris, die Organisation. Zahlreiche Aeußerlichkeiten, Formen der Disziplin, wie sie an der Militärakademie des Herzogs gehandhabt wurde, auch in mancher Hinsicht der Unterrichtsplan, weisen auf französischen Ursprung;[1] und es ist überraschend zu sehen, daß bis heute ein Teil der Militärbildungsanstalten Deutschlands in einzelnen Statuten und Bezeichnungen französische Reminiscenzen bewahrt hat.

Die Geschichte der Hohen Karlsschule ist von Heinrich Wagner in einem auf Grund archivalischer Studien und langjährigen Fleißes sehr materialreichen Werke[2] behandelt worden, das indessen an Verworrenheit der Darstellung wie des Urteils leidet und von abgeschmackten Bemerkungen durchzogen ist. Neuerdings hat Julius Klaiber eine feindurchdachte Studie[3] veröffentlicht, welche, unter Verzicht allerdings auf eine Erörterung der im engeren Sinne pädagogischen und disziplinär-sittlichen Seite der Anstalt, ihre geschichtliche Organisation und Unterrichtsmethode untersucht; die nachfolgende Betrachtung verwertet in einigen Teilen die Resultate des Klaiberschen Gymnasialprogrammes.

Reformpläne, welche zunächst den Angelegenheiten der Armee, des militärischen Unterrichts- und Erziehungswesens gelten, sowie praktisches Bedürfnis scheinen die ersten Ausgangspunkte für die neue Thätigkeitsrichtung gewesen zu sein. Bereits im Jahre 1767 ließ sich der Herzog den Entwurf einer Offiziersakademie und Artillerieschule ausarbeiten, und da die Absicht bestand, diese Anstalt mit der Universität Tübingen zu verbinden, so besuchte er im Herbste des nämlichen Jahres die württembergische Hochschule, hörte sämtliche Professoren in Vorlesungen, Disputationen, Predigten und ließ sich von einer großen Anzahl Studierender über Themata, welche er selbst bezeichnet hatte, Vorträge halten. Verschaffte er sich so von dem Zustande des Unterrichtswesens an seiner Hochschule eine anschauliche Kenntnis, so ist ein innerer Zusammenhang

[1] Vgl. den Artikel Ecole Militaire in Tome V der Encyclopédie Diderots.

[2] Geschichte der Hohen Carls-Schule, Würzburg 1856–58.

[3] „Der Unterricht in der ehemaligen Hohen Carlsschule in Stuttgart", Programm des Stuttgarter Realgymnasiums vom Jahr 1872/73.

damaliger Absicht und späterer Organisation der von ihm gegründeten Schule nicht zu verkennen; denn eine vereinigte Bildungsanstalt für die Beamten und die Offiziere seines Landes zu organisieren, auf neuen Grundlagen des Unterrichtswesens und unter militärischen Formen, wurde das treibende Prinzip seiner Schöpfung.

Um zu Gunsten der Durchführung seiner Bauten wohlfeilere Arbeitskräfte aus den Landeskindern heranzuziehen, berief der Herzog im Februar 1770 eine Anzahl von Soldatenkindern, Knaben meist im Alter von 13—15 Jahren, auf das Lustschloß Solitude, wo sie unter Aufsicht des damaligen Hauptmanns und Inspektors der Schloßgärten Christoph Dionysius Seeger durch fähige Unteroffiziere „im Lesen, Schreiben, Rechnen und Christentum", „die älteren auch im Zeichnen und der Geometrie unterrichtet und nebenbei theils zu Baudiensten theils zu Gartenarbeiten angeleitet werden sollten". Die Zahl dieser „Garten- und Stukkatorknaben" stieg in den nächsten Monaten rasch, und wie der Unterrichtsplan sich erweiterte, indem nun auch das Französische und die „Historie sammt Erdbeschreibung" Aufnahme fand, so wurde auch die Bestimmung dieser ersten Schule weiter: ein Teil der Zöglinge sollte für die Zwecke des Orchesters und Balletts vorbereitet werden.

In Verbindung mit diesen Anfängen der Organisation einer Lehranstalt, welche nach ihren Unterrichtsfächern einen Vorläufer der heutigen Realschule darstellt, wurde am 14. Dezember 1770 ein „Militärisches Waisenhaus" errichtet, das über hundert Soldatenkindern jüngeren Alters Aufnahme gewährte. Die Zöglinge dieses militärischen Waisenhauses waren zu Handwerkern bestimmt und erhielten den elementaren Unterricht der Volksschule.

Aber erst eine dritte Phase des Institutes legte in das Unternehmen einen fruchtbaren, vielseitiger Entfaltung fähigen Keim. Indem Herzog Karl den Gedanken faßte, unter seiner eigenen Direktion und nach den von ihm gehegten Erziehungsgrundsätzen den vielversprechendsten Teil der Jugend seines Landes heranzubilden, damit sie als methodisch vorbereitetes Organ seines Willens zukünftig für Amts- und Armeedienste ihm zu seiner Verfügung sei, nahm er ein Prinzip auf, in dessen Verfolgung die neuzugründende Schule bald alle Zweige des Unterrichts in ihren Lehrplan hereinzuziehen genötigt war. Zugleich aber mußte sich damit der Anstalt von Beginn an der Charakter einer persönlichen Schöpfung des Fürsten aufprägen und der Charakter eines politischen Institutes; zwei Umstände, welche sie von allen Anstalten ihrer Zeit und ihrer Art sogleich auf das Bestimmteste unterschieden. Und während wir sonst gewohnt sind, die Entwickelung einer Schule auf lange vorbereiteten Grundlagen, nach langsam sich aufdrängenden Erfahrungen, mit von innen heraus kommenden

Reformen vor sich gehen zu sehen, treibt hier die politische Nebenabsicht wie die persönliche Liebhaberei des Fürsten die ursprünglich einfache Organisation zu immer breiterer Entfaltung, und ihre Umänderungen, so durchdacht, so praktisch sie erscheinen mögen, vollziehen sich mit jener gewaltsamen Hast, welche die Umsetzung eines fürstlich absoluten Willens in thatsächliche Wirklichkeit zu begleiten pflegt.

Diese dritte Phase beginnt mit der Hinzufügung einer Abteilung, welche bestimmt war, Kavaliers- und Offiziersknaben zu künftigen Ministerial- und Kriegsdiensten vorzubereiten, und sie tritt ins Leben mit der bereits am 11. Februar 1771 vollzogenen Etablierung der „Militärischen Pflanzschule". Die Herbeiziehung einer größeren Anzahl von Lehrkräften war die nächste Notwendigkeit, und das Programm dieser Schule, das nun das Lateinische in den Mittelpunkt stellte und zu den Fächern des Französischen, der Religion, Geschichte, Geographie, des Rechnens und Zeichnens Exerzitien im Reiten, Tanzen und Fechten hinzugab, entspricht vielleicht weniger dem Lehrplan eines unteren und mittleren Gymnasiums unserer Tage, welchen Klaiber in Vergleich zieht, als dem der unteren Abteilung unserer Kadettenschulen.

Während nun das Militärische Waisenhaus sich bald auflöste, indem dessen Zöglinge schon in den Jahren 1771 und 1772 bei Handwerkern oder in den Landeswaisenhäusern untergebracht wurden, wuchs die Militärische Pflanzschule an Lehrkräften und Zöglingen dergestalt, daß von ersteren bis zu Ende 1772 bereits mehr als 30 angestellt sind, während zu gleicher Zeit die Anzahl der Zöglinge, aus Offiziers- und Honoratiorensöhnen ergänzt, an 350 beträgt.

Gefallen des Herzogs an der Uebung erzieherischer Thätigkeit, am Umgang mit so zahlreichen und verschiedenartigen jugendlichen Geistern, wie auch die Erwägung, daß die speziellen Absichten einer Erziehung für den Staatsdienst im Sinne des Fürsten nicht zu erreichen seien, wenn die Knaben bei vorgerückterem Alter an Gymnasium oder Universität abgegeben werden mußten, führten dazu, daß eine abermalige Erweiterung des Unterrichtsumfanges nicht nur das gesamte Programm einer Mittelschule zur Geltung brachte, sondern auch noch akademische Lehrfächer und akademische Unterrichtsstufe in ihre Grenzen hereinzog. Ein neuer Name begleitet diese weitgehende Umgestaltung: die Bezeichnung „Herzogliche Militär-Akademie", welche im Tagesrapport vom 11. März 1773 zum erstenmal sich findet. Die Gliederung ihrer Zweige vollzieht sich nun zumeist in den Jahren 1773—1782. Die vom Herzog bereits früher gegründete Académie des arts wird mit der herzoglichen Militärakademie verschmolzen, so daß nun die Abteilung der „Künstler" sowohl für die bildenden Künste als

für die Theaterfächer Ausbildung gewährt und auch das ehemalige Institut der Garten- und Stukkatorknaben in sich aufnimmt; eine militärische Abteilung wird errichtet als Kriegsschule; 1773 eine Abteilung der „Cameralisten" sowie eine der „Jäger" oder Forstwirte; seit 1774 besteht eine juristische Abteilung, seit 1775 eine medizinische; später kommt noch die „Handlungswissenschaft" als eine besondere Sparte hinzu. Da aber die Philosophie als gemeinsamer Unterrichtsgegenstand allen Fakultätsstudien voransging und die philologischen Fächer wenigstens insoweit betrieben wurden, als die oberen Klassen unserer heutigen Gymnasien sie dem Unterricht zu Grunde legen, so vereinigte die herzogliche Militärakademie im wesentlichen den gesamten Unterricht unserer gelehrten Mittelschulen und, die Theologie allein abgerechnet, auch die Fakultäten einer Universität. Für die äußere Geschichte der Anstalt sei zunächst nur hinzugefügt, daß dieselbe am 18. November 1775 von der Solitude nach Stuttgart verlegt wurde, und daß sie Kaiser Joseph II. am 22. Dezember 1781 zum Rang einer Universität erhob. Von da an führte sie bis zu ihrer Auflösung den Namen „Hohe Karlsschule", wobei ich um der Beseitigung mancher unrichtigen und schiefen Vorstellung willen betone, daß Schiller niemals „Karlsschüler" gewesen ist, da sein Austritt bereits im Jahre 1780 erfolgte. Die Erhebung der herzoglichen Militärakademie zur Universität führte die Notwendigkeit herbei, förmliche Fakultäten zu errichten, und wir finden deren nunmehr sechs: eine juristische, medizinische, philosophisch-philologische, militärische, ökonomische und eine Fakultät der freien Künste. In Verbindung mit dieser akademischen Stufe behielt aber die Karlsschule die gymnasialen Abteilungen bei.

Es ist nicht leicht, einem so komplizierten und eigenartigen Organismus, wie ihn die herzogliche Militärakademie und hohe Karlsschule darstellt, nach seinem didaktischen und pädagogischen Werte gerecht zu werden. Das Urteil der Mitwelt schwankte oder ergoß sich in Widersprüchen, und sie sieht die raschaufgewachsene Schöpfung fast schon wieder vom Schauplatz verschwinden, ehe sie über ihr fester gewordenes Gefüge zu einer gesicherten Meinung gelangt. „Eine Sklavenplantage" nannte sie Schubart, und gegen ihren Stifter richtete er das Epigramm:

„Als Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein."

Es hat an Anschuldigungen und Klagen von Seite der Zöglinge und deren Eltern nicht gefehlt; auch im Lande, in den ständischen Versammlungen hatte sie ihre Gegner, und die Universität Tü-

bingen wie das Gymnasium zu Stuttgart erhoben Einspruch gegen den Bestand der Konkurrenzanstalt und gegen ihre Einrichtungen. Andrerseits strahlte die herzogliche Schule weit über die Grenzen Württembergs hinaus in Ruhm und Ehre, ja sie genoß eine europäische Celebrität; sie war der Stolz ihres Stifters, der ihr für lukubröse Ausstattung großartige Mittel zuwandte; Fremde, ausgezeichnet durch Rang oder Geist, verfehlten, wenn sie nach Stuttgart kamen, nicht, sie zu besuchen; zahlreiche Ausländer übergaben ihr zur Erziehung ihre Söhne; eine große Reihe von Männern glänzenden Namens gingen aus ihr hervor, Schiller nicht nur, sondern auch Cuvier und die Künstler Dannecker, Scheffauer, Schick, Wächter, V. Heideloff, Koch, Hetsch, Thouret, der Musiker Zumsteeg.

Allerdings kann nach letzterem Umstand der Wert einer Schule nicht taxiert werden; denn nicht die Schule erzeugt die Talente, sie übernimmt sie nur durch Gunst des Zufalls; und ihre überall nur auf ein Durchschnittsmaß geistiger Kräfte berechnete und auf konventionelle Ueberlieferungen gegründete Methode vermag außerordentliche Begabungen leichter zu hemmen als im wesentlichen zu fördern. Wenn man, wie es z. B. von Gottschall geschehen ist, Sätze aufstellt, gleich folgendem: „Dem vielgeschmähten wüsttyrannischen Herzog Karl Eugen verdankt es das deutsche Volk, daß ein großer Dichter ihm nicht an eine Fakultät verloren ging, die als höchste dichterische Blüte nur einen Herder zeitigen konnte, daß Schiller nicht die Kanzel eines württembergischen Dorfpfarrers bestieg, statt der deutschen Nationalbühne seinen Genius zuzuwenden"[1] — so denkt man gering von der Willenskraft und dem notwendigen Aeußerungsdrange des Genies. Schiller wäre unser größter Dramatiker geworden, auch wenn ihn sein Schicksal von der Lateinschule weg in eine theologische Klosterschule geführt hätte, er wäre es im Widerspruch geworden gegen den in den Klosterschulen herrschenden Geist, so gut wie er der Dichter der „Räuber" wurde im Widerspruch mit dem an der Militärakademie großgezogenen Geist. Auch Hölderlin, der doch eine geringere Energie des Talentes besaß als Schiller, ging durch ein theologisches Seminar hindurch, ohne württembergischer Dorfpfarrer zu werden; und auf Schelling, auf Hegel hinzuweisen, läge gleichfalls nahe. Daß aber der dreizehnjährige Schiller sich die Theologie in den Kopf gesetzt hatte und noch einige Jahre danach den Wunsch hegte, seinem Vaterlande als Gottesgelehrter zu dienen, kann nicht in Rechnung gebracht werden; denn seiner eigentümlichen, sein Leben gänzlich bestimmenden Kraft und Begabung war er sich damals noch nicht bewußt geworden.

Julius Klaiber macht mit vollem Rechte die Bemerkung, daß

[1] Im „Neuen Plutarch", 3, 272.

jene Periode des schwäbischen Volkstums einen außerordentlichen Reichtum an genialen Kräften aufzuweisen hatte, daß eben damals das theologische Stift der Universität Tübingen sich rühmen konnte, nicht nur Spittler und Planck, Stäudlin und Paulus, sondern auch Hölderlin, Hegel und Schelling gebildet zu haben, so daß „man die Zahl der berühmt gewordenen Karlsschüler eher kleiner zu finden geneigt sein wird, als man von einer so besonders auf glanzvolle Entfaltung gerichteten Anstalt zum voraus sich denken möchte."

Was dagegen in der Abwägung von Wert und Bedeutung der herzoglichen Schule dieser unzweifelhaft zu gut geschrieben werden muß, ist der Umstand, daß sie in einer geschichtlich unverkennbaren Weise das Maß der allgemeinen Bildung im württembergischen Lande erhöhte, daß durch ihre Zöglinge in alle Zweige des Staatsdienstes, in den Militär- und selbst in den Gewerbsstand ein Geist getragen wurde, der, so verschiedenartig seine Bethätigung sein mochte, doch überall ein gewisses gemeinsames Gepräge und vielfach die Wirkung erfrischender Anregung geltend machte. Hierin liegt ein kulturgeschichtliches Moment, das an und für sich eine Studie über die Wirksamkeit der Karlsschule interessant und weittragend zu machen vermöchte.

Was aber uns zwingt, mit ihren Einrichtungen, ihren Licht- und Schattenseiten uns vertrauter zu machen, ist eben doch der Umstand, daß sie in dem Zeitraume von 8 Jahren der Boden ist, auf welchem der Jüngling, mit dessen Geistesgeschichte wir uns beschäftigen, heranwächst, die Anstalt, die ihm Gymnasium sowohl als Universität vertreten sollte. Denn so entschieden unsere durchgängige Auffassung die Freiheit und Souveränität individueller Geisteskraft betonen will, so könnte doch nur ein gänzliches Mißverstehen die vorhin ausgesprochene Meinung des Verfassers dahin auslegen, als ob es gleichgültig gewesen wäre, welche Art und welcher Grad von intellektueller und moralischer Erziehung dem werdenden Dichter zu teil wurde. Vielmehr ist ja auch die gewaltigste Geistesanlage, welche die Natur hervorbringt, gewissermaßen ein ungefülltes Gefäß, ehe sie durch Welt und Wissen, durch Erfahrung, Anschauung, Kenntnis einen materiellen Inhalt sich zuführt. Wie sie diesen verarbeitet, was sie aus ihm macht und gestaltet, ist das Eigentum ihrer Natur und Individualität; aber der von außen zugeführte Gehalt, sei es daß er mit Richtungen der Seele, die noch kaum bewußt in ihr ruhen, sich willig verschmilzt, sie befruchtet und zum Wachsen bringt, sei es daß er den Widerspruch und das Gegenspiel ursprünglicher Neigungen hervorruft, ist für die konkrete Entwicklung und geschichtliche Erscheinung des Lebens nirgends gleichgültig.

Ich will mich deutlicher machen, indem ich auf Schiller zurück-

komme. Ihm gab die Natur mit, ein Dichter zu sein, das heißt, sie gab ihm von den ersten Momenten an, da sie ihn als ein lebendiges und bestimmtes Wesen formte, die Kraft und die Nötigung mit, die Welt in künstlerisch-dichterischer Weise anzuschauen, was er empfand und dachte, als Poet zu gestalten. Ja, sie mischte von vornherein in seinem Geiste die Elemente so, setzte Intellekt, Wille, Anschauung, Phantasie, Formsinn, Empfindung in solches Verhältnis, daß es ihm am gemäßesten wurde, in derjenigen Gattung der Dichtkunst, welche die dramatische heißt, sich auszusprechen, seinem künstlerischen Triebe Genüge zu thun. Dies nehme ich für durchaus gegeben. Und noch mehr: auch die leidenschaftliche Subjektivität und Innerlichkeit, welche seinem künstlerischen Schaffen eine so bestimmte Färbung geben, und die Neigung, die großen Gestalten seiner Dichtung zu Trägern allgemeiner, weltbewegender Ideen zu machen, also alles, was als sein ethisches und politisches Pathos zu Tage kommt, hat seinen Ursprung in elementaren, mitgegebenen Qualitäten. Mit diesen Qualitäten, diesen Geistesanlagen im allgemeinen stellte ihn die Natur in sein Volk und seine Zeit. Von beiden Kreisen aus kommen seinem Talente die ersten modifizierenden Bestimmungen. Erziehung und Lebensgang fügen weitere Modifikationen hinzu, so daß endlich die Summe seiner Schöpfungen das Resultat des Prozesses ist, in welchem er nach innerer Notwendigkeit seiner geistigen Richtung und Kraft alle von außen und zufällig kommenden Eindrücke in sich verarbeitete, umformte und zu selbständiger Gestaltung brachte.

Man wird also immer, auch wenn Schillers Erziehungsgang ein anderer gewesen wäre, anzunehmen haben, daß die Kraft seines Geistes in dichterischer und, früher oder später, in dramatischer Produktion sich zu offenbaren unternommen hätte. Dagegen daß in seinen ersten Dramen die Stimmungsregion, wie sie uns nun vorliegt, die Folie für seine Phantasie bildete, daß er gerade diese Stoffwelt, diese Süjets sich wählte, daß er „die Räuber“ dichtete, das ist die Wirkung des Mitspieles alles dessen, was Einfluß der Umgebung, Lebensgang, von außen kommender Zufall heißt.

Nicht eben selten begegnet man einer Vorstellungsart, welche mit Hilfe einer nichts weniger als logisch disziplinierten Manipulation die geschichtlichen Gestalten Goethes und Schillers der zeitgenössisch-jugendlichen Gegenwart einigermaßen adaptieren möchte. So hat Du Bois-Reymond in einem seiner rhetorisch-flachen, effektsüchtigen Vorträge[1] die Meinung kundgegeben, Goethe, wenn er heute jung würde, ließe „vermutlich Werther, Götz und Faust ungeschrieben“ und übte lieber im Reichstage seine Volksrednergabe. Und ein Anderer resolvierte sich, in Betracht, daß in unseren Tagen

[1] „Culturgeschichte und Naturwissenschaft.“

das Kompliment der Naturwissenschaft gebühre, zu der Behauptung, daß Schiller, wenn er heute lebte, gewiß der Naturwissenschaft, z. B. der Chemie, sich zugewendet und darin Großes geleistet haben würde. Dergleichen sieht immer interessant aus, ist aber ein gutes Exempel für das falsch Geistreiche. Da ich gegen die genannte Manier mich bereits an anderer Stelle[1] ausgesprochen habe, so möge mir in gegenwärtigem Zusammenhange erlaubt sein, einige Sätze zu wiederholen.

Biographische Nachkonstruktionen, wie die erwähnten, übersehen zunächst nur einen Punkt, aber den Hauptpunkt. Was Goethe und Schiller für sich, was sie uns geworden sind, wurden sie durch ihr poetisches Genie. Seine Art und Macht ist ihre Individualität, ihre Besonderheit, ihr Wesen. Nimmt man ihnen das poetische Genie, denkt man sie sich als Parlamentarier, als Chemiker, anstatt als Dichter, so nimmt man ihr Wesen, zerstört den Begriff ihrer Individualität und den ihrer geschichtlichen Erscheinung. Dann ist eben Goethe nicht mehr Goethe, Schiller nicht mehr Schiller. Dann bleibt nur die vage Vorstellung einer eminenten Geisteskraft, eine Abstraktion, zu welcher man ausgehend von der Betrachtung des geschichtlich-konkreten Wirkens jener Männer gelangte, während man gerade ihr geschichtlich-konkretes, lebendiges Wirken in der Vorstellung wieder aufhebt.

Uebrigens läuft bei solchen Konstruktionen auch eine Verschiebung geistiger Wertverhältnisse mit unter. Eine Einzelwissenschaft wäre für Schiller zu enge. Diese Andeutung wird ja genügen; verfolgen wir hier die Frage nach andern Richtungen hin.

Jede geschichtliche Erscheinung ruht mit offen zu Tage liegenden und noch mehr mit geheimen Wurzeln in ihrer Zeit und Nation, wird nur aus ihr völlig erklärt und begriffen, kann im Ernste in der Vorstellung nicht von ihr getrennt werden. Wäre „Kabale und Liebe" nicht geschrieben, heute würde niemand mehr darauf verfallen; oder wenn ein Dichter ein ähnliches Süjet sich wählte, er brauchte ganz andere Motive und eine andere Empfindungsnuance. Aber als es entstand, da traf das Stück den Nerv der Zeit; denn damals galt noch ein Gegensatz von adelig und bürgerlich, von dem wir heute nichts mehr wissen, und damals konnte man noch mit Fingern auf die Landesväter zeigen, welche die Söhne ihres Volks an das Ausland verkauften und mit Geldern, aus Blut und Thränen erpreßt, ihre Feten brillant machten. Und Werther? Hat die ganze Dämmerwelt von Empfinden, in welcher diese Produktion ruht, nicht zur geschichtlichen Unterlage eine von Ossian, Sterne, Rousseau, Klopstock erregte, so weiche als leidenschaftliche Herzensstimmung der Menschen?

[1] Beilage zur Allgem. Zeitung, Jahrgang 1880, Nr. 203.

Freilich ist in diesen Dichtungen noch etwas, und das ist nicht ihr geringstes Element, was ihnen die Zustimmung und Mitempfindung auch ferner Nachwelt erhält: ihr absoluter, poetischer und geistiger Wert; aber ihr geschichtlicher Ursprung war getragen und bedingt von ihrer Zeit. Man kann also wohl sagen: ein Dichter unserer Zeit würde Werthers Leiden nicht schreiben. Wenn aber eine Begabung, welche an die Geisteskraft und Geistesart jener Unsterblichen zu erinnern vermöchte, heute wieder unter uns aufstände, so würde ihr Träger eben wieder nicht als Parlamentarier oder als Naturforscher seine Macht kundgeben, sondern als Dichter, indem er dem heutigen Zeitalter von den Lippen nehmen würde, was dessen Herz bewegt und dessen Mund stammelt.

Ich dürfte flüchtiger über diesen Punkt hinweggehen, wenn nicht ein wahrhaft geistvoller Schriftsteller und einer der befähigtsten, welche in Deutschland über Dinge der Kunst geschrieben haben, die gegnerische Auffassung durch seine Autorität unterstützen würde. Denn auch Ludwig Pfau, den ich hier zu erwähnen genötigt bin, kommt in seinen „Freien Studien" zu der Aeußerung: „Wer weiß, ob Shakespeare, wenn er im neunzehnten Jahrhundert lebte, nicht im Parlament oder auf der Ministerbank mitspielen würde, statt in seinen Dramen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Goethe und Schiller, wenn sie heute wieder zur Welt kämen, sich mit Wissenschaft und Philosophie beschäftigen würden, statt Gedichte zu schreiben — vielleicht auch mit Politik".[1] Ich möchte also noch folgendes bemerken.

Scheinbar entspringt die Vorstellung, wornach z. B. Shakespeare im 19. Jahrhundert seine Rolle nicht auf der dramatischen Bühne, sondern im Parlament spielen würde, einem geschichtlichen Tiefblick, welcher erkennt, daß alle geniale Leistung im Instinkte der Massen und in der Gemeinschaft der Zeit ihre Voraussetzung habe. Sie verbindet sich gerne mit einer Polemik gegen Ueberschätzung der geschichtlichen Selbstthätigkeit des Genies, und Ludwig Pfau führt seinen Beweis gerade in dieser Richtung. „Ueberhaupt," fügt er bei, „sind all die genialen Redensarten über das Genie, die sich noch von der Sturm- und Drangperiode herschreiben, mehr oder weniger albern. Das Höchste was der Mensch erreichen kann ist die Erkenntnis der Wahrheit, und diese steht jedem offen, der ein gesundes Hirn hat und so frei ist, denken zu lernen. Das Genie ist weder eine so wunderbare Besonderheit noch eine so ausschließliche Begabung als man gewöhnlich glaubt." Zuvor definiert er das Genie „als ein kräftiges Talent, dem eine tüchtige Intelligenz zur Seite steht, und das von der zeugenden Kraft des Volkes befruchtet wird"; er nennt es einen „Spiegel, der die Seele der Nation auffängt und zurückwirft".

[1] Ludwig Pfau, Freie Studien, Stuttgart 1874, S. 246–247.

Ganz äußerlich betrachtet, wird eine Organisation, von der man sagen darf, daß sie einem Spiegel gleich die Seele der Nation auffange und zurückwerfe, immerhin als eine seltene und besonders glückliche gelten müssen, denn eine außerordentlich feinfühlige und auch breite Rezeptionskraft ist damit bedingt. Ob das Bild selbst die Sache vollkommen deckt, ist eine andere Frage; die vorliegende Biographie hat bereits an früherer Stelle Merkmale des Genius und das Verhältnis desselben zu seinem Volke zu bestimmen versucht. Den dunklen Drang hat die Masse, das Genie hat ihn am stärksten, und es befreit sich und die Zeit, indem es die Bahn bricht und das Muster aufstellt; das Talent folgt nach. Der Begriff der Spiegelung gibt ein schönes und bedeutsames Bild, aber er reicht nicht hin; denn das Genie gibt von sich aus seiner Nation ebensosehr Impulse, als es solche von ihr empfängt.

Die Sturm- und Drangperiode hat ja freilich mit der Bezeichnung Genie einen ärgerlichen Mißbrauch getrieben, und in unsern Tagen macht es die Phrase und die Oberflächlichkeit nicht anders. Man sollte das Wort Genie nicht nur mit der strengsten abwägenden Vorsicht, sondern auch mit einer Art von Keuschheit gebrauchen. Aber entbehren kann diesen Begriff im Sinne eines nicht lediglich graduellen Unterschiedes gegenüber dem Talent weder die Geschichte des menschlichen Geistes, noch die Philosophie und die Psychologie. Der Blitz des Gedankens, der in eine vorher dunkle oder noch gar nicht bemerkte Tiefe hinabzuckt, kommt eben doch nicht jedem Gehirn, auch „wenn es so frei war, denken zu lernen". Und dasjenige Gehirn, in dem er sich erzeugt, der Kopf, in dem eine neue und in großem Sinne fruchtbare Verbindung geistiger Stoffelemente sich formt, heißt eben doch mit präzisem Recht genial gegenüber den tausend anderen Köpfen, in denen ein regelmäßiges Mitgehen, ein succeſſives Fortschreiten die bewußte und gewollte Operation ist. Wenn man die Lebensgeschichte der großen Erfinder und Schöpfer, sei es im Reiche des Gedankens, in der Kunst, in der Technik durchblättert, so wird man zwar bemerken, daß in der Richtung, in welcher ihre ausgezeichnete Leistung liegt, sich schon zuvor ihr konzentriertes Interesse bewegte; aber die That selbst, der einschlagende Punkt, war ein Moment, ein Einfall, eine plötzliche Anschauung, ein inneres Gesicht und Traumbild, eine Vorwegnahme des Ganzen, auf welche die intellektuell-logische Prüfung in der Regel erst nachfolgte. Sicherlich ist bei diesem Vorgang die Phantasie, und zwar in allen Gebieten des Geistes, nicht nur innerhalb der Kunst, mehr beteiligt, als zumeist angenommen wird.

Aber wir wollen auf den Streitpunkt selbst zurückkommen. Die Vorstellungsart, gegen welche diese Zeilen Widerspruch einlegen, ist eine unrichtige Operation mit geschichtlichen Begriffen.

Man kann die Frage aufwerfen, welche Stellung Shakespeare zu dieser oder jener modernen Erscheinung nehmen würde, wenn er von ihr wüßte; man kann diese Frage annähernd zu beantworten versuchen auf Grund seiner Werke, sofern sie im allgemeinen über seine Denkart Aufschluß geben. Dies ist ein erlaubtes Gedankenspiel. Aber alles weitere ist vom Uebel. Was aus Shakespeare geworden wäre, wenn er heute lebte, ist eine gar nicht aufzuwerfende Frage. Man läßt sich dabei auf eine Rechnung ein, welche in den Rechnungsansatz nicht zusammengehörige Posten bringt. Sie bleibt immer resultatlos, sie ist nichts als eine Seifenblase des Gehirns. Dem Anschein nach und theoretisch möchte sie das Individuum, wie billig, den großen geschichtlichen Mächten unterordnen; in der That aber, im praktischen Fall, löst sie ein persönliches Wesen von seiner nationalen und familiären Genesis ab, hebt ein Individuum aus seinem ganzen geschichtlichen Zusammenhang heraus, ohne dessen Folie wir doch von ihm nichts wissen. Das Leben auf der Erde in seiner geschichtlichen Entwickelung ist ein einziger großer Organismus. Von ihm ein Teil ist jede Einzelerscheinung, an ihrer Stelle notwendig und wirklich und nur an dieser Stelle notwendig und wirklich. Nur einmal ist sie geworden, nur einmal konnte sie werden; nie kommt sie wieder, nachdem sie hinabtauchte unter die Schwelle des Seins. Aber solange sie lebt, fließt in ihr das Blut ihres Zeitalters, und durch das Blut ihres Zeitalters lebte sie. Eine solche organische Einzelerscheinung ist jede Person, jede in einer Person konkret gewordene Begabung. Das gemeine Sprichwort: Niemand kann aus seiner Haut fahren, hat hier einen höheren Sinn; und es hat auch in diesem Sinne recht. Die Formel aber, welche in Wahrheit die Achtung vor dem zeugenden Instinkte der Zeit repräsentiert, müßte lauten: Wenn eine Periode, eine Generation ihre gesamte geistige Arbeit und Stimmung auf das politische Leben richtet, wird sie keine Natur ähnlich der Shakespeares hervorbringen.

Aber auch ein psychologischer Fehler spielt in jener Rechnung mit. Indem man sich sagt, daß Shakespeare heute in der Politik seine Thätigkeit suchen würde, trennt man die Psyche von der Begabung. Man läßt sich auf Schlüsse ein, als ob die Begabung, in vorliegendem Falle das poetische Genie, der Seele nur äußerlich, nebenbei anhaftend wäre. Aber Seele und Geisteskraft sind eine untrennbare Einheit; sie sind das nämliche Wesen, das eine Mal ruhend gedacht, das andere Mal thätig.

Zur zweihundertjährigen Geburtstagsfeier Georg Friedrich Händels.

Von

Julius Otto Opel.

II.

Der Kammerdiener Georg Händel und sein Sohn Georg Friedrich.

Der aus Breslau gebürtige Großvater des Tondichters Händel ist im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts nach Halle gekommen. Aber auch in Schlesien war diese Bürgerfamilie Händel (Handel) nicht einheimisch, sondern nach den Mutmaßungen der schlesischen Historiker im Gefolge der Fugger aus Oberdeutschland nach Schlesien eingewandert. Etwa zwei Jahrhunderte hindurch war in dem Zweige der Familie, dem Georg Friedrich Händel entstammt, das Kupferschmiedehandwerk Hauptnahrungszweig. In einem Bürgerverzeichnisse der Stadt Breslau vom Jahr 1544 wird an 38. Stelle in der Rolle der Kupferschmiede „Valten Hanndel" genannt, welcher damals wahrscheinlich noch jung war.

Da der Großvater des Tondichters, der Kupferschmiedemeister Valentin Händel, denselben Vornamen führt, wie der zuerst in Breslau erscheinende Kupferschmied Händel, und im Jahre 1582 geboren war, so halten wir ihn für einen Enkel dieses Breslauer Valentin Händel. Auf der Wanderschaft mag dieser jüngere Händel nach Obersachsen und dem durch seinen Kupferbergbau bekannten Eisleben gekommen sein und hier eine Zeitlang gearbeitet haben.

Auf welche Weise und wann er nach Halle gelangte, wissen wir nicht; wir können nur sagen, daß er hier Dienstag nach Reminiscere (14. März 1609) den Bürgereid leistete und mit 6 Gulden sein Bürgerrechtsgeld bezahlte, nachdem er sich bereits ein

Jahr vorher mit einer Tochter des verstorbenen Ratsschmiedemeisters und Kupferschmieds Samuel Beichling in Eisleben verheiratet hatte. Bei seiner Verheiratung stand er im 26. Lebensjahre.

Valentin Händel und seine Gattin Anna wurden die Ahnen eines großen, in diesen obersächsisch-niedersächsischen Grenzgebieten weit verzweigten kräftigen Bürgergeschlechts, welches noch heut zahlreiche Sprossen treibt. Als Händel den Bürgereid leistete, hatte er sich auch bereits in Halle ansässig gemacht und das Hausgrundstück Nr. 559 in der Mitte der Stadt in den Kleinschmieden erworben, welches sich bis in das 18. Jahrhundert hinein in seiner Familie erhalten hat und jetzt unter der Nr. 3 im Besitze der Witwe Binzer befindet. Valentin Händel war also kein ganz unbemittelter Mann. Allmählich muß er sich aber auch durch andere persönliche Eigenschaften das Vertrauen seiner Mitbürger und Zunftgenossen erworben haben. Denn die letzteren entsendeten ihn im Jahre 1632 als Meister in den Rat, wo er zuerst die Stelle eines Brotwägers einnahm. In den folgenden Jahren gelangte er sogar in das Amt eines Vierherrn. Er starb schon am 20. August 1636, während seine Witwe ihn sehr lange überlebte. Sie scheint nach dem Tode ihres Gatten das Schmiedehandwerk aufgegeben zu haben und nährte sich „sonderlich vom Wasserbrennen". Erst am 5. Januar 1679 nahm die Lebensmüde in einem Alter von 84 Jahren der Tod hinweg. Bei ihrem Ableben war die Nachkommenschaft ihrer Kinder auf 13 Enkel und 23 Urenkel gestiegen: 32 in gerader Linie von ihr abstammende Angehörige überlebten sie. Die ihr zu Ehren von dem Prediger M. Johann Gottfried Olearius gehaltene Leichenpredigt ließen ihre Erben mit einer kurzen Lebensbeschreibung drucken.[1] Bei ihrem Tode war ihr jüngster Sohn, der Vater des Tondichters, 55 Jahr alt.

Dieser Georg Händel war am 24. September 1622 geboren. Seine Jugendbildung erhielt er in der städtischen lateinischen Schule, wo er bis zur dritten Klasse aufrückte. Auch er erlernte also, wie so viele Bürgerssöhne jener Zeit, die Anfangsgründe der alten Sprachen. Da starb jedoch im Jahre 1636 sein Vater an der Pest, und die Mutter war nun nicht mehr imstande, dem Sohne die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien auf der Schule und später auf der Universität zu gewährleisten. Da nun auch der Sohn selbst keine besondere Neigung zu einem gelehrten Berufe an den Tag legte, so verließ er im 15. Lebensjahre die Schule,

[1] Das höchste Neu Jahr-Geschenk, | welches die weyland Erbahre, Gottsfürchtige und Tugendsame MATRONE | Frau Anna Beichlings, | .... Valentin Händels .... nachgelassene Witbe, | vermittelst eines seel. Abschieds aus dieser Welt .... erlanget .... Hall in Sachsen, gedr. bey Christian Sckern. 4. 4 Bll. Gräfl. Bibl. in Stolberg.

um sich der Chirurgie zu widmen. Sein Lehrherr war der damals angesehene Andreas Beger in Halle, der jedenfalls auch das Geschäft eines Barbiers betrieb: denn schon sein ganz gleichnamiger Vater war einst Hofbarbier in Halle gewesen. Händels Lehrherr hatte sich im Jahre 1618 mit einer Tochter des Hallischen Hofkapellmeisters Wilhelm Brade (Braden?) verheiratet; eine Schwester desselben, J. Elisabeth, vermählte sich 1624 mit einem ehemaligen fürstlich magdeburgischen Feldscherer Franz Oehlemann aus Ratzeburg. Georg Händel trat also in einen jedenfalls wohlgeordneten bürgerlichen Haushalt ein.

Nach dem Verlauf seiner Lehrzeit begab sich der junge Barbier nach Leipzig, wo er gleichfalls eine Zeitlang seinem friedlichen Handwerk nachging. Allein die Unruhe der Zeit ergriff auch ihn, und er nahm daher als Feldscherer in dem kursächsischen Regimente des Oberstwachtmeisters Dietrich v. Taube[1] Dienste. Lange scheinen ihm indessen die militärischen Verhältnisse nicht behagt zu haben: er suchte bald um seinen Abschied nach und wendete sich nach Norddeutschland. Der wandernde Chirurgus ging über Hamburg nach Lübeck und fand hier bei einem Landsmanne, dem Chirurgen Andreas König, Aufnahme und Beschäftigung. Auf dessen Rat ergriff er eine sich ihm darbietende Gelegenheit und nahm eine Stelle als Schiffsbarbier an und gelangte auf dieser Seefahrt nach Portugal, wo er Lissabon, Setuval und andere Städte kennen lernte. Nach einem wohl nicht sehr langen Aufenthalte in Portugal kehrte er nach Lübeck zurück und fand bei seinem früheren Brotherrn Andreas König von neuem eine Stellung. In Lübeck mag er sich noch im Jahre 1639 befunden haben, da wir erfahren, daß er von hier aus sein Glück als Feldscherer noch einmal versuchte: er wurde von dem Kapitän Bartenstein, welcher die Leibkompanie Dragoner des Feldmarschalls Baner befehligte, als solcher angenommen. Baner aber lag im Jahre 1639 im Mecklenburgischen. Auch diesmal aber vermochte Händel der militärische Dienst nur einige Monate zu fesseln; er nahm bald wiederum seinen Abschied und wendete sich nach Halle, wo er wahrscheinlich im Jahre 1642 wieder eintraf.[2] Möglicherweise veranlaßten ihn auch die Bitten der Mutter zur Heimkehr, welche eine Gefahr für ihren Sohn darin erblicken mochte, daß er den schwedischen Fahnen folgte, nachdem das Erzstift Magdeburg von seinem erwählten Landesherrn, dem Herzoge August von Sachsen, in Besitz genommen war und die Huldigung geleistet hatte. Allein es dul-

[1] In der Leichenpredigt Georg Händels heißt es, daß ihn in Leipzig „der Herr Obriste Wachtmeister Daume“ zum Feldscherer angenommen habe. Ein Oberstwachtmeister dieses Namens ist aber nicht bekannt. Doch gab es im 16. Jahrh. eine angesehene hall. Bürgerfamilie „Daume“ (Daum).

[2] Die Zeitbestimmungen sind nicht ganz sicher.

dete ihn nicht lange in der Vaterstadt, die gerade in jenen Jahren 1640—1642 von beiden Parteien auf das äußerste bedrängt wurde. Noch in demselben Jahre (1642 ?) ließ er sich durch einen Offizier der anderen Partei, den kaiserlichen Lieutenant Görlitz, der jedenfalls ein hallischer Bürgerssohn war, abermals als Feldscherer anwerben, hielt aber auch diesmal nur wenige Monate im Kriegsdienste aus, da die Mutter nebst den übrigen Verwandten ihn zur Rückkehr drängten. Der 21jährige Sohn war gehorsam und trat nach seiner Heimkehr bei dem Chirurgen und Barbier Adam Albrecht in den Dienst.

Aber noch in demselben Jahre schritt Georg Händel zur Verheiratung mit der hinterlassenen Witwe des Chirurgen Christoph Ettinger auf dem Neumarkte, der damals noch durch Mauern, Graben und Thore von Halle getrennten kleinen Amtsstadt des Erzstifts. Händels Gattin Anna, geborene Kate, war 10 Jahre älter als ihr zweiter Ehemann, besaß aber aus der früheren Ehe keine Kinder. Mit ihrem ersten Ehegatten war sie nur $4^1/_2$ Jahre vermählt gewesen. Die Ehe wurde zu Lichtmesse (20. Februar) 1643 in der üblichen Weise vollzogen. Noch vor seiner Verheiratung war der junge Chirurgus natürlich selbständig geworden und hatte seine Meisterprüfung abgelegt.

Georg Händel ließ sich nach seiner Hochzeit auf dem Neumarkte nieder und trat also ganz in die Stelle des verstorbenen ersten Ehegatten seiner Frau. Hier mag er sich bald durch seine Geschicklichkeit einen guten Namen gemacht haben, so daß ihn sein Landesherr schon nach zwei Jahren zum Amtschirurgus des ganzen Amtes Giebichenstein erhob, zu dessen Verwaltungsbezirk der Neumarkt gehörte. Als Amtschirurgus lagen ihm etwa die Geschäfte eines jetzigen Kreiswundarztes ob. Einen Beweis eines ganz besonderen Vertrauens muß Händel aber darin gefunden haben, daß auch er, als der Administrator August einst den rechten Vorderarm zweimal gebrochen hatte, zur Heilung herangezogen wurde. Und da ihn auch hierbei sein Glück nicht verließ, wurde er von seinem Landesherrn im Jahre 1660 zum Dank für die glückliche Heilung zum Geheimen Kammerdiener und Leibchirurgus ernannt.

Auch als herzoglicher Kammerdiener wohnte Händel noch Jahrelang auf dem Neumarkte, bis sich ihm die Gelegenheit bot, sich in der unmittelbaren Umgebung der fürstlichen Residenz in Halle selbst ansässig zu machen. Susanna Bley, die Witwe eines herzoglichen Kammerdieners Johann Georg Bley, verkaufte ihm ihr Hausgrundstück zum Gelben Hirsch, welches als in der kleinen Klausstraße oder auch als am Schlamme oder an der kleinen Ulrichsstraße liegend bezeichnet wird, und verließ darauf die Stadt. Das wird im Jahre 1665 geschehen sein; denn seit diesem Jahre erscheint Georg Händel als Besitzer des Hauses,

welches in dem ältesten erhaltenen Häuserverzeichnisse der Stadt als ehemals Johann George Bleyens Witwe zugehörig und unter der Nummer 528 aufgeführt ist. Am 30. Juni 1666 leistete Händel, nachdem er den Stadtbehörden durch den Amtmann von Giebichenstein, Jakob Lüdicke, und seinen eigenen Bruder Christoph vorgestellt worden war, den Bürgereid und entrichtete sein Bürgerrechtsgeld in der Höhe von acht rheinischen Gulden. Um diese Zeit war also sein Umzug schon ausgeführt. Das von Georg Händel erworbene Grundstück war ein Eckhaus zwischen der kleinen Ulrichsstraße, der kleinen Klausstraße und dem Schlamme und gehörte zu den größeren Häusern. Seine Besitzer zahlten von ihm an städtischen Steuern jährlich 10 Groschen Vorschoß, 10 Groschen Wächtergeld, 4 Thlr. 4 Gr. Hausschoß, 12 Gr. Grabengeld und noch 20 Gr. Haussteuer. Diese Steuern sind von dem Hause auf den Namen Händel bis zum Jahre 1734 inkl. entrichtet worden. Von dem gesamten Hausgrundstücke, dem Geburtshause des Tondichters, scheint sich jedoch nur noch das im Hofe des Hauses Nr. 4 im Großen Schlamme stehende vordere linke Seitengebäude erhalten zu haben; an der Stelle des Hauptgebäudes wurde im Anfange dieses Jahrhunderts ein Neubau (Großer Schlamm Nr. 3) aufgeführt, in welchem sich jetzt das kaufmännische Geschäft des Herrn Fuß befindet.

Georg Händel war sein ganzes Leben hindurch eifrigst auf die Verbesserung seiner äußeren Verhältnisse bedacht, und hierzu bot sich ihm auch als Besitzer dieses Hauses bald eine recht erwünschte Gelegenheit. Schon die frühere Besitzerin hatte das Recht, auf diesem Grundstücke den Weinschank auszuüben, in Anspruch genommen und dem Anschein nach eine Zeitlang wirklich ausgeübt, bis sich die Regierung in das Mittel legte und ihr Unterfangen als unberechtigt bezeichnete. Als sich die Witwe Bley bei dieser Verwaltungsmaßregel nicht beruhigte und sich darauf berief, daß der Weinschank schon während des Krieges in ihrem Hause betrieben worden sei, wurde sie von der Regierung auf den Rechtsweg verwiesen, den sie aber nicht betrat. Nun faßte der neue Besitzer, der herzogliche Leibchirurg und Kammerdiener, sicherlich in dem Bewußtsein, daß er sich der Gnade seines Herrn in hervorragendem Maße erfreue, den Entschluß, ein Bittgesuch an diesen um Erneuerung des Privilegiums zu richten, und war auch so glücklich, seine Bitte gewährt zu erhalten. In anbetracht seiner treuen, fleißigen und unverdrossenen Dienste erteilte der Herzog August seinem Kammerdiener am 8. Januar 1668 die Berechtigung, in diesem Hause zum Gelben Hirsch Land- und ausländische Weine, wie Franken- und Rheinweine, ferner auch spanische und alle andere, wie sie sonst heißen mochten, öffentlich auszuschenken und selbst über die Gasse zu verzapfen. Die übrigen mit der Weinschanksgerechtigkeit verbundenen Berechtigungen wurden Händel ebenfalls

ausdrücklich zugesprochen. Mit diesem Gnadenbeweise erhob der Herzog also Händels Grundstück zu einem Weinhause, denn die Berechtigungen sollten auch auf die Erben des Kammerdieners und alle späteren Besitzer des Hauses übergehen. Der Wert des Hauses steigerte sich aber noch um so mehr, als es der Residenz des Herzogs so nahe lag und die zahlreichen Beamten und die Hofdienerschaft sowie die Fremden, welche bei der Regierung Geschäfte abzuwickeln hatten, hier eine so bequeme Gelegenheit fanden, ihrem Erholungsbedürfnisse Genüge zu thun. Gerade diese Stadtgegend war ja damals das vornehme Viertel.

Der Herzog forderte darauf auch den Stadtrat auf, seinen Kammerdiener in der Ausübung seines Rechtes zu schützen, begegnete aber hier dem zähesten Widerstande. Als Händel am 13. Januar 1668 durch einen Notar und vor Zeugen dem Rate sein Privilegium feierlichst einreichte, protestierte der Rat ebenfalls vor Notar und Zeugen, übergab schon am 16. Januar 1668 seine Gegenschrift und bat um Zurücknahme der Händel erteilten Berechtigung. Und als diese natürlich nicht erfolgte, brachte er die ganze Streitsache unverzüglich vor das Reichskammergericht in Speier. Dieses forderte schon im August desselben Jahres die Akten ein, welche indessen von der herzoglichen Regierung zurückgehalten wurden, weil bereits auch ein kaiserliches Schreiben an den Administrator zur Berichterstattung gemahnt hatte. Dieses kaiserliche Schreiben vom 7. April 1668 beantwortete der Herzog am 26. August dieses Jahres und bat den Kaiser zugleich, die „frivole Appellation" der Stadt Halle für ungültig und unzulässig zu erklären. Denn der Herzog faßte diese Begnadigung seines Kammerdieners als eine unmittelbare Bethätigung seines Hoheitsrechtes auf, welches er sich durch die Einsprache der Stadt nicht wollte schmälern lassen. Obgleich auch die Juristenfakultät der Universität Leipzig den Widerspruch der Stadt als unberechtigt zurückwies, kam der ganze Streit doch erst im Juli des folgenden Jahres zum Austrag. Das Urteil des Kammergerichts erklärte den Widerspruch des Rates für unberechtigt (7. Juli 1669), und der herzogliche Kammerdiener hatte also den Sieg über die Stadt davongetragen.[1]

Der nachdrückliche Ernst, mit welchem sich die Residenzstadt dem Willen ihres Landesherrn diesmal widersetzte, könnte auffällig erscheinen, wenn man nicht wüßte, in einem wie wenig erfreulichen Zustande sich die Vermögensverhältnisse der Stadt damals befanden, und daß die städtischen Behörden eine nicht unbeträchtliche Schädigung ihrer Einkünfte von diesem Privilegium

[1] Nach den noch jetzt im Archiv des Reichskammergerichts zu Wetzlar aufbewahrten Akten. Einige Aktenstücke sind von Friedländer in der Zeitschrift für Preußische Gesch. und Landeskunde, Jahrg. 3, S. 754—760, abgedruckt worden.

fürchteten. Wurde doch in den letzten von der Landesregierung genehmigten städtischen Verfassungen von 1643 und 1654 der Gewinn aus dem städtischen Wein- und Bierkeller als eine der hauptsächlichsten Einnahmen bezeichnet, weshalb man auch gegen alle, welche den Weinschank ohne Berechtigung ausgeübt hatten, mit Verboten vorgegangen war. Nur zwei Häuser waren außerdem der Versicherung des Rates zufolge zum Weinschank von alters her berechtigt: der kühle Brunnen, den der Rat endlich auch für die Stadt erworben hatte, und der Rosenbaum, mit dessen Besitzer ein Abstandsvergleich getroffen worden war.

Und gerade diese Einnahmen aus den städtischen Wein- und Bierkellern waren für sehr wichtige Zwecke bestimmt, an welche der Rat den Herzog mit dringenden Worten erinnerte.

Obwohl Händel in seinem Streite mit dem Rate den Sieg davongetragen hatte, betrieb er die Weinwirtschaft in seinem Hause doch nicht persönlich, sondern übergab die Weinstube einem Pächter Augustus Lehmann gegen einen jährlichen Pachtzins von 60 Thlr., der sie bis zum Jahre 1684 führte. Nach dem eingetretenen Regierungswechsel machte der Rat indessen sein Recht abermals durch eine Klage gegen Händel geltend, ließ sich aber im Anfange des Jahres 1682 zu einem Vergleiche bestimmen. Der Rat zahlte Händel gegen die Verzichtleistung auf das alte und das neue Weinschankrecht 350 Thlr., gestattete ihm aber ausdrücklich, den ihm selbst gewachsenen Landwein, wie es überhaupt jeder Bürger durfte, auch fernerhin zu verschenken. Händel erbot sich dagegen, dem Rate seine Zimmer und Keller zum Ausschanke fremder Weine zu vermieten, wenn er selbst sie nicht benutzen würde. Der Weinschenk Lehmann durfte aber trotzdem sein Geschäft noch zwei Jahre auf Rechnung des Stadtrats fortführen.

Das gute Auskommen, welches Georg Händel als herzoglicher Kammerdiener und Leibchirurg, sowie als Hauseigentümer und Weinstubenbesitzer und durch den Betrieb seines Handwerks allmählich gewonnen hatte, reichte sicherlich zur Auferziehung und Versorgung seiner sechs Kinder hin. Trotzdem suchte er jedoch sein Einkommen stets zu vermehren. Er erwarb in der Stadtflur Halle pfandweise ein Ackergrundstück und trieb später selbst Landwirtschaft, wenn auch vielleicht erst in größerem Umfange nach dem Tode seines Herrn, des Herzogs August.

Die ländlichen Geschäfte Händels waren für einen Chirurgen und Barbier nicht gerade ganz unbedeutend; sein Haushalt wurde dadurch nur verwickelter.

Im übrigen scheint Georg Händel sein Leben jahrzehntelang in Ruhe und Frieden, im vollen Genusse der Gnade seines Herrn und dem erfreulichen Bewußtsein des wachsenden Wohlstandes verbracht zu haben. Alle seine Kinder versorgten sich allmählich; als

er 56 Jahre alt war, stand er mit seiner 10 Jahr älteren Gattin allein in seinem Hause.

Doch lernte er gegen das Ende des 7. Jahrzehnts auch die Schwere des Lebens fühlen. Er mußte am 2. August 1678 seinen Bruder Christoph, den Ratsweinmeister, bestatten, nachdem dessen Gattin schon ein Jahr vorher das Zeitliche gesegnet hatte. Zwei Jahre darauf (1680) starb sein Landesherr, der Herzog August, und der Geheime Kammerdiener und Leibchirurg ging seines Diensteinkommens verlustig; und in demselben Jahre verlor er auch noch seine an den Chirurgen Metzel in Weißenfels verheiratete jüngste Tochter Barbara. Da in diesem Jahre ferner der Umzug des ältesten hinterlassenen Prinzen, des Herzogs Johann Adolf I., nach Weißenfels stattfand, verließ sein Sohn Karl als Kammerdiener und Leibchirurg gleichfalls Halle und folgte seinem Herrn in die neue Residenz. So besaß Georg Händel von seinen Kindern in größerer Nähe nur noch seine älteste an den Chirurgen Kleinhempel auf dem Neumarkte verheiratete Tochter Dorothea Elisabeth.

Und kaum war die Huldigung des Großen Kurfürsten im Jahre 1681 vorüber, als man in Halle von allen Seiten die Schreckensnachricht von dem Herannahen der Pest erhielt, die sich endlich auch in der Stadt einnistete und im Jahre 1682 in der verheerendsten Weise wütete. Im August dieses Jahres starben allein in der Mariengemeinde 424, im September 352 Personen, während aus der ganzen Stadt 4344 Todesfälle verzeichnet sind. Und am 9. Oktober 1682 wurde auch des „Herrn Kammerdieners Georg Händels Eheliebste Anna“, 72 Jahre alt, ohne Sang und Klang hinausgetragen, da man schon seit dem Mai alle frommen Bestattungsgebräuche, selbst das Geläut hatte unterlassen müssen. Händel war im 61. Jahre Witwer geworden. Der Verlust der Gattin mochte ihn aber um so tiefer beugen, als einige Monate früher auch sein Sohn Gottfried, der Stadtphysikus zu Barby, der Seuche zum Opfer gefallen war. Der Tod der Gattin wird wahrscheinlich auch eine Auseinandersetzung des Witwers mit seinen Kindern und Enkeln über das hinterlassene Vermögen der Mutter und Großmutter zur Folge gehabt haben.

Diese schweren Jahre mögen selbst an dem unerschütterlichen Lebensmute des Kammerdieners nicht ganz spurlos vorübergegangen sein. Dazu kam aber auch noch, daß der Stadtrat nach dem Ableben des Administrators den Prozeß gegen den seines Schutzes beraubten und seiner Aemter verlustig gegangenen Bürger wieder aufnahm und ihm sogar die Ausübung seines Barbierberufs untersagte oder wenigstens erschwerte. Die Bitte um Erneuerung oder Bestätigung seines Weinschankprivilegiums, mit welcher Händel dem großen Kurfürsten schon am 30. Juni 1680 zugleich seine Glückwünsche darbrachte, „maßen dann zur hiesig angetretenen Landes-

regierung des Höchsten Güte und alles gesegnete kurfürstliche Wohlergehen aus treuem Herzen unterthänigst wünsche", wurde freilich nicht erfüllt, obwohl auch der Herzog Johann Adolf I. das Gesuch unterstützte. Händels Stellung zum Rate, ja zur Bürgerschaft überhaupt war in dieser Zeit keine beneidenswerte. Da er nicht zu denjenigen Bürgern und Beamten gehörte, welche der neuen brandenburgischen Herrschaft mit Mißtrauen entgegentraten, wurde er in der Stadt verdächtigt, ja man machte ihm sogar den Vorwurf, daß er noch bei Lebzeiten seines Herrn mit dem Kurfürsten von Brandenburg oder seiner Regierung in Verbindung gestanden und ausführliche Berichte mit andern angeblich unverdächtigen Zeugnissen über das Fortschreiten der Krankheit seines Herrn nach Berlin entsendet habe. Gegen diesen empfindlichen Vorwurf verteidigte sich der treuherzige Mann in einem besonderen Schreiben an den Kurfürsten, welches nicht erfolglos blieb.

Die Regierung und auch der Stadtrat wurden angewiesen, den Bittsteller seine Barbierkunst frei und ungehindert betreiben zu lassen. Auf eine weitere Gnadenerweisung ließ man sich indessen in Berlin vorläufig noch nicht ein. Nur ein mündliches Versprechen scheint der Große Kurfürst erteilt zu haben, welches den Titel eines „Kammerdieners und Chirurgen von Haus aus" gewährleistete. Schon am 14. November 1680 bat jedoch der Unermüdliche seinen neuen Landesherrn, ihm über diese erhaltene Gnade etwas Schriftliches zukommen zu lassen, und erhielt darauf auch den Titel eines „Kurbrandenburgischen Kammerdieners von Haus aus", obwohl ohne Gehalt (10. Dezember 1680). Dieselbe Gnade erwies der Kurfürst in jenen Tagen auch dem bekannten Fecht- und Exercitienmeister seines Vorgängers in der Regierung des Herzogtums Magdeburg, Minié de la Fleur.

In der Stellung Händels als des Amtsbarbiers von Giebichenstein war durch den Regierungswechsel keine Veränderung herbeigeführt worden. In dieser Eigenschaft wurde er nebst seinem Schwiegersohne, dem hier als Wundarzt bezeichneten Zacharias Kleinhempel, um sein Urteil gefragt, als Ende August 1680 zwischen den Dörfern Seeben und Trotha unter verdächtigen Umständen ein toter Soldat aufgefunden wurde. Beide erklärten, daß der Mann entweder durch einen Schlagfluß oder aber durch eine giftige Seuche, „so er inwendig verborgen", um das Leben gekommen sei. In der Stadt Halle wurde damals in Gottfried Schober ein besonderer Pestchirurg angestellt. Die Barbiere weigerten sich nämlich aus Furcht, ihre Kunden zu verlieren, insgesamt, die Pestkranken zu besuchen. Dieser Weigerung wird sich auch Händel teilweise angeschlossen haben, obwohl sein Name nicht ausdrücklich genannt wird. In seiner Eigenschaft als Amtsbarbier mußte er aber dieser schweren Verpflichtung nachkommen. Mit dieser Thätig-

keit wird auch der Umstand zusammenhängen, daß ihm der Kurfürst bald Gehalt bewilligte. Unter dem 6. September 1682 wurde der magdeburgischen Amtskammer die Anweisung erteilt, „dem Chirurgen Georg Hendeln" lebenslang jährlich 100 Thaler zu zahlen. Damit war jedoch die Bedingung verbunden, daß Händel bei der „annoch zu Halle anhaltenden Kontagion als Pestchirurgus nicht allein durch seine Balbiergesellen die inficierten Patienten besuchen und ihnen hülfliche Hand bieten lassen, sondern auch selbst denselben mit Rat und That beistehen sollte". Seine Verpflichtungen als Pestchirurg scheint Händel aber doch mehr in den Giebichensteinischen Amtsdörfern als in der Stadt Halle ausgeübt zu haben. Er selbst blieb übrigens von der Seuche auch nicht verschont.

Mit besonderer Heftigkeit wütete die Seuche selbst in den kleinen, der Stadt zunächst gelegenen Dörfern Cröllwitz und Giebichenstein, wo mehrere Häuser vollständig ausstarben.

Seine Thätigkeit als Pestchirurgus in diesen beiden Dörfern mag Händel, der seit Anfang Oktober verwitwet war, damals in die nächsten persönlichen Beziehungen zu dem Predigerhause in Giebichenstein gebracht haben, mit dem er übrigens schon seit vielen Jahren genau bekannt gewesen sein muß. Hier waltete seines Amtes als geistlicher Hirt der beiden durch die Saale geschiedenen kleinen Dörfer seit beinahe vierzig Jahren Georg Taust. Dieser ehrwürdige Geistliche war der Sohn eines böhmischen Flüchtlings Johann Taust, welcher der Ueberlieferung nach als Protestant sein Hab und Gut hatte im Stich lassen müssen und nach Deutschland gegangen war, wo er in Halle Aufnahme gefunden hatte und als Privatmann lebte.

Georg Taust hatte im Jahre 1627 die Universität Wittenberg bezogen und war am 8. Juli unter dem Rektorate des Professors der Rechte Gottfried Reuter immatrikuliert worden. Bei dieser Gelegenheit wird er ausdrücklich als aus Halle im Magdeburgischen gebürtig bezeichnet. Später finden wir ihn als Pfarrer in Naundorf im Saalkreise, von wo er 1640 nach Dieskau bei Halle berufen wurde; 1654 siedelte er nach Giebichenstein über. Er hatte sich am 5. November 1638 mit Dorothea Cuno, der nachgelassenen Tochter des Notars und Verwalters der beiden hallischen Güter Beesen und Ammendorf, Christophorus Cuno, der später auch das Amt eines Oberbornmeisters inne hatte, vermählt. Mit dieser Verheiratung war Taust in die bekannte und damals im Erzstift sehr einflußreiche Theologenfamilie Olearius eingetreten. Denn seine Gattin war die Enkelin des Begründers dieses weitverbreiteten Geschlechts, des Superint. D. Johann Olearius in Halle. Die Mutter seiner Gattin, Katharina Olearius, hatte sich am 28. Nov. 1614 mit jenem Cuno, damals Notar, Gerichts- und Brauschreiber zu Ammendorf und Beesen, verheiratet. Aus der

Ehe Georg Tausts mit Dorothea Cuno sind uns sieben Kinder, drei Söhne und vier Töchter, bekannt. Der Erstgeborene, Johann Gottfried, bekleidete seit d. J. 1672 die Stelle eines Pfarrers in dem kleinen Dorfe Oppin bei Halle. Auf das zweite Kind Katharina Elisabeth folgte Dorothea, geboren am 1. Februar 1651 zu Dieskau, die Mutter Georg Friedrich Händels. Jüngere Söhne waren Christoph und Georg, von denen der erstere im Alter von 28 Jahren seinem Vater im Jahre 1681 als Gehilfe im Predigtamte zugeordnet wurde. Allein schon 1683 wurde Christoph Taust von der Pest hinweggerafft, und die unverheiratete Schwester Katharina hatte dasselbe Geschick. Sein Nachfolger im Predigtamte war sein jüngerer Bruder Georg, der ebenfalls Vater einer zahlreichen Familie von wenigstens 8 Kindern wurde. Die jüngsten uns bekannten Kinder des alten Georg Taust sind zwei Töchter Susanna und Anna. Da der Pfarrer in Giebichenstein seine drei Söhne studieren lassen konnte, scheint er nicht ganz unbemittelt gewesen zu sein. Von nicht weniger als 34 Hufen bezog er sehr wahrscheinlich den Garbenzehnten, und außerdem flossen ihm auch noch einige geringe Zinsen zu. Aus der Kirche selbst erhielt er freilich nur zwei Gulden Holzgeld, um seine Studierstube zu heizen, und zu Weihnachten ein Pfund Wachs. Vom Schlosse zahlte man ihm aus der Geleitsstube alle hohe Feste 1 Thlr. 6 Gr. und eine eben so geringe Summe als Opfergeld für das Gesinde. Ackerbau und Landwirtschaft war mit der Pfarre nicht verbunden. Die ganze Familie Taust erfreute sich eines guten Rufes. Das Andenken des würdigen Vaters war bei Näherstehenden noch Jahrzehnte nach seinem Tode nicht erloschen. Sein Sohn, der Pfarrer zu Oppin, gehörte zu den theologischen Schöngeistern jener Zeit und war sogar der Ehre eines gekrönten Poeten teilhaftig geworden. Auch Neumeister würdigt ihn in seiner bekannten Schrift der Erwähnung und führt ein erzählendes Gedicht vom Türkenkriege an, welches im Volkston gehalten war. Teile davon veröffentlichte Taust in den von ihm herausgegebenen Kalendern. Mit seinem Bruder in Giebichenstein widmete er dem verstorbenen Konsistorialrat Schubart in Halle einen Nachruf in leicht dahingleitenden lateinischen Distichen. Deutsche Verse schrieben beide Brüder zu Ehren ihres Schwagers, des Kammerdieners Händel, die zugleich mit der Leichenpredigt veröffentlicht wurden.

Dieser Predigerfamilie ist der Pestchirurg Händel im Verlaufe der unbarmherzigen Seuche vielleicht sehr nahe getreten. Der alte Prediger Georg Taust hatte seine Tochter Dorothea während derselben eine Zeitlang aus dem Hause gebracht; nach dem Tode ihrer Geschwister unterzog sich dieselbe aber doch wieder der Pflege ihres infolge eines Falles noch überdies leidenden Vaters. „Sie blieb bei Leistung ihrer kindlichen Pflicht unerschrocken und getrost,

indem sie wußte, daß Gott in diesen trübseligen Zeiten sie erhalten und auch vom Tode erretten könne, wie sie denn zum Preise Gottes, daß sie seines allmächtigen Schutzes damals an ihr erfahren habe, öfters zu erzählen pflegte."

Vielleicht war es gerade diese Unerschrockenheit des thatkräftigen und mutigen Mädchens, welche in Händel den Entschluß zur Reise brachte, Dorothea Taust zu seiner zweiten Gattin zu machen und sie seinem einer Hüterin entbehrenden umfangreichen Hauswesen vorzusetzen. Daß die Rücksichten auf seine häuslichen Verhältnisse zu diesem auch nach den damaligen Anschauungen etwas auffälligen Schritte mitgewirkt haben, welchen der einundsechzigjährige Mann im siebenten Monate nach dem Tode der ersten Gattin, mit der er eine vierzigjährige glückliche Ehe geführt hatte, that, erfahren wir aus der kurzen Lebensbeschreibung des Archidiakonus Jahn. Wir lesen in derselben, daß „der Zustand seines Hauswesens" Händel nicht wohl gestattet habe, die übrige Zeit seines Lebens in der Einsamkeit zuzubringen.

Dorothea Taust hatte es bei den angenehmen Gaben des Leibes und Gemüts, die ihr eigen waren, auch früher nicht an Verehrern gefehlt; allein sie hatte bisher alle Heiratsanträge zurückgewiesen, weil sie, wie uns ihr Leichenredner versichert, die Eltern in ihrem hohen Alter nicht verlassen wollte. Vielleicht hatte sie aber auch ein allzustarkes Selbstbewußtsein bisher von dem Eingehen einer Ehe zurückgehalten. Denn sie besaß einen muntern, aufgeweckten Sinn und erfreute sich neben andern Gaben des Geistes auch eines guten Gedächtnisses, so daß der Vater ihrem Unterrichte große Sorgfalt widmete. Die ganze Zeit ihres Lebens war sie eine vortreffliche Kennerin der Bibel und konnte „aus diesem in ihrer Jugend eingesammleten Schatz der besten Kernsprüche einen Vorrat über den andern zu ihrer eigenen und anderer Erbauung herausnehmen". Zwei Söhne eines Bruders schilderten sie nach ihrem Tode in folgenden empfindungsvollen Zeilen:

Der edle Geist ließ nie das Steuer aus den Händen
Und suchte stets den Kurs dem Pole nachzuwenden.
Des Leibes Fahrzeug ging durch Sturm und Wellen hin
Nach Wunsch des Steuermanns bei muntren Jugendjahren.
Die Klugheit lenkete als ein Kompaß den Sinn,
Durch Strudel, Syrt und Fels behutsam hinzufahren.
Ihr Herz war immerdar mit kluger Wachsamkeit
Im Glück und Wohlergehn auf schlimme Fahrt bereit.
Sie ließ sich keinen Sturm bei trüben Kreuzestagen
Von ihrem muntren Lauf zur Himmelspfort verschlagen.

Die Brüder schlossen ihren Nachruf mit den Worten:

Das edle Tugendbild der treuen Händelin
Soll unbeweglich stehn in unserm Herz und Sinn,
Und aller Tauste Brust soll diese Aufschrift haben:
Hier liegt das treue Herz der Händelin begraben.

Auch als Dorothea die entscheidungsvolle Frage das letzte Mal vorgelegt wurde, empfand sie ein leicht erklärliches Widerstreben, doch gab sie den Bitten ihres hochbetagten Vaters und anderer guten Freunde endlich nach. Das kleine, in der letzten Zeit schwer heimgesuchte Pfarrhaus erfüllte jedoch diese Verbindung mit großer Freude. Der Vater der Braut vollzog am 23. April 1683 die Trauung seiner Tochter mit dem edlen, ehrenfesten, großachtbaren und kunstberühmten Herrn Georg Händel, kurfürstlich wohlbestallten brandenburgischen Kammerdiener, persönlich und trug die Neuvermählten mit eigener Hand in das Kirchenbuch ein. Als Zeugen waren bei der Handlung gegenwärtig: der Konsistorialrat und Prediger an der Domkirche Christoph Schrader, der Superintendent an der Marienkirche und Inspektor des Saalkreises Gottfried Olearius, der Prediger an der Neumarktskirche Cuno und der weltliche Konsistorialrat Wildvogel.

Obwohl der Barbier und Chirurg nach seiner zweiten Verheiratung mit der Predigerstochter die Ausübung seines Berufes ebensowenig wie die Landwirtschaft aufgab, so scheint durch die zweite Gattin sein Familienleben doch ein höheres, feineres Gepräge erhalten zu haben.

Das erste lebende gottbegnadete Kind[1] dieser Ehe ist der unsterbliche Meister der Töne Georg Friedrich Händel, welcher am 23. Februar 1685 das Licht der Welt erblickte und am folgenden Tage getauft wurde.

Aus dem Umstande, daß wir unter den Paten die Schwäger des Täuflings, den Verwalter zu Langendorf, Fehrsdorff, und den Amtsbarbier Kleinhempel auf dem Neumarkte, antreffen, ersehen wir, daß sich die beiden Töchter erster Ehe mit der Wiederverheiratung ihres Vaters ausgesöhnt hatten. Außer diesen verrichtete diesen Ehren- und Liebesdienst noch die Schwester der Mutter, Anna Taust, welche nach dem kurz zuvor erfolgten Tode des Vaters wahrscheinlich Aufnahme in dem Hause der Schwester gefunden hatte.

Auf den Knaben folgten noch zwei Töchter, Dorothea Sophia (geb. 6. Oktober 1687) und Johanna Christiana (geb. 10. Januar 1690). Als Paten der ersteren sind zwei Prinzessinnen in das Kirchenbuch eingetragen, die kaum vierzehnjährige Magdalena Sibylle von Sachsen-Weißenfels und die Prinzessin Elisabeth von Anhalt. Da für die erstere die Gattin des Predigers D. Johann Christian Olearius und für die letztere seine Tochter Johanna Elisabeth und endlich als dritter wirklicher Pate der Prediger Olearius

[1] Die Frage, ob Händel der erste oder der zweite Sohn aus dieser Ehe ist, kann nicht entschieden werden. Nach dem Lebenslaufe des Vaters (1697) war er der erste und einzige Sohn; in dem Lebenslaufe der Mutter (1730) wird dagegen erzählt, daß ihr erstes Kind ein totgeborner Sohn war. In den Kirchenbüchern sind Familiennamen bei Totgebornen nicht angegeben.

selbst bei der Taufe anwesend war, so erblicken wir bei dieser Gelegenheit die Familie Händel im innigsten Verkehr mit der des ersten Geistlichen an der größten Kirche der Stadt, der Marienkirche. An diesen späteren Konsistorialrat und Schulinspektor des Saalkreises D. Johann Christian Olearius und seine Familie knüpften freilich Händels Gattin auch Bande des Bluts, da beide in gerader Linie von dem alten Oberpfarrer und Superintendenten Johann Olearius abstammten, der im Jahre 1623 das Zeitliche gesegnet hatte: Johann Christian Olearius war sein Enkel und Händels Mutter seine Urenkelin.

Als Paten der zweiten Tochter erscheinen die Frau des Hofrats Reinhard, ferner ein Jurist Johann Friedrich Hörnicke und die Witwe eines Hofrats Ellenberger, also nur Personen, welche den höheren Beamtenkreisen der Stadt angehörten. — Daß auch eine Prinzessin von Anhalt Patenstelle bei einer Tochter des Kammerdieners vertrat, nimmt uns nicht Wunder, da drei Fürsten von Anhalt sowie auch ein Graf von Stolberg Händel hatten Bestallungen anbieten lassen. Von dem Sohne seines verstorbenen Landes- und Dienstherrn, dem Herzoge Johann Adolf I. von Weißenfels, ist ihm noch in späten Jahren wirklich eine solche zu teil geworden. Am 3. Februar 1688 ernannte ihn der Herzog zu seinem Leibchirurgen und geheimen Kammerdiener von Haus aus. Die ihm erteilte Bestallung umschreibt seine Verpflichtungen als Wundarzt ziemlich eingehend. Er wurde angewiesen, bei vorkommenden Fällen mit Wundarzneien und allem, was sonst erforderlich war, zur Hand zu sein, gute und reinliche chirurgische Instrumente in Anwendung zu bringen, die Arzneien und Pflaster selbst zu bereiten und sich alle acht Wochen einmal nach Weißenfels zu begeben oder auch, so oft ihn der Herzog sonst erfordern würde. Dagegen wurde ihm freie Fuhre nebst Kost und Unterhalt auf der Reise und am Hofe zugesichert und außerdem auch Entschädigung für die Arzneimittel und ein bestimmtes Honorar für seine Mühwaltung. Diese neue Bestallung des alternden Mannes ist um so auffälliger, als sein ältester Sohn Karl mit denselben Aemtern und Verpflichtungen bei dem Herzoge seit langer Zeit betraut war.

Der Gunst und Gnade der Fürsten hatte sich also der Kammerdiener im hohen Grade zu erfreuen. Fast jede Bitte, die er an seine Dienstherren richtete, wurde ihm gewährt. Wir können nur von einer einzigen, ihm zu teil gewordenen ausdrücklichen Zurückweisung berichten, als er nämlich für die Rückgabe der zum Giebichensteinischen Amte gehörigen Ackerfläche eine Entschädigung in Anspruch nahm. Auch die Gnade des Kurfürsten Friedrichs III. hat Händel bis zu seinem Tode genossen.

Sein Bittgesuch an den Staatsrat Eberhard von Dankelmann während der Anwesenheit des Kurfürsten in Halle im Mai

1689 zur Huldigung um die Erneuerung seiner Bestallung als Kammerdiener und Amtschirurgus von Giebichenstein wurde ebenfalls genehmigt. Er bezog in diesen Aemtern damals ein Gehalt von 131 Thalern, mußte aber den zehnten Teil dieser Summe für die Bestätigung entrichten. Bei dieser Gelegenheit erscheint der stattliche Mann zugleich als einer der fünf Korporale, unter welche sich die Bürger des Nikolaiviertels zum Empfange des Kurfürsten gestellt hatten.

Vielleicht fühlte sich der nun Achtundsechzigjährige schon im Mai des Jahres 1689 nicht mehr recht wohl; wenigstens begründete er die eben erwähnte Bitte an Dankelmann mit den Worten: „So habe (ich) hiedurch vnterthänig dancken vndt gehorsambst bitten wollen, so gnädig zu sein, weil ich ein alter vnterthänigster Diener vndt nach Gottes Willen 1 oder 2 Jahr zu Leben habe, daſ bei itziger anwesenheit Ihr. Churfürstl. Durchl: die aussertigung erlangen möge." Wenige Monate später erkrankte er wirklich an einem gefährlichen hitzigen Fieber, welches ihn nach einigen Wochen an den Rand des Grabes brachte. Er bestellte sein Haus, ließ sich das heilige Abendmahl reichen und ersuchte den Superintendenten Olearius als seinen Beichtvater, für die Erziehung seiner kleinen Kinder zu sorgen. Obgleich indessen jedermann an seinem Aufkommen zweifelte und selbst Fürbitte in der Kirche für ihn eingelegt wurde, war das Ende seiner Tage doch noch nicht herbeigekommen. „Gott erhörte nicht nur das öffentliche Gebet in der Kirche, sondern auch sein eigenes und das klägliche Rufen seiner lieben Ehegattin, welche sich damals in gesegnetem Zustande befunden, also gnädig, daß das Fieber nachließ und der Schlaf und Appetit sich wieder fand. In Summa, wie seine Worte lauten, Gott half ihm durch inbrünstig Gebet der Seinigen wieder auf, machte ihn völlig gesund und legte ihm noch sieben Jahr und fast ein halbes zu seinem Leben zu."

Mitteilungen und Berichte.

Aus der Regierungszeit der schwedischen Könige Gustav IV., Karl XIII. und Karl XIV. (des ersten Bernadotte).

Von Heinrich Martens.

Es ist bekannt, daß der König Gustav IV. von Schweden sein Land durch die von ihm befolgte unkluge Politik, durch seinen dummdreisten Trotz gegen die Uebermacht und durch einen blinden, fanatischen Glauben an übernatürlichen Beistand unsäglich unglücklich gemacht hatte. Schon das Jahr 1808 begann für Schweden unter düsteren und drohenden Aussichten. Zu Anfang des Märzmonats liefen Nachrichten in Stockholm ein, daß die Russen die Grenzen Finnlands an verschiedenen Punkten überschritten hätten. Der schwache Widerstand, welcher schwedischerseits in der Eile geleistet werden konnte, war zurückgeworfen worden, und nachdem die finnische Armee Befehl erhalten hatte, sich ohne Widerstand zurückzuziehen, stand das ganze Land dem Feinde offen. Da Schweden keine Hilfe schicken konnte, mußte es Finnland seinem Schicksale überlassen. Der allgemeine Unwille, welcher deswegen im schwedischen Volke herrschte, wurde noch dadurch vergrößert, daß die Festung Sveaborg verräterischerweise dem Feinde überliefert wurde. Auch Dänemark verleugnete seine gewohnte hinterlistige Politik nicht; mit seiner Kriegserklärung an Schweden folgte ein Angriff im Rücken von Norwegen aus. Demgegenüber waren in Schweden Niedergeschlagenheit, Fehler und Planlosigkeit an der Tagesordnung; die Kriegsleitung erteilte Ordres, Kontraordres, Desordres.

Das Jahr 1809 begann unter Verhältnissen, welche eine allgemeine Vernichtung und Auflösung erwarten ließen, falls nicht schleunigst kräftige Heilmittel ausfindig gemacht werden konnten. Finnland war bereits verloren, Aland von den Russen eingenommen; die Ueberreste der tapferen finnischen Armee hatten kapituliert; der Winter war so ungewöhnlich strenge, daß die Truppen das Eis bei den Alands- und Qvarkeninseln passieren konnten; ein russisches Streifkorps zeigte sich bei Grißlehamn, ein anderes stattete Umea einen Besuch ab. Die unglückliche schwedische Landwehr war infolge Verwahrlosung und mangelhafter

Bekleidung haufenweise umgekommen; unter den Heimgekehrten raste eine pestartige Krankheit; alle Krankenhäuser waren überfüllt, aber die Vorräte und Kassen leer; eine allgemeine Kronsteuer von 5 Millionen sollte ausgeschrieben werden. Fehler und Verwirrung traten bei allen Verteidigungsmaßnahmen zu Tage; die allgemeine Stimmung war düster und drohend; der König bot der Gefahr Trotz, er wies selbstherrschend alle vernünftigen Vorstellungen zurück und verließ sich auf die übernatürliche Hilfe, welche er, als ein von Gott erkorenes Werkzeug, bald zu erhalten glaubte.

Allgemein und ohne jegliche Geheimthuerei wurde nunmehr von der baldigen Entthronung des Königs als einzigem Mittel zur Rettung des Landes gesprochen. Eine Verschwörung entschlossener Männer, welche den König auf dem Wege von seinem Residenzschlosse Haga nach der Stadt arretieren sollten, war bald hergestellt. Der Plan war schon mehrere Tage vor der festgestellten Ausführung allgemein bekannt; nur der hohe Herr kannte ihn nicht. Trotzdem und obgleich eine eigentliche Gefahr bei dem Unternehmen nicht vorhanden war, zerfiel der ganze Plan durch die Unentschlossenheit eines Teilnehmers, gerade in dem Augenblick, als die Verschworenen im Beckerschen Wirtshaus in der Nortullsgatan zu Stockholm versammelt waren, um ihn ins Werk zu setzen. Inzwischen war die Westarmee unter dem Befehl des Oberstlieutenants Adlersparre aufgebrochen und näherte sich Stockholm, um eine Regierungsänderung zuwege zu bringen. Der König, schließlich davon unterrichtet, beschloß, sich unter Bedeckung des in Stockholm garnisonierenden zweiten pommerschen Regimentes nach südschwedischen Orten zu begeben und die Barvorräte der Bank mitzunehmen. Ein innerer Krieg stand somit vor der Thür, wurde aber glücklicherweise durch General Adlercreutz' dreisten Entschluß verhindert, den König am 13. März, am selben Tage als die Flucht ausgeführt werden sollte, zu arretieren.

General Adlercreutz war nach der Gefangennahme des Königs höchster Befehlshaber, und als solcher ordnete er an, daß je zwei Offiziere den König in seinem zeitweiligen Arrestzimmer im Schlosse überwachen sollten. In seinen Aeußerungen und seinem Betragen den wachhabenden Offizieren gegenüber zeigte es sich, daß Gustav IV. nicht nur stumpfsinnig war, sondern geradezu an Geistesstörungen litt. Am Abend des 13. März sollte der König nach Drottningholm überführt werden. Die Wagen waren bereits auf dem Schloßberg aufgefahren und geordnet, als bekannt wurde, daß sich große Volksmassen um den Schloßberg wie auch auf der Kirchenhöhe ansammelten. Anstatt diese Ansammlungen durch Militär auseinanderzutreiben, gab General Adlercreutz den vernünftigen Befehl, daß zwei Offiziere versuchen sollten, die Menge mittelst guter Worte und geeigneter Vorstellungen zu zerstreuen. Einer von diesen Offizieren, Kapitän Alrell, der auch zur Bewachung des Königs kommandiert war, wandte sich an verschiedene wohlgekleidete, der besseren Gesellschaft angehörende Personen, sagte diesen und den Umstehenden, daß der König allerdings überwacht, ihm aber mit schuldiger Achtung begegnet werde, sowie daß er mit starker Eskorte nach Drottningholm abgeführt werden solle; er erinnerte an das Unglück, welches entstehen könne, wenn das versammelte Volk sich dem widersetze, und bat sie, ihm zu helfen, die Menge durch passende Ermahnungen zum Auseinandergehen zu ver-

anlassen. Dieses gelang auch bald, und als kurz darauf der Zug sich in Bewegung setzte, war kein Mensch, weder in der Nachbarschaft des Schlosses, noch auf den Straßen zu sehen. Die Ruhe und Stille, welche in der Stadt herrschte, wo man sehr wohl wußte, was sich am Vormittage zugetragen hatte, waren sprechende Beweise für die Stimmung auch der unteren Volksklassen. Keine Patrouillen durchkreuzten die Straßen, und von außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln war nirgends etwas zu sehen.

Auf Schloß Drottningholm wurde König Gustav die Paradebettkammer zum Aufenthalt angewiesen, in welcher er Tag und Nacht von je zwei Offizieren bewacht wurde. Die Außenwache war einer Schwadron Kürassiere und einem Grenadierbataillon des Leibregiments übertragen. Den Oberbefehl führte General Silfversparre. Unter den Offizieren, welche die Wache im Zimmer des Königs hatten, bestand eine Meinungsverschiedenheit darüber, wie man sich dem König gegenüber zu verhalten habe; im allgemeinen war man der Ansicht, daß man ihm diejenige ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit zu erzeigen habe, welche seiner bisherigen hohen Stellung und seinem jetzigen Unglück zukomme. Einzelne, darunter ein Lieutenant Gripenwald, von der finnischen Garde, teilten diese Ansicht jedoch nicht. Gripenwald erklärte, daß der König jeglichen Anspruch auf Achtung verwirkt habe, und daß er sein Verhalten danach einzurichten gedenke. Die Steifheit und Taktlosigkeit des Königs gab Gripenwald leider Anlaß genug zu Unhöflichkeiten. Die übrigen Offiziere wurden hierdurch in eine um so peinlichere Lage versetzt, als der hohe Gefangene niemals über andere als die unbedeutendsten, plattesten, oft langweiligsten Gegenstände, teils mit höhnischen Mienen und Gebärden, teils mit einer stumpfen, ungeschickten Nachgiebigkeit gegenüber den Aeußerungen der Offiziere sprach, wozu noch sein unüberwindliches Mißtrauen und seine Furcht vor einem Anschlag gegen sein Leben kamen. So ließ unter anderem der König eines Abends während des Soupers, als der Kammerdiener sich einen Augenblick entfernt hatte, ganz unbemerkt und gleichsam zufällig eine Brotschnitte fallen und gab Gripenwald durch einen auffordernden Seitenblick zu verstehen, daß er sie aufheben möge. Da Gripenwald, welcher ganz nahe stand, trotzdem den Wink nicht zu verstehen schien, mußte der König selbst sein Brotstück aufnehmen und äußerte zugleich: „Wißt Ihr, Gripenwald, als ich ein Kind war, lehrte man mich, kein Brot auf dem Fußboden liegen zu lassen, denn Gottes Gabe könne dann mit Füßen getreten werden.“ Gripenwald antwortete mit einem Hohnlächeln. Beide fanden Vergnügen daran, einander zu ärgern — war das einfältig von dem König, so war ein solches Betragen seitens des Offiziers jedenfalls höchst tadelnswert.

Als der König sich eines Abends zu Bett begeben hatte, fragte wie gewöhnlich der schon genannte Ingenieurkapitän Akrell, welcher zusammen mit Gripenwald die Wache hatte, ob Seine Majestät etwas zu befehlen habe, worauf geantwortet wurde: „Ich habe nichts zu befehlen, das kommt jetzt den Herren zu, ich ersuche nur, daß die beiden Lichter vor meinem Bette ausgelöscht werden mögen. Das übrige Licht mag immerhin brennen, ebenfalls das Feuer im Kamin, und die Herren können ungeniert sprechen, denn ich schlafe sehr schwer, und je schwerer, desto mehr Sorge habe ich.“ Hiermit war lediglich beabsichtigt,

etwas von dem aufzuschnappen, was die beiden Offiziere miteinander sprechen würden; denn eine Weile später, als sie vor dem Kaminfeuer standen und ganz leise sprachen, wandte Alrell, weil er hinter sich etwas rascheln hörte, sich um und sah dann den König hinter dem ihn vor dem Feuerschein schützenden Schirm stehen, den Kopf außerhalb desselben, um zu horchen. Er argwöhnte stets einen verräterischen Anschlag gegen seine Person. Eines Tages hatte Gripenwald, den ihm erteilten Befehlen zufolge, aber auf seine gewöhnliche brutale Art, ein großes Bündel untersucht, welches der Kammerdiener aus den vollständig unbewachten Parterre-Räumlichkeiten geholt hatte. Höchst verdrießlich darüber, schien der arme König plötzlich Lust bekommen zu haben, sich mutig zu zeigen. Er trat nämlich mit großer Heftigkeit an die Offiziere heran, äußerte einige undeutliche, unzusammenhängende Ansichten und mit Gebärden, als ob er den Offizieren die Waffen entreißen wollte. Der Versuch wurde allerdings nicht gewagt, aber Anläufe dazu wurden mehrfach erneuert. Sein Betragen war ebenso sonderbar wie ungewöhnlich. Als dem General Silfversparre hiervon Mitteilung gemacht wurde, antwortete er: „Ich werde ihm bald den Mut nehmen," worauf er zum König hineinging, und während der Unterredung über dieses und jenes Seine Majestät fragte, ob er einen Gang durch die anstoßenden Schloßräume mit ihm machen wolle. Der König stimmte zu. In einem Wachraum außerhalb der Bettkammer war aber inzwischen ein Dutzend Reiterpistolen auf einen Tisch gelegt worden, bei deren Anblick der König stutzte, leichenblaß im Gesicht wurde und wieder nach seinem Zimmer zurückkehrte. Und doch bildete er sich ein, der zweite Karl XII. zu sein, hatte einige Jahre zuvor feierlich dessen Degen angelegt und, so ausgerüstet, den Mut gehabt, von einem Kirchturme in Stralsund dem außerhalb der Stadt stattfindenden Kampfe zuzuschauen.

Wir wissen, daß Gustav IV. bald nach seiner Verhaftung, am 29. März 1809, gezwungen wurde, für sich und seine leiblichen Erben dem schwedischen Throne zu entsagen, und daß darauf sein Onkel (Vatersbruder), der Herzog von Södermanland, als erwählter König Karl XIII. den Thron bestieg. Da dieser bei hohem Alter und kinderlos war, erwählte man zunächst den Prinzen Christian August von Augustenburg und, als dieser im nächsten Jahre eines plötzlichen Todes starb, den Fürsten von Pontecorvo, Marschall Bernadotte, zum Thronfolger. Letzterer war von seiner Adoption an der eigentliche Regent Schwedens, neben dem der altersschwache König eine traurige Rolle spielte. Ein schwedischer Zeitgenosse, der sich im Feldzuge von 1813 besonders ausgezeichnet und in der Schlacht von Leipzig eine schwere Wunde davongetragen hatte, weswegen er zum Ritter geschlagen wurde, schildert diese Zeremonie in einer für den körperlichen Zustand Karls XIII. überaus charakteristischen Weise. Der feierliche Akt ging in der großen Galerie des königlichen Schlosses vor sich, und die Königin, welche mit ihren Damen anwesend war, erklärte, „daß es etwas wert sei, einen Mann zum Ritter schlagen zu sehen, der eine offene Wunde in der Brust habe." Der König selbst, unfähig aufrecht zu stehen, wurde in zurückgelehnter Stellung von zwei Kammerherren gestützt, nahm aber so feierliche und ernste Miene und Haltung an, als ob es sich um die wichtigste Staatsangelegenheit handele, und gar komisch wirkte die triumphierende Gebärde des Königs auf den

neugeschaffenen Ritter, als es Höchstdemselben mit Hilfe der Kammerherren gelungen war, das Schwert wieder in die Scheide zu bringen.

Die Regierungszeit Karls XIII. von Schweden ist daher am besten derjenigen Karls XIV., Karl Johanns, des Fürsten von Napoleons Gnaden, zuzuzählen, mit welchem Stammvater der jetzt herrschenden schwedischen Dynastie wir uns in nachstehendem beschäftigen werden, namentlich soweit seine Teilnahme an dem Kriege in Deutschland gegen den ersten Napoleon in Betracht kommt.

Der Kronprinz Karl Johann von Schweden gab der trostlosen Politik dieses Landes bald eine andere Wendung, und er ist vor allen anderen der Urheber der schwedischen Politik des Jahres 1812, die viel gepriesen, aber noch mehr getadelt worden ist. Der simulierte Krieg Schwedens gegen England wurde sistiert, und die Kriegserklärung gegen letzteres Land durch einen Allianzvertrag ersetzt; die verheißungsvolle Begegnung des Kronprinzen mit dem russischen Kaiser in Abo hatte stattgefunden, und ein Bündnis zwischen Schweden und Rußland, in welchem russischerseits Schweden unter anderem der Besitz Norwegens zugesagt wurde, war abgeschlossen worden; eine Landung schwedischer Truppen auf Seeland wurde beabsichtigt, unterblieb aber, und endlich erklärte Schweden sich zum Kriege gegen Frankreich bereit, wenngleich erst zu Anfang des folgenden Jahres (1813) die Kriegserklärung erfolgte. Am 18. Mai 1813 traf Karl Johann in Stralsund ein, um den Oberbefehl der Nordarmee der gegen Napoleon verbündeten Mächte zu übernehmen. Der Einzug des schwedischen Kronprinzen in Stralsund war ein glänzender; er geschah unter Kanonendonner und dem Jubel der Bevölkerung. Bei der Auffahrt zum Schlosse bestreuten weißgekleidete junge Mädchen seinen Weg mit Blumen. Später begab der Kronprinz sich nach Schlesien, um mit den verbündeten Monarchen den Feldzugsplan gegen Napoleon festzustellen. Hiernach sollte die schwedische Armee, welche sich in zwei Uebungslagern bei Rostock und Greifswald befand, mit einer preußischen und einer russischen Armee bei Berlin zusammentreffen. Diese drei Heerhaufen sollten als „vereinigte norddeutsche Armee“ dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden unterstellt werden, während der Feldmarschall Graf Stedingk den speziellen Befehl über die schwedische Armee übernahm. Mitte August nahm der Kronprinz sein Hauptquartier in der Nähe Berlins (Oranienburg, Charlottenburg, Potsdam). Sein Generalstab bestand aus: dem General Adlercreutz als Chef, den Generalen Tawast und Löwenhjelm als Souschefs, dem Oberstlieutenant Peyron und Major Afrell als Oberadjutanten, sowie mehreren schwedischen, preußischen und russischen Offizieren als Stabsadjutanten.

Die französische Armee unter Marschall Oudinot griff die Vorposten der Nordarmee, deren Zentrum die schwedische Armee mit dem kronprinzlichen Hauptquartier in Ruhlsdorf bei Teltow bildete, während die Preußen den linken und die Russen den rechten Flügel einnahmen, am 21. August abends an, vermochte aber bis zur Aufstellungslinie derselben erst am 23. August vorzudringen, an welchem Tage gegen den linken Flügel derselben, welcher den Weg nach der preußischen Hauptstadt deckte, mit großer Heftigkeit vorgegangen wurde. Der Kampf dauerte bis zum Abend und wurde alsdann durch einen Bajonettangriff der unter dem Befehl des Generals Bülow stehenden preußischen Truppen zu

gunsten der Alliierten entschieden. Es war dieses die nach dem Zentralpunkte des Kampfes benannte Schlacht bei Großbeeren. Von deutschen, besonders preußischen Militär- und historischen Schriftstellern wird der Beschluß, den Angriff auszuführen, dem General Bülow zugeschrieben und sogar behauptet, daß derselbe gegen des Kronprinzen Willen erfolgt sei, der den Franzosen Berlin habe freigeben wollen. Thatsache ist dagegen, daß der Befehl zu dem Angriff vom Kronprinzen Karl Johann dem Stabschef des Generals Bülow, Obersten v. Boyen, erteilt wurde, als dieser namens des Generals den Beistand der schwedischen Armee begehrte, die, mit Ausnahme der reitenden Artillerie und einiger Jäger, nicht am Kampfe teilgenommen hatte. Der Oberadjutant des Kronprinzen, Major Akrell, bezeugt dieses mit um so größerer Bestimmtheit, weil er dem Obersten v. Boyen ganz nahe stand, als der Kronprinz, nachdem er letzterem gegenüber in sehr lebhaften Worten von der Pflicht der Preußen, zur Verteidigung ihrer Hauptstadt, ihrer Heimat ꝛc. alles aufzubieten, gesprochen hatte, jene seitdem so viel bestrittene Ordre erteilte, welche gleich darauf an Ort und Stelle nach dem Diktat des Kronprinzen niedergeschrieben wurde: zuerst vom Major Akrell und dann vom Grafen G. Löwenhjelm, während Akrell, des Regens wegen, seinen Hut über dem Papier hielt. Das Zeugnis Akrells ist um so glaubwürdiger und wertvoller, als dieser im übrigen kein Hehl daraus machte, daß Karl Johann (Bernadotte) sich mit seinen schwedischen Truppen mehr als billig und verzeihlich vom Kampfe zurückhielt.

Am 31. August schlug der Kronprinz sein Hauptquartier in Treuenbrietzen auf. Die hier über die Bewegungen des Feindes einlaufenden Nachrichten waren unbestimmt und widersprechend, ließen aber erkennen, daß demnächst ein Haupttreffen zu erwarten sei. Am Abend des 5. September kam ein reitender Bauer ins Hauptquartier mit der Nachricht, daß der Feind in voller Stärke auf Zahna marschiere, von wo der Weg nach Berlin offen sei. Auf Grund dieser Angaben ordnete der Kronprinz sofort das Nötige an. General Bülow sollte sich mit General Tauenzien vor Jüterbogk vereinigen, und die schwedischen und russischen Heerhaufen am 6. September 2 Uhr morgens aus der Gegend von Rabenstein zur Unterstützung der preußischen Armee vorrücken. Auch dieser Befehl des Kronprinzen wird von deutschen Militärschriftstellern bestritten.

Den Mittelpunkt der Schlacht bildete Dennewitz, wo die Preußen mit abwechselndem Erfolg gegen die überlegene französische Armee kämpften und nahe daran waren, der Uebermacht zu unterliegen, als nachmittags die Schweden und Russen ankamen und angesichts des Feindes deployierten. Von diesem Augenblick an war der Rückzug des Feindes geboten, und der Sieg gehörte den Alliierten. General Adlercreutz, der äußerst ärgerlich darüber war, daß die schwedische Armee die Ehre des Sieges nicht teilen sollte, erwirkte vom Kronprinzen die Erlaubnis, mit der schwedischen Artillerie zur Unterstützung des noch hart bedrängten rechten Flügels bei Göhlsdorf vorzurücken. Wer war jetzt glücklicher als der Generalstabschef des Kronprinzen? Jubelnd und singend ging es vorwärts, und die Schweden waren bereits im Bereich der Geschosse angelangt, als sie zu ihrem großen Verdrusse bemerkten, daß die Kavallerie fehlte. General Adlercreutz, in

voller Verzweiflung, befahl dem Major Acrell, zurückzureiten und den Vormarsch der Kavallerie zu beschleunigen. Zu seiner großen Verwunderung fand Acrell die schwedische Kavallerie in Paradestellung formiert, und deren Kommandeur, General Sköldebrand, manövrierte auf Befehl des Kronprinzen mit derselben, wie auf einem Exerzierfelde. Schwedischerseits war man hierüber höchst erbost. Als Acrell zurückkehrte, fand ein heftiger Kampf um den Besitz von Göhlsdorf statt, welches bald darauf zum zweitenmale vom Feinde wiedergenommen wurde, wobei die reitende schwedische Batterie nahezu abgeschnitten wurde, ohne daß der Befehlshaber derselben seine mißliche Stellung erkannte. Lediglich Acrells Einschreiten verdankte sie ihre Rettung, der sie auf einer Anhöhe placierte, von der sie dann zwei hinter Göhlsdorf aufgefahrene französische Batterien zum Schweigen brachte, während gleichzeitig einige preußische Bataillone unter ihrem Schutze Göhlsdorf wieder nehmen konnten. Hier traf Acrell den preußischen Befehlshaber General v. Thümen, der sich bitter darüber beschwerte, daß er, trotz wiederholter Aufforderung, keinen Entsatz erhalten hatte. General v. Thümen beauftragte Acrell, sich schleunigst zum Kronprinzen zu begeben, um, wenn möglich, solchen zu erwirken, besonders Kavallerie zur Unterstützung seines (Thümens) rechten Flügels. Acrell erhielt bald Gelegenheit, dem Kronprinzen Thümens Anliegen vorzutragen; da der Kronprinz nichts darauf erwidert hatte, wiederholte Acrell eine Weile später seine Vorstellung, worauf die Antwort erfolgte: „mais tranquillisez-vous, mon cher Acrell, le Général Thümen sera secouré, quand je le jugerais à propos."

Auch in noch anderer Beziehung zeigt Acrell das damalige Verhalten des schwedischen Kronprinzen in einem nichts weniger als günstigen Lichte. In Zerbst, wo sich das kronprinzliche Hauptquartier vom 15. September bis zum 4. Oktober befand, erhielt Acrell vom Kronprinzen Befehl, sich zum General Bülow zu begeben und in dessen Hauptquartier einige Tage zu verweilen, um Kenntnis von den Fortschritten der Belagerung Wittenbergs zu nehmen, die Beschaffenheit der beschlossenen Anordnungen zu studieren und auch die Fehler ad notam zu nehmen, welche dabei etwa begangen worden, sowie über die bestehenden Verhältnisse an den Kronprinzen zu rapportieren. Acrell, in Verzweiflung über diesen Spionierauftrag, führte Klage darüber beim General Adlercreutz, durch dessen Vermittlung der Befehl dann dahin abgeändert wurde, daß die Mission Acrells beim General Bülow sich darauf beschränkte, die beim Stabe des letzteren befindlichen Karten über die letzten Schlachten rc. zu kopieren, wobei Acrell, gewissermaßen zum eigenen Vergnügen und zur eigenen Instruktion, sich Gelegenheit verschaffen sollte, die Belagerungsanordnungen kennen zu lernen.

Einer von den Acrell schon zuvor bekannten Stabsoffizieren des Generals Bülow begleitete ihn zum Lager. Anstatt eine nach allen Regeln der Kunst ausgeführte Belagerung vorzufinden, welche schon die Umgebungen Wittenbergs sowohl möglich wie notwendig machten, sah Acrell zu seinem Erstaunen das gerade Gegenteil einer solchen. Sogar die ersten und gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln waren versäumt. Vor der Front der Angriffslinie, nur wenige hundert Schritte von einem von den Preußen besetzten Orte entfernt, wo das Feld mit etwas Erlenbusch bewachsen war, lagen die französischen Tirailleurs in guter Ruhe in

allen Büschen. Die langsam fortschreitenden offensiven Arbeiten waren schlecht angelegt, schlecht flankiert, schwach verteidigt, und das Lager auf dem rechten Flügel, obgleich hinter einem Eichenwald aufgeschlagen, lag ganz und gar im Bereich der Wurfgeschosse der Festung. Als Akrell dem Prinzen von Hessen-Homburg, dem Kommandierenden des genannten Flügels der Belagerungsarmee, seine Aufwartung machte, unterließ er auf von demselben gegebene Veranlassung nicht, einigen Zweifel über die Zweckmäßigkeit der beschlossenen Anordnungen zu äußern, und der Prinz selbst schien diesen Zweifel zu teilen, da er zugab, daß „die Preußen sich besser in offenem Felde zu schlagen, als eine attaque industrielle auszuführen vermöchten". Gleich nach der Abreise Akrells machte die Wittenberger Garnison einen Ausfall und zerstörte einen Teil der Belagerungsarbeiten. Akrell vernahm deutlich das Knattern der Gewehrsalven und hätte gern teil an dem Kampfe genommen, um sein Urteil über die schlechten Deckungsarbeiten bekräftigt zu sehen, aber er mußte sich beeilen, um noch vor Anbruch des Abends Zerbst zu erreichen. Die Unzufriedenheit des Kronprinzen mit den Maßnahmen des Generals Bülow bei Wittenberg gab sich in heftigen Zornesausdrücken Luft, denn die Einnahme der Festung wurde abgewartet und für unumgänglich gehalten, bevor die Operationen auf dem linken Elbufer in Frage kommen konnten. Am 3. Oktober aber kam Rapport vom General Blücher, daß er mit 60 000 Mann über die Elbe gegangen sei. Um dieses Vorrücken — mit welchem der Kronprinz sehr unzufrieden zu sein schien — zu decken, mußte auch die Nordarmee über die Elbe gehen, wozu denn auch sofort Befehle erteilt wurden.

Zwei Jahre später stellte der Kronprinz an Akrell noch einmal das Zumuten, ihm Spionierdienste zu leisten. Akrell wollte — es war nach der Rückkehr Napoleons von Elba, während der hundert Tage — zur Verbesserung seiner Gesundheit, die infolge seiner Verwundung in der Schlacht bei Leipzig schwer gelitten hatte, einen deutschen Badeort besuchen. Es waren ihm zu dem Zwecke aus Staatsmitteln 300 Rigsdaler schwedisch Banko unter der Bedingung bewilligt worden, daß er in Deutschland nach etwa zurückgebliebenen schwedischen Soldaten fahnde und deren Transport nach Schweden bewerkstellige. Als Akrell dem Kronprinzen vor der Abreise seine Aufwartung machte, erhielt er von letzterem den sonderbaren Auftrag, ihm aus allen Orten, wo er sich aufhalte, oder so oft sich Anlaß biete, über die politische Meinung zu berichten, wie er solche in Gesellschaften, in Hotels an der table d'hôte u. s. w. in Erfahrung bringe. Akrell suchte sich dieses Auftrags durch Vorwände aller Art, durch seine mangelhaften Sprachkenntnisse, seine Unfähigkeit, eine Diskussion anzuregen und zu leiten, seine Kränklichkeit und Unlust zu gesellschaftlichem Umgang ꝛc. zu entledigen. Alles war vergebens; der Kronprinz fragte, ob er nicht hören könne, was gesprochen werde, und nicht die Meinung des Gesprochenen verstehen könne, worauf der Befehl folgte, am nächsten Tage eine schriftliche Instruktion, claire et nette, entgegenzunehmen. Hierüber verging eine ganze Woche; zuweilen gnädiger, zuweilen ungnädiger Empfang; stets ohne Resultat. Verdrießlich über diese Verzögerung beschloß Akrell, anstatt die Instruktion abzuwarten, dem Kronprinzen kurzweg zu melden, daß er am nächsten Tage abzureisen gedenke, und sich dann

zu entfernen. So geschah es; als aber Afrell sich zum Fortgehen anschickte, hielt der Kronprinz ihn mit den Worten zurück: „Faites moi le plaisir de me donner de vos nouvelles, de tous les lieux que vous visitez etc. et envoyez vos lettres par des estafettes sous l'adresse de Mr. Hjort à Hambourg.“ In seiner Ratlosigkeit antwortete Afrell: „Mais, monseigneur, les estafettes sont très chères en Allemagne.“ — „Je vous rembourserai après votre retour.“ — „Il faut avouer que je ne suis pas en état d'avancer les sommes nécessaires.“ — „Vous avez raison; allez voir le comte d'Engeström, et dites lui, de ma part, quil vous donne un ordre sur Mr. Hjort (schwedischer Ministerresident in Hamburg) qui vous autorise de toucher de l'argent à besoin.“ Afrell begab sich zum Grafen Engeström, bat diesen, überzeugt zu sein, daß er sehr wohl einsehe, daß eine Anweisung auf den Ministerresidenten in Hamburg ihm nicht auf Grund eines mündlichen Grußes vom Kronprinzen verabfolgt werden könne, sondern daß er lediglich infolge eines ausdrücklichen hieraufbezüglichen Befehles sich an Seine Excellenz gewendet habe. Der Graf Engeström versprach trotzdem, selbst mit dem Kronprinzen sprechen zu wollen; er bat Afrell, einige Tage in Hamburg zu verweilen und eine Ordre an den Ministerresidenten abzuwarten; falls eine solche Ordre ausbleibe, möge er sowohl diese Frage wie die bezüglich der Korrespondenz als niemals angeregt betrachten.

In Bezug auf die Art der Kriegführung des schwedischen Kronprinzen in Deutschland ist der folgende Vorgang bemerkenswert, dessen Gewährsmann ebenfalls Afrell ist. Es war im Jahre 1816, als Afrell vom Kronprinzen beauftragt wurde, „l'histoire de la guerre du 1813, et de la manière qu'elle puisse servir à l'instruction des jeunes officiers“ in französischer Sprache zu schreiben. Die Arbeit sollte dem Kronprinzen vorgelesen und dessen Kritik unterworfen werden. Als Afrell die erste Abteilung des Werkes, betreffend die Operationen am rechten Elbufer, fertig gestellt hatte, begann die Lesung. Man war hiermit noch nicht weiter als bis zur Aufstellung der Truppen zur Schlacht bei Großbeeren gekommen, als der Kronprinz Afrell mit der Bemerkung unterbrach, daß die vorbereitenden Truppenbewegungen nicht vollständig motiviert seien. Afrell erlaubte sich daran zu erinnern, daß, um die gut und sorgfältig berechneten Vorbereitungen des Kronprinzen zu motivieren, eine Kenntnis des Gegenstandes erforderlich sei, welche nahezu die Fähigkeit voraussetze, solches selbst ausführen zu können. Darauf wurde Afrell examiniert, welche Bewegungen und Dispositionen er nicht verstehe. Er beantwortete die gestellten Fragen nach Wunsch, ausgenommen die in Betreff des Abzugs der schwedischen und russischen Truppenkörper aus der rechten Flanke hinter der Nuthe, bevor sie mit der preußischen Armee vereint wurden; Afrell gestand, daß er diese Bewegung nicht verstehe. Mit scharfer Betonung äußerte hierauf Karl Johann: „Ihr könnt Euch diese Bewegung nicht erklären, Ihr mißbilligt sie also; ich will Eure Gedanken hierüber durchaus hören.“ Afrell antwortete: „Ich muß zugestehen, daß ich sie nicht verstehe, denn mir scheint, daß der Feind infolge derselben sich mit gesamter Macht auf die aufgestellte preußische Armee hätte werfen können, bevor Eure königliche Hoheit zum Entsatz gekommen wären, wenn nämlich der

Feind mit größerer Eile, als es der Fall war, vorgerückt wäre.“ Bei dieser Aeußerung warf der Kronprinz Afrell einen finsteren Blick zu, schlug ihn auf die Schulter und sagte: „On m'avait donné des fausses renseignements, voilà la raison.“ Von diesem Augenblick an fanden keine weiteren Vorlesungen statt.

Auch von der, bei einem Heerführer wenig angebrachten, Launenhaftigkeit des Kronprinzen erzählt Afrell ein charakteristisches Beispiel. Kurz vor der Schlacht bei Leipzig erhielt Afrell Befehl, den Zustand der Verschanzungen bei Roßlau zu untersuchen und alsdann die Zeit aufzugeben, bis wann die augenblicklich verwendete Arbeitskraft sie fertig zu bringen vermöge. Nachdem Afrell sich die Arbeiten angesehen und Beratungen mit dem Arbeitschef, sowie auch mit dem General Sparre gepflogen hatte, welche beide einen Zeitraum von vierzehn Tagen für die Vollendung der Werke festgestellt hatten, kehrte er zum Kronprinzen zurück, um, wie gewöhnlich, mündlichen Rapport abzustatten. Dieser wurde aber nicht angenommen, sondern schriftliche Berichterstattung befohlen. Da Afrell hieraus auf den schlechten Humor des Kronprinzen schloß, wagte er nicht, für die ausstehende Arbeit vierzehn Tage anzusetzen, sondern reduzierte dieselbe auf acht Tage. Auch dieses war dem Kronprinzen zu viel, der gegen Afrell wie ein Wütender tobte und dessen Wut sich um so mehr steigerte, je weniger genau Afrell die vielen insidiösen Fragen zu beantworten vermochte, welche an ihn gerichtet wurden. Der Schluß dieses Ausbruches schlechter Laune war ein Befehl, an General Sparre zu schreiben, daß die Befestigungen am selben Tage fertig sein müßten, damit die Brückenarbeiten beginnen könnten und Brücken für den Fall eines Rückzuges vorhanden seien. Dem Befehle nachzukommen war leicht, — aber den Sinn: le sens de cet ordre, wiederzugeben, war unmöglich, weil ein solcher nicht existierte. Trotzdem that Afrell wie befohlen; er bewirkte damit aber nur einen weiteren Sturm, dem der Befehl folgte: nicht zu schreiben, sondern dem General Sparre persönlich zu sagen, daß Seine königliche Hoheit, falls er am selben Abend nach Roßlau komme, die Retranchements vollständig fertiggestellt verlange. Afrell mußte unter fortwährendem Regen neun Stunden reiten, um eine physisch unmöglich auszuführende Ordre vorzutragen. General Sparre nahm die Sache sehr ruhig und erklärte: „Mit der Arbeitskraft, über welche hier disponiert wird, können die Arbeiten nicht unter zehn bis zwölf Tagen vollendet werden; kommt der Prinz früher hierher und ist dann übel gelaunt, dann werde ich einen Sturm zu bestehen haben, wie Du ihn soeben überstanden hast; das gehört zur Tagesordnung und hat nichts zu bedeuten.“ Einen abermaligen Sturm befürchtend, kehrte Afrell ins Hauptquartier zurück, obgleich er aber wahrheitsgetreu über die wirklichen Verhältnisse und den ihm gewordenen Bescheid berichtete, wurde er jetzt doch belobt und ihm eine schmeichelhafte Anerkennung für die Art und Weise zu teil, wie er sich seines Auftrages entledigt hatte.

Was nun die weiteren Kriegsbegebenheiten des Jahres 1813 in Deutschland betrifft, so manövrierten die Franzosen Anfang Oktober in Massen auf dem Wege nach Berlin, womit sie vermutlich die Absicht verbanden, die Vereinigung der Armee des Kronprinzen mit der Blüchers zu verhindern und mit überlegener

Macht eine derselben anzugreifen. Um dem zuvorzukommen, befahl der Kronprinz den wohlberechneten, aber bitter getadelten Rückzug über die Saale bei Rothenburg, Alsleben und Bernburg, infolgedessen der Feind genötigt wurde, seine Macht wieder bei Leipzig zusammenzuziehen. Es war somit eine große und entscheidende Schlacht in der Nähe dieser Stadt zu erwarten, weshalb der Kronprinz zwecks Vereinigung mit dem rechten Flügel der schlesischen Armee aufs neue über Landsberg nach Breitenfeld vorrückte, wo er am 16. sein Hauptquartier nahm. Auf diesem Marsche sollte das Hauptquartier in Landsberg übernachten, wo auch Quartier für dasselbe bestellt war. Der Kronprinz zog es aber vor, sein Nachtlager in einem elenden Dorfe, ein Stück Weges von Landsberg entfernt, aufzuschlagen — eine Vorsicht, die er häufiger beobachtete, wenn der Feind sich in der Nähe befand!

An den Ehren und Gefahren des 18. Oktober nahm die schwedische Armee, wie gewöhnlich, nicht teil, sie wurde nur mit einem russischen Korps von 10000 Mann als Reserve verwendet. Trotzdem erhielt ein Teil der schwedischen Artillerie, welche an dem Tage zur Unterstützung des Langeronschen Armeekorps nach dem rechten Flügel detachiert war, Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und zwar infolge eines kolossalen Mißgriffes des Befehlshabers derselben, des Generals Cardell. Diese der schwedischen Armee auferlegte Unthätigkeit erweckte Unmut und Niedergeschlagenheit in den Reihen derselben und machte dem Generalstabschef des Kronprinzen, General Adlercreutz, einem geborenen Finnländer, wirklichen Kummer, weil derselbe wenigstens einmal zeigen wollte, was man mit dieser Armee ausrichten könne. Mangels solcher Gelegenheit eilte Adlercreutz stets nach den Punkten, wo das Feuer am lebhaftesten und der Kampf am heftigsten war, indem er sich und seinen Stab solcherweise zu dem Zwecke bloßstellte, „die schwedische Uniform im Feuer zu zeigen," wie er sich ausdrückte. Gelegenheit dazu bot sich bei der Erstürmung von Paunsdorf, mit welcher die Nordarmee den Angriff begann. Am nächsten Tage, den 19. Oktober, erstürmten preußische und schwedische Kolonnen unter Adlercreutz' Befehl das Grimmaische Thor. Die bei der Einnahme Leipzigs verwendeten sechs Bataillone schwedischer Truppen hatten im ganzen nur eine Stärke von kaum 1200 Mann, welche 150 Tote und 100 Verwundete zurückließen.

Nach der Schlacht bei Leipzig wandte Karl Johann, der sich offenbar nur formell, um seinen Verpflichtungen gegen Rußland und England zu entsprechen, an dem Kriege gegen Frankreich beteiligt hatte, sich mit seiner Armee gegen Dänemark, welches er bekanntlich zur Abtretung Norwegens zwang. Da indessen die Norweger den dänisch-schwedischen Friedensvertrag, Kieler Frieden vom 14. Januar 1814, nicht anerkannten, sondern ihre Selbständigkeit proklamierten und ihren bisherigen dänischen Statthalter, Prinzen Christian Friedrich von Dänemark, zum König wählten, mußte Norwegen schwedischerseits durch Waffengewalt zur Unterwerfung gezwungen werden. Nach kurzem Kampfe kam es am 14. August 1814 zu einem schwedisch-norwegischen Vertrage, demzufolge Norwegen als selbständiges Reich in eine Personalunion mit Schweden trat. König Karl XIII. wurde am 4. November 1814 zum Erbkönig von Norwegen erwählt. Nachdem letzterer 1818 gestorben war, bestieg somit dessen Nachfolger

und Adoptivsohn Karl Johann, und zwar als König Karl XIV. Johann, den schwedischen und norwegischen Thron.

Während der folgenden Friedensperiode und der eigentlichen offiziellen Regierungszeit Karls XIV. hob Schweden sich in materieller Beziehung ganz bedeutend; nichtsdestoweniger entwickelte sich im schwedischen Volke eine große Unzufriedenheit, welche einerseits der reaktionären Politik im Innern, der Adelsherrschaft, andererseits dem wachsenden, diese Politik begünstigenden Einflusse Rußlands in den schwedischen Hof- und Regierungskreisen entsprang. Auf welche Weise Rußland nach den napoleonischen Kriegen Propaganda in Schweden zu machen suchte, zeigt u. a. der folgende Vorgang.

Es war im Jahr 1835, als ein höherer, vom König hochgeschätzter schwedischer Offizier eine Einladung zu den allwöchentlich stattfindenden großen Diners beim russischen Gesandten in Stockholm, Grafen v. Suchtelen, erhielt. Der Offizier hatte nie das russische Gesandtschaftshotel betreten und war dem Gesandten auch persönlich unbekannt, wohl aber war es bekannt, daß er mit der großen Mehrzahl des schwedischen Volkes, welches den Verlust Finnlands noch nicht verschmerzt hatte und noch heutigestags nicht verschmerzt hat, ein Gegner Rußlands sei. War demnach die Verwunderung des Offiziers an sich schon groß, so wurde sie noch vergrößert durch den ungewöhnlich schmeichelhaften Empfang, der ihm seitens des Gesandten zu teil wurde; ihm wurde der Platz neben dem Gesandten angewiesen, und dieser überhäufte ihn mit den ausgesuchtesten Höflichkeiten. Mit Ausnahme der für den Gast beschwerlichen Aufmerksamkeiten war das Diner recht angenehm und die Konversation lebhaft und ungezwungen; dennoch freute sich derselbe, als er der ganzen Herrlichkeit den Rücken wenden und an der Pforte dieses Russennestes „den Staub von seinen Füßen schütteln" konnte. Damit war die Prüfung indessen noch nicht überstanden. In der folgenden Woche traf wieder eine derartige Einladung ein, und der Empfang war der gleiche wie das erste Mal. Nach Tisch, als die Gäste sich nach dem Salon begeben hatten, wurde der Offizier von dem Gesandten zurückgehalten und ersucht, mit diesem auf dem Sofa Platz zu nehmen. Anfangs berührte die Unterredung nur allgemeine, gleichgültige Dinge, wurde aber von dem Gesandten bald auf das politische Gebiet hinübergeführt, mit deutlichem Hinweis auf das Verhältnis zwischen Schweden und Rußland, sowie endlich mit einer ziemlich weitschweifigen Darstellung des Nutzens und der Notwendigkeit Schwedens, sich ganz und gar Rußland anzuschließen, dessen Anschauungen zu teilen und in dessen Freundschaft eine Bürgschaft für seine zukünftige Sicherheit und Existenz zu suchen. Verwundert über die unpassende und zwecklose Darstellung des alten Mannes, suchte der Offizier durch kurze und ausweichende Antworten von dem unangenehmen Gegenstand abzukommen und erinnerte zugleich an seine Unzuständigkeit, mit dem russischen Gesandten über Politik zu sprechen, sowie an die Bedeutungslosigkeit seiner Meinung u. s. w. Darauf wurde geantwortet: „Il ne faut pas me regarder comme ambassadeur Russe, je ne suis dans ce moment que le vieux Suchtelen." Mehrere Male aufgefordert, eine bestimmte Antwort zu geben, sagte der Offizier schließlich, daß Rußlands Gegnerschaft von einem schwächeren Nachbarstaate stets zu fürchten sei und daher sorgfältig vermieden

werden sollte, daß man sich aber auch nicht zu viel auf dessen Freundschaft verlassen oder diese zur Bedingung seiner Existenz machen dürfe, sowie daß der letzte Krieg Schwedens mit Rußland in dieser Beziehung ein für ersteres warnendes Beispiel sei. Hierauf wurde hitzig geantwortet, daß Finnlands Eroberung für Rußlands eigene Sicherheit notwendig war, daß der Beschluß darüber längst gefaßt gewesen u. s. w. Schließlich wurde die unangenehme Unterredung mit dem sicher nicht diplomatischen Ausdruck unterbrochen: „Eh bien! rejettez donc l'amitié russe — et vous serez foutues!“ Le vieux Suchtelen entfernte sich darauf; gleichsam wie verabredet, trat aber sofort sein Legationssekretär Bodisko der ältere ein und nahm den abgebrochenen Gesprächsstoff wieder auf. Diesem gegenüber brauchte der Offizier keine Zurückhaltung zu beobachten, und er that es auch nicht.

Daß dieser Auftritt, besonders der erste Akt desselben, die Aufmerksamkeit der im anstoßenden Salon versammelten Gesellschaft auf sich ziehen würde, war zu vermuten, zumal der Offizier, im Hinblick auf die Schwerhörigkeit des Grafen Suchtelen, ganz laut sprechen mußte und letzterer — anscheinend absichtlich — seine Stimme ebenfalls außergewöhnlich anstrengte. Damit wäre jedoch möglicherweise der ganze Fall erledigt gewesen, wenn derselbe nicht einige Tage später zum Gegenstand eines Zeitungsklatsches gemacht worden wäre, zuerst im Stockholmer „Aftonblad“ und alsdann in der „Svenska (auch ironisch genannt russischen) Minerva“. Das erstgenannte Blatt rühmte den Offizier, das letztere tadelte ihn bitter, indem es die Sache so darstellte, daß der Offizier den Diskurs hervorgerufen und auf eine, die russische Excellenz beleidigende Weise fortgeführt habe. Die „Minerva“ war eine spezielle Pflegerin der russischen Propaganda in Schweden und deren Redakteur ständiger Gast im russischen Gesandtschaftshotel.

Das hiernach zu erwartende Resultat blieb nicht aus. Der Offizier wurde zum Kriegsminister Grafen Brahe berufen, welcher eine Erklärung über sein dem König berichtetes Verhalten beim Grafen Suchtelen forderte. Auf die Frage des Offiziers, weswegen er angeklagt sei, wurde erwidert: daß er auf eine unpassende Art einen politischen Diskurs begonnen, den er später mit großer Erregung, ohne jegliche Achtung vor der Person des Grafen Suchtelen und dessen Eigenschaft als Repräsentant eines fremden Monarchen, fortgesetzt habe, und daß er schließlich unter drohenden Gebärden eine Karte von Finnland, welche vor ihm auf dem Diwanstisch gelegen, zerrissen habe u. s. w. Dem Offizier fiel es nicht schwer, sich von diesen ebenso abgeschmackten wie unwahren Beschuldigungen durch einen wortgetreuen Bericht über den wirklichen Verlauf zu reinigen, zumal er in Begleitung eines Kameraden, der Ohrenzeuge des Vorfalles gewesen, erschienen war. Graf Brahe gab dem Offizier denn auch die Versicherung, daß der König durch die von ihm gegebene Erklärung vollkommen zufriedengestellt und gleichzeitig auch ganz zufrieden mit der Art und Weise sein werde, wie er den aufbrausenden und unerträglichen Bodisko abgefertigt habe. Trotzdem hielt Graf Brahe es für nötig, daß der Offizier auch dem Minister des Auswärtigen (Wetterstedt), welcher den König von der Sache unterrichtet hatte, eine Erklärung geben werde. Von diesem russenfreundlichen Minister wurde der Offizier ziemlich kalt und abstoßend empfangen. Wetterstedt

versicherte allerdings, daß er von der Richtigkeit der ausführlichen Darstellung des Offiziers überzeugt sei, verschiedene seiner Bemerkungen bekundeten aber doch ein verstecktes Mißtrauen. Schließlich, und nachdem der Offizier mit steigender Wärme einige Beweise für die Abgeschmacktheit der ihm aufgebürdeten Beschuldigungen geliefert und gegen die Zuständigkeit des Ministers protestiert hatte, dieselben, ohne den richtigen Sachverhalt zu untersuchen, dem Könige vorzutragen, mußte Seine Excellenz zugeben, daß der unangenehme Auftritt ganz und gar der bekannten Altersschwäche des greisen Suchtelen zuzuschreiben sei; gleichwohl wurde dem Offizier vorgeworfen, ein eifriger Russenhasser zu sein. Dessen Antwort hierauf war: „Ich hasse keinen Russen, weil er Russe ist — aber ich hasse das russische System und dessen Einfluß auf unser Land — und vor allem hasse ich schwedische Russen." Nach diesem argumentum ad hominem durfte er sich verabschieden.

Wie groß der russische Einfluß zu jener Zeit, Mitte der dreißiger Jahre, am Hofe Karls XIV. war, ist u. a. auch durch eine im Jahre 1836 erhobene norwegische Reichsgerichtsanklage gegen den Staatsminister Lövenskiold, als Chef der norwegischen Staatsratsabteilung in Stockholm, konstatiert worden. Lövenskiold wurde von der Anklagekammer (Odelsthing) des Storthings unter Anklage gestellt, weil er nicht gegen den Beschluß des Königs vom 2. Juli 1836, betreffend die Auflösung des Storthings, protestiert hatte. Der dieserwegen vom Reichsgerichte zu einer größeren Geldstrafe verurteilte Staatsminister teilte später mit, daß er nicht protestiert habe, weil „R u ß l a n d d e r a r t a u f d e n K ö n i g e i n g e w i r k t h a b e, d a ß d i e s e r s i c h z u r A u f l ö s u n g d e s n o r w e g i s c h e n S t o r t h i n g s e n t s c h l i e ß e n m u ß t e." Rußland führte also damals das eigentliche Regiment in den beiden, dem Zepter Karls XIV. unterstehenden Ländern. Die Norweger verspürten dieses weniger als die Schweden, deren Unmut hierüber nur zu begreiflich war und der denn schließlich auch einen so hochgradigen Charakter annahm, daß er sich durch Gewaltthaten kund gab, die eine Revolution befürchten ließen. Den Anstoß zu revolutionären Auftritten in der Hauptstadt Schwedens im Jahr 1838 gab der nachstehende Fall.

Ein Assessor Crusenstolpe hatte in verschiedenen seiner Schriften die reaktionären Maßnahmen der Regierung scharf kritisiert und war, da er sich in einer derselben wider die Unverletzlichkeit der Person des Königs vergangen haben sollte, unter Anklage gestellt und vom Svea Hofgericht wegen Majestätsbeleidigung zu einer dreijährigen Festungsstrafe auf Warholm verurteilt worden. Dieses Urteil rief eine allgemeine Erbitterung in der an und für sich schon erregten hauptstädtischen Bevölkerung hervor, die zu gewaltsamen Auftritten führte, welche durch Waffengewalt unterdrückt werden mußten, wobei mehrere Personen getötet wurden. Der König, welcher hierin den Beginn einer Revolution erblickte, war vor Zorn außer sich; niemand aus seiner Umgebung wagte, sich ihm zu nähern, nur Graf Brahe vermochte für einen Augenblick den Sturm, der im Gemüt des Königs tobte und dessen Wirkungen sich auch nach außen hin bemerkbar machten, zu bannen. Diejenigen, welche während dieser erregten Gemütsstimmung des Königs zur Audienz befohlen waren, nahten sich ihm nur mit bangem Herzen. Karl XIV. war indessen auch in solchen Momenten der

furchtlos vorgetragenen Wahrheit zugänglich. Hiervon zeugt ein Zwiegespräch zwischen ihm und einer höherstehenden Persönlichkeit, die zur Zeit der Crusenstolpeschen Affaire einer staatlichen Angelegenheit wegen zur Audienz erschienen war, während welcher der König plötzlich folgende Frage an dieselbe richtete: „Sagen Sie mir, was will man mit diesem gemeinen Crusenstolpe?"

„Ew. Majestät, ich glaube, man will mit diesem Manne, seiner eignen Person wegen, nichts."

„Warum denn diese ungesetzlichen Auftritte, diese Gewaltakte gegen mißliebige Personen und diese drohenden Volksansammlungen? Ich will eine bestimmte Antwort hören."

„Ew. Majestät befehlen, ich muß gehorchen. Soweit ich zu beurteilen vermag, hat das Publikum sich bisher sehr wenig für Crusenstolpe interessiert. Aber das Urteil, welches über ihn gefällt ist, hat ihn zum Märtyrer der Preßfreiheit gestempelt, und ein Märtyrer findet beim Publikum stets Sympathie."

Mit düsterem und grimmigem Aufblick fragte der König, ob das eine Verteidigung der Crusenstolpeschen Schriften sein solle.

„Nein, Ew. Majestät, ich mißbillige die Tendenz der meisten derselben, die ich gelesen habe, aber es wird behauptet, daß die Stelle in seiner letzten Schrift, wegen welcher er als Majestätsbeleidiger verurteilt ist, aus ihrem Zusammenhange mit vorausgehenden und nachfolgenden Ansichten gerissen worden ist und nur auf diese Weise als beleidigend gedeutet werden konnte. Deswegen werden jetzt Richter und Geschworne getadelt und von den rohen Massen beunruhigt, während dem verurteilten Verfasser die Märtyrerkrone gereicht wird."

Während dieser mehr oder minder schlecht, aber mit Wärme vorgetragenen Erklärung nahmen die scharfen Züge des Königs nach und nach einen milderen Ausdruck an, und indem er einen Augenblick aufstand, gleichsam als ob er die Sache erwäge, äußerte er ruhig, aber jedes Wort betonend: „Wißt, daß Ihr der erste seid, der mir die Sache auf diese Art dargestellt hat. Vielleicht habt Ihr recht; es ist nicht unwahrscheinlich!" Darauf folgte eine Abhandlung über die Notwendigkeit des Scharfsinnes und der Unparteilichkeit der Richter, über den Einfluß der öffentlichen Meinung u. dgl., und zum Schluß: „Vous m'avez parlé avec franchise, et je vous en tiens compte. Adieu!"

Bei einer späteren Gelegenheit äußerte der König einem Mitgliede des Kriegshofgerichtes gegenüber, das sich bei ihm wegen seiner Beförderung zum Generalmajor bedankte: „Man wollte, daß Ihr Euren Platz im Kriegshofgericht verlassen solltet. Ich konnte dem nicht zustimmen. Ich schätze einen Richter, welcher seiner Ueberzeugung folgt und allen Konsiderationen unzugänglich ist." Diese Aeußerung ist insofern von besonderer Bedeutung, als dem König sehr wohl bekannt war, daß der Betreffende thätigen Anteil an einem kurz zuvor abgegebenen Erkenntnis des Kriegshofgerichtes genommen hatte, durch welches ein königlicher Günstling, General Stjernecrona, verurteilt worden war.

König Karl XIV. starb am 8. März 1844. Er hat sich nie der Liebe und Zuneigung weder des schwedischen noch norwegischen Volkes erfreut, und die Trauer um ihn schwand um so eher, als sie durch die großen Erwartungen erdrückt wurde, welche das schwedische Volk an die Regierung des Thronfolgers

knüpfte. Die Zukunft bestätigte das Sprichwort: „Les extrêmes se touchent.“ König Oskar I. verdiente und gewann die Zuneigung und Achtung der schwedischen Nation, die sein Andenken sicher noch mehr geehrt hätte, wenn er den, nach schwedischem Urteil, „unverschämten Forderungen“ der Norweger etwas kräftigeren Widerstand entgegengesetzt hätte. König Oskar I. war mit Leib und Seele Schwede, Nordländer! Das ist sein Vater nie geworden. Karl Johann war und blieb Südländer. „Sein südländisches Blut brauste leicht auf. Eine Kleinigkeit konnte es in Wallung bringen. Er war ungerecht und hart im Zorn, aber sein Herz war gut, seine Auffassung klar und blitzschnell; er war auch während seines Aufbrausens der Wahrheit zugänglich. Ein großer Mann darf nicht mit demselben Maßstab gemessen werden wie der Alltagsmensch.“

Es ist dieses das Urteil, welches der 1868 im 89. Lebensjahre verstorbene schwedische Generallieutenant Karl Akrell über den Stammvater der Dynastie Bernadotte fällte. Akrell, der schon zur Zeit der Entthronung Gustavs IV. Kapitänsrang hatte, 1813 im Generalstabe Karl Johanns den Feldzug in Deutschland mitmachte, später Chef des topographischen Korps und dann Begründer und Leiter des schwedischen Telegraphenwesens, sowie Mitglied des Kriegshofgerichtes u. s. w. war, diente von 1792 bis 1862 vier schwedischen Königen. Seine nach verschiedenen Richtungen hin höchst interessanten Memoiren sind jüngst unter dem Titel „Minnen från Carl XIV. etc. Dagar“ im Lamm'schen Verlage zu Stockholm erschienen, und sie bilden die Quelle unsrer obigen Mitteilungen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

Zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung.

Von

Karl Hillebrand.[1]

Wir dürfen das mittelalterliche Europa als eine große Familie betrachten, die eine Zeitlang glaubte, sie könne für immer unter einem Dache wohnen und gemeinsam an dem großen Werk der Civilisation arbeiten. Eine Sprache — die lateinische, ein Glaube — der katholische, ein Gesetz — das römische, ein Souverän — der Kaiser — sollten die Oberherrschaft führen und allen Gliedern der Familie Schirm gewähren. In Wirklichkeit wurde dieses Ideal nie völlig erreicht. Aber es beherrschte die Gemüter das ganze Mittelalter hindurch, und noch in späteren Zeiten hielt es gewisse Geister gefangen, die nach Einheit und Ordnung dürsteten und nicht imstande waren, sie in der Mannigfaltigkeit und der Freiheit zu finden. Das Gesetz der Natur war gleichwohl stärker als die Gesetze der Menschen: Europa entwuchs dem Stammhaus, so geräumig es gebaut schien. Kaum hatte jeder Herd seine eigene Familiensprache, so wünschten auch schon die um ihn Versammelten, den Gedanken und Gefühlen ihres alltäglichen wie ihres höheren Lebens in dieser Sprache Luft zu machen. An dem Tag, an welchem ein philosophischer Gedanke in nationaler Sprache ausgedrückt wurde, hatte jene Teilung Europas begonnen, aus welcher sich während des 15. Jahrhunderts die nationalen Monarchien von England, Frankreich und Spanien, die italienische Renaissance und die Reformation in Deutschland entwickelten.

[1] Dieser Aufsatz des zu früh dahingeschiedenen Historikers und Kritikers erscheint hier zum erstenmal in deutscher Sprache mit Zustimmung sowohl des englischen Verlegers als des Herrn R. Oppenheim in Berlin. Letzterer wird demnächst als 7. Band der „Zeiten, Völker und Menschen" 26 handschriftlich hinterlassene, dem deutschen Publikum bisher unbekannt gebliebene Arbeiten Hillebrands in seinem Verlage zur Veröffentlichung bringen. D. Red.

Die Teilung, sage ich, nicht die Spaltung. Das Werk, welches bis dahin Europa gesamt und gleichzeitig verrichtet hatte, mußte nun in Teilen, bald von dem, bald von jenem verrichtet werden, so daß, wie Algarotti von seiner eigenen Nation sagte, „wer früh vor den andern aufstand und hart schaffte, unter Tag wohl ein wenig rasten durfte.“ Gleichwohl ist die von dem modernen Europa geleistete Arbeit in Wahrheit eine einzige, wenn auch die Arbeiter einander verschiedene Male abgelöst und ihren Nachfolgern die Fackel des geistigen Lebens eingehändigt haben: „Vitae lampada tradunt.“ Es ist ein Grundstock, ein Kapital — das Kapital der Menschheit, — das sie gesammelt haben, indem der Reihe nach ein jeder die Frucht seiner Mühen beisteuerte.

Selbstverständlich dürfen diese und ähnliche Ausdrücke nicht allzu wörtlich genommen werden. Die Menschheit ist ein lebender Körper, wo jeder Teil innig mit den andern zusammenhängt, wo jede Trennung wie ein Schwertstreich empfunden wird, zugleich schmerzhaft und lebensgefährlich. Doch wie der Philosoph das Recht hat, Gedächtnis und Phantasie, Willen und Empfindung, Verstand und Vernunft zu trennen, die zusammen das lebende Individuum bilden, so muß der Geschichtschreiber um die Erlaubnis bitten, im Geiste zu teilen, was in Wirklichkeit eng verbunden ist. Als England zum erstenmal die intellektuelle Hegemonie über Europa führte, zur Zeit, wo Gilbert und Harvey, Bacon und Hobbes, Newton und Locke schrieben und dachten, hatte Italien seinen Galileo, Frankreich seinen Pascal, Deutschland seinen Leibniz. Doch für jeden unparteiischen Beobachter der Geschichte des Gedankens war England der Brennpunkt der Bewegung.

Italien wurde zuerst unter den europäischen Nationen mündig und rüttelte an der väterlichen Autorität. Schon im Anfang des 14. Jahrhunderts rühmte es sich eines Gedichtes in nationaler Mundart, welches das ganze geistige Leben des Mittelalters in sich zusammenfaßte; und anderthalb Jahrhunderte später begann es sich von jenem selben Gedankensystem zu emanzipieren, dem Dante den schönsten und angemessensten Ausdruck gegeben hatte. Das Tagewerk Italiens kann von 1450 bis 1525 gerechnet werden, allein, wie gesagt, solche Grenzlinien sind cum grano salis zu nehmen. Niemand kann genau den Punkt bestimmen, wo der Arm aufhört und die Schulter anfängt, aber der Anatom muß notwendig irgendwo die Scheidung machen. Allen sind die Ereignisse gegenwärtig, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts Italien erweckten, sowie die traurigeren Begebenheiten, die es 75 Jahre später in das Grab oder wenigstens in eine lange, trübe Lethargie versenkten. Wir wissen, wie Italien die Schätze griechischer Kunst und Wissenschaft so zu sagen entdeckte, wie es sie putzte, flickte und zugänglich machte und diese rein weltliche und menschliche

Bildung aller modernen Kultur zur Grundlage gab. Das Wichtige für uns ist, mit einem Wort die Natur der intellektuellen Arbeit zu charakterisieren, die Italien in jenen Jahren unaufhörlichen fast fieberhaften Schaffens vollbracht hat. Die italienische Renaissance war die Rehabilitierung der menschlichen Natur; und der Instinkt der Geschichte hat sich nicht geirrt, wenn er bis auf unsere Tage die Repräsentanten jenes Zeitalters die Humanisten, ihre Kultur den Humanismus nennt. Das Mittelalter und der Katholizismus hatten die Gegenwart der Zukunft, die Freiheit der Autorität, das Menschliche dem Göttlichen untergeordnet. Die italienische Renaissance kehrte die Dinge um. Für den naiven Skeptizismus eines Lorenzo und Filelfo, eines Angelo Poliziano und Marsilio Ficino hatte nur die Gegenwart Realität, und in diesem Sinne sollte sie verstanden, beschrieben, genossen werden, wie die Griechen zu Perikles' Zeiten sie zu verstehen, beschreiben und genießen versucht hatten. Alles in der Natur war gut und schön, der Instinkt war der sicherste Führer, natürliche Kraft und Schönheit waren die echtesten Zeichen und Rechtstitel der Superiorität. Wir dürfen uns durch ihr formelles Festhalten an der Kirche, so wenig wie durch ihre Begeisterung für Platos erhabenen Idealismus irreführen lassen. Die Kirche war ihnen nicht mehr als ein gleichgültiges Gewand, das man nicht ohne Not gegen ein anderes umtauschen oder ganz und gar ablegen mag. Der Platonismus war eine Form poetischer Träumerei, keine philosophische Ueberzeugung. Das Ziel, das sie verfolgten, war die Kenntnis der menschlichen Natur, der geistigen und physischen, und der menschlichen Gesellschaft, nicht wie beides sein sollte oder könnte, sondern wie es in Wirklichkeit war. Ob Macchiavelli politisches Leben beschreibt, wie in seinem „Principe“, in seinen Dekaden, in seiner Geschichte von Florenz, oder ob er die sozialen Zustände seiner Zeit schildert wie in den Komödien, er gibt sich nie mit der Frage von Gut oder Böse ab, er begnügt sich die Dinge zu verstehen. Ebenso die Philosophen, die Dichter, die Künstler der Zeit. Ihnen ist die Kunst das, wofür Goethe sie erklärt, und was unser Jahrhundert so gänzlich aus dem Auge verloren zu haben scheint — „der Dolmetsch der Natur“, nicht mehr, noch weniger.

Dies hätte ebenso harmlos sein können, wie es richtig war, wenn es auf die Kunst und das Denken beschränkt geblieben wäre, aber die Renaissance wollte Leben und Handeln danach regeln. Unser Temperament und unser geistiges Wesen gestalten unsere Meinungen, meist ohne daß wir es wissen. Die Sinnlichkeit ihres Temperaments und Geistes machte die Italiener besonders geeignet zu ihrer historischen Mission, aber sie führte sie so weit, daß sie der Strafe verfielen, die auf übermäßigem Versinken in die eigenen Gedanken und Neigungen steht. Sie sahen alles im Lichte der

Kunst, gaben jedem Ding eine künstlerische Form, betrachteten alles und jedes, den öffentlichen Gottesdienst, den Staat, selbst das Privatleben als in das Gebiet der Kunst gehörig; und der Gedanke, daß sie lebten wie die Griechen, rechtfertigte alles in ihren Augen. Sie vergaßen, daß in Griechenland „die Muse das Leben begleitete, nicht lenkte". Wohin es kam, sagen uns die Namen der Borgia und der Sforza laut genug.

Eine starke Reaktion trat ein — eine doppelte Reaktion; die eine, volkstümliche, an die innere Autorität des Gewissens appellierend, die andere, von oben her und bemüht, die äußere Autorität der Tradition und der kollektiven Gewalt wieder herzustellen: Luthers Reformation und die Gesellschaft Jesu.

Die Reformation, obschon der Zeit nach die frühere, gewann erst hundert Jahre später in England, zweihundert Jahre später in Deutschland ihren vollen Einfluß auf das Gebiet des höheren Gedankens. Die Gesellschaft Jesu wirkte sogleich, und es war Spanien, das dieser Bewegung den Anstoß gab. Als, zehn Jahre nach der Gründung des Jesuitenordens durch den Spanier Ignatius Loyola, das Tridentiner Konzil berufenen Andenkens tagte, wurde Loyolas Nachfolger, der Spanier Lainez, sogleich der leitende Genius jener großen Versammlung, welche den Katholizismus renovierte, indem sie ihm die Form gab, in welcher er die letzten dreihundert Jahre hindurch gelebt und geblüht hat. Ich finde unsere Zeit etwas geneigt, die Rolle Spaniens in der Geschichte des europäischen Gedankens zu unterschätzen. Freilich war die Wirkung Spaniens vor allem eine negative, aber es nahm doch auch positiv an der Arbeit teil. Nicht nur daß die Reorganisierung der Kirche gänzlich das Werk Spaniens war, die absolute Monarchie des göttlichen Rechts, wie sie während des 17. Jahrhunderts in Blüte stand, war gleichfalls spanischen Ursprungs. Man denke an den Unterschied zwischen der mittelalterlichen Auffassung der Souveränetät und derjenigen, welche Ludwig XIV., ja selbst den protestantischen Jakob II. und bis zu den kleinsten italienischen und deutschen Duodezfürsten beseelte; an den Unterschied zwischen der Mannigfaltigkeit des feudalen Königtums des Mittelalters mit seinen fast unabhängigen Vasallen, und der Einförmigkeit der modernen Monarchie mit ihrem L'état c'est moi. Nun könnte man sagen, die Monarchie Ludwigs XIV. sei einfach der Despotismus Philipps II., gemildert durch den den Franzosen angeborenen Sinn für Maß und Geschmack, belebt durch ihre natürliche Heiterkeit und Eleganz. Dies ist jedoch nur eine Seite der Frage und für unsern Gegenstand nicht die wichtigste.

Zu gleicher Zeit, als das Prinzip der Autorität, der religiösen wie der politischen, von Spanien einen neuen Anstoß empfing und nach hartnäckigem Kampf die größere Hälfte Europas sich unterwarf, indem es den Protestantismus in Italien, Frankreich, Belgien,

Süddeutschland, Böhmen und Oesterreich ausrottete, unterlagen Litteratur und Philosophie dem gleichen Einfluß. Im selben Augenblick, wo Italien das Monopol der bildenden Künste verlor, und hohe Schulen der Malerei in Madrid, Sevilla und den spanischen Niederlanden erstanden, verbreitete sich eine neue Poesie und ein neuer poetischer Stil von Spanien aus über ganz Europa. Nicht allein, daß die italienischen und deutschen Marinisten Nachahmer der spanischen Gongoristen waren, selbst der englische Euphuismus zu Shakespeares Zeiten entsprang aus dem spanischen „culteranismo"; und nicht nur Form und Stil, sondern auch der Geist und die Stoffe der Litteratur waren hauptsächlich spanisch. Denken wir nur an Corneilles Cid, der 1636 entstand, an seinen Polyeukt, der unter Calderons Autos sagramentales figurieren könnte. Noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nimmt Molière die Süjets zu seinem Festin de Pierre, seiner Princesse d'Elide, seiner Ecole des Maris von Moreto und Tirso. Grimmelshausen führt in Deutschland, Scarron in Frankreich den „roman picaresque" der Spanier ein, dessen anerkannte Meister Lesage und Smollett im folgenden Jahrhundert wurden. Viel größer noch ist der Einfluß, den Spanien während des 17. Jahrhunderts auf das philosophische Denken Europas ausübte. Der Tod der Individualität, den die spanische Herrschaft, wohin sie auch kam, in Staat, Kirche und Schule mit sich brachte oder zum Gefolge hatte, bedrohte sogar die spekulative Thätigkeit. Nicht daß die Philosophie Molinas und Suarez' — wenn man Philosophie nennen darf, was im Grunde nur Theologie war — jemals wirklich in die höheren Schichten des intellektuellen Lebens gedrungen wäre, da ja selbst die Elite des Klerus dagegen protestierte, wie sie sich in unsern Tagen gegen das Dogma der Infallibilität erklärte, aber das Autoritätsprinzip, das Spanien in der ganzen Welt hergestellt hatte, war dem Denken des Kontinents ein mächtiger, zuweilen wohlthätiger, öfter aber höchst verderblicher Hemmschuh. Es ist sicher, daß keine Gesellschaft auf die Länge mit den Prinzipien oder vielmehr mit der Prinzipienlosigkeit der italienischen Renaissance bestehen könnte. Durch die Wiederherstellung der Autorität wurde kecken Geistern, für die das licet quia libet eine Art Dogma geworden war, ein heilsamer Zügel aufgelegt. Wenn wir jedoch bedenken, wie Malebranche und selbst Descartes durch die herrschende Dogmatik ihrer Zeit in ihrem Gedanken gefesselt waren, so dürfen wir uns wohl fragen, ob die Wohlthat nicht zu teuer erkauft war. „Je trouve bon qu'on n'approfondisse pas l'opinion de Copernic," sagt der große Jesuitenfeind selber. Weil das *katholische* Europa sich mit dieser „opinion" nicht einzulassen *wagte*, ging die Führerschaft des modernen Denkens an die *protestantischen* Länder England und Holland über, wo keine heilige

Inquisition die Forschungen eines Galileo unterbrach, keine unbeugsame Orthodoxie dem mächtigen Gedanken eines Pascal Halt gebot.

Die Reformation war eine populäre Bewegung gewesen, keine aristokratische, was eine wissenschaftliche Thätigkeit immer und überall sein muß. Die großen protestantischen Gelehrten des vorhergehenden Jahrhunderts, die Reuchlin und Erasmus, Henri Estienne und Justus Scaliger waren Söhne der italienischen Renaissance, nicht der deutschen Reformation. Ihr Geist war ein durchaus weltlicher, er wirkte auf die Bildungsaristokratie, nicht auf die Massen. Die Reformation entsprang mehr aus einem Gefühl sittlicher Auflehnung, als aus einem Bedürfnis nach intellektueller Freiheit. Dies ist der Grund, warum wir ihrer hier kaum erwähnen, wo wir nur nach der Gestaltung der europäischen Weltanschauung fragen, wie sie sich in der höheren Sphäre der auserwählten Geister offenbart. Denn wie auch das moralische Leben beschaffen sei, im geistigen Leben wird das paucis vivit genus humanum immer eine Wahrheit bleiben. Wenn jedoch die Reformation ursprünglich keine philosophische Bewegung war, so hatte sie doch durch ihre Folgen auf die philosophische Bewegung den wichtigsten Einfluß. Denn wenn der moderne Katholizismus, wie ihn die Jesuiten während des 16. Jahrhunderts gestalteten, nicht geradezu die klassische Kultur und Litteratur bekämpfte, welche von der Renaissance gewissermaßen erschlossen und der Menschheit zurückgegeben worden war, so wußte er doch ihren Einfluß aufs wirksamste zu paralysieren. Nirgends wurde die griechische und lateinische Litteratur eifriger studiert als in den Jesuitenschulen, aber sie wurde zuvor unschädlich gemacht. Das Gift des freien Gedankens wurde herausgenommen, ehe man der Jugend das Gericht auftrug. Die freieste und lebendigste aller Litteraturen wurde zu einer Sammlung toter rhetorischer Formeln zum Auswendiglernen und zu gelegentlichem Gebrauch. Der Stoff wurde für gänzlich wertlos, die Form nur für ein reizendes und geschicktes Spiel ausgegeben. Ebenso dreihundert Jahre später, als es nicht mehr möglich war, die Entwicklung der Naturwissenschaften unbeachtet zu lassen, zwängten die Jesuiten die gesamten Ergebnisse langer universeller Forschung in Handbücher behufs mechanischer Anwendung für praktische Zwecke oder mechanischen Auswendiglernens fürs Examen, und hier hat sich denn auch das Ding so gut bewährt, daß die „rue des Postes“ zehnmal erfolgreichere Schüler für die Ecole polytechnique drillt als jede Laienanstalt, wenn auch die Geschichte von keinem Mann der Wissenschaft weiß, den sie hervorgebracht hätte. Denn diese Leute sind klug genug, die wissenschaftlichen Data zu lehren, ohne jenen Geist der Forschung zu wecken und zu spornen, in dem der ideale Wert der Naturwissenschaft besteht, wie Gedankenfreiheit der wahre ideale

Gehalt antiker Litteratur ist. Nicht so der Protestantismus. Auch er hatte die Autorität wieder eingesetzt an Stelle jener Lehre von der schrankenlosen Freiheit, welche zur Zeit der italienischen Renaissance die Laune zum obersten Schiedsrichter des Lebens machte. Aber seine Autorität war keine äußerliche, es war die Autorität des individuellen Gewissens. Sein Hauptprinzip war die freie Untersuchung, die zuerst auf die Bibel angewandt wurde; aber nachdem man ihr einmal den Lauf gelassen, konnte niemand voraussagen, wo sie Halt machen würde, und in der That machte sie nicht bei der Bibel Halt.

Es war jedoch nicht die Wiege des Protestantismus, welche zuerst diese Früchte des neuen Glaubens sah. Der deutsche Protestantismus war zeitweilig so gut wie ausgebrannt, als die Reaktion gegen die spanische Dogmatik in Europa einsetzte, und dem armen Kepler fehlte fast der Atem zu seinen Bemühungen, das System des Kopernikus zu entwickeln. Deutschland war in den heillosesten barbarischsten Krieg verwickelt, den die Geschichte der Menschheit verzeichnet, als die edle wissenschaftliche Bewegung des 17. Jahrhunderts in ihrer vollen Blüte stand. England, dem seine große Königin den Schatz religiöser Unabhängigkeit gerettet hatte, war es vorbehalten, das Signal zum Vorrücken zu geben, während Holland, das siegreich aus dem langen, männlichen Kampfe gegen das katholische Spanien hervorgegangen war, sich mit England zu der glorreichen Aufgabe verband.

Diese selbstgestellte Aufgabe war die Kenntnis der Natur und ihrer Gesetze. Das 15. Jahrhundert hatte gleichsam die zerrissenen Glieder der Zeit zusammengefügt, das 17. erschloß den Raum. Das erstere hatte dem Menschen seinen Platz in der Geschichte angewiesen, das zweite gab ihm seine Stellung in der Natur. Die Welt war der Rhetorik und der Worte müde, ebenso wie der abstrakten, in den Wolken schwebenden Spekulation. Sie dürstete nach Thatsachen. Sie hatte lange genug bona fide die fertigen Lösungen aller Fragen angenommen, die ihr durch die Autorität geboten wurden, und war nun entschlossen, selbst nach der Ursache der Dinge zu forschen. Die Schlüsse einer Philosophie a priori genügten ihr nicht länger: heimlich und fast unbewußt sehnte sie sich nach einer auf Beobachtung gegründeten Erkenntnis, die eine methodische Erkenntnis sein sollte. Bacon war es, der dem tiefinnersten Wunsch seiner Generation Worte lieh, als er die induktive Methode einführte und empfahl. Freilich hatte Kopernikus vor ihm und besser als er beobachtet. Kepler übte gerade damals die „Induktion“ aus Beobachtungen mit positiven Resultaten, deren Bacon sich nicht rühmen konnte, während Galileo gleichzeitig die Experimentalmethode anwandte, die Bacon noch sehr ungeschickt handhabte. Gleichwohl ist es Bacon, nicht Kepler oder Galileo, der

mit Recht als der Vater des modernen Gedankens angesehen wird. Denn Kepler und Galileo wandten die induktive und experimentelle Methode ungefähr so an, wie Monsieur Jourdain seine Prosa schrieb — sans le savoir. Freilich wurde der Fortschritt der Wissenschaft darum nicht minder gefördert, daß Galileos große schlichte Natur und Keplers edler, unbeugsamer Geist über dem Suchen nach Wahrheit, womit sie beschäftigt waren, der geistigen Revolution nicht gewahr wurden, die sie hervorbringen halfen. Allein für die Geschichte des Gedankens bleibt doch der Mann, der die neue Methode zuerst mit dem vollen Bewußtsein von der Wichtigkeit des darin ausgesprochenen Prinzips verkündete und formulierte, der Repräsentant des Zeitalters. Es ist heutzutage, wenigstens auf dem Kontinent, Mode, auf Bacon herabzusehen, weil er ein mittelmäßiger Beobachter und zuweilen ein kindischer Experimentator, ein wenig auch, weil er ein glänzender Schriftsteller war und unsre Zeit nun einmal schöne Sprache mit einem gewissen Mißtrauen ansieht. Es ist jedoch nicht mehr als billig, zu bedenken, daß Bacons ganze Erziehung noch der rhetorischen Periode angehörte, daß seine innerste Natur künstlerisch angelegt war, und vor allem, daß, wenn er die Wissenschaft durch seine Entdeckungen nicht sonderlich gefördert hat, er sie durch Aufstellung der neuen Methode um einen gewaltigen Ruck vorwärts brachte. Man könnte sagen, erst von da an sei der Boden gewonnen worden, auf dem sich der methodische Empirismus frei bewegen konnte. Nicht nur daß Hobbes von Bacon ausgeht, auch alles, was England auf dem Gebiete der Naturphilosophie von Harvey bis Newton entdeckte, alles, was es an psychologischer Philosophie von Locke bis Hume hervorbrachte, wäre unmöglich gewesen, wenn das Novum Organon nicht die Gesetze der exakten Methode aufgestellt hätte.

Die neuen Errungenschaften wären gleichwohl unmöglich gewesen, hätte nicht England damals den protestantischen Glauben aufrecht erhalten. Das traurige Los Keplers, G. Brunos und Galileos hätte auch jene kühnen Ringer nach Wahrheit getroffen, wenn sie nicht auf protestantischem Boden gelebt hätten. Die drei größten Denker des Kontinents im mathematischen Zeitalter — Descartes, Spinoza, Leibniz — konnten ihr Werk nur deshalb vollenden, weil sie den größten Teil ihres Lebens in protestantischen Ländern verbrachten.

Wenn der englische Empirismus[1] eine Reaktion gegen die spanische Dogmatik war, wie die spanische Dogmatik eine Reaktion gegen den italienischen Humanismus gewesen, so war der französische Rationalismus, der im folgenden Jahrhundert die Oberherr-

[1] Unter Empirismus verstehe ich den Geist des 17. Jahrhunderts, d. h. die mechanische und mathematische Erklärung der Natur, wie sie unternommen und in ausgedehntem Maße durchgeführt wurde.

schaft führte, eine Fortsetzung der intellektuellen Strömung in England, keine Opposition gegen dieselbe. Eine Art Ansteckung, die sich den Franzosen mitteilte, trieb ihre ausgezeichnetsten Genies von Saint-Evremond bis Montesquieu, von Voltaire bis Buffon und selbst Rousseau einen um den andern über den Kanal, und noch vor der Ueberfahrt waren sie zu Newton und Locke in die Schule gegangen. Kaum hatte Frankreich die Führung übernommen, so gab es der Bewegung jenen eigentümlich französischen, logischen Charakter, der gerade auf das Ziel losgeht und nie vor den letzten Schlüssen zurückbebt. Die großen englischen Denker des vorhergehenden Jahrhunderts begnügten sich damit, Dinge und Fakta zu studieren, ohne Folgerungen, welche allzu gefährlich werden konnten, daraus zu ziehen, oder gar sie auf Religion und Politik anzuwenden. Locke selbst hielt in tiefster Ehrfurcht vor der Offenbarung und dem Thron inne. Nicht so die Franzosen. Ihre rationalistische Geistesrichtung und ihr ungeduldiges Temperament führten sie sogleich zu dem Extrem, Kirche und Staat derselben Untersuchungsmethode zu unterwerfen, die mit so großem Erfolg auf Natur und Geist angewandt worden war. Aber Logik und Leidenschaft trieben sie viel weiter, als sie anfangs beabsichtigten, und ließen sie häufig jene geduldige Beobachtung und sorgfältige Vergleichung der Thatsachen vergessen, die so außerordentliche Resultate in England erzielt hatte. Schon Descartes — in dieser Hinsicht ein echter Franzose — hatte sich sogleich mit der mechanischen Erklärung der Dinge zufrieden gegeben, indem er das Tier zu einer Maschine machte, und da er im Grund des Herzens Spiritualist blieb, wollte es ihm nie ganz gelingen, die beiden Welten von Stoff und Geist zu versöhnen. Die Franzosen von Bayles Schule — ich sage nicht Bayle selbst — wußten von keinen solchen Hindernissen. Sie erkannten gar keine Autorität an. Ihr Ziel war einfach die absolute Losreißung von aller Konvention und aller Autorität. Ohne es zu merken, verfielen sie wieder in den Autoritätsgeist, gegen den sich die englische Reaktion gerichtet hatte. Nur waren nicht mehr die Offenbarung noch die Tradition ihre Autorität, sondern die Sinne und die menschliche Vernunft — die menschliche Vernunft unabhängig, wenn nicht von natürlichen, wenigstens von historischen Fakten. Sie träumten entweder von politischen Konstitutionen (die nicht die Resultate der Geschichte, d. h. widerstreitender Interessen, sondern einer allgemeinen, abstrakten, vorgefaßten Idee von Staat und Gesellschaft sein sollten); oder von einem Naturrecht, das an Stelle der ererbten Gesetzbücher und Gewohnheiten treten sollte, ebenso wie sie von einer natürlichen oder vielmehr rationellen Religion träumten, die als ein schüchterner Deismus, sehr ähnlich dem Tolands und Clarkes, begann und mit der Thronerhebung der Göttin der Vernunft oder der völligen Verleugnung jener Welt

des Geistes endigte, von der Descartes keine Brücke in die Welt des Stoffes zu schlagen gewußt hatte.

Was auch immer die verhängnisvollen Folgen dieser Methode für Frankreich gewesen sein mögen — obwohl sie durch ihre wohlthätigen Resultate reichlich aufgewogen sind — die Methode selbst bewirkte die Befreiung Europas, des Menschengeschlechts. Es scheint, daß es die historische Mission Frankreichs war, jedenfalls war es Frankreichs Verdienst, das nie genug anerkannt werden kann, die Axt schonungslos an dieses Dickicht intellektueller Konventionen gelegt und uns den Weg geebnet zu haben. Freilich konnte nicht mit allem aufgeräumt werden — das war nicht einmal wünschenswert — und ein guter Teil des abgeholzten Reisigs ist wieder ins Laub geschossen. Doch war es das erste Mal in der Geschichte, daß man die Dinge im Licht der Vernunft zu betrachten und zu ordnen wagte. Viele nationale Eigenschaften hatten gerade Frankreich zu dieser Aufgabe befähigt, viele Umstände halfen dazu, daß es seine Mission mit sofortigem Erfolge erfüllte. Die Klarheit des französischen Geistes, die sich in der französischen Sprache offenbart, die geographische Lage des Landes zwischen England, Spanien und Deutschland, die politische Hegemonie über Europa, die es unter Ludwig XIV. erlangt, der weittragende Einfluß, den es bereits durch seine poetische Litteratur erworben, und last, not least, die Einfachheit des neuen Bekenntnisses, das auf das allgemeinste Charakteristikum des Menschen, den gesunden Menschenverstand, gegründet und durch das verführerischste aller Instrumente, die Logik, durchgeführt war — das alles trug dazu bei, Frankreich die Aufgabe zu erleichtern.

Dies erklärt auch, warum die französische Idee sich mit solcher Blitzesschnelle in Europa Bahn brach. Gewöhnlich beginnt sich der intellektuelle Einfluß einer Nation erst dann im Ausland zu verbreiten, wenn ihr Werk nahezu vollbracht ist. Italien hatte schon sein Bestes geleistet, als gegen den Anfang des 16. Jahrhunderts sein Denken und seine Werke den Rest Europas zu beeinflussen begannen. Aber noch mehr als hundert Jahre später ging Europa nach Rom, Bologna und Neapel, als schon Velasquez und Murillo, Poussin und Claude, Rubens und Van Dyck imstande waren, ihre Lehrer zu lehren. Dasselbe war bei Spanien und England der Fall. Ebenso ist es mit Deutschland, das schon um 1850 mit seiner originellen und schöpferischen Arbeit fertig und beinah zu Ende war, indes die Welt es noch heute als das Gedankenlaboratorium für Europa ansieht. Frankreich ist vielleicht das einzige Land, das seine geistigen Waren sogleich exportierte, sogar noch ehe der ganze Vorrat beisammen und bereit lag. Die Zeit Voltaires und der Encyklopädisten war auch die Humes und Gibbons.

Es war Deutschland vorbehalten, gegen den allzu absoluten

Gedanken Frankreichs zu protestieren und das Restaurationswerk auf einer festeren Basis zu beginnen als die, welche Spanien zwei Jahrhunderte früher zu legen versucht hatte. Es wäre interessant, etwas ausführlicher darzustellen, wie Deutschland sich auf diese Aufgabe vorbereitete, wie es sie vollbrachte, welche Resultate erzielt wurden. Um dies richtig darzustellen, müßte man indes nachweisen, wie es einen Teil seiner intellektuellen Freiheit England verdankte, wie es ohne Frage von dort her den Anstoß zu seinem eigenen Schaffen empfing, wie es Philosophie und Geschichte erneuerte und verschiedene neue Wissenschaften schuf, die seitdem ihren Platz unter den großen Errungenschaften des menschlichen Geistes eingenommen haben. Es genüge zu konstatieren, daß ebenso wie der französische Rationalismus, der englische Empirismus, die spanische Dogmatik und der italienische Humanismus seit lange integrierende Bestandteile der geistigen Verfassung Europas sind, so Deutschland ein für allemal die Idee des „Organismus" dem europäischen Denken zugebracht hat. Wir können in der That weder den Homer im selben Geiste lesen, wie unsre Vorväter ihn lasen, ehe Wolff seine Prolegomena geschrieben, noch die Natur mit denselben Augen ansehen, wie wir sie vor Newtons Principia angesehen hätten, den Staat wie vor Montesquieus Esprit des lois.

Wir haben ein gemeinsames Kapital von Ideen, an welchen wir alle zehren, in denen wir leben, oft ohne uns dessen recht bewußt zu sein. Lassen wir selbst den gläubigsten Katholiken sich fragen, ob er die Geschichte der Menschheit noch so ansehen könnte, wie es der hl. Thomas und der hl. Dominikus thaten, ehe die italienische Renaissance gleichsam den Zusammenhang der Geschichte hergestellt und den Abgrund ausgefüllt hatte, der die Menschheit entzwei schnitt. Wer könnte wohl heutzutage öffentliches und privates Leben mit derselben grundsatzlosen Naivetät betrachten, wie die Zeitgenossen Macchiavellis, ehe Spanien das Autoritätsprinzip wieder hergestellt hatte? Wer könnte ferner nur einen Augenblick die physikalischen Entdeckungen des 17. Jahrhunderts vergessen und sich die Erde, wie Dante, als den Mittelpunkt der Schöpfung denken? Und ist es nicht mit unsern politischen und philosophischen Ansichten dasselbe? Hat die Anwendung der französischen rationalistischen Methode nicht unsern Geist neu gemodelt? Könnten wir noch, selbst wenn wir wollten, das göttliche Recht der Monarchie oder die Offenbarung so ansehen wie Bossuet und Fenelon? Nun hat etwas Analoges seit Voltaires und Rousseaus Tode stattgefunden. Ein anderer neuer Gedanke ist integrierender Bestandteil des europäischen Geistes geworden. Hume könnte ebensowenig seinen Essay über „National Character" heute schreiben, wie Augustin Thierry im vorigen Jahrhundert seine „Conquête d'Angleterre" hätte verfassen können, oder irgend jemand in unserer Zeit Voltaires „Pucelle".

Warum? Weil nicht nur in Philosophie und Ethnographie Entdeckungen gemacht worden sind, welche eine Erklärung historischer Facta, wie sie Hume und Gibbon gaben, thatsächlich nicht mehr zulassen, sondern auch eine neue Idee in die Welt geworfen ist, die unsere ganze Denkweise von Grund aus modifiziert hat. Diese Idee nun ist es, welche in Deutschland von der zweiten Hälfte des vorigen bis zur Mitte dieses Jahrhunderts ausgearbeitet worden ist — und in so engem Zusammenhang diese Arbeit mit dem deutschen poetischen Schaffen und dem eigentlichen Philosophieren während dieser Zeit steht, so darf sie doch nicht damit zusammengeworfen werden. Es handelt sich weder um den litterarischen Geist, noch die metaphysische Spekulation, noch um die wissenschaftliche Thätigkeit der Nation, sondern um den allgemeinen Gedankengang und Standpunkt, welchen die Deutschen für sich geschaffen und in diesen siebzig, achtzig Jahren der europäischen Kultur eröffnet und zugebracht haben; solch eine allgemeine Weltanschauung wird aber nur mittelbar durch Poesie und eigentliche Wissenschaft beeinflußt. Poesie ist eine Kunst und als solche dem Gesetz des Fortschritts nicht unterworfen, somit steht sie eigentlich außerhalb der Geschichte als etwas Absolutes, Ewiges. Die Ilias ist heute so wahr wie vor dreitausend Jahren, da der Hauptgegenstand der Poesie der unwandelbare Teil der Menschennatur ist. Nicht so die Wissenschaft, der Gedanke, die Politik. Diese unterliegen dem Gesetz der Entwicklung. Wenn wir bei Dante von Francescas Liebe und Pias Tod lesen, ergreift es uns, wie es seine Zeitgenossen ergriffen haben mag; wenn er uns aber seine Kosmographie auseinandersetzt, so lächeln wir und schlagen vielleicht il suo volume zu. Hier sprechen wir also von zwei verschiedenen Thätigkeiten des menschlichen Geistes, die zuweilen in verschiedenen Generationen und Ländern, zuweilen gleichzeitig und am selben Ort an der Arbeit sind. Englands philosophisches Tagewerk begann erst nach Shakespeare, Frankreichs nach Racine und Molière, wogegen in Spanien Calderon und Cervantes die Zeitgenossen von Suarez und Molina waren, und in Deutschland Goethe und Schiller zugleich mit Kant und Wolff, Humboldt und Niebuhr lebten. Dieser scheinbar zufällige Umstand hat eine wichtige Folge. Wenn Poesie und Philosophie gleichzeitig wirken, so durchdringen sie einander, in mancher Beziehung zu ihrem gegenseitigen Vorteil, zu ihrem großen Nachteil in anderer. Der Geist von Calderons Poesie ist auch der Geist Ignatius Loyolas, bei Schiller hören wir das Echo von Kants Moralphilosophie. Die große Litteratur der Franzosen dagegen — die Redekraft Bossuets und der Enthusiasmus Corneilles — drückt eine Weltanschauung aus, die jenem Geist des 18. Jahrhunderts, den die Welt par excellence den französischen Geist nennt, in manchen Punkten geradezu entgegengesetzt ist. Ich könnte

von Shakespeare reden, für dessen klares, tiefes Auge es kein Gestern noch Morgen, kein Hier noch Dort gibt, ohne nur zu erwähnen, daß er ein Zeitgenosse Bacons ist, aber ich könnte nicht von Goethe sprechen, ohne daran zu erinnern, daß er ein Freund Herders, ein Leser W. von Humboldts war.

Noch eine andere Thatsache von großer Bedeutung ist der politische Zustand Deutschlands während der Ausarbeitung seiner Weltanschauung und die Wirkung dieser Weltanschauung auf die fernere Umgestaltung des deutschen Staates. Die große Periode, in welcher die Geisteskultur Deutschlands aufgebaut oder wenigstens vollendet wurde, war die Zeit, wo die alte deutsche Gesellschaft sich auflöste und das politische Leben in völligem Verfall war. Ist es möglich, gleichzeitig im öffentlichen Leben und in wissenschaftlicher und spekulativer Thätigkeit groß und fruchtbar zu sein? Wenn wir denken, daß Plato und Aristoteles den Grund zu aller wahren und hohen Philosophie in der Periode des Verfalls legten, welche auf jene Epoche gefolgt war, die man den griechischen Bürgerkrieg nennen könnte; wenn wir die politische Entzweiung und das Elend Italiens zur Zeit der Renaissance betrachten; wenn wir England während der keineswegs ruhmreichen Zeiten Jakobs I. und Karls II. auf das thätigste zu dem intellektuellen Reichtum Europas beisteuern sehen, wenn wir beobachten, wie Frankreich die Welt durch Voltaires und Rousseaus Feder regiert, die Missionare seines Geistes nach Petersburg und Neapel, nach Kopenhagen und Lissabon schickt und gleichzeitig bei Roßbach geschlagen, zum Frieden von Aix-la-Chapelle und dem von Versailles gezwungen, und aus Indien und den Kolonien vertrieben wird; wenn wir daran denken, wie Deutschland seinen Kant und Herder zur Zeit der äußersten Ohnmacht und Hilflosigkeit, ja der Fremdherrschaft hervorbrachte: so könnten wir versucht sein, zu glauben, daß vielleicht die beiden Thätigkeiten unverträglich oder wenigstens nur ausnahmsweise verträglich seien.

Und warum sollte es anders sein? Müssen nicht die verschiedenen Fähigkeiten des menschlichen Geistes von Zeit zu Zeit ausruhen und einander ablösen, wenn die Quellen nicht vor der Zeit versiegen sollen? Es hat religiöse Zeitalter gegeben, wie die ersten Jahrhunderte unserer Aera und das 16. Jahrhundert, die ganz und gar auf das Schaffen und Definieren religiöser Dogmen gerichtet waren, deren Eifer nur den religiösen Fragen und Interessen galt, und darauf folgten verhältnismäßig stille Perioden, wo die Menschheit, der theologischen Diskussionen müde, gleichgültig gegen religiöse Gegenstände, ruhig die vorhandenen Formen der Religion hinnahm und darin verharrte. Die Welt hatte vier Jahrhunderte vor Christus ein großes künstlerisches Zeitalter gesehen, das durch Hunderte von Jahren sich langsam vorbereitete

und nach einer kurzen glänzenden Blütezeit durch Hunderte von Jahren langsam ausstarb. Dann lag die Gabe der künstlerischen Intuition eine lange, lange Zeit schlafend, bis sie gegen Ende des Mittelalters langsam erwachte und im 15. Jahrhundert zu einem kurzen, doch leuchtenden Aufblühen kam, nur um wieder eines langsamen Todes hinzusterben, der, wie ich fürchte, jetzt nahezu völlig eingetreten ist. Doch muß ich hier aufs neue warnen, daß man meine Worte nicht allzu buchstäblich nehme. Es hat ausgezeichnete Staatsmänner wie Richelieu in wissenschaftlichen, religiöse Apostel wie Savonarola in künstlerischen Zeitaltern gegeben, so können auch in unserer Zeit ausgezeichnete Künstler auftauchen — aber sie wirken als vereinzelte Individuen.

Warum sollte nicht die Befähigung für politisches und wissenschaftliches Leben zuweilen brach liegen, da die religiöse und die künstlerische Fähigkeit solcher zeitweiligen Pause bedürfen? Warum sollten sie nicht alle abwechslungsweise ausruhen? Warum sollten wir vor allem darüber streiten, welche Größe mehr wert sei, die Voltaires oder die Napoleons, die Newtons oder die Cromwells? Ueber diese Fragen werden sich die Menschen niemals einigen, denn es handelt sich um keine Meinungsverschiedenheit, sondern um eine Verschiedenheit des Temperaments und Charakters. Nur den einen Punkt wird man zugeben müssen. Wenn eine Nation instinktiv oder mit Bewußtsein fühlt, daß ein Tagewerk vollbracht ist, und sich an das nächste begibt, so lasse man sie gewähren und wolle nicht klüger sein als Geschichte und Natur. Wenn eine Nation sich eine Zeitlang darein versenkt, eifrig und vielleicht ungeschickt ein neues Haus zu bauen, in dem sie unbehelligt und ihrer eigenen Natur und Geschichte gemäß wohnen kann, so lasse man sie gewähren und verlange nicht vom Mannesalter den Flaum der Jugend, noch vom Sommer die satten Farben und reichen Früchte des Herbstes. Das alles sind im Grund eitle Fragen, ungefähr so, als wollte man dem Apfelbaum vorwerfen, daß er keine Orangen trägt. Wenn die Nation, welche die intellektuelle Führerschaft Europas an eine andere Nation abtreten mußte, weil sie dringendere Arbeit zur Hand hatte — vielleicht auch weil sie müde war und eines Wechsels bedurfte — sich von dem geistigen Leben Europas zurückzieht, wie Spanien im 17. und 18. Jahrhundert, wird sie eine schwere Strafe zu zahlen haben. Wenn sie dagegen fortfährt, an der geistigen Bewegung Europas teilzunehmen, wie es England im 18. und 19. Jahrhundert that, so kann sie überzeugt sein, daß sie eines Tages die Führerschaft zurückerlangen und früher oder später, wäre es auch nur auf kurze Zeit, den ersten Platz im geistigen Laboratorium Europas wieder einnehmen wird.

Wer aber als Betrachter solch einem Gegenstande, wie es der Beitrag einer Nation zu Europas gemeinschaftlichem Gedanken-

schatze ist, gerecht werden will, der wird wohl daran thun, sich alles Parteigeistes, des nationalen wie des politischen und religiösen, zu entäußern. Der Parteigeist hat seine rechte Stelle im praktischen Leben. Wenn es sich darum handelt, unsern Glauben oder unser Vaterland zu verteidigen, gewisse positive Zwecke zu erreichen, die einzig durch disziplinierte Gesamtkräfte erreicht werden können, so wollen und sollen wir zu einer Partei gehören und bei ihr bleiben usque ad mortem. Aber wenn wir es versuchen, die Geschichte der Menschheit zu verstehen und ihre geheimnisvollen Bahnen zu erkunden, ja, sobald immer wir einen Boden betreten, wo jene praktischen Interessen nicht bedroht sind, wo kein Kampf, kein Streit waltet, wo wir einfach miteinander zu leben, einander zu kennen, höchstenfalls einander zu beurteilen haben, — da wollen und sollen wir solche unliebsamen Unterscheidungen vergessen und einander behandeln, als ob wir alle zu einer Nation, einer Partei, einem Glauben gehörten. Hüten wir uns, an Völker oder Thatsachen oder Ideen mit einem vorgefaßten Urteil heranzutreten oder sie argwöhnisch nach ihrem Paß zu fragen, anstatt sie auf ihren inneren Wert zu prüfen. Hüten wir uns, Menschen und Thatsachen und Ideen zu verdammen oder heilig zu sprechen, weil sie russischer oder italienischer Herkunft sind, eine katholische oder protestantische Aufschrift tragen, aus dem konservativen oder liberalen Lager kommen. Dies würde nichts anderes als Barbarei sein — eine Barbarei, welche, so fürchte ich, die Menschheit mehr und mehr in ihre Gewalt bekommen wird, in dem Maße als die politische Demokratie mit ihrer oberflächlichen Aufklärung und wissenschaftlichen Halbkultur vorschreitet. Je größer die Zahl derer wird, welche am politischen Leben teilnehmen, desto mehr wird die politische, religiöse, nationale Leidenschaft der Gerechtigkeit und Billigkeit und Gutmütigkeit den Garaus machen. Denn ein jeder, der sich in die Knechtschaft der Parteibande begibt, muß notwendiger Weise einen Teil der Wahrheit, die er kennt, einen Teil seiner moralischen und intellektuellen Freiheit, einen Teil seiner selbst opfern. Auf der anderen Seite wird bei denen, welche sich von solchen Leidenschaften frei machen, um die Dinge mit eigenen Augen zu sehen, nach eigenem Sinn zu beurteilen, die Liebe zur Wahrheit in demselben Maße an Kraft zunehmen, als ihre Zahl gering ist. Geben wir uns wenigstens die Mühe, zu diesen wenigen zu gehören; denn sie sind nicht allein die einzigen Freunde der Wahrheit, sie sind nicht allein die einzig freien Geister, sie allein sind auch die wirklich Gerechten. Und was immer unser verweichlichtes Zeitalter behaupten mag, Gerechtigkeit ist noch das, wird immerdar das sein, wofür Plato und Aristoteles sie erklärten, die höchste und männlichste aller Tugenden.

Der Kaiser Diokletian und seine Stellung in der Geschichte.

Von

L. A. Deep.

Unter den großen Männern, welche in der Geschichte bis zum heutigen Tage oft sehr falsch beurteilt werden, ist einer der hervorragendsten der römische Kaiser Diokletianus. Gerade in der neueren Zeit ist sein Name wieder vielfach mißbraucht worden, um die Gesetze, welche bestimmt waren, das Verhältnis zwischen Staat und Kirche zu regeln, als eine gewaltthätige und barbarische Verfolgung der christlichen Kirche im allgemeinen zu bezeichnen. Das Wort von der Diokletianischen Kirchenverfolgung ist immer und immer wieder aufgetaucht. Man hat sich irrig gewöhnt, unter dieser Periode sich eine Zeit der äußersten Willkür, Ungerechtigkeit, Grausamkeit vorzustellen und den Urheber derselben, den römischen Kaiser Diokletianus, als eine Ausgeburt aller Bosheit und Scheußlichkeit zu betrachten. Wenn man die, welche das Schlagwort von der Diokletianischen Christenverfolgung so oft zu ihrem Nutzen verwendet haben, fragen würde, was sie denn eigentlich faktisch vom Diokletianus wüßten, ich glaube, es würden viele von ihnen bei nicht allzu scharfem Verhör sehr bald in die unerwünschteste Lage kommen.

Es ist aber für den Forscher besonders Pflicht, gerade die Irrtümer zu beseitigen, die geeignet sind, selbst in der Gegenwart nachzuwirken. Und diese Pflicht wird zu einer angenehmen Arbeit, wenn sich mit der Belehrung zugleich die Gerechtigkeit verbindet, indem das Andenken eines großen Mannes rehabilitiert wird, auf dem die Erde nicht leicht geruht, sondern $1\frac{1}{2}$ Jahrtausende mit unerbittlichem Drucke gelastet hat.

Diokletianus steht zwischen zwei Weltaltern und ihren Kulturen. Er ist der letzte ganz heidnische Imperator; die kurze Unterbrechung der Regierung des edlen Julianus ist nur eine romantische Episode,

die uns eben nur zeigte, daß kein heidnisches Imperatorentum mehr existierte oder möglich war. Diese Stellung des Diokletianus tritt um so schärfer hervor, als in seiner Regierung das heidnisch-römische Cäsarentum die konsequenteste Durchbildung erhielt. So wird er der wirkliche Inbegriff der ganzen damaligen Zeit und bleibt nicht nur der Träger einer Würde, wie es so viele andere auch gewesen sind.

Diese Stellung war wenig beneidenswert, weil nichts ähnlich Verhängnisvolles in der Weltgeschichte, weder vorher noch nachher, gewesen ist wie die Wahl zwischen Staatsheidentum und Staatschristentum, deren Notwendigkeit in der damaligen Zeit sich herausbildete. Die Zahl der Feinde mußte unter allen Umständen gewaltig sein, und gerade die Stimme dieser, welche die Sieger im Kampfe blieben, der Christen also, ist erhalten.

Von Seite der Christen haben wir genug Nachrichten über den Diokletianus, in der Kirchengeschichte des Eusebius und in dem hochinteressanten und merkwürdigen Buche des Lactantius über die Todesarten der Christenverfolger. Die Berichte der Heiden sind dürftig; denn teils hat ein ungünstiger Zufall die eingehenderen Nachrichten, die heidnische wohlunterrichtete Autoren berichtet hatten, vernichtet, teils augenscheinlich die fanatische Hand eines unwissenden Mönches, der aus dem einzigen Exemplare eines wertvollen Historikers, das handschriftlich erhalten war, des Zosimos, die auf Diokletianus bezüglichen Fascikel herausriß und beseitigte.

So ist es gekommen, daß jahrhundertelang das ungünstige Urteil gedauert hat, welches die christlichen Autoren über Diokletianus abgegeben haben, künstlich genährt auch durch die Feier der Heiligen in der katholischen Kirche.

Diokletianus hat einen wunderbaren Lebensweg durchgemacht. Ihm ist alles gegeben, ihm ist alles genommen.

Ihm ist alles gegeben, was nur die Huld der Götter verleihen kann, alles, sowohl wahre Güter, wie die, welche das Sinnen unseres Geschlechtes von jeher dazu erhoben.

Von niedrigster Herkunft trat er des Leibes Notdurft und Nahrung wegen als gemeiner Soldat in die römische Armee. Seine Hauptdienstzeit fällt in die Regierung des Kaisers Probus, des Siegers, wie seine stolze Grabschrift mit Recht sagen durfte, des Siegers über alle Tyrannen, des Siegers über alle Barbaren. Wir können uns nur noch in der Phantasie ausmalen, wie der jugendliche Diokletianus, nach einer freudlosen und an Entbehrungen reichen Jugend, im Gewühl unzähliger Schlachten, unter der Führung eines vortrefflichen Kaisers, bald im Osten, bald im Westen des ungeheuren Reiches, durch seine Verdienste sich den Weg zur höchsten Stelle des Erdkreises bahnte. Die Götter haben

ihn sicher geleitet. In hohen militärischen Stellen finden wir ihn in unseren Quellen wieder. Diese nennen ihn als kommandierenden General in einer Provinz, endlich als Befehlshaber der kaiserlichen Garde du Corps. Von dieser Stellung führte man ihn auf den Thron der Cäsaren, wegen seiner Weisheit, wie uns berichtet wird, von dem Rate der höheren Offiziere gewählt.

Auch in dieser Stellung hat er erlangt, was keinem vor ihm vergönnt gewesen ist.

Zunächst betrifft dies die äußeren Ehren. Er nahm das Diadem, nach welchem seit Cäsar kein Imperator gewagt hatte die Hand auszustrecken, als amtliche kaiserliche Auszeichnung, er schmückte sich zuerst durch mit Goldstickereien und Edelsteinen überladene Gewänder, selbst seine Schuhe blitzten von Diamanten, und in diesem Schmucke, der auch nach der Meinung heidnischer Schriftsteller keinem Sterblichen geziemte, durfte er für seine kaiserliche Majestät die Huldigungen eines Gottes verlangen. Mit Weihrauch und Anbetung gab es nur noch Zugang zu dem Herrscher des Erdkreises. Seine Person wurde dem Kreise des Menschtums entrückt. Sein Wort wurde heilig, sein Haus wurde heilig, die ersten Diener des Kaisers beginnen bald wie die Diener eines Gottes an Stelle seiner Heiligkeit zu reden.

Doch Größeres als der trübe Schein einer erborgten Gottheit wurde ihm gegeben. Es gelang ihm, mit starker Hand das große Reich zu schirmen und zu sichern, und auch im Innern desselben schuf er segensreichen Frieden. Ordnung und Recht wurden gefestigt. Ja, auch das höchste, aber wohl seltenste Gut, was einem Herrscher des römischen Reiches zu teil geworden, wurde ihm durch der Götter Gnade gespendet, ein glückliches Familienleben. Eine fromme, gottesfürchtige Frau, eine einzige Tochter, ein Weib von einem Heroismus und einer Herzensgüte, wie kaum ein zweites die Geschichte kennt, waren ihm zu teil geworden. Und dieser Tochter wurde ein Mann, schlecht und recht und tüchtig, wie ein ruhig urteilender Schriftsteller bezeugt, der spätere, allerdings von den Christen vielgehaßte Kaiser Galerius.

Ein duldsamer Sinn war außerdem dem Diokletianus eingepflanzt. Er verstand anders Gesinnte zu achten und duldete lange Zeit in seiner Umgebung, wie selbst die christliche Quelle anerkennen muß, auch die Christen mit Freundlichkeit und Zuvorkommenheit. Das segensreiche Geschenk für derartiges Denken waren treue Freunde, Freunde, die ihm trotz ihres wilden Sinnes, wie der später so gewaltthätige Kaiser Herkulius, durchaus vertrauungsvoll folgten, selbst bis zur äußersten Selbstüberwindung, die in den Verzicht auf Macht und Ehre gesetzt war.

Diese Selbstüberwindung, die Diokletianus sich auferlegt hat, ist einzig dastehend. Als er auf der Höhe der Macht stand, im

zwanzigsten Jahre seiner Regierung, legte er freiwillig seine Würde nieder und zog sich nach Salona in Dalmatien zurück. So lange das römische Reich bestand, ruft bewundernd ein Schriftsteller, war er der einzige, der freiwillig in das Privatleben zurückkehrte.

Man hat sich oft über die Gründe gestritten, die den Diokletianus zu diesem überraschenden Schritte bewegen konnten. Man hat hin und her geraten, weil man den wahren Grund, nämlich die Erkenntnis, daß es jugendlichen Kräften leichter sei, den wilden Läuften der damaligen Zeiten zu trotzen, als alternden Jahren, und die Fähigkeit, dieser Erkenntnis mit Selbstüberwindung nachzugehen, bei einem Menschen nicht glaubte voraussetzen zu dürfen. Bedeutende Leute haben ja fast immer das traurige Schicksal, von den gewöhnlichen Menschen mit um so kleinlicherem Maßstabe gemessen zu werden, je mehr sie leisten und je mehr sie sich von ihren erbärmlichen Beurteilern unterscheiden. Ja, es ist die Handlungsweise des Diokletianus aber auch einzig. Auch er ist ein Mann ohne Vorgänger und ohne Nachfolger. Selbst der Mönch von St. Just ist, wie schon der vortreffliche Gibbon erkannte, nur ein schwaches Abbild des großen Vorbildes. Karl V. ging, geistig und leiblich gebrochen, nach dem Scheitern fast aller seiner Pläne in die Klause eines christlichen Klosters. Er, der alternde Imperator, auf der höchsten Staffel seines Ansehens und Ruhmes, nach dem scheinbaren Gelingen aller Unternehmungen, zieht zum lieblichen Strande seiner Heimatsprovinz.

Es gibt ein Blatt in der Geschichte großer Männer, welches wenig beschrieben ist, das ist das Blatt, auf dem die innersten Triebfedern des Gemütes verzeichnet sein sollten. Wir können diese Lücke manches Mal ergänzen, wenn wir im eigenen Herzen lesen und danach abmessen. Versuchen wir das hier, so erkennen wir erst die ganze Tiefe des Gemütes dieses wunderbaren Mannes. Wir erkennen sie in der Sehnsucht, mit der es ihn von der Höhe des römischen Kaiserthrones unwiderstehlich zu den ruhigen Gestaden der Küste, an der er seine Jugend verlebt hatte, zurückzog. Wir erkennen sie in seiner Beschäftigung mit der Pflege der Blumen, welcher er sich von jetzt an hingab, der Blumen, die niemand trügen, wie die Menschen, sondern dankbar der sorgsamen Hand entgegenblühen. Wir erkennen sie vielleicht am besten in jenem weltberühmten, wohlbezeugten Ausspruche, den er that, als der Erdkreis seine kräftige Hand vermißte und seine Freunde ihn bewegen wollten, wiederum die Zügel der Regierung zu ergreifen. „O könntet ihr," rief er aus, „doch zu Salona den Kohl sehen, von *meinen* Händen gepflegt, wahrhaftig, ihr würdet mir das *Ansinnen* nicht stellen." Die Welt nannte ihn damals wahnsinnig; denn die Welt hat kein Herz. Wir zählen ihn ob solcher Ge-

sinnung zu den größten der Imperatoren, welche seit Cäsar die Welt beherrschten, weil er ein Mensch geblieben ist.

Vom Glanze des Hoflebens, welches bereits bedenklich vom orientalischen Luxus angefressen war und schon jene scheußliche Camarilla der Eunuchen zu zeitigen begann, wurde er nicht verdorben. Er hatte das Volk auf seiner Höhe nicht vergessen, das Volk, aus dem er stammte und mit dem er einst auch wohl darben mußte. Er ist der erste und einzige von allen Imperatoren, der der socialen Frage scharf ins Angesicht geschaut hat.

Jenes bleiche Gespenst hatte schon damals sein Haupt erhoben. Mit Spenden von Brot und Geld hatte man einst vergeblich versucht jene Frage zu lösen, mit Spenden von Vergnügungen hatte man sie ruchlos Jahrhunderte hingeschleppt. Dabei hatte sich ein Pöbel entwickelt, wie wir ihn heutzutage kaum kennen, eine verwahrloste Bande, voll von Ansprüchen und Trägheit.

Bei gesunden Verhältnissen muß der, welcher Brot will, zahlen können, und wer zahlen soll, der muß Geld verdienen. Arbeit und billige Preise, das sind klarer Weise die Gesichtspunkte, von denen aus Diokletianus das Volk zu einer besseren Lage zu erziehen strebte.

Er wendete sich daher zu öffentlichen Bauten, zu denen besonders in der damaligen Zeit auch die Anlage einer neuen Residenz in Nicomedia erwünschte Gelegenheit gab. Billige Preise suchte der Kaiser durch sein berühmtes und nationalökonomisch so überaus interessantes Edikt de pretiis zu erzielen, welches wir noch besitzen, und welches ein Maximum der Marktpreise für die verschiedensten Dinge und Gegenstände festzusetzen unternahm.

Ein einsames, aber warmes und schönes Wort der Anerkennung klingt uns noch, gegenüber dem Wuste von Schmähungen, aus einer alten Quelle entgegen, welches besser als alles andere das Wesen des Diokletianus zusammenfaßt: Er ließ sich, lautet es in freier Wiedergabe, Herr nennen wie ein Gott, aber er war wie ein Vater.

Wie dem Diokletianus aber vieles gegeben war, ist ihm auch vieles, oder eigentlich alles, wieder genommen worden. Nicht genommen ist es ihm wie einem unwürdigen, unklugen Manne, sondern genommen ist es ihm wie einem tragischen Helden im Kampfe gegen die finstere Macht eines unabwendbaren Verhängnisses. Er kämpft den Riesenkampf der Pflicht gegen diese Macht. Aber ihm sitzt die schreckliche Ate, die Göttin der Verblendung, zur Seite.

Es stand in Gottes Ratschluß geschrieben, daß das Heidentum vergehe. Auch Diokletianus hat die Stimme des Evangeliums nicht verstanden, so wenig wie seine Vorgänger, und es ist ihm, gerade ihm, dem vortrefflichsten Manne, nach dem unbegreiflichen Walten der Vorsehung das schwere Leid zu teil geworden, die

Schuld von Jahrhunderten in der schmerzlichsten Weise gleichsam zu büßen.

Man sieht in jedem Schritte, den er thun mußte, wenn anders er ein gewissenhafter und denkender Mann war, einen Schritt zur Auflösung des Zustandes, den er eben retten wollte.

Wollte Diokletianus Ordnung und damit die Möglichkeit herstellen, das Recht wieder in seine Stelle einzusetzen, so blieb ihm selbstverständlich nur eine Wahl. Er mußte eine feste Regierungsgewalt schaffen, die nach dem wüsten Treiben der vorhergehenden Jahre augenscheinlich erschüttert war. Mag man sagen, was man will, es war damals die absoluteste Gewalt nötig. Wenn Diokletian sie durch äußere Formen zu heben suchte, so handelte er nur im Geiste der Zeit, von dem sich bekanntlich keiner freimachen kann, und der, wie schon gesagt, vom Orient beeinflußt wurde, was die Stellung des Herrschers betraf. In diesem Punkte liegt kaum etwas Verhängnisvolles. Das liegt vielmehr in dem Regierungssystem, welches notwendig wurde. Es mußte sich nämlich Diokletianus, um sicher zu gehen, daß bei den verwilderten Verhältnissen auch seine Befehle und Pläne gebührend ausgeführt würden, Kontrolle schaffen. Um dieses zu erreichen, führte er eine übersichtliche Einteilung der Provinzen ein, deren Bestand wir aus einem in Verona erhaltenen Provinzialverzeichnisse kennen. Wir ersehen daraus, daß, wie auch sonst berichtet wird, Diokletian die Kontrolle durch Verkleinerung der Provinzen zu erreichen suchte. Statt 45 Provinzen, die das frühere Regime kannte, haben wir seit jener Zeit über hundert. Zugleich teilte er die oberste Regierungsgewalt mit einem Mitkaiser, und jedem von diesen beiden Hauptkaisern, die den offiziellen Titel Augusti führten, trat ein sogenannter Cäsar zur Seite.

Dieses Heilmittel wurde bald fast schlimmer als das Uebel. Durch die Teilung der Provinzialbezirke, die später, zunächst wohl namentlich wenn irgend eine Unordnung eingetreten war, noch weiter zerstückelt wurden, so daß wir bereits nach wenigen Jahren 120 Provinzen zählen — durch diese Teilung wurde ein geradezu unzähliges Verwaltungspersonal notwendig. Um dieses zu erhalten, wurde das Princip der Gehaltszahlung, mit dem man allerdings schon seit Augustus begonnen hatte, sozusagen kunstmäßig durchgeführt und eine vollständige Gehaltsskala aufgestellt, je nach den Aemtern und Leistungen der Beamten bemessen.

Diokletianus wurde unbewußt durch diese Durchbildung des Verwaltungsapparates der Schöpfer jenes Offiziantenstandes, der dem römischen Staate noch den letzten Rest gesunden Lebens ausgesogen hat. Wir kennen die Besoldungsverhältnisse jetzt genau aus einer etwas späteren Zeit, wenigstens für einen neu geschaffenen Regierungsbezirk, und ersehen daraus, daß die Gehalte

der höchsten Beamten riesig, die der tiefer stehenden weniger reichlich bemessen waren; aber wir wissen auch durch andere Berichte, daß letztere durch Sporteln zu, auch nach unseren Begriffen ansehnlichen, Einkünften leicht gesteigert werden konnten. Es konnte nicht ausbleiben, daß durch letztere Verhältnisse die Bedrückung der Provinzialen nicht beseitigt, sondern bald noch gesteigert wurde. Was früher ein gewissenloser Prokonsul oder Proprätor auf einmal genommen hatte, das wurde jetzt durch zahllose Schrauben im kleinen abgepreßt.

Das Schlimmste aber war, daß Diokletianus durch seine Einrichtungen der Schöpfer eines 1000jährigen Bureaukratismus geworden ist. Das Heer der Offizianten arbeitete nicht in fröhlicher Selbständigkeit neben einander, sich ergänzend und fördernd, sondern nur über und unter einander. Nun ist es ja richtig, daß mit dem Ende der Republik bereits das alte Verhältnis anfing aufzuhören, zur Zeit des Diokletianus aber hat es erst den bedauerlichen ertötenden Mechanismus angenommen. Sehr bald wurden diese Beamte auch noch durch künstlich geschaffene Stufenfolgen von tönenden Titeln und Rangklassen auseinander gehalten, als ob sie Wesen von ganz verschiedener Ordnung seien. Die Folge war, daß einer immer klüger wurde als der andere. Wir können das so ziemlich genau durch die offiziellen Quellen der damaligen Zeit verfolgen. Es ist geradezu ergötzlich, was für eine Menge von monströsen lateinischen Wörtern in der damaligen Zeit erfunden worden ist, um die Rangstufen gebührend nach Ehre und Weisheit dem ungläubigen Volke zur Anschauung zu bringen.

Bei dieser Organisation verloren die Beamten in wenig Jahren jeden selbständigen Sinn; es folgt dann die Zeit stumpfer Gleichgültigkeit, es schwand der Patriotismus, an seine Stelle trat das Strebertum mit seiner Jagd nach Stellen, durch die die Beamten eigentlich meist nach der Anciennität durchgepreßt werden sollten, und auf dieses Stadium folgte mit raschen Schritten die Korruption. Es war die diokletianische Organisation sozusagen darauf berechnet, daß mehr oder weniger alle seines Geistes waren. Da das aber nicht möglich war, so konnte dieselbe kaum vorübergehend von guter Wirkung sein; in kurzer Zeit mußte sie notwendigerweise gerade das Gegenteil wirken, eine Art von versteckter Desorganisation und Zersetzung, die um so schlimmer war, als sie sich hinter den unübersteigbaren Wällen des Offiziantentums schützte.

Jählings sehen wir denn auch jetzt die schönste und stolzeste Blüte, die das römische Kaisertum gezeitigt hat, verblühen, die römische Jurisprudenz. Von jetzt ab beschäftigt man sich fast nur noch mit der traurigen Arbeit der Kodifizierung kaiserlicher Reskripte, die den tönenden Namen „constitutiones“ führen und an Gesetzes Stelle von nun mehr gelten.

Die Teilung des Reiches in zwei, resp. vier Höfe — denn auch die Cäsaren hatten natürlich ihren Hofstaat — wirkte gleichfalls sehr bald verderblich. Jeder wollte es, sagt ein Schriftsteller der damaligen Zeit, dem anderen zuvorthun, jeder wollte namentlich die meisten Soldaten haben, die Lasten wurden dadurch unerschwinglich. Mag auch hier das fanatische Urteil des Christen, der dieses berichtet, mitgewirkt haben, so ist doch Thatsache, daß die Not des Volkes damals eine enorme war; es liegt eigentlich auch die Richtigkeit jenes Urteils in der Natur der Sachlage begründet. Auch hier führte der an sich so vernünftige Plan des Diokletianus, die Verwaltung des Reiches übersichtlicher zu machen und dadurch heilsam zu wirken, gerade zum Gegenteil.

Es war ferner in diesem System, welches auf Kooption der Regenten beruhte, der Keim zu einem Kampfe gegen das Erbrecht gelegt, der bald, noch zu Lebzeiten des Diokletianus, zu den schlimmsten Verwickelungen führte, die natürlich mit dem vollständigsten Siege des letzteren endigten, selbst wenn es durch einen illegitimen Sproß, wie Konstantinus d. Gr. einer war, vertreten wurde. Diokletianus hatte auch hier nicht bedacht, daß nicht jeder in Selbstüberwindung ein Diokletianus sei.

Der fromme und gerade Sinn dieses Kaisers strebte auch nach Heilighaltung der Religion. Die Götter waren ihm gnädig gewesen, als er in Gefahr und Sorge zu ihnen gerufen hatte. Es waren die Götter seiner Väter, denen er diente, wie die christlichen Autoren sagen, in blindem verdammungswertem Eifer, wie **wir** jetzt aber vom erleuchteteren Standpunkte sagen, in frommer Ergebung und edler Dankbarkeit. Sein einfältig dankbares Gemüt hatte nicht das Bedürfnis nach neuen Formen für seine Verehrung. Nichtsdestoweniger duldete er gern, wie ich schon sagte, die Christen um sich. Wer, ruft ein christlicher Schriftsteller aus, kann die Zahl der Kirchen in den einzelnen Städten zählen, wer den großartigen Zusammenfluß des Volkes in den heiligen Räumen beschreiben? Ueberall baut man neue und größere Gotteshäuser. Und doch kein Neid, keine Mißgunst. Die nächste Umgebung des Diokletianus, bezeugt derselbe Autor anerkennend, bestand lange Zeit aus Christen.

Nicht minder aber entwirft dieser Schriftsteller ein trauriges Bild von den inneren Verhältnissen der christlichen Kirche. Schon war Neid und Mißgunst in die Gemeinden eingekehrt. Aus vielleicht allzu großer Freiheit entwickelte sich auf Seite der Christen Nachlässigkeit und Trägheit. Man verwundete sich bereits mit Worten wie mit Waffen. Priester stand gegen Priester und Gemeinde gegen Gemeinde. Solche Verhältnisse, die wir nach christlicher Quelle mitteilen, stimmten die Achtung, den Christen gegenüber, herab. Die Sache wurde ernster, als die Masse der Namenchristen zur Ver-

letzung der öffentlichen Ordnung schritt. Das Toleranzedikt für die Christen, das später Galerius gab, spricht offen aus, daß die Christen nicht gehorchten. Daß dies richtig, beweist auch die von christlicher Seite gegebene Nachricht, daß in Armenien nach Erlassung des Edikts gegen die Christen hochverräterische Bestrebungen bei diesen sich kundgaben. Man sieht daraus, wie im Verborgenen die Stimmung war. Ein Stimmungsbild gibt auch die Frechheit eines Christen, der zu Nicomedia den Anschlag des Kaisers gegen die Christen vor aller Augen abriß. Man war eben bereits in gewissen christlichen Kreisen zur Rebellion gegen die öffentliche Ordnung geneigt.

Erst in neuerer Zeit hat man mit kritischem Blick die einigermaßen glaubwürdigen Martyrien geprüft. Wir finden da ganz eigentümliche Dinge. Schon vor der eigentlichen diokletianischen Verfolgung sehen wir bei den Märtyrern die bedenklichsten Insubordinationen. Meist ist es offene Weigerung von Soldaten, augenscheinlich höheren Ranges, die ihrem obersten Kriegsherrn gegenüber direkt ihren Gehorsam aufkündigen und zwar in der allergröbsten Weise, indem sie ihm die Insignien ihrer militärischen Würde vor die Füße warfen. Die Nachrichten, die wir beim Kirchenhistoriker Eusebius finden, bieten Aehnliches: hochverräterische Aeußerungen, geradezu frivole Herausforderungen der Behörden. Einige wurden beseitigt, weil sie im dringendsten, nicht widerlegten Verdachte standen, wiederholt ein Attentat gegen den Kaiser, durch Anlegung von Feuer in seinem Palast zu Nicomedia, begangen zu haben. Mit dem Weihrauchopfer aber, welches damals für den Kaiser gefordert wurde, der sogenannten Adoration, — das muß man bedenken — weigerten die Unterthanen jener Zeit dem Kaiser die einfach formelhaft gewordene Begrüßung und Ehrerbietung. Nun möchte ich wohl fragen, was würde wohl heute passieren, wenn ein Offizier in Kriegsläuften, wie sie damals fast stets waren, seinem obersten Kriegsherrn seine ihm verliehenen militärischen Abzeichen vor die Füße würfe und ihm höhnend die ihm zukommende Ehrerbietung weigerte? Sollte man wohl ernstlich fragen, ob solchem unerhörten Thun irgend welche dem betreffenden Individuum heilige Anschauungen und Grundsätze zu Grunde lägen, oder ob, namentlich bei häufigem Vorkommen solcher Fälle, nicht doch die verletzte Majestät des Herrschers vor allem gesühnt werden müsse? Es sei fern, die Festigkeit jener Männer, die handelten, wie ich geschildert, herabzusetzen. Ich behaupte aber, daß Diokletianus, wenn anders er nicht gewissenlos handeln und nicht die öffentliche Autorität preisgeben wollte, gar nicht anders konnte, als gegen solches Gebahren einzuschreiten. Seine berüchtigte Christenverfolgung, welche damals auf seinen Befehl von Nicomedia aus begonnen wurde, ist ein notwendiges Produkt jener Zeitverhält-

nisse. Die 1000jährige Geschichte Roms legte dem Kaiser die nicht abzuweisende Pflicht auf, den Glauben der Väter zu schützen. Ging es nicht im guten, so mußte es mit Gewalt geschehen. So lästerlich es manchem klingen mag, die Gerechtigkeit der Geschichte fordert dieses Geständnis.

Diokletianus aber erreichte auch hier genau das Gegenteil von dem, was er wollte. Die innere Wahrheit des Christentums, den Cäsaren allerdings nicht ohne Schuld der damaligen Christen getrübt entgegentretend, ließ sich nicht in ihrem Gange aufhalten. Die Verfolgung der Christen bewirkte die Schärfung des Gegensatzes. Und das Blut, was floß, schrie gegen den Kaiser und gegen die, welche es in seinem Auftrage vergossen hatten. Die Bekenner, die geopfert wurden, stärkten durch ihren Tod den Widerstand gegen die Heiden, und die Zahl der Christen vermehrte sich rasch. So vollzog sich die Auflösung des heidnischen Imperatorentums durch die Maßregeln zu seinem Schutze nur um so schneller. Der verhältnismäßig rasche Sieg der Christen — an sich erfreulich und natürlich — ein Sieg jedoch in Folge heftiger Reibungen, die voll von Erbitterung waren, hat, statt einer allmählichen vernünftigen Verschmelzung der Gegensätze unter dem Gesichtspunkte edler Duldung und gegenseitiger Achtung, eine, man kann nicht sagen Christianisierung, sondern eine Verkirchlichung des römischen Staates mit bedauernswerter Schnelligkeit herbeigeführt. Die letzten Keime der heidnischen Musen sind dadurch erstickt. Es führte dieser Prozeß im folgenden Jahrhundert Streitigkeiten und Verwicklungen herbei, von denen sich die Menschheit bis zum heutigen Tage nicht erholt hat. Es wurzelt hier die Knechtung des freien Denkens und des freien Schaffens auf diesem Gebiete, dem köstlichsten Erbteil des antiken Lebens, und es bedurfte erst eines Melanchthon, um zum lebendigen Borne der großen Heiden zurückgeführt zu werden.

Der Schmerz dieser Enttäuschung ist vielleicht dem Diokletianus am wenigsten zum Bewußtsein gekommen. Ein gütiges Geschick entrückte ihn vorher dem Leben. Die ganze Bitterkeit solcher Enttäuschung kostete er in betreff seiner socialen Pläne durch. Wir haben darüber die bestimmtesten Nachrichten, Warnungen für alle Zeiten. Ich will nicht zu viel Gewicht auf die Unternehmung großer Bauten legen. Thatsache ist es, wie gesagt, daß Diokletianus Nicomedia, eine Vorläuferin von Konstantinopel, zu einer altera Roma machte; ein Autor, bald nach ihm lebend, konnte zwischen den glänzenden Quartieren Roms und Nicomedias keinen Unterschied entdecken. Thatsache ist auch, daß er an vielen anderen Punkten teils Paläste, teils öffentliche Gebäude bauen, teils, namentlich an den Grenzen, Festungsbauten in großer Anzahl ausführen ließ. Ich hege die Vermutung und habe sie auch vorhin schon ausgesprochen, daß diese Unternehmungen ein Teil seines socialen

Programms, und nicht allein Sache des Luxus gewesen sind, welche letztere Annahme ja schon gar nicht in bezug auf die Sicherheitsbauten passen würde. Mag dem aber sein wie ihm wolle, jedenfalls knüpfte sich daran eine Folge, die Diokletianus nicht voraussehen konnte und die geradezu seinem socialen Plane, das Volk besser zu stellen, entgegengesetzt war. Die Masse der Arbeiter und Künstler, die zu jenen Bauten gebraucht wurden, wurden anderswo bald vermißt. Die Provinzen, aus denen natürlich die Arbeiter dahin zogen, wo Arbeit war, sei es nun freiwillig, sei es infolge des Zwanges der Frondienste, kamen in Not wegen der Bebauung ihrer Ländereien. Das Fuhrwerk wurde in diesen Gegenden knapp, und die Zufuhr mußte dadurch wesentlich gehindert werden. Diokletianus sollte die Erfahrung machen, daß Geldcirkulation nicht Besserung des Nationalvermögens bedeutet, zumal das Geld, welches er zu seinen Bauten verwendete, dem Volk erst durch schwere Besteuerung abgenommen werden mußte. Es fand somit natürlich höchstens eine Verschiebung des Besitzes zu Gunsten Einiger, und zu Gunsten einiger Landesteile statt. Und so mag denn wohl der christliche Zeuge recht haben, wenn er behauptet, alles dieses sei nur unternommen und ausgeführt „cum interitu provinciarum" (mit dem Untergange der Provinzen).

Noch schlimmer ging es dem Diokletianus mit seiner Sorge für die Marktpreise. Die Fixierung eines Maximums, wie er es anstrebte, mißlang vollständig. Die Verkäufer kamen nämlich ganz einfach nicht mehr auf den Markt. Die Preise stiegen so erst recht; gewissenlose Spekulanten mögen das Ihrige mitgewirkt haben. So entstand damals eine Teuerung, gegen die die frühere nichts war. Und nach dem Untergange zahlloser Menschen mußte das Edikt de pretiis öffentlich wieder aufgehoben werden.

Es ist merkwürdig, daß selbst die Befestigung der Grenzen des römischen Reiches durch Diokletian verhängnisvoll werden sollte. An sich kann es doch wohl kein größeres Verdienst eines Herrschers geben, als wenn die Einfälle barbarischer Völker dauernd von ihm zurückgehalten werden. Wie gesagt, hatte zu diesem Behufe der Kaiser die Grenze mit einem Festungsgürtel umgeben und dorthin zahlreiche Truppen verlegt. Da brachen mit der Usurpation des Maxentius in Rom die legitimistischen Streitigkeiten um das Thronrecht aus, und es fehlte dem Kaiser Maximianus Galerius, dem die Vertretung des diokletianischen Systems zufiel, an Truppen, um dem Usurpator mit Erfolg, ehe es ihm gelang sich zu befestigen, entgegenzutreten.

Die allerschmerzlichste Erfahrung blieb dem Imperator aber bis kurz vor seinem Ende vorbehalten. Nach dem Tode seines Schwiegersohnes Galerius war seine Tochter Valeria mit ihrer Mutter nach Kleinasien gezogen. Valeria mochte sich wohl sehnen

nach Nicomedia, wo sie ihre Jugend verlebt hatte. Es herrschte damals speciell im Orient Cäsar Maximinus. Kaum war die hohe Frau angelangt, so machte der rohe Kaiser ihr Liebesanträge; er wollte seine Ehe lösen und Valeria zur rechtmäßigen Gattin nehmen. Vergebens beschwor die arme Frau den Unmenschen bei ihren Trauerkleidern, bei der Asche ihres Gatten, die noch nicht verglüht, vergebens wies sie auf seine tugendsame Gemahlin. Schon hatte den Maximinus zu sehr die Gier erfaßt, wenigstens durch eine Heirat sich den Nimbus angeborener Legitimität zu geben, denn von Westen herauf stieg schon das Wetter mit den Ansprüchen und Forderungen des Konstantinus, des Repräsentanten der legitimen Monarchie. Als Valeria sich standhaft weigerte, verfolgte er sie in brutaler Weise mit Verbannung und beraubte sie ihrer Freunde. Vergeblich bat und flehte der alte Diokletianus; selbst die Erinnerung daran, daß Maximinus alles durch ihn geworden, vermochte den harten Sinn dieses Mannes nicht zu rühren. Und als Maximinus bald darauf von Licinius, Schwager des Konstantinus, nach hartem Kampfe beseitigt wurde, da eilte derselbe, alle diejenigen, welche irgendwie gleichfalls den Anspruch der Legitimität hätten erheben können als Sprossen von kaiserlichem Geblüt, zu vernichten. Unter ihnen war auch die arme Valeria und ihre greise Mutter. Erstere hatte sich in ärmlichem Anzuge an den Hof des Licinius geschlichen, um ihren dort zum Tode geweihten Adoptivsohn zu retten, einen natürlichen Sprößling ihres Gatten, den sie, selbst kinderlos, wie ein eigenes Kind liebte. Es war dieser heldenmütige Gang vergeblich gewesen. Fünfzehn Monate lang durcheilte sie dann noch mit ihrer Mutter die Provinzen Asiens, endlich wurden sie ergriffen und enthauptet. Ihre Leiber wurden ins Meer geworfen. So war Diokletianus durch seine höchste Tugend, die größte Selbstüberwindung sogar seiner eigenen Familie zum Verderben geworden. In derselben Zeit, wo dieses geschah, wurde der Kaiser selbst abberufen — man munkelte, er sei an Gift gestorben — nur kurze Zeit nach dem Einzuge Konstantinus des Großen in Rom, mit dem die christliche Politik der römischen Kaiser inauguriert wurde.

So ist Gottes Ratschluß wunderbar ausgeführt, nach dem das Heidentum und seine Herrschaft sich selbst zersetzen sollte.

An den Früchten des damals vollzogenen Wandels hat die Menschheit bis zum heutigen Tage Anteil und wird Anteil haben nach unserem Glauben, solange die Erde von unserem Geschlechte bewohnt wird. Und so wird die Wirkung des Diokletianus nie verschwinden, sind auch seine eigentlichen Bestrebungen in wahrhaft tragischer Weise gescheitert.

Herzog Karl von Württemberg und seine pädagogischen Schöpfungen.

Von

Richard Weltrich.

II. (Schluß.)

Nach solcher Darlegung mehrerer Prinzipien biographischen Betrachtens wird nun auch der Gesichtspunkt fixiert sein, von dem aus wir die didaktischen und pädagogischen Einrichtungen der Schule, an welcher Friedrich Schiller erzogen ward, einer eingehenderen Prüfung unterziehen; wobei der Kürze wegen, und da die Erörterung auf die Studienzeit Schillers sich nicht strenge beschränken läßt, unter dem Namen „Karlsschule" auch das Stadium der Anstalt als herzoglicher Militärakademie mitinbegriffen sein soll.

Ganz eigentümlich ist ihr eine Verbindung jener Unterrichtstendenz, welche wir in der Terminologie moderner Pädagogik die realistische nennen, mit einer starken Betonung des Studiums der Philosophie. Entsprechend einer Vorneigung für die realistischen Fächer des Unterrichts und einer das praktische Bedürfnis, das Lernen für das Leben im Auge haltenden Methode, finden wir die Karlsschule ein vorzügliches Gewicht legen auf das Französische, auf Naturwissenschaften und Mathematik, Geographie und Geschichte. Leicht konnte sich bei solcher Tendenz die medizinische Abteilung zu großer Blüte entwickeln; wenn auch noch nicht zu Schillers Zeit, so doch später, zu Anfang der neunziger Jahre, galt sie als die am besten besetzte medizinische Fakultät Deutschlands, ausgestattet mit einem weit reicheren Programm als die der Tübinger Universität. Auch die militärische Abteilung erwuchs zu besonderem Ruhme der Gesamtanstalt; man durfte sie um ihres systematisch-umfassenden militärwissenschaftlichen Unterrichtsprogrammes willen als eine der vollkommensten Kriegsschulen Europas

bezeichnen. Nicht so günstig wirkte der die Anstalt beherrschende Geist auf den Betrieb der alten Sprachen; wenigstens blieb die Karlsschule hierin zurück gegenüber den auf den Gymnasien und den Klosterschulen des Landes mit Stolz gepflegten philologischen Traditionen. Indem der lateinische Unterricht an der Karlsschule mehr Nachdruck und Zeitaufwand auf die Lektüre der alten Autoren legte als auf Uebersetzungen aus der Muttersprache in das Lateinische und auf die lateinische Stilübung, wurde die strenge und sichere Beherrschung des sprachlichen Materials weder seine Absicht noch sein Gewinn. Dafür galt im Lateinischen die Erklärung der Schriftsteller, sachliche, antiquarische, mythologische, geschichtliche Erläuterung ihres Textes als die Hauptsache. Liegt in diesem Prinzip etwas Richtiges und dem modernen Sinne Zusagendes, so ist doch nicht zu leugnen, daß, wenn der Betrieb der klassischen Sprachen zur Gymnastik des Geistes dienen soll, die vertraute und gründliche Bekanntschaft mit dem sprachlichen Material, mit der Grammatik und Logik der alten Sprache nicht eben in den Hintergrund treten darf. Merkwürdig ist die Stellung des Griechischen an der Karlsschule. Nach dem Umfang, in welchem dieser Unterrichtszweig betrieben wurde, wie nach der Bedeutung, die man ihm bewußt beilegte, ragte hierin die Karlsschule vor den übrigen Landesschulen weit hervor. Man hatte Einblick genug, um zu wissen, „daß die griechischen Autoren zur Bildung des Geschmacks mehr beitragen als selbst die lateinischen". Aber allerdings brach sich diese Ueberzeugung erst allmählich und im Laufe der Entwickelung des Lehrprogrammes Bahn; wogegen während der Periode, in welcher Schiller Zögling war, das Griechische eine untergeordnete Rolle spielte und mit einer sehr spärlichen Stundenzahl ausgestattet war. Es ist überhaupt zu berücksichtigen, daß Schiller der Karlsschule während eines Zeitraumes angehörte, in welchem ihre Organisation noch nicht zur vollen Reife und Durchbildung gelangt war; und es ist sowohl der vorhin erwähnten durchgehenden Methode in Behandlung der lateinischen Sprache als der ursprünglichen Vernachlässigung des Griechischen zuzuschreiben, daß er der klassischen Sprachen nicht so sehr Meister ward, als es ihm später öfters das Bedürfnis unvermittelter Lektüre wünschenswert machte; Schiller brachte, um einen populären Ausdruck zu brauchen, von der Akademie nicht den „philologischen Schulsack" mit, den seine Landsleute Schelling und Hegel auf den württembergischen Stiftsschulen, den Lessing an den sächsischen Schulen sich anzueignen vermochte.

Bei einer Unterrichtsmethode, welche eine realistisch-praktische Richtung zum vorherrschenden Gesichtspunkte machte, muß nun die daneben hergehende Betonung der Philosophie, eines Lehrgegenstandes, der aus ganz anderen geistigen Quellen zu fließen und

auf ein anderes Bildungszentrum hinzuweisen scheint, auf den ersten Anblick Befremden erregen. In der That bildete die Philosophie an der Karlsschule die Grundlage aller Fakultätsstudien, ja den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts. Bei dieser Breite der Geltung gewährte die Philosophie zwischen allen besonderen Berufsrichtungen und Berufsabteilungen das vermittelnde Band. Und zwar finden wir die philosophischen Abteilungen, als den oberen Klassen unserer Gymnasien entsprechend, in die Mitte gerückt zwischen die philologischen Abteilungen, welche die unteren und mittleren Klassen unserer Gymnasien vertraten, und die sogenannten „studierenden Berufsabtheilungen", welche, die Ausbildung der Zöglinge abschließend, die Fachbildung im engeren Sinne gewährten. War diese Dreiteilung auch keine strikte oder bestimmt ausgesprochene, so machte sie sich doch, als der Natur der Sache gemäß und mit der Altersentwicklung der Zöglinge korrespondierend, für die Verteilung der Lehrgegenstände und ihre Stundenzahl mehr und mehr geltend. Selbst in der ersten Periode der Unterrichtsorganisation der Militärakademie, als noch der Grundsatz galt, die Berufsbildung möglichst frühe beginnen zu lassen, hatten doch die allgemein bildenden und philosophischen Fächer über das Fachstudium weitaus das Uebergewicht. Dieser Punkt ist auch für Schillers Bildungsgang von Wichtigkeit. Schiller wird zu Anfang des Jahres 1774, vierzehn Jahre alt, unter den „Juristen" aufgezählt; die Vorbereitung auf seinen juristischen Beruf aber „beschränkte sich auf drei Stunden Naturrecht, zwei Stunden Reichshistorie und zwei Stunden römische Alterthümer," während seiner Abteilung gleichzeitig zugehören: „sechs Stunden zur Metaphysic, worinnen die philosophische Historie absolviert, die Logic, Ontologie und Theologia naturalis repetiert, die Cosmologie hingegen und Psychologie angefangen und absolviert werden solle; sechs St. zur Rhetorik, Poesie und schönen Wissenschaften, oder eigentlich zur lateinischen Sprache, worinnen der Terentius absolviert, der Horatius aber und Ciceros Briefe angefangen würden; drei Stunden zur griechischen Sprache, fünf zum Französischen, vier zur Universal- und Spezialhistorie und Geographie, sechs zur Mathesi." Und im Lehrplan des Jahres 1775 treffen in der Abteilung Schillers neun Wochenstunden auf Vorbereitung für den juristischen Beruf, wogegen fünfzehn auf Philosophie und Redekunst fallen. Der pädagogische Standpunkt, welcher bereits damals einen so sichtlichen Nachdruck auf philosophische Studien legte, führte sodann dazu, philosophische Abteilungen allen studierenden Berufsabteilungen als gemeinsame Vorbildungsstufe vorausgehen zu lassen.

Um diese Einrichtung nach ihren Motiven und ihrer Bedeutung zu würdigen, ist zunächst daran zu erinnern, daß das

achtzehnte Jahrhundert die Philosophie mit ausgesprochener Vorliebe in den Vordergrund der geistigen Interessen zu stellen gewohnt war. Philosophisch aufgeklärt zu sein, an den Gedankenkreisen teilzunehmen, welche in Deutschland die rationalistische Schule Wolffs, in Frankreich vor allen Voltaire und unter den Encyklopädisten Diderot hervorgerufen hatten, galt als ein unumgängliches Bedürfnis, als ein untrügliches Kennzeichen geistiger Bildung. Und wie die rationalistische Aufklärung von der Philosophie aus in die Einzelwissenschaften eindrang, so wendete sie sich litterarisch, hier insbesondere zu einem mächtigen Kulturfaktor werdend, in tausend Flugschriften, Briefen, Dialogen an die Masse des Volkes. Auch die begabteren Köpfe unter den deutschen Fürsten vermochten dieser Bewegung sich nicht zu entziehen. „Philosophen auf dem Thron" genannt zu werden, war ein Ziel ihres Ehrgeizes, und es ist Friedrich der Große, der an Wolff, als dieser ihm sein Naturrecht dediziert hatte, schrieb: „Jedes denkende und wahrheitsliebende Wesen muß an dem neuen Werk, welches Ihr soeben veröffentlicht habt, teilnehmen ... Es kommt den Philosophen zu, Lehrer der Welt und Leiter der Fürsten zu sein. Sie müssen konsequent denken, und uns kommt es zu, konsequent zu handeln. Sie müssen erfinden, wir ausführen." Daß bei dieser allgemeinen Stellung der Zeit zur Philosophie letztere Disziplin auch den pädagogischen Reformen dienstbar gemacht wurde, daß Herzog Karl, der seine Anstalt nach dem Maße seiner Einsicht zu einem Gefäß für die fortschreitende Bildung des Jahrhunderts zu formen bedacht war, der Philosophie eine breite Wirksamkeit einräumte, kann demnach nicht verwundern. Uebrigens ist einige Anlehnung an französische Muster auch hierin bemerklich; denn Unterricht in der „logique" zu Zwecken einer praktischen Verstandesbildung war bereits im Programm Ludwigs XV. vorgesehen.

Jener vorhin erwähnte Kontrast geistiger Tendenzen verliert indessen von seiner Schärfe, wenn wir genauer ins Auge fassen, was man an der Karlsschule unter philosophischem Unterricht verstand, wie man ihn betrieb, was überhaupt die Zeit als philosophische Lehre gewährte. Ich darf auch hiefür die Aufmerksamkeit des Lesers einen Augenblick in Anspruch nehmen, denn wieder handelt es sich und gerade bei diesem Punkte sehr wesentlich um die geistige Nahrung, welche Schiller in seinen Jugendjahren empfing. Die Wolffsche Philosophie nach ihrer Verständigkeit, Faßlichkeit, bei ihrem Verzicht auf spekulative Tiefe, ihrer Anbequemung an das leichte Räsonnement des gesunden Menschenverstandes war an sich in besonderer Weise geeignet, eine Popularphilosophie zu werden. Was dann, von ihr angeregt und zugleich beeinflußt von Theorien und Bestrebungen der englischen und französischen Freidenker, die sogenannte „deutsche Aufklärung" als

Philosophie verbreitete, kleidete sich nicht in das Gewand eines schulmäßig strengen Denkens. Vielmehr gefiel sich ihre litterarische Darstellung in freieren, bequemen, spielenden Formen, wie in Briefen, Selbstgesprächen, Betrachtungen, und ihre Richtung hatte einen charakteristischen Zug auf das Populär-Nützliche, Moralisierende, auf ein geistreich-angenehm belehrendes, mitunter auch ziemlich triviales Reflektieren. An dieser Art von Propaganda teilzunehmen, war der Schule nicht allzuschwer und fügte sich zugleich in den Gesichtspunkt, der ihre Pädagogik beherrschte, ein. Man wollte mit Hilfe des philosophischen Unterrichts die Denkkraft der Jugend üben, aber auch ihren Geschmack und ihr Herz veredeln. Interessant ist in dieser Hinsicht der „Entwurf zu einer Generalwissenschaft oder Philosophie des gesunden Verstandes zur Bildung des Geschmacks, des Herzens und der Vernunft," welchen Professor Abel, der einflußreichste Lehrer der Philosophie an der Karlsschule, dem Herzog vorgelegt hat. Abel möchte die allgemeinen Begriffe, „die jeder Mensch als Mensch nothwendig braucht und die die Absicht haben, ihn aufgeklart und gesittet zu machen", in einem Systeme zusammenfassen und demnach seine Vorträge nach folgenden Hauptteilen gliedern: 1) Die Körperwelt: ihre Geschichte, ihre Gesetze und Philosophie über dieselben. 2) Der Mensch: Psychologie nach ihren wesentlichen Teilen, Philosophie der Geschichte; dann Moral, schöne Wissenschaften und Logik; endlich das Leben eines wahren Weltweisen. 3) Von der Welt überhaupt: Gesetze, nach denen sie regiert wird, Bestimmung, Ursprung. 4) Der Weltschöpfer. In die Behandlung dieser Themata, deren Region und Tendenz sich vielfach an die litterarische Thätigkeit der Popularphilosophen, Garves, Engels, Mendelssohns und anderer anlehnt, brachte Abel einen subjektiven Zug, indem seine Denkweise in Verwandtschaft stand mit der Moralphilosophie Shaftesburys und der in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aufkommenden schottischen Philosophenschule, die in den Erfahrungsthatsachen des moralischen Instinkts und des gesunden Menschenverstandes (common sense) gegen Skeptizismus und Materialismus ein Gegengewicht zu finden hoffte.

Daß, wenn man auf den Erfolg dieses Unterrichtszweiges im ganzen sieht, die nachhaltige Beschäftigung mit der Philosophie ein hoher Wertfaktor für die Karlsschule wurde, ist schon prinzipiell nicht in Abrede zu stellen. Bitter hat sich die fast gehässige Abwendung von der Philosophie, welche um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Signatur der Zeit wurde, gerächt: unserer Generation, so vorgeschritten sie in den Einzelwissenschaften sich zeigt, so beweglich ihr Bildungstrieb ist, fehlt das geistige Band, das zerstreute Wissen zusammenzuhalten, fehlt die Fähigkeit, aus einer Vogelperspektive die Vielseitigkeit des Erkennens zu überschauen.

Die Philosophie ist das große Panharmonium, auf welchem die Stimmen sämtlicher Wissenschaften wie zu einer musikalischen Fuge vereint ihr Sonderrecht und ihren Zusammenklang finden. Und sie vorzüglich war es, welche den Zöglingen der Karlsschule jene an ihnen gerühmte Weite des Blickes, jene Freiheit und ordnende Kraft des Geistes, jene Vielseitigkeit des Interesses gewährte, welche über dem Einzelnen das Ganze nicht zu vergessen lehrt und über der besonderen Berufsbildung den verständnisvollen Sinn für die Thätigkeit anderer Lebenskreise sich nicht entzogen sieht. Auch die Versatilität, die Gewandtheit und Kühnheit des Ausdrucks, welche an den schriftlichen Ausarbeitungen der Karlsschüler vielfach bemerkt worden ist, darf wohl weniger der eine Dressur verschmähenden Unterrichtsmethode, als dem befreienden, logische Sicherheit und Handhabung des Gedankenapparates vermittelnden Einfluß philosophischer Studien zugesprochen werden.

Freilich als das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts der philosophischen Denk- und Ausdrucksweise der rationalistischen Aufklärung ein Ende machte, als Kants Philosophie, das Denken des Jahrhunderts reformierend, im Rüstzeug der strengsten Gedankenoperationen einhertrat und die menschliche Erkenntnisfähigkeit in ihren Fundamenten untersuchte, war die Altersstufe, welcher die Karlsschule ihre philosophischen Abteilungen zugewiesen hatte, für das Verständnis nicht reif.

Hinsichtlich der Stellung andrer Lehrgegenstände und Lehrabteilungen an der Karlsschule will ich nur noch des Deutschen und der Künste gedenken. Der deutsche Unterricht blieb lange fast völlig vernachlässigt; und auch als die Lehrer wiederholt und dringend auf die Notwendigkeit seiner regelmäßigen Pflege hingewiesen hatten, ward ihm die erforderliche Rücksicht nur in unzureichendem Umfang zugestanden. Damit in Zusammenhang war ein andrer tiefer Mangel: die Erzeugnisse deutscher Litteratur und Poesie wurden den Zöglingen der Karlsschule nicht zugänglich gemacht, oder es wurde doch allem Anschein nach von der Schule aus die Bekanntschaft mit moderner Poesie nur gelegentlich und infolge persönlicher Neigung der Lehrer vermittelt, wenn der eine oder andere in seinen philosophischen Vorträgen Beispiele aus Dichtern heranzuziehen für gut fand.

Diese unziemliche Behandlung der deutschen Sprache und Litteratur fällt dem persönlichen Ermessen des Herzogs zur Last. Sie steht in innerer Beziehung zu der Behandlung, welche der Abteilung der Künste an der Karlsschule widerfuhr. War auch dafür gesorgt, daß ihre Fachschulen mit guten Vorträgen besetzt waren, so litten doch die Kunstzöglinge unter sozialer Zurücksetzung. Schon der Umstand, daß die Karlsschule Architekten, Bildhauer, Maler, Musiker mit Stukkator- und Gärtnerknaben, Balletttänzern

und „künftigen Bedienten" in eine Abteilung zusammenwarf, bezeugt einen häßlichen Mangel an tieferer Teilnahme. Zwar wurden nachher die Jünger der bildenden Künste und die Tonkünstler insofern bevorzugt, als man sie an den philologischen und philosophischen Vorträgen teilnehmen ließ, also ihnen einige allgemeinwissenschaftliche Bildung gönnte; aber in den „Schlafabteilungen" hielt man sie doch mit den niederen Elementen zusammen, und von den akademischen Ordensauszeichnungen, welche für die übrigen Lehrabteilungen gestiftet waren, blieben die Künstler ein für allemal ausgeschlossen. Auch war das Gewissen in Bezug auf das thatsächliche Maß von Unterricht, das man den Kunstzöglingen gewährte, ein sehr weites; namentlich die unentgeltlich Aufgenommenen mußten es sich gefallen lassen, jahrelang, anstatt bestimmungsgemäßen Unterricht zu erhalten, für die Bau- und Dekorationsbedürfnisse des Herzogs niedrige und abstumpfende Arbeiten zu vollziehen; ein Verfahren, bei dem allerdings die Zöglinge abverdienten, was fürstliche Gnade an Unterhaltungsgeldern für sie beitrug, aber auf Kosten und unter Herabwürdigung ihrer geistigen Kräfte. Gegen Mißbrauch solcher Art sind der Anstalt wiederholt Beschwerden eingereicht worden; und darin lag einer der Anläße, infolge deren der nachmals berühmte Landschaftsmaler Joseph Anton Koch im Jahre 1791 seine Flucht aus der Karlsschule bewerkstelligte. Das innere Verhältnis des Herzogs aber zur bildenden Kunst wird ganz deutlich durch die Frage, welche er einmal an den jungen Eberhard Wächter stellte, denselben, der später in den von Winckelmann und Carstens eröffneten Bahnen Hochachtungswertes geleistet hat. Wächter, 5 Jahre lang genötigt, Kameralwissenschaften zu studieren, bestand darauf, der Malerei sich zu widmen. Da fuhr ihn der Herzog an: „Was, Er, ein Regierungsrathssohn, schämt sich nicht, ein Maler werden zu wollen?"

In dieser Frage kommt ein arges Stück barbarischen Sinnes zum Vorschein. Dem hohen Herrn, der Jahrzehnte hindurch mit vollen Händen den Virtuosen Geld ausgestreut hatte, dessen Lustschlösser in ausgesuchter Pracht glänzten, war die Kunst selbst doch nichts als ein Apparat für vornehmen Luxus, ein Mittel der Eitelkeit, ein Amüsement für die Sinne. Sie war im Grunde nur soweit für ihn vorhanden, als er sie bezahlen konnte und mochte. Darum galten ihm die Künstler persönlich für eine Klasse von Bedienten. Daß die Kunst sich Selbstzweck sei, die Bethätigung einer mit Notwendigkeit wirkenden Kraft, und daß sie souverän sei als die aus dem Menschengeist eine zweite Welt erschaffende Natur, davon ist ihm jegliche Ahnung abgegangen.

Unter solchen Umständen mußte die Poesie, welche unter allen Künsten der Verwendung zum Luxus am widerspenstigsten sich ent-

zieht, dem Herzog Karl als etwas ungemein Ueberflüssiges und Unnützliches erscheinen; und so genoß weder in der herzoglichen Pädagogik poetische Lektüre eine Fürsorge, noch vermochte die poetische Produktion, welche in der Umgebung des Landesfürsten lebendig wurde, seiner Wertschätzung sich zu erfreuen.

Indem ich bezüglich der übrigen Lehrgegenstände auf das Detail der didaktischen Anordnungen verzichte, will ich nur noch in wenigen Sätzen zusammenfassen, was im ganzen und großen zu Gunsten der Karlsschule gesagt werden kann. Daß eine Anstalt, welche den Unterricht für alle Altersstufen und nahezu sämtliche Lehrfächer umfassen will, eine gewisse Großartigkeit besaß, kann nicht in Abrede gestellt werden. Auch mußte der nahe Kontakt, in welchen so viele Sparten wissenschaftlicher Arbeit gerückt wurden, die Vereinigung einer so großen Anzahl von Zöglingen, die nach Alter, Herkunft, Nationalität und Berufsbildung verschiedenartig waren, auf den Geist der Jugend vielfach befruchtend, anregend wirken. Letzterer Umstand, wie der Accent, der auf philosophische Vorbildung gelegt wurde, gewährte die Möglichkeit einer universellen Bildung. Auch ist nicht zu verkennen, daß die Organisation eines so komplizierten wissenschaftlichen Ganzen mit Aufwand von Scharfblick, Fleiß und Betriebsamkeit vollzogen wurde, und daß ein Institut, welches in intellektueller Beziehung den vorgeschrittenen Geist der Zeit in sich aufzunehmen im ganzen so willig war, ebendeshalb mit manchem, was andere gelehrte Schulen als veraltete Tradition, als pedantischen Formalismus mit sich schleppten, brechen mußte. Die Mittel, deren die Schule in immer wachsendem Umfang bedurfte, wandte der Herzog seiner Lieblingsschöpfung mit Liberalität zu. Er wählte gerne jüngere Kräfte zu Lehrern, wenn sie ihm wohlvorbereitet und geschickt erschienen. In der Einteilung des Studienplanes erkennt man die Rücksichtnahme auf einen verständigen Wechsel zwischen Vorträgen und Arbeitsstunden, in welchen die Zöglinge den empfangenen Lehrstoff sich aneignen konnten; und wie die ausgesprochene Forderung des Herzogs: „Kräfte wecken in dem jungen Menschen!“ der Lehrmethode die Richtung auf frische Lebendigkeit gab, so sorgte auch sein drängender Wille für Ausnützung der Zeit, so daß man den Eindruck empfängt, den Zöglingen der Karlsschule sei eher ein Zuviel von Leistung zugemutet worden als ein Zuwenig.

Und doch, wenn man alle Akten dieser Schule durchblättert hat, wenn man sich alles gesagt hat, was zu ihrem Vorteil spricht, was ihr Glanz und Bedeutung zusichert: eine rechte Freude vermag man dieser anspruchsvollen Schöpfung nicht abzugewinnen. Ja, wenn Freude und Bewunderung sich regen möchte, wird diese Empfindung verzerrt durch Eindrücke entgegengesetzter Art. Man fühlt sich wie in einem Hause, in welchem da und dort ein be-

stechender Wandschmuck, eine überraschende Perspektive sich zeigt; aber die Luft ist beengend, und kein Sonnenblick stiehlt sich durch die hohen Fenster. Und dieser Sonnenblick, welcher der Karlsschule fehlte, ist der Geist der Freiheit und der sittlichen Idealität. Pädagogik, Disziplin, die Behandlung alles dessen, was Erziehung im engeren Sinne heißt, zeigen so viel des Verfehlten und des Empörenden, daß von den Schalen, auf denen man den Wert der herzoglichen Schöpfung abwägen möchte, die der Zustimmung hoch steigt, die des Widerspruchs vielbeschwert zu Boden sinkt.

Die Karlsschule, wie sie der persönlichen Initiative des Fürsten ihre Existenz verdankte, blieb auch während der ganzen Zeit ihres Bestehens unter seiner persönlichen Leitung. Herzog Karl nannte sich Rector magnificentissimus, und seine unmittelbare und oft bethätigte Gegenwart wie sein in kaum zu zählenden Tagesbefehlen, Ordres und Instruktionen schriftlich gegebener Wille ließen den Nachdruck seines Regimentes empfinden. Nun war die Karlsschule nicht nur Unterrichtsanstalt, sondern, indem sie ihren Zöglingen, abgesehen von den aus ökonomischen Gründen später zugelassenen Stadtschülern, den ausschließlichen Aufenthalt und die volle Verpflegung gewährte, auch Anstalt für die gesamte Erziehung. Der Herzog machte sich somit nicht nur für intellektuelle, sondern auch für moralische Ausbildung verantwortlich.

In manchem Betracht hatte der hohe Herr, als er sich auf Pädagogik warf, doch nur den Gegenstand seiner Liebhabereien gewechselt, nicht auf diese selber verzichtet. Früher prunkte sein Hof mit Opernstaat, mit Virtuosentum und sinnbezaubernden Festen der Galanterie; jetzt wurde die Schule ein Mittel zum Prunk, und die Festlust, so widersprechend sie dem Charakter einer am besten auf stille Entwickelung gestellten Institution sein mochte, suchte sich bei ihr das Recht zu neuen Genüssen. Als ein Mittel zur Entfaltung glänzender Repräsentation dienten vor allem die jährlich abgehaltenen öffentlichen Prüfungen und Preisverteilungen, die Feier des Stiftungstages, des herzoglichen Geburtstages, des Geburtstages der Gräfin Franziska. Man muß die Schilderungen des Zeremoniells, welches für solche Gelegenheiten angeordnet wurde, nachlesen; sie versetzen in die Zeit, welche uns interessiert, und charakterisieren die Rolle, die der Schule zugemutet wurde. Ich wähle aus den Berichten, wie sie Wagner in großer Reihe den Akten der Karlsschule entnommen hat, zu diesem Zwecke einige Stellen aus.

„Vormittags 9 Uhr Versammlung der ganzen Schule mit ihren Offizieren, Professoren, Maitres und Aufsehern in den Hörsälen. Hierauf Gebet und Predigt des evangelischen Hofstaats-Predigers Pfeilsticker über Sprüche Sal. 16. Kap., V. 15—17: ‚Wenn des Königs Angesicht freundlich ist, das ist Leben‘ unter

persönlicher Anwohnung des Herzogs ...." „Nach dem Gottesdienst Aufzug des Herzogs in einem achtspännigen und mehreren andern zweispännigen Wägen mit sämmtlichen Dames, Fremden und einheimischen Ministres und Cavaliers, auch sehr vielen Offiziers von Stuttgart und Ludwigsburg in das Gebäude der Militär-Akademie vor den ersten Schlafsaal zum Speisesaal, wo Seine Herzogliche Durchlaucht von dem Intendanten nebst übrigen Offiziers, Professoren und Maitres unterthänigst empfangen und nun durch die übrigen Schlafsäle und die Orangeriehäuser in die Lehrsäle begleitet wurden, wo die Eleves alle in der schönsten Ordnung versammelt waren."

„Hier hatten abermals alle Fremden freien Zutritt und Gelegenheit, die Schlafsäle, die gute Ordnung, Bequemlichkeit, Reinlichkeit, die Zierlichkeit des Geräths, die Andacht der Eleven im Gebet, ihre Propreté und Gleichförmigkeit, die Pünktlichkeit in ihrer Bedienung, ihr Traktament, ihren Anstand, ihr unabgewandtes Auge auf den gnädigsten Stifter, ihr ganzes Betragen zu bewundern." „Nach aufgehobener herzoglicher Tafel begaben sich S. H. D. mit sämmtlichen Dames und Cavaliers in herrschaftlichen Wägen in den sogenannten Lorbeersaal, welcher mit vielen hundert Wachskerzen auf das regelmäßigste beleuchtet war. In dem mittleren Saale war schon die ganze Militär-Akademie in drei Gliedern versammelt; jeder Offizier stand vor seiner Abtheilung, die Aufseher aber zur Seite, und in der Mitte von der ganzen Akademie der Intendant derselben, Obristwachtmeister von Seeger, in weniger Entfernung aber schlossen sich rechts und links die meisten fremden Examinatoren nebst allen Professoren und Lehrern der herzoglichen Militär-Akademie an. Vorwärts vor dem Intendanten stand ein Tisch, worauf die Preise, so in theils silbernen, theils vergoldeten Medaillen bestanden, nebst denen darüber ausgefertigten Patenten öffentlich zur Schau lagen"... „Nachdem nun S. H. D. mit dem glänzendsten Gefolge des Hofes hier angekommen und Sich hinter dem Tische niedergelassen, die Dames und Ministres die übrigen Sessel eingenommen und die Cavaliers und Offiziers Sich hinter solche rangirt hatten, so trat der Staatsrechtslehrer zu Tübingen, Geheimrath Dr. Hoffmann bis aus 3 Schritte vor obgedachten Tisch und hielt eine Rede: Von Denen Ober-Landesherrlichen Befugnissen über die Jugend eines Staats, sonderlich in Rücksicht auf die Erziehung derselben, als derselben größte und nöthigste Wohlthat."

Zur Schlußfeier des Stiftungstages führten im Jahre 1772 „30 Cavaliers unter Aufsicht von Professor Uriot die Jagd Heinrichs IV. und den Kaufmann von Smyrna auf, gegen 60 Zöglinge aber tanzten zwei Ballets von Balderoni, wovon das erste aus Bauersleuten und Jägern bestand, die Heinrich IV. nach seiner

Jagd ihre Freude und Unterthänigkeit bezeugten, das zweite aber zum Beschluß bestand aus einer großen Pantomime, die ein Vogelschießen vorstellte und worinnen endlich der Sieger mit großer Pracht im Triumphe aufzog."

1773 „tanzte eine große Menge Eleves ein Ballet, welches aus Wilden bestand, die auf einer Insel bauten und ohnvermuthet von einem vorbeifahrenden Europäischen Schiffe besiegt und zu Sklaven gemacht wurden". 1775 „begaben Sich S. H. D. im Gefolge des ganzen Hofes in das große Opernhaus, woselbst von den Eleven vor einer unbeschreiblichen Menge Zuschauer das französische Singspiel Zemire et Azor mit allgemeinem Beifall aufgeführt wurde, das sowohl in Ansehung der Aktion und des Tanzes, als des mit 30 Eleven besetzten Orchesters alle Erwartung der Kenner übertraf."

Später, als der wissenschaftliche Umfang des Unterrichts größere Breite erlangt hatte, bildeten Festreden und Disputationen von seiten der Zöglinge, wobei zuweilen der Herzog selbst als Opponent auftrat, ein Element pompöser Schaustellung. Der Herzog verteilte die Preise, Medaillen in großer Anzahl und akademische Orden; denn er hatte die Einrichtung getroffen, daß diejenigen Zöglinge, welche in einer Preisverteilung vier Preise erhielten, mit dem sog. kleinen akademischen Orden dekoriert wurden, einem goldenen emaillierten Kreuze, im Wert von 12 Golddukaten. Die Inhaber dieser Orden hießen „Chevaliers" und trugen ihre Auszeichnung an einem gelben, rot eingefaßten Bande im Knopfloch. Wer aber in einer Preisverteilung acht Preise erhielt, wurde mit dem großen akademischen Orden geschmückt und hieß Grand-Chevalier. Die Grand-Chevaliers trugen zugleich auf dem Kleide einen gestickten Stern. Alle Chevaliers genossen den Vorzug, in einen mit besseren Möbeln ausgestatteten Saal und an einen Tisch mit besserer Kost versetzt zu werden; und wenn sie aus der Anstalt traten, um dem Militärstande sich zu widmen, so wurden sie um einen Grad höher als die andern angestellt. Die Preisträger hatten bei Empfang ihrer Prämien dem Herzog die Hand zu küssen; soweit sie aber von bürgerlichen Eltern waren, wurden sie, wenigstens bis zum Jahre 1781, nur zum Kusse des herzoglichen Rockflügels zugelassen.

Was aber an Festivitäten jeder Art in Scene gesetzt worden war, wurde sodann in Berichten, triefend von Schmeichelei und Ruhmredigkeit, durch die Feder des Prof. Uriot bekannt gemacht. Denn das Staunen der Zeitgenossen, die Bewunderung des Auslandes zu erregen, war dem Herzog und seinem Intendanten, dem Hauptmann, späteren Oberstwachtmeister und Oberst von Seeger, ein Bedürfnis, welchem keinerlei Anwandlung von Bescheidenheit jemals auch nur ein Mäntelchen umzuhängen versuchte. Alle Welt

sollte sich überzeugen, daß die Schöpfung des Herzogs eine glückausgießende, in respektvollstem Danke hinzunehmende, eine „vollkommene" sei. Ja, um die Meinung fremder Besucher zu bestechen, ward selbst das Mittel unwahren Scheines nicht gescheut. Als im Jahre 1775 der Erzherzog Maximilian zu Besuch erschien, findet sich im Tagesbefehle des Herzogs neben anderen Anweisungen für „Propretät und Parade" die Stelle: „Alle nur möglichen Bücher sollen auf den Tischen und Schränken der Cavaliers stehen." Und wenn man dem Zeugnis eines Zöglings glauben darf, so kam es vor, daß die Schlafsäle, welche der Besichtigung der Fremden geöffnet waren, mit Hofbetten ausgestattet erschienen, welche aber abends wieder weggenommen wurden. Und ein andermal, wird erzählt, suchte man den zu Besuch erschienenen kaiserlichen Gesandten zu täuschen, indem man ihm die Schlafsäle zeigte und ihn glauben machen wollte, die Zöglinge seien der Wohlthat eines Spazierganges teilhaftig geworden; in der That aber traf der Gesandte die Schlafsäle nur deshalb leer, weil man das Arrangement getroffen hatte, die Zöglinge während der Besichtigung in andere Zimmer zu führen.

Mag aber auch der Anlaß zu solchen Beobachtungen bewußter Unwahrheit der Vorgesetzten selten gegeben worden sein, moralisch nachteilig wirkte doch die überall hervortretende Richtung der Schule auf Pomp und Repräsentation. Die Karlsschule mißbrauchte die Jugend zu Zwecken, für welche diese zu gut ist; sie hegte im Uebermaß ihrer Lokationsarbeiten und ihrer Prämien die Reizmittel für einen nach Schaustellung des Verdienstes verlangenden Ehrgeiz; und sie lenkte die Aufmerksamkeit der Jugend auf Dinge, mit denen verschont zu sein sonst ihr Glück ist, auf die ganze Welt von Rangordnung und Standesunterschieden, wie sie die Gesellschaft, dem Dünkel und Unverstand noch mehr gehorchend als sozialer Notwendigkeit, sich aufgebaut hat. Schon die organischen Bestimmungen der Anstalt enthielten die verwerfliche Einrichtung, daß die Zöglinge nach dem Range ihrer Eltern in Klassen geschieden waren, daß demgemäß Kavaliere, Honoratiorensöhne, Offizierssöhne und Bürgerliche an die Ungleichheit ihres Standes durch Abzeichen wie durch Behandlung erinnert wurden.

Nach Alter und Größe waren die Zöglinge zu je 50—60 in Schlafsäle verteilt, welche ihnen außer den Lehrstunden zugleich als Aufenthaltsort dienten. Solcher Säle bestanden in der Zeit von 1782—1793 sechs, wozu noch die Schlafabteilung der Künstler zu rechnen ist. Zwei Säle waren für die Kavaliere, vier für die Bürgerlichen. Säulenreihen liefen an den Seiten der Säle hin, und zwischen je zwei Säulen stand das Bett eines Zöglings, so daß ein offenes, nur durch ein schwarzes Gitter abgeschlossenes kleines Gemach für jeden derselben gebildet war. Ueber dem Bette, an der Mauer befestigt, befand sich seine Bücherstelle.

Die Uniform, welche zu tragen sämtliche Akademisten verpflichtet waren, bestand aus stahlblauen Röcken mit schwarzem Kragen und Aermelaufschlag und versilberten Knöpfen; die Hosen waren von weißem Tuch. Die Adeligen hatten silberne Achselschnüre. Ein kleiner schwarzer Hut, vorn und rückwärts aufgekrämpt, mit silbernen Borten und Federbusch, Degen und Stulpstiefel vollendeten den gefälligen Anzug. Gleichförmigkeit der Frisur war strenge Regel; ein langer Zopf hing über den Rücken herab, an der Seite der Stirn war das Haar in Papilloten aufgewickelt.

Der Unterricht war für alle Studienabteilungen auf acht Stunden im Tage bestimmt, von 7—11 und von 2—6 Uhr; nicht ein einziger Nachmittag blieb frei. 5 Uhr im Sommer, 6 Uhr im Winter war die Zeit des Aufstehens. Sobald der Anzug vollendet war, marschierten die Zöglinge paarweise geordnet in den Rangiersaal zu Musterung und Rapport, hierauf in den Speisesaal, wo lange Tafeln aufgestellt waren; eine der Tafeln in Hufeisenform am oberen Ende des Saales war für die Adeligen bestimmt. Nach dem Eintritt erfolgte das Kommando zum Gebet, wobei Stellung und Haltung der Hände genauen Vorschriften unterlagen. Ein zweites Gebet wurde nach eingenommenem Frühstück gesprochen. Von hier weg marschierten die Zöglinge in ihre Lehrsäle. Nach 11 Uhr gingen sie sämtlich in ihre Schlafsäle zurück, um Anzug und Frisur in neue Ordnung zu bringen, dann folgte neue Musterung des Anzugs eines jeden Zöglings durch den Aufseher und Abmarsch zum Rangiersaal. „Sobald man nun den Herzog oder in Höchstdessen Abwesenheit den Intendanten von weitem herbeikommen sieht, nimmt auf Commando der Hauptleute das adelige und bürgerliche Corps die militärische Richtung; der Adjutant überreicht dem Herzog seinen Rapport; jeder Hauptmann meldet dem seiner Abteilung sich nahenden Erzieher mündlich, und der durchlauchtigste Stifter geht jetzt an den einzelnen vier Gliedern, die links und rechts zwei gerade Linien formiren, in Gefolge des Intendanten, der Majors und des Capitäns der Abteilung langsam vorbei, schenkt jedem Zögling seinen gnädigsten Blick und unterhält sich mit manchem auf das Herablassendste.“ Wenn sich hierauf die Zöglinge im Speisesaal zu Tisch gesetzt haben, „so halten sie nur ein wenig inne; der erhabene Stiffter tritt dann mit dem Wort „dinez Messieurs“ dem Chevalierstisch näher und alle Zöglinge gehorchen mit einer tiefen Verbeugung.“[1]

Nach dem Mittagessen wurden die Abteilungen von einem Aufseher bis 2 Uhr spazieren geführt; von 6—7 Uhr war eine

[1] Aus der „Beschreibung der Hohen Carls-Schule“ von Prof. Batz, Stuttgart 1783.

Erholungsstunde, worauf unter Erledigung gleicher Formalitäten wie am Morgen und Mittag das Abendessen eingenommen wurde. Unmittelbar darauf hatten sich alle Zöglinge zu Bett zu begeben.

Eine den ganzen Jahresverlauf beherrschende Monotonie, ein Mechanismus der Bewegung, der für jeden nicht zur Dressurpuppe geborenen Jüngling unerträglich sein mußte, und ein Vorschriftenkram, der zu nichts taugte als zur Einprägung friseurmäßiger „Propreté“ und in Unterthänigkeit sich windender Devotion, charakterisiert die akademische Hausordnung. Man unterschreibt gerne die Worte Charlottens von Lengefeld, welche auf einer Reise in die Schweiz im Jahre 1783 die Stuttgarter Akademie besuchte und nicht ahnend, wie viel Interesse einst deren Räume für sie haben sollten, in ihr Tagebuch bemerkte: „Die Einrichtung der Akademie ist sehr hübsch. Aber es macht einen besonderen Eindruck aufs freie Menschenherz, die jungen Leute alle beim Essen zu sehen. Jede ihrer Bewegungen hängt von dem Winke des Aufsehers ab. Es wird einem nicht wohl zu Muthe, Menschen wie Drahtpuppen behandelt zu sehen.“ Eine Abwechslung brachte nur etwa der Sonntag, an welchem in Begleitung von Offizieren ein größerer Spaziergang stattfand, oder das Baden zur Sommerszeit, oder ein Festakt der Schule. So lange die Anstalt sich auf der Solitude befand, marschierte das Institut zum Baden an einen kleinen im Wald gelegenen See; hier mußten sämtliche Zöglinge auf Kommando des Intendanten gleichzeitig ins Wasser springen, wobei jedoch die Vorsicht beobachtet war, daß ein Damm Adelige und Bürgerliche schied. Einige Erholung und Bewegung gewährte in Freistunden der mit dem Anstaltsgebäude verbundene Garten. Zuweilen aber verfügte der Herzog außerordentliche, hof- und weltgemäße Amusements; er erlaubte einer Anzahl von Akademisten, einer Hofjagd beizuwohnen; er zog einzelne Begünstigte an seine Tafel; er kommandierte einen Trupp von Zöglingen zu einer französischen Theatervorstellung oder ließ sie an einer Redoute teilnehmen, bei welcher alsdann auch die jungen Damen der unter Franziskas Protektion stehenden Ecole des Demoiselles zeremoniellmäßig anwesend zu sein hatten.

Militärischer Charakter der Hausordnung hat für Bildungsanstalten der Jugend eine naheliegende Berechtigung, wenn diese als Fachschulen, als Vorbereitungsschulen für den Dienst in der Armee zu gelten bestimmt sind. Die Gefahr, gegen welche sie, sei es mit Glück, sei es ohne genügenden Erfolg, zu kämpfen pflegen, liegt in der Ueberfülle der von ihrer Organisation und ihren Absichten schwer zu trennenden, auf das Aeußerliche und Formelle gerichteten Vorschriften. Ist für den Armeekörper selbst eine solche Tendenz mit ihren exakten Forderungen pünktlicher Unterwerfung unentbehrlich, so vermag sie doch, verwertet für die Erziehung der

Jugend, leicht dazu zu führen, daß sie bei ihrer Betonung des Reglementmäßig-Richtigen die Entwicklung freier Individualität, die Entfaltung geistiger Selbstthätigkeit zurückhält. Im vorliegenden Falle, an der vom Herzog Karl gestifteten, nach seiner Absicht für nahezu sämtliche Branchen öffentlichen Dienstes vorbereitenden Schule, war die Verleihung militärischen Charakters, militärischer Hausordnung und Leitung ohne innere Notwendigkeit. Sie entsprach nur der an soldatischem Wesen von früherher Gefallen findenden Neigung des Fürsten, und sie war nichts als eine Handhabe, um mit der Schule Parade zu machen und um die ihr Angehörigen in einer die gesamte Lebensordnung durchdringenden Abhängigkeit zu erhalten.

Intendant der Anstalt und ihr nächster Vorstand durch alle Stadien ihrer Entwicklung war Christoph Dionysius Seeger; ein Mann, der das unwandelbare Vertrauen seines Fürsten genoß, thätig, wachsam, von ernstem, gemessenem Wesen, devot und pedantisch. Es muß jedoch zu seinen Gunsten gesagt werden, daß ihm persönliche Uneigennützigkeit nicht fehlte; und war er auch der geschmeidigste Vollstrecker des Willens seines Herrn, so gab es doch Punkte, in denen er seine Ehrenhaftigkeit zu wahren wußte. In letzterer Hinsicht ist ein kleiner Vorfall erwähnenswert, welcher Seegers Gattin und doch auch ihn selbst charakterisiert. Frau v. Seeger war Intendantin der Ecole des Demoiselles, und in dieser Eigenschaft kam ihr „einmal ein Billet des Herzogs an eine Schülerin der école zu Gesicht. Die alsbaldige Einreichung ihrer Entlassung, die Karl ehrend zurückstellte, schnitt jeden weiteren Versuch ab".[1] Zwei Majore und eine Anzahl von Lieutenants versahen den Dienst in den Sälen, wozu noch gegen 20 Unteroffiziere als Aufseher bestellt waren. Ueber die Offiziere, welche der Herzog für das Erziehungsgeschäft bestimmte, finden sich manche Klagen; insbesondere aber häufen sich die Beschwerden über das Verhalten der Aufseher; es ist das Zeugnis Danneckers, welches aussagt, daß „die Zöglinge von rohen Aufsehern hart gehalten und nebenher zu gemeinen Verrichtungen gebraucht" wurden. In so Grobäußerlichem, wie Ueberwachung der Reinlichkeit und Pünktlichkeit, bestand denn auch das Hauptgeschäft der hier geübten Erziehung; und wie die Aufsicht über Frisieren, Pudern, Zopfmachen, Knopfputzen die Thätigkeit der militärischen Vorgesetzten beständig in Anspruch nahm, so hielten auch beständig vorgenommene Musterungen und Visitationen die Jugend in Wachsamkeit und Angst. Die Strafen bestanden in Entziehung des Essens, der sonntäglichen Ausgänge, in Arrest, aber auch in entehrenden Züchtigungen mit der Rute.

[1] Grenzboten, Jahrgang 1858. S. 328.

Die übelsten Folgen aber für das Gedeihen der Anstalt mußte das unbedingte Abhängigkeitsverhältnis haben, in welchem sie selbst zu ihrem Stifter stand. Es liest sich ja ganz hübsch, daß Herzog Karl mit nicht rastender Thätigkeit um das Wohl seiner Schule sich bekümmerte. Aber wer in die Akten der Karlsschule hineinsieht, der erschrickt über diese bis auf das Kleinste hin sich erstreckende Willensbethätigung, über diese sich niemals sättigende Sucht, Befehle zu erteilen, Vorschriften zu erlassen, jegliche Lebensregung der Schule, Lehrpläne, Lehrstunden, Strafen, Prämiierungen, äußeres Verhalten ihrer sämtlichen Glieder bis auf den Anzug herab zu kontrollieren und zu zensieren. Wie es unter solchen Umständen mit den Befugnissen der Lehrer stand, läßt sich ermessen. Zwar ward die Lehrfreiheit im ganzen geachtet, aber das formelle Regiment über den Unterricht gab der Herzog darum doch keinen Augenblick aus der Hand. Häufig erschien er in den Lehrsälen, erkundigte sich nach den Fortschritten der Klasse, stellte Fragen mit Bezug auf den Unterricht an Lehrer und Schüler. Dabei konnte es freilich vorkommen, daß er den gröbsten Täuschungen verfiel; wie denn ein Zögling einmal, aufgerufen, eine mathematische Aufgabe an der Tafel zu lösen, die Keckheit hatte, in sinnlosester Zusammenstellung, aber mit fließender Sprache von Sinus und Cosinus zu perorieren und mit Wissen einen wirren Haufen mathematischer Formeln an die Tafel zu schreiben, worauf der Herzog ihn unter Lobesbezeugungen seiner Klasse als Muster vorzustellen sich gedrungen fand. Doch dies wäre dem die Sorge um wissenschaftliche Dinge übereifrig auf sich ladenden Fürsten leicht zu verzeihen. Eine unerfreuliche Gepflogenheit aber lag darin, daß der Herzog gern durch kleine Fenster, die er an den Thüren der Hörsäle hatte anbringen lassen, im Vorübergehen einen kontrollierenden Blick warf. Diese Einrichtung bezeugt nichts weiter als unwürdiges Mißtrauen gegenüber der amtlichen Thätigkeit der Professoren. Auch war es eine pädagogisch völlig verfehlte Bestimmung, daß die Lehrer keinerlei Strafrecht hatten, daß der Herzog selbst alle disziplinäre Gewalt übte. Wenn nämlich ein Zögling durch Unfleiß im Unterricht oder der Hausordnung gegenüber sich vergangen hatte, so stand den Lehrern und Vorgesetzten nur die Befugnis zu, ihm ein sogenanntes „Billet" zu erteilen. Dieses Billet, ein Quartblatt mit der Bezeichnung des Vergehens, hatte der Zögling bis zur Rangierung vor dem Mittagessen im Knopfloch zu tragen; der Herzog, der alsdann die Reihen musternd abzugehen pflegte, bemerkte das Billet, untersuchte das Vorkommnis, verglich unter Umständen die Aussage des Lehrers und des Schülers und diktierte die Strafe. Nun ist das Amt des Lehrers von dem des Erziehers thatsächlich niemals zu trennen, und die Zuteilung der Strafe, die Bemessung ihres Grades ist

eines der wichtigsten Autoritätsrechte des Erziehers. Aber nur der, welcher mit der Jugend, mit der einzelnen Individualität beständig verkehrt und Anforderungen und Leistungen im gesamten Detail übersieht, ist des Taktes, Art und Maß der Strafe, Nuance von Nachsicht und Verschärfung richtig zu treffen, sicher; und wie die Strafe bei der rasch empfindenden und rasch vergessenden Jugend den besten Teil ihrer Wirkung, ihre gesund sühnende Kraft verliert, wenn sie nicht augenblicklich, unter dem unmittelbaren Eindruck des Vergehens ausgesprochen wird, so wird anderseits die Autorität des Lehrers fortgesetzt empfindlich geschädigt, wenn nicht ihm selbst, dem in seinem sittlichen Gefühle Verletzten, das Recht der eigenen Abwehr, das Urteil über die Verfehlung, die Strafbestimmung zugestanden wird. Hier aber, an der Karlsschule, mußte es ja häufig genug vorkommen, daß die Strafe langen Aufschub erfuhr; denn wenn der Herzog von Stuttgart abwesend war, so pflegte er auf Berichte, die ihm disziplinarwidrige Vorkommnisse meldeten, zu erwidern, er werde nach seiner Zurückkunft die Sache erledigen.[1]

Wieviel Güte, Milde und Gnädigkeit der fürstliche Stifter seinen Zöglingen zu erweisen pflegte, haben zahlreiche Federn in ein helles Licht zu setzen gewußt. W. von Hoven erzählt in seiner Selbstbiographie folgende Geschichte: „Ich war, als der Herzog einst unvermutet in den Schlafsaal trat, nicht sogleich von meinem Schreibtisch aufgestanden. Wohlverdientermaßen erhielt ich für diese Ungezogenheit von ihm eine Maulschelle, aber er sagte, wie er sie mir gab: ‚Diese Maulschelle empfängt Er, weil ich der Herzog bin; hätte Er die Ungezogenheit gegen einen Meiner Generale oder Geheimräthe begangen, dann hätte Er sehen sollen, was geschehen wäre.'" In diesem Vorgang findet v. Hoven den Erweis wahrhaft väterlich-liberaler Gesinnung des Herzogs, und Eduard Boas rühmt das Gleiche. Nun mag auf sich beruhen, ob es würdig war, daß der Herzog in diesem Falle, wie in anderen, Ohrfeigen austeilte; aber im übrigen ist doch die Auffindung der Väterlichkeit in jener durchlauchtigen Handbewegung beträchtlich vom persönlichen Geschmacke abhängig.

Es ist ja richtig, Herzog Karl hatte seine Freude an der Schule, an der Jugend, und mit ihr sich zu beschäftigen, wurde ihm liebe Gewohnheit und nach und nach geistiges Bedürfnis. Aber er war nichts weniger als ein Wohlthäter, der die linke Hand nicht wissen ließ, was die rechte that; die Zeichen schmeichelnder Ehrfurcht, den Ausdruck unterwürfiger Dankbarkeit verlangte er

[1] Man vergleiche die Anordnung in der Ecole Militaire Ludwigs XV. Bei Vorkommnissen wider die Disziplin wurde der Zögling in Arrest geschickt und das Vergehen schriftlich gemeldet; worauf der „conseil de police" die Strafe bestimmte.

zu sehen, vor den Augen der Welt zu empfangen, und die Ansprüche, die er in dieser Hinsicht kundgab, lassen keinen Zweifel darüber, in welchem grotesken Grade die Vorstellung von dem Abstande zwischen seiner Person und nichtfürstlicher Menschheit in ihm herrschte. Im Reglement für die Kavaliers- und Offizierssöhne der Militärpflanzschule findet sich folgender Artikel: „Se. Herzogliche Durchlaucht sind diejenige höchste Person, welcher ein jeder Cavaliers- und Offiziers-Sohn den vollkommensten Respekt schuldig ist. So wenig nun Höchst-Erlaucht-Deroselben gnädiges Betragen und väterliche Vorsorge von diesen eine knechtische Forcht verlangt, so gewiß versehen Sie Sich zu ihnen, daß sie, von dem Gefühl der ihnen zufließenden Wohlthaten durchdrungen, bei allen Gelegenheiten Merkmale der reinsten Ehrforcht und Dankbarkeit von sich blicken lassen und deßwegen auch wann Se. Herzogliche Durchlaucht nur von weitem gesehen werden, Höchst-Dieselbe möge fahren, reuten oder gehen, sogleich nach der gegebenen Anweisung Front machen, auch so lange still stehen bleiben, bis Höchst-Dieselbe weit vorbei passirt sind."

Man ist auch gewohnt, in biographischen Darstellungen erzählt zu finden, daß der Herzog am Arme Franziskas von Hohenheim in der Schule erschien, daß er in der Akademie zu Stuttgart angesichts der Zöglinge mit ihr die Abendtafel hielt, daß sich die Jungen samt und sonders in Franziska verliebten und „ihr funkelndes Auge, ihre milde Stimme, der mystische Reiz ihrer Beziehung zum Herzog"[1] die Phantasie der abgeschiedenen Jünglinge entflammte. Da möchte aber besser von der außerordentlichen Rücksichtslosigkeit und Versündigung am Geiste der Jugend zu reden sein, welche darin bestand, daß der Herzog die Gräfin Franziska, so lange sie noch seine Mätresse war, in die Schule mitbrachte und so ein über die Sitte schleierlos sich hinwegsetzendes Verhältnis immer und immer wieder dem Nachdenken der Unmündigen in den Weg rückte.

Von Mund zu Mund getragen sind auch jene Anekdoten, welche den Herzog in leutseligster Weise übermütigen Scherz von der Jugend hinnehmen lassen. Ludwig von Wolzogen erzählt in seinen Memoiren: „Auf der Akademie befand sich ein junger Graf von Nassau, der viel tolle Streiche machte und dem deshalb die Strafanweisungen, Billets genannt, von allen Seiten regneten. Einst mußte er dem Herzog wieder eine ganze Ladung davon überreichen, als derselbe mit Franziska aus dem Garten kam. Herzog Karl Eugen las die Sündenregister und fragte dann den unbändigen Zögling: ‚Sag Er mir, was würd' Er nun wohl thun, wenn Er an meiner Stelle wäre?' Der Graf von Nassau, schnell

[1] Palleske, Schillers Leben und Werke, 11. Aufl. I, 134.

gefaßt, gab der Gräfin Franziska einen herzhaften Kuß und nahm ihren Arm, indem er sagte: ‚Komm, Fränzel, und laß den dummen Jungen stehen!‘ Zwischen Zorn und Lachen schwankend, machte der Herzog gute Miene zum bösen Spiel, und die Sache hatte dabei ihr Bewenden.“ Ein anderes Vorkommnis ähnlicher Art, doch kaum nur Variante des vorigen, wurde mir in Ludwigsburg berichtet, aus dem Munde einer Dame von 97 Jahren, welche zur Zeit, als Schiller mit seiner Frau in der Heimat verweilte, den Dichter häufig gesehen hat. Der junge Schiller hatte zuweilen die Laune, witzig, mit Mutwillen und mit Glück Personen zu imitieren. Davon hörte der Herzog, und als er eines Tages mit Franziska die Akademie besuchte, forderte er Schiller auf, er solle einmal an ihm selber, dem Herzog, seine Kunst versuchen. Schiller weigerte sich vergeblich und erklärte zuletzt, er müsse es thun, wenn der Herzog durchaus darauf bestehe; aber alsdann brauche er auch den Stock Seiner Durchlaucht. Nun nahm er Gesten und Redeweise des examinierenden Stifters an und begann ein Verhör. Als aber Seine Durchlaucht nicht eben gut bestanden, fuhr Schiller heraus: „Potz tausend Sakerment, Er ist ein Esel!“ nahm die Gräfin in Arm und wollte mit ihr fort. Da rief der Herzog in einiger Bestürzung: Hör' Er, laß Er mir die Franzel!“

Dergleichen Späße und Indulgenzen bezeugen wohl, daß Herzog Karl für humoristisches Element zu Zeiten nicht unzugänglich war, und es läßt sich denken, daß er damit in den Augen der Jugend mächtig an Popularität gewann; aber ein bedeutenderes Argument in der Frage nach der Liberalität des an der Anstalt herrschenden Geistes vermögen sie nicht abzugeben.

Dagegen geht aus einer großen Reihe von urkundlichen Belegen auf das Sicherste hervor, daß die Instruktionen des Herzogs im allgemeinen wie seine disziplinären Maßregeln in Einzelfällen von einem Geiste diktiert waren, der mit Gewährung eines humanen Maßes von Freiheit blutwenig zu thun hatte. Ich möchte in erster Linie nur daran erinnern, daß es den Zöglingen nicht gestattet war, an Eltern und Verwandte Briefe abgehen zu lassen, bevor der Intendant Einblick genommen und der Herzog zur Absendung die Genehmigung erteilt hatte; wie andrerseits „alle an die Jugend dieses Instituts eingehende Briefe nach den Verordnungen desselben Sr. herzoglichen Durchlaucht unterthänigst vorgelegt“ wurden. Und die Ueberwachung der Korrespondenz schien dem Herzog eine so wichtige Sache, daß er sogar diejenigen, welche die heimliche Besorgung eines Briefes dem Intendanten zur Anzeige brachten, mit einem guten „trink Geld“ zu belohnen befahl. Dabei unterlag der persönliche Verkehr der Eltern mit ihren Kindern der peinlichsten Beschränkung. Anfänglich wurden den Eleven Spaziergänge in der Umgegend nur mit ihren Abteilungen

unter Aufsicht ihrer Vorsteher gestattet. Da diese strenge Einkerkerung einmal zu einem gewaltsamen Widerstand führte, wobei nach gemeinschaftlichem Einverständnis der Zöglinge alle zur Erleuchtung der Korridore dienenden Lichtständer zum Fenster hinausgeworfen und die Aufseher bei ihrem Eintritt in die Schlafsäle mit entgegenrollenden Kegelkugeln empfangen wurden, so fand man eine Milderung der Vorschriften für ratsam. Demnach wurde seit dem Jahre 1783 den Zöglingen gestattet, ihre Eltern oder Verwandten in Stuttgart zu besuchen. Aber wie mager war diese Gnade! Der Vater durfte seinen Sohn am Sonntag „nach dem Mittagessen" abholen, und „etwas vor 3 Uhr" hatte er ihn wieder zurückzubringen. Besuche der Eltern und Verwandten in der Akademie konnten nur mit besonderer Erlaubnis des Herzogs oder des Intendanten stattfinden; war hiebei die Notwendigkeit des Nachsuchens durch den Charakter eines geschlossenen Instituts gegeben, so mußte doch die Einholung der Erlaubnis beim Herzog selbst um der Formalitäten einer Bittschrift damaligen Stiles willens leidig genug sein, und wie oft war die Antwort mit langem Verzug verknüpft, wenn der Herzog in Hohenheim, in Urach, in Tübingen verweilte. Wurde aber die Erlaubnis gewährt, so hatte die Unterredung der Eltern mit ihren Kindern in Gegenwart eines Aufsehers stattzufinden; der Austausch der natürlichsten Gefühle unterlag also der Kontrolle eines Bedienten. Wenn man sich auch sagt, daß die Aufrechterhaltung der Ordnung und der Integrität des Ganzen in einer so großen und komplizierten Anstalt in diesen Dingen beschränkende Bestimmungen notwendig machte, so ist eine Praxis, wie sie hier stattfand, doch nimmermehr rühmenswert. Noch schlimmer war es mit der Erteilung von Urlaub bestellt. Es ist vorauszuschicken, daß die Anstalt in den ersten Zeiten gar keine Vakanzen hatte; erst mit dem Jahre 1784 tritt eine herzogliche Verordnung in Kraft, wornach am Ende eines jeden Semesters ein achttägiger Ferienurlaub bewilligt wurde. Es war also weder den Lehrern noch den Schülern eine nur nennenswerte Ausspannung des Geistes gegönnt. Versuchten aber Eltern und Verwandte für ihre Angehörigen bei außerordentlichen Anlässen einen Urlaub zu erlangen, so wurde dies in den meisten Fällen, in der ersten Periode der Anstalt durchaus, in schroffer Form abgewiesen. Im Jahre 1777 suchte Prof. Haug nach, seinen Sohn zu einer in der Familie stattfindenden Taufe nach Hause und in die Kirche abholen zu dürfen; die herzogliche Ordre wundert sich darüber, daß Prof. Haug, der doch ein Vorbild des Fleißes sein sollte, nur auf den Gedanken kommen könne, so etwas zu verlangen. Daß einem Grafen von Leiningen im Jahre 1780 die Bitte, mit seiner Großmutter auf die Solitude fahren zu dürfen, abgeschlagen wird unter der Bemerkung, daß solches „ganz wider die Ordnung" laufen

würde, will ich nur erwähnen, weil wir dabei des armen Schiller gedenken und nun wissen, wie schwer, wie höchst selten ihm die Freude zu teil geworden sein wird, Eltern und Geschwister, an denen sein weiches Herz so heiß hing, zu sehen. Mit Abscheu aber findet man, daß die Anstalt den nachgesuchten Urlaub selbst in Fällen zu verweigern suchte, wo die schwersten häuslichen Umstände eine momentane Zurückberufung der Kinder verlangten. Im August 1781 läßt ein Oberstlieutenant in Ludwigsburg, dem kurz zuvor eine 16jährige Tochter an der Ruhr gestorben und seine Frau an derselben Krankheit sehr gefährlich darniederlag, die Bitte stellen, daß seine drei Söhne „auf den Fall, wenn die Umstände (der Mutter) tödlich würden, dieselbe auch noch zum letztenmal in dieser Welt sehen und ihren kindlichen Abschied von ihr nehmen könnten." Die Antwort des Intendanten von Seeger lautet: „So gerne ich jedem, besonders aber in dem vorliegenden Fall dem Herrn Oberst-Lieut. aus allen meinen Kräften zu dienen bereit wäre; so wenig sehe ich ab, daß die Bitte nur dem Herzog melden könnte, ohne für den Herrn Oberst-Lieutenant eine ungnädige Antwort zu risquiren." Erst die nachdrücklich wiederholte Bitte des Vaters scheint in diesem Falle eine Gewährung zur Folge gehabt zu haben.

Daß es den Zöglingen des Institutes untersagt war, von Besuchern Eßwaren anzunehmen, ist an sich völlig gerechtfertigt. In welcher Weise aber der Herzog Uebertretungen dieses Verbotes zu ahnden sich einfallen ließ, das ist für seine Auffassung von disziplinärer Befugnis zu charakteristisch, als daß ich einen hieher gehörigen Fall nicht anführen möchte. Einem Zögling war zur Weihnachtszeit von seiner Mutter etwas Zuckerwerk geschickt worden, und der Aufseher findet im Versteck diese Contrebande. Der Zögling wird ins Schloß gerufen, muß ein Examen aushalten, wird ausgelacht; „dann", erzählt er selbst, „mußte ich mich an den Schreibtisch des Herzogs setzen, und er dictirte mir einen Brief an meine Mutter, in welchem ich ihre mütterliche Zärtlichkeit höchst beleidigte und in den bittersten Ausdrücken ihr das noch übrig gebliebene Confect zurückschickte."

Wie kleinlich und würdelos war ein solches Verfahren! Der fürstliche Pädagog vergaß wieder eines der vornehmsten Grundstücke der Erziehung: die Wahrung der Ehrfurcht des Kindes vor seinen Eltern. Es ist aber die Pflicht der Wahrheit, auch Vorkommnisse dieser Art nicht zu verschweigen und sie neben jene vorhin berührten Leutseligkeitserweise zu halten. Ich muß darauf verzichten, an umständlicher verlaufenden Fällen nachzuweisen, wie gröblich der Herzog die Rechte des Vaters mißachtete, wie er die bescheidenste von väterlicher Seite ihm zugehende Anzweifelung der

Vollkommenheit seiner Einrichtungen als eine Art von Verbrechen zu betrachten gewohnt war.

Zu den schwersten Eingriffen in persönliche Rechte gehört ferner der Umstand, daß die Berufswahl des Aufgenommenen mehr oder minder von der Bestimmung des Fürsten abhängig gemacht war. Wenigstens bei den Söhnen armer Eltern, bei den unentgeltlich Verpflegten schien es sich durchaus von selbst zu verstehen, daß der Herzog bei ihrer Einweisung in eine Berufssphäre die Bedürfnisse seines Hofes und Dienstes zur Richtschnur nahm. Ein Revers verpflichtete sie ohnehin, sich nach erfolgter Ausbildung gänzlich den Diensten des herzoglich württembergischen Hauses zu widmen. Mit Leib und Seele, möchte man sagen, waren diese Armen verkauft. Und damit kommen wir an den Punkt, welcher im ganzen Verlauf von Herzog Karls pädagogischer Thätigkeit als der abstoßendste erscheint. Es ist nicht daran zu denken, daß seine Schulen aus freier Liebe und reiner Bemühung um Bildung der Jugend unterhalten wurden. Wohl stellte der Geist, der einmal gerufen war, am Ende selber seine Forderungen, drängte weiter und weiter zur Entwickelung wissenschaftlichen Ausbaues, wohl blieb die Schöpfung nicht fruchtlos dank der Jugend, welche unverbrauchte und reiche Kräfte ihr hingab, dank den Bemühungen einzelner vorzüglicher Lehrer, dank der Splendidität ihrer Ausstattung und der Breite ihrer Anlage. Aber wie sie selbst in ihren ersten Anfängen aus einem praktischen und einem persönlichen Bedürfnis ihres Stifters herausgewachsen war, so verlor sie auch später niemals das Augenmerk auf nützliche Rentabilität und politisch-dynastische Dienstbarkeit. Künstler für s e i n e Zwecke, Beamte und Offiziere für den Dienst in s e i n e m Hause, von den ersten Entwickelungsjahren an nach seinen Maximen für das Leben zugerichtet, sich heranzuziehen, das blieb der Kernpunkt von Herzog Karls Intention: ein feiner und mit einer gewissen Großartigkeit angelegter Despotismus und von allen despotischen Institutionen eine der bedenklichsten, da hier eine Maschinerie geschaffen war, nicht nur die Gegenwart zu beherrschen, sondern auch die aufwachsende Generation, die Zukunft des Landes in Fesseln zu schlagen. Die Gewalt, welche der Herzog ausübte, wird deutlich, sobald man sich sagt, daß der Rektor der Schule zugleich der Landesfürst war, daß der Erzieher zugleich alle Anstellungen im Staate in seiner Hand hielt. Was der Fürst Dankenswertes an Sorgfalt, an verständiger Bemühung und Wohlwollen persönlich hingab, das wird aufgewogen dadurch, daß ihm die Schule nicht minder zu einem handlichen und geistreichen Spielzeug wurde für seinen Ehrgeiz und die Befriedigung herrischen Gelüstens. In sittlicher Beziehung steht ihre Organisation auf niedriger Stufe; und so dankbar die Jugend das Geschenk wissenschaftlicher Bildung hinnahm, das sie gewährte,

so begreiflich wird es, daß ideal angelegte Naturen von Widerwillen gegen eine freien Geistes so bare Wohlthäterin erfüllt wurden, daß in ihnen ein stiller Trotz gegen eine Erziehungsmethode erwuchs, welche unwahren Prunk, Heuchelei, den Gehorsam der Pedanterie und der Sklaverei weder entbehren konnte noch mochte.

Ein solche Schöpfung trug die Keime ihres Zerfalles in sich selbst. Aber auch ihre geschichtliche Entwickelung mußte zuletzt das Gefäß zersprengen. Denn als Ruhm- und Glanzbegierde die Schule bis zur Stufe einer fakultätenreichen Universität gesteigert hatte, mußte die vom Herzog eingeführte disziplinäre Ordnung mit der Altersstufe der Zöglinge in immer schreienderen Widerspruch geraten; und zugleich spottete nun auch die Ausdehnung ihres wissenschaftlichen Programms der Beherrschung durch einen autokratischen Einzelwillen. In diesem letzten Stadium lockerte sich denn auch ihre Organisation. Und als ihr Stifter im Jahre 1794 die Augen schloß, sank sie mit ihm dahin, von keines Nachfolgers Liebhaberei gefristet, ob ihrer Aufhebung kaum beklagt, zukünftigen Andenkens fast nur sicher durch ihre Verknüpfung mit einzelnen Namen unsterblicher Söhne württembergischen Volkes.

Zur zweihundertjährigen Geburtstagsfeier Georg Friedrich Händels.

Von

Julius Otto Opel.

II. (Schluß.)

Der Kammerdiener Georg Händel und sein Sohn Georg Friedrich.

Dieser Trübsal folgte noch einmal große Freude: am 20. Januar 1690 konnte der Greis seine jüngste Tochter taufen lassen. Ein reines und schönes Familienleben erleichterte so dem Alternden die unausbleiblichen Beschwerden der Jahre. Unter den Kindern wurde der Greis wieder zum Kind und genoß noch eine der seltensten Freuden, welche Vätern beschieden ist, daß das Morgenrot des Genius seine niedere Hütte durchleuchtete. Doch ermangelte dieses fröhliche und nach außen hin stets thätige Alter niemals des weihevollen Ernstes, wie dem Abgeschiedenen einer seiner Freunde nachgerühmt hat: „Des hochwürdigen Abendmals hat er sich zum öftern mit herzlicher Andacht bußfertig gebrauchet, die Predigten göttliches Wortes fleißig und aufmerksam angehöret, das angehörte Wort ins Leben verwandelt, dabei auch zu Hause mit den Seinigen fleißig gebetet, gesungen und sich mit ihnen in dem Worte Gottes geübet, auch sonst andere zur Gottesfurcht dienende und erbauliche Bücher fleißig gelesen und also der Sorge vor seine Seligkeit nie vergessen.“

Auch im Alter hat Händel seiner ihm obliegenden Dienste treulichst und mit dem besten Erfolge gewartet, sodaß er sich noch elf Monate vor seinem Tode einer außerordentlich glücklichen Heilung rühmen und sich von seinem Kurfürsten eine Erkenntlichkeit dafür ausbitten konnte. In Gemeinschaft mit einem prak-

tischen Ärzte, dem Landphysikus Dr. Wesener (Wiesener) befreite Händel einen jungen Menschen, Andreas Rudloff aus Maschwitz bei Halle, welcher im Spiele ein Messer verschluckt hatte, nach einer langwierigen Behandlung von dem einen sichern Tod drohenden Gegenstande und hatte auch die Ehre, das Messer in einer besonderen Verschalung seinem Landesherrn der Merkwürdigkeit halber vorlegen zu dürfen. Diese Heilung des „hällischen Messerschluckers“ ist am 2. August 1692 glücklich vollendet und noch in demselben Jahre in einer deutschen und einer lateinischen Schrift von Dr. Wesener beschrieben worden. In der von uns eingesehenen deutschen Schrift gedenkt der Arzt auch der Unterstützung Händels namentlich, während Dreyhaupt auffallenderweise den Namen nicht erwähnt hat. Da nun Wesener vom Kurfürsten für seine so erfolgreichen Bemühungen ein Geschenk von 100 Thalern erhielt, bat sich Händel, aber freilich erst im Jahre 1696, für seinen Anteil an dieser Sache ebenfalls eine besondere Gnade aus, nachdem er seinem Landesherrn das Messer selbst als den augenfälligsten Beweis seiner Kunst überreicht hatte. Da Friedrich III. im Jahre 1696 unseres Wissens Halle nicht besucht hat, ist der Kammerdiener mit seinem Messer wahrscheinlich in Berlin vor seinen Landesherrn getreten. Das merkwürdige, bisher unbekannte Bittgesuch an einen ungenannten Oberpräsidenten, welches übrigens nur in der Unterschrift eigenhändig ist, findet sich im kgl. Staatsarchive zu Berlin.

Auf dieses Gesuch erfolgte am 23. Mai der Bescheid, daß dem „Chirurgo Georg Handeln“ 50 Thaler geschenkt werden sollten. Ob Händel wirklich einen so bedeutungsvollen Anteil, wie er behauptet, an dieser Heilung gehabt hat, wird nicht mehr festgestellt werden können. Allein Wesener hebt in seiner deutschen Schrift gleichfalls hervor, daß dieser Knabe ihm „nebst dem bestellten Amts-Chirurgo Herrn George Händeln“ zur Heilung anvertraut worden sei, und bleibt auch im weiteren Verlaufe seiner Darstellung der Unterstützung des Amtschirurgen eingedenk.

Nach Dreyhaupts schwerwiegendem Zeugnis wurde Georg Friedrich Händel der lateinischen Stadtschule oder dem lutherischen Gymnasium, wie die Anstalt gewöhnlich genannt wird, anvertraut. Diese Schule, damals die einzige öffentliche Lehranstalt der Stadt, stand unter der Leitung des bereits oben erwähnten M. Johann Prätorius, der in Wittenberg unter Buchner und in Jena unter Weigel studiert hatte, seit 1675 Rektor war und erst 1705 starb. Auch er war ein Freund der Musik und der Dichtung, verfaßte selbst Singspiele, setzte die Musik dazu und führte sie dann mit seinen Schülern auf. Auf diese Weise hat Prätorius nicht nur dem Großen Kurfürsten, sondern auch seinem Nachfolger bei ihrer ersten Anwesenheit zur Huldigung mit seinen Schülern seine Aufwartung

gemacht. Nach der Pestzeit der Jahre 1681 und 1682 gab er ein von ihm verfaßtes und in Musik gesetztes Singspiel David zum besten, welches von einem Kenner solcher Sachen sehr gelobt worden ist. Der bereits erwähnte Humorist Johann Beer[1] in Weißenfels äußerte sich gerade über diese Bemühungen des Rektors sehr beifällig: „man sollte ihn auf den Knieen bitten, noch mehr dergleichen biblische Materien aufzuführen, wie ich dann vernehme, daß er dermalen eine sonderliche Invention aus des berühmten Harsdörffers Gesprächspielen ausgezogen und solche Parodie (welches ich nicht genug zu rühmen weiß) proprio Marte in die musikalische Komposition gebracht. Ecce! hoc laudis, hoc excellentiae est (Siehe, das ist löblich, das ist ausgezeichnet)." Prätorius war in freilich sehr kurzer Ehe mit Anna Katharina Mylius verheiratet, einer Tochter des damaligen Kantors am Gymnasium zu Merseburg, Samuel Mylius (1677—1710),[2] welche von ihrem Vater, einem Musiker von Ruf, auch in der Musik und zwar mit großem Erfolg unterrichtet worden war. Nach ihrem Tode infolge der ersten Entbindung widmete ihr ein hallischer Lehrer Jänichen die von Herzen kommenden Worte: „Sie liebte stille Einsamkeit zu Hause und ist fast niemals vor dem Thore ausspazierend gesehen worden; daheim mußte ihre Zunge bei der Arbeit ihren Gott preisen, wie sie denn von Kindheit an eine schöne Stimme zum Singen gehabt und in der Vokalmusik eine solche Wissenschaft erlanget, daß sie bei der Information, so der Herr Vater zu Hause etlichen Knaben zum besten vorgenommen, vielmals dessen Stelle vertreten müssen."

Unter einem solchen Rektor ist natürlich die althergebrachte Pflege der Musik nicht vernachlässigt worden; ja man könnte vielmehr eher vermuten, daß Prätorius der eignen Lieblingsneigung einen allzu großen Spielraum in der Schule gelassen habe. Auch die Gregoriusumgänge mit Singen und Predigen in der Schulkirche und öffentlichen Aufzügen der Schüler und Lehrer mit Musik in den Gassen wurden jedes Jahr abgehalten. Sie fanden damals gewöhnlich am zweiten Montag nach Ostern (Montag nach Miseric. Domini) statt. Allein trotz des gewiß wackeren Strebens des Rektors scheint kein idealerer Zug, als etwa die Freude an der Musik, durch die Schule gegangen zu sein. Dazu trugen wohl die kümmerlichen Verhältnisse, in welchen die Lehrer ohne Aussicht auf Abhilfe leben mußten, nicht wenig bei. Die damals aus zehn Klassen bestehende Schule war hauptsächlich auf die ihr stiftungsmäßig zufließenden Einkünfte angewiesen, die von dem Rate der Stadt trotz ihrer Unzulänglichkeit nicht vermehrt werden konnten.

[1] Johann Beer: Ursus vulpinatus S. 71.
[2] Vgl. Witte, Geschichte des Domgymnasiums zu Merseburg II, S. 16.

Das war schon früher vom Rate selbst beklagt worden. Der Schulquästor beschwerte sich bereits im Jahre 1669, daß der Zustand der Schule je länger je schlimmer werde, weil er aus der Kammerstube nichts erlangen könnte. Nach der Visitation des Jahres 1671 wurde von der Aufsichtsbehörde der Antrag an den Rat gerichtet, drei Lehrern jährlich je fünf Gulden Zulage zu geben, dessen Erfüllung der Rat indessen als „vor itzo wegen des Publici bekannten Zustande“ ablehnen mußte. Infolge dessen nahmen die Privatschulen in einer uns heute überraschenden Weise überhand, besonders als die Bürger selbst darüber Klage führten, daß in der Schule keine rechte Zucht gehalten und wenig gelernt werde. Das vom Rate geradezu begünstigte Ueberhandnehmen der Privatschulen schädigte aber die Lehrer der städtischen Anstalt noch mehr, weil ihrem Privatunterrichte auf diese Weise viel zahlungsfähige Schüler entzogen wurden. Diese Uebelstände waren schon lange vor dem Eintritte des Prätorius vorhanden gewesen, und er vermochte sie natürlich auch nicht zu beseitigen.

Ebensowenig war er jedoch der Mann dazu, die Schulzucht zu bessern und der allgemeinen Roheit, welche die Schüler aus ihren bürgerlichen Verhältnissen in die Schule verpflanzten, durch Vertiefung und Bereicherung des Unterrichtsstoffes zu steuern. Denn auch unter ihm herrschte der hergebrachte formale Schlendrian, welcher sich mit Auswendiglernen und der dürftigsten verstandesmäßigen Auffassung der Lehrstoffe begnügte, fort. Von der letzteren lieferten dem Rektor seine Schüler der oberen Klassen einen Beweis, als sie zur Beglaubigung ihres Mitempfindens bei dem Tode seiner Gattin Reime drucken ließen wie die nachstehenden:

> Kann Sorg und Wiege denn so sich zusammen reimen,
> Muß denn ein finstres Grab ein Wochenbette sein?
> Muß bittre Aloe aus Lilj' und Rose keimen,
> Schlägt das Gewitter auch bei hellem Wetter ein?
> So ists u. s. f.[1]

Ueber die Zuchtlosigkeit seiner Schüler hat sich Prätorius in den allerschärfsten Ausdrücken ergangen, die freilich vielleicht einer besonders leidenschaftlichen Stimmung entsprungen sind. Auch an seiner Schule durften die Schüler wie anderwärts keine Degen tragen. Als nun einer am Johannistage 1690 das Verbot übertreten und sich noch dazu an einer Rauferei mit Bauern aus Giebichenstein beteiligt hatte, verwies ihn der Rektor von der Anstalt. Indes der Vater des Schülers wurde bei der Regierung klagbar, und diese erteilte Prätorius die Weisung, den bereits

[1] Vgl. die Leichenpredigt des Sup. D. Johann Christian Olearius für Anna Catharina geb. Mylius (1690), deren Titel mit den Worten beginnt: „Der gute Kampf eines Christen.“ Halle. Gedruckt bei Christoph Salfelden. F.

mehrere Wochen aus der Schule entfernten wieder aufzunehmen. Bei dieser Gelegenheit klagte nun der Rektor, daß seine Schüler, die Cyklopen zu Halle, sich als eingefleischte Teufel erwiesen hätten. „Hilf Gott, was will werden, wenn die Jugend hören sollte, dem Rectori stehe nicht zu, jemand zu excludieren, sondern es mag ein nebulo juste exclusus (ein mit Recht ausgeschlossener Taugenichts) nur hinlaufen, und mit Drohen und Verkehren seine Bosheit bemänteln, so soll und muß er alsofort wieder recipiert werden." „Wenn die scholastica juventus (die Schuljugend) dieses principium wird gefasset haben und des Satans seine liebe Getreue das Privilegium erlanget, deferendi et accusandi praeceptorem (den Lehrer anzugeben und anzuklagen), hilf Gott, was will der Teufel nicht anfahn durch die unbändige, cyklopische Jugend?" Das Treiben seiner Schüler an jenem Johannistage schildert der Rektor in folgenden Worten: „Was solche Belialskinder unter der Predigt bis gegen Abend mit Saufen, abscheulichen Zoten teils Gott gelästert, teils den Nächsten geschändet, wie sie als rechte Straßenräuber auf öffentlichem Wege die Leute ohne gegebene Ursach verfolget, Häuser gestürmet, als teuflische Furien auf die Leute gehauen und gestoßen, daß etliche gefährlich darüber verwundet, ist landrüchtig."

Aus demselben Jahre vernehmen wir die Klage der Lehrer, daß bei ihren Schülern fast kein Zuchtmittel mehr wirke. Während der Unterrichtsstunden trieben sich Knaben auf dem Markte oder bei einem Bäcker herum und stellten sich selbst an der Beilkentafel auf dem Ratskeller ein. Einige hatten sich auch eine Trinkstube gemietet. Unser jugendlicher Held scheint jedoch mit der Sicherheit und Leichtigkeit des Genies und ohne irgendwie bedeutende Anfechtungen seinen Weg mitten durch die hallischen Cyclopen hindurch genommen zu haben und auch ganz unberührt von den Einwirkungen dieser veralteten, Geist und Gemüt gleichmäßig in Bande schlagenden Schulweisheit geblieben zu sein. Dagegen mag er als Schulknabe einer der fröhlichsten Sänger bei den jährlichen Gregoriusaufzügen gewesen sein.

Auch in Händel regte sich die musikalische Phantasie und der Darstellungstrieb sehr früh. Es ist bekannt, daß er sich dem letzteren ohne Wissen der Eltern in heimlichster Weise und zur Nachtzeit auf einem winzigen Klavier in einer Dachstube hingegeben haben soll. Wenn besonders der Vater diesem leidenschaftlichen Hange des Sohnes entgegentrat, so ist der Hauptgrund natürlich in der Sorge des praktischen Mannes um das spätere Geschick seines Kindes zu suchen. Hatte doch der herzogliche Kammerdiener die Freuden und Leiden der Schauspieler und Musiker am Hofe seines verstorbenen Landesherrn zur Genüge kennen gelernt. Auch er wird gewußt haben, daß die Kapelle noch Forderungen an den Nachlaß

des Herzogs August erhoben und in Berlin um die Nachzahlung ihres rückständigen Gehalts nachgesucht hatte. Die ganze äußere Stellung dieser Künstler war damals noch eine sehr mißliche.

Das Widerstreben des Vaters, der Neigung des Sohnes die Zügel schießen zu lassen, soll gebrochen worden sein, als der Knabe in einem Alter von etwa sieben Jahren in der geschmackvollen kleinen Schloßkirche zu Weißenfels durch sein Orgelspiel die Aufmerksamkeit des Herzogs erregt hatte. Da Händel als Leibchirurg des Herzogs die Verpflichtung hatte, in gewissen Zeiträumen nach Weißenfels zu reisen, lief ihm bei einer solchen Dienstreise einst sein Sohn ein Stück Weges nach und nötigte dadurch den Vater, ihn mitzunehmen. In Weißenfels wurde der Knabe von seinem Bruder, dem herzoglichen Kammerdiener, mit in die Hofkirche genommen und ließ sich nach dem Gottesdienste auf der Orgel hören. Infolge dessen erkundigte sich der Herzog nach dem jungen Virtuosen, den der Vater und der Bruder darauf vorstellten. Bei dieser Gelegenheit nahm nun der Herzog die Kunst und ihren so jugendlichen Jünger in Schutz und brachte die Bedenken seines Kammerdieners und Leibchirurgen zum Schweigen. Er erklärte es für eine „Sünde wider das gemeine Beste und die Nachkommen, wenn man die Welt eines solchen anwachsenden Geistes gleich in der Jugend beraubte." Er wünschte, daß „den Kindern nicht zu nahe geschähe und absonderlich gegenwärtigem Knaben die Freiheit gelassen würde, dem natürlichen Hange seines Geistes zu folgen, es treibe ihn auch derselbe, zu welchem guten Zwecke er immer wolle."[1] Reich beschenkt und mit den besten Versprechungen für die Zukunft entließ der gütige Fürst den Knaben. Diese nicht unglaubhafte Begegnung mit dem kunstsinnigen Herzoge von Weißenfels soll im siebenten Lebensjahre des Tondichters, also im Jahre 1692 stattgefunden haben. Der gütige Herzog von Weißenfels kann demnach nur Johann Adolf I., der Sohn des Administrators August, gewesen sein, den der alte Kammerdiener seit seiner Geburt kannte, und dessen älteste Tochter Magdalena Sibylla er zur Patin seiner vorletzten Tochter Dorothea Sophia erwählt hatte.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr von Weißenfels gewann der nun bekehrte Vater dem Sohne in dem Organisten an der Marienkirche Friedrich Wilhelm Zachau einen Lehrer. Dieser talentvolle Musiker war seit dem Herbst 1684 als Organist an dieser größten Kirche der Stadt mit einem Gehalt von 120 Gulden und einigen Nebeneinkünften angestellt, nachdem sein Vorgänger Samuel Ebart im Sommer dieses Jahres verstorben war. Bei seiner Ankunft

[1] Georg Friedrich Händels Lebensbeschreibung nebst einem Verzeichnisse seiner Ausübungswerke und deren Beurteilung ... von Legationsrat Mattheson. Hamburg. Auf Kosten des Uebersetzers. 1761. S. 5—17. (Uebersetzung von Mainwaring, Memoirs of the Life of the late George Handel. 1760.)

in Halle war er etwa 21 Jahre alt; zehn Jahre darauf verheiratete er sich mit Maria Dorothea Anschütz, der Tochter eines Stadtrichters in Eilenburg. Unter Zachaus Leitung hat sich der jugendliche Stürmer die staunenerregende Fertigkeit im Orgel- und Klavierspiel erworben; ihm hat Händel ferner die ersten Unterweisungen in der Komposition zu danken. Schon im neunten Jahre versuchte er sich in eigenen kirchlichen Tonschöpfungen „mit Stimmen und Instrumenten." Sechs dreistimmige Sonaten oder Trios für zwei Oboen mit Baß bezeichnet der kunstsinnige und gelehrte Biograph Händels in seiner großen deutschen Händelausgabe als seine frühesten unter den erhaltenen Tonschöpfungen und weist sie dem elften Lebensjahre (1696) zu; ja er ist sogar der Meinung, daß sie noch vor der Bekanntschaft Händels mit Zachau entstanden sind. In heiterster Rückerinnerung an jene jugendlichen Versuche äußerte sich später Händel, als sie ihm ein Mitglied seines Orchesters vorlegte: „Ich komponierte damals wie der Teufel, am meisten für die Oboe, die mein Lieblingsinstrument war."

In das elfte Lebensjahr fällt ferner die Vorstellung des Knaben am Hofe zu Berlin, welche wir für sicher halten, obgleich sich trotz der wiederholten Nachforschungen in den königlichen Archiven keine besonderen Beweise haben auffinden lassen. Der Kammerdiener ist wahrscheinlich in einem der Frühlingsmonate 1696 [1] am Hofe gewesen und hat dem Kurfürsten bei dieser Gelegenheit wohl auch das Messer des hallischen Messerschluckers vorgelegt. Damals spielte Georg Friedrich Händel zum Erstaunen seines späteren Rivalen Buononcini eine ihm von diesem aufgesetzte „fürchterliche Komposition von der Faust weg" und fertigte sie als eine Kleinigkeit ab; damals entzückte er durch sein Spiel den italienischen Klaviervirtuosen Attilio Ariosti. Auch der Kurfürst ließ ihn öfter vor sich kommen und erfreute ihn durch Geschenke. Ja sein Wohlgefallen an dem talentvollen Knaben ging sogar so weit, daß er dem Vater den Antrag machen ließ, ihn sofort zu seiner weiteren Ausbildung auf seine Kosten nach Italien zu senden. Allein die väterliche Liebe wollte sich zu einem solchen Opfer nicht verstehen. Der Kammerdiener erteilte seinem kurfürstlichen Herrn unter den ehrerbietigsten Dankesversicherungen dafür, daß er „ein so gar gnädiges Auge auf seinen Sohn zu schlagen geruht habe", eine ablehnende Antwort. „Weil er selbst nunmehr alt geworden und die kurze Zeit über, die er noch etwa zu leben vermeinte, den Sohn gern bei sich haben möchte", hoffte er auf die Verzeihung seines Landesherrn, „daß er diese hohe Gnade in Unterthänigkeit verbäte."

[1] Diese Annahme ist wahrscheinlicher als die Chrysanders (A. D. Biographie XII, S. 778), daß sich er gegen Ende des Jahres 1696 nach Berlin begeben habe. In diesen letzten Monaten war der Kammerdiener Händel kränklich, wie aus dem Lebenslaufe hervorgeht.

Der im 75. Jahre stehende Kammerdiener kehrte mit seinem Sohne nach Halle zurück und nahm sehr bald darauf deutlicher wahr, daß das Ende seiner Tage herannahe.

Um Michaelis 1696 wurde Händel abermals von Fieberanfällen heimgesucht, welche jedoch bald vorübergingen, so daß er seinen Geschäften in und außer dem Hause wieder nachgehen konnte. Mit dem neuen Jahre aber wurde er hinfälliger; der „hitzige Zustand" stellte sich von neuem ein, und weder er selbst war imstande, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln eine Besserung herbeizuführen, noch der herzugezogene Stadtphysikus Dr. Katsch. Als er die raschere Abnahme seiner Kräfte fühlte, ließ er sich durch seinen Beichtvater Olearius das Abendmahl reichen und starb seinem Wunsche gemäß eines raschen und sanften Todes unter dem Gebet und Gesang der Umstehenden am 17. Febr. 1697,[1] früh gegen 3 Uhr, im Alter von 74 Jahren und fast 5 Monaten. Er wurde mit der ganzen Schule und einer Rede seines Beichtvaters im Trauerhause bestattet. Nach den von ihm selbst aufgezeichneten Lebenserinnerungen hat er einen besonderen Beweis der göttlichen Gnade darin gefunden, daß er 51 Kinder, Enkel und Urenkel erlebt hatte, an deren keinem ein sichtbarer Makel oder eine Unehre haftete. Der Archidiakonus Jahn, welcher seinen Lebenslauf verfaßt hat, widmet seiner Freundlichkeit, Dienstfertigkeit und Bescheidenheit anerkennende Worte, gedenkt aber noch ausführlicher seiner Milde gegen Arme und Notleidende, denen er ohne Entgelt mit seiner Kunst durch Rat und That diente, eines Herzenszuges, der in weit hervorragenderer Weise auch auf den Sohn übergegangen ist.

In dem Kreise der Familie erregte der Todesfall tiefste Betrübnis. Noch einmal trat allen das Bild des leutseligen, thatkräftigen, aufrichtigen, frommen und wahrhaft deutschen Mannes in verklärten Zügen vor die Seele. Nicht allein der Superintendent Olearius, sondern auch die Gebrüder Taust, die Schwäger des Verblichenen, ferner der wahrscheinlich mit der Familie verwandte Pfarrer zu Großkugel bei Halle, Christoph Andreas Rotth, dann ein uns Unbekannter, welcher seinen Namen durch die Buchstaben J. G. andeutete, ferner zwei jüngere Gebrüder Taust sowie endlich der des Vaters beraubte Sohn ließen der Sitte der Zeit gemäß dem Andenken des Verstorbenen zu Ehren und sich und der Familie zum Trost Trauergedichte drucken. Jener Unbekannte hatte ein ziemlich deutliches Gefühl davon, daß die Persönlichkeit des Verblichenen weit über den Kreis dessen hinausragte, was hier sein Tagewerk gebildet hatte. Er bezeichnet ihn als einen Mann:

[1] So nach dem Kirchenbuche; im Lebenslaufe des Archidiakonus Jahn ist fälschlich der 11. Febr. angegeben.

Wohl wert, daß ihm aus Marmolstein
Ein Grabmal sollt' errichtet sein
Mit güldner Lobgedächtnisschrift,
Weils einen solchen Mann betrifft,
Der zwart von guter Wissenschaft,
Wodurch er sehr viel Nutz geschafft,
Doch auch ein hochgeschätzter Mann,
Von dem die Fama sagen kann,
Er sei noch viel ein mehrers wert,
Als sie vermag und wird begehrt,
Ein Mann von solcher Tugendart,
Wie leider itzt wird sehr gespart.

Der gekrönte Poet und Pfarrer zu Oppin rühmt den aufrechten, geraden Sinn des Verstorbenen.

Er war ein Mann von deutschem Blute,
Ein rechter teutsch gesinnter Mann,
Von dem mit Fug man sagen kann,
Er vielen war geschickt zu Gute.
Der Herrschaft nützlich und getreu
Allzeit gewesen und geblieben,
Deswegen wird ihm ohne Scheu
Auf seine Gruft das nachgeschrieben:
Glückselig gelebt und selig gestorben,
Ein Ehrengedächtnis hat Händel erworben.

Ein jeder, der ihn recht gekennet,
Bei unser Stadt und überall,
Wird sonder Zweifel diesen Fall,
Der leider, leider! viel getrennet,
Was recht und wohl verbunden war,
Mit Herzensach bejammern müssen
Mehr ingeheim, als offenbar.
Doch mag zum Trost er dieses wissen,
Glückselig gelebt und selig gestorben,
Ein Ehrengedächtnis hat Händel erworben.

Der Bruder dieses gekrönten Poeten, der Pfarrer zu Giebichenstein, schließt ein wehmütiges Gespräch der klagenden nächsten Hinterbliebenen und des Dahingeschiedenen mit dem verheißungsvollen Abschiedsworte des letzteren:

„Ja Liebsten lebet wohl! Gott, der da konnte mehren
Der Witwen Mehl und Oel, und der zu großen Ehren
Die ärmsten Waisen hat mit leichter Müh' gebracht,
Der wird euch helfen auch, glaubt mir! Nun gute Nacht."

Der Sohn endlich, dessen Namen Gutenbergs Kunst damals wohl zum erstenmale in die Welt trug, lieh seinem Schmerze folgende Worte:

Ach Herzeleid! Mein liebstes Vaterherze
Ist durch den Tod von mir gerissen hin.
Ach Traurigkeit! Ach, welcher großer Schmerze
Trifft mich itzund, da ich ein Waise bin.
Mein alles liegt, mein Hoffen ist verschwunden,
Mein Rat und Schutz steht mir nicht ferner bei!
Ach! O Verlust! Ach! O der Schmerzenswunden!
Sagt, ob ein Schmerz wie der zu finden sei.
Wann sich verhüllt der Sonnen güldne Kerze,
Das Licht der Welt, erschricket Feld und Land, —
So wird ein Kind, wann ihm das Vaterherze
So früh entweicht, gesetzt in Trauerstand.
Man liebt den Baum, der Schatten uns gegeben,
Der uns erfrischt mit seiner grünen Nacht,
Viel mehr ein Kind den, der es erst ans Leben,
Und dann mit Sorg' kaum auf die Beine bracht.
Ein Wald erbebt, wann hohe Cedern fallen,
Die Tanne heult, die schlanke Birk erblaßt,
Und sollt' bei mir kein Angstgeschrei erschallen,
Weil's Vaters Haupt die Todessichel faßt?
Ob aber gleich ich wollte ganz verderben
Mein Augenlicht durch steten Thränenguß,
So könnt' ich doch nicht wiederum erwerben,
Ach! den Verlust, den ich empfinden muß.
Gott lebet noch, der itzt mir hat entrissen
Das Vaterherz durch einen sel'gen Tod,
Der wird hinfort vor mich zu sorgen wissen
Und helfen mir aus aller Angst und Noth.
Also bethränte den zwart seligen, doch ihm allzu frühen
Hintritt seines herzlich geliebten Herrn Vaters
George Friedrich Händel,
der freien Künste ergebener.

Auch in diesen stammelnden Zeilen überrascht das Selbstbewußtsein des den freien Künsten ergebenen Knaben.

Bei dem Tode seines Vaters war Georg Friedrich noch nicht ganz zwölf Jahre alt; seine ältere leibliche Schwester Dorothea Sophia stand im zehnten und die jüngere, Johanna Christiana, im achten Jahre. Weder Olearius in seiner Leichenpredigt, noch Jahn im Lebenslaufe gedenken der künstlerischen Begabung Georg Friedrichs auch nur mit einem Worte.

Dem Anschein nach hinterließ Händel seine Familie in geordneten, wenn auch nicht glänzenden Verhältnissen. Es ist anzunehmen, daß die Auseinandersetzung des Vaters mit den Kindern erster Ehe über das Vermögen ihrer Mutter schon bei dem Tode der letzteren stattgefunden hat. Ob bei dieser Gelegenheit oder vor der zweiten Verheiratung der Kammerdiener seinen Kindern und Enkeln auch das ihnen von seiner Seite zustehende Erbteil herauszahlte, wissen wir nicht. Doch möchten wir eine solche Abfindung annehmen, da das Hausgrundstück im Besitze der hinterlassenen Witwe und ihrer Kinder verblieb. Ein Aktenstück

des Geheimen Staatsarchivs in Berlin, in welchem Aufschluß über die Vermögensverhältnisse Händels bei seinem Ableben erwartet werden konnte, hat sich leider nicht ausfindig machen lassen. Der Ertrag dieses Hauses und des hinterlassenen Barvermögens war jedoch in keinem Falle ein so bedeutender, daß der Sohn ohne Rücksicht auf jeden Erwerb einst seiner Muse zu leben hoffen konnte.

Wenn der Vater die leidenschaftliche Neigung Georg Friedrichs zur Musik wirklich bekämpft hat, so dürfen wir wohl annehmen, daß der Sohn nach seinem Tode neuen, ihm etwa entgegengestellten Schranken und Hindernissen mit noch größerer Thatkraft und Energie entgegengetreten ist. Die Mutter dürfte schwerlich imstande gewesen sein, den kräftigen Aufschwung des lebendigen und heitern Knaben zu zügeln, der schon früh die angeborene Schalkhaftigkeit hinter einer ernsten Miene zu verbergen verstand. Er konnte ein Gesicht machen, als ob er „nicht bis auf fünf“ zu zählen vermöge.

Um diese Zeit, nach des Vaters Tode, wird der Einfluß, welchen der talentvolle Organist an der Marienkirche auf ihn schon früher geübt hatte, noch stärker geworden sein. Als eine teure Erinnerung an diese Jugendzeit hatte Händel eine Sammlung von Abschriften hervorragender Tonstücke von Zachau, Krieger, Strungk, Froberger und andern aufbewahrt, welche mit dem Jahre 1698 bezeichnet war. Wir dürfen gewiß annehmen, daß er damals eifrigst bestrebt war, sich die besten und beliebtesten Sachen der Opern zu Leipzig und Weißenfels auf irgend eine Weise zugänglich zu machen. Wie sich diese musikalischen Bestrebungen mit der wissenschaftlichen Ausbildung des Knaben vertragen haben, wissen wir freilich nicht. Wahrscheinlich hat Händel überhaupt der Schule nicht bis zu dem Augenblicke angehört, wo er zum Organisten an der Domkirche erwählt wurde.[1]

Als der reformierte Gottesdienst im Dom seinen Anfang nahm (1687), spielte Georg Schmied und nach ihm ein lutherischer Lehrer, Johann Kohlhardt, in Ermangelung eines reformierten Organisten, die Orgel, bis Jakob Sonntag zum Organisten erwählt wurde, der 1696 verstarb. Darauf schlugen die kirchlichen Behörden dem Kurfürsten wiederum einen Reformierten, Seydel, vor, der aber trotz der kurfürstlichen Bestätigung sein Amt nicht wirklich antrat, weil er anderwärts eine bessere Versorgung erhielt. Infolge dessen versah den Dienst an der Orgel wiederum ein Jahr lang derselbe Kohlhardt, obwohl die Kirchenbehörde immer noch von dem Wunsche beseelt war, die Orgel wieder von einem „reformierten Subjekto“

[1] Daß Händel bei seinem Abgange von der Schule Primaner gewesen ist, glaubt Chrysander (Allgemeine Deutsche Biographie Bd. XII, S. 778).

schlagen zu lassen, der sich auch bald erfüllte. Ein von Berlin nach Halle mit seiner Familie übergesiedelter Musiker Johann Christoph Leporinus[1] ließ sich hören und befriedigte die Ansprüche der Kenner vollkommen, so daß ihn die Gemeinde dem Kurfürsten zur Wahl stellte. Dieser erklärte sich mit dem Vorschlage einverstanden, und Leporinus trat darauf sein Amt an. Man verpflichtete ihn, erforderlichen Falles auch der Jugend seine Unterweisungen zuteil werden zu lassen und nach Bedürfnis entweder täglich eine Stunde oder Mittwochs und Sonnabends nachmittags „in der Schule zu informieren", d. h. Unterricht in der Musik und im Gesang zu erteilen. Diese Verpflichtung bezog sich natürlich nicht auf die lutherische Stadtschule, sondern nur auf die bereits in Aussicht genommene Unterrichtsanstalt der reformierten Gemeinde.

Für seine Bemühungen in der Kirche und ev. auch in der Schule erhielt Leporinus 40 Thaler aus dem Einkommen der Kirche und 50 Thaler, welche der Kurfürst bei der Einrichtung des reformierten Gottesdienstes dem Organisten besonders ausgeworfen hatte, nebst einer Wohnung auf der Residenz. Allein mit diesem Gehalt war Leporin nicht imstande, die Kosten seines Haushalts zu decken, sondern er mußte noch andrem Erwerbe nachgehen und vernachlässigte darüber sein Amt. Bis zum Beginn des Jahres 1702 sah ihm dies die Gemeinde und ihre Obrigkeit, wenn auch nicht immer geduldig nach, in der Hoffnung, daß der Organist seinem Amte wieder größere Sorgfalt zuwenden werde. Als man sich in dieser Erwartung getäuscht sah und Leporin seine Stelle ohne Urlaub, unter Mitnahme der Notenbücher, verließ und endlich geradezu aufsagte, ließ man ihn ziehen und schlug dem Könige vor, bis sich ein tüchtiger Reformierter gefunden habe, die Stelle abermals durch ein „evangelisch-lutherisches Subjekt" versehen zu lassen (14. Januar 1702). Die Gemeinde versprach am Schlusse ihres Berichts nochmals, sowie sich ein anderes reformiertes „tüchtiges Subjektum hervorgethan", dem Könige dieses zur Bestätigung sofort vorzustellen. Auch diesmal fanden die Vorschläge der Gemeinde die Billigung des Königs (25. Januar 1702), ohne daß das lutherische Subjektum ihm nur genannt worden war. Es war aber unter demselben niemand anders gemeint als der damals siebzehnjährige Georg Friedrich Händel, welcher bereits aushilfsweise die Orgel für den entwichenen Leporin gespielt hatte.

Wir sind der Meinung, daß Händel das lutherische Gymnasium

[1] Auch er gehört zu einer Musikantenfamilie. Gottfried Leporinus war Stadtmusikus auf dem Neumarkte bei Halle. Seine hinterlassene Witwe heiratete am 31. Oktober 1692 Johann Wenig, einen hochfürstl. sächsischen Musikus in Merseburg.

bereits längere Zeit verlassen hatte, als ihm der Antrag auf Uebernahme des Organistenamtes gemacht wurde. Noch während aber die Verhandlungen über seine Anstellung als Organist schwebten, trug der Jüngling am 10. Februar 1702 mit festen und deutlichen Zügen seinen Namen auch in das Verzeichnis der hallischen Studenten ein und entrichtete seine Aufnahmegebühr. Wir sehen sowohl den nicht ganz gewöhnlichen Tag der Aufnahme des aus der Stadt gebürtigen Studenten als den Umstand, daß derselbe mitten in die Verhandlungen über seine Berufung als Organist hineinfällt, als einen Beweis dafür an, daß es dem angehenden Organisten nur darum zu thun war, eine gewisse gesellschaftliche Stellung zu erlangen, nicht aber darum, in irgend einer Wissenschaft Studien zu unternehmen. Für die Behauptung, Händel habe die Rechte studieren wollen, läßt sich kein Beweis beibringen.[1] Händels Bestallung vom 13. März 1702 gleicht im allgemeinen der Leporins, nur daß die Zeit ihrer Giltigkeit auf ein Jahr beschränkt wurde. Für dieses Jahr, von Reminiscere 1702 bis zu demselben Zeitpunkte des folgenden Jahres, sollte der probeweise angestellte Organist 50 Thaler aus dem königlichen Rentamte und freie Wohnung auf der Moritzburg erhalten. Das Gehalt der Stelle war also noch herabgesetzt worden; die Kirche zahlte diesem Organisten die früher üblichen 40 Thaler nicht mehr. In seiner Bestallung wird der Organist auch als Studiosus bezeichnet und ausdrücklich hervorgehoben, daß er Leporins Stelle bereits vertreten habe und seiner Geschicklichkeit halber zu diesem Amte empfohlen worden sei. Händel sollte die Orgel „gebührend schlagen, die vorgeschriebenen Psalmen und geistlichen Lieder richtig anstimmen, und was weiter zur Erhaltung einer schönen Harmonie nötig sein möchte, in Obacht nehmen." Von einer Mitwirkung am Schulunterrichte enthält diese Bestallung nichts.

Den Organisten lag damals die Leitung des Kirchengesanges und der musikalischen Aufführungen durch die Orgel hauptsächlich ob. Die Stellung der Organisten war daher eine viel wichtigere, als die der Kantoren, welche in den hallischen Kirchen gewöhnlich durch die unteren, an der städtischen Lateinschule als Lehrer angestellten Theologen als Nebenamt ausgefüllt wurde. Am meisten wird sich der junge Virtuos der schönen im Jahre 1667 vom Administrator August errichteten Orgel erfreut haben; aber die herzogliche Hofkapelle begleiteten ihre Klänge jetzt nicht mehr. Der musikalische Teil des Gottesdienstes der kleinen reformierten Domgemeinde war vielmehr außerordentlich dürftig: im Anfange wirkten noch sechs Knaben gegen eine Entschädigung von jährlich ungefähr

[1] Er ist nicht als stud. jur. immatrikuliert worden, wie Chrysander zuletzt A. D. Biographie Bd. XII, S. 778) versichert hat.

20 Thalern im ganzen mit. Später scheint man auch diese Kosten noch für zu hoch gehalten zu haben: um die Zeit, wo Händel Organist war, findet sich gar keine Ausgabe hinter diesem Titel der Rechnungen eingetragen, sondern nur das bezeichnende Vacat. Aus den Worten, mit welchen in der Bestallung Kohlhardts seines Vorgängers Händel gedacht wird, geht hervor, daß der junge Künstler dieses Amt ganz aus freien Stücken wieder aufgab.[1] Dazu wird ihn aber sicherlich die Stimme des Genius, welche sich lauter und lauter in ihm vernehmen ließ, veranlaßt haben.

Denn in diesem Amte, ja in dieser Stadt konnte sein stürmischer Drang keine Befriedigung hoffen. Bot doch sein Amt Händel nur eine so geringe Entschädigung, daß er sich zu härtester Dienstbarkeit hätte verpflichten müssen, wenn er in Halle hätte Organist bleiben wollen. Auch der Wandertrieb, der einst den Vater und den Großvater in die Ferne gelockt hatte, wird sich in dem Blute des Nachkommen geregt haben. Und sah der junge Künstler nicht, wie ein nur wenige Jahre älterer Mitstrebender, dem er sich vielleicht überlegen fühlen mochte, in Leipzig in kurzer Frist eine hervorragende Stellung errungen hatte? Der aus Magdeburg gebürtige Student der Rechte, Georg Philipp Telemann in Leipzig, welcher bei seiner ersten Reise nach der sächsischen Musenstadt im Jahre 1701 dem sechzehnjährigen „schon wichtigen Georg Friedrich Händel" einen Besuch abstattete und bei dieser Gelegenheit beinahe wieder „Notengift eingesogen" hätte, war in Leipzig nach sehr kurzem Aufenthalte, trotz der Warnungen seiner besorgten Mutter, den Studien untreu geworden und hatte kirchliche Stücke zur Aufführung in der Thomaskirche gesetzt, worauf man ihn zum Organisten und Musikdirektor an der Neukirche erwählt hatte. Telemann begründete ferner einen studentischen Musikverein, verfertigte nebenbei Opern für die Bühnen in Weißenfels und Leipzig und erhielt endlich die musikalische Oberleitung über die Oper zu Leipzig, an der er auch bisweilen als Sänger thätig war. Bis zu Händels Abzug aus Halle aber bestand ein ziemlich lebhafter Verkehr zwischen den beiden Kunstjüngern. Telemann hat sich selbst später über diese Verbindung mit Händel mit den Worten geäußert: „in melodischen Sätzen aber und deren Untersuchung hatten Händel und ich bei öfteren Besuchen auf beiden Seiten wie auch schriftlich eine stete Beschäftigung".[2] Wie

[1] Demnach die Nothdurfft erfodert, daß bey der alhiesigen Königl. Schloß- und Domkirchen die durch Johann (!) Georgen (!) Hendelen ohnlängst erledigte Organisten Stelle hinwiederumb mit einem guten und geschickten Subjecto besetzet werden müssen ...., Alß haben die . . . verordnete Hoffprediger, Vorsteher und Elteste vermelten Kohlhardten zum Organisten bestellet . . . Halle den 12. September 1703.

[2] Israel, Frankfurter Konzertchronik (Neujahrsblatt des Ver. f. Gesch. und Altertumskunde in Frankfurt a. M. 1876) S. 7 und bei andern Schriftstellern.

hätte das Beispiel dieses strebsamen Kunstgenossen nicht verlockend auf den jungen Organisten wirken sollen, der sich in Halle damals wohl ziemlich vereinsamt fühlte?

Denn der Musik und dem Theater waren hier einflußreiche Gegner erwachsen. Nicht nur der edle, in jenen Jahren aber von weltfeindlichster Stimmung beherrschte August Hermann Francke, der Begründer des Waisenhauses, sondern auch andere Professoren der Universität bekämpften beide Künste als Gegnerinnen der Wissenschaft und Verderberinnen guter Sitte. Um die Zeit, wo in Leipzig die musikalische Leitung der Oper ein Student auf sich nahm und wahrscheinlich, wie kurz darauf, Studenten die Hauptrollen sangen, hatte der Kurfürst Friedrich III. (am 6. Juli 1700) nach den wiederholten Bittgesuchen der Universität theatralische Aufführungen jeder Art in der Universitätsstadt Halle untersagt. Und wenn diesem Verbote auch nicht durchweg nachgelebt wurde und auch die Regierung das Schauspiel auf einige Zeit wieder gestattete, so wußte man doch allgemein, daß die Universität diesen musikalisch-theatralischen Künsten äußerst abhold war. Gerade die Künste gehörten ja mit zu diesen Mitteldingen, derentwegen Francke den heftigsten Kampf gegen die bisher herrschende theologische Richtung und insonderheit auch gegen die städtischen Prediger in Halle unternahm.

Sollte der junge Komponist nicht auch in diesen Verhältnissen eine Mahnung gefunden haben, den Staub der Geburtsstadt möglichst bald von den Füßen zu schütteln und ein schrankenloses Feld seiner Thätigkeit aufzusuchen?

Schon im Frühsommer des Jahres 1703 gab Händel seine Stellung auf, verließ das mütterliche Haus und wendete sich nach Hamburg. Wohl möglich, daß ihm von Halle aus eine freundliche und angemessene Aufnahme in der Hansestadt im voraus gesichert worden war, da gerade kurz vorher mehrere vornehme Hamburger in Halle studiert hatten, mit denen Händel in Berührung gekommen sein könnte. Wir nennen als solche nur Nicol. Schaffshausen, welcher 1708 zum Ratssekretär in Hamburg erwählt wurde und dessen Abschied aus Halle im Jahre 1702 Barthol. Feind in einem sehr geschmacklosen Gedicht zu feiern vermeinte. Ferner brachte die Jahre 1700—1702 auch der spätere Ratsherr B. H. Brockes auf der hallischen Universität zu, dessen Passion Händel in Musik gesetzt hat. Brockes aber hat selbst erzählt, daß er als hallischer Student zuletzt öfters „auf seiner Stube ein kleines Konzert" veranstaltete, welches wenig kostete.[1] Unter denen, welche bei diesen musikalischen Vorträgen mitwirkten,

[1] B. H. Brockes' Selbstbiographie in der Zeitschrift des Ver. für hamb. Geschichte Bd. III. S. 177.

könnte sich recht wohl Händel befunden haben. Aber wenn auch eine solche Vermittelung durch Brockes, Schaffshausen oder andere nicht stattgefunden hat, ist es dennoch erklärlich, daß sich der jugendliche Enthusiast nach Hamburg wendete und nicht nach den näher gelegenen Musensitzen in Leipzig [1] und Weißenfels. In dem ersteren stand die Oper, wie Händel sicherlich genau wußte, überhaupt nicht auf sehr festen Füßen; und die kleinstädtischen Verhältnisse des ihm wohl eben so bekannten Weißenfels, [2] sowie die bereits damals mißliche Lage dieses Hofes mögen dem auch auf den Erwerb angewiesenen Jünglinge nicht gerade verlockend erschienen sein. In Hamburg aber wurde der Lernbegierige in den Mittelpunkt der ganzen musikalischen Bewegung hineinversetzt. Hier waren damals Kaiser, Mattheson, Feind u. a. thätig; in der reichen Handelsstadt hoffte der Jüngling wohl auch am ersten die Früchte seines Strebens zu ernten.

Der Tag, an welchem Händel seine Wanderschaft antrat, läßt sich nicht genau bezeichnen. Er scheint nicht über das bei seiner Anstellung in Aussicht genommene Jahresziel hinaus in seinem Amte verblieben zu sein, obwohl die kirchlichen Behörden erst am 12. September 1703 in demselben Kohlhardt, der bereits beim Beginn des reformierten Gottesdienstes die Orgel gespielt hatte, einem seines frommen Wandels und seiner Geschicklichkeit wegen gut empfohlenen Nachfolger, eine neue Bestallung ausstellten. Auch in diesem Schriftstück wird Händel übrigens die Bezeichnung eines Studenten nicht erteilt.

Daß die Trennung von der Familie beiden Teilen gleich leicht geworden ist, wird niemand annehmen. Wie hätte die Mutter leichten Herzens den leidenschaftlichen Jüngling von 18 Jahren können in die Welt hinausziehen sehen? Und wenn sie auch seinem selbständigen, charaktervollen Wesen großes Vertrauen schenkte, war es dann für sie und ihre beiden heranwachsenden Töchter nicht um so schmerzlicher, gerade einen solchen Sohn und Bruder dahinzugeben? Diesem selbst aber wird der nicht zu zügelnde Lern- und Schaffenstrieb und der eingeborene Egoismus des Genies die Loslösung von Mutter und Schwestern erleichtert haben. Ja, die innere Loslösung des Jünglings von der Familie hat vielleicht schon einige Zeit vor der Abreise aus Halle begonnen. An der Abendmahlsfeier der Mutter und ihrer ältesten Tochter am Montage nach Lätare (7. März 1701) nahm Georg Friedrich nicht teil, sondern beging dieselbe allein am Sonn-

[1] Opel, die ersten Jahrzehnte der Oper zu Leipzig (Neues Archiv für sächsische Geschichte Bd. V, S. 117).

[2] Opel, Der Musenhof zu Weißenfels unter den Herzögen von Sachsen, in den Blättern für Handel, Gewerbe und soziales Leben (Beibl. zur Magd. Zeitung). 1883, Nr. 52 und 53 und 1884, Nr. 2—8.

tage Cantate (24. April). Ebensowenig treffen wir ihn bei derselben Feier in der Gemeinschaft der älteren Schwester am zehnten Trinitatissonntage desselben Jahres und auch nicht Ostern 1702 und am zweiten Epiphaniassonntage 1703, wo die Witwe des Kammerdieners wiederum mit der ältesten Tochter diesem religiösen Bedürfnisse genügte. Dagegen ist in das Verzeichnis der Abendmahlsgenossen „Hr. G. F. Händel" zum Sonntage Quasimodogeniti (23. April) 1702 und „H. Händel" zum Gründonnerstage (5. April) 1703 eingetragen. Auch hier wird der junge Mann nicht als Student bezeichnet, während in diesen Verzeichnissen den Studenten sonst ihr Charakter (stud.) zugeteilt wird. Als am siebenten Trinitatissonntage (22. Juli) 1703 die Mutter des Tondichters beide Töchter und zwar die jüngste zum erstenmale dem Abendmahlstische zuführte, fehlte Georg Friedrich auch. An diesem Tage fanden sich übrigens zu derselben Feier auch andere Träger des Namens Händel in der Marienkirche ein: der nicht als Herr bezeichnete Johann Gottlieb Händel und seine Schwester Margaretha Elisabeth und „Herr Händel" nebst Gattin. Der erstgenannte, später Jurist in Halle, stand damals im Alter von 19 Jahren und wird wohl noch Schüler gewesen sein. Seine Schwester kann dagegen höchstens 13 Jahre alt gewesen sein und feierte also auch das Fest ihrer Mündigkeit als Mitglied der christlichen Gemeinde. In dem Ehepaare Händel haben wir die Eltern der Genannten zu erblicken: Georg Händel, einen Neffen des verstorbenen Kammerdieners, wie sein Vater und Großvater Kupferschmied und Mitglied des Rates, und seine Gattin Eleonore Katharine.

Georg Friedrich Händel aber befand sich um diese Zeit in Hamburg: am 5. April 1703 ist er zuletzt in Halle nachweisbar, und am 5. Juni desselben Jahres soll er nach einer Nachricht Matthesons bereits in Hamburg gewesen sein.

Schon vor seiner Abreise nach der nordischen Hansestadt stand Händels Sinn nach Italien: allein die unzureichenden Mittel, über welche er damals verfügte, traten ihm hindernd in den Weg, und er mußte sich zunächst mit einem Aufenthalte in Hamburg begnügen. Hier wollte er sich „die Zeit zu Nutze machen, um an Geschicklichkeit und Erfahrung zuzunehmen": eine Studienreise im eigentlichsten Sinne des Wortes wollte der junge Künstler unternehmen. Allein er sollte von derselben nicht dauernd wieder in seine Vaterstadt zurückkehren. Im reichsten Maße ist ihm schon nach wenigen Jahren im Lande seiner Sehnsucht, in Italien, wohin er sich begab, um zu lernen, der Triumph der Meisterschaft zu teil geworden. Als ihm die begeisterten Venetianer ihr Viva il caro Sassone zuriefen, empfanden sie etwas von dem, was der Deutsche ihren Meistern nicht abgelauscht, sondern von der Heimat mit-

gebracht hatte. „Jedermann war durch die Größe und Hoheit seines Stils gleichsam vom Donner gerührt."

Händel war der erste große deutsche Künstler, welcher sein Vaterland im achtzehnten Jahrhundert im Auslande zu Ehren gebracht hat. Denn niemals hat er trotz seiner staunenswerten Leichtigkeit des Aufnehmens und Verarbeitens deutsche Art zu fühlen, ja in seinem persönlichen Wesen sogar die Art seines Vaters verwachsen können. Er hatte nicht nur die Statur seines Vaters geerbt, sondern auch das ernste Führen desselben blieb ihm das ganze Leben hindurch eigen, und sein rastloser Thätigkeitstrieb erschien in dem Sohne in unglaublich gesteigertem und den höchsten Zielen zugewendetem Maße. Daß sich der Tondichter dieses starken Familienzuges bewußt gewesen ist, wollen wir nicht geradezu behaupten: aber es scheint uns, als ob die Liebe, welche er der Mutter stets bewiesen hat, auch auf dieser Empfindung beruhte. Noch ein Jahr vor ihrem Tode eilte er nach Halle, um der seit längerer Zeit Erblindeten seine kindliche Verehrung zu beweisen, und blieb auch in der Ferne für ihr Wohl besorgt, indem er sie seinem Jugendfreunde, dem Diakonus Roth, in wärmster Zärtlichkeit empfahl. Als die Witwe des Kammerdieners am 27. Dezember 1730 im achtzigsten Lebensjahre die oft gewünschte Ruhe bei den ihr vorausgegangenen Lieben, zu denen auch ihre beiden Töchter gehörten, fand, rief ihrem Andenken ein Freund, Dr. Johann George Francke, Assessor des Schöppenstuhls in Halle, die Worte nach:

„Hier stirbt Dein Name nicht, er lebt in Deinem Sohne,
Der Dir zum Troste war, der Deines Namens Krone."

Mitteilungen und Berichte.

Kardinal Mazarins Tod.

Von Heinrich Pechtl.

Es ist so eigen das Sterben von einem, den schon die Mitwelt den Unsterblichen beizählt.

Noch stehen ringsumher die stolzen Zeugen der Macht, die Merkmale seltener Allgewalt, prunkende Beutestücke außerordentlicher Erfolge, der reiche Fruchtsegen ganz ungewöhnlichen Glückes unerschüttert aufrecht, noch rieselt der Quell der Gnaden, noch rauscht und klingt das leisest gesprochene Wort kraftbeschwingt weit hinaus durch Berg und Thal, an der Wimper des einen hangen hoffend und bangend die Blicke von Tausenden, lauschen dem letzten Atemzug, dem letzten Pulsschlag. Da — mit einemmale schwinden die Sinne, in starrer Ruhe bleibt die Blutwelle — es trübt sich der Glanz und Schimmer ringsumher, die Farben erbleichen, tiefe, schwere Schatten verschlingen sie, und alle die Herrlichkeit versinkt wie ein wüster Traum in Nebel und Nacht, ganz so wie bei uns gemeinen Menschenkindern.

Das schlägt nun mit dem Menschen auch seine Außenwelt in Trümmer und zwar überall in gleicher Weise; gleichwohl stirbt aber ein jeder so ganz eigen in seiner Art. Wir denken dabei nicht an Magen, Lunge, Leber oder gar die rätselvolle Milz, vor einer Krankengeschichte mögen uns die Musen in Gnaden bewahren, mit Schilderung pathologischer Zustände wollen wir darum niemanden bedrohen; aber Mazarin, dem Kardinal, dem Regierer der Königin-Mutter, des Königs und Frankreichs, dem Machterben Richelieus, in den Dämmerungen seines ablaufenden Tagewerkes in die Seele sehen, das wollen wir.

Kardinal Mazarin, nachdem er den Pyrenäischen Frieden (7. November 1659) abgeschlossen und zugleich mit demselben den Heiratskontrakt zwischen dem König Ludwig XIV. und der Infantin Marie Therese unter eigentümlich-außerordentlichen Schwierigkeiten glücklich zustandegebracht hatte, stand, größer als ein Feldherr nach dem Siege einer entscheidenden Schlacht, auf der Höhe des Glückes und der Gunst. „Der Friedenmacher" hatte nur den Wunsch noch: entweder — Papst zu werden,

oder für den Rest seiner Tage mit einigen auserlesenen Freunden, die nicht minder helle Köpfe haben mußten und zu denen der alte Marschall Gramont sich selber zählt, sich's nun erst recht wohl werden zu lassen.

So gab es denn auch bei ihm, dem verschmitzten, sonst filzigen Italiener, nach seiner Rückkehr nach Paris nichts als Feste, schwelgerische Gastmahle, und auch beim Spiel ging es hoch her. Es war die Richtung der Strömung eines „jungen Hofes" im ersten jugendfrischen, lebendigen Auslauf. Der Kardinal schwamm noch möglichst lustig mit. Gleichwohl konnte er es sich selbst nicht verhehlen, daß er gealtert sei: seine Kräfte waren durch stete Anspannung, durch rastlose Arbeit, zahllose Nachtwachen nahezu erschöpft, seine Gesundheit war zerrüttet. Die drei Monate der Friedensverhandlungen mit ihren 25 Konferenzen in der Mitte des Flusses Bidassoa, auf der kleinen Fasanen-Insel, so oft in Nebel gehüllt, konnten den Verfall der Kräfte des schon lange von der Gicht schwer geplagten Mannes kaum aufhalten. Dort holte er sich vielmehr den Keim des Todes. Er allein leitete die Verhandlungen, und da die Beihilfe von Lionne und Villerois nicht zureichte, trug er auch die Beschwerden derselben allein. Er hatte sein Wort jederzeit an den ganzen Staatsrat von Madrid zu richten, da Don Louis de Haro diesen sehr geschickt die Diskussion führen ließ, und so sehr Mazarin auch seinem Gedächtnis und seiner nicht gewöhnlichen Beredsamkeit mit Vorliebe vertrauen durfte, so stand doch immer nur sein alleiniger Geist dem der anderen sechs gegenüber.

Es war zu Sibourre in seiner Wohnung, wo sich die ersten Anfälle eines Uebels, das ihn allmählich dem Grabe zuführte, bemerkbar machten. Hier war es auch, wo die Königin ihn besuchte. Der Kardinal lag krank im Bette. Auf die Frage nach seinem Befinden warf er sofort die Decke ab, und aus den Kissen streckte er ihr, zum Entsetzen der Königin und ihrer Hofdamen, den ganzen nackten, abgemagerten, mit weißen und blauen Flecken bedeckten Fuß entgegen. „Sehen Sie, Madame, diese Beine, die ihre Ruhe in der Hingabe an Frankreich verloren haben."

Die Königin stieß bei dieser unerwarteten und ungewöhnlichen Schaustellung so erbarmenswerter Hinfälligkeit einen Schrei aus und konnte nicht umhin, diese einiger Thränen zu würdigen.

Von diesem Tage an nahmen Mazarins Kräfte sichtlich ab. In kleinen Tagreisen entfernte er sich von der Grenze, immer im Wagen auf eine Matratze hingestreckt, die man an ihren vier Enden faßte, wenn man ihn zur Mittags- und Schlafenszeit zu Bett brachte. Er verfiel in eine bedeutende Schwäche, und nur manchmal, sei's um dagegen anzukämpfen, machte er Gebrauch von seinen Füßen; er mußte dabei gestützt werden, und so wenig er sich dabei anstrengte, es ermüdete ihn doch so, daß die Befürchtung jedesmal nahe lag, er könnte sterben, sobald man ihn zu Bett brächte. In diesem Zustande langte er im Juli 1660 im Louvre an. Es kamen wieder bessere Tage, eine scheinbare Erleichterung von mehr oder minder kurzer Dauer; der Befürchtung eines baldigen Endes vermochten sie ihn nicht zu entrücken. Noch war aber der Geist stark und frei, und Mazarin selbst, zeitweilig heiter und witzig, täuschte mit diesem Schein auch andere.

So war der Morgen des 26. August 1660, der Tag des Einzugs des Königspaares, über Paris aufgegangen. Mazarin, der Frankreich den Frieden und die Königin gegeben, feierte nun seinen eigenen Triumph. Er war es auch, der den größten, reichsten Glanz entfaltete und durch seinen Aufwand selbst den Bruder des Königs in jenem von den Zeitgenossen viel gerühmten Festzuge, dessen Vorüberziehen allein bei zwölf Stunden in Anspruch nahm, fast ganz verdunkelte. Sr. Eminenz 72 Maulesel zogen die besondere Aufmerksamkeit einer schönen, geistreichen, später auf ungeahnte Höhe erhobenen Frau an, entzückten selbst einen Dichter, der besten einen, und im Volke, in Jubel und Schaulust versunken, im Volke, das, wenn es ein lebhaftes Begehren nach Brot empfindet, von altersher doch auch noch Augenweide verlangt, hätte sich kaum ein Frondeur gefunden, der, wie wenige Jahre vorher, sich heiser geschrieen: „Kein Mazarin mehr!"

Am 9. September gab er zu Ehren der Majestäten, der Königin und der englischen Prinzeß ein glänzendes Fest in seinem Palais, die 24 Geiger thaten Wunder, fast der ganze Hof nahm daran teil. Das allgemeine Vergnügen war nicht unwesentlich durch Mazarins Heiterkeit erhöht. Noch gab man sich dem Glauben hin, daß er sich viel besser befinde, als es in der That der Fall war.

Bei Ballett, Komödie und Spiel, zwischen auserlesenen Gastmahlen und prunkvollen Hoffesten ging der Herbst dahin. Die Krankheit des Kardinals schien im ersten Lusttaumel des Hofes minder wichtig, denn er selbst hatte noch nicht aufgehört, den Geschäften der Regierung zu leben, der Gesellschaft und dem Spiel zu entsagen, noch sah er seinen Vorteil ab, wo er nur konnte, schor sein Schäfchen, so gut es ging, noch wirkte in ihm die Gier nach Gewinn und Besitz, die Lust an Hab und Gut. Gewohnt, die Gewalt des Schmerzes mit der Kraft seines energischen Willens niederzuhalten, gedachte er in den Augenblicken einer Unterbrechung seiner Leiden mit seltener Zärtlichkeit seiner Schätze, wog genau seine Pistolen und legte die leichtesten zum nächsten Spielgebrauch beiseite.

So stand er an der Schwelle des Jahres 1661. Bereits gegen Ende des Monats Januar hieß es, er hätte die Zusage erhalten, daß einen ganzen Monat hindurch ihm nichts von Geschäften gesprochen werde. Da trat in der Nacht vom Samstag zum Sonntag, den 6. Februar, ein Ereignis ein, das seinen Gesundheitszustand bedeutend verschlimmerte.

Durch Unvorsichtigkeit von Arbeitern, die in der kleinen Galerie des Louvre, der sogenannten Königs-Galerie, mit der Ausschmückung und Vorbereitung zu einem Ballett beschäftigt waren, brach hier ein Feuer aus, das sich bis zur großen Galerie verbreitete, wo es jedoch glücklich, im weiteren Vordringen aufgehalten, sein Ende fand. Jene Galerie, über der aus der Zeit Katharinas von Medici gelegen, unter Heinrich IV. gebaut, brannte vollends nieder, und das Feuer vernichtete in wenigen Stunden die Bilder der Könige aus der Hand Janets und ein allegorisches Deckengemälde von Freminet, das einen Kampf Jupiters mit den Titanen, den Sieg Heinrichs IV. über die Ligue, darstellte. Das heil. Altarsakrament wurde von der Pfarre St. Germain de l'Auxerrois herbeigeholt, und in dem Moment, als es an Ort und Stelle war, wich das Feuer. Ein

anderer Zeitgenosse ist jedoch der Ansicht, daß ohne die todesmutige Hilfe eines Klosterbruders der Augustiner leichthin der ganze Louvre hätte zu Grunde gehen können. Eine lange eiserne Kette um den Leib, in der Hand eine Gabel, hing der unerschrockene Frater mitten in Flammen in der Luft und stieß mit seltener Kraft in die brennenden Balken und Pfosten, zog sie an sich und riß sie herab: in Glut und Qualm öfters verschwunden und unsichtbar, kam er plötzlich glücklich aus dem Feuerherd wie jene drei Judenjünglinge aus dem babylonischen Ofen.

Der Kardinal, welcher in der Nähe der Galerie wohnte, soll das Feuer für ein übles Vorzeichen gehalten haben. „Schmeichler" — sagt Bussy — „meinten: das Feuer sei von guter Vorbedeutung, es kündige die Heilung Sr. Eminenz an, wieder andere gestanden es als gutes Anzeichen zu, hielten aber dafür, der Beweis dessen wäre der Tod des Kardinals."

Auf die erste Nachricht hin warf sich der Staatssekretär Graf Brienne der jüngere in seine Kleider, dann in einen Kahn, setzte über die Seine, eilte nach dem Louvre, dann mitten durch die rings in Waffen stehenden Garden der Wohnung des Kardinals zu. Er traf ihn, wie er eben, gestützt auf den Arm des Kapitäns seiner Garden, aus seinem Gemach heraustrat. Mit blassen, entstellten Gesichtszügen, den Tod im Auge, kraftlos, zitternd, schwankte er weiter. Brienne unterließ es nicht, gleich anderen sich ihm zu nähern.

Auf der Höhe der Haupttreppe bestieg Mazarin seinen Tragsessel, dessen kostbaren Inhalt vier Träger hinabtrugen an den Schweizern vorüber, die an den Stufen rechts und links in Reihen sich die Wassereimer reichten und hineilten, sie über den Flammen, die an dem Appartement, das der Kardinal kaum verlassen, bereits gierig leckten, zu entleeren.

In seinem Palais — in der Straße des-Petits-Champs, im Winkel der Straße Vivienne, hinter dem Garten des Palais Royal gelegen — angelangt, ließ er zwölf Aerzte zur Konsultation herbeirufen. Zweifellos hat keiner der Hofärzte, die Gui Patin bezeichnend genug „aulici medicastri et alii nebulones" nennt, gefehlt, auch Anton Vallot, sein eigener Arzt, vordem im Hofstaate der Anna von Oesterreich, seit 1652 königlicher Leibarzt, war dabei, und es dürfte kaum die Muse Molières einen ihrer Lieblinge in dieser respektablen Gesellschaft vermißt haben.

Zweifellos haben sie zusammen viel leeres Stroh gedroschen und waren redlich nur darüber eines Sinnes, daß der Kardinal sterben müsse. Das aber auszusprechen, wollte keiner wagen, bis es der Arzt der vornehmen Welt, Guénaud, auf sich nahm, in überaus feierlicher Weise Sr. Eminenz das Todesurteil zu verkünden; nach Gramont wäre es aber Vallot gewesen.

Mazarin hörte es mit großer Ruhe an und fragte nur: „Wie lange habe ich noch zu leben?"

„Zwei Monate wenigstens," antwortete Guénaud.

Der Kardinal bedankte sich bestens, verabschiedete sie und lud sie zu öfterem Besuche ein.

Darauf schloß er sich in sein Kabinett ein und begann ernstlich an den Tod zu denken.

Wenige Tage später erging sich Brienne in den fast noch neuen Apparte-

ments des Hauses. Er befand sich eben in der kleinen Galerie, die eine Wolltapete schmückte mit einer Darstellung des Scipio nach einer Zeichnung von Giulio Romano; der Kardinal hatte keine schönere. Da hört er ihn selbst hereinkommen, an dem langsam schlurfenden Ton seiner Pantoffeln erkennt er ihn. Brienne schlüpft hinter die Tapete. Er hört ihn die Worte aussprechen: „Dies alles, es muß verlassen werden!" Bei jedem Schritt hält er inne, als wolle er zusammenbrechen, versucht sich bald rechts, bald links festzuhalten, und mit dem Blick auf die Dinge, die seinem Auge entgegentreten, brechen aus der Tiefe seiner Seele wieder die Worte hervor: „Dies alles, es muß verlassen werden!"

Er wendet sich und spricht: „Und auch das noch!"

„Welche Mühe hat es gekostet, diese Dinge zu erwerben. Kann ich sie ohne Reue verlassen? .... Ich werde sie nimmer sehen dort, wohin ich gehe!" ....

Brienne kann nicht länger an sich halten, er seufzt laut auf. „Wer ist hier, wer ist hier?" ruft der Kardinal.

„Ich bin es, Monseigneur, der auf den Augenblick gewartet hat, Ew. Eminenz eines so eben empfangenen wichtigen Briefes halber sprechen zu können."

„Nur heran, heran!"

Der Kardinal hatte auf dem bloßen Leib einen Schlafrock aus Kamelott, mit Grauwerk gefüttert, auf dem Kopfe die Schlafmütze!

„Reichen Sie mir die Hand, ich bin recht schwach, ich kann nicht weiter."

„Ew. Eminenz thäten wohl daran, sich zu setzen," bemerkte Brienne und beeilte sich einen Stuhl herbeizuholen, doch der Kardinal wehrte ab.

„Nicht doch, mich freut es, mich zu ergehen, zudem habe ich in meiner Bibliothek zu thun."

Brienne reicht ihm den Arm, er stützt sich darauf, von Geschäften will er nichts mehr wissen: „Ich bin nicht mehr imstande, Sie anzuhören, sprechen Sie darüber mit dem Könige und handeln nach dem, was er Ihnen sagen wird, ich habe nun viel andere Dinge im Kopfe" — und im erneuerten Schmerze des wiedererwachten Gedankens unvermeidlicher Hingabe und Entsagung fährt er fort:

„Sehen Sie, mein Freund, dieses schöne Bild von Correggio und diese unvergleichliche Sintflut von Antonio Caracci — ich weiß, Sie sind Gemäldeliebhaber, aber auch ein tüchtiger Kenner — ach, mein Freund, das alles muß verlassen werden! Lebt wohl, ihr lieben Gemälde, die ich so sehr geliebt und die mich so viel gekostet ...."

Brienne versuchte den Kardinal zu trösten und ihm Mut zuzusprechen .... „Niemand wünscht, Monseigneur, Ihren Tod, im Gegenteil, jedermann wünscht Ihre Wiedergenesung."

„Ah!" entgegnete Mazarin, „Sie wissen nicht alles. Einer wünscht es!"

„Unmöglich, Ew. Eminenz haben Visionen!"

„Ich weiß das Gegenteil, doch sprechen wir nicht weiter davon. Man muß sterben, besser heute als morgen. Er wünscht meinen Tod, ich weiß es recht wohl!"

Ein merkwürdiges Wort, das von großer Menschenkenntnis zeugt. Mazarin hatte dabei an den König gedacht.

Während der Kardinal noch zu Anfang des Jahres sich um eine Summe

von 12,000 Thalern förmlich bitten ließ und gegen die an ihn abgeschickte Oberſthofmeiſterin, Herzogin von Navailles, mit Rückſicht auf die Beſtimmung des Geldes zum Spiel in die Zornesworte ausbrach: „Ach, wenn Sie wüßte (die Königin), woher dieſes Geld kommt, daß es das Blut des Volkes iſt, ſie wäre damit nicht ſo freigebig!“ — ſchenkte er in den erſten Tagen des Februar dem Bruder des Königs 50000 Thaler. Monſieur war außer ſich vor Freude, umarmte den Kardinal, erfaßte ſeine Hand, und es fehlte wenig, daß er vor ihm in die Kniee geſunken wäre.

In dem Momente, als die Königliche Hoheit den Kardinal verließ, trat Sekretär Brienne ein.

„Ach, Herr von Brienne,“ begann Mazarin, „ich bin ſehr reich, aber ich möchte im Augenblick nicht 50000 Thaler, wohl aber die Hälfte meines Vermögens hingegeben haben, um im Augenblicke jene Freude zu empfinden, die ich ſoeben bei Monſieur veranlaßt.“

Nach erlangter Aufklärung und der oft wiederholten gleichen Aeußerung des Kardinals entgegnete Brienne:

„Bei meiner Treue, Monſeigneur, ich will Sie ein gutes Geheimnis lehren, um ganz ſicher die Freude zu erlangen, die Sie ſich ſo ſehnſüchtig wünſchen. Geben Sie die Hälfte Ihres Vermögens den Armen, und Sie erlangen eine Befriedigung, die Ihnen niemand zu entreißen vermöchte.“

„Oh, Herr von Brienne, Sie ſprechen wie der Sohn Ihrer frommen Mutter. Gott bewahre mich! Ich habe zu viel Mühe gehabt, es anzuhäufen!“

„Ew. Eminenz glauben alſo nicht an das Wort des Gottesſohnes?“

„Das iſt ſchön und gut, aber glauben Sie mir, Geld hat ſeinen Wert.“

„Meiner Treu! Ich ſehe klar: Ew. Eminenz wünſchten — iſt's nicht ſo? — fünfmal 500000 Thaler zu erhalten, und dieſes Geſchenk würde Ew. Eminenz dieſen Augenblick der Freude bereiten, den dieſelben bei Monſieur mit eiferſüchtigem Auge wahrgenommen.“

„Ganz und gar nicht, Sie mißverſtehen mich. Ich wollte nur, es koſtete mich eine, zwei, drei, vier Millionen, um ſo viel Freude zu fühlen, als Monſieur nur um 50000 Thaler gehabt.“

„Oh, ich verſtehe, Ew. Eminenz wünſchten vielleicht, durchdrungen wie dieſelben von der Furcht des Todes ſind, recht fühlbare Freuden; dazu iſt es nicht mehr Zeit, ſie iſt vorüber!“

„Oh! oh! Sohn der frommen Frau von Brienne. Sie moraliſieren und predigen einem Kardinal!“

„Monſeigneur, das Ei will klüger ſein als die Henne.“

So fern ihm auch das Lachen lag, der Kardinal lachte doch, und damit hatte die Unterredung ihr Ende.

In einer eigentümlichen Stimmung ſehen wir ihn ein andermal.

Er ſaß vor dem Kamin in ſeinem Lehnſtuhl, ſcheinbar ſchlummernd. Sein Körper war in einer abſonderlichen, dabei raſchen Bewegung, ſchwankte bald nach vorne, bald wieder zurück, ſein Kopf ſank faſt auf die Kniee, bald wieder ſchnellte er empor, er warf ſich unabläſſig bald nach rechts, bald nach links, dazwiſchen murmelte er wie im Halbſchlaf unverſtändliche Worte.

Brienne, der auf den Zehenspitzen eingetreten, fürchtete, der Kardinal könne plötzlich ins Feuer fallen, und rief dessen Kammerdiener Bernouin herbei.

Dieser faßte seinen Herrn und schüttelte ihn nicht besonders sanft.

„Was gibt's?“ rief im Erwachen Mazarin, „Bernouin, was gibt's? — Guénaud hat es gesagt!“

„Zum Teufel mit Guénaud und seinem Gerede,“ entgegnete jener, „werden Sie immer dasselbe sprechen?“

„Ja, Bernouin, Guénaud hat es gesagt!“

Bernouin kündigte ihm die Anwesenheit des Staatssekretärs an.

„Lassen Sie ihn vortreten;“ er reichte ihm die Hand, die dieser küßte, mit den Worten: „Mein armer Freund, ich bin im Sterben!“

Brienne tröstete ihn, so gut er vermochte, bemerkte ihm aber, daß er sich selber töte, sich mehr Schaden zufüge, als es sein Uebel selbst vermöge.

„Wahr, mein armer Brienne, aber Guénaud hat es gesagt, und Guénaud versteht sein Handwerk.“

Brienne konnte seine Thränen kaum zurückhalten. Mazarin streckte ihm die Arme entgegen und umarmte ihn zärtlich. Indem berührte ihn sein Hauch, Brienne benahm er fast den Atem, er war nahe am Umsinken. Dies bemerkte der Kardinal, nahm ein Mundkügelchen, reichte ihm ein anderes und fügte ungemein höflich bei: „Es thut mir sehr leid, aber sehen Sie, mein Freund, das ist der Mensch. Ich habe schöne Zähne, und ich esse wenig; aber im Innern trag' ich die Ursache nahen Todes“ — und er preßte sein Herz zusammen, und wieder dieselbe Wehklage: „Guénaud hat es gesagt!“

Noch hoffte er Besserung und mehr Ruhe auf dem Lande zu finden. Freitag den 11. Februar ließ er sich nach Vincennes bringen. Der ganze Hof folgte ihm dahin nach. Den Herzog von Navailles schickte er zu dem König mit der Mitteilung seines Uebelbefindens und der Bitte um dessen Besuch. Der König weinte mit dem Herzog und gestand, daß er an dem Kardinal viel verliere. Dieser Besuch und der der Königin-Mutter wiederholten sich fast täglich, beide weilten hier oft und lange. Der ehemalige Günstling der Königin war ihrer aber so sehr überdrüssig, daß er bei ihrem Kommen die Brauen mürrisch zusammenzog, auch die Worte herausstieß: „Ah, dieses Weib macht mich sterben, so sehr ist sie mir lästig. Läßt sie mich nie in Ruh?“ Dann behandelte er sie wie eine Kammerzofe, auch soll er sogar den König gewarnt haben, ihr je irgend eine Macht zuzugestehen.

Außer diesen, seinen Freunden und den Beamten sah ihn sonst niemand. Sein Gesicht war bleich und entstellt, die Nächte böse. Die Aerzte in ihrer unergründlichen Weisheit kamen zu dem Beschlusse, für den Kardinal nach — Ammenmilch zu sehen. So weit — meint Gui Patin — war er gekommen, daß er von Frauenmilch habe leben und „überall saugen“ müssen.

Seinen teuren Verwandten gab er noch einen Beweis unermüdeter Fürsorge, indem er seine Nichte, Marie Mancini, die erste Liebe des Königs, an den Connetable Colonna und deren schöne Schwester Hortense an den halbtollen Frömmler Armand de la Porte, Marquis de Meilleraie, der fortan für das überaus reiche Erbe den Namen Mazarin zu führen hatte, nicht eben glücklich verheiratete.

Gegen Ende des Monats Februar dachte Mazarin an irgend einen stärkeren geistlichen Beistand, denn sein gewöhnlicher Beichtvater war ein schlichter Theatinermönch. Freund Gramont führte ihm den Pfarrer von Saint Nicolas des Champs, späteren Bischof von Agen, Joly, zu. Er sollte nur ein Tröster sein in den letzten Augenblicken, gebeichtet hatte ihm der Kranke nie. Als ihn Mazarin eintreten sah, waren seine ersten Worte: „Sprechen Sie mir von der Barmherzigkeit Gottes, denn was das Gericht anbelangt, fürchte ich nur zu sehr dessen Strenge."

In der Nacht vom 2. zum 3. März glaubte Esprit, erster Leibarzt von Monseigneur, der eben die Nachtwache bei dem Kranken hatte, zwei Anzeichen plötzlich wahrgenommen zu haben, welche die Vorhersage seiner Berufsgenossen, als könne er noch lange hinschmachten, mit einemmale über den Haufen warfen. Die Königin-Mutter, die auf der andern Seite seiner Stube wohnte, hörte ihn nachts über heulen, während es bald wieder schien, als könne er jeden Augenblick ersticken. Denn er war geschwollen und „asthmatisch". Mitten in der Nacht öffnete man die Fenster seiner Stube, um ihm frische Luft zuzuführen.

In nördlicher Richtung des Himmels wurde ein Komet mit zwei Hörnern sichtbar. Der beliebte und sehr gesuchte Pariser Arzt Brayer beeilte sich dies Sr. Eminenz mitzuteilen, dieser aber verneigte sich bescheiden mit dem Beifügen: „Der Komet thut mir zu viel Ehre an." Leute aber von geringerem höfischen Schliff lasen aus der Erscheinung des gehörnten Kometen nur die baldige Abreise des eben auch an Wassersucht erkrankten Papstes und Mazarins heraus.

In Momenten minder heftigen Schmerzes bewahrte der Kardinal noch seine gewohnte Ruhe und Laune. Tubeuf, Vorsitzender der Rechnungskammer, brachte ihm den bescheidenen Rest einer bedeutenden Spielschuld. Es waren nur 1500 Frs. Er nahm sie und legte sie in das Kästchen, in dem sein Geschmeide verschlossen lag. Dann ließ er die Edelsteine Stück für Stück durch seine Finger gleiten — Tubeuf machte recht gierige Augen: — „Ich biete Madame Tubeuf" — sprach der Kardinal — „ich biete Madame Tubeuf" — und er wühlte in Diamanten und allerlei kostbaren Juwelen .... „Was?" rief der Präsident, die Hand hinstreckend. — „Einen guten Morgen", entgegnete die Eminenz und verschloß mit unvergleichlicher Ruhe die Kassette.

Auch ließ er sich noch ins Freie tragen. So traf ihn Gourville unter den Fichten von Vincennes allein in seiner Sänfte, gefolgt von dem Lieutenant seiner Garden, das Gesicht bleich und eingefallen. Er ließ die Träger halten und winkte den Günstling des Glückes heran, unterhielt sich mit ihm eine Weile und gestand ihm, daß er sich am Ende seiner Tage fühle.

Da wollte er einmal bei einem solchen Luftbad doch etwas verjüngt erscheinen. Er ließ sich schön glatt scheren, sich den Bart brennen, die Spitzen desselben kühn aufdrehen, ganz gehörig Rot und Weiß auflegen — sein lebenlang war er nie so zart, weiß und so blühend rot gewesen. Dann stieg er in seine Chaise, und munter gings hinab in den Garten von Vincennes. Er selbst nannte diesen faschingsmäßigen Umzug „seine Carriere mit Ehren abschließen".

In diesem Zustand erblickte ihn Graf Nogent. — „Die Luft thut Ihnen gut, sie hat eine große Veränderung an Ihnen bewirkt; Ew. Eminenz sollten

öfter in die Luft.“ — Der Kardinal befahl: „Kehren wir zurück, mir ist nicht wohl.“ — „Ich glaube es“, fuhr der unerbittliche Spötter fort — „denn Ew. Eminenz sind sehr rot.“ Nach Hause gebracht sank er in das Bett wie ein Ohnmächtiger. Etwas Geistiges wurde ihm gereicht, er kam zu sich, und sein Kammerdiener knurrte ihn an: „Ich wußte es, daß es so kommen werde, ich habe es Ihnen gesagt. Zu was diese Mummerei?“

Diese Metamorphose mußte der zu seinem Lever zugelassene spanische Gesandte noch am folgenden Tage wahrgenommen haben, denn er flüsterte einem Freunde zu: „Die Malerei ist gut als Kopie, der Geist des Originals aber fehlt ihr.“ Anders faßten jene Höflinge die Sache auf, die da meinten: „Als Schelm hat er gelebt, als Schelm wollte er sterben.“

In seinem Zimmer, bei seinem Bette wurde Karten gespielt bis zu dem Tage, an dem der Nuntius bei ihm erschien. Kommandeur von Souvré hielt Mazarins Spiel. Als er einen schönen Stich machte, beeilte er sich dies Sr. Eminenz anzuzeigen. Mazarin sagte: „Ich vertiere weit mehr in meinem Bette, als ich gewinne und gewinnen kann am Tisch, wo Sie mein Spiel halten.“ Darauf Souvré: „Wohl, wohl. Muß man aber nicht mit Ruhm aus seiner Carriere scheiden?“ — „Ja,“ entgegnete der Kardinal, „ja Sie, meine Freunde, und ich bezahle die Kosten.“

Er hatte auch nicht übel Lust nach Paris zurückzukehren, war aber so schwach, daß man nicht wußte, wie er dahin zu bringen sei.

Am 5. März (Samstag) ordnete der König — was nur für Glieder der königlichen Familie statthaft war — eine vierzigstündige Andacht in allen Kirchen von Paris für den Kardinal an. Weil das aber für Mazarin war, zeigte sich das Volk nicht zu eilfertig, und in den Kirchen gab es eben nicht gar viel Gedränge.

Noch arbeitete er zeitweilig mit Letellier, den 4. und den 6. fertigte er und unterschrieb Depeschen nach Rom. Er wollte nach Paris, und man arbeitete sofort an der Ebnung der Wege, um ihn am folgenden Tage, wenn er sich erholte, dahin zu bringen. Große Vorwürfe machte er Vallot, daß er ihn nicht zu heilen verstanden, und klagte ihn an, Ursache seines Todes zu sein. Vallot, um seinen Schmerz darüber zu zeigen, legte sich zu Bett und ließ sich dreimal zur Ader.

Am 7. März (Montag) nahm Mazarin Abschied vom König, der Königin-Mutter und Monsieur und beschenkte sie mit kostbaren Juwelen; an die Versammlung der Geistlichkeit schickte er den Bischof von Poitiers mit seinem letzten Gruße, den Chevalier de Meré an den ersten Präsidenten des Parlamentes mit der Versicherung seiner Ergebenheit bis in den Tod.

Das war sein letzter Akt als Minister.

M. Piccolomini, der Nuntius, erschien und brachte vom Papst den gänzlichen Ablaß in articulo mortis. Derselbe hielt dabei eine kleine lateinische Rede, die mehr fromm als elegant war. Darauf reichte der Schatzmeister der hl. Kapelle von Vincennes dem Kardinal die letzte Oelung. Er empfing sie teils aufrecht, teils in seinem Lehnstuhl, in dem roten Prachtgewand, das Käppchen auf dem Haupte, den Schnurrbart aufgedreht, antwortete selbst und sagte das

Glaubensbekenntnis und die sonst noch üblichen Gebete her. Joly bat er, ihn nicht mehr zu verlassen. Müde und abgespannt ließ er sich ins Bett tragen, um etwas auszuruhen. Er ließ alle seine Diener um sich versammeln, bat sie um Verzeihung wegen jedes Uebels, das er ihnen etwa zugefügt, wegen jedes rauhen heftigen Wortes, sagte ihnen Lebewohl zum letztenmale und kündigte jedem in sanfter und verbindlicher Weise an, was er ihm hinterlassen werde. Inmitten seiner Rede erfaßte ihn ein Ohnmachtsanfall. „Mich überkommt die Schwäche, man reiche mir ein wenig Granatenwasser.“ — Nachdem dies geschehen, sagte er: „Ich komme wieder zu mir“, und sprach zu den Umstehenden ruhig weiter.

Von dieser Stunde an waren es außer dem König, Letellier und den vertrautesten Freunden nur noch Joly und Colbert, die das Gemach Mazarins betraten, allen anderen Herren vom Hofe blieb der Eintritt versagt: man mußte sich mit der Nachricht über sein Befinden begnügen. Der kurzangebundene, wortkarge Colbert wich nicht von dem kleinen finsteren Durchgange zwischen der Garderobe und der Stube des Kardinals, schrieb die Namen der Besucher auf und berichtete darüber seinem Herrn.

Noch an demselben Tage gab Mazarin in Zerknirschung und Reue reiche Almosen und Spenden, auch sonst noch Zeichen werkthätiger Liebe, beschäftigte sich mit seinem Testament und unterschrieb gegen Abend sogar noch einige Depeschen.

Er überlebte die Nacht, in der er kaum drei Stunden geschlafen. Um sechs Uhr morgens, Dienstag am 8. März, wünschte er, daß in seiner Stube Messe gelesen werde, und ersuchte Joly, ihm über Zweck und Wirkung des hl. Opfers zu sprechen: er gestand, daß er vielleicht sein ganzes Leben hindurch nicht einmal nach den Intentionen der Kirche die Messe gehört habe. Mazarin war weder ein Frömmler noch ein Heuchler gewesen.

Eine Besserung schien eingetreten, diese Wiederbelebung veranlaßte zwar etwas Linderung, aber doch nur kurz, da der Rückfall desto empfindlicher war. Am selben Tage meinte er, daß ihn die Aerzte getötet, und als ihm Vallot eine Bouillon aufdrängen wollte, sah er ihm schweigend mit so festem durchdringendem Blick ins Gesicht, als wollte er ihm sagen: „Vallot, du lebst und bist ein großer Esel!“

Der Tag ging in großen Schmerzen vorüber, die Agonie darauf war furchtbar. Unerschrocken blickte er dem Tode ins Auge und äußerte zu Joly das Bedenken, den Tod doch wohl zu wenig zu fürchten, während er Bernouin bemerkte, indem er den eigenen Puls befühlte: „Ich werde noch lange zu leiden haben.“ Um zwei Uhr nach Mitternacht rührte er sich etwas und fragte nach der Zeit: „es dürfte wohl zwei Uhr sein?“ Eine halbe Stunde etwa verharrte er nun im Gebete, den Namen Jesus öfters nennend, dann ging er still dahin, den Weg zur ewigen Ruhe, zwischen zwei und drei Uhr, gegen Morgen, am Mittwoch, den 9. März 1661. — —

Wenige Tage vor seinem Tode wurde die Stelle des ersten Präsidenten der Bretagne erledigt; die Königin-Mutter forderte sie für den Intendanten ihres Hauses, d'Argouges. Der Kardinal versprach es. Daraufhin ging d'Argouges zu diesem, um ihm Dank zu sagen. Mazarin meinte, es wäre wohl wahr, daß er für ihn der Königin jenes Amt zugesagt habe, könne es aber nur thun, wenn er ihm hunderttausend Thaler gäbe. Als jener erklärte, nicht

in der Lage zu sein, erhielt er den trockenen Bescheid: dann könne er auch nicht die Stelle bekommen. Der Intendant begab sich zur Königin und berichtete, was er soeben erfahren. Zu seiner Ueberraschung äußerte Anna von Oesterreich nur: „Wird er dieses schmutzigen Geizes nie überdrüssig? Wird er immer unersättlich sein und nimmer sein Genügen finden an Gold und Silber?"

Kurz darauf besuchte sie den Kranken; er empfing sie mit dem Gruße: „Madame, was fällt Ihnen bei, einen Unersättlichen zu besuchen, einen Mann voll schmutzigsten Geizes, der nie des Goldes und Silbers satt wird?"

In nicht geringer Verlegenheit brachte die betroffene Königin ihre Entschuldigungen so gut oder übel als es ging vor. Er aber bewahrte seine Ruhe und beharrte bei seinem Entschlusse: der Empfohlene könne die Stelle nur dann haben, wenn er ihm einhunderttausend Thaler dafür zahle.

Keine Woche verging, der Kardinal starb, und d'Argouges hatte die Stelle — unentgeltlich.

Bedauert und betrauert wurde Mazarin nur von seinen wenigen Freunden. Selbst in seiner eigenen Familie, für die er soviel gethan, fand sein Tod nicht die Teilnahme, die er gewiß hier am meisten verdient hätte. Auf die erste Nachricht seines Todes sagten Neffe und Nichte: „Gott sei Dank, er hat verendet (crepa)." Sein Universalerbe, Armand de la Porte de Meilleraie, der Gatte der schönen Hortense Mancini, durchlief einst, einen Hammer in der Hand, die Galerie Mazarins und schmetterte die kostbarsten Meisterwerke der Bildhauerkunst nieder, weil sie — nackt waren; hätte nicht dem tollen Rasen das feinere Kunstgefühl des Königs rechtzeitig Halt geboten, er hätte alles in Trümmer geschlagen.

Was aus den Massen und Tiefen des Volkes aus jener Zeit zu uns herüberklingt, ist keine Totenklage, kein Schmerzensruf, nur Hohn und Spott, der in zahlreichen Epigrammen und Liedern austönt. Es ist die herrschende Stimmung des Tages. Ein anderes Urteil lebt in der Geschichte. Die Frage aber, wer größer gewesen, ob Richelieu, ob Mazarin, dürfte eine müßige sein.

Sein unbeschränktes Lob finden wir nur bei einem Zeitgenossen. Es ist der arme poetische Zeitungsschreiber Loret. Er glaubt dem Andenken und Rufe Mazarins sein „ganzes Schreibzeug widmen zu sollen." Was er aber auch an gerechtem Lob verkünden mag, so wird es doch durch das Geständnis bedenklich:

> Par cette morte que je lamente
> Je perds deux cens écus de rente
> Qui furent, pour mon entretien
> Mon plus clair et solide bien.

In seiner Gutmütigkeit fügt er bescheiden bei:

> L'Etat, j'en jurerois ma foy
> Perd infinement plus que moy.

(Lettre du 13 Mars 1661.)

Welches Uebel den Kardinal eigentlich dem Leben entrückte, das zu sagen vermochte keiner seiner Heilkünstler. Der Kardinal selbst machte das Vallot wiederholt zum Vorwurf, noch in seinen letzten Augenblicken hörten ihn die Umstehenden zu sich selber sprechen: „Sie haben mich getötet". Am 6. März um zwei Uhr trafen im Walde von Vincennes die „aulici medicastri" Brayer, Guénaud, Vallot und Des Fougerais zusammen, und alsbald entspann sich ein ergötzlicher Streit darüber, wo der Sitz der Krankheit des Kardinals zu suchen sei. Nach Brayer war die Milz verdorben, nach Guénaud war die Leber schlecht, der große Vallot behauptete, die Lunge sei nichts wert, es sei in ihr Wasser, nach Des Fougerais lag es im Gekröse, da er Absonderungen sah, die niemand gesehen.

Wie dem auch sei, zwei Tage darnach war der große Prachtbau des Palais Mazarin schwarz ausgeschlagen und die Anordnung erfolgt, 10000 Seelenmessen zu lesen für Julius Mazarin, Kardinal der heiligen römischen Kirche, Herzog von Nevers, von Donzi, von Mayenne, von Rethel 2c. 2c.

Quellen: Gramont, Mém. — Brienne (Louis-Henri de Lomenie Comte de), Mém. — Maintenon, Lettres. — Loret, Muse historique. — Motteville, Mém. III. V. — G. Patin, Lettres. — Bussy-Rabutin, Mém. et Correspondance. — Montglat, Mém. — Aubery, Hist. du Card. Maz. II. — Sévigné, Lettres (ed. Monmerqué) VII. — G. Gourville, Mém. — Choisy, Mém. — (Mazarin) Mém. de M. L. de M. — Siècle, Nouveau de Louis XIV.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i. St.

Heidelberg und der Humanismus.

Von

Karl Hartfelder.

I.

Erste Blütezeit des Humanismus.

Es gibt wenige Städte in Deutschland, deren Name so gefeiert ist wie der Altheidelbergs. Wer dächte nicht gern dieser im blühenden Rheinthal gelegenen Stadt, über welche eine freigebige Natur ihre Reize in reichster Fülle ausgegossen hat? Eingezwängt zwischen dem Neckar mit seinen grünen Fluten und den steil abfallenden Bergen mit ihren schattigen Wäldern streckt sie sich lang hin bis hinaus in das offene gesegnete Rheinthal. Ringsum bieten sich die schönsten Blicke auf die Stadt mit ihren charakteristischen engen Gassen und altertümlichen Kirchen, und umgekehrt findet das Auge des in der Stadt Weilenden überall einen schönen Ausblick oder Hintergrund. Ueber der Stadt leuchtet aus dem Grün der Bäume das altehrwürdige Schloß, die schönste Ruine Deutschlands, einst der Sitz des glänzenden kurpfälzischen Hauses. Der mit seiner figurenreichen Fassade gegen den Schloßhof gewendete Ottoheinrichsbau ist heute noch in seinen Trümmern ein Gegenstand der Bewunderung für alle, denen der Sinn erschlossen ist für die heitere Grazie der Renaissance. Immer wieder von neuem schlingt die Dichtung in Vers und Prosa ihre anmutigen Gewinde um die epheuumrankten Mauern des stattlichen Herrensitzes, und wenn schon vor Jahrzehnten die Lieder von Altheidelberg, das „an Weisheit und Weine schwer" ist, vom Zwerg Perkeo mit seinem inneren Licht, von der Frau Pfalzgräfin, „der schönsten der Frauen", vom Ritter Rodenstein und seinem unbezwinglichen Durste, die uns Meister Josephus gesungen, das Herz der studierenden Jugend gewonnen haben, so führt in unsern Tagen die schildernde

Kunst Georg Taylors, dem „der Zauberstab des Wortes“ verliehen ist, neue Bewunderer dem alten Weisheitssitze zu, dessen Namen ihnen allen, mit Scheffels Worten zu reden, ins Herz geschrieben bleibt „gleich einer Braut.“

Aber Heidelberg war seit dem 14. Jahrhundert, seit der Stiftung seiner hohen Schule, auch eine Kulturstätte, in manchen Epochen eine der glänzendsten Leuchten deutschen Geisteslebens. Eine solche weithin leuchtende Bedeutung hatte es z. B. in der Zeit, da sich das geistige Leben Deutschlands unter schweren Kämpfen losrang von mittelalterlicher Gebundenheit, die wir gewöhnlich als das Zeitalter des Humanismus bezeichnen. Gleich die ersten Vorboten des neuen Geistes, der in Italien geboren war, streifen auch Heidelberg, und gegen das Ende des 15. Jahrhunderts sammelt sich hier jener vielbewunderte Kreis von Gelehrten und Dichtern, deren Namen zum Teil europäischen Ruf genießen. Aber freilich ist diese geistige Blütezeit von eng begrenzter Dauer denn „auch das Schöne muß sterben“. In der Zeit, da Erfurt und dann Wittenberg Brennpunkte deutschen Lebens geworden, ist Heidelberg von seiner stolzen Höhe herabgestiegen, und erst die zweite Hälfte des Reformationsjahrhunderts ließ die innerlich erneute und verjüngte Universität wieder im alten Glanze erstrahlen.

Das Verdienst, dem neuen Geiste des Humanismus, der Pflege der „bonae litterae“, wie man die Humaniora zu benennen liebte, eine Stätte in Heidelberg geschaffen zu haben, gebührt dem Kurfürsten Friedrich I. Er ist einer der größten Fürsten aus dem pfälzischen Hause, seit seinem glänzenden Siege bei Seckenheim von seinen Bewunderern „der Siegreiche“, von seinen Gegnern „der böse Fritz“ genannt; er dürfte den meisten Lesern aus Gustav Schwabs Gedicht „Das Mahl zu Heidelberg“ bekannt sein. Er war ein Sohn des Pfalzgrafen Ludwigs III. und der jüngere Bruder von Ludwig IV. Als dieser 1449 starb, hinterließ er einen einzigen Sohn, Philipp, der später den Beinamen des Aufrichtigen bekommen hat, der aber damals nur wenig über ein Jahr alt war. Deshalb erhielt Friedrich die Vormundschaft über den Prinzen und damit die Verwaltung der Pfalz. Friedrich hatte eine tüchtige, nach den Begriffen der damaligen Zeit wissenschaftliche Ausbildung genossen, und als sein Lehrer wird Hans Ernst Landschad von Steinach genannt, ein Sprosse jenes edeln Geschlechtes, das oberhalb von Heidelberg im malerischen Neckarthal seine stattlichen Burgen gebaut hat. Unter den Dichtern der Alten gefiel ihm besonders Vergil. Daneben interessierte er sich für die Meßkunst, d. h. Geometrie und Alchimie. Die Beschäftigung mit den Schriftstellern der Alten wurde ihm so lieb, daß er selbst im Drange der Geschäfte und im Kriege dieselben nicht ganz vernachlässigte.

Als er die Regierung des Landes übernahm, brachte ihm die Universität in der üblichen Weise ihre Glückwünsche dar und bat zugleich um die Bestätigung ihrer Privilegien. Friedrich war vorerst zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, als daß er sich schon jetzt um die Umgestaltung der Universität, welche notwendig war, hätte bekümmern können. Er bestätigte also einstweilen im Namen seines Mündels ihre Privilegien und ließ den 10. Januar 1450 die Urkunde darüber ausstellen. Aber das vormundschaftliche Verhältnis zu Philipp war von keiner Dauer: schon im September 1451 berief Friedrich die Bischöfe von Worms und Speier, dazu die Edeln des Landes, seine Räte und Amtleute zu einer Versammlung nach Oppenheim, und als er hier seinen Zweck nicht erreichte, bald darauf nach Heidelberg und nahm mit deren Zustimmung den kurfürstlichen Titel an. Die Rechte seines unmündigen Neffen wurden dadurch sicher gestellt, daß er denselben an Kindesstatt annahm und versprach, nicht zu heiraten, solange der Neffe oder eheliche Nachkommen desselben lebten, auch alle seine ererbte Habe und etwaige Erwerbungen bei der Pfalz zu lassen. Die Urkunde über die „Arrogation", wie man diesen Akt benannte, ist den 16. September 1451 in Heidelberg ausgestellt. In derselben wird auch der Universität Heidelberg gedacht, und Friedrich verspricht derselben, gerade wie den Städten und den Juden, die Bestätigung ihrer Privilegien, wie sein lieber Vater und sein verstorbener lieber Bruder Ludwig das gethan hätten. Die Universität scheint mit der Arrogation nicht sehr einverstanden gewesen zu sein, denn sie beeilte sich keineswegs, dem neuen Kurfürsten ihre Glückwünsche darzubringen. Die Gründe dafür sind leicht zu erkennen: der Papst hatte zwar die Erhebung Friedrichs auf den kurfürstlichen Thron anerkannt; auch die andern Kurfürsten des Reichs ließen der vollzogenen Thatsache gegenüber nach und nach ihren Widerstand fallen, ja selbst die Mutter des unmündigen Philipp war damit einverstanden, aber Kaiser Friedrich III. verweigerte die Zustimmung, und alle Versuche, dieselbe zu erlangen, schlugen fehl. Friedrich III. hat in seiner zähen Beharrlichkeit niemals die Arrogation anerkannt, was freilich bei seiner bekannten Machtlosigkeit in Wirklichkeit nicht viel bedeuten wollte. Trotzdem dürfte dieser Umstand neben anderen die Universität veranlaßt haben, mit ihrer Zustimmung zurückhaltend zu sein. Friedrich versprach zwar den 13. Januar 1453 gelegentlich der Arrogation seines Mündels Philipp nochmals, „wegen des Studiums zu Heidelberg" den versiegelten Brief auszustellen, aber bis zur Ausführung dauerte es noch ganze fünf Jahre!

Die Zurückhaltung der Universität mochte aber zum Teil auch daher rühren, daß man bereits von den Plänen des Kurfürsten über die Reorganisation der Hochschule wußte. Jedenfalls hatte

das Zögern Friedrichs bei der Bestätigung der Privilegien darin seinen Grund: er wollte zuerst die nötigen Reformen ins Werk setzen und dann erst die Urkunde ausstellen, um sich nicht selbst die Hände zu binden.

An der Universität aber war mancherlei zu bessern und zu ändern. Aehnlich den meisten ihrer deutschen Schwestern hatte die Heidelberger Akademie einen konservativen Zug, und jede Neuerung mußte im mühsamen Kampf abgerungen werden. Die reichen Privilegien, deren die Universität sich erfreute, gaben ihr einen hohen Grad von Selbständigkeit auch dem pfälzischen Hof gegenüber, und noch unter Friedrichs Nachfolger Philipp hat sie der Einführung des Humanismus erfolgreichen Widerstand geleistet.

Der Kurfürst ließ nun einen Entwurf zu einer Reorganisation der bestehenden Einrichtungen ausarbeiten. Sodann versammelte er die Angehörigen der Universität im Augustinerkloster und ließ ihnen in seiner Gegenwart durch den Kanzler Johann Guldenkopf den Entwurf vorlesen, zugleich aber ausdrücklich erklären, daß er, der Kurfürst, niemanden in Heidelberg dulden werde, der sich der Reform widersetzen würde, und wenn jemand deshalb wegziehe, dürfe er auch später nicht mehr nach Heidelberg zurückkommen.

Eine Urkunde vom 29. Mai 1452 enthält die getroffenen Bestimmungen, von welchen die mehr ökonomischen hier übergangen werden müssen; für unser Thema kommt folgendes in Betracht: betreffs der Zusammensetzung des Rates oder nach unserem Sprachgebrauch des Senats der Universität wurde bestimmt, daß derselbe aus dem Rektor, den Dekanen und Doktoren der drei oberen Fakultäten, d. h. der theologischen, juristischen und medizinischen, dem Dekane und vier Meistern der Artistenfakultät, d. h. der philosophischen bestehen sollte. Da die theologische und juristische Fakultät nur drei Doktoren, die medizinische, wie es scheint, nur einen Ordinarius hatte, so war der artistischen Fakultät, die später der eigentliche Sitz des Humanismus werden sollte, ein bedeutender Einfluß gesichert.

Der Schwerpunkt der ganzen Umgestaltung lag aber in der sechsten Bestimmung. In der Artistenfakultät, der „Fakultät der fryen Kunst“, sollte jeder Meister, der herkomme oder schon da sei, lehren und lesen und ebenso jeder Schüler hören und lernen dürfen, was er wolle, wenn es nur von der Kirche nicht verboten sei. Ausdrücklich wurde hier zugefügt, daß der neue und alte Weg, wie die philosophische Sprache jener Tage sagte, d. h. der Nominalismus ebenso gut wie der Realismus gestattet sein solle.

Das war ein bedeutsamer Schritt zur Weiterentwickelung der Lehrfreiheit. Bisher hatte in Heidelberg durch die ersten Lehrer, besonders durch Marsilius von Inghen, der Nominalismus die unbedingte Herrschaft inne gehabt. Mehrmals hatte man zwar

den Versuch gemacht, auch den Realismus, die via antiqua oder antiquorum, an der Universität einzuführen, aber ohne Erfolg. Der Nominalismus hatte sich bis auf Kurfürst Friedrich siegreich in der Alleinherrschaft behauptet. Diese Gewährung der Lehrfreiheit mußte in kurzer Zeit umgestaltend auf die Universität einwirken. Manchem Leser wird es nicht unerwünscht sein, die urkundlichen Worte der besprochenen Bestimmung selbst zu kennen: „So ist unser meynunge und wille, das hinfure in der facultet und Kunste der fryen kunst, die man nennet zu latine facultatem artium, eyn yglicher meyster derselben kunste, der hie ist oder herkummet, lesen und leren und eyn yglicher schuler horen und lernen moge, was er wil, das von der heiligen kirchen nit verbotten ist, es sy der nuwen oder alten wege, das man nennet zu latine viam modernorum oder antiquorum.“

Die Universität fügte sich der Neuordnung nur mit dem Vorbehalte, daß, wenn etwa von einer höhern Obrigkeit ein anderer Befehl käme, der Kurfürst sie vor Unglimpf schützen müsse, was dieser auch zusagte. Die Humanisten faßten die Reorganisation, der bald auch die Anstellung eines humanistischen Lehrers folgte, als einen Sieg ihrer Sache auf. Auf der Plassenburg über Kulmbach, am Hofe der Markgrafen Johannes und Albrecht Achilles, weilte damals ein italienischer Humanist, Namens Arriginus, der einen Kreis von eifrigen Schülern um sich versammelte. Derselbe preist in einem Briefe an den Kurfürsten Friedrich diesen nicht bloß wegen seiner kriegerischen Tüchtigkeit, die allgemein bekannt sei und durch die er den Namen eines Imperators mit Recht sich verdient zu haben scheine, sondern ganz besonders wegen seiner „wunderbaren Liebe für die Humanitätsstudien“. Zeugnis dafür lege die Menge vortrefflicher Männer ab, die er um sich versammelt habe. Er bewundert Friedrichs Geistesgröße, daß er in seiner eigenartigen Klugheit dafür Sorge getragen hat, daß die klassischen Studien sich in Deutschland wieder einigermaßen erholen können. „Ein Fürst, der jeder Krone wert,“ ruft er begeistert aus, „eine Gesinnung, die eines römischen Kaisers würdig ist. Denn was kann den Menschen Schöneres oder Angenehmeres zu teil werden, als einen Fürsten zu haben, berühmt durch seine Klugheit, ausgezeichnet durch Beredsamkeit, an Thaten den Göttern gleich!“

Zu den „vortrefflichen Männern“, von welchen Arriginus spricht, gehörte auch der, welchem in den folgenden Zeilen einige Aufmerksamkeit geschenkt werden soll. Im Jahre 1456 tauchte in Heidelberg ein Humanist auf, der damals schon die Blüte seiner Jahre hinter sich hatte und nach einem wanderreichen Leben, wie es viele Humanisten führten, hier eine Stätte für seine Wirksamkeit gefunden zu haben glaubte: es ist Peter Luder von Kislau im Kraichgau, das damals dem Bischof von Speier gehörte. Er

stammte von armen, aber redlichen Eltern ab: „barbarisches Land," sagt er, „hat mich geboren, auch die Mutter war der Art, doch ist es nicht recht zu glauben, daß ich aus niedrigem Blute stamme; denn beide Eltern waren durch ihre Rechtschaffenheit bekannt". Wer seine ersten Lehrer, über deren Strenge er klagt, gewesen, wissen wir nicht. Doch war für den Kraichgauer Bauernsohn Gelegenheit zum Lernen in allernächster Nähe: sowohl Speier als auch das nahe Odenheim, das ebenfalls dem Bischof von Speier gehörte, hatten eine Schule. In der Grammatik unterrichtet, bezog er die Universität Heidelberg unter dem Rektorate von Dr. Bartholomäus von Herckenwyc. Da er mittellos war, wurde er ohne Gebühren immatrikuliert. Die Vorlesungen über Logik und Dialektik befriedigten ihn nicht, und sein unruhiges pfälzisches Blut trieb ihn in die Fremde. In langer Wanderschaft besuchte er, oft von Not und Sorgen gedrückt, Italien und die Küsten Griechenlands. Erst in reifen Jahren begann er unter der Leitung des Guarinus von Verona sich mit vollem Eifer den humanistischen Studien zu widmen. Auch mit Medizin beschäftigte er sich und zwar, wie es scheint, zu Padua. Padua war damals, gerade so wie Bologna, viel von Deutschen besucht, und Luder fand unter seinen deutschen Landsleuten Gelegenheit zur Anknüpfung vielfacher Beziehungen. Solche führten ihn auch nach Heidelberg zurück, als er Italien verließ, um „die Barbarei der Deutschen auszurotten, soweit er vermochte". In der ersten Hälfte des Jahres 1456 erschien Peter Luder in Heidelberg, und vermutlich war es die Gunst Friedrichs, durch welche er die Möglichkeit, Vorlesungen an der Universität zu halten, erlangte. Den 15. Juli 1456 hielt er seine Antrittsrede.

Luders erster Anschlag am schwarzen Brett ist noch erhalten und zeichnet die Situation deutlich genug: der ruhmvolle Herrscher am Rhein, Friedrich, „der keinem der früheren an Tüchtigkeit nachsteht," wünscht, den Traditionen seiner Vorfahren folgend, unter Benützung des Rates des akademischen Senates die Kenntnis der lateinischen Sprache, „die beinahe schon in Barbarei verwandelt und verschwunden ist," an seiner Universität zu erneuern und hat angeordnet, daß die Humanitätsstudien, d. h. die Bücher der Dichter, Redner und Geschichtschreiber öffentlich vorgetragen werden. Deshalb wird Peter Luder, im Solde unseres ruhmvollen Fürsten selbst stehend, an bestimmten Tagen an einem Orte und zu Stunden, die später veröffentlicht werden sollen, öffentlich über die Gedichte des Quintus Horatius Flaccus und die Historien des Valerius Maximus lesen.

Aus dieser Ankündigung ergibt sich also, daß Peter Luder durch den Kurfürsten selbst berufen war, auch nur von ihm und nicht von der Universität besoldet wurde. Wie wenig die Uni-

versität mit den „Studia humanitatis“, zu denen Luder einlud, einverstanden war, ergibt sich auch daraus, daß die Annalen der Universität über ihn vollständig schweigen.

Vermutlich einem akademischen Brauche folgend, wollte nun Peter Luder seine Vorlesungen mit einer großen lateinischen Antrittsrede beginnen. Am liebsten würden ihm die scholastisch gesinnten Herren Kollegen das Recht, Vorlesungen zu halten, ganz verweigert haben. Da dies aber wegen des Kurfürsten nicht ging, so beschloß man ihm durch allerlei Schikanen das Leben sauer zu machen. Luders Gegner faßten den Beschluß, derselbe habe ihnen seine Antrittsrede zuerst vorzulegen, und Magister Hans Wildenherz von Fritzlar, Professor des kanonischen Rechtes und Syndikus der Universität, erhielt den Auftrag, diesen Beschluß Luder mitzuteilen. Aber die Herren von der zünftigen Gelehrsamkeit waren da an den unrechten Mann gekommen. Der Bericht von Wildenherz über den Erfolg seiner Sendung, welcher erhalten, ist ein schöner Beweis des männlichen Mutes von Luder, der würdelosen Ansprüchen stolz entgegentrat. Er erklärte es für unwürdig, eine Rede, die er öffentlich zu halten gedenke, einer Prüfung der Kollegen zu unterwerfen, und da diese Herren Kollegen von den Dichtern wenig oder gar nichts wüßten, so weigere er sich, ihnen seine Rede zu schicken. Es würde ihm aber angenehm sein, wenn sie als Zuhörer bei seiner Rede anwesend sein wollten. Sollte ihnen dann etwas anstößig sein, so solle man Schiedsrichter aufstellen, und deren Spruch werde er sich unterwerfen. Offenbar hatte Luders Benehmen auf Wildenherz einen guten Eindruck gemacht und ihn günstig für den Humanisten gestimmt. Er schließt seinen Bericht an die Professoren: „Ich kann (an Luder) nichts wahrnehmen, das eines gelehrten Mannes nicht würdig wäre. Deshalb thut, wie euch beliebt. Mir jedoch scheinet ihr einen verborgenen Haß an den Tag zu legen oder, um deutlicher zu reden, den Neid, der heimlich an euch nagt.“

Nachdem Luder den Angriff siegreich abgeschlagen hatte, hielt er sodann am 15. Juli 1456 seine große lateinische Antrittsrede. Er erzählt zunächst sein früheres Leben, wie ihn die Wanderlust in die Ferne geführt und wie er dann nach langen Fahrten den Entschluß gefaßt habe, sich dem Studium „der besten Künste“ zu widmen. Indem er nun in schwungvollen Worten die verschiedenen Wissenschaften, wie Dialektik, Rhetorik, Physik, Astronomie u. s. w. preist, erklärt er, er habe, um sich ein Fundament für alle diese zu legen, sich zu den Humanitätsstudien, den Geschichtschreibern, den Rednern und Dichtern „mit dem ganzen Feuer seines Herzens“ gewandt, und weil er selbst durch lange Beschäftigung mit diesen eine nicht geringe Befriedigung und Nutzen in ihnen gefunden habe, so sei er nach Heidelberg gezogen, um die „nach den Studien

begierigen Männer und Jünglinge" dieser Universität auch darin zu unterrichten. Nicht wie Homer, der von der Muse die Offenbarung des Zornes des Peliden erfleht, sondern wie Vergil, der gesagt: „Flehe vor allem die Götter an," müssen wir als Christen beten, daß uns die Gnade des heiligen Geistes beistehen möge.

Nach dieser wohl an die theologischen Kollegen gerichteten Captatio benevolentiae geht er über zu einem Lob der Geschichte, welcher er einen hohen Wert für die moralische Ausbildung beilegt. Wie die Philosophie durch Worte, lehre sie durch Thaten der großen Männer des Altertums, daß man Treue bewahren müsse. Zugleich aber bringe die Geschichte auch dem, der sie kenne, Ehre und Achtung. Ebenso zeigt er mit Zuhilfenahme einer Stelle aus Vergil die Macht und den Wert der Beredsamkeit, um dann zu den Dichtern überzugehen, die man nicht bloß so obenhin lesen dürfe, sondern mit Mühe und Anstrengung, mit glühendem Durste ausschöpfen müsse. Hierbei geht dem Humanisten das Herz auf, und man fühlt es seinen Worten an, wie er die klassischen Poeten begeistert verehrt. Die Feinde der Dichter führen an, daß dieselben Liebesgeschichten und Verbrechen erzählen. Aber diese seien bloß dem andern Inhalt beigemischt, und die heiligen Schriften erzählten auch von beiderlei. Soll man sie deshalb nicht lesen? Gewiß nicht. „Denn aus den Dornen sammeln wir Rosen, aus dem Kote das Gold." Aber auch die heiligen Personen der Bibel und die Väter der Kirche haben weltliche Wissenschaft und die Dichter studiert. Die Schriften eines Hieronymus, Augustinus, Lactantius u. a. sind voll von Citaten aus den heidnischen Klassikern. Diese Gedanken noch weiter führend, schließt er dann mit einer beweglichen Ansprache an die Studenten, ihre ganze Kraft dem Studium der klassischen Litteratur zu widmen.

Welchen Eindruck seine Worte gemacht haben, erfahren wir nicht. „Was uns jetzt (an seiner Rede) trivial erscheint, hatte damals noch und nun gar in Heidelberg den vollen Reiz der Neuheit, und eine verhältnismäßig so reine Sprache hatte man hier noch nie gehört," sagt Wilhelm Wattenbach, der sich um unsere Kenntnis Luders große Verdienste erworben hat. Schon im folgenden Jahre hat Peter Luder wieder eine ähnliche Rede gehalten, in der er sich gegen die Alleinherrschaft der Dialektik richtete und abermals für die humanistischen Studien eine Lanze brach. Die Einladung oder Intimacio zu dieser Rede, mit welcher er eine Vorlesung über Terenz einleitete, beweist, daß die Anfeindungen seiner Lehrthätigkeit fortdauerten; die Dialektik hatte „ihre Schlangenköpfe" gegen ihn erhoben, und man hatte sogar versucht, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen. Boshafte Gegner meinten, er solle mit seiner humanistischen Weisheit über die Alpen ziehen; nach Italien passe dieselbe.

Fast scheint es, als ob Peter Luder auswärts mehr Anerkennung gefunden hätte als in Heidelberg selbst. Zu dieser Vermutung gelangt man durch einen Brief, den Rektor Wildenherz, den wir früher schon kennen gelernt haben, im Jahre 1457 an den Kurfürsten Friedrich richtete. Er teilt darin mit, daß der „Dichter Peter" von mehreren der bedeutendsten Fürsten glänzende Anerbietungen bekommen habe. Sein Abgang aber würde zum Schaden vieler, „die bei ihm zusammenströmen," gereichen. Er, Wildenherz, sei selbst Zeuge dafür (vermutlich gehörte er zu seinen Zuhörern), daß Luder den dunkeln Sinn vieler Schriften ihnen erschlossen und die durch Barbarismen entstellte lateinische Sprache gereinigt habe, so daß sie ihm alle auf ewig verpflichtet seien. Derselbe würde nun den Dienst des Kurfürsten jedem andern vorziehen und, um im Vaterlande bleiben zu können, sogar gegen geringeren Gehalt, als ihm anderwärts geboten worden, in Heidelberg lehren. Darum fleht Wildenherz „bei der unsterblichen Gottheit" den Pfalzgrafen an, Luder doch um jeden Preis zu halten.

Ob diese flehentliche Bitte bei dem Kurfürsten ein williges Ohr gefunden, wissen wir nicht. Doch dürfte etwas für Luder geschehen sein, da er vorerst die Universität noch nicht verließ. Außer Wildenherz hatte er noch einige weitere Gönner in Heidelberg gefunden: es werden Dr. Johannes Wenk und der Kanzler Matthias Ramung erwähnt. Am innigsten gestaltete sich mit der Zeit der Verkehr mit Matthias von Kemnat, seinem ehemaligen Schüler, der seit August 1462 als Kaplan des Kurfürsten eine einflußreiche Stelle bekleidete, wovon unten eingehender gehandelt werden soll. Aber selbst die Freundschaft mit diesen einflußreichen Männern war nicht imstande, seine materielle Lage zu einer wirklich günstigen zu gestalten. Freilich soll nicht verschwiegen werden, daß Peter Luder mit dem Gelde nicht hauszuhalten verstand und dabei einen Lebenswandel führte, den wohl überhaupt kein akademischer Gehalt jener Tage austrug. Darum die zahlreichen Bettelbriefe an vornehme Personen und Freunde, die seinem Ansehen und der von ihm vertretenen Sache schaden mußten. Eine Zeit lang half er sich mit Privatschülern durch, die er annahm, als aber wegen der Kriegsunruhen 1459 diese Quelle versiegte, sah er sich seiner wichtigsten Einkünfte beraubt. Er mußte sich nach einer andern Erwerbsquelle umsehen und wandte sich nach Ulm, wo wir ihn im September 1460 finden. Luder ging aus Heidelberg weg mit der festen Absicht, wieder dahin zurückzukehren, und die Verbindung, die er noch weiter mit Matthias von Kemnat unterhielt, bestätigt diese Absicht. Auch der Kurfürst wünschte sehr seine Rückkehr und hat dafür sogar materielle Opfer gebracht. Warum aber Luder seinen Plan nicht ausführte, als die Zeiten wieder ruhig geworden, wissen wir nicht. Möglich, daß ihm die Feindschaft der

Kollegen derart lästig geworden, daß er andere Orte, wo mehr Empfänglichkeit für seine Wissenschaften war, vorzog; möglich, daß man auch in Heidelberg Bedenken trug, einen Mann zurückzurufen, dessen Lebenswandel doch sehr anstößig war und der durch seine häufige Geldnot eine beständige Verlegenheit für Gönner und Freunde war. Im ganzen hat er vier Jahre in Heidelberg gelehrt, wie er selbst angibt.

Eine besondere Beachtung verdient das Verhältnis Luders zum Kurfürsten Friedrich. Wie früher mitgeteilt, stand der Poet in des Kurfürsten persönlichem Solde, und dieser dürfte ihn auch hauptsächlich in die schöne Neckarstadt gezogen haben. Es mag immerhin sein, daß derselbe bei Luders Berufung auch an die Bedürfnisse seiner Kanzlei dachte, in der er Leute brauchte, denen der bessere lateinische Stil für Korrespondenzen und Urkunden geläufig war. Dieser rein geschäftliche Gesichtspunkt schließt aber einen andern höhern nicht aus. Es entspricht dem freien und weitsichtigen Geiste Friedrichs, der ja auch noch andere Humanisten geschützt hat, daß er dem neuen wissenschaftlichen Geiste der Renaissance, der in Italien längst gesiegt hatte, auch in Heidelberg eine Stätte bereiten wollte. Darum verkündet Luder des Kurfürsten Lob bei jeder passenden Gelegenheit. Schon in seinem ersten Anschlag am schwarzen Brett in Heidelberg ist ihm Friedrich der Princeps gloriosissimus, veterum virtute nulli secundus; in einem Brief an seinen Freund Matthias heißt er ihn geradezu den „göttlichen Fürsten". In Erfurt nahm er sich später des vielverlästerten Fürsten aufs eifrigste an und versäumte nicht, von dort aus sich seinem Gönner empfehlen zu lassen.

Luder widmete seinem Kurfürsten auch eine poetische Huldigung, die wegen ihrer Originalität eine Erwähnung verdient. Den 28. Nov. 1460 überschickte er Friedrich eine „Elegie an seine einzige Freundin Panphila," begleitet von einem kurzen Briefe, in dem er den Inhalt seines Gedichtes als ernst gemeint, die Einkleidung als poetische Fiction bezeichnet. Wattenbach gibt den Inhalt dieses bis jetzt noch nicht ganz gedruckten Gedichtes folgendermaßen an: „Der Dichter feiert zuerst die Schönheit seiner Panphila in üblicher Weise, die glänzenden Augen, die schwellenden Lippen, welche zum Küssen reizen u. s. w. Zuweilen zeigt sie sich freundlich, und dann ist kein Widerstand möglich: alle Schätze der Welt sind nichts gegen sie. Doch strebt er nicht einmal darnach, sie ganz zu besitzen, mit dem kleinsten Teile wäre er zufrieden. Allein die Gegenliebe fehlt; was hilft es, wenn sie mich nicht hart zurückstößt und doch nicht ganz zuläßt? Er kommt dann auf die schon früher erwähnten Mängel (nämlich von seiner Seite), die geringe Herkunft, die unansehnliche Gestalt, aber auf den Geist komme es an, und den verschmähe sie zu erproben. Wolle sie ihm eine Herde zu weiden

geben, denn sie habe deren viele, so sei er zu jeder Aufgabe bereit, die ihm gestellt werde. Er habe eine Flöte, die von vielen bewundert werde. Viele Nymphen haben ihn schon gelockt, aber er verschmäht alle um ihretwegen und hat doch keinen Lohn davon. Der Grund kann nur sein, daß Neider ihn verleumden. Jetzt ist Panphila schön, aber die Gestalt ist vergänglich, und nur der Dichter kann sie verewigen. Nur durch Properz und Tibull leben die Namen ihrer Geliebten." Er, Luder, hat zuerst die Musen vom italienischen Boden in das Vaterland geführt; er hat zuerst seine alte Mutter, Heidelberg, im Gedichte gepriesen. „So sollst du, Panphila, wenn du den Dichter nicht verachtest, als erste der Nymphen gefeiert werden, und sein immerwährendes Lied wird dich (denn was vermögen Gedichte nicht alles!) bis an die Sterne erheben." Er liebt sie wie einst Jupiter die Europa, der Sohn des Priamus die Helena. „Du meine ganze Zier, mein Licht, meine Ehre und meine Freude." Doch halt, Luder, welcher Wahnsinn hat dich erfaßt? Kannst du glauben, daß ein heimischer Mann gefällt? Panphila, für welche du glühst, schätzt heimische Männer gering und hält sich lieber an Fremde, die zwar der Güte entbehren, aber mit glänzenden Schmeichelworten ihre schimpflichen Handlungen verbergen. „Es ist thöricht, diese Liebe zu nähren, besser, eine andere zu erwählen, welche die Liebe erwidert. Aber Panphila beherrscht ihn unwiderstehlich, er kann nicht los von ihr, er wird sie immer verehren und besingen und bittet nur um Gnade."

Aber, wird man fragen, wie kommt Luder dazu, dem Kurfürsten sein Liebesleid zu klagen? Würde er nicht klüger gethan haben, solche Erfahrungen seinem hohen Gönner ganz zu verschweigen? Der Dichter hat selbst das Rätsel in einem späteren Briefe gelöst. Panphila ist nicht eine Geliebte neben seiner Katharina oder Thais, die wir aus seinen Briefen kennen lernen, sondern ist der Kurfürst selbst. Luder hat seine Wünsche in die Form einer Allegorie gekleidet, um sie poetisch wirksamer zu machen. Nicht bloß die Theologie des Mittelalters hatte ihre Freude am Allegorisieren, auch der neu aufkommende Humanismus wußte mit Hilfe der Allegorie in seinen geliebten Poeten die tiefsten Geheimnisse zu finden. Einen thatsächlichen Erfolg scheint übrigens das Gedicht nicht gehabt zu haben; denn Luder ist nicht mehr nach Heidelberg zurückgekehrt.

Welches waren nun die Gegenstände, über die Luder in Heidelberg gelesen hat? Begonnen hatte er im Jahr 1456 mit Vorlesungen über die Episteln des Horaz und die Historien des Valerius Maximus. Dann hatte er über Terenz und verschiedene Schriften des Cicero gelesen. Die Beschäftigung mit letzterem, den er, wie zahlreiche Citate beweisen, ziemlich kannte, legte es

ihm nahe, auch über Rhetorik zu lesen. Der handschriftliche Entwurf ist noch vorhanden, den er nach „den Prinzipien des Tullius" verfaßt und seinen Vorlesungen zu Grund gelegt hat. Auch über Seneca hat er vorgetragen, und als dieser Philosoph „durch die Strenge seines Charakters und seiner Gedanken den Sinn vieler erschreckte," versuchte er es mit einer Vorlesung über Ovids Bücher de arte amandi, „welche vermutlich besser gezogen haben wird."

Aber mit dem Halten lateinischer Reden und der Auslegung römischer Klassiker ist die Heidelberger Thätigkeit Luders noch nicht erschöpft. Die echt humanistische Freude an Büchern hat ihn veranlaßt, alte Handschriften abzuschreiben, wobei ihm Speier wertvolle Vorlagen geliefert zu haben scheint.

Peter Luder hatte in Italien nicht nur die Begeisterung für die Klassiker und das Bewußtsein, etwas Besseres zu wissen als die zünftigen Gelehrten der deutschen Universitäten, in sich aufgenommen; auch seine Lebensweise wurde italienisch leichtfertig, und er legte seine Gewohnheiten, nach Deutschland zurückgekehrt, nicht ab. Besonders die Briefe an Matthias von Kemnat gewähren einen Einblick in sein Privatleben, das für einen Mann, dessen ehemals schwarze Haare schon grau waren, zu Zeiten toll genug war. Obgleich nicht verheiratet, hatte er doch einen Sohn, dem er den Namen Vergilius beilegte. In Heidelberg lebte er mit einem Mädchen, Namens Katharina, die er in seinen Briefen Thais nennt und die er offenbar in seiner Wohnung hatte; denn er erzählt selbst, daß ihn dieselbe am Schreiben verhindere, indem sie ihm die Feder aus der Hand nehme und dafür Küsse gebe. Als er im Jahre 1460 Heidelberg verließ, konnte er sie nicht mit sich nehmen. Ohnehin hatte er auch die Absicht, bald wieder nach Heidelberg zurückzukehren. Matthias von Kemnat scheint ihn deshalb in einem Briefe getadelt und ihm überhaupt seinen unsittlichen Lebenswandel vorgerückt zu haben, wozu Matthias freilich am allerwenigsten Ursache hatte. Luder gestand nun offen seinen Fehler ein, doch die Vorwürfe des Matthias ließ er sich nicht gefallen, da dieser ja „bis über die Ohren" in denselben Sünden stecke. Aber seine Schwüre von ewiger Liebe und Treue für Katharina erhalten eine seltsame Beleuchtung, wenn er von Ulm aus schreibt, für den Fall, daß diese ihm nicht willfährig sein würde, wisse er sich in Ulm durch eine lustige Dirne zu entschädigen, die schön sei wie eine Göttin, zu der ihm auch alle seine Freunde rieten. Peter Luder gehörte offenbar nicht zu den Leuten, die aus verschmähter Liebe am gebrochenen Herzen sterben. Noch schlimmere Geschichten wären von ihm zu erzählen, was aber besser hier nicht geschieht, und die Geständnisse, die er einem ungenannten Freunde bezüglich seiner Kraftlosigkeit macht, verraten einen hohen Grad sittlicher Frivolität.

Neben der Venus vulgivaga pflegte er auch dem Bacchus zu opfern. „Bei der heiligen Gottheit des Bacchus" fleht er einen Priester an, der einen guten Weinkeller hat (es ist vermutlich Matthias von Kemnat), ihm Wein zu geben. So lange Leben in seinen Gliedern, will er diese mildeste aller Gottheiten ehren. Mit Vergnügen nimmt er eine Einladung an, in der gemeinsam mit Dirnen scharf gezecht werden soll.

Es wird sich niemand wundern, daß ein Mann mit einem solchen Lebenswandel gelegentlich auch mit der Geistlichkeit in Konflikt geriet. Der Stadtpfarrer von Heidelberg verhängte eines Tages über Luder kirchliche Censuren und erklärte, ihn nicht zum Abendmahl zulassen zu wollen, weil — er die schuldigen vier Quatemberschillinge nicht bezahlt habe. Luder schickte ihm sofort das Geld und behauptete, nicht gemahnt worden zu sein. Der Brief, den er bei dieser Gelegenheit dem Stadtpfarrer schrieb und der die übliche Höflichkeit humanistischer Episteln vermissen läßt, zeigt, daß Luder die Schmähschriften italienischer Humanisten erfolgreich studiert hat. Er ist angefüllt mit den beleidigendsten Wendungen, und pathetisch ruft der Humanist aus, daß er seinen Gegner in alle Ewigkeit hassen werde und sich zu rächen gedenke. Daneben versichert er seine Rechtgläubigkeit, und selbst der Name des Erlösers und ein paulinischer Spruch werden beigezogen, um dieselbe zu erhärten. Wie es aber in Wirklichkeit mit der Rechtgläubigkeit Luders aussah, läßt der frivole Witz ahnen, den er in Basel am Tische eines Theologen machte: Luder erklärte, bevor er sich verbrennen lasse, sei er erbötig, nicht bloß an die Dreieinigkeit, sondern sogar an die Viereinigkeit zu glauben.

Luders Wirksamkeit an der Universität umfaßte die kurze Zeit von vier Jahren. Weder die Annalen der Hochschule noch eine andere Quelle erzählt, welchen Erfolg er gehabt. Daß derselbe nicht sehr bedeutend gewesen, ist schon, abgesehen von der kurzen Dauer seiner Thätigkeit, dadurch wahrscheinlich, daß seine Art des Lehrens zu neu, zu verschieden von der bisherigen Uebung war. Es dürften wohl mehr reife Männer, wie z. B. Wildenherz, als Studenten von ihm gelernt haben. Dabei war auch seine Persönlichkeit nicht dazu angethan, der Sache, die er vertrat, große Achtung zu erwerben. Der Humanismus ist bei seinem ersten Auftreten in Deutschland so sehr abhängig von Italien, daß seine Vertreter sogar die italienische Liederlichkeit und Frivolität teilen. So ist die Thätigkeit Luders in Heidelberg eine Episode ohne dauernden Erfolg, ein erster Versuch, der aber mißlungen ist, ein Vorbote dessen, was noch kommen sollte.

Das weitere Leben Luders, seine Wanderungen nach Erfurt, Leipzig, dann wieder nach Italien u. s. w., liegen außerhalb des Rahmens dieser Darstellung.

Mit Peter Luder durch Freundschaft auf das innigste verbunden ist Matthias Widman von Kemnat in der Oberpfalz, gewöhnlich **Matthias von Kemnat** geheißen. Im Sommer 1447 war er zu Heidelberg als armer Student immatrikuliert worden, der nicht einmal die Gebühren zahlen konnte. Wie lange er hier studiert hat, wissen wir nicht; schwerlich aber war er, wie man geglaubt hat, während dieser Zeit Lehrer des Kurfürsten Friedrich. Nach einiger Zeit finden wir seine Spur wieder auf der Plassenburg bei Kulmbach, wo er „die neue Schreibweise“ bei dem italienischen Humanisten Arriginus erlernte, wie er dem Abte des Benediktinerklosters Reichenbach berichtete. Im Februar 1457 verließ Matthias wieder die Plassenburg, mit Empfehlungsbriefen seines Lehrers versehen, um sich an den Hof des Kurfürsten Friedrich nach Heidelberg zu begeben. Arriginus hatte ihn auch an Peter Luder empfohlen, und bald entwickelte sich zwischen diesen beiden ein innigeres Verhältnis, gegründet auf die Gemeinsamkeit der Lebensanschauung. In einem Briefe Luders an Matthias vom 24. Januar 1460 ist letzterer schon als Kaplan Friedrichs bezeichnet. Der Kurfürst mit seiner Vorliebe für Humanisten hatte sich des humanistisch geschulten Matthias angenommen und ihn, wie derselbe in seiner devoten Ausdrucksweise sagt, „aus dem Kot erhoben und erzogen.“ Den 24. August 1462 präsentierte ihn Friedrich auf die Pfründe und Kaplanei des Altars Johannes des Täufers in der Schloßkapelle zu Heidelberg. Schon im nächsten Jahre hat er ihm eine weitere Pfründe verliehen, um seine Einkünfte zu erhöhen. Matthias scheint die Stelle eines Schloßkaplans bis zu seinem Tode innegehabt zu haben. Eine Stelle an der Universität hat er nie bekleidet. Wenn man gemeint hat, Matthias sei auch noch „Professor der Eloquenz und Humaniora“ an der Universität gewesen, so hat sich das durch die Forschungen Wattenbachs als ein Irrtum erwiesen.

Ueber das Verhältnis des Schloßkaplans zum Kurfürsten gibt die Chronik des Matthias mancherlei Aufschlüsse. Man wird sich nicht darüber wundern, daß er seinen Fürsten fast überschwenglich preist. Seine Stellung als Schloßkaplan war schwerlich derart, daß sie ihm eine kühle, rein objektive Haltung gestattete. Uebrigens braucht nicht alles, was er zum Lobe des Pfalzgrafen sagt, als Schmeichelei und höfische Kriecherei aufgefaßt zu werden. Friedrich hatte in der That viele Eigenschaften, für die man ihn als den „pfälzischen Löwen“ besingen konnte. Der Sieger von Pfeddersheim und Seckenheim, in dessen Kerker die mächtigsten Nachbarn sich demütigten, der Eroberer zahlreicher Schlösser und fester Städte, der den Länderbesitz der Pfalz fast um das Doppelte erhöhte und seinen Staat zum geachtetsten im Südwesten Deutschlands machte, konnte gerühmt werden, ohne daß man deshalb zu

lügen und zu schmeicheln brauchte. Matthias nennt ihn den invictissimus und divus princeps, den großmütigen, männlichen und unerschrockenen Fürsten, Ausdrücke, mit denen die Humanisten überhaupt nicht geizten. Er ist fest überzeugt, daß Gott seinem Fürsten wohl will, sonst würde derselbe nicht so rasch von Sieg zu Sieg schreiten. Daß er sich aber gegen den Kurfürsten etwas herausnehmen durfte, beweist ein an diesen gerichtetes lateinisches Gedicht, in welchem er ausführte, warum er nicht Pfalzgraf sein möchte. Matthias hat keinen Geschmack am Zerstören von Städten und am Vergießen von Blut; seinen Ohren gefällt nicht das Krachen der Geschütze, und ebensowenig kann er sich für die Jagd auf Hirsch und Eber begeistern: non esse volo Palatinus. Aber der Pfalzgraf bleibt ihm nichts schuldig und sagt ihm in lateinischen Versen dagegen, daß er ebensowenig Matthias sein möchte, der ja des Gebrauchs seiner Hände und Füße beraubt ist (Matthias litt damals schon an Podagra und Chiragra), der Ach und Weh schreit, weil ihn der Dienst des Bacchus und der Venus soweit gebracht, der ein Spieler und Astrolog ist: „nein, nolo esse Matthias." Eine hohe Wertschätzung seines Kaplans spricht nicht gerade aus diesen Versen des Kurfürsten, wenn sie auch im Scherze gedichtet sind.

Wenn schon an sich die Stellung eines mittelalterlichen Schloßkaplans zwar einflußreich und vielfach erstrebt erscheint, aber nicht sehr geachtet war, so mochte Matthias durch seinen ungeistlichen Lebenswandel die persönliche Achtung des Kurfürsten noch vollends verscherzt haben.

Doch scheint jene Zeit toleranter gegen solche Leidenschaften gewesen zu sein als unsere. Denn selbst der sittenreine Wimpfeling, dem man schwerlich ein Buhlen um die Gunst des einflußreichen Hofkaplans wird zur Last legen wollen, sucht die Freundschaft des Matthias und schickt ihm ein lateinisches Neujahrsgedicht, wie auch Matthias Verse Wimpfelings in seine Chronik verwebt hat.

Seinen Hauptruhm verdankte aber Matthias von Kemnat weder seinem Verkehr mit humanistischen Zeitgenossen noch seiner sehr mittelmäßigen lateinischen Poesie, sondern dem Geschichtswerk, das er in deutscher Sprache verfaßt hat, der Chronik Friedrichs des Siegreichen.

Das Werk umfaßt zwei Bücher, von denen das erste, bis jetzt ungedruckt, mit Erschaffung der Welt beginnt und die Geschichte der Kaiser, Päpste und des bayerischen Fürstenhauses bis auf Friedrich herunterführt. Das zweite Buch beschreibt sodann die Thaten des Kurfürsten bis zum Jahre 1475 und fügt einige kurze Darstellungen kulturhistorischen Inhaltes bei, über Erdbeben, über die 26 Arten von Betrügern und Schwindlern in jener Zeit, über

Hexen und Teufel, den Kindermord der Juden in Trient (1475), über die Hochzeit des Herzogs Georg von Bayern, über Clara Dettin, die Gemahlin des Kurfürsten Friedrich 2c.

Bedeutenden historischen Wert erhält die Chronik dadurch, daß Matthias seinen Fürsten auf seinen Kriegszügen begleitet hat und also vieles als Augenzeuge berichtet. Wenn er auch sein Werk in höfischem Tone geschrieben, so ist er doch weit entfernt davon, nur solches zu berichten, das seinem Herrn zum Ruhme gereichen könnte. Friedrich hatte z. B. den grausamen Grundsatz, wenn er ein Schloß oder eine Stadt genommen hatte und sich darin Leute fanden, die früher seine Unterthanen gewesen, dieselben ohne Gnade hinzurichten. Matthias erzählt nun jedesmal, wenn eine Burg oder Stadt gefallen, mit genauer Zahlenangabe, wie viele Unglückliche diesem traurigen Schicksal verfallen sind. Ebenso berichtet Matthias über Friedrichs wenig rühmliches Verhältnis zu Clara Dettin, der schönen Augsburgerin, seiner späteren morganatischen Gemahlin, von deren Söhnen einer der Ahnherr des Hauses Löwenstein geworden ist.

Was seine Weltvorstellung betrifft, so ist er ein rechter Vertreter jener Klasse unter der ersten Humanistengeneration, die noch halb im Mittelalter steckte und nicht die Kraft besaß, mit der Vergangenheit ganz zu brechen und sich dem neuen Geiste voll und rückhaltslos hinzugeben. Sein ganzes Wesen ist, wie auch sein Leben, ein seltsames Gemisch einer guten Theorie und einer schlechten Praxis; Aberglaube und Aufklärung, Scholastik und Humanismus wohnen im seinem Geiste unvermittelt nebeneinander, ohne daß daraus ein neues harmonisches Ganzes entstände. So ist er z. B. sehr aufgeklärt bezüglich der Erdbeben und sucht sich dieselben nach dem Vorgang von Aristoteles und Plinius klar zu machen. Derselbe Matthias aber sieht in jedem Kometen, der am Himmel auftaucht, die Vorboten „großen Uebels, von Krieg, Mord, Brand, Verräterei, Pestilenz 2c." Wenn die Eule schreit, so ist das ebenfalls die Ankündigung kommenden Unheils, und die klassischen Autoren, mit denen er eben noch die natürliche Entstehungsweise der Erdbeben erläutert hatte, werden jetzt benützt, um den thörichtsten Köhlerglauben über Kometen und Eulengeschrei zu erweisen. Daneben gibt er eine ausführliche Auseinandersetzung über den Hexenglauben, die Sekte der „Gazarier, d. h. der Unholde, die bei Nacht auf Besen, Ofengabeln, Katzen, Böcken und andern Dingen fahren."

Natürlich glaubt ein solcher Mann auch an den Mord von Christenkindern durch Juden. Viel ausführlicher als manches staatlich wichtige Ereignis erzählt er, offenbar an der Hand einer Quelle, die er fast wörtlich wiedergibt, wie die Juden zu Trient im Jahre 1475 ein Kind geraubt und getötet haben, um dessen

Blut bei ihrem Ostermahl zum ungesäuerten Brote zu genießen. Einem so gearteten Geiste widerstrebten auch die phantastischen Träumereien der Astrologie nicht. Matthias war ein eifriger Astrologe und hat mit seinen abergläubischen Vorstellungen gelegentlich sogar auf des Kurfürsten Entschlüsse eingewirkt.

Matthias wurde von verschiedenen Zeitgenossen fast überschwenglich gepriesen: Luder erklärte einmal, daß man aus seinem Munde den Sänger Orpheus zu hören glaube, und Johannes Mendel schreibt an ihn, er habe ihn gesehen und sich erkundigt, wer er sei. Da habe man ihm mitgeteilt, das sei der hochgelehrte, in allen Künsten unterrichtete Kaplan des Kurfürsten Friedrich, und Mendel freut sich, daß das Vaterland einen solchen Mann hervorgebracht habe. Die Nachwelt, welche seiner Fürsprache und Protektion beim Kurfürsten nicht mehr bedarf, auch keine Absichten auf seinen Beutel und Weinkeller hat, denkt ruhiger und kühler über den Biographen des „bösen Fritz". Wenn man ihn aber einen „schamlosen Schmeichler" genannt und gemeint hat, damit das letzte Wort gesprochen zu haben, so ist das nur das andere Extrem. Matthias von Kemnat ist trotz seiner mannigfachen Schwächen eine Erscheinung, die eine eingehendere Würdigung beanspruchen darf. Sympathisch wird er freilich nicht leicht werden: ein Mensch, der uns soviel von seinen Leiden vordichtet und für dessen Krankheit wir doch kaum Mitleid empfinden, da sie nicht ohne Verschulden ist, wird schwerlich je die Herzen gewinnen. Man wird ihn mehr nach der Zeit seines Lebens beurteilen müssen, da das leidige Podagra noch nicht seine Glieder verbog und er in heiterer Jugendlust mit gleichgestimmten Freunden sein Leben in klassisch schöner Weise zu gestalten suchte. Etwas von diesem frischen, natürlichen Hauche seiner besseren Tage ist seinem Werke geblieben, und wer die unförmlichen historischen Elaborate von Zeitgenossen, z. B. die Speierer Chronik gelesen hat, wird nicht leugnen, daß auf sein Werk ein Schimmer klassischer Schönheit und Anmut gefallen ist.

Das Werk des Matthias fand einen poetischen Bearbeiter, der den Inhalt der Chronik bis zum Jahre 1471 wenigstens in Verse und Reime, wenn auch nicht in Poesie umsetzte, der aber freilich nicht zu den Humanisten gerechnet werden darf. Michael Beheim aus Sulzbach bei Weinsberg hatte nach einem Wanderleben voll Mühe und Entbehrungen, reich an Enttäuschungen und schmerzlichen Erfahrungen, das ihn durch halb Europa geführt, am Hofe Friedrichs von der Pfalz endlich einen Hafen für den Herbst seines Lebens gefunden. Der Kurfürst erteilte dem verse- und reimkundigen Mann, dessen dichterisches Talent freilich nicht hoch anzuschlagen ist, und dessen Produkte bedenkliche Verwandtschaft mit der Bänkelsängerei aufweisen, den Auftrag, seine Thaten in einem Gedichte zu verherrlichen. Michael Beheim, den die Not

seines Lebens gelehrt hatte, wes Brot er aß, des Lied zu singen, machte sich unter dem Beistand des Matthias von Kemnat und des kurfürstlichen Geheimschreibers Alexander Bellendörfer an die Arbeit und verfaßte eine Reimchronik. Die Art und Weise, wie Matthias an diesem Werke sich beteiligt hat, ist noch nicht ganz aufgehellt. Beheim sagt zu Anfang seines Werkes, daß er seine Chronik „durch Unterweisung Matthis' von Kemnaten, der das mehrerteil bei des Kurfürsten Geschichte persönlich gewesen sei," gemacht habe. Sodann nennt er Matthias „seinen Gesellen" bei der Arbeit, den „Mitbeschreiber dieses Buchs", „Mitdichter dieser Historie" u. s. w. Nach diesen Bemerkungen sollte man fast annehmen, daß der Hofkaplan nicht bloß das Material geliefert, sondern bei dem Gedichte auch selbst mit Hand angelegt hat. Nicht undenkbar wäre freilich, daß das „Mitdichten" sich bloß auf Beibringung und Anordnung des Stoffes bezog. Matthias hat bei Beheims Werken jedenfalls geistige Patenstelle vertreten und darf einen Teil des eben nicht großen Verdienstes dieser Reimchronik für sich beanspruchen.

Ein weiterer Vertreter der Frührenaissance, der bei seinem gelehrten Vagabundenleben Heidelberg gestreift hat, ist Samuel Karoch von Lichtenberg, oder de monte rutilo, wie er latinisiert heißt. Doch ist bis jetzt nicht bekannt, wann er dahin gekommen und wann er Heidelberg wieder verlassen hat. Wilhelm Wattenbach, welcher den Spuren dieses prahlerischen und würdelosen Abenteuerers in den Handschriften nachgegangen ist, sagt: „Es ist also eine sichere Thatsache, daß Samuel sich in Heidelberg betrunken, auch daß er sich längere Zeit dort aufgehalten hat. Ebenso haben wir keinen Grund zu bezweifeln, daß er dort Vorträge gehalten hat."

Diejenigen zwei Gelehrten, welche sich mit Karoch quellenmäßig beschäftigt haben, nämlich Wattenbach und Voigt, sprechen von demselben in Ausdrücken, welche eine Beschäftigung mit diesem Manne nicht anziehend erscheinen lassen. So nennt ihn der erste einen „humanistisch gefärbten Bänkelsänger, der eigentlich nur in der gereimten Poesie heimisch war und vermutlich keine Hexameter zu machen verstand," und von einem Karoch'schen Gedichte spricht er als von einem „Machwerk, in welchem Geschmacklosigkeit und Roheit um den Vorrang streiten". Voigt aber drückt sich noch stärker aus, wenn er sagt, Karoch stehe „in der Stufenleiter der geistigen Armseligkeit und der Verlumptheit des Lebens noch bedeutend unter Peter Luder". In Italien habe er etwas von der neuen Poesie und Eloquenz verlauten gehört und sich deshalb, obwohl er davon so gut wie nichts, von andern Dingen aber gar nichts gelernt, zum Dichter berufen gefühlt. In Leipzig sei er wie „ein miserabler Bettler und als eine Art Spaßmacher" ge-

duldet worden. Seine Dichtungen, Reden, Episteln bewegten sich insgesamt im Abschaum akademischen Lebens, in der unsaubern Sphäre des Bacchanten- und Scholarendaseins, um dessen Armseligkeit und Unflat sein Humor am liebsten spiele. Seine „Schmutzpoesien seien ein Sittenspiegel aus der schlechten Gesellschaft des damaligen Universitätslebens. Er habe nicht wenig zu dem Mißkredit beigetragen, den die Lateinmeister und Poeten an den deutschen Hochschulen genossen."

Nach dieser Charakteristik, die wenigstens an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, wird sich kein Leser beklagen, wenn wir Karoch keine weitere Beachtung schenken.

Neben diesen düstern Schatten sind aber auch helle Lichter: in dem Thun und Treiben dieser Männer offenbart sich ein Zug nach dem Natürlichen und Unverbildeten. Ihre Seele ist erfüllt von dem Schönheitsideal der klassischen Welt, und die Ueberzeugung, daß ihre Kenntnis des klassischen Altertums etwas absolut Wertvolles ist, erfüllt sie mit hoher Begeisterung. Allerdings ist für sie das Altertum noch identisch mit dem römischen, und es ist kein Anzeichen vorhanden, daß sie von den Griechen mehr wußten, als was man aus Horaz, Vergil, Ovid, Cicero und anderen lateinischen Quellen erfahren konnte. Der alte Mönchsspruch: Graeca sunt, non leguntur, wird thatsächlich noch geübt, wenn man ihn auch schwerlich in der Theorie gelten ließ. Bewunderung für die Schönheit der Form, das Streben, die schöne Form auch in das Leben einzuführen, selbst auf Kosten der Sitte, Anmut und heitere Lebenslust sind bei Luder und Matthias unverkennbar. Aber diese erste humanistische Blütezeit Heidelbergs ging vorbei, ohne Spuren zu hinterlassen. Mit den Lehrern sind gewiß auch die meisten Schüler weggezogen. Das fröhliche Treiben der Poeten hat aufgehört, und später hatte man keine Erinnerung mehr an diese Epoche. Die Bewegung war erloschen so plötzlich, wie ein ausgeblasenes Licht, und die alte Finsternis kehrte wieder in die schöne Neckarstadt, bis geraume Zeit später der Geist des klassischen Altertums durch bedeutendere Vertreter von neuem sich ein Heim in Heidelberg geschaffen hat.

Die maritime und koloniale Thätigkeit Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten.

Von

Max Beheim-Schwarzbach.

Friedrich Wilhelm[1] verlebte, wie bekannt, einen Teil seiner Jugendzeit in den Niederlanden. Dieser Aufenthalt war in vielen Beziehungen von bedeutsamem Einfluß auf ihn, nicht bloß in Bezug auf seine Charakterbildung, sondern auch auf die Erweiterung seines staatsmännischen Blickes. In den großen Häfen des seetüchtigen, kleinen Volkes, das erst vor kurzem mit verzweifelter Energie und mit entschiedenem Erfolg gegen das mächtige Spanien auf dem Meere gerungen hatte, auf den geschäftigen Stapelplätzen der Niederländer, deren weitbauchige, reichbeladene Schiffe hier aus- und einliefen, lebhaften Verkehr mit den in fremden Erdteilen gegründeten Niederlassungen unterhielten und einen blühenden Welthandel vermittelten, lernte die geschäftige Phantasie des jungen Prinzen kühne Pläne aufbauen für sein eigenes Land. Er hielt von nun an seinen Blick auf die See gerichtet. Was das junge Holland vermocht hatte, sollte das bei ernstem Willen der Fürst, wenn er erst an die Spitze eines räumlich weit bedeutenderen Staates gestellt war, nicht auch durchzuführen imstande sein? Eine den Feinden Achtung gebietende Flotte zu schaffen, einen lebhaften transatlantischen Handel und überseeische Kolonien zu gründen und dadurch Brandenburg den anderen Staaten ebenbürtig an die Seite zu stellen?

Noch tobte der fürchterliche deutsche Krieg, in welchem einige

[1] Die Hauptquelle zu dieser Arbeit bot das Königl. Geh. Staatsarchiv in Berlin; doch ist außerdem die einschlägige Litteratur, besonders das denselben Gegenstand behandelnde, im Jahre 1839 in Berlin erschienene Buch von Stuhr benutzt worden.

Decennien vorher ein Wallenstein sich mit großen maritimen Ideen getragen hatte, als Friedrich Wilhelm, seit sieben Jahren regierender Kurfürst, jenen Plänen ernstlich näher trat; aber sie scheiterten für dieses Mal. Sie scheiterten nicht sowohl an der geeigneten Persönlichkeit, denn es hatte ihm der aus der Holländisch-Ostindischen Compagnie ausgetretene Admiral Liers seine Dienste angeboten, als vielmehr an den äußeren, hierzu unumgänglich notwendigen Mitteln, die dem Fürsten nicht zu Gebote standen, und die die reichen Seestädte, vor allem das trotzige Königsberg, ihm rundweg abschlugen; sie weigerten sich, an diesem „Werke" mitzuarbeiten.

Aber darum ließ der Kurfürst nicht von diesem Lieblingsplane ab; er wartete nur auf eine andere, passende Gelegenheit. Wieder war es der Krieg, unter dessen Aegide die Gründung einer brandenburgischen Flotte von neuem in Angriff genommen wurde. In dem sogenannten zweiten Raubkrieg, den Frankreichs König zunächst gegen die Niederlande führte, war sofort der Kurfürst als treuer Bundesgenosse den Holländern zu Hilfe geeilt. Die französische Politik wußte den unbequemen Gegner dadurch abzulenken, daß sie die Schweden ihm ins Land schickte. Schwedens Heere drangen plündernd in die Marken ein, Schwedens Flotte beunruhigte die brandenburgischen Häfen und Küsten. Der Invasion wurde durch die glorreiche Schlacht bei Fehrbellin ein jähes Ende bereitet; schnell ging der Angegriffene zu energischer Offensive über. Und jetzt glaubte Friedrich Wilhelm auch, der rechte Zeitpunkt sei gekommen, Schiffe zu rüsten und, ähnlich wie einst die holländischen Wassergeusen das spanische Joch gelockert, die lästige schwedische Abhängigkeit für immer zu brechen. Das konnte aber nur auf dem Elemente geschehen, auf welchem die Schweden dominierten, zur See. In derselben Zeit, in welcher das kleine Brandenburg, zum Staunen und zur Bewunderung Europas, zum erstenmal ganz selbständig den mächtigen Gegner in der Feldschlacht zurückwarf, versuchte es sich auch zum erstenmal auf dem Meere. Das Jahr der Schlacht bei Fehrbellin (1675) wurde auch das Geburtsjahr der ersten brandenburgischen Seemacht.

Die kleine Flotte, für den Krieg und im Kriege erwachsen, trug selbstverständlich auch zunächst einen rein kriegerischen Charakter und kämpfte ganz nach demselben Muster, nach welchem die ersten wenigen und kleinen holländischen Fahrzeuge gegen die zahlreichen und großen spanischen Kriegsschiffe operiert hatten. Es wurde gekapert; es wurden Handelsschiffe, die dem Feinde Waren zuführten oder unter feindlicher Flagge segelten, aufgelaufen; kurz, es sollte dem Feinde „so viel Abbruch als möglich" zugefügt werden. Es war abermals ein Holländer, der sich hierbei dem Fürsten ratend und helfend zur Seite stellte, ein Mann, dessen Name von

nun an eng mit dieser ersten See- und Kolonialgeschichte Brandenburgs zusammenhängt, ein Name, der auch für die Folgezeit nicht vergessen sein sollte: Raule oder Raulé.

Benjamin Raulé war früher ebenfalls, wie einst Liers, bei der Holländischen Compagnie engagiert gewesen und hatte hierbei seinen kaufmännischen und nautischen Blick geschärft. Er war eben ein Kaufmann großen Stiles, dabei, als echter Holländer, von kühnem Mut, besaß außerdem weltmännische Gewandtheit, um den Großen der Erde, schneidige Schärfe, um den Massen zu imponieren. Es bedurfte dieser Mischung in einer Person, um die Rolle mit Erfolg spielen zu können, zu welcher das Schicksal ihn auserkoren hatte. Raulé ist eine tragische Figur in der Geschichte der brandenburgischen Seemacht und Kolonialpolitik. Ihn trieb Ehrgeiz; seine Gegner, deren er natürlich sehr bald sehr viele gewann, und die ein ideales Streben an dem einzelnen nicht begreifen konnten, schoben ihm lediglich Gewinnsucht und niedrigste Spekulation unter. So viel sei von vornherein gesagt, solange Raulé als Ratgeber gehört wurde, florierte sein Werk, und in demselben Maße, als man ihn mit Mißtrauen betrachtete, nicht mehr auf ihn hörte, ja verfolgte, ging es zu Grunde. Brandenburg, der Binnenstaat, besaß eben noch keine eigenen nautischen Talente, die erst durch vertraute und langjährige Beziehungen mit der See sich bilden können.

Raulé riet dem Kurfürsten, der mit dem Projekt einer Marinebildung sich lebhaft trug, zunächst gemietete Schiffe unter brandenburgischer Flagge segeln und diese gegen die Schweden auf Kaperei auslaufen zu lassen. Er selbst erbot sich, solche Fahrzeuge anzuschaffen. Er hatte damals in Middelburg eine sehr geachtete Stellung, war Schöffe und Rat dieser Stadt und Mitregent von Seeland. Durch die Vermittelung der brandenburgischen Residenten im Haag und Amsterdam, Romswinkel und Blaspeil, eröffnete er Friedrich Wilhelm seine Ansichten. Mit Freude und Genugthuung las derselbe dieses ihm übersandte, „von einigen, die nicht genannt sein wollten", verfaßte Schreiben. Wurde ihm doch jetzt Gelegenheit geboten, ohne sonderlichen Kostenaufwand seinem Jugendtraum Leben und erste Gestaltung geben zu können. Hier meldeten sich, wie der verschämte Titel lautete, „einige Liebhaber, so auf der Ostsee und sonsten auf die Kaperei zu fahren sich anerbietig machten" (4. Februar 1675). Sofort wurden den Residenten von dem in der Nähe befindlichen Fürsten sogen. „Kommissionspatente" und „Vollmachten, das Werk ehest zu Schluß und Effekt zu bringen", übersandt. Nicht uninteressant ist in diesen Patenten der Eingang, der folgendermaßen anhebt:

„Demnach wir von den beiden Kronen, Frankreich und Schweden, ohne einzige gegebene Ursache feindlich angegriffen und überfallen worden, und demnach billig darauf bedacht sein, wie wir

solchen unsern Feinden allen möglichen Abbruch und Widerstand thun mögen; als haben wir (Raum für den Namen des Schiffers und Schiffes) aufgetragen, wider gedachte unsre Feinde, Frankreich und Schweden, dero Unterthanen und Angehörigen aufzulaufen 2c. Sollten wir auch künftig noch von mehreren Feinden angegriffen werden, so soll diese Kommission sich gegen eben dieselbe erstrecken."

Nicht ohne Grund glaubte Raulé und mit ihm der Kurfürst, daß eine Schädigung des Imports in Schweden, wo besonders an Salz und Korn gerade damals außerordentlicher Mangel war, verhängnisvoll für die Regierung werden könnte. Raulé war sofort Feuer und Flamme; in kürzester Zeit gelang es ihm, die nötigen Schiffe zu werben, und bald waren neunzehn schwedische Fahrzeuge im Werte von 1 500 000 Gulden „aufgelaufen" und in niederländische Häfen geschleppt. Aber welch ein Sturm und „Murmurieren" darüber in den Niederlanden. Die egoistische Politik der Holländer ließ sich die Hilfe des Brandenburgers gern gefallen, aber mit Neid sah sie auf die maritimen Anfänge der alliierten Macht. Auch fürchteten sie als gute Rechner und Kaufleute, es könnte ihr eigener Handel geschädigt, mit Schweden ernstlicher Konflikt herbeigeführt werden. Raulé, „dem fast angst und bange geworden, daß es ihm an Kopf und Kragen gehe", wurde als Seeräuber betrachtet und mußte schleunigst fliehen, um seine Person, vielleicht sein Leben in Sicherheit zu bringen. Die eingebrachten Schiffe, entschied man, seien zu „relaxieren". Es folgten die schärfsten Auseinandersetzungen zwischen der kurfürstlichen Regierung hüben und dem Ratspensionär Fagel drüben. Friedrich Wilhelm erklärte, „es sei in dieser Sache seine Ehre und Reputation, so ihm lieber als das Leben, engagiert; gelte es doch dem gemeinsamen Feinde, der uns fürnehmlich darum attaquieret, daß wir uns mit den Niederlanden verbunden." Er erlangte, daß ihm wenigstens teilweise willfahrt wurde.

Aber der Kurfürst sah sich jetzt vorsichtig nach anderen Häfen um, die seine Prisen sicher und willfähriger bergen könnten, denn die brandenburgischen waren allzu entlegen. Er wandte sich daher an Dänemark. Der dänische König trug, da der Krieg mit Schweden noch nicht erklärt war, allerdings formelle Bedenken, den brandenburgischen Schiffen öffentlich Gewährungspatente zu erteilen, aber da er „selbst nichts sehnlicher wünschte, als daß der Kurfürst die Schweden wacker zwacke und ihnen allen möglichen Abbruch thun möge", erklärte er auch, „durch die Finger sehen zu wollen", wenn Schiffe unter brandenburgischer Flagge mit Prisen in dänische Häfen, besonders in Glückstadt, einlaufen sollten.

Trotzdem blieben in den Niederlanden mehrere Agenten oder Kommissare, so u. a. der Bürgermeister zu Veere, Leonard v. Grims-

veld zu Ostende, selbst ein spanischer Gesandter, Don Emanuel de Lira, erbot sich zur Kaperei. Als „Prinzipalkommissarius" fungierte aber Raulé, der übrigens bald wieder in seine Heimat zurückgekehrt zu sein scheint.

Aus solchen Anfängen, aus Kaperschiffen, wie sie die Not erheischte, gleichsam aus dem Kampf ums Dasein, sollte eine wirkliche Marine zu kurfürstlich brandenburgischen Diensten erwachsen. Es war der Krieg gewesen, der den treuen, umsichtigen Lenker des neu aufstrebenden Staates in Deutschland, welcher das Steuer in sturmvoller Zeit unentwegt geführt hatte, auf das Meer trieb, wohin sein Herz ihn längst zog. Denn Friedrich Wilhelm erkannte, daß mit bloßen Kaperschiffen, die ja nur eine andere, freilich erlaubte Art von Seeräuberei trieben, noch nichts gethan sei. Er unterhandelte deshalb weiter mit Raulé, der sich auch anheischig machte, 4 Schiffe, darunter 2 Fregatten, auszurüsten, zu bemannen und dem Kurfürsten zur Verfügung zu stellen. Die Fregatten sollen 16—20 Kanonen und je 50 Mann Besatzung haben, die anderen Fahrzeuge sollten wenigstens halb so stark montiert sein. Zu gleicher Zeit erbot sich der Oberst Simon de Bolsey, ein Regiment Mariniers zu werben; ein Vorschlag, der ebenfalls angenommen wurde. Am 15. Mai 1675 fand die bezügliche „Kapitulation" statt. Bolsey erklärte, 6 Compagnien zu je 89 Mann, „alles gute und taugliche, zum Krieg geschickte Menschen", zu stellen, „die in 4—5 Wochen komplett sein sollten". Das Werbe- und Kostgeld mußte der Führer, der in den Rang eines Oberstlieutenants erhoben wurde, für die ersten Monate selbst auslegen. Der Zweck dieser Mariniers sollte sein, als „fliegendes Corps" dem Feinde möglichst viel Schaden zuzufügen. Bolsey that seine Schuldigkeit, das Marinecorps war zu rechter Zeit in Rotterdam mehr als vollständig vorhanden; nur die Flotte ließ noch auf sich warten. Nach einiger Zeit kam auch sie an; sie war von widrigen Winden zurückgehalten worden. Außer den Rauléschen Schiffen hatten noch drei holländische Kriegsschiffe (wofür die Amsterdamer Kaufleute 28 671 holländische Gulden, 11 500 Thlr. Heuer oder Pacht begehrten) sich dem Kurfürsten zur Disposition gestellt. Nachdem noch einige Zeit, abermals wegen ungünstigen Windes, gezögert worden, stach man am 6. September in See. Der Commandeur, Bolsey, hatte dem Kurfürsten einen Plan unterbreitet, demzufolge man, „um die Schweden zu turbieren", sich vor allem gegen den im Bremischen gelegenen und allmählich stark befestigten Platz Karlstadt (auch Karlsburg genannt) wenden müsse. Friedrich Wilhelm billigte das Unternehmen und befahl, den Ort im Eroberungsfall gänzlich zu demolieren oder in die Luft zu sprengen, die erbeuteten Geschütze und Munition dann nach Bremen zu schaffen. Die kleine Flotte kreuzte zunächst hin und her, um den

Feind irre zu führen. Plötzlich lief sie vor Karlstadt an. Unter dem schützenden Donner der Schiffskanonen landeten die Truppen, verjagten die schwedischen Brandwachen und setzten sich dem Befestigungsort gegenüber fest. Der Feind machte mit 4—500 Mann einen Ausfall, der glänzend zurückgeworfen wurde. Drittehalb Stunden währte der Kampf, er endete mit völliger Zurückwerfung der Schweden. Der kommandierende Offizier blieb mit circa 100 Mann auf dem Platz; andere Offiziere und Gemeine wurden zu Gefangenen gemacht.

Das war die erste kriegerische Expedition, die von Kriegsschiffen unter brandenburgischer Flagge unternommen worden ist. Wenn auch der eigentliche Zweck, Karlstadt zu demolieren, nicht erreicht wurde (denn die Schweden zogen ihre gesamte Mannschaft aus der Nähe zusammen, um mit circa 2500 Mann die Brandenburger zu umzingeln, so daß Bolsey sich vorsichtig zurückzog), so war doch, für den ersten Zusammenstoß der Waffenruhm der brandenburgischen Mariniers begründet. Bolsey wurde jetzt mit den Schiffen nach Kopenhagen geschickt, um sich dem dänischen Admiral beizugesellen. Er klagte übrigens in seinem Berichte über einige Unregelmäßigkeiten, die bei der Einschiffung der Truppen vorgekommen, die Holländer hatten nicht recht Order parieren wollen und waren nicht pünktlich mit ihren Booten erschienen, so daß einige Soldaten mit zwei Offizieren hatten zurückbleiben müssen. Dieselben hatten zwar versucht, sich in einem nahen Dorfe zu verschanzen, hatten auch „mit guten Salven den Feind empfangen“, wurden aber dann natürlich überwunden. Er klagte ferner, daß einige holländische Matrosen sich geweigert hätten, nach dem Sund mitzufahren.

Der Kurfürst war trotz alledem zufrieden, und im nächsten Frühjahr (1676) vergrößerte er die Flotte, verstärkte er die Zahl der Mariniers. Ein neuer Kontrakt wird mit Raulé geschlossen, der jetzt unter dem Namen eines „Directeur einiger Fregatten“ oder eines „Schiffsdirecteur“ erwähnt wird. Dieses Mal verlangte der Kurfürst schon 11 Fahrzeuge, darunter 5 große Schiffe, eine Fregatte von 20 Kanonen oder „Stücken“, besetzt mit 100 Mann. Es wurde schon genau das Verhalten, den Schiffen anderer Staaten gegenüber, präcisiert, und die Hauptorder lautete, vor allem „vor Stralsund, Rügen, Greifswald und daherumb fleißig zu kreuzen, daß nichts dahinein komme“. In diesem Jahre blieb den Schiffen brandenburgischer Flagge vorbehalten, an einer größeren Aktion sich rühmlich zu beteiligen.

Der Krieg zwischen Dänemark und Schweden war nämlich erklärt, und es war bereits zu offenen Feindseligkeiten gekommen. Im Mai fand eine zweitägige, größere Seeschlacht statt, in welcher laut Nachricht 34 dänische Schiffe 60 schwedische bestanden. Auch

3 brandenburgische Schiffe kämpften mit, die Fregatten König von Spanien, Stadt Berlin und die Galiote Cleve. Ja, es gelang ihnen sogar, 2 feindliche Schiffe zu nehmen, ein größeres Orlogschiff, der Leopard, mit 22 Kanonen versehen, und einen kleinen Brander, Namens Salamander, von 4 Kanonen. Die gefangene Mannschaft zählte 80 Mann, darunter befanden sich 3 Kapitäne und 2 Lieutenants. Mit Jubel wurde dem Kurfürsten die Meldung gemacht, die mit den hoffnungsvollen Worten schloß: „Gott verleihe Ew. Kurfürstl. Durchl. ferneres Glück und Viktoria!" „Mit sonderbarem Vergnügen" vernahm Friedrich Wilhelm diese Botschaft und freute sich der ersten Erfolge seiner jungen Marine und „der guten Prises, welche der liebe Gott unseren Fregatten verliehen".

Jetzt stand in seinem Herzen die Ueberzeugung fest, seine Marine sei zu großen Dingen berufen; er beschloß, in seiner maritimen Politik, trotz aller Verdrießlichkeiten und Anfeindungen, unbeirrt fortzufahren. Er ließ jene beiden Schiffe, die ersten eigentlich kurfürstlichen, die im Kampfe nicht unerheblich gelitten hatten, neu equipieren und bemannen. Und immer klarer trat in ihm der Gedanke auf, eine selbständige Flotte sich nach und nach anzuschaffen, die ganz unabhängig von Dänemark oder Holland operieren könne, denn beide fingen an, mit eifersüchtigen Augen auf die weitere Thätigkeit der Brandenburger zur See hinzublicken, Holland wünschte keinen jungen Rivalen auf der Nordsee, und „die Krone Dänemark scheint, wie Romswinkel berichtet, mit der Krone Schweden hierin einer Meinung gewesen zu sein, daß niemand, als sie beide, auf der Ostsee Kriegsschiffe halten möge".

Friedrich Wilhelm aber wollte ihnen allen trotzen und zeigen, was sein energischer Wille vermochte. Wie er sich nicht mit Kaperschiffen begnügt hatte, so waren auch lediglich gemietete Fahrzeuge nicht nach seinem Wunsche, und schon im Jahre 1677 ergab eine Musterung, daß 7 Schiffe auf eigene kurfürstliche Kosten und 8 von Raulé, mit kurfürstlicher Beihilfe, und immer zu kriegerischer Verfügung bereit, ausgerüstet waren. Eine nähere Zusammenstellung ergab folgendes:

A. Auf kurfürstliche Kosten equipierte Schiffe:

Schiff		Matrosen		Soldaten
1) Fregatte Kronprinz	mit	91	Matrosen und	23 Soldaten,
2) Galiote Maria	„	30	„ „	11 „
3) Schut de Hoop	„	30	„ „	10 „
4) Eine große Galeere	„	25	„ „	15 „
5) Fregatte Der Windhund	„	25	„ „	15 „
6) Brander Salamander	„	10	„ „	— „
7) Jacht Die Bracke	„	14	„ „	— „
Summa		225	Matrosen und	74 Soldaten.

B. Auf Rechnung Raulés ausgerüstet:

1) Fregatte Spanien	. . mit	62	Matrosen und	21	Soldaten,
2) Fregatte Berlin	. . . „	56	„ „	21	„
3) Fregatte Prinz Ludwig	. „	30	„ „	17	„
4) Galiote Potsdam	. . „	40	„ „	32	„
5) Galiote Spandau	. . „	45	„ „	15	„
6) Der kleine Hoop	. . . „	9	„ „	9	„
7) u. 8) Zwei Viktualienschiffe	„	4 u. 3	„ „	—	„
	Summa	249	Matrosen und	115	Soldaten.

Im ganzen bestand die damals unter kurfürstlicher Flagge segelnde Flotte aus 15 Fahrzeugen, die 474 Matrosen, 189 Soldaten und 119 Kanonen bargen, eine Zahl, die jedoch noch weit hinter den Wünschen Friedrich Wilhelms zurückblieb; sollte doch in diesem Jahre die Zahl der Mariniers allein 600 betragen! Mit diesen Schiffen wurde nach wie vor die Kaperei betrieben, ein in Kolberg eingerichtetes Seegericht sollte über die Prisen entscheiden. Einen größeren Fang machten die Schiffe, als Hamburg sich weigerte, die dem Kurfürsten vom Kaiser angewiesene Summe von 100,000 Thlrn. zu bezahlen. Es wurden 5 Hamburgische Schiffe aufgebracht, und als die Kaufleute an der Elbe den Ernst des Brandenburgers sahen, gaben sie, wohl oder übel, nach. Vor allem aber fing die kleine Flotte an, eine immer größere Rolle im Kriege selbst zu spielen, und die nach Ruhm und Erfolg dürstende junge Schiffsmannschaft wartete nur auf Befehle von oben, sich auf den Feind zu stürzen. Besonders wurde die Aktion in Pommern und namentlich auf Rügen wesentlich durch die Flotte gefördert. Die Landung auf Rügen hätte nicht so glatt vor sich gehen können, wenn nicht der Kanonendonner der ganz nahe an die Küste herangerückten Kriegsschiffe so nachdrücklich hätte mitsprechen können. Ueberhaupt ist die Bedeutung der brandenburgischen Flotte für diesen Krieg noch immer nicht in das rechte Licht gesetzt worden, noch lange nicht genug gewürdigt!

Friedrich Wilhelm schloß vom Jahre 1679 nicht mehr monatliche Verträge mit Raulé ab, sondern accordierte mit ihm gleich auf sechs Jahre. Für diese Zeit sollten ihm 10 Schiffe gestellt werden mit 186 Kanonen und 400 Köpfen. Die Schiffe sollten nach wie vor auf der Ost- und Nordsee kreuzen, namentlich an der livländischen Küste, zwischen Oeland und Gotland. Und nicht mehr kriegerische Zwecke allein sollten die Flotte leiten; der Kurfürst dachte schon ernsthaft an eine „Aufnahme des Commerciums durch die Schiffahrt“. In Stettin war bereits ein allgemeiner Handelsrat eingesetzt. Mit dem Besitz war auch das Vertrauen und der Stolz des Fürsten auf seine junge Seemacht gewachsen. Genaue Instruktionen waren erlassen, wie die Kapitäne streng

darauf achten sollten, daß der brandenburgischen Flagge zur See auch der nötige Respekt und Salut von Schiffen anderer Nationen erwiesen würde; „es sollte hierin gehalten sein, wie es geschieht, wenn königliche oder venedische oder holländische Kriegsschiffe zusammen kämen". Besonders den Holländern gegenüber sollte darauf gehalten werden, „daß sie die brandenburgischen Schiffe estimierten und ihnen eben die Ehre anthäten, die sie den venedischen widerfahren ließen". Es war außerdem erwirkt, daß der Papst den Schiffen dieser jüngsten Flagge die Einfahrt in die Häfen des Kirchenstaates gestattete; nach diesem Vorgange der Kurie hatten der Großherzog von Florenz, der Großmeister von Malta ein Gleiches für ihre Häfen bewilligt.

Kurz, alles ließ sich an, als ob die brandenburgische Marine aus kleinen Anfängen heraus zu großer Entwickelung berufen sei. Aus den Worten und dem Gebaren des Kurfürsten war die Sprache des Siegers herauszuhören, der sicher nicht anders glaubte, als daß bei einem etwaigen Friedensschluß seine Eroberungen in Pommern und auf Rügen ihm durch die kräftige Verwendung seiner Bundesgenossen und Freunde unbedingt verbleiben würden. Der Frieden wurde geschlossen und brachte dem Kurfürsten bittere Enttäuschung und Demütigung; auch für die Flotte und Marine wurde er zunächst verhängnisvoll.

Friedrich Wilhelm war zu sehr in seinen höchsten Interessen, um die er so tapfer gerungen hatte, getroffen, als daß er sofort wegen der Marine, die ja bisher hauptsächlich ihm als Kriegsinstrument gedient hatte, schlüssig werden konnte. Aber er ließ den alten Plan nicht fallen; er erneuerte die Kontrakte mit Raulé, der ihm bald diese, bald jene Schiffe zur Verfügung stellte, bald viele, bald wenige. Raulé war gewandter und elastischer denn je, ein unermüdlicher Ratgeber und ein treuer Diener seines Herrn. Bisher hatte Raulé viel gethan und wenig verdient. Als er aus den Niederlanden fliehen mußte, fand er freundliche Aufnahme bei seinem fürstlichen Gönner in Berlin. Noch heute lebt der Name dieses seltenen Mannes in Berlin fort; nach ihm ist der Platz Rauleshof benannt. Ihm war ein Jahresgehalt von 2400 Thlrn. ausgeworfen, das später auf das Doppelte erhöht wurde. Dieses Gehalt sollte fortgesetzt werden, bis er eine feste Anstellung erhalten; „selbst wenn Friede geschlossen würde, erklärte der Kurfürst (1677), würde er ihn in seinen Diensten behalten, sich seines Rates und Gutachtens zur Verbesserung der Commercien in seinem Lande gebrauchen und ihm alsdann auch eine anständige Besoldung und Gehalt geben". Die monatlichen Zahlungen des Kurfürsten zur Deckung der Unkosten, die die Schiffe und Mannschaften verursachten, waren leider ungenügend; nur zum kleinen Teil wurde Barzahlung geleistet, der größere Teil bestand aus An-

weisungen auf die Subsidiengelder, die Holland und Spanien versprochen, aber durchaus nicht immer gezahlt hatten. Schuldete Spanien allein doch 1 800 000 Thlr. Es bedurfte der ganzen Findigkeit Raulés, das Schiffswesen im Gange zu halten, das oft murrende Matrosenvolk zu beschwichtigen und, was wichtiger war, zu befriedigen. Jetzt, nach Friedensschluß, war er ein ruinierter Mann; aber er verlor weder Mut noch Freudigkeit. Vor allen Dingen gab er „das Werk" nicht auf; er verstand es, auch dem Kurfürsten die Begeisterung für das Seewesen frisch zu erhalten. Was die von ihm equipierten Schiffe betraf, so schlug er dieselben dem Kurfürsten zum Verkauf vor. Er besaß damals 14 Fahrzeuge mit 146 Kanonen; der Minimalwert war auf 280 000 Thlr. taxiert, für die Hälfte bot er sie seinem Herrn an. Gern hätte der Kurfürst zugestimmt, aber es fehlten ihm die Mittel. Es dauerte noch fünf Jahre, bis Friedrich Wilhelm auf solche Vorschläge eingehen konnte. Ein anderes Projekt Raulés war, einige Schiffe nach Grönland auf den Walfischfang zu schicken, derselbe rentiere sich sicher. Sein Hauptplan aber, mit dem er den Kurfürsten anging, war, nach dem Vorbild der Holländischen Compagnie, eine Brandenburgisch-Afrikanische Gesellschaft zu gründen, deren Schiffe nach Guinea segeln und hier Niederlassungen anlegen sollten. An die Spitze dieser Compagnie müßte der Kurfürst selbst treten und auf diese Weise Protektor und Hauptteilnehmer zu gleicher Zeit werden.

Nicht sofort war Friedrich Wilhelm mit sich einig. Um sich seine Entscheidung freizuhalten, hielt er zunächst, wie erwähnt, die Kontraktverhältnisse mit Raulé aufrecht. Ja, er ließ Schiffe gegen die Spanier auflaufen, um auf diese Weise zu den versprochenen Subsidiengeldern zu kommen. Die spanische Schuld hatte sich inzwischen so hoch aufgesummt, daß der Kurfürst unmöglich auf die Zahlung verzichten konnte. Friedrich Wilhelm, von seinen bisherigen Freunden im Stich gelassen, versuchte daher, sich dem früheren Gegner zu nähern. Politik ist eben keine Gefühlssache, Sympathien und Antipathien treten bei den nüchternen Fragen der Staatskunst vollständig in den Hintergrund, und Friedrich Wilhelm war in dieser Beziehung frei von jeglicher Sentimentalität und von starrem Prinzip. Er bot Frankreich einen „Hilfs- und Handlungsvertrag" an, um unter französischer Mitwirkung erstlich durch Kaperei die spanischen Gelder einzutreiben, die ehemals gegen Ludwig wirken sollten, sodann um die Pläne Raulés in betreff Guineas durchführen zu können. Ja, Friedrich Wilhelm erbot sich sogar, gegen französische Zusage, Schiffe in der Ostsee zu gunsten des neuen Alliierten zu unterhalten. Wenn sich auch dieser Vertrag zerschlug, so öffnete doch Frankreich bereitwillig die Häfen,

besonders Rochelle, um brandenburgischen Schiffen gegen das verhaßte Spanien Vorschub zu leisten. Wirklich wurde binnen kurzem, während der Anschlag auf die spanische Silberflotte als zu tollkühn aufgegeben wurde, ein großes spanisches Kriegsschiff „Karl II." erbeutet, dessen Erlös 100000 Thlr. ergab. Hiermit noch nicht zufrieden gestellt, lauerten die Brandenburger, wenn auch vergeblich, dem Statthalter der spanischen Niederlande, dem Herzog von Parma, auf und kamen einige Zeit später, nachdem sie in den amerikanischen Gewässern noch zwei kleinere Schiffe genommen, mit den Spaniern in ein lebhaftes Seegefecht. Das gegenseitige Bombardement dauerte zwei Stunden, immerhin ein Beweis, daß die Brandenburger an Mut nichts eingebüßt hatten. Die zwölf spanischen Galioten konnten der kleinen Flotte des Gegners nichts anhaben (1681). Diese Erfolge stimmten den Kurfürsten wieder freudiger und veranlaßten ihn, den Ratschlägen Raulés ein geneigtes Ohr zu schenken, der immer energischer darauf drang, in Afrika festen Fuß zu fassen, Seehandel im großen zu betreiben, kurzum, die Gründung einer Afrikanischen Gesellschaft ins Leben zu rufen. Schon im Jahre 1680 waren zwei Schiffe unter brandenburgischer Flagge (Das Wappen von Brandenburg und Der Morian), von je zehn kurfürstlichen Mariniers begleitet, nach der Küste von Guinea und Angola gefahren.

Der Befehlshaber der Schiffe, Kapitän Blonk, landete zwischen Axim und dem Vorgebirge der drei Spitzen und schloß hier, am 16. Mai 1681, mit drei Negerfürsten (Pregatte, Sofphonie und Apanny) einen Vertrag, in welchem diese sich verpflichteten, nur mit Brandenburg Handel treiben, einen Platz zum Bau einer Feste hergeben und den Kurfürsten als ihren Schutzherrn anerkennen zu wollen. Eine brandenburgische Fahne wurde den Negern eingehändigt, gleichsam als Symbol des neuen Abhängigkeitsverhältnisses. Darauf segelte man wieder ab, mit dem Versprechen, in zehn Monaten zurückzukehren. Das war der erste Versuch der Brandenburger, in Afrika festen Fuß zu fassen. Aber die holländische Gesellschaft hatte diese Versuche mit Mißtrauen wahrgenommen; sie schickte Kaper aus, die auch wirklich das eine Schiff — Das Wappen von Brandenburg — aufbrachten. Hell loderte der Zorn des Kurfürsten auf. Er verlangte eklatante Genugthuung, die ihm die Generalstaaten auch in Aussicht stellten, aber die Holländische Compagnie agierte, wenn es ihre Interessen betraf, so selbständig und so unbekümmert um die Gebote der Regierung, daß sich die Herausgabe des Schiffes und die Entschädigung (20000 Gulden) fünf Jahre lang hinzog. Zwar versuchte Friedrich Wilhelm es mit Gegenkapern, aber diese Revanche scheiterte in des Wortes wirklicher Bedeutung.

Darum ruhte aber der Rauléſche Plan nicht; im Gegenteil,

der Unermüdliche legte Friedrich Wilhelm einen bis ins Detail sorgfältig ausgearbeiteten großartigen Handelsplan am Neujahrstage 1682 vor, ein Tag, der dem Kurfürsten für die Entschließung größerer Projekte besonders genehm war. Auf Grund dieser Vorlage bildete sich am 17. März 1682 die schon lange geplante und in ihren Primitien, wenigstens versuchsweise, schon aufgetretene **Brandenburgisch-Afrikanische Gesellschaft oder Compagnie.**

Am 18. November desselben Jahres erschien von kurfürstlicher Seite das schon am 17. Mai verfaßte sogenannte **Oktroi**, ein Schutzbrief, der die eigentliche Basis der Gesellschaft wurde und verblieb. Als dieses Oktroi gleich im ersten Jahre nach dem Tode Friedrich Wilhelms durch das sogenannte **Reglement** (13. Juni 1689) und drei Jahre später (27. Februar 1692) durch den sogenannten **Transportkontrakt** verändert und angetastet wurde, war es mit der Lebensfähigkeit der ganzen Gesellschaft zu Ende.

Dieses **Oktroi** bildet auch die Richtschnur für das ganze Unternehmen; wir lernen aus den 27 Punkten desselben am besten kennen, wie sich der Kurfürst eine solche Gesellschaft, einen solchen Handel und solche Niederlassungen dachte; was er für sich beanspruchte, was er für sein Land erhoffte, was er den Teilnehmern gönnte. Die Gesellschaft war demnach eine Aktiengesellschaft, das Minimum der Einzahlung für ein Los betrug 200 Thlr.; der Kurfürst selbst gab sofort 8000 Thlr. her. Gewinn und Verlust wurden nach dem Verhältnis der Einlage berechnet. Wenn wir auch nicht den Wortlaut des ganzen Oktrois hierher setzen wollen, so sei es doch gestattet, die einzelnen Punkte anzudeuten und wenigstens einige hauptsächliche dem Wortlaute nach wiederzugeben:

„Nachdem einige Liebhaber," beginnt die beliebte Einleitung, „der Commercien, sowohl von unsern Unterthanen, als fremden, uns unterthänigst zu erkennen gegeben, welchergestalt auch sie nach dem Exempel anderer Nationes eine Afrikanische Compagnie anzufangen geneigt wären, mit gehorsamster Bitte, wir wollten ihnen dazu, und damit sie solch wichtiges und kostbares Werk sicher anfangen und fortsetzen könnten, unsern mächtigen Schutz, Protektion und Oktroi verleihen, und wir denn dabei erwogen, daß **nicht allein unsere Lande** und Ortschaften, sondern auch die umliegenden **und ein groß Theil von Deutschland** durch Stiftung dieses Handels und Anrichtung einer solchen Compagnie merklich würde benefeciret werden, daß wir aus solchen und anderen bewegenden Ursachen diesem ihrem gethanen unterth. Ansuchen in Gnaden zustimmen, thun auch solches hiermit und kraft dieses Briefes und Oktroi, welches wir ihnen ertheilen, also und dergestalt:

1) Es soll der Afrikanischen Compagnie zugestehen, an der Afrikanischen Küste mit Pfeffer, Elephantenzähnen, Gold, **Sklaven**, oder was sonst daselbst, zu negotiiren und zu handeln vorfallen möchte, ihre Commercien und freies Gewerbe zu treiben. 2) Doch soll sie den andern daselbst etablirten Nationen nicht zu nahe kommen, sondern sich dabei nach dem Herkommen und dem Völker Recht achten und zu keinem Mißverständniß Ursach geben. 3) Es wird ver-

sprochen, mit dem ersten dahin abgehenden Schiff eine sichere Person nach Capo tres Poncos abzuschicken und daselbst mit den Naturellen des Landes dahin traktiren zu lassen, daß diese Compagnie alldort zur Beförderung und Versicherung des Handels einen Ort befestigen und zur Defension anrichten möge. 4) Auch ein Fort solle daselbst erbaut werden, wozu der Kurfürst das Material hergeben werde. 5) Garnison und Gouverneur im Fort will der Fürst bestellen und die ersten vier Jahre besolden. 6) Der Gouverneur hat sich nicht in den Handel zu mischen, das soll alles von einem Oberkaufmann abhängig gemacht werden. 7) Dagegen darf auch nicht der Oberkaufmann sich mit militärischen Dingen befassen. 8) Es soll ein reformirter Prediger nach Afrika abgeschickt und dort unterhalten werden. 9) Die Festung wird mit Proviant versorgt werden. 10) Zur Unterhaltung der Correspondence wird eine bequeme Person bestellt werden. 11) Beträgt sich der Gouverneur oder Correspondent übel, so wird er abberufen; auf Begehr der Compagnie muß der Gouv. Theilnehmer derselben sein. 12) Der Kurf. will das Interesse der Gesellschaft bei den fremden Höfen vertreten, 13) dasselbe auch in etwaige Traktate einschließen; 14) die Gesellschaft schützen, so sie angegriffen wird. 15) Keine anderen Unterthanen, als nur Compagnie-Angehörige dürfen Handel nach Afrika treiben. 16) Das Oktroi hat Kraft für 30 Jahre. 17) Die Schiffe der Compagnie sind die ersten 3 Jahre frei von allen Zöllen. 18) Die Compagnie darf keinen Krieg oder Frieden in Afrika ohne kurfürstliche Erlaubniß führen oder schließen. 19) rc. Die Gerichtsbarkeit wird in Afrika rc. im Namen des Kurfürsten von Beamten, die die Comp. anstellt, geübt; die Compagnie steht direkt unter dem Kurfürsten; nach 4 Jahren muß sie eigene Garnison halten; nach den 3 Freijahren sind noch fernere Rechte und Exemptionen in Aussicht gestellt; jährliche Berichte sind an den Kurfürsten zu erlassen; der Präsident und das Collegium der Bewindhaber dürfen sich des kurfürstlichen Siegels bedienen; der Kurf. hat das Recht der unentgeldlichen Benutzung der Compagnieschiffe. Weitere Berechtigungen behält sich der Kurfürst noch vor, der etwaige Klagen gegen die Gesellschaft durch besondere Bevollmächtigte untersuchen lassen wird."

Die Auspicien, unter denen die Compagnie ihre Schiffe in See stechen ließ, waren sowohl für die Gesellschaft selbst, sowie für die kurfürstliche Regierung keine ungünstigen. Zwar änderten sich ja die Besitztitel der Schiffe von Jahr zu Jahr, von Kontrakt zu Kontrakt; aber immerhin war es damals gleichgültig, ob die Schiffe Raulé gehörten, ob sie vom Kurfürsten equipiert oder von ihm gepachtet waren: die brandenburgische Flagge wehte an ihrem Mast, und Friedrich Wilhelm schützte die Ehre des Wimpels mit seiner Person. Noch nie segelten so viele Schiffe unter brandenburgischem Schutze. Es waren im ganzen 30 Schiffe, die teils über den Ocean, lediglich um Handel zu treiben, fuhren, teils in der Ostsee kreuzten oder auch lediglich als Kriegsschiffe dienten. Die Verteilung war folgende:

I. Kriegsschiffe.

1) Karl II. (später Markgr. v. Brandenb.)	mit 50 Kanonen,	150 Matr.,	60 Soldaten.
2) Roter Löwe	„ 20	„ 75	„ 25	„
3) Fuchs	„ 20	„ 75	„ 25	„
4) Die Schnaue: Rummelpot	„ 4	„ 25	„ 10	„
5) Die Schnaue: Der litauische Bauer	„ 4	„ 25	„ 10	„
Summa	98 Kanonen,	350 Matr.,	130 Soldaten.	

II. Für die Compagnie, ohne kurfürstliche Gefahr und Kosten.

6) Der Morian	mit 12 Kanonen,	35 Mann,	— Soldaten,
7) Das Wappen von Brandenburg	„ 12 „	20 „	—
8) Der brandenburgische Dragoner	„ 12 „	40 „	—
9) Der Kurprinz	„ 32 „	40 „	20 „
10) Eine Fregatte	„ 10 „	20 „	—
11) Eine Fregatte	„ 10 „	20 „	—
Summa	88 Kanonen,	175 Mann,	20 Soldaten.

III. Außerdem Schiffe, die Raulé und der Gesellschaft gehören und in See gehen.

12) Die Wolkensäule	mit 12 Kanonen,	20 Mann,
13) Der Windhund.	„ 10 „	20 „
14) Das Eichhorn	„ 8 „	15 „
15) Fortuna	„ 8 „	15 „
Summa	38 Kanonen,	70 Mann.

IV. Schiffe, die in Pillau und Königsberg zu kurfürstlichen Diensten gehalten werden.

Friedrich Wilhelm zu Pferde, Der vorigte Friedrich Wilhelm, Dorothea, zwei neue Fregatten, Stadt Berlin, Prinzeß Maria, Wasserhund, Prinz Ludwig, Galiote Spandau, Galiote Maria, Der Brander Salamander, Jacht des Kurfürsten, Jacht Raulés, zwei kleine Fahrzeuge.

Die zuletzt genannten Fahrzeuge führten 306 Kanonen, aber scheinen zu damaliger Zeit, mit wenigen Ausnahmen, nicht bemannt gewesen zu sein. — Lustig ging es im Sommer des Jahres 1682 wieder nach Afrika hinüber. Wieder führte der Kapitän Blonk das Kommando; ihm und seinem Kameraden (v. Voß) war ein kurfürstlicher Kammerjunker (v. d. Gröben) beigesellt, der, als außerordentlicher Gesandter, den Negerhäuptlingen einen mit vergoldeten Buchstaben geschriebenen Brief, sowie Geschenke überreichen und die Gründung einer Ansiedelung leiten sollte. Bei dem sehr günstig gelegenen Dorfe Accoda an der Goldküste versuchte man zunächst, die Ansiedelung zu realisieren. Die Negerhäuptlinge der dortigen Gegend waren damit durchaus einverstanden, zumal sie bei einem Gelage reichlich regaliert wurden. Aber ebenso schnell waren die Holländer bei der Hand, kamen den Brandenburgern zuvor und nahmen für die holländische Regierung das Land vorweg in Besitz. v. d. Gröben mußte weitersegeln, suchte, aber fand die früher ermittelte Stätte nicht mehr vor, ebensowenig wie die damals neu geworbenen Bundesgenossen und Unterthanen. Sie seien, erzählten andere Neger, in heimischen Kämpfen gefallen. Daher versuchten unsere Seeleute, wenigstens in der Nähe, in der Landschaft Axim, auf dem Berge Mamfro bei dem Dorfe Pokeson, eine Feste anzulegen. Die Geschütze wurden gelöst, die Musik schmetterte, und mit fliegenden Fahnen ging es den Berg hinauf. Mit Anstrengung und Hilfe der Eingeborenen wurden einige Kanonen hinaufgeschleppt. Die Nacht verbrachten die Ansiedler auf der Höhe des Berges, um am 1. Januar 1683, früh des Morgens, die brandenburgische

Flagge hier aufzuhissen, was natürlich unter den üblichen Formalitäten vor sich ging. Der Name des Berges wurde feierlich in „Friedrichsberg“ umgetauft, später übrigens in „Groß-Friedrichsburg“ umgeändert.

Mit den Einheimischen wurden, wie üblich, Freundschaftsbezeigungen ausgetauscht und Fetis getrunken, Branntwein mit Pulver vermischt. Sofort wurde der Bau der Schanze in Angriff genommen. Dieses Mal waren die Brandenburger als beati possidentes in der angenehmen Lage, die abermals auf das schleunigste herbeieilenden Holländer, die wieder zu stören und zu hindern kamen, energisch heimschicken zu können. Blonk übernahm das Kommando als Befehlshaber der Kolonie und hatte die Freude, die Flagge seines Herrn, die lustig weit in das Meer hinausflatterte, von englischen und dänischen Kriegsschiffen mit Kanonendonner salutiert zu sehen und zu hören.

Natürlich waren die, Groll im Herzen, abgezogenen Holländer nur gegangen, um den Brandenburgern neue Verwickelungen zu bereiten und Feinde zu werben. Vor allem suchten sie die Cabusier, deren sich schon 14 auf dem Berge, unter dem neuen Schutz, angesiedelt hatten, zu ängstigen, die Brandenburger zögen doch bald wieder von dannen, und dann seien sie der Rache der Feinde überlassen. In der That fingen die Cabusier an, besorgt und zaghaft zu werden. Es bedurfte mehrfachen Eidtrinkens, um den Geängstigten das Gefühl, gesichert und geborgen zu sein, zurückzugeben. Zwar schmeckte den deutschen Zungen das Löffeln des mit Wermut und Violensaft versetzten Branntweins nur wenig — aber, was half es? Im Dienst des Kurfürsten mußten sich die neuen Herren von Groß-Friedrichsburg auch hierzu bequemen, um bei solchem Gelage den Unterthaneneid der Einheimischen in Empfang zu nehmen und die Verträge perfekt zu machen.

Aber die Holländer ruhten nicht. Gegen 4000 Neger, Volk von Adom, rückten, aufgewiegelt durch die eifersüchtigen Freunde Brandenburgs, gegen Groß-Friedrichsburg in kriegerischer Absicht heran. Nur 50 Mann Besatzung, die Schiffsmannschaft eingerechnet, unterstützt durch circa 200 Neger, deren Zuverlässigkeit noch keineswegs erprobt war, mußten den Ansturm aushalten. Aber die Kanonen, die in den dichtesten Knäuel der Angreifer einschlugen, thaten Wunder. Bald war die Flucht eine allgemeine. So hatte die junge Ansiedelung ihre erste Bluttaufe ausgehalten, ohne welche Kolonien unter den Wilden eine Unmöglichkeit scheinen. Jetzt konnte an den weiteren Ausbau der Schanze ungestört und energisch gegangen werden. Die beiden Schiffe (Morian und Kurprinz) segelten wieder zurück; auch v. d. Gröben, der dem Klima seinen Tribut hatte darbringen müssen und an der Dysenterie schwer erkrankt war, segelte der Heimat zu. Blonk leitete als

Kommandant oder Gouverneur den weiteren Ausbau der Feste. Man hatte auf der ganzen Küste den zur Landung und Verteidigung günstigsten Punkt ausgesucht gehabt; die Schanze selbst wird als zweckentsprechend, stark und imposant gerühmt, die Gebäude als praktisch; die 46 Kanonen waren imstande, im Notfall eine beredte und drohende Sprache zu führen. Getadelt wird nur, die Brustwehr sei zu niedrig, die Kanonen seien zu klein gewesen.

Natürlich begnügte sich der Gouverneur nicht mit dem Besitz auf dem Berge und war darauf bedacht, das brandenburgische Terrain möglichst zu erweitern; er erneuerte mit den Leuten von Accoda die alten Verträge und Freundschaftsbeziehungen, kaufte die Oberhoheit über das Land und den beim Dorfe gelegenen Berg für ein Pfund Goldes und legte hier als zweite Kolonie die Dorotheenschanze an, die, $2^1/_2$ Meilen östlich von Groß-Friedrichsburg gelegen, eine selbständige Besatzung, zwei Batterien und zwölf Kanonen, erhielt. Zwischen diesen beiden Ansiedelungen wurde ein drittes Etablissement gegründet, ein festes Haus bei Tairama, das ebenfalls mit einigen (vier) Kanonen in Verteidigungszustand gesetzt wurde. Dagegen konnte der Besitz von Taccarari nicht lange behauptet werden und fiel als erstes Opfer dem Neide und der Mißgunst der Holländischen Gesellschaft, ohne daß rechtzeitige Hilfe gebracht werden konnte.

Blonk sorgte dafür, daß der Kurfürst noch in demselben Jahre von einem Abgesandten seiner neuen schwarzen Unterthanen in Berlin Eide der Treue persönlich in Empfang nehmen konnte; letzterer erhielt dagegen eine Urkunde ausgehändigt, in welcher die afrikanischen Brandenburger des kurfürstlichen Schutzes feierlichst versichert wurden.

Die neue Afrikanische Compagnie entwickelte sich auf das kräftigste und blühendste. Ein wesentlicher Vorschub war dem Gedeihen der Gesellschaft dadurch zu teil geworden, daß nicht bloß ihr Haupthafen, sondern der Sitz ihrer Behörden nach Emden hin verlegt werden konnte. Es war der Apparat bisher allzu kompliziert gewesen. Der Sitz der Behörden in Berlin, die Häfen weit entlegen an der Ostsee, in Pillau und Königsberg 2c. Wieder war es das Verdienst des ewig drängenden Raulé, daß Friedrich Wilhelm, den Vorstellungen der ostfriesischen Stände, die, mit der vormundschaftlichen Regierung von Christine Charlotte unzufrieden, ihn herbeiriefen, willfahrend, diesen Umstand für die Compagnie ausnutzte. Es wurde sogar in Emden eine Garnison von brandenburgischen Mariniers 2c. gegen eine ständische Subvention gehalten. Die Stände und die Stadt Emden traten schließlich der Gesellschaft mit einer nicht unansehnlichen Summe bei (mit 28000 Thlr.); diesem Beispiel folgte der Kurfürst von Köln, der mit einer Einlage von 24000 Thlrn. ebenfalls Mitglied der Com-

pagnie wurde. In Emden hatte ferner der Rat der Bewindhaber seinen Sitz; zum Präsidenten wurde vom Kurfürsten der brandenburgische Hofrat und Resident im westfälischen Kreise, v. Danckelmann, ernannt, zum Beisitzenden der ostfriesische Freiherr v. Knyphausen.

So nahm die Gesellschaft einen immer mächtigeren Ansatz zu großer Blüte. Dem Kurfürsten schien sie jetzt stark genug, um wieder eine Trennung zwischen Gesellschaft und Kriegsflotte vornehmen, um wieder auf seinen schon einmal versuchten Lieblingsplan, eine selbständige Marine, zurückkommen zu können. Er kaufte daher im Jahre 1684 Raulé neun Kriegsschiffe ab, wofür er einen Preis von 109 340 Thlrn. zahlte, so daß die brandenburgische Marine, einschließend den erbeuteten Karl II., aus zehn Fahrzeugen bestand; beim Tode Friedrich Wilhelms belief sie sich auf zwölf Schiffe. Drei dieser zehn wurden der Admiralitätskammer zu Königsberg (Dorothea mit 40, die Schnaue: „Der lithauer Bauer“ mit 14, Rummelpot mit 8 Kanonen), sieben der Kammer zu Emden unterstellt (Friedrich Wilhelm zu Pferde 50 Kanonen, Karl II. 50, Kurprinz 36, Fuchs 20, Der Friede 10, Philipp 6, Maria 6). Die Oberadmiralität für diese Marine verblieb in Berlin. Danckelmann wurde Präsident der Emdener Admiralität.

Außerdem verpflichtete sich Raulé nach wie vor, eine gewisse Anzahl von Kriegsschiffen (7 in Emden, 9 in Königsberg) für Kriegszwecke bereit zu halten. Da England bereits anfing, das Muster eines Seestaates abzugeben, wurden geeignete Männer nach London geschickt, hier nautischen Studien obzuliegen, um ihre Erfahrungen der jungen heimischen Marine zu gute kommen zu lassen.

In gleicher Weise suchte der Fürst auch die Interessen der Compagnie zu fördern, allerdings wohl schon mit dem Gedanken, sowie er einen Teil der Marine in seine Hände gebracht, auch die Afrikanische Handelsgesellschaft ihres Privatcharakters, der ihr ja noch anhaftete, zu entkleiden und ihr einen durchaus staatlichen Anstrich zu geben. Er knüpfte, nach anderen vergeblichen Versuchen, mit Dänemark an und schloß einen auf 30 Jahre lautenden Vertrag (1685), demzufolge auf der westindischen Insel St. Thomas eine brandenburgische Niederlassung, wenn auch unter dänischer Oberhoheit, gestattet wurde. Es schien Friedrich Wilhelm durchaus nötig, auf diese Weise in Amerika anzukommen, denn nur hier war der damalige Hauptexporthandel aus Afrika zu verwerten: hier war der eigentliche Sklavenhandel.

Bald sollte diese Absicht des Kurfürsten, auch die Compagnie an sich zu bringen, durchgeführt werden. Schon vordem hatte es Raulé für dringend geboten gehalten, daß Friedrich Wilhelm die Emdener „auskaufe“. Jetzt begnügte sich der Herrscher Brandenburgs nicht mehr damit, einer der ersten Aktionäre der von ihm eigentlich begründeten und protegierten Compagnie zu sein, er über-

nahm (1686) das ganze Eigentum der Gesellschaft. In einer Hand ruhte wieder, wenn auch nur für wenige Jahre, der Besitz einer kurfürstlichen Marine und der Brandenburgisch-Afrikanischen Gesellschaft. Raulé war für beide Interessen der Vertreter seines Herrn und führte die „Generaldirektion“ der Marine und des überseeischen Handels. Der alternde Kurfürst war von dieser Doppelidee so eingenommen, daß er nur mit Mühe davon abgehalten werden konnte, persönlich nach Brandenburgisch-Afrika hinüberzusegeln und das Gedeihen und Emporblühen seiner Niederlassungen mit eigenen Augen zu schauen.

Emsig segelten die brandenburgischen Fahrzeuge hin und her: die Kauffahrteischiffe, beladen mit den Produkten beider Länder, Export und Import in gleicher Weise vermittelnd; die stolzen Kriegsschiffe, die Fahrten der Compagnie schützend und wohl auch gelegentlich Rache übend an kecken Kapern, namentlich auch zur Bedrohung der unablässig hämisch und heimlich wirkenden Holländer.

Die Fahrten gingen nach Guinea, wo Groß-Friedrichsburg als ein sicherer fester Mittelpunkt der anderen Niederlassungen thronte, nach Arguin in Senegambien, woselbst mit dem mächtigen Negerkönig, Wilde Heddy, durch den Kapitän Reers schon seit Jahresfrist ein Handels- und Freundschaftsvertrag geschlossen war, und nach der westindischen Insel St. Thomas. (Dagegen hatte sich die projektierte Ostindische Gesellschaft nicht konstituieren können.) Aber Feinde ringsum! In Westindien blickten die Engländer mißgünstig auf die brandenburgischen Erfolge und suchten die Dänen und Preußen zu entzweien und selbst hierbei zu profitieren. In Guinea wühlten nach wie vor die Holländer, die mit großer Zähigkeit bemüht waren, den fremden Eindringling zu entfernen.

In Senegambien waren besonders die Franzosen den Brandenburgern feindlich. Hier war in der Nähe des Kap Blanko in Arguin aus lauter Klippensteinen eine Art Fort erbaut, dessen 40 Mann starke Besatzung sich mit 30 Kanonen bei Negern und Europäern in Respekt zu setzen wußte. Kein europäischer Seestaat brachte den jungen Kolonieen Brandenburgs Wohlwollen oder auch nur das Gefühl der Duldung entgegen; keiner konnte es fassen, wie dieser unbedeutende Binnenstaat sich zu einem Doppelrival der mächtigsten Potentaten, als Seemacht und Kolonialmacht, so plötzlich und mit so entschiedenem Glücke hatte aufschwingen können. An einen solchen, für Europa unfaßlichen Gedanken konnte die Zweifelnden und Staunenden und Mißgünstigen höchstens die unerschütterliche Energie des greisen Kurfürsten gewöhnen, sein energischer Wille, der vor keinem Konflikte zurückbebte und keinen Schachzug neidischer Gegner unbeantwortet ließ.

Und gerade in dem Jahre, in welchem von allen Seiten und von allen Feinden dringlicher gegen die überseeischen Kolonieen

vorgegangen wurde, gerade in dem Moment, wo es der ganzen Kraft eines wirklich für seine Sache begeisterten Mannes erfordert hätte, gerade damals starb Friedrich Wilhelm.

Mit dem Tode des großen Kurfürsten war auch der Untergang seines Doppelwerkes wie mit einem Schlage besiegelt; es war lediglich an seine Person gebunden. Seine Nachfolger hatten nicht mehr das Interesse, das den großen Fürsten beseelt hatte; sie hatten auch nicht die Fähigkeit, den geeigneten Mann zu finden, der an die Spitze eines Unternehmens gestellt werden konnte, welches zugleich martialische Kühnheit und diplomatisches Geschick erforderte. Raulé wurde mehreremal in Untersuchung gezogen, jahrelang gefangen gehalten, doch stets wurde seine Unschuld völlig erwiesen; er starb, ein völlig gebrochener Mann, im 75. Lebensjahre. Es galt jetzt nur, sich mit Anstand und vor allem ohne große pekuniäre Schädigung aus der Affaire zu ziehen. Es überschleicht den Beobachter tiefe Wehmut, wenn er sieht, wie schnell und sicher ein schönes, großes Werk, das nicht bloß die Ehre Brandenburgs, auch die von Deutschland zu vertreten berufen schien, kläglich zu Grunde ging. Alle die schon oben erwähnten Reglements und Kontrakte waren nichts anderes als Auseinandersetzungen mit der Compagnie; der Kurfürst zog sich immer mehr und mehr von derselben zurück. Und — das sicherste Zeichen völliger Ohnmacht und Ratlosigkeit! — während das Alte schonungslos dem Verfall preisgegeben wurde, während die Schiffe in Emden faulten, dachte man an neue hochfliegende Pläne und wollte unter englischer Mitwirkung eine neue Westindische Gesellschaft bilden. Natürlich vergeblich!

In Guinea hatten die Holländer bereits 1688 Groß-Friedrichsburg überrumpelt, zerstört, die Warenlager beraubt, die Mannschaft gefangen genommen; später hatten sich ihnen die Engländer angeschlossen und gemeinsame Sache gegen die wiederaufgebaute Kolonie gemacht. Letzterer erwuchs ein treuer Bundesgenosse in dem Negerfürsten Jean Cunny, der sogar für Brandenburg, das ihn im Stiche ließ, einen siebenjährigen Krieg führte, der bis 1725 währte. Die Warenlager in St. Thomas wurden von französischen Kapern geplündert. Die Feste in Arguin kauften holländische Kaufleute für 2000 Gulden, Gummivorräte und 20000 Stück Straußenfedern auf. Es hatte einmal den Anschein, als ob des großen Kurfürsten Enkel, Friedrich Wilhelm, in die Fußstapfen seines kräftigen Ahnherrn treten wollte, als wollte er eine Expedition nach Guinea in Angriff nehmen; man stellte ihm vor, es könnte von dorther eine erkleckliche Anzahl von schwarzen Trommlern und Pfeifern herübergeholt werden. Es ist eine Marginalbemerkung von seiner Hand: „Damit bin zufrieden, aber 160 Mohren"; aber auch dieser Fürst war für weitliegende Pläne nicht zu begeistern.

Im Jahre 1717 ging das Eigentum von Groß-Friedrichs-

burg und Arguin vorläufig an die Holländische Handelsgesellschaft durch einen Interimsvertrag über. Die Schanzen von Accoda und Tairama waren längst Trümmerhaufen. Laut dieses Vertrages erhielt der König von Preußen 6000 Dukaten, auch noch zwölf Neger, von denen sechs mit goldenen Halsketten geschmückt waren. Die letzte Scene spielte im Jahre 1721, als am 13. August die Abtretungsurkunde in Bezug auf Groß-Friedrichsburg, Accoda, Tairama und Arguin mit allem Zubehör für 100000 Thlr. der Holländisch-Westindischen Gesellschaft eingehändigt wurde. So hatten Brandenburgs Feinde triumphiert. Der Krämergeist nistete sich wieder an der afrikanischen Küste ein. Gerade das muß als besonderes Verdienst des Kurfürsten angesehen werden, daß er höhere politische Ziele mit seinen afrikanischen Kolonien angestrebt hatte, als lediglich möglichst viel Gewinn herauszuschlagen. Der Erfolg war auch nicht ausgeblieben. Es soll durch die straffe brandenburgische Zucht ein Geist in den Negern der Niederlassungen erzeugt worden sein, der zu verwundern war. „Hier zeigte sich keine Spur mehr von der faulen Trägheit und tierischen Dumpfheit der umherwohnenden nachbarlichen Völkerschaften. Alles lebte in steter Thätigkeit, entweder mit dem Landbau beschäftigt oder in die Flüsse zu tauchen, Gold zu fischen, oder aber endlich in das innere Land zu wandern auf den Handel mit Sklaven, Gold und Elfenbein.“ (Stuhr S. 47.) So hatten diese Kolonien angefangen, junges Grün allgemeiner Gesittung und Ordnung zu treiben, als plötzlich der Sturmwind diese Saaten wieder vernichtete. Es könnte nun von einigen Seiten die Behauptung aufgestellt werden, das ganze Unternehmen wäre von Anfang an eine verfehlte Spekulation gewesen, Lebensfähiges erhielte sich von selbst. Solchen Leuten ist schwer zu antworten. Doch versuchen wir, so gut es geht, auch auf diese nüchterne, pedantische Frage zu antworten. Der Marineetat war kein großer. In den ersten Jahren zahlte Friedrich Wilhelm für die ihm von Raulé gestellten Schiffe eine Pacht gewöhnlich auf je 4 Monate. Die durch See oder Sturm verursachten Schäden fielen dem Unternehmer, die Kriegsunfälle dem Fürsten zur Last. In diesem Sinne waren alle Kontrakte gehalten. Im Jahre 1679 schloß der Kurfürst, wie wir sahen, einen Vertrag auf 6 Jahre und wollte für 6 Fregatten und 2 Fahrzeuge, wenn sie still lägen, monatlich 1000 Thlr., wenn sie im Dienst begriffen wären, für jedes Schiff nach seiner Größe einen Monatspreis zahlen, im ganzen 5520 Thlr. Für die Bemannung der Flotte in Höhe von 400 Köpfen gab er monatlich 4480 Thlr. her. Als der Kurfürst schließlich im Jahre 1684 Raulé 9 Schiffe abkaufte, kostete ihn dieser Kauf 109340 Thlr. Der Marineetat wurde nun jährlich auf 45324 Thlr. festgesetzt; im letzten Jahre der Regierung (für 12 Schiffe) auf 60000 Thlr.

erhöht. Friedrich III. behielt diesen Etat zunächst bei, bis er ihn im Jahre 1692 ganz plötzlich auf 16464 Thlr. reduzierte. Das war selbstverständlich das Todesurteil der brandenburgischen Marine. Die Marineausgaben waren, alles in allem zusammengerechnet, bescheiden, bescheiden in Anbetracht, daß eine Flotte im Erstehen begriffen war, bescheiden in Anbetracht der Erfolge einer so geringen Anzahl von Schiffen.

Und die Kosten für die Afrikanische Compagnie? Leider liegen Geschäftsbücher der Gesellschaft nicht vor; die Buchführung war mehr als mangelhaft. Raulé war zu genial und zu beschäftigt, um Summe für Summe bei Kredit und Debet zu buchen. Aber betrachten wir nur die Aktiva und Passiva zu einer Zeit, wo das Ansehen und der Handel der Gesellschaft schon stark zur Neige ging. Im Jahre 1692 berechnete man, daß die Beiträge der brandenburgischen Kurfürsten (bei einer ersten Einlage von 8000 Thlrn.) sich allmählich auf 170000 Thlr. gesteigert hatten. Die Schulden der Gesellschaft wurden damals auf 132000 Thlr., die Aktiva auf 416000 Thlr. geschätzt, so daß Friedrich III. getrost abermals 25000 Thlr. hergab, ein Beweis, wie die Gesellschaft bis zu diesem Momente prosperierte. Es war aber n'cht sowohl das Geld, was der Gesellschaft mangelte, als vielmehr Haupt und Seele. Trotzdem gestaltete sich noch im Jahre 1696, also mitten im Kriege, die Abrechnung so, daß die Lasten mit 801761, der Wert auf 937915 Thlr. taxiert wurden, was immerhin noch einen Ueberschuß von 136154 Thlr. ergab. Auf die Forderung des Kurfürsten zahlte die Compagnie mit Leichtigkeit eine Abschlagssumme von 70000 Thlrn. Aber wenige Jahre später stand der Bankerott vor der Thür. Bis dahin hatte sich immer noch der alte Einfluß des früheren starken, soliden Regiments geltend gemacht, und jetzt wollte und konnte kein neues Arrangement mehr helfen. Das Vertrauen des Publikums fehlte von nun an gänzlich dem Unternehmen, das nicht mehr lebensfähig war, nur noch vegetierte. —

Wir haben ein ernstes Streben eines großen Mannes verfolgt; einem solchen Streben in seinen Gründen, seiner Entwickelung und seinem Ausgang nachzugehen, bietet immer ein außergewöhnliches, hier ein fast tragisches Interesse. Ganz besonders aber muß in der Gegenwart unser Blick, fast wie von selbst, wieder auf jene maritimen und kolonialen Versuche des großen Brandenburgers gelenkt werden, da jene einmal versuchsweise beschrittenen Bahnen von Kraft und Energie abermals, und jetzt wohl mit dauerndem Erfolge, betreten zu werden scheinen. Aus früheren Mißerfolgen lernt der Vorsichtige, bildet sich das Gelingen. Unter dem Schutze des deutschen Adlers, „der seine Schwingen ausgebreitet hat", können wir getrost in die Zukunft sehen, „können wir anders auftreten als früher".

Drei Musiker-Programme für die Oper aus dem 18. Jahrhundert.

Von

C. H. Bitter.

Unter den vielen bedeutenden Tonsetzern, welche das vorige Jahrhundert hervorgebracht hat, sind es doch nur drei, welche über ihre der Oper angehörige Musik mit mehrerer oder minderer Ausführlichkeit programmartige Aufzeichnungen hinterlassen haben.

Es waren dies:

Reinhard Keiser (1673—1739),
Jean Philippe Rameau (1683—1764) und
Christoph Wilibald Gluck (1714—1787).

Man wird nicht fehl gehen, wenn man unter den bezeichneten Kundgebungen nur der von Gluck (in der Vorrede zu seiner Alceste, 1769) einen für die Geschichte des musikalischen Dramas entscheidenden Wert beilegt.

Doch sind die Aeußerungen der beiden anderen, in ihrer Weise hochbedeutenden Musiker, ebenso Glucks Vorrede zu seiner Oper: Paris und Helena interessant genug, um sie einer vergleichenden Erörterung zu unterziehen. Sie sind weniger bekannt als das Vorwort zur Alceste, kennzeichnen aber den Standpunkt der dramatischen Musik in Deutschland und Frankreich, namentlich in den ersten zwei Dritteilen des 18. Jahrhunderts, mit hinreichender Schärfe.

Wenn ich mit dem ältesten dieser drei Tonmeister, mit Reinhard Keiser beginne, dann habe ich vorab darauf hinzuweisen, daß seine Opern, deren Anzahl auf weit über hundert gestiegen ist, für unsere Zeit vergessen, jedenfalls völlig überlebt sind und nur noch hie und da von dem Forscher aus ihrem tiefen Schlafe zu kurzem Dasein erweckt werden.

Was man auch, vielleicht mit vollem Rechte, darüber sagen

kann, wie hoch man sie in ihrer Zeit gestellt haben möge, es führt kein Weg von ihnen in unser Jahrhundert herüber; keine Schule hat Keisers Wirken und Schaffen fortgeführt. Seine Opern haben mit ihm aufgehört zu leben, waren schon vor seinem Tode nicht mehr lebenskräftig genug, um gegen die Opern Händels, Grauns, Hasses, Glucks in Deutschland und Italien wirken zu können, geschweige denn gegen die auf ganz anderen Grundlagen aufgebauten Opern Lullys und Rameaus in Frankreich.

Ich weiß hierbei sehr wohl, daß vortreffliche Musikhistoriker Keisers Wirksamkeit und seinen Nachruhm sehr hoch gestellt haben. E. O. Lindner in seinem so dankenswerten Werkchen: Die erste stehende deutsche Oper[1] (S. 95) hält ihn sogar „Mozart ebenbürtig". Aber ich meine, daß bei aller Anerkennung der Vorzüge, deren Keiser sich in seiner Zeit rühmen durfte, die unerbittliche Kritik, mit welcher die Geschichte alle Erscheinungen richtet, die an uns vorüberschreiten, über ihn doch anders geurteilt hat.

Selbst die eigene Zeit scheint ihn nicht ohne Anfechtung gelassen zu haben. Mindestens sagt er selbst in der Widmung seiner „Componimenti Musicali" an den Grafen von Dernath (1706): „Das Glück, so denen der verfolgten und vom rohen Pöbel gleichsam verspotteten Musen keine andere Gelegenheit, ich weiß nicht aus welcher Vorsehung, gegönnet &c." Freilich hat sein Lebenswandel wohl gerade in dieser Zeit, in der er die Hamburgische Oper (mit Dräsecke zusammen) in Pacht hatte, zu manchen schlimmen Auffassungen Veranlassung gegeben.

Doch hat es ihm an hinreichender Anerkennung sicher nicht gefehlt.

Matheson, lange Zeit hindurch Keisers Kunstgenosse und Landsmann, hat einige Zeit nach dessen Tode ihn als den Sänger der Liebe und Zärtlichkeit bezeichnet und „insonderheit in verliebten Dingen" das anmutige, melodisch frei und leicht in das Gehör Fallende seiner Kompositionen gerühmt.

In der That kann man dieses Urteil als ein wohlbegründetes anerkennen. Freilich gingen zur Zeit Keisers die dramatischen Kompositionen über die Formen der Arie kaum hinaus. Recitative, Duette, Chöre kamen zwar in der Oper vor, bildeten aber doch nur Ausnahmen und ergaben sich als meist schwerfällig gesetzte Stücke.

Die Arie war das eigentliche Feld der Thätigkeit des fruchtbaren Hamburger Opernkomponisten. Sie war fast durchweg in der bekannten Dacapoform geschrieben. Zuerst einfach, demnächst durch die Italiener, dann durch Händels Opernstil zu festeren Formen erweitert, wurde sie nach und nach mit mehr musikalischem Inhalt erfüllt.

Die Melodie selbst war zumeist, ganz wie Matheson dies bezeichnet hatte, eingänglich, angenehm, ohne Tiefe, aber gesangreich, soweit sie sich nicht in Passagen und Koloraturen verlor.

[1] Berlin 1855. Schlesingersche Buch- und Musikalienhandlung.

In letzteren war R. Keiser nicht glücklich. Wenn er auch zum Teil für Sänger und Sängerinnen schrieb, die als Gesangskräfte von Bedeutung bezeichnet werden konnten, so erkennt man hier doch deutlich, wie wenig die eigentlich italienische Gesangsschule ihm geläufig war. Hamburg, Lübeck, Wolfenbüttel, Leipzig waren eben nicht die Orte, wo man diese gelernt hätte.

Seine Schreibweise in diesen Tonstücken war ungewöhnlich knapp; Innigkeit des Ausdrucks, nicht selten Sentimentalität, melodische Anmut in wenig entwickelten italienischen Formen charakterisieren sie. Breitere Anlage, quellender Gesang, Tiefe der Empfindung sind nur ausnahmsweise zu finden. An musikalischen Gedanken, an Melodie, oft auch an Grazie und Anmut fehlte es ihm nicht. Keiser war überreich daran.

Ich habe eine große Anzahl seiner Opernpartituren durchstudiert, ohne zu dem Resultate gelangen zu können, daß Keiser eine bahnbrechende Natur gewesen wäre. Wenn O. Lindner in der vorbezeichneten Schrift (S. 101) ausspricht: „Keiser ist der erste deutsche dramatische Tonsetzer, der erste, dessen Werke wirklich eine charakteristische Abspiegelung des lebendigen Gemütslebens wiedergeben, der erste, in dessen Werken man eine musikalische Charakterzeichnung wiederfindet", so ist wohl anzuerkennen, daß derselbe die Situation innerhalb des Gebietes der Arie erfaßt und nicht selten glücklich wiedergegeben habe; von musikalischer Charakteristik im dramatischen Sinne ist er jedoch sehr fern geblieben und das umsomehr, als die elenden Operntexte, die ihm zu Gebote standen, kaum imstande waren, ihm eine Unterlage für dramatische Charaktere zu bieten.

Ich würde dies alles aus seinen Opern mit leichter Mühe nachweisen können.

Schon daß er zu den deutschen Texten einen großen Teil der Arien italienisch singen ließ, würde dies verhindert haben.

R. Keiser hat sich über seine künstlerischen Anschauungen in den zu einzelnen der von ihm herausgegebenen Werke geschriebenen Vorreden (man sieht, Glucks Zueignung seiner Alceste an den Großherzog von Toscana war nicht der erste Versuch einer derartigen Publikation), wenn auch mit nicht geringem Wortschwall, doch im ganzen deutlich ausgesprochen.[1]

In dem „Avertissement" zu seiner Oper: „La fedeltà coronata", seiner, wie er dort selbst angibt, „dreiunddreißigsten Komposition der Schauspiele" (1706), sagt er:[2] „Und da die meisten widrigen Raisonnements von denen gefällt werden,

[1] Alles, was in seinen gedruckten Werken, insbesondere auch von seinen geistlichen und oratorischen Kompositionen an Vorreden, Zueignungen u. s. w. sonst enthalten ist, lasse ich hier außer Betracht.

[2] Vergl. O. Lindner, a. a. O. S. 95.

welche etwan ihre passiones verleitet, oder sich flattiren, daß sie unter die Zahl der Musikkenner gehören, wenn sie etwan ein Menuet auf dem Hautbois oder Violine spielen, so kann ich gegentheils versichern, daß ich niemals nach dergleichen Jugements reflectirt, noch daß der mauvais gout des Parterre mich bekümmert, weil ich weiß, wie weit der Menschen Urtheil, so öfters so unzeitig als irraisonnable zu ästimiren. —

„Diejenigen, so im Uebrigen aus Neugier zu wissen verlangen, ob ich von Inventionen ausgeschöpft, mögen alsdann davon urtheilen, wenn ein generöser Gönner der Musik gegen mich nur eine marque solcher Gunst blicken lassen möchte, die den Geist des Lully animiret.

„Endlich versichere, daß ein vernünftiges Jugement der beste recompens meiner bisherigen Arbeit sein werde, welches ich hiemit ausbitte, und verharre eines jeden geneigten Lesers und Zuschauers verbundenster Keiser."

Hier zeigt der einst so beliebte Tonsetzer eine ausgesprochene Antipathie gegen die sogenannten Musikkenner. Wir werden ähnlichen Aeußerungen bei Rameau und Gluck begegnen. Er stellt sich zugleich über den Geschmack des großen Publikums, das vom Parterre aus seinem „mauvais gout" Ausdruck zu verleihen pflegte.

Ueber die Art, wie er seine Kunstprincipien auffassen zu sollen geglaubt hat, enthält dieses einer verdrießlichen Stimmung entsprungene „Avertissement" nichts.

Wohl aber ist dies der Fall in den der bekannten Gräfin Aurora von Königsmark gewidmeten Divertimenti serenissimi (1713).[1]

Einer, diese „unvergleichliche Aurora" mit dem üblichen Schwulst damaliger Zeit feiernden, vom 13. März datierten Widmung folgt die an den geneigten Leser gerichtete Vorrede, welche mit einigen unwesentlichen Auslassungen folgendermaßen lautet:

„So lange die Welt der Barbarei abgesagt, hat die edle Musik bei hohen und niederen Standespersonen ihre Gefälligkeit angetroffen. — —

„Allhier, wo sich die Politesse täglich mehret, hat die Kunst der edlen Musik kein so wildes, barbarisches Urtheil zu hoffen, daß vielmehr gegenwärtige Pieces die Approbation vieler durchl. und illustren Personen, denen selbe zur durchl. Gemüthsergötzung unterthänigst gewidmet worden, erhielten; daher sie auch den Titel bekommen. Wollen sich die Lehrlinge in gegenwärtigen Blättern umsehen, finden sie vielleicht eines oder das andere, so ihrem Urtheil gemäß. Allein die Arie „Ihr schönen Augen"

[1] Im Jahre 1713, dem Jahre, in welchem Gräfin Aurora v. Königsmark in Hamburg war, durften wegen der Pest dort keine Opern aufgeführt werden.

wird in den leichtesten Figuren auch denen nausitulis, die sich auf dem Parnasso das Apollinat bereits erhalten zu haben einbilden, da ihre Capacité doch sehr mediocre, wenn ihnen kein Fremder die Stufen zeigt, ziemlich Licht geben. Ich verstehe solche, die die Hand an die Composition legen, aber nicht wissen, daß der Paragraphus mit der Cadence, und ohne denselben niemalen zu schließen und die Distinctiones auch, als Punctum, Colon, Semicolon, Comma, Signa Exclamandi et Interrogandi etc., ebensowohl ihre Stellen in der Musik als in den gewöhnlichen Oratoriis haben. Daher die Anzahl derer nicht zu groß, die das wahre Ziel der Musik erreicht, ich will sagen, die natürliche Ausdrückung einer jeden emphatischen Figur der Poeten bei einem jeglichen Affect, worin das Meisterwerk hauptsächlich bestehet. Zu solcher Ausdrückung des Affects aber ist nichts so sehr als eine Opera geschickt, als gleichsam der Zirkel, worin dieselben rouliren, und wenn der Musikus einen Poeten antrifft, der ihm fast in jedem Augenblick neue Inventiones an die Hand giebt, so kann man desselben Fähigkeit daraus bald erkennen, wann die Schaubühne eröffnet und die Geschicklichkeit der Acteurs, sowohl des Poeten als Musici Expressionen natürlich hervorzubringen weiß, wovon wir bisher mit dem Applausu des vernünftigen Auditorii viele Exempel gesehen. Da sich bald ein unschuldiges Opfer der Iphigenia und darinnen die väterliche Gelassenheit eines Agamemnonis und die mütterliche Liebe einer Clitemnestra, bald in der Octavia das schüchterne Gewissen eines Nero, bald in der Lucretia die verstellte Thorheit eines Brutus und eine um ihre Ehre eifernde Dame, bald in Masaniello die Raserei eines hitzigen, dummen Empörers, mit der Zärtlichkeit einer getreuen Marianna und im höchsten Grade untreuen Antonio, bald in Sueno die schulfüchsige Liebe eines Thales, bald in Desiderio die Caracteres eines großmüthigen Prinzen, Wütherichs, unrechtmäßig verstoßenen und darum eifernden Gemahlin und Gegentheils: bald in Cato ein eigensinniger, strenger, aber dabei wohlmeinender Patriot, bald in Pompejus, zween gleiche Ehrsüchtige, um das Regimentsruder heftig streitende Helden, sammt der größten tendresse einer Procris und Cephalus oder Tancreds und Clorinde in der Person der Aemilia und Pompejus, demnächst in allen schier die unterschiedene passionen der unschuldig sterbenden oder Ermordeten gezeigt, und zwar nicht mit leeren Erzählungen, nach Art der Alten, sondern nach der wahren Natur, mit immer neuen, dabei vorgekommenen Umständen. Hiervon wäre ein eigener Tractat zu schreiben, wenn solches der Raum, so einer kurzen Vorrede gewidmet, diesmal gestattete. Ich will aber dieses Dessein bis auf eine andre Gelegenheit versparen, mich mit den gegenwärtigen Blättern einer unpartheischen Raison Allen und Jeden gebührlich empfehlend."

Das vorstehend mitgeteilte Schriftstück gibt zu mancherlei Betrachtungen Anlaß.

Zunächst findet man hier die bereits in dem „Avertissement“ von 1706 bemerkte Antipathie gegen die sogenannten Musikkenner, wenn auch in anderer Form, wieder. Die „mediocre Capacité von denen nausitulis, die sich auf dem Parnasso das Apollinat bereits erhalten zu haben einbilden,“ wird man „dem mauvais gout des Parterre“ an die Seite setzen können.

Hiebei ist es aber interessant, zu sehen, wie Keiser, gleich seinem großen Zeitgenossen Sebastian Bach, bei der Veröffentlichung seiner Divertimenti der „Lernbegierigen“ gedenkt, ein Zug, der seiner Künstlerehre zum Ruhm gereicht.

Insbesondere sagt er seinem Publikum, was er in seiner Musik eigentlich zu geben beabsichtigt,

> die natürliche Ausdrückung einer jeden emphatischen Figur bei einem jeglichen Affekt, welche sich am klarsten in der Oper ausdrückt.

Hieraus würde man schließen können, daß ihm vor allem der Ausdruck der Leidenschaft am Herzen gelegen habe.

Seine Kompositionen bestätigen dies aber nicht. In ihnen spricht sich, wie bereits angedeutet, lyrischer Reiz, gefühlvolle Melodik, zärtliche Stimmung aus.

Gesänge, wie beispielsweise die Arie des Polidor in der 6. Scene des Inganno fidele:

> Sterb' ich in so schönen Armen,
> Ist das Grab mein Paradies.
> Darf ich deine Brust umschließen
> Und mein Mund dich sterbend küssen,
> Ist der Tod mir wundersüß,

mit den über der Singstimme in pianissimo schwebenden Achteln der Violinen würden auch einer späteren Musikepoche, wenn gleich sie ihr Zeitalter nicht verleugnen, Ehre gemacht haben.

Ich führe aus der dem Jahre 1717 angehörigen Oper: Trajan ferner die Arie der Dacia in der 12. Scene des dritten Akts nach dem Tode des Decebalus an, welche auf gleicher Höhe steht.

Die von Keiser (Rinardo Cesare, wie er sich nennt) selbst angeführte Arie (S. 36): „Ihr schönen Augen,“ deren Text nach einer dem Berliner Exemplar der K. Bibliothek hinzugefügten Rotstiftbemerkung von der Gräfin Königsmark herrühren soll, [1] enthält zwar eine weiche, einfach geführte und har-

[1] Der Text dieser Arie, den ich der berühmten Verfasserin wegen hinzufügen möchte, lautet:

> „Ihr schönen Augen, seid selbst Richter,
> Die ihr des Lebens Urteil sprecht.
> Ich klag' euch an, ihr Himmelslichter,
> Antwortet! Handelt ihr auch recht,

monisch wohlklingend gesetzte Melodie, ist aber den vorangeführten beiden Arien nicht an die Seite zu stellen. Uebrigens würden sich diesen ähnliche und vortreffliche Stücke vielfach anführen lassen.

Dagegen ist alles, was Leidenschaft, tiefere Empfindungen, Haß, Zorn, Rache ausdrücken soll, flach, gewöhnlich, für die gesteigerten Ansprüche und Empfindungen unseres jetzigen musikalischen Bewußtseins reizlos. Von einer über den Bereich der augenblicklichen Situation hinausgehenden Charakteristik, überhaupt von musikalischen Charakteren im Sinne des Musikdramas unserer Zeit kann nicht wohl die Rede sein.

Thut dies der Anerkennung Eintrag, die man R. Keiser schuldet? Ich glaube nicht. Er hat die dramatische Musik in seinem Sinn und mit seinem unleugbar großen Talente gepflegt; aber seine so außerordentlich zahlreichen Opern, wie sehr sie zu ihrer Zeit bewundert wurden, haben nur in dieser gelebt, erwärmt, geglänzt. Mit dem Wechsel derselben, mit dem Eintritt größerer Kräfte, tieferer Anschauungen, einer festeren Stärke der dramatischen Empfindung verflog ihr Reiz, sanken sie zurück auf den Boden historischer Reliquien.

Merkwürdig genug ist es, daß Keiser, in Uebereinstimmung mit den, man darf sagen, über Gebühr schlechten Operntextdichtern seiner Zeit (Hinsch, Postel, Bressand, Rothnagel, Hunold, Feind, Breymann, Weidmann, König, Hoë, Prätorius, Müller u. a.) es für notwendig erachtet hat,

> daß der Poet dem Musikus fast in jedem Augenblick neue Inventionen an die Hand gebe,
>
> und daß in den verschiedenen Opern die unterschiedenen Passionen der unschuldig sterbenden oder Ermordeten nicht in leeren Erzählungen, sondern nach der wahren Natur mit immer neuen dabei vorkommenden Umständen dargestellt werden sollten.

Mit einem Wort, Keiser stand nicht etwa auf dem Boden der Realistik, sondern auf dem der alten Intriguenoper, in der nichts was vorkam natürlich, vernünftig, logisch sein durfte, sondern wo, wie in einem Raritätenkasten, der bunteste Unsinn herrschen mußte. So konnte es geschehen, daß in einer solchen Oper (die freilich nicht von Keiser war, 1701) mehrere Male auf der Bühne geköpft wurde, weil es einer wirklich nachahmenden Vorstellung angemessener sei, solches thatsächlich vorzustellen, und nicht durch die Erzählung eines Boten.[1]

> Daß ihr mich meidet,
> Euch von mir scheidet,
> Um andrer Schönheit nachzugehn?
> Doch müßt gestehn,
> Daß ihr nichts Treueres je gesehn."

[1] O. Lindner a. a. O. S. 184.

Alles in allem genommen litt die Musik der Oper, zumal in ihrer Kindheit, unter dem Unsinn und dem Hemmschuh der Dichtkunst ihrer Zeit. Daß ein Mann von dem Geschmacke R. Keisers sich ihren Fesseln unterwarf, ja wie es scheint, diese mit Bewußtsein trug, zeigt deutlich, wie wenig er auf der Höhe des wirklichen Dramas stand.

Wenn ich mich bei R. Keiser und seinen Auslassungen länger aufgehalten habe, als dies vielleicht für gerechtfertigt angesehen werden mag, so ist dies geschehen, weil mir anläßlich meines kürzlich erschienenen Buchs: Die Reform der Oper durch Gluck 2c. Bemerkungen zugegangen sind, welche vermuten lassen, daß neben Händel, Graun, Hasse, Traëtta, Lully, Rameau und Gluck unter den musikalischen Größen des vorigen Jahrhunderts, auf denen sich die Reform der Oper aufgebaut hat, auch Keiser hätte aufgeführt werden müssen. Die vorstehenden Auseinandersetzungen, insbesondere die mitgeteilte Vorrede zu seinen divertimenti werden gezeigt haben, aus welchen Gründen ich diesen, sonst so ausgezeichneten Tonsetzer den genannten Meistern nicht hinzurechnen zu sollen geglaubt habe.

Ich füge dem hinzu, daß, wenn man Gluck als den Reformator zunächst der italienischen großen Oper, dann des musikalischen Dramas überhaupt anzuerkennen alle Ursache hat, die Musik R. Keisers weder der italienischen Opernmusik, noch der Tragédie lyrique der Franzosen hinzugerechnet werden kann.

Was diese lyrische Tragödie anbetrifft, so beschränkt sich die Bedeutung der dramatischen Komponisten Frankreichs, soweit diese von durchgreifender Bedeutung waren, auf Lully und Rameau.

Von diesen beiden großen Tonsetzern ist es der letztgenannte, der dem Geheimnis der Entstehung des musikalischen Dramas am nächsten getreten ist.

Er hat mit Bewußtsein die Formen erweitert und mit neuem und künstlerisch bedeutsamem Inhalt versehen, in denen Lully die französische Oper zurückgelassen hatte. Ich will von einem Briefe dieses Komponisten sprechen, der in dem Nachlaß Houdards de la Motte vorgefunden und durch den Mercur de France im März 1756 veröffentlicht worden ist, kurze Zeit nach Rameaus Tode. Er ist erst jetzt wieder in der neuen Ausgabe der Rameauschen Opern von Arthur Pougin (Paris, Theodor Michaelis) hervorgesucht und in der Vorrede zu der Oper Zoroaster (1749) abgedruckt worden.

Mehrere Jahre, bevor Rameaus erste Oper auf der Bühne erschien (im Jahre 1734), war dieser Brief (im Jahre 1727) an den genannten einflußreichen Akademiker geschrieben, von dem Rameau einen Operntext hatte erlangen wollen, ohne einen solchen erhalten zu können. Bekanntlich hat später Voltaire ihm den

Text zu der Oper Samson geschrieben, deren Aufführung wegen des biblischen Inhalts verboten wurde. Die Musik hat Rameau später zum großen Teil in seinem Zoroaster (von Cahusac gedichtet) wieder verwendet.

In dem nachfolgenden Briefe wird man ein großes Selbstbewußtsein erkennen, das Rameau, wie es scheint, auch später nicht verlassen hat. Denn als Ludwig XV. ihm den Adelsbrief zustellen ließ, rief er aus:

„A moi! Des lettres de noblesse! Il y a longtemps que Castor et Dardanus me les ont parafées.“[1]

Aber es spricht aus diesem Briefe auch der berechtigte Stolz des Künstlers, der sich besser fühlte als die gelehrten Musiker, die zu jener Zeit die Opernbühne beherrschten, leidige Nachahmer ihres großen Vorgängers Lully, den sie weder zu erreichen, viel weniger zu überbieten imstande waren.

Mit scharfen Worten verurteilt er die Unfähigkeit, in welcher sie den dramatischen Nerv der Musik zu erkennen nicht vermochten, in der sie aber die Kunst selbst durch ihre Kunst zu verdecken imstande waren.

Für die Geschichte der Musik ist dieser Brief von nicht geringem Werte. Ob sein Inhalt nicht wesentlich dazu beigetragen hat, Herrn Houdard de la Motte mit Rücksicht auf seine akademischen Kollegen zu verstimmen und ihn von dem Eingehen auf die von ihm ausgesprochene Bitte abzuhalten, kann dahingestellt bleiben.

Der Brief lautet in deutscher Uebertragung folgendermaßen:

Paris, den 25. Oktober 1727.

Welche Gründe Sie auch haben mögen, mein Herr, um von meinen dramatischen Kompositionen keinen so günstigen Erfolg zu erwarten wie von denen eines in dieser Art von Musik dem Anscheine nach erfahrneren Komponisten, so werden Sie mir doch gestatten, dieselben zu bekämpfen und zu gleicher Zeit die Auffassung zu rechtfertigen, die ich zu meinen Gunsten hege, ohne daß es meine Absicht wäre, aus meiner Wissenschaft andere Vorteile ziehen zu wollen als diejenigen, welche Sie so gut wie ich für gerechtfertigt erachten werden.

Unter einem gelehrten Musiker versteht man in der Regel einen Mann, dem in den verschiedenen Verbindungen der Töne nichts entgeht; aber man hält ihn von diesen Verbindungen derart benommen, daß er ihnen alles opfert, die Vernunft, den Geist und das Gefühl. Er ist also nur der Musiker der Schule, der Schule, in der es sich nur um die Noten (den Satz im musikalisch-technischen Sinne) handelt und um weiter nichts. Man hat also recht, ihm einen Musiker vorzuziehen, der weniger die Wissenschaft als den

[1] Rameau war sehr geizig, und es wurde behauptet, daß er das Adelsdiplom ausgeschlagen habe, um die Gebühren für dasselbe nicht bezahlen zu müssen.

Geschmack im Auge hat. Dieser freilich, dessen Geschmack nur gebildet ist durch das Verhältnis, in welchem er zu seinem Empfinden steht, kann sich äußersten Falls nur in gewissen Arten der Kunst auszeichnen, ich will sagen, in solchen Arten, welche seinem Temperament entsprechen. Ist er von Natur weich? Er drückt Weichheit aus. Ist sein Charakter lebhaft, fröhlich, spaßhaft &c.? Seine Musik wird dem entsprechen. Aber man gehe über diese Charaktereigenschaften hinaus, die ihm natürlich sind, und man wird ihn nicht wieder erkennen.

Im übrigen, da er alles aus seiner Einbildungskraft entnimmt, ohne jede Mitwirkung der Kunst in Bezug auf den Ausdruck, so nutzt er sich schließlich ab. In seinem ersten Feuer erschien alles glänzend; aber dies Feuer verzehrt sich in dem Maße, als er es neu entzünden will, und man findet schließlich bei ihm nichts als Wiederholung oder Gewöhnliches.

Es wäre also zu wünschen, daß sich für das Theater ein Musiker fände, der die Natur studierte, ehe er sie malen will, und der durch sein Wissen die Farben und Schattierungen zu wählen vermöchte, vermöge deren sein Geist und sein Geschmack ihm die Beziehungen für die notwendige Ausdrucksweise zu zeigen imstande wären.

Ich bin gewiß, mich für einen solchen Musiker halten zu dürfen. Mindestens habe ich vor anderen die Kenntnis der Farben und Schattierungen voraus, von denen sie nur eine unbestimmte Ahnung haben und welche sie nur zum Teil und durch Zufall in Anwendung bringen. Sie haben Geschmack und Einbildungskraft, aber alles eingeschlossen in dem Aufbewahrungsort ihres Empfindungsbereichs, in welchem die verschiedenen Gegenstände sich in einem Bruchteil von Farben vereinigen, über welchen hinaus sie nichts mehr erkennen. Die Natur hat mich nicht ganz und gar ihrer Gaben beraubt, und ich habe mich keineswegs der Anwendung der Noten in dem Maße hingegeben, daß ich deren innerste Verbindung mit demjenigen Maße der Schönheit vergessen hätte, welches allein die Fähigkeit, zu gefallen, herbeiführt, das man aber nicht leicht in einem Erdboden antrifft, der kein Saatkorn enthält und der überall bereits seine äußersten Anstrengungen gemacht hat.

Ich bitte Sie, von zwei meiner Gesangskompositionen Kenntnis zu nehmen, welche seit einem Dutzend von Jahren bekannt und deren Manuskripte derart in Frankreich verbreitet sind, daß ich nicht geglaubt habe, sie stechen lassen zu sollen, mindestens nicht, ohne zugleich andere hinzuzufügen, was ich nicht habe thun können, da mir Texteswortе dafür fehlten. Die eine ist betitelt: Oristies Entführung: sie enthält Recitativ und charakteristische Gesänge; die andere heißt: Thetis. In dieser können Sie den Grad des Zornes erkennen, den ich dem Neptun und Jupiter gebe, je

nachdem es erforderlich ist, dem einen oder dem anderen mehr kaltes Blut oder mehr Leidenschaft zu geben, je nachdem es darauf ankommt, daß die Befehle des einen oder des anderen erfüllt werden. Es kommt nur auf Sie an, erkennen zu wollen, wie ich den Gesang und den Tanz der Wilden charakterisiert habe, welche vor ein oder zwei Jahren auf dem italienischen Theater dargestellt sind, und wie ich folgende Titel erteilt habe: die Seufzer, die zärtlichen Klagen, die Cyklopen, die Wirbel (d. h. die Wirbel von Staub, welche durch heftige Winde aufgewühlt sind), die Unterhaltung der Musen, eine Musette, ein Tamburin rc. Sie werden daraus vor allem ersehen, daß ich kein Neuling in der Kunst bin und daß ich in meinen Schöpfungen, wie mir scheint, keineswegs großen Aufwand von meinem Wissen mache, oder daß ich versuche, die Kunst durch die Kunst selbst zu verdecken; denn ich habe nur Menschen von Geschmack im Auge und keineswegs die Gelehrten, weil es dieser sehr viele gibt und fast keine von jenen. Ich könnte Sie Motetten mit großen Chören hören lassen, bei denen Sie würden erkennen können, ob ich fühle, was ich ausdrücken will.

Dies wird ausreichend sein, um Ihnen zum Nachdenken Veranlassung zu geben.

Ich bin, mein Herr, rc. Rameau.

Ich habe mich an anderer Stelle[1] über den Charakter der Musik Rameaus ausgesprochen.

Hier habe ich nur aus dem vorstehenden Briefe, übrigens in völliger Uebereinstimmung mit dem dort Gesagten, darauf hinzuweisen, daß dieser große Tonsetzer so wenig wie R. Keiser dazu gelangt war, in den Charakteren der handelnden Personen das wesentliche Kriterium des musikalischen Dramas in unserm heutigen Sinne zu erkennen. Er spricht von den Farben und Schattierungen in der Musik, von seiner Gabe, gewisse Affekte und Leidenschaften darzustellen (auch Keiser hatte mit ähnlichen Worten dies hervorgehoben), von der Charakterisierung von Gesängen und Tänzen der Wilden, von der sprechenden Bezeichnung gewisser Musikstücke; aber er ist fern davon, darzulegen, daß er die menschlichen Charaktere als die Hebel der dramatischen Handlung musikalisch zu zeichnen, deren Verschiedenheit gegeneinander in Tönen darzustellen vermöge.

Rameau war zu jener Zeit bereits 44 Jahre alt. Seine wiederholten Mißerfolge mögen ihn verstimmt haben. Nach diesem Briefe zu urteilen, reichte er persönlich an Glucks Größe nicht heran, die sich nicht bloß in dessen dramatischen Werken, sondern, was seinen Charakter, sowie sein Streben als Musiker anbetrifft, vorzugsweise in seiner berühmten Vorrede zur Alceste (1769) ausspricht. Glucks Alceste war freilich 42 Jahre jünger, als

[1] Reform der Oper durch Gluck, S. 84 ff. (Braunschweig bei Vieweg, 1884.)

Rameau zu der Zeit war, als er den obigen Brief schrieb. Gluck war, als er seine Vorrede zur Alceste schrieb, in der Theater- und Opernpraxis ergraut und reich geworden an Erfahrungen und Ehren, während Rameau, noch vor den ihm verschlossenen Pforten des Tempels der Kunst harrend, erwartend stand. In dieser letzteren Thatsache ist ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen dem Inhalte dieses Briefes und der Zueignung der Alceste zu suchen.

Noch mehr aber tritt dieser Unterschied hervor in dem das innerste Wesen der dramatischen Musik betreffenden Inhalte.

Während Rameau sich an gewisse Aeußerlichkeiten hängt, vermöge deren er die Kunst mit dem guten Geschmack in Uebereinstimmung zu setzen, die dramatische Musik aus den Umklammerungen der trockenen Form, pedantischer Steifheit zu befreien trachtete, steht Gluck, freilich so viele Jahre später und fünf Jahre nach dem Tode seines französischen Kollegen, auf dem bewußten Standpunkt des Reformators der ernsten Oper, die durch ihn neuen Inhalt, neue Formen, man darf sagen neues Blut erhalten sollte.

So hohes Verdienst Rameau um die Fortbildung der ernsten französischen Oper sich erworben hat, so sehr muß man anerkennen, daß seine Anstrengungen im wesentlichen nicht über das in seinem Brief vom Jahre 1727 Gesagte hinausgekommen sind.

Wen sollte dies bei einem Manne, der damals schon 44 Jahre zählte, Wunder nehmen?

Mit R. Keiser hat er gemein, daß er sich gegen die urteilslosen Musiker erhebt. Wenn dieser den „mauvais goût des Parterre“ hervorhebt und diejenigen, die sich flattieren, zu der Zahl der Musikkenner zu gehören, wenn sie etwa ein Menuett auf dem Hautbois oder Violine spielen, oder die sich auf dem Parnasso das Apollinat festgesetzt zu haben einbilden, als Personen bezeichnet, deren Urteil ihn nicht beeinflussen könne, so wendet sich Rameau direkt gegen „die gelehrten Musiker“, denen er Vernunft, Geist und Gefühl abspricht und bei denen er außerdem Mangel an Geschmack voraussetzt, während ihre Einbildungskraft (die Inventionen von R. Keiser) sich in einem engen Zirkel bewege, über den sie nicht heraus könnten.

Alles in allem genommen zeigt der Brief Rameaus vor allem dessen selbstbewußten Charakter und die Ueberzeugung von seiner Mission für die Oper.

Als den dritten der Verfasser der Musiker-Programme des vorigen Jahrhunderts habe ich Gluck genannt.

Seine Vorrede (Zueignung) zur Alceste ist so bekannt, daß ich unrecht thun würde, dieselbe hier noch einmal zu wiederholen. Sie ist ein kunstgeschichtliches Dokument im edelsten und weitgreifendsten Sinn des Worts, eine Kundgebung von so spezifisch

musikalischem, dem Zustande der damaligen italienischen Oper angeraßtem Charakter, wie derartige Aeußerungen nur in seltensten Fällen aus der Feder hochbegabter Künstler hervorgegangen sein mögen.

Anders ist es mit der Vorrede (Zueignung) zu seiner Oper Paris und Helena, dem Herzog Johann von Braganza (30. Oktober 1770) dediziert, welche in ihren Grundideen sehr viel Gemeinsames mit den Auffassungen Keisers und Rameaus hat.

Dieselbe lautet:

Indem ich Eurer Hoheit diese meine neue Arbeit überreiche, suche ich weniger einen Beschützer als einen Beurteiler. Ein gegen gewohnheitsmäßige Vorurteile gesicherter Geist, ausreichende Kenntnis der großen Grundsätze der Kunst, ein weniger nach großen Vorbildern als nach den unveränderlichen Grundlagen der Schönheit und der Wahrheit gebildeter Sinn, das sind die Eigenschaften, welche ich bei meinem Mäcen suche, welche ich in Eurer Hoheit vereinten Gaben wiederfinde und die mich veranlaßt haben, die Musik meiner Alceste im Druck zu veröffentlichen, in der Hoffnung, Nachfolger auf der von mir eröffneten Bahn zu finden, welche, von dem Beifall eines aufgeklärten Publikums getragen, sich bemühen würden, die Mißbräuche der italienischen Oper zu bekämpfen und diese, so weit als möglich, der Vollkommenheit entgegenzuführen.

Die Schöngeister und diejenigen, die alles besser wissen, deren Menge keine Grenzen hat, und die das größte Hindernis des Fortschritts der schönen Künste sind, haben sich gegen eine Methode erhoben, welche, wenn sie festen Fuß fassen sollte, mit einem Streiche alle ihre Ansprüche auf eine entscheidende Stimme und auf ihre Fähigkeit zu handeln, vernichten würde. Man hat geglaubt, ein Urteil über unvollkommene, schlecht geleitete und noch schlechter ausgeführte Darstellungen der Alceste abgeben zu können. Man hat geglaubt, im Zimmer die Wirkung bestimmen zu können, welche für das Theater berechnet war, mit derselben Umsicht, mit der man einst in einer griechischen Stadt aus der Entfernung weniger Schritte eine Statue beurteilen wollte, welche auf einer hohen Säule errichtet werden sollte. Ein feines Ohr hat möglicherweise eine Melodie zu hart gefunden oder eine Passage zu stark gefärbt und schlecht vorbereitet, ohne zu bedenken, daß dieselbe vielleicht in ihrer Situation das Stärkste im Ausdruck und das Schönste in der Gegenwirkung sei. Ein eingebildeter Besserwisser hat aus einer einsichtsvollen Nachlässigkeit oder aus einem Druckfehler Veranlassung genommen, wie über einen gegen die Geheimnisse der Harmonie begangenen unverzeihlichen Fehler sein Verdammungsurteil auszusprechen, demzufolge sich in einstimmigem

Votum die große Menge gegen eine so barbarische und wunderliche Musik entscheiden wird.

Unzweifelhaft urteilt man nach ähnlichen Kriterien über die anderen Gebiete der Kunst und man spricht mit etwa gleicher Sicherheit seine unfehlbare Meinung über diese aus; aber E. H. erkennt schnell die Ursache: Je mehr man die Wahrheit und Vollendung sucht, um so mehr ist Genauigkeit und Korrektheit notwendig. Unmerkbar sind die Unterschiede, welche Rafael vor dem großen Haufen der Dutzendmaler auszeichnen, und eine Veränderung in der Zeichnung, welche die Aehnlichkeit eines unschönen Gesichts nicht stört, entstellt vollständig das Bildnis einer schönen Frau. Es gehört nicht viel dazu, um meine Arie aus dem Orpheus:

Che farò senza Euridice,

wenn nur etwas an der Art des Ausdrucks verändert wird, zu einem Marionettentanz zu machen. Ein Ton, mehr oder weniger gehalten, eine Nachlässigkeit in der Verstärkung des Zeitmaßes oder der Stimme, ein nicht am rechten Orte angebrachter Halt, ein Triller, eine Passage, ein Lauf kann eine ganze Scene in einer solchen Oper verderben; daher ist die Gegenwart des Komponisten bei der Ausführung dieser Art von Musik, so zu sagen, ebenso notwendig, wie das Vorhandensein der Sonne in den Schöpfungen der Natur. Er ist schlechterdings die Seele und das Leben, und ohne ihn bleibt alles in Verwirrung und im Dunkel. Aber es ist notwendig, daß man auf derartige Hindernisse vorbereitet sei, da es in der Welt Leute gibt, welche sich berechtigt glauben, über die schönen Künste zu entscheiden, weil sie das Privilegium haben, zwei Augen und zwei Ohren zu besitzen, gleichviel wie diese beschaffen sein mögen. Es ist die Sucht, gerade von Dingen sprechen zu wollen, die sie am wenigsten verstehen, zum Unglück ein bei den Menschen nur zu häufiger Fehler, und ich habe vor kurzem bemerkt, daß einer der größten Philosophen des Jahrhunderts [1] sich gemüßigt gesehen hat, über Musik zu schreiben und als unfehlbaren Spruch vorauszuschicken:

Träume der Blinden und Roman-Possen.

E. H. werden bereits das Drama des Paris gelesen und bemerkt haben, daß dasselbe der Phantasie des Komponisten keine starken Leidenschaften, keine großen Bilder, keine von den tragischen Situationen darbietet, welche in der Alceste die Zuschauer erschüttert und die zu so großen harmonischen Wirkungen Gelegenheit geboten haben; man darf daher sicher nicht dieselbe Kraft, dieselbe Energie in der Musik erwarten, wie man von einem Gemälde, im Halbdunkel gemalt, nicht dieselbe Kraft würde fordern können, wie von einem solchen in vollem Lichte. Es sind dieselben sich gegenüberstehenden Empfindungen, welche der Maler bei einem

[1] Arteaga.

Gegenstande anwenden kann, der ihm Veranlassung gegeben hat, ein gedämpftes Licht zu wählen. Hier handelt es sich nicht um eine Gattin, welche ihren Gemahl zu verlieren im Begriff ist und welche ihn aus dem dunklen Schatten der Nacht zu retten den Mut hat, die, indem sie in einem furchtbaren Hain die Geister der Unterwelt herbeiruft, im äußersten Todeskampfe für das Schicksal ihrer Kinder zitternd, sich von ihrem Gatten losreißen muß, den sie anbetet. Es handelt sich um einen verliebten Jüngling, der schon lange mit der Ehrbarkeit sich im Widerspruch befindet, und um ein stolzes Weib, über die er mit der ganzen Kunst einer erfinderischen Leidenschaft den Sieg davon trägt. Ich habe mich bemühen müssen, in den Farben eine gewisse Verschiedenheit zu finden, welche ich in den abweichenden Charakteren des phrygischen und spartanischen Volks gesucht habe, indem ich dem Rauhen und Wilden der einen Seite das Zarte und Weiche der anderen gegenüberstellte. Ich habe geglaubt, daß der Gesang in einer Oper, welche nur die Stelle der Deklamation einzunehmen hat, in der Helena die natürliche Rauheit ihres Volkes wiederzugeben habe, und habe mir gedacht, daß, um diesen Charakter der Musik festzuhalten, man es mir nicht als Fehler anrechnen werde, wenn ich ihn mitunter an das Gewöhnliche streifen lasse. Wenn man die Wahrheit sucht, muß man dem Gegenstande gemäß, den man unter den Händen hat, verschiedenartig handeln. Die höchsten Schönheiten der Harmonie wie der Melodie werden zu Fehlern und Unvollkommenheiten, wenn sie nicht am rechten Orte sind.

Ich erwarte von meinem Paris keinen besseren Erfolg als von der Alceste, soweit es in meiner Absicht liegt, bei den Tonsetzern in der Musik die erwünschte Reform herbeizuführen; auch sehe ich hier die größten Schwierigkeiten voraus; dennoch werde ich mich dadurch nicht abhalten lassen, für den guten Zweck neue Anstrengungen zu machen. Und wenn ich E. H. Zustimmung erhalte, werde ich befriedigt wiederholen:

„Tolle Syparium, sufficit mihi unus Plato pro cuncto Populo.“

Ich habe die Ehre mit der größten Ehrerbietung zu sein

Eurer Hoheit

unterthänigstgehorsamster und verbundenster Diener

Der Ritter Christoph Gluck.

Diese Vorrede, welche einen weniger spezifisch musikalischen Charakter wie die der Alceste zeigt, ist weniger bekannt als diese, wiewohl sie in Bezug auf die Anschauungen, denen Gluck bei der Komposition des Paris gefolgt ist, hochinteressant, über seine Ideale im allgemeinen vollen Aufschluß gibt.

Auch Gluck beklagt sich, nicht weniger als Keiser, über

seine Zeitgenossen, und gleich Rameau vorzugsweise über die Tonsetzer seiner Zeit. Die Hoffnung, auf der mit der Alceste beschrittenen Bahn Nachfolger zu finden, welche mit ihm die Mißbräuche der italienischen Oper bekämpfen würden, hat sich ihm nicht erfüllt. Aber auch bei ihm sind die Schöngeister und die vorlauten Beurteiler zwar vielleicht andere, als die steifen Schulpedanten von Paris es waren, über die Rameau klagt; im Grunde aber ist es gleich, ob man den Fortschritt in der Kunst durch die eine oder die andere Kategorie unverständiger Menschen gehindert sieht.

Man erkennt leicht, daß durch die musikalischen Kreise des vorigen Jahrhunderts wie in Deutschland so in Frankreich ein Zug konservativer Nörgelei gegangen ist, der die vorhandenen Systeme in der Oper gegen die künstlerisch dramatische Entwicklung derselben, wie diese sich in Rameau vorbereitete und in Gluck erfüllte, zu schützen suchte, während Keiser nicht gegen ein bestimmtes System, sondern gegen die Anmaßung und den Ungeschmack seiner Zeitgenossen im allgemeinen zu kämpfen genötigt war.

Auch in dieser letztgedachten Vorrede ist von hervorragender Bedeutung die Art und Weise, wie Gluck seine neue Oper gegen die Alceste abwägt und wie er mit feinem Verständnis die Schattierungen und Farben derselben gegen die stärkern Affekte, die höher gesteigerten Leidenschaften der Alceste richtig betont.

Wenn er ohne Zweifel der verständnisvollste und am großartigsten angelegte Charakter unter den genannten drei Musikern war, wenn er mit Keiser gegen Rameau als großen Theoretiker und Kontrapunktisten zurückzutreten hatte, wenn Keiser in der Gabe melodischer Erfindung und reizvoller Schöne seiner eigenen Zeit vorauszueilen schien, so steht Gluck diesem und Rameau hierin gleich, überwiegt den letzteren an dramatischer Größe und Charakteristik und läßt den Hamburger Tonmeister bei aller Anerkennung, welche dieser für seine Zeit in Anspruch nehmen durfte, weit zurück in allem, was Oper und Drama von der Bühne zu fordern berechtigt waren.

Dieselbe Stufenfolge der Beurteilung würde man in den genannten Druckschriften der drei Tonsetzer eingehalten finden, wenn man deren Wert, ihre innere Berechtigung gegen einander abwägen wollte; zumal wenn man dabei die Vorrede zu Glucks Alceste mit in Betracht zieht.

Bei allem Verdienst, das man Keiser und Rameau zugestehen muß, darf man anerkennen, daß diese der Geschichte angehören, während selbst die neueste Phase der musikalisch-dramatischen Entwicklungen dem eigentlichen Schöpfer des musikalischen Dramas nichts von der Hoheit hat rauben können, die mit der Anerkennung eines vollen Jahrhunderts ihn geschmückt hat.

Mitteilungen und Berichte.

Franz Grillparzer.

Von Gottfried Kinkel.[1]

(Aus seinem Nachlasse.)

Seit den Freiheitskriegen hat die Dichtung in Oesterreich ihre beste Kraft aus der Opposition gegen das Bestehende gezogen. Die lange ermattende Herrschaft des Metternichschen Systems trieb alle selbständigen Geister zum Kampf. Soweit die Wiener Litteratur nicht, wie meistens Bauernfeld, mit dem Konversationslustspiel des Burgtheaters sich begnügte, Zauberstücke schrieb wie der echte Poet Raimund, oder wie Nestroy die Vorstadttheater mit Lokalpossen versorgte, ist diese Litteratur stets revolutionär. Nikolaus Lenau tritt auf, ein heißblütiger Ungar, ein phantasievolles Kind der Steppe: er wandert aus, weil in Oesterreich ein freier Flügelschlag unmöglich. Der Druck war ein doppelter, denn Hand in Hand mit dem Beamten ging der Jesuit. So zugleich gegen weltliche und geistliche Knechtschaft kämpfend, wird Lenau ein pantheistischer Revolutionär: im Savonarola, in den Albigensern schildert er gerade solche Kämpfe der Vergangenheit, wie er sie von seinem Oesterreich verlangt, welche zu gleicher Zeit wider die ketzerverbrennende katholische Hierarchie und den unterdrückenden weltlichen Staat gerichtet sind. Anastasius Grün, durch seine Stellung als Adeliger und Großgrundbesitzer mehr geschützt, faßt den Pantheismus von der milderen Seite auf. Seine Spaziergänge eines Wiener Poeten sind der erste Trompetenstoß der poetischen Opposition für Oesterreich gewesen. Aber so stürmisch fordert er nicht den Streit heraus. Warum brauchten wir zu kämpfen, zu verbluten? Die

[1] Die Aufnahme dieses Aufsatzes, der einem von Kinkel seinerzeit gehaltenen Vortrage zu Grunde lag, scheint uns — wenn auch der biographische Teil nicht gerade Neues bietet — durch das Interesse begründet, welches die Auffassung und das Urteil des Autors über den größten Dichter Deutsch-Oesterreichs erweckt. Daß Kinkel sich gedrängt fühlte, zur Sühnung des Unrechts beizutragen, welches Norddeutschland an Grillparzer beging, ist an und für sich ein Akt von litterarhistorischer Bedeutung. Da der subjektive Charakter der Darstellung nicht berührt werden sollte, haben wir auch jene Auseinandersetzungen Kinkels unverkürzt wiedergegeben, denen wir nicht beistimmen können, so die Gegenüberstellung Grillparzers und Immermanns. D. Red.

Natur wird alle Wunden der Geschichte heilen, eine Zeit wird kommen, wo man bei Jerusalem auf dem Oelberg ein Schwert, ein Kreuz ausgräbt, und die ältesten Greise werden nicht mehr sagen können, was für Dinge das gewesen sind: das Kreuz werden Rosen so voll umranken, daß man vor Rosen das Kreuz nicht mehr sehen kann. Auch die jüngeren Dichter gingen auf gleichen Bahnen. Wiederum einen Kampf zugleich gegen Staat und Kirche schilderte Alfred Meißner in seinem Ziska. Mein edler Freund Moriz Hartmann, schon wegen seiner Jugendgedichte aus dem Kaiserstaate flüchtig, nahm 1848 den Kampf persönlich auf, und der Kroatenkugel in Wien entgangen, führte er fast bis an seinen Tod ein schweifendes Leben, sah ein großes Stück Welt mit dem kosmopolitischen Verstand des Juden, mit der Gefühlswärme des Oesterreichers, und, wie seine nachgelassenen Gedichte zeigen, stets der Fahne der Republik treu, hat er in Tagebuch und Novelle die europäische Welt geschildert mit einer Farbenpracht, welche beweist, daß er überall selbst gesehen hatte, und mit einem Feuer, welches dartut, daß er die Befreiung der ganzen Menschheit von den Fesseln der Vergangenheit wollte.

In diesem Sinne konnte Grillparzer nicht wirken. Er hätte es in dem Metternichschen Oesterreich nicht ausgehalten, wenn ihn nichts an das dort Bestehende band; er hätte eine Anstellung im Staatsdienst niemals begehrt, niemals angenommen, wenn er aus Ueberzeugung unbedingt in der Opposition stand. Lenau und Grün waren Schwärmer, Grillparzer ein Mann des klaren Verstandes, auch philosophisch gebildet, in den josephinischen Ideen erwachsen — und wie unter Kaiser Joseph in Oesterreich doch einmal der Tag gedämmert hatte, war er fähig zu hoffen, daß auch in Oesterreich es wieder einmal heller werden müsse. Er war kein Reaktionär; unter den Blättchen in den Schubfächern seines Schreibtisches, welche er bis zu seinem Tode fest unter Schloß und Riegel hielt, hat sich ein längerer Aufsatz gefunden, der so furchtbar als Metternich je kritisiert worden, nicht bloß die Infamie, sondern auch die Thorheit des Metternichschen Systems ins Licht stellt. Auch die erst nach seinem Tode bekannt gewordene Grabschrift auf Metternich spricht deutlich genug:

Hier liegt, für seinen Ruhm zu spät,
Der Don Quichotte der Legitimität,
Der falsch und wahr nach seinem Sinne bog,
Zuerst die andern, dann sich selbst belog,
Vom Schelm zum Thoren ward bei grauem Haupte,
Weil er zuletzt die eignen Lügen glaubte.

Aber Grillparzer war ein Oesterreicher mit Leib und Seele, er wollte die Zerstückelung Oesterreichs nicht, er verachtete das moderne Nationalitätsprinzip, weil es den Kaiserstaat sprengen muß, und so vermochte er das Recht Italiens nicht zu begreifen. Er hat Radetzky und das österreichische Heer im Kampf gegen die italienische Einheit gefeiert. Mit persönlichster Anhänglichkeit liebte er seinen deutsch-österreichischen Stamm, in welchem er einen unbestechlichen Sinn für die Schönheit und ein Element des Gemütes erkannte, welche er im übrigen Deutschland nicht fand. Wohl in keiner der vielen Sprachen, welche unter dem

habsburgischen Scepter vereinigt sind, ist die Herrlichkeit des österreichischen Landes und Sinnes je so schwungvoll besungen worden, als er es im König Ottokar durch den Mund des Chronisten Ottokar von Horneck thut (König Ottokar, Akt III, Sc. 2).

Diese Landestreue, Stammestreue hat Grillparzer schwer gebüßt. Es hat ihm an Gelegenheit nicht gefehlt, aus Wien, dem Capua der Geister, in die freiere, mehr stählende Luft Norddeutschlands sich zu verpflanzen, aber er konnte nicht fort, wie der Schmetterling durch die Nadel, welche ihn tötet, blieb er an sein Wien geheftet. Und darüber hat er während der besten Zeit seines Lebens das Herz der Norddeutschen verloren. Durch Metternich war einmal alles spezifisch Oesterreichische bei uns in Verruf; wer dort protestierte, war willkommen, wir nahmen Lenau und Grün mit Jubel auf — aber wer Radetzky feierte! Nicht weil er ein katholischer Dichter war, wie er einmal bitter es sagt, sondern weil er ein österreichischer Dichter und im österreichischen Sinne ein Patriot war, darum hat Deutschland ihn, nach den ersten großen Erfolgen, verkannt und verstoßen. Das hat er selber mit tiefem Schmerz empfunden — und wir bekennen es jetzt, einem großen Menschen ist von uns Unrecht geschehen. Dies Unrecht, soweit es ein einzelner vermag, zu sühnen, versuche ich hier.

Bei Anlaß seiner Aufnahme in die Wiener Akademie hat Grillparzer, weil von deren Mitgliedern ein Lebenslauf verlangt wird, seine Selbstbiographie geschrieben, welche jetzt in der neuen Sammlung seiner Schriften uns vorliegt. Sie scheint 1851 geschrieben zu sein. Zwar geht sie nur bis in sein 45. Jahr, bis 1836, aber einmal ist die Jugend die wichtigste Zeit zur Charaktergestaltung des Menschen; dann schließt sich aus demselben Jahr 1836 noch ein Tagebuch einer Reise aus Paris und London daran. Wir haben also seine Entwickelung zum Dichter von ihm selber dargestellt. Später reden seine Werke; auch war er damals in seinem näheren Kreise bekannt und berühmt genug, so daß sein Leben Beachtung fand und wir den Rest aus anderen Quellen wissen.

Franz Grillparzer ist zu Wien im Jahr 1791 geboren. Der Vater war Advokat, rechtlich, aber streng, eher kalt und schroff, die Mutter freundlich, musikalisch. Grillparzer war der älteste von vier Brüdern, es war kein Mädchen in der Familie. Schon da entbehrte er etwas: es ist gefährlich für das Lebensglück eines Menschen, wenn er ohne Schwester aufwächst. Am Schwesterchen lernt schon der Junge, daß die Frauen feiner, in Herzenswärme gütiger sind als wir; er lernt aber auch die Seiten verstehen, wo sich mit dem Weibe nicht scherzen läßt. Wer keine Schwester hatte, findet viel schwerer auch eine gute Frau. Die Knaben belebten sich eine große traurige Wohnung früh durch Theaterspielen; sie wurden zum Teil durch Hofmeister erzogen; als Grillparzer nachher die Schule und als Jurist die Universität besuchte, war er ungleich in seinem Fleiß und seinem Erfolg. Der Vater war ein eifriger österreichischer Patriot; der Sohn schrieb bei der Besetzung Wiens durch die Franzosen anonym ein heftiges Gedicht gegen die, durch deren Schuld die Glorie des Vaterlands erblichen war. Ja im Jahr 1809 ergriff er als junger Student sein Gewehr, als die Franzosen die Stadt beschossen, und von der Bastei, an deren Stelle jetzt das neue Palais des Erzherzogs Albrecht steht, hat er mit dem Feinde ein paar

Kugeln gewechselt. Der Friede zu Preßburg brach dem Vater buchstäblich das Herz, und der Aelteste der Familie war gezwungen, für sich und die Mutter Brot zu schaffen. Grillparzer nahm eine glänzende Stellung als Hofmeister in einem adeligen Hause der Provinz an, ging aber 1813 in den Staatsdienst. Er wurde unbesoldeter Praktikant auf der Hofbibliothek und trat dann mit Gehalt als Kameralist in die Zollverwaltung ein.

Damals fiel ihm auch der erste große Erfolg als Theaterdichter in den Schoß: mit 25 Jahren schrieb er seine Ahnfrau, und diese wurde 1817 auf dem Vorstadttheater an der Wien zuerst gegeben, um dann, überall hinreißend, die Runde über die deutschen Bühnen zu machen. Der Dichter hatte hier zwei Geschichten verbunden, erstens eine französische von einem Räuber, der in einem herrschaftlichen Schloß mit dem Kammermädchen eine Liebschaft anspinnt, ohne daß das Mädchen weiß, daß er ein Verbrecher ist; in ihrem Zimmer wird er dann gefangen genommen. Zweitens ein Volksmärchen, das Grillparzer irgendwo gehört: die Enkelin eines alten Geschlechtes ist der Ahnfrau, die als Gespenst wandelt, ähnlich; daraus ergibt sich dann die furchtbare Verwechselung, daß bei der beabsichtigten Entführung der Liebhaber das Gespenst für das Mädchen nimmt. Hinein trat endlich die Schicksalsidee: die Ahnfrau hat selbst eine schwere Sünde begangen, und auf ihr Geschlecht vererbt sich die Neigung zur Sünde; sie aber muß umgehen, bis das Geschlecht ausstirbt. Um dieses fatalistischen Zusatzes willen hat man Grillparzer in allen früheren Büchern über Litteratur damit abgethan, daß man ihn einen Schicksalstragöden nannte. Jetzt ist aus dem ersten Manuskript des Dichters erwiesen, daß er diesen Zug ursprünglich gar nicht in seinem Stücke hatte, sondern erst auf Wunsch des Theaterdirektors, seines Freundes Schreyvogel, hineinbrachte, um bei dem Vorstadtpublikum eine stärkere Wirkung zu haben. Nur in der äußern Form, nämlich in den gereimten spanischen Trochäen, sowie in der wilden Zeichnung der Nachtseiten der Menschennatur schließt sich die Ahnfrau an die Schicksalsstücke Müllners und Houwalds an, die Form aber nahm Grillparzer aus den spanischen Stücken, die er schon damals im Original las, wie man denn das Studium des Lope de Vega, den er stets sehr hochschätzte, auch noch in späteren Werken entdeckt. Doch verdroß jener Vorwurf den Dichter sehr. Das Stück gefiel auch außer Oesterreich; Börne gab nach einer Frankfurter Aufführung eine Rezension, welche die Schicksalsidee angriff, aber den Dichter sehr anerkannte, aber Grillparzer wollte später das Stück nicht mehr drucken lassen, und so war es bis zu der neuen Ausgabe schwer zu bekommen.

Es ist ein starkes Zeugnis des echten Genius, daß Grillparzer von dem ersten großen Erfolg sich nicht zu einer Reihe von wilden Stücken wie die Ahnfrau hinreißen ließ. Er erkannte das Gefährliche dieser Richtung sofort, und aus den dunkeln Gewölben eines mährischen Waldschlosses schritt er in die sonnigen Säulenhallen des griechischen Lesbos hinüber in seiner zweiten Tragödie Sappho, die nur ein Jahr später als die Ahnfrau, und zwar diesmal schon auf dem Burgtheater, auftrat, von der Sophie Schröder gespielt. Dies wunderbare Werk, in wenigen Wochen in einem Zuge vollendet, entschied Grillparzers Sieg auch in dem übrigen Deutschland. Alle unsere größten Schauspielerinnen

sind als Sappho aufgetreten, und noch heute ist die Wirkung des Stückes die größte. Der Dichter führt uns in die Welt des klassischen Altertums. Demgemäß ist die Sprache schön und die Darstellung gemäßigt; das Stück ist in dem Versmaß des fünffüßigen Jambus geschrieben, an welchen Lessing, Schiller und Goethe uns gewöhnt haben, der Reim ist ausgestoßen. Goethes Iphigenia hatte das Publikum mit antiken Gestalten und antiken Draperien vertraut gemacht. Aber Iphigenia ist nicht theatralisch, weil diese Kinder des Tantalus, wider ihre Natur, von wilden Leidenschaften frei sind: Sapphos dämonische Liebesglut ist es. Die alte bittere Wahrheit: daß die große, selbständige, ruhmgekrönte Frau in der Liebe selten glücklich ist. Den Lorbeer, womit Olympia sie gekrönt, die Fülle ihres Gutes teilt Sappho mit einem schönen Jüngling, an den sie die letzte Liebe eines großen Herzens verschwendet — und dieser zieht die reizende Jugend der Melitta vor, welche Sappho als Kind auf dem Sklavenmarkt gekauft und zu einer anmutigen Gestalt erzogen hat — ein reines Weib des Gefühls — und Sappho gibt sich den Tod. Eine reine Lösung ist das nicht; dieser Tod muß in dem Liebesglück des Paares, dem sie doch sich opfert, lebenslang einen giftigen Stachel lassen; aber erhaben ist es, dies große Weib mit ihrer ebenso großen Leidenschaft, die wie eine Schlange sie umwindet, wie in den verschiedensten Wendungen kämpfen zu sehen, bis der Mensch in ihr erliegt.

Der Erfolg der Sappho war die schönste Höhe von Grillparzers Glück.[1] In ganz Deutschland wurde das Stück mit Enthusiasmus aufgenommen. Das Burgtheater stellte ihn mit Gehalt als Theaterdichter an, die Regierung, selbst Metternich, zeigte sich günstig, man nahm ihn aus dem Zollfach und stellte ihn in ein Departement, dem die Hoftheater untergeordnet waren.

„Hätte ich," sagt er in seiner Biographie,[2] „nie etwas anderes geschrieben, als wobei es sich darum handelt, ob Hans die Grete bekommt oder nicht bekommt, ich wäre der Abgott der Staatsgewalten gewesen; kaum aber ging ich über diese engen Verhältnisse hinaus, so fing die Verfolgung von allen Seiten an." Wie er damals erschien und fühlte, im Glanz des Ruhms schon mit 26 Jahren, muß er eine hinreißende Persönlichkeit gewesen sein. In jener Zeit scheint das kleine Porträt von Daffinger gezeichnet, das man in der neuen Ausgabe seiner Werke gestochen findet. Ein schöner Kopf, von der freien Stirne steigt das Haar wie eine Fontäne empor. Ein etwas schwärmerisches Auge, der Mund, besonders die Unterlippe, etwas voll, von angenehmer Sinnlichkeit.

Zunächst ging Grillparzer in dieser Richtung fort, antike Figuren zu wählen, aber nicht in der plastischen Ruhe des Marmors, sondern von der ungebrochenen

[1] Am 12. Januar 1821 „um Mitternacht" schrieb Lord Byron in sein Tagebuch: „Gelesen eine italienische Uebersetzung Guido Sorellos von dem Deutschen Grillparzer. Ein verteufelter Name, aber die Nachkommen werden sich an seine Aussprache gewöhnen müssen. Obwohl ich nur diese Uebersetzung kenne, erscheint mir das Trauerspiel „Sappho" groß und erhaben. Es läßt sich nicht leugnen, der Mann hat etwas Bedeutendes geleistet mit diesem Trauerspiel. Und wer ist er? Ich kenne ihn nicht, aber die Jahrhunderte werden ihn kennen! Grillparzer ist groß, antik, nicht so einfach wie die Alten, aber höchst einfach für einen Modernen." Aus einem Aufsatz von Hermann Voget: „Grillparzer und das Oestreichertum", Frankf. Zeitung, September und Oktober 1874.

[2] S. 90.

heidnischen Leidenschaft der griechischen Tragödie durchwärmt. Er unternahm die düstere Fabel der Medea zu dramatisieren. Der Stoff wuchs ihm hier so voll entgegen, daß er sich verleiten ließ, ihn in drei Stücke auseinanderzulegen, also eine Trilogie zu schreiben, der er den Titel Das goldene Vließ gab. Nur das dritte dieser Stücke, die Medea, hat sich auf der Bühne erhalten, und zwar wieder als Gast- und Prachtrolle unserer größten Heldenspielerinnen. Die Qual eines großen Herzens, das durch Verbrechen an Familie und Vaterland sein Liebesglück gewinnt und, diesen Stachel im Herzen, sich von dem fremden Volk und dem endlich Ruhe suchenden Gemahl grausam verstoßen sieht und dem Treulosen endlich durch den Mord der Kinder den Dolch ins Herz stößt und das warme Nest wieder zerstört. Während dieses Stückes starb ihm die Mutter unter grausigen Umständen in Geistesstörung. Die Aerzte schrieben ihm Ruhe vor, er erbat einen Urlaub und machte eine Reise nach Rom und Neapel. Dieser Ausflug wurde der Anfang seines Unglücks. Unter dem Vorwand, er habe seinen Urlaub überschritten, vergab man eine Stelle, die ihm im Avancement gebührte. Unter den Ruinen des römischen Forums hatte er im Frühjahr 1819 ein Gedicht geschrieben, worin er die alte Größe gegenüber der christlichen Zeit verherrlichte und es als eine Schmach des Kolosseums bezeichnet, daß es jetzt das Kreuzeszeichen tragen muß, an welchem es starb. Diese Stelle wurde dem Kaiser denunziert, und bei seiner Rückkehr mußte er sich deshalb vor der Censur verantworten. Von da an war die Gunst von oben ihm verdunkelt, denn man hielt ihn für einen Jakobiner und Religionsspötter.

Ungebeugt aber verfolgte er seine poetische Sendung. Auf dem einmal errungenen Lorbeer in der klassischen Tragödie auszuruhen verschmähte er und griff zu einer neuen Gattung, zu der historischen Tragödie. Napoleon war 1821 gestorben. Sein Bild konnte in Wien nicht erlöschen; er hatte in zweiter Ehe eine Prinzessin des Kaiserhauses geheiratet, sein Sohn, der Herzog von Reichstadt, wurde am Hof des Großvaters zum Tode erzogen. Das Ende des Welteroberers lenkte Grillparzers Blick auf ein Vorbild in der vaterländischen Geschichte. Zur Zeit, als durch Rudolfs von Habsburg Kaiserwahl die Macht des Hauses Oesterreich zuerst sich gründete, hatte der Böhmenkönig Ottokar ein ähnliches Schicksal erlebt. Vertrauen auf seine persönliche Größe und sein Glück, dem um ihn nur Schwächlinge entgegenstanden, rief in ihm einen Uebermut hervor, der gegen alle bestehenden Rechte sich empörte. Selbst das traf zusammen, daß Ottokar wie Napoleon von der ersten Gemahlin sich getrennt und von der Heirat mit der zweiten keinen Segen gehabt hatte. Der Stoff war auch darum für die Bühne sehr günstig, daß Ottokar, ähnlich wie Wallenstein, als kein ganz deutlicher Charakter im Nebel der Ueberlieferung dasteht, während doch der über seiner Leiche emporsteigende Stern der Habsburger ihn dem Oesterreicher geschichtlich wieder interessant machte. Grillparzer schrieb das Stück mit vielem Feuer; da er es aber nicht frei anlegen konnte, so fielen die letzten Akte etwas ab, indem sie gewissermaßen die Katastrophe des Anfangs, die Niederlage des großen Kriegers auf dem Schlachtfeld nur wiederholen. Gleichwohl haben wir nächst dem Wallenstein schwerlich ein besseres historisches Trauerspiel auf der deutschen Bühne. Dies Stück war nun so patriotisch, so kaiserlich wie möglich

und gerade mit ihm sollte der Dichter die sonderbarste Erfahrung machen. Zwei volle Jahre ließ man es auf der Censur liegen. Eines Tages war die Kaiserin unwohl und bat ihren Vorleser, vom Burgtheater irgend ein neues, zur Aufführung eingereichtes Stück zu fordern. Man nannte den Ottokar, die Kaiserin nahm es unter ihren Schutz und setzte die Aufführung im Februar 1825 durch. Grillparzer war tief geärgert, er fühlte, wie er selbst mit Bitterkeit sagt: „daß in dem damaligen Oesterreich für einen Dichter kein Platz sei."

Eine Herzensangelegenheit verwickelte und verwirrte ihn noch mehr, und er beschloß eine Reise nach Deutschland, besonders um Goethe noch zu sehen. Vor diesem hegte er eine unbegrenzte Verehrung; man erkennt auch, daß er mehr als Shakespeare sein Vorbild gewesen ist. Goethe empfing ihn erst zum Thee mit einiger geheimrätlichen Steifheit, dann sehr herzlich und einfach zum Mittagstisch. So tief war der jüngere Mann ergriffen, daß, als der alte ihn bei der Hand nahm und zu Tische führte, ihm die Thränen hervorbrachen.

Vor zwei Jahren besuchte ich mit Joseph Weilen, dem Freunde, Jünger und Herausgeber Grillparzers, dessen Wohnung auf der Spiegelgasse in der innern Stadt Wien. Dort hat er von 1848 bis an seinen Tod gelebt. Es ist ein kleines Quartier von zwei Stuben, vier Treppen hoch, die Aussicht vom Schreibtisch über die Straße weg auf ein anderes auch wieder vierstöckiges Haus, kein Garten, kein Baum sichtbar, alles umher dichte Stadt. Es steht alles noch, wie der Sterbende es verließ. Man tritt durch ein Zimmer, welches als Durchgang und Bibliothek diente; in drei Schränken, hinter Glas, meist schön gebunden, zahlreiche Bücher, alle seine Lieblingsschriftsteller, sein verehrter Lope de Vega hervorragend. Dann kommt das eigentliche Arbeitszimmer, geräumig, stattlich, mit zwei Fenstern nach der Straße. Es diente ihm auch zum Schlafen, links wie man eintritt steht das Bett, das man durch eine Vorrichtung verdecken kann, dann rechts an der Wand Kleiderschrank und Klavier. An dem Fenster links aber, so daß das Licht von links aufs Papier fiel, der große Schreibtisch. Die Möbel von schönem Holz und für ihre Zeit elegant: er muß sie als junger Mensch sich einmal angeschafft haben, denn sie tragen die mageren geradlinigen Formen des Klassizismus der Napoleonischen Epoche. Wir traten an den Schreibtisch; da stand auf dem alten Platz der Armstuhl, in welchem sitzend Grillparzer seine Besuche empfing; in diesem ist er auch, nachdem er morgens noch gearbeitet, treis und schmerzlos weggeschlummert. Der Schreibtisch hat links und rechts Schubladen, in denen sich auf zahllosen Papierblättern die Aufsätze und Aphorismen fanden, die nie, solang er lebte, ans Licht traten, aber jetzt in der neuen Ausgabe mehr als einen Band füllen. Auf dem Schreibtisch aber lag ein großes Couvert. Wir zogen den Inhalt hervor: da war in Goethes klarer Handschrift der Brief an Kanzler Müller, worin er diesen bat, Grillparzer die Stunde zum Sitzen für ein Porträt zu bestimmen, welches Goethe zu besitzen wünschte; daneben viel andere Andenken aus Weimar. Man sah, wie er diese Erinnerung liebevoll gepflegt hatte.

Und doch kam noch in Weimar eine Störung, durch einen Zug von Unmännlichkeit in Grillparzers Charakter, welche er selber in sich zugesteht:

„Gescheit gedacht und dumm gehandelt,
So bin ich mein' Tage durchs Leben gewandelt."

Goethe, ohne ihn formell einzuladen, ließ ihn wissen, er werde einen Abend allein zu Hause sein.

„Nun begab sich meine zweite weimarsche Dummheit. Ich fürchtete mich, mit Goethe einen ganzen Abend allein zu sein, und ging, nach manchem Wanken und Schwanken, nicht hin. Diese Furcht bestand aus mehreren Elementen. Einmal schien mir in dem ganzen Bereich meines Wissens nichts, was würdig gewesen wäre, Goethe gegenüber vorgebracht zu werden, dann habe ich meine eignen Arbeiten erst später im Vergleich mit den Zeitgenossen schätzen gelernt .... Endlich hatte ich Wien mit dem Gefühle eines gänzlichen Versiegens meines poetischen Talentes verlassen .... Goethe aber Klagelieder vorzusingen und von ihm durch nichts verbürgte Tröstungen entgegenzunehmen, schien mir doch gar zu erbärmlich." Auch fürchtete er, da er lebhafte Empfindung und Phantasie für die Triebkräfte der Poesie hielt, mit Goethe wegen der Ruhe in dessen späteren Schöpfungen in peinliche Diskussionen zu kommen.

So ließ er, ohne jedoch abzusagen, Goethe den Abend sitzen. Wenn man 76 Jahre alt ist und sich sagen darf, daß man der Welt noch etwas zu geben hat, z. B. den zweiten Teil des Faust, an dem Goethe damals thätig war, so geizt man billig mit seinen Tagen und Abenden, da man nicht weiß, ob es noch so manche sein mögen, und man verzeiht es jemanden schwer, wenn er uns Zeit stiehlt. Am folgenden Tage war Goethe beim Abschied abgekühlt, Grillparzer zögerte ihm aus Wien zu schreiben, er wollte ihm ein neues Stück zuschicken, fand es aber nicht gut genug — und so haben die beiden sich nie mehr geistig berührt.

Grillparzer deutet an, man habe ihn in Berlin als Theaterdichter gewünscht. Er hätte wohl annehmen, hätte unbedingt in Norddeutschland bleiben sollen. Aber er fand sich außer seinem Wien nicht zu Haus. Er haßte die Fehler des deutschen Wesens: den schnellen Wechsel von Meinungen und Schulen; die Unterwerfung des eignen Urteils unter die jedesmalige Modekritik; die Unfähigkeit, den Dichter mit unbefangener Empfindung zu genießen, und den Maulkampf gegen die Tyrannei bei vollen Bierkannen.[1] Dafür kamen ihm aber in Wien sofort wieder bittere Verstimmungen. Er schrieb ein Stück Ein treuer Diener seines Herrn auf Grundlage einer ungarischen Sage, welches 1828 zur Aufführung kam. Ein ungarischer Magnat opfert seinem König sein Lebensglück, verzeiht ihm sogar den Untergang seiner geliebten Frau und verteidigt ihn noch gegen eine sehr berechtigte Revolution. Fast an Servilismus reicht dies Stück, es ist überhaupt Grillparzers schwächste Mache. Es wurde 1828 gespielt. Es ist unbegreiflich: aber an diesem Stück nahm der Kaiser Anstoß. Der Kaiser bot ihm an, ihm das Manuskript abzukaufen, es sollte nicht gedruckt werden. Es war die Absicht, das Werk doch zu vernichten, da keine Censur ihm hätte beikommen können. Der Dichter rettete seine Arbeit, indem er sagte, es seien schon andere Abschriften aus seiner Hand gegeben, der Druck könne also

[1] Epistel von 1844 (Gedichte S. 101).

nicht verhindert werden. Von da an war entschieden, daß er als Beamter in untergeordneten Stellen werde festgehalten werden. Und auch die Zukunft versprach da keine Besserung. Man hatte den Kronprinzen gegen ihn aufgebracht, weil Grillparzer bei einer Krankheit desselben ein Gedicht geschrieben, worin er sagte, sein Tod würde ein schwerer Verlust sein, denn der Kronprinz sei gütig: das stehe bei einem Regenten über den höchsten Geistesgaben. Gütig, das deutete man für dumm, und der schwache junge Mann, den 1848 die eigne Familie beiseite schieben mußte, war erzürnt, daß man ihn nicht auch geistreich genannt.

Vor seinem Publikum hatte Grillparzer selbst fortwährend die schönsten Erfolge. 1831 erschien das wunderbare Stück Des Meeres und der Liebe Wellen, die uralte, bei allen arischen Völkern in Märchen und Lied tönende Sage von den zwei Königskindern —

Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war gar zu tief —

im Griechischen Hero und Leander genannt: das dritte Blatt klassischer Tragik neben Sappho und Medea. Dann aber folgte wieder ein ganz eigentümliches Werk Der Traum ein Leben: 1834 am Burgtheater gespielt. Ein dramatisches Märchen könnte man es nennen, ein edles Beispiel der Zauberstücke, welche die Wiener Vorstadtbühne so sehr liebt, daher es auch sofort eine große Wirkung hatte. An eine Erzählung Voltaires leicht angelehnt: Ein junger Morgenländer, Rustan, von einem Negersklaven Zanga zu Träumen kühnen Ehrgeizes gespornt, verschmäht ein stilles Glück, das ein Mädchen ihm bietet. Er reitet ab, gewinnt durch einen glücklichen Zufall die Gunst des Königs, aber eine erste Lüge war dazu nötig, — und nun laufen die Begebenheiten mit reißender Schnelle fort. Die Lüge muß behauptet werden, das führt Rustan zum Doppelmord: aber er gewinnt die Königstochter und den Thron. Seine Frevel werden entdeckt, eine Empörung stürzt ihn, verfolgt ihn bis an den Ort, wo sein erstes Glück ihn als Schuld begrüßt, er ist in der letzten äußersten Gefahr — da erwacht er, und Schuld, Glück, Sturz sind nur ein Traum gewesen, Traum einer Nacht, der letzten Nacht, die er unter dem heimatlichen Dache hat zubringen wollen. Dieser kühne Theatercoup möchte schwerlich irgendwo seine Wirkung verfehlen. Das Werk war schon in der Jugend angefangen; daher auch wohl das Maß, indem der Dichter nochmals auf die spanischen Trochäen zurückgreift. In keinem Werke wird man übrigens so klar als in diesem sehen, wie viel unser Dichter dem Studium des spanischen Theaters und seiner kühnen Theaterstreiche verdankt.

Der Dichter, der diese lebensfrohen, so frisch sinnlichen Gestalten schuf, sank selber immer tiefer in Hypochondrie. Noch einmal entrann er den engen Verhältnissen, reiste 1836 nach Paris und London, wir haben jetzt das Tagebuch von diesem Ausfluge vor uns. Etwas Enges und Aengstliches ist darin, eine Unentschlossenheit und Unfähigkeit, sich genießend in das Leben dieser Weltcentren zu werfen, über großen Eindrücken ungewohntes Essen zu vergessen; man sieht überall den Verdruß eines alternden Griesgrams über die Welt und sich selber.

Wir können der dunkelsten Seite seines Lebens nicht mehr entgehen: er hat nie das Glück gehabt, ein Weib, das er liebte, als Frau zu besitzen.

Im Ottokar vom Jahr 1825 führt er ein munteres Kind ein, das dem König Rudolf von Habsburg eine Bittschrift überreicht. Er nennt sie Katharina Fröhlich, Bürgerskind von Wien. Sie ist eine geschichtliche Person, welche, wie sie damals als Kind ihm gefiel, später bestimmt war auch im Drama seines Herzens eine große Rolle zu übernehmen. Es ist das Mädchen, das er später mit wehmütigem Humor seine „ewige Braut" zu nennen pflegte: eine edle Natur voll Güte, aber dabei von entschiedenem und selbständigem Charakter, die gleich ihren beiden Schwestern von eigener Arbeit, meist von Privatstunden, lebte. Daß sie nie seine Frau wurde, ist nicht ganz allein aus äußeren Umständen zu erklären. Warum eine Frau sich an einen Mann bindet und warum nicht bindet, ist allezeit ein Geheimnis, wie die individuelle Liebe zu diesem Einen und keinem anderen stets ein Geheimnis bleiben wird. Grillparzer fand die Kathi wieder, das sagt er uns selbst in einem merkwürdigen Gedicht, nachdem er eine Enttäuschung durch eine schöne Frau erfahren:[1]

Da fand ich sie, die nimmer mir entschwinden,
Sich mir ersetzen wird im Leben nie,
Ich glaubte meine Seligkeit zu finden,
Und mein geheimstes Wesen rief: nur die!

Gefühl, das sich in Herzenswärme sonnte,
Verstand, wenngleich von Güte überragt;
Ans Märchen grenzt, was sie für andre konnte,
An Heil'genschein, was sie sich selbst versagt.

Der Zweifel, der mir schwarz oft nachgestrebet:
Ob Güte sei? — Durch sie ward er erhellt:
Der Mensch ist gut, ich weiß es, denn sie lebet,
Ihr Herz ist Bürge mir für eine Welt.

In Glutumfassen stürzten wir zusammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht;
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht.

Denn Hälften kann man aneinander passen,
Ich war ein Ganzes, und auch sie war ganz;
Sie wollte gern ihr tiefstes Wesen lassen,
Doch allzufest geschlungen war der Kranz.

So standen beide, suchten sich zu einen,
Das Andre aufzunehmen ganz in sich,
Doch all umsonst, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich war immer: ich! —

[1] Bd. I, S. 71 in dem Gedicht: „Jugenderinnerungen im Grünen".

Mag es ein, daß sie dem Dichter, der nur für sich und zuweilen für eine Erholungsreise genügendes Einkommen hatte, nicht als Bleigewicht an die Flügel sich und eine Familie hängen wollte, oder fürchtete, daß die phantasievolle Natur oder das empfindende Herz des Dichters neben ihr einmal von einem anderen schöneren Weibe möchte gelockt werden, sie hat ihm ihre Hand versagt. Und doch möchte das Alles sich glücklich gelöst haben, wenn man Grillparzer im Staatsdienst nicht zurückſetzte. Er war endlich zum Archivdirektor der Hofkammer aufgestiegen; da meldete er sich 1844 zum Direktor einer öffentlichen Bibliothek, einer jener Stellen, die man in Oesterreich ausgezeichneten Litteraten als Versorgung zu verleihen pflegt. Ihm, dem anerkannt ersten Dichter der Monarchie, war die Stelle so gut wie gewiß, er empfing schon Gratulationen: da, und zwar gerade am Weihnachtsabend, erfuhr er, daß der reiche Freiherr von Münch-Bellinghausen, der bekannte Theaterdichter Friedrich Halm, die Stelle erhalten und daß er die Stelle angenommen hatte. Seine Empfindung dabei spricht das bittere Gedicht „Weihnachten“ aus:[1]

Am heil'gen Christtagabend
Den Kindern man beschert,
Da ist dann eitel Freude
An Wägelchen und Pferd.

Am heil'gen Christtagabend,
Obgleich ich längst kein Kind,
Hat man mir auch bescheret,
Gut wie die Menschen sind.

Man gab mir einen Kummer,
Man gab mir eine Qual,
Die tief am Leben naget,
Das längst schon geht zu Thal.

Man gab mir die Gewißheit,
Mein Streben sei verkannt,
Und ich ein armer Fremdling
In meinem Vaterland.

Man hat beim nah'nden Winter
Verweigert mir das Nest
Und hieß mich weiter wandern
Für meines Lebens Rest.

Doch ist's der Lauf der Zeiten,
Ein Trost nur stellt sich dar:
Bin ich auch nichts geworden,
Ich blieb doch, der ich war.

Von da an hörte seine Hoffnung auf einen eignen Herd auf. Er zog als Mietsmann in das Haus der drei Schwestern, sie sorgten für ihn wie für einen

[1] Bd. I, S. 45.

Bruder, erheiterten ihn mit Musik und trugen seine Launen. Noch einmal, 1848, als Grillparzers Leben leichter wurde, hat er, sagte mir Joseph Weilen, der Braut seine Hand angeboten, aber sie fühlte sich verblüht. Grillparzer hatte das Gefühl, als sei sein Leben, sein Erfolg vorüber. Eine zunehmende Taubheit schloß ihn von der großen Welt aus; daß die offizielle Litteraturgeschichte, daß Norddeutschland ihn ignorierte, daß Gervinus, der jeden Pedanten der Vergangenheit bespricht, ihn nicht einmal nannte, empörte ihn. Selbst auf den Wiener Theatern wurden seine Stücke seltener gesehen; er selbst besuchte das Theater niemals mehr, und seine drei letzten Stücke hat bis an seinen Tod niemand gelesen oder gesehen.

Da sollte auch ihm das große Jahr 1848 eine Erlösung bringen. Er grüßte begeistert den Aufschwung und die Mäßigung der Wiener Revolution. Als aber in Ungarn, Böhmen, Galizien, Italien das Prinzip des Nationalitätsstaats wie ein reißender Strom hervorbrach, der die Einheit des Reichs zu sprengen drohte, da flammte in Grillparzer der österreichische Patriot auf. Er rief einem Radetzky Jubel zu, er feierte das Kroatentum als den alleinigen Zusammenhalt im österreichischen Gemeingeist: [1]

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich,
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer!
In deinem Lager ist Oesterreich,
Wir Andern sind einzelne Trümmer.

Aus Thorheit und aus Eitelkeit
Sind wir in uns zerfallen;
In denen, die du führst zum Streit,
Lebt noch Ein Geist in Allen.

Italiens Recht, auch frei zu sein, auch eins zu werden, vermochte er nicht zu fassen: Karl Albert war ihm nicht das Schwert Italiens, sondern allenfalls Italiens Stilett. Bei Grillparzer waren diese Aeußerungen Ueberzeugung: aber sie stimmten freilich auch mit dem Sinn der Machthaber, die ihn früher auch als Politiker verkannt hatten. Er erhielt dann eine Pension, die ihn reichlich nährte, so daß er in den letzten Jahren sogar Geld aufgelegt hat.

Zugleich aber kam ihm eine neue Lebensfreude. Hatte ihn Norddeutschland einst verstoßen, so war es jetzt eben ein Norddeutscher, der selbst in seinem Oesterreich ihn als Dichter rehabilitierte. Im Jahr 1849 übernahm Heinrich Laube die Direktion des Burgtheaters. Grillparzers Stücke, die man selbst dort hatte fallen lassen, erschienen, sorgfältig einstudiert, wieder mit anderer, oft zweckmäßigerer Rollenbesetzung, und nun gewannen sie den Beifall auch des großen Publikums. Als Greis stieg er zum allgemein Bewunderten empor, und die letzten zwanzig Jahre seines Lebens waren doch noch von spätem Erfolg gekrönt. Glänzend war sein achtzigster Geburtstag, der auch im übrigen Deutschland wieder den Blick und frischen Anteil auf ihn wandte. Den Frühling verbrachte er in Bädern, besonders gern in dem anmutigen Baden bei Wien mit seinen

[1] Werke Bd. I, S. 181, Juni 1848.

erquickenden grünen Schatten. Da hat er im Park eine eigene Bank gehabt, welche die übrigen Gäste ihm frei ließen; er saß dort im Sonnenschein, nickte zuweilen in den Schlaf des Greisen; auf dieser Bank fanden ihn die jüngeren Freunde aus den Wiener Litteratenkreisen, wenn sie mit der Eisenbahn hinüberfuhren, ihn zu besuchen. Im Winter war sein Leben in Wien, bei fortwährendem Lesen und Schreiben, meist einsam. Eine Aehnlichkeit, schrieb er 1870 scherzend,

Eine Aehnlichkeit, die ich mit Christus habe —
Nur die Weiber kommen zu meinem Grabe.

Aus den letzten Jahren stammen noch drei merkwürdige Stücke, welche den Beweis liefern, daß das Alter des Dichters Feuer nicht gedämpft hat: Libussa, Die Jüdin von Toledo und Der Bruderzwist in Habsburg.

In der Libussa stehen sich zwei prachtvoll gezeichnete Charaktere gegenüber: das gottbegnadete Weib, das als Königin und Prophetin über einem der Bildung erst entgegenreifenden Volk waltet, und der einfach-klare Verstand eines Mannes von wirklicher Thatkraft. Wir fühlen, daß Libussa die Aufgabe, ihr Volk zum Staat zu bilden, nicht lösen kann, wir begreifen, daß sie die Krone und sich dem dazu Tüchtigen abtritt. Ihr Wesen aber ist höher als das ihres Gemahls, und doch muß sie seiner Klarheit sich beugen. Sie kann einer Krone entsagen, aber die Krone verschmerzen kann sie nicht, und darum geht sie in den Tod.

Die Jüdin von Toledo ruht auf einem älteren spanischen Stück. Ein schönes Mädchen, ohne Herz, nur Eitelkeit und Koketterie,

Das Weib als solches, nichts als ihr Geschlecht,

berückt einen jugendlichen Heldenkönig, trennt ihn von seiner kühl-tugendhaften englischen Frau und entfremdet ihn seinem Volk und den Führern seiner Jugend. Recht und Staat geraten, dem gefährlichen maurischen Erbfeind gegenüber, ins Schwanken: da beschließen Königin und Adel durchzugreifen, sie lassen die Jüdin ermorden. Hier folgt nun die merkwürdige Scene, wo der König die entstellte Leiche findet und mit Grausen von der Ungestalt sich abwendet. Für den Leser von gewöhnlichen Gefühlen ist das entsetzlich; mir scheint es von tiefer Wahrheit. Die Maitresse hat nur durch ihre Körperlichkeit ihn gewonnen, eine Seele hat er in ihr nicht geliebt, denn sie hat keine Seele, und nur die Seele kann man über das Grab hinaus lieben. Wenn der Reiz zerstört ist, hört auch der Zauber auf, und Widerwille, physischer wie moralischer Widerwille, tritt an die Stelle der Neigung. Der König kann sich den Seinigen, seinem Sohn, seiner Lebensaufgabe mit freiem Herzen wieder zuwenden.

Der Bruderzwist in Habsburg bezieht sich auf Kaiser Rudolf II. und dessen Bruder Mathias, der das österreichische Erzhaus zur Macht erhebt, weil der Kaiser, in Kunst und Alchimie versunken, die Dinge in einem gefährlichen Augenblick gehen läßt, wie sie eben gehen. Die katholische Partei, den fanatischen Erzherzog Ferdinand an der Spitze, will in den Religionskrieg hinein, der alte Kaiser hält zurück. Das Stück ist zu politisch und hat zu wenig von dem weiblichen Element in sich, um lebhaft zu fesseln: der Kaiser Rudolf aber, wo

Grillparzer einen Zug seines eigenen Wesens zeichnet, höchst weise, aber zu handeln unfähig, ist ein herrlich, obwohl in düsteren Farben gemaltes Porträt, und da ich das Stück bei seinem ersten Hervortreten gleichzeitig auf zwei Wiener Bühnen spielen sah, kann ich bezeugen, daß auch hier die theatralische Wirkung keineswegs fehlt.

Einundachtzig Jahre alt, am 21. Januar 1872, völlig wohl sich fühlend, war Grillparzer aufgestanden, hatte sich selbst angekleidet — da ging er in seinem Armsessel in den Todesschlaf ein, leicht und unmerklich wie der Schlummer, der ihn dort oft beim Lesen beschlich. Seine Kathi hat ihm die Augen zugedrückt. Ihr hat er auch seinen ganzen Nachlaß verschrieben. Edelmütig gab sie das Geld den armen Verwandten Grillparzers, für sich behielt sie seine Papiere, ihre Erinnerung und die Wohnung, in der seitdem kein Möbel verrückt, kein Buch umgestellt worden ist. Die Hauptstadt beging seine Leichenfeier, „als ob ein Haupt des Landes zur Erde bestattet würde“.[1]

Ziehen wir zum Schlusse die Summe des Ertrags, den dieser reiche Geist der Welt vermacht hat.

Als echter Poet kam Grillparzer nie in Fabrikarbeit hinein. Sein Leben machte er als Beamter aus anderer Einnahme: höchstens in der Jugend hat er beim Dichten nebenbei auch daran gedacht, Brot zu verdienen. Was er schrieb, arbeitete er sorgfältig und niemals auf den Erfolg des Augenblicks. Darum ist der Umfang seiner Produktion für ein Leben von mehr als achtzig Jahren sehr mäßig. Elf fertige Bühnenstücke, alle aber in Versen, eins davon ein Lustspiel, oder eher ein historisches Schauspiel, dann zwei Akte einer Königin Esther, eine einzelne Scene aus Hannibals Leben, aus dem er nie ein ganzes Werk machen wollte. Ferner von Versen noch ein mäßiger Band Gedichte. In Prosa zwei kleine Erzählungen, ein Band Selbstbiographie und Reisenotizen; ein Band einzelne Bemerkungen und kurze Aufsätze über Philosophie, Politik, Litteratur, Aesthetik, Bemerkungen über Bücher, die er eben gelesen hatte; endlich ein Band über seinen Liebling Lope de Vega, mit Analyse und Kritik seiner bedeutendsten Stücke. Einzelne mehr gelehrte Abhandlungen über die antiken Theaterdichter sind noch nicht gedruckt; ebensowenig die Briefe. Die neue Gesamtausgabe umfaßt zehn sehr mäßige Oktavbände.

Betrachten wir nun die eigentlich poetischen Werke, so sind die beiden Novellen nicht bedeutend. Die Gedichte verraten, daß auch die lyrische Ader nicht stark war. Für das Epische mangelt die eigentliche Gestaltungskraft: es kommt keine einzige Ballade, kaum einmal ein erzählendes Gedicht vor. Einzelnes hat musikalischen Klang, ist zum Komponieren geeignet; bedenkt man aber Grillparzers Freude an Musik, so fällt doch eigentlich auf, daß dessen im Verhältnis so wenig ist. Bei weitem das meiste ist Betrachtung, besonders über sich selbst und sein eigenes Leben und Schicksal: die Empfindung tritt nicht als Lied hervor, sondern sie reflektiert sich in Gedanken. Darum gelang ihm auch eine Gattung so vorzüglich, welche statt der Empfindung das scharfe, zum Witz sich zuspitzende Denken verlangt: nämlich das Epigramm, das Sinngedicht, der kurze,

[1] Laube, Vorrede, I, S. XXXIX.

eine große Erfahrungssumme kurz zusammenfassende Spruch, worin Grillparzer, obwohl vieles, und zwar das Schneidigste, noch nicht gedruckt ist, auch so als wahren Meister sich zeigt.

Der Schwerpunkt seiner Schöpfung liegt also, das wird jeder zugeben, in dem Dramatischen. Und hier will ich gleich mein Urteil zusammenfassen: seit Schiller hat Deutschland keinen größeren Theaterdichter gehabt als Grillparzer — einen größeren Dichter, ja; keinen größeren Theaterdichter.

Hier ist es von vorn, wie bei allen Wiener Dramatikern, entscheidend gewesen, daß Grillparzer eben in Wien erwuchs, unter dem frühen Einfluß einer wirklichen, sehr lebendigen Bühne und guter Schauspieler, selbst auf den Vorstadttheatern. In den Fehler unserer Litteratur, Stücke in dramatischer Form zu schreiben, welche der wirklichen Bühne sich nicht anbequemen, ist er daher kein einzigesmal verfallen. Bei der ersten Anlage stand ihm die Bühnenwirkung als oberstes Ziel vor den Augen, und dies Ziel hat er im höchsten Grade erreicht. Stets ist er spannend, mannigfaltig, voll von Leben; darum sind auch zum bloßen Lesen seine Stücke so interessant. Er selbst besaß alles, was der Dramatiker braucht, der ebenso stark berechnen als empfinden muß: neben Phantasie, Feuer, Leidenschaft auch einen Verstand ersten Ranges, der auch philosophisch gebildet und am Studium aller großen Muster der Vergangenheit gereift war. Goethes klassische Stücke, die Iphigenie, der Prometheus, die Helena im Faust sind voll großer Gedanken. Aber bei Grillparzer wird der antike Stoff in der Glut heißer Empfindung geschmelzt, die Tragik wird milder, die Situationen sind spannender erfunden, daher unser Mitgefühl menschlich wärmer, die Abschlüsse gewaltiger. Das Talent, eben für die Bühne zu schreiben, soll wenigstens in den ersten Akten schon sein frühestes ungedruckt gebliebenes Trauerspiel zeigen, jene Blanca von Kastilien, welche er mit fünfzehn Jahren schrieb. Er hatte daher auch nie Mühe, beim Theater anzukommen; die Ahnfrau schlug augenblicklich durch, die Sappho erwarb ihm, als er noch fast ein Jüngling war, die Anerkennung von ganz Deutschland.

Nie hat Grillparzer nach einer Schablone gearbeitet. Jedes Stück hat seinen eigenen Ton, je nach dem Charakter hat er sogar ganz verschiedene Versmaße gebraucht oder nicht gebraucht. Obwohl er ja nicht viel schrieb, hat er doch, das Konversationslustspiel abgerechnet, alle möglichen Formen des modernen Dramas erschöpft.

Auch das ist für Grillparzer bezeichnend, auch das hat seine Siege entschieden, daß er, mit einer oder zwei Ausnahmen, den Frauen stets eine große Rolle gab. Ist der Mensch überhaupt und die Darstellung seines Seelenlebens der Reiz des Theaters, so bleibt das süßeste und wieder das furchtbarste Rätsel in diesem Gebiet das in Leidenschaft wallende und wogende Herz des Weibes.

Mit bewußtem Stolz hat Grillparzer gesagt, er erkenne sehr wohl den Abstand zwischen ihm und Goethe und Schiller, aber er wisse doch, daß seit Goethe und Schiller in Deutschland kein Besserer gekommen sei als er. So unbedingt ist das nicht wahr: ich glaube, daß Karl Immermann ein gewaltigerer Mensch und darum auch ein gewaltigerer Dichter gewesen ist. Zunächst ist die Summe des Geschaffenen bei Immermann wohl dreimal so groß,

obwohl Grillparzer mehr als dreißig Jahre schaffender Lebenskraft vor ihm voraus hatte. Vor allem aber, Immermann ist unendlich vielseitiger. In der Selbstbiographie mögen beide sich aufwiegen, obwohl Immermanns göttlicher Humor und sein Mut, zuzugreifen, uns ganz anders im Kampf des Lebens ermutigt als die Grillensängerei und Entschlußlosigkeit des österreichischen Junggesellen. In den Theaterstücken hat Immermann rasch gearbeitet und vieles verfehlt, Grillparzer ist sicherer in der Technik und hat alles gleichmäßiger vollendet, doch ist die Seelentiefe in Immermanns Alexis, die Stellung eines großen Problems wie im Merlin von Grillparzer nicht auch nur versucht worden. Nun aber fällt auf die Seite des Norddeutschen die mächtige Bilanz seines erzählenden Talents. In dem ganzen Band von Grillparzers Lyrik keine plastische Ballade wie etwa das Amen der Toten oder der Dietlieb, von Tristan und Isolde ganz zu schweigen. Den Riesenkampf unseres Jahrhunderts zwischen feudalem Grundbesitz und der Fabrik, das Entstehen der deutschen Bourgeoisie und die Schmerzen der Restauration zwischen 1820 und 1830 vermochte Immermann in den Epigonen zu schildern. Im Münchhausen gab er das Zeitbild des Gründerschwindels, der ja heut noch aus kondensiertem Dampf seine Luftziegel macht — aber er schürfte auch die Mine des vierten Standes an, er eröffnete den Blick aufs deutsche Bauernleben im Hofschulzen, und damit impfte er ein Reis auf unser Schrifttum, das bis zu Auerbachs neuesten Romanen herunter eigentlich von allen in den letzten dreißig Jahren die schönste Blüte getrieben hat. Und um es mit einem Wort zu sagen, wo der Unterschied liegt: Immermann greift mit der Poesie in das wirkliche Leben der Gegenwart hinein, in den Höhenrauch und den Dampf der Steinkohle, und erschafft damit ein neues Evangelium der Poesie. Das hat Grillparzer nicht gethan, nein, ein neues Evangelium der Poesie hat er nicht geschaffen. Er bleibt stehen in der kühlen klaren Luft der Kunst; der Mensch als solcher, nicht der moderne Mensch ist sein Ziel. Grillparzer ist ein Epigone Goethes, Immermann setzt Schiller fort. Jenen wird der Genießende, diesen der Strebende schätzen. So schildert Grillparzer, in allgemein verständlicher Wahrheit, im schönsten Sinn populär, die menschliche Leidenschaft und ermißt die ganze Tiefe der allgemein menschlichen Empfindung. Alle seine Werke haben gleiche Höhe, mit vollster Sicherheit berechnet er, ergreift er die theatralische Wirkung, und seine Sprache ist so schön und geistvoll, daß man nicht sagen wird, er sei immer ein großer Dichter, aber Johannes Scherr hat dafür auch ganz gewiß recht, wenn er von ihm sagt: Jeder Zoll ein Dichter!

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

Zur Geschichte der historischen Tradition über Friedrich den Großen.

Von

Georg Winter.

Goethe hat uns in seiner Selbstbiographie eine unnachahmlich plastische Schilderung von dem Eindrucke gegeben, welchen das neuaufgehende Gestirn Friedrichs des Großen auf die tiefer denkenden und empfindenden Zeitgenossen hervorbrachte. Es war die Wahlverwandtschaft des Genius, welche die größten Repräsentanten der neuen litterarischen Epoche mit dem größten Helden der That verband. Der Arbeit der geistigen Führer der Nation wurde durch das Auftreten dieses großen nationalen Helden erst ein thatsächlicher Lebensinhalt gegeben. Man begann im deutschen Vaterlande zu ahnen, daß dieser Held berufen sei, dem nationalen Leben der Deutschen neue Bahnen zu eröffnen und die Möglichkeit einer gedeihlichen Zukunft zu verschaffen. Mit Jubel vernahm man in ganz Deutschland, selbst in den Oesterreich anhängenden Territorien, die Kunde von der Vernichtung der französischen Armee bei Roßbach. Das Bewußtsein der nationalen Zusammengehörigkeit, schon geweckt durch das Aufblühen der nationalen Litteratur, erstarkte mit wunderbarer Schnelligkeit unter dem Eindrucke dieses wuchtigen Schlages gegen die verhaßten Fremdlinge. Man wurde sich mit Freuden bewußt, wie diese gewaltige Schlacht zum erstenmale wieder bewies, daß das deutsche Volk nicht bloß die Fähigkeit, kühn und groß zu denken, sondern auch die Kraft kühn zu handeln besitze, daß es nur des geeigneten Geistes bedürfe, um diese schlummernden Kräfte zu wecken.

Als Friedrichs Abgesandter in Regensburg den kaiserlichen Notarius, welcher ihm die Achtserklärung über seinen König insinuieren sollte, resolut die Treppe hinunterwerfen ließ, da fühlte

man, daß der alte deutsche Michel wenigstens an einem Punkte des deutschen Vaterlandes erwacht war; man begriff, daß die Zeit, in der man sich über den Vortritt oder die Reihenfolge der Sitze der deutschen Reichstagsmitglieder wochen- und monatelang herumstritt und inzwischen den Feind in Deutschlands Gauen rauben und plündern ließ, ein für allemal und gründlich abgethan sei. Freilich vermochten nur wenige die letzten Endziele des großen Genius auf Preußens Throne voll und ganz zu verstehen, aber daß dieser König, mochte er auch gegen den gegenwärtigen Kaiser Krieg führen, doch nicht antinational handeln könne, das fühlte trotzdem ein jeder. Und wenn der süddeutsche Bauer in naiver Unbefangenheit die Bilder Maria Theresias und Friedrichs des Großen nebeneinander in seiner Hütte als einzigen künstlerischen Schmuck seines Heims prangen ließ, so lag dem wohl das unbewußte Gefühl zu Grunde, daß der Kampf dieser beiden entgegengesetzten Potenzen doch zu einer neuen und besseren Gestaltung des deutschen Vaterlandes führen müsse.

Wie war es doch so ganz anders gekommen, als man damals vermutet hatte, da der Kronprinz Friedrich, in philosophische und schönwissenschaftliche Studien vertieft, in seinem idyllischen Rheinsberg saß. Man hatte das Herannahen einer ruhigen, dem Dienste der Kunst und der Wissenschaft gewidmeten Aera für Preußen erwartet, — und nun stürzte sich der „philosophische Fürst" in einen titanenhaften Kampf um die Existenz und Größe seines Staates und errang sich inmitten der einander und ihm widerstrebenden Staaten eine Weltmachtstellung, wie man sie noch unter seinem Vorgänger für unmöglich erachtet hätte. Sie sollte dereinst die Grundlage werden, auf der sich ein neuer, festerer Bau des deutschen Nationalstaates erheben konnte.

Wir erwähnten schon, daß ein dunkles Gefühl dieser Zukunftsthatsache, wenn wir so sagen dürfen, in weiten Kreisen des deutschen Volkes lebte: vornehmlich war es der protestantische Teil desselben, der mit wachsender Bewunderung und Verehrung zu dem gewaltigen Vorkämpfer religiöser Freiheit emporschaute. War man doch vielfach geneigt, den grandiosen Kampf, welchen der kleine, aber starke und energische Staat gegen eine Welt in Waffen durchkämpfte, als einen Religionskampf aufzufassen und in dem Siege des genialen Preußenkönigs einen Sieg des Protestantismus zu sehen. Hat doch diese Anschauung, die noch in unserer neuesten historischen Litteratur einen bedeutenden Vertreter gefunden hat,[1] selbst in der politischen Korrespondenz des Königs eine gewisse Rolle gespielt, indem namentlich von englischer Seite die protestantische Interessengemeinschaft wiederholt betont wurde.

[1] Vgl. das große Werk Th. v. Bernhardis: „Friedrich der Große als Feldherr", namentlich Bd. 1, S. 25.

und Erzählungen, wie sie im Volke umliefen, wie die, daß der Papst nach dem Siege Dauns bei Kolin diesem einen geweihten Degen geschenkt habe, sind, ganz gleichviel ob sie historisch wahr sind oder nicht, ein Beweis dafür, wie vielfach dieser Glaube im Volke verbreitet war. Ist es doch hie und da schon vorgekommen, daß diese protestantische Interessengemeinschaft auch im offenen Kampfe zur praktischen Wirkung kam, indem die protestantischen Truppen Württembergs, die für die katholische Sache Oesterreichs zu kämpfen gezwungen wurden, mehr oder weniger offene Hinneigung zu ihrem großen Gegner bekundeten, nicht selten sogar ihre Reihen verließen, um sich unter die siegreichen Fahnen des protestantischen Preußenkönigs zu begeben.

So konnte es dann natürlich nicht fehlen, daß auf der anderen Seite in weiten Kreisen des katholischen Deutschlands, vor allem an den Höfen, welche unmittelbar an dem Kriege gegen den „anmaßenden Markgrafen von Brandenburg“ mit seiner „Potsdamer Wachtparade“ beteiligt waren, sich ebenso wie dort höchste Bewunderung, so hier größte Abneigung und fanatischer Haß geltend machte. Eine leidenschaftliche Erregung der Geister, deren objektiver Mittelpunkt der geniale König war, hatte sich des ganzen Volkes bemächtigt, und diese Bewegung blieb nicht auf Deutschland beschränkt, sie erstreckte sich über den ganzen europäischen Kontinent und fand ihren nächsten Niederschlag in einer immer massenhafter anschwellenden Flugschriftenlitteratur, die um so bedeutsamer und eigenartiger hervortritt, als Friedrich der Große es keineswegs verschmähte, auch an diesem Federkriege, der dem des Schwertes zur Seite ging, in eigener Person energisch teilzunehmen. Diese eigentümliche Litteratur, welche in ihrem Charakter und ihrer Bedeutung in der modernen Tagespresse ihre Analogie findet, erreichte damals eine Bedeutung und Höhe der Entwickelung wie nie zuvor und zwar eben in erster Linie deshalb, weil eine eigentliche Tagespresse mit freier, spontaner Bewegung so gut wie nicht existierte. Die Zeitungen, deren es ja immerhin auch in Deutschland schon eine Anzahl gab, wie die Berlinische privilegierte Zeitung (die heutige „Vossische“), die „Spenersche Zeitung“, das „Wiener Diarium“ u. a. m. waren so dürftig und beschränkt in ihrem Zuschnitt, daß sie als ein geeignetes Organ, in dem sich eine wirkliche öffentliche Meinung hätte geltend machen können, kaum betrachtet werden können: ihre dürftigen Nachrichten waren meist offiziellen Ursprungs, kaum daß hie und da eine selbständige politische Stimme sich hervorwagte, nur auf dem Gebiete litterarischer Kritik herrschte eine relative Freiheit der Bewegung. So machte sich denn die populäre politische Meinung in Flugblättern meist humoristisch-satirischen Inhalts Luft: Spottlieder und Pamphlete aller Art, die oft durch ihre Schärfe und beißende Sprache

Staunen erregen, schossen trotz aller Censurmaßregeln immer und immer wieder wie Pilze aus der Erde. Niemand wußte, von wem sie stammten, aber sie hatten eine ungeheure Wirkung, von der wir Nachlebenden, die wir an eine ausgiebige tägliche Befriedigung unseres politischen Lesebedürfnisses gewöhnt sind, uns kaum eine Vorstellung machen können. Ihrer Natur nach lehnen sich diese Blätter zumeist unmittelbar an die Ereignisse an: wie jeder Sieg Friedrichs in zahlreichen begeisterten, wenn auch in der Form recht ungeschickten Poemen und satirischen Spottschriften auf seine übermütigen Feinde gefeiert wurde — wir brauchen hier nur an Gleims Lieder eines preußischen Grenadiers und Rabeners Oden auf Friedrich zu erinnern —, so erweckte auf der andern Seite jede Niederlage Friedrichs den Hohn und Jubel der Feinde und veranlaßte eine Fülle litterarischer Erscheinungen in Wien und den übrigen Centren einer preußenfeindlichen Gesinnung. Am höchsten gingen naturgemäß die Wogen dieser polemischen Litteratur gegen Friedrich nach dem Unglückstage von Kolin. Man erging sich in geistreichen Antithesen der sieben großen Siege, die Friedrich bisher erfochten, und der siebenmaligen Niederlage, die er bei Kolin erlitten habe. Besonderes Aufsehen hat damals ein Gedicht gemacht, welches den Titel führte: „Gespräch von dem zweifach glorreich erfochtenen Siege zwischen Victor, einem aufrichtigen Tyroler, und Daniele, einem vom Botzner Markt kommenden Kaufmann aus dem Reich, welcher nach Nürnberg verreiset" (1757 erschienen). Hier heißt es u. a.:

„Der König wollt' den Sieg recht mit Gewalt erzwingen,
doch wollte diesesmahl es ihme nicht gelingen:
Denn da er siebenmahl sich in den Streit gewagt,
so ward er siebenmahl behertzt zurück gejagt.
Man sah sein Heer zerstreut in ganz verschiednen Hauffen
dorthin nach Böhmischbrod, hier nach Kolin zu lauffen.
Der Feld-Marschall von Daun, der unerschrockene Held,
erhielt, nebst Sieg und Ruhm, das Leichen-schwangre Feld."

Neben dieser Verherrlichung der eigenen Thaten und der Verspottung des Gegners tauchen aber auch nicht selten Spottgedichte auf die von den eigenen Feldherren begangenen Fehler auf. Der schläfrige und den rechten Moment stets vergessende Daun fand nicht nur im preußischen, sondern auch im österreichischen Lande Spott und Hohn. Und eigentümlich ist es doch, wie diese Erzeugnisse einer scharf satirischen Laune sich auch in unmittelbarer Nähe des verspotteten Hofes hervorwagten. So erschien in den letzten Tagen des Jahres 1757, als soeben die Nachricht von der furchtbaren Niederlage des österreichischen Heeres bei Leuthen nach Wien gelangt war, in der österreichischen Hauptstadt selbst eine ganze Reihe von Satiren und Spottbildern, deren eines, das schärfste

von allen, an der kaiserlichen Burg und am Stephansdome von unbekannter Hand angeheftet wurde. Auf demselben waren die drei Feldherren Daun, Nadasdy und der Prinz von Lothringen in eifrigem Gespräche im Kriegsrat abgebildet. Daun sprach: „mit Verstand und Mut", Nadasdy: „mit Schwert und Blut", der Prinz von Lothringen, auf eine Flasche Wein hindeutend: „der Wein ist gut". Man sieht, hier wandte sich der eigentliche scharfe Hohn gegen ein Mitglied des kaiserlichen Hauses selbst, dem man in Oesterreich die Hauptschuld an dem Verderben, welches über die Armee hereingebrochen war, beimaß. Der Wiener Hof war über dieses Pasquill aufs äußerste erbittert und setzte alle Hebel in Bewegung, um den Urheber herauszubekommen und zur Bestrafung zu ziehen: vergeblich; im Gegenteil, derselbe fügte neuen Hohn zu dem alten hinzu, indem er genau an derselben Stelle, von welcher jene Abbildung soeben durch die kaiserlichen Beamten entfernt worden war, folgendes Gedicht anheftete:

„Wir sind unser Vier,
Ich, Tinte, Feder und Papier,
Keines aus uns wird das andere verraten,
ich .... auf deine fünfhundert Dukaten."

Diese Summe nämlich war auf die Entdeckung des Urhebers ausgesetzt worden.

Es wäre eine interessante und lohnende Aufgabe, diese ephemeren Erzeugnisse politischer Satire, wie sie unmittelbar unter dem Eindrucke der Ereignisse emporwuchsen, einer eingehenden und erschöpfenden Darstellung und Würdigung, die hier, wo es sich nur um eine Charakteristik in den allgemeinsten Zügen handelt, nicht gegeben werden kann, zu unterwerfen. Freilich wäre diese Aufgabe ebenso mühsam wie anregend und belehrend: denn diese Eintagsfliegen der Litteratur verschwanden meist ebenso schnell wieder, wie sie entstanden waren, und diejenigen, welche sich erhalten haben, sind in allen Bibliotheken, privaten wie öffentlichen, zerstreut. Einen sehr reichen Stamm derselben findet der Forscher indes schon in der Bibliothek der Allgemeinen Kriegsschule zu Berlin. Außerdem bewahren fast alle deutschen Archive solche unter ihren Aktenbeständen, da sie nicht selten von den Gesandten an ihre Höfe zur Kenntnis eingeschickt wurden, wenngleich dies freilich mehr für die zweite Gattung dieser Flugschriften, die staatsrechtlichen, auf die wir noch kurz zu sprechen kommen, gilt.

Und ganz verwandte Erscheinungen begegnen uns in preußischen Landen, nur daß sie hier unter der Einwirkung des immer allgemeiner werdenden Enthusiasmus beträchtlich größeren Umfang annahmen und neben Satire und Humor auch Erzeugnisse schwungvollster Begeisterung und idealen Ernstes umfassen. Ist doch da-

mals recht eigentlich unter dem überwältigenden Einfluß, welchen die geniale Persönlichkeit des Königs ausübte, in Preußen eine eigene Dichterschule erwachsen. Hier in diesem Kreise, welcher sich um Johann Wilhelm Ludwig Gleim gruppierte, strömten die großen Kriegsthaten und die nicht minder erhabene Größe der Regententhätigkeit des Königs unmittelbar in die Litteratur ein: die historische Wahrheit selbst wurde zur Dichtung.

Die Kriegslieder, welche Gleim einem preußischen Grenadier in den Mund legt, wurden von den treuen Unterthanen des großen Königs wieder und wieder mit Begeisterung gelesen und haben nicht wenig dazu beigetragen, daß Preußens Bewohner mit hohem Stolze sich rühmten, dem Staate anzugehören, dessen König der größte Mann des 18. Jahrhunderts sei. Und diese Wirkung wurde erzielt, obwohl diese Lieder den eigentlich volkstümlichen Ton doch nur in geringem Grade zu treffen verstanden und sich zum Singen im Heerlager, worauf sie vielleicht berechnet waren, sehr wenig eigneten. Um so mehr erhellt aber hieraus, daß sie, wenn nicht in der Form, so doch in ihrem Inhalt das Richtige trafen. Und manche derselben sind doch auch poetisch nicht ohne Wert, so sehr derselbe auch durch die gelehrten Anspielungen auf das klassische Altertum, die ihnen das eigentlich Volkstümliche vollends raubten, beeinträchtigt wird. Vor allem aber ist es der Gedanke, daß Friedrich nicht bloß für sein engeres Vaterland, sondern für ganz Deutschland wirke und schaffe, der diesen Gedichten eine nicht zu unterschätzende nationale Bedeutung gibt. Dieser Gedanke wird zuweilen mit solcher Unbefangenheit ausgesprochen, daß die Niederlage Oesterreichs und des deutschen Kaisers selbst geradezu als eine Befreiung Deutschlands bezeichnet wird. Scheinbar ist dies ein Widerspruch, aber doch auch nur scheinbar. Denn den tiefer Blickenden konnte es schon damals nicht zweifelhaft sein, daß ein wahrhaft lebenskräftiger nationaler Staat nur im Gegensatz zu den Formen des alten Kaisertums gegründet werden konnte. Wenn Gleim in seinem Siegesliede auf die Schlacht von Roßbach singt:

> Wenn Friedrich oder Gott durch ihn
> das große Werk vollbracht,
> gebändigt hat das stolze Wien
> und Deutschland frei gemacht,

so empfand man darin kaum noch einen Widerspruch. Die Hauptsache blieb doch, daß Friedrich der Große selbst, der Unvergleichliche, dessen Ruhm die Welt erfüllte, ein Deutscher war, daß der Deutsche wieder einen Mann hatte, auf den er stolz sein konnte. Ganz vortrefflich ist diese Stimmung des erwachenden nationalen Stolzes in einem kleinen Sinngedichte Gleims „Ueber das Bild Friedrichs des Großen" bezeichnet, wo es heißt:

Von diesem Einzigen wird man wie ein Gedicht
einst die Geschichte lesen;
denn wahr, was sie erzählt, ist alles zwar gewesen,
wahrscheinlich aber nicht.

Und begeisterten Widerhall fand es in den Herzen aller Preußen, wenn Gleim am „Geburtstage des Königs“ ausrief:

Ich bin ein Preuße! stolz bin ich
daß ich ein Preuße bin,
der Landesvater Friederich
ist Held in großem Sinn.

Allenthalben fing man jetzt an, zu ahnen, daß der preußische Staat aufgehört habe, ein geographischer Begriff zu sein, daß der Heldensinn dieses Königs die verschiedenen Elemente desselben zu einer wirklichen Einheit umgewandelt habe. Und in diesem Sinne wird er dann als Befreier und Begründer eines deutschen Staates Hermann, dem Befreier ganz Deutschlands, an die Seite gestellt:

Den edlen Hermann singen wir,
wir, unsers Hermanns Grenadier',
weil er, ein Held mit Rat und That,
die Ketten Roms gebrochen hat.

Wir, alle Helden, stolz und kühn,
wir, alle Hermanns, singen ihn,
bis wir in einer großen Schlacht
den wilden Ungar zahm gemacht.

Und wer ihn nicht so singt wie wir,
wir, unsers Hermanns Grenadier',
der ist nicht deutschen Bluts, der ist
kein freier Mann, kein guter Christ;

Der ist der größten Schande werth
und trägt mit Ehren nicht sein Schwert,
der soll an Donau, Rhein und Main
des wilden Ungars Sklave sein. [1]

Man sieht, wie hier der preußische Patriotismus unmerklich in den deutschen übergeht. Der nationale Held ist es, welcher allen Fremdländern, seien es nun Franzosen, Ungarn oder Kroaten, kühn entgegentritt und ihnen die Schärfe des deutschen Schwertes weist.

Dieser Gattung der Poesie war wirklich mit dem Tode des großen Königs ihr eigentlicher Lebensodem entzogen. Mit Recht fordert Gleim bei der Todesnachricht die übrigen deutschen Dichter auf, statt seiner des Königs Größe zu besingen; er könne jetzt, wo der König nicht mehr sei, auch nicht mehr dichten. In der That hat er das letzte seiner Gedichte auf Friedrich den Großen

[1] Auf dem Kolonnenwege zwischen Glatz und Silberberg. 4. Juli 1778. Bd. 4, S. 111 der Körteschen Ausgabe.

bald nach dessen Tode geschrieben; und dieses, welches er „die zwei letzten Blicke Friedrichs“ betitelt hat, ist eines der besten, welche er überhaupt gedichtet hat:

> Zwei Blicke that Er hin auf seine Lebenszeit,
> eh' er hinüberging in die Unsterblichkeit;
> die Todten aller seiner Schlachten
> sah Er mit seinem einen Blick;
> mit seinem andern all das Glück,
> das seine Lebenstage machten.
> der eine: furchtbar, starr, erfüllt mit Gram und Graus,
> der andre: löschend ganz das Bild des ersten aus.

Schon aus diesen Versen spricht sich jene Empfindung aus, der die übrigen Dichtungen Gleims wiederholten und oft begeisterten Ausdruck geben, daß der Kriegsruhm Friedrichs des Großen weder seine einzige, noch seine hauptsächliche Größe darstelle, daß vielmehr sein Hauptverdienst darin bestehe, daß er die Wunden, welche des Krieges Gewalt seinen Landen geschlagen, auch wieder zu heilen verstanden habe. So sind denn auch die Kriegslieder, welchen Gleim in erster Linie seine Berühmtheit und Popularität verdankt, keineswegs das einzige, was er auf Friedrich den Großen gedichtet hat: auch in seinen Sinngedichten und seinen übrigen poetischen Erzeugnissen spielt die große Gestalt des Königs eine hervorragende Rolle.

> Bild' aber nicht die Siege
> des Helden mir darauf!
> Es sind weit größere Stellen
> in seinem Lebenslauf.
> Er ist ein Freund der Künste;
> bild' einen Lorbeerhain,
> mach' einen Tanz der Musen,
> laß ihn Apollo sein,

so ruft er in seinem Gedicht „an des Königs Waffenschmied“ aus, und ähnliche Andeutungen, die mehr dem Philosophen von Sanssouci als dem ruhmreichen Helden gelten, finden sich wiederholt in seinen Werken. Wir erinnern hier nur an das reizende Gedicht: „Als der König Brot und Saatkorn austheilen ließ“, welches im Jahre 1771 entstand, also zu der Zeit, in welcher der König die ganze Energie seiner genialen Thätigkeit auf die Hebung des Wohlstandes seiner durch den Krieg ausgesogenen Lande konzentrierte.

Und in ähnlichen Weisen eines begeisterten preußisch-deutschen Patriotismus ließ sich der in der Handhabung der poetischen Formen Gleim unendlich überlegene Ramler vernehmen.

> Friedrich, du, dem ein Gott das für die Sterblichen
> zu gefährliche Loos eines Monarchen gab,
> und (ein Wunder für uns), der du dein Loos erfüllst,

so ruft er in der Ode an Friedrich den Zweiten aus, und man wird im allgemeinen sagen dürfen, daß überhaupt von seinen Oden und sonstigen Poemen die, welche sich auf Friedrich den Großen beziehen, die schwungvollsten und formvollendetsten sind.

In den bisher geschilderten litterarischen Erzeugnissen haben wir es nicht eigentlich mit einer historisch-politischen Litteratur zu thun. Nicht bloß die Gleimschen und Ramlerschen Oden und Lieder, sondern auch jene anonymen Spottgedichte sind doch mehr poetischer, teils humoristisch-satirischer, teils rhetorisch-schwungvoller Natur. Daneben wurde aber von den beteiligten Mächten selbst und von Privaten aller europäischen Staaten ein leidenschaftlicher, teils rein staatsrechtlicher, teils mehr politisch-militärischer Federkrieg geführt, dessen Erzeugnisse sich in relativ großer Zahl erhalten haben und gleichsam den Uebergang von jenen mehr auf die Meinung des Tages berechneten zu den wirklich historischen Arbeiten über die großen politischen und militärischen Ereignisse bilden. Eine Hauptart dieser Schriften ist auch heute noch, namentlich bei Eröffnung von Kriegen, im Gebrauch: es sind das die offiziellen Kundmachungen, welche vor dem Beginn der eigentlichen Feindseligkeiten von den kriegführenden Mächten erlassen werden, um die Berechtigung ihrer Ansprüche und damit die Gerechtigkeit des von ihnen unternommenen Krieges zu beweisen. Heut pflegen dieselben kurz und präzis gehalten zu sein und im allgemeinen mehr einen Appell an den Patriotismus der eigenen Staatsbürger zu enthalten: damals und zwar namentlich bei dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges waren es ausführliche juristisch-politische Deduktionen, zuweilen mit diplomatischen Aktenstücken selbst ausgestattet und mehr auf eine Rechtfertigung in den Augen der unbeteiligten Staaten berechnet. Die wirkungsvollste und ohne Zweifel bedeutendste derselben ist die von preußischer Seite auf direkte Anregung des Königs ausgegangene, welche die Berechtigung des preußischen Einmarsches in Sachsen darthun und beweisen sollte, daß sich Friedrich der Große, wiewohl er die kriegerische Initiative ergriff, gegenüber der gegen ihn geplanten Koalition der Mächte nur im Stande der Notwehr befunden habe. Seine Hauptwucht erhielt dieses „Mémoire raisonnée“ durch die beigegebenen diplomatischen Aktenstücke, in denen der Beweis für das zwischen den verschiedenen Mächten gegen Preußen obwaltende Einverständnis urkundlich erbracht wurde. Natürlich fehlte es dann von feindlicher Seite nicht an Entgegnungen, gegen die der König wieder Dupliken erscheinen ließ; und so ging es weiter: die Feder ruhte ebensowenig wie die Waffen. Und von bleibendem historischen Interesse ist die so zwischen den kriegführenden Mächten unaufhörlich geführte Polemik vor allem dadurch, daß sie auf preußischer Seite unter energischer persönlicher Teilnahme des Königs geführt

wurde, der auch im Feldlager keinen Augenblick aufhörte, Schriftsteller zu sein. In Flugschriften und Satiren, welche in der Ausgabe seiner Werke [1] veröffentlicht sind, wie in Aufsätzen in den Tageszeitungen gab er dem Publikum von dem Gange der Ereignisse Rechenschaft und suchte zugleich die Erdichtungen und Beschuldigungen der Gegner zu widerlegen. So manche Entgegnung gegen die lügnerischen und entstellenden Kriegsberichte des Wiener Diariums und anderer Zeitungen, welche in den Berliner Zeitungen veröffentlicht wurden, ist aus des Königs eigener Feder geflossen. Erst der neueren Forschung blieb es vorbehalten, zu konstatieren, daß auch die Hauptmasse der preußischen militärischen Berichte selbst, welche unter dem Titel „Briefe eines preußischen Offiziers" in den Zeitungen erschienen, vom Könige selbst verfaßt ist. Für die ersten beiden schlesischen Kriege sind diese Briefe jetzt gesammelt und kritisch herausgegeben. Aber auch aus dem siebenjährigen Kriege liegt im Geheimen Staatsarchive zu Berlin eine Fülle eigenhändiger, für die Zeitungen bestimmter und auch thatsächlich in diesen erschienener Berichte des Königs vor, die zwar von fast allen Forschern auf diesem Gebiete benützt, hier und da auch stückweise mitgeteilt, aber noch nie im Zusammenhange geprüft und veröffentlicht worden sind. Es wäre ohne Zweifel ein nicht zu unterschätzender Gewinn für die historische Wissenschaft, wenn die Publikation jener „Briefe eines preußischen Offiziers" aus den beiden schlesischen Kriegen auch für den siebenjährigen Krieg die notwendige Fortsetzung und Ergänzung fände. Denn dieselben sind von um so größerer Bedeutung, als sie eine der Hauptgrundlagen der historischen Memoiren des Königs, auf die wir gleich zurückkommen werden, gebildet haben.

Diese bisher geschilderten Arten litterarischer Produktion bildeten lange Zeit die einzige Quelle, aus welcher sich die Zeitgenossen über den Fortgang des militärischen Ereignisses, wie über die Berechtigung und die Motive der Politik des Königs orientieren konnten. Eigentlich selbständige, zusammenfassende historische Arbeiten traten zunächst noch wenig oder gar nicht hervor. Denn die berühmte „Heldengeschichte Friedrichs des Andern" und andere ähnliche Sammelwerke, die noch bis in die jüngste Zeit als originale Quellen zur Geschichte Friedrichs des Großen benützt wurden, sind im Grunde nichts anderes, als kritiklose Kompilationen der von beiden Seiten in den Zeitungen veröffentlichten offiziellen und offiziösen Darstellungen: ihr einziger Wert besteht darin, daß wir in ihnen eben manche dieser Zeitungsartikel aufbewahrt finden,

[1] Oeuvres de Frédéric le grand, Tome XV. Vgl. die vortreffliche und geistvolle Abhandlung Cauers: „Ueber die Flugschriften Friedrichs des Großen." Potsdam 1865.

welche sonst verloren gegangen sind.[1] Denn leider ist fast keine einzige der Zeitungen des vorigen Jahrhunderts in vollkommen lückenloser Gestalt auf uns gekommen. Selbst die sehr umfangreiche Zeitungssammlung des Berliner Geheimen Staatsarchivs enthält doch kein lückenloses Exemplar der Berliner Zeitungen; zwar sind fast alle Jahrgänge derselben vertreten, aber in jedem fehlt eine ganze Reihe einzelner Nummern, zu deren Rekonstruktion in ihrem Hauptinhalte jene Sammlungen der „Heldengeschichte" u. a. von großem Werte sind.

Die Reihe der eigentlich historischen Aufzeichnungen wurde dann wiederum durch eine großartige schriftstellerische Leistung des genialen Königs selbst eröffnet, dessen schon während der schlesischen Kriege selbst begonnene, in erster Redaktion 1746 vollendete Histoire de mon temps in der Ueberarbeitung, die sie später im Jahre 1775 erhielt, zwei Jahre nach dem Tode des Königs durch den Druck allgemein zugänglich gemacht wurde. Dazu kamen dann die übrigen bekannten Memoirenwerke des Königs, vor allem die Histoire de la guerre de sept ans, welche in ihrer Gesamtheit als eine vollständige, zusammenfassende Darstellung der preußischen und europäischen Geschichte des Fridericianischen Zeitalters betrachtet werden können.

Es kann hier natürlich nicht unsere Aufgabe sein, ein erschöpfendes Urteil über die historischen Arbeiten des genialen Königs zu fällen, nur einige allgemeine Bemerkungen über die Art der Fridericianischen Geschichtschreibung mögen uns verstattet sein.

Leopold von Ranke hat einmal geäußert, es sei doch leichter Geschichte zu schreiben als Geschichte zu machen; er räumte damit den Staatsmännern den Vorrang vor den Gelehrten, gewissermaßen der Politik den Vorrang vor ihrer Schwesterwissenschaft, der Geschichte, ein. Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls stehen die beiden Wissenschaften, um die es sich handelt, in ununterbrochener Wechselwirkung. Wie selten aber sind sie in dem Geiste eines Menschen vereinigt; wie selten zieht die Politik aus der Geschichte die dieser innewohnenden Lehren, wie selten kommt es vor, daß ein Staatsmann zugleich Historiker ist! Und wenn es der Fall ist, so pflegt diese staatsmännische Geschichtschreibung eine so subjektive zu sein, daß sie kaum je ein wahres Spiegelbild der Ereignisse ist, welche sie schildern will. Wie viele bewußte und unbewußte Entstellungen und Fälschungen enthalten nicht, um nur ein Beispiel zu nennen, die Memoiren Metternichs. Und diese Erscheinung kehrt mit solcher Regelmäßigkeit wieder, daß man von seiten der historischen Wissenschaft der gesamten Memoirenlitteratur mit berechtigtem Mißtrauen gegenübersteht. Danach scheint für den Staatsmann selbst jener oben angeführte Satz sich in sein

[1] Vgl. R. Koser, die ersten Lebensbeschreibungen Friedrichs des Großen.

Gegenteil zu verkehren; es könnte scheinen, als ob es für ihn doch leichter wäre, selbst zu handeln, als seine eigenen Handlungen geschichtlich wahr zur Anschauung zu bringen. Und in der That gehört zu einer unparteiischen Beurteilung eigener Handlungen ein Maß von Unbefangenheit, wie es nur wenigen Sterblichen beschieden ist. Haben doch schon die Griechen das „Erkenne dich selbst“ als die schwerste Aufgabe des Lebens bezeichnet. Der Monarch oder Staatsmann aber, dem diese schwierige Aufgabe dennoch gelingt, der es möglich macht, mitten im Strom der Ereignisse die Kontrolle über sich selbst zu bewahren, wird dann ohne Zweifel auch als Historiker von ganz besonderer und eigentümlicher Bedeutung sein. Wir brauchen nur an die Kommentare Cäsars zu erinnern, um die Wahrheit dieses Satzes in hellstes Licht zu stellen.

Zu den wenigen Auserwählten, welche sich auch in dieser Beziehung mit jenem genialen Römer messen können, gehört ohne Zweifel vor allen Friedrich der Große, dem in der That das „Geschichte schreiben“ in fast eben so hohem Maße gelungen ist als das „Geschichte machen“. Mit einer Unbefangenheit, die fast ohnegleichen in der Weltgeschichte dasteht, hat Friedrich der Große in seinen historischen Werken, die leider noch immer viel zu wenig bei seinem Volke bekannt sind, nicht bloß eine Darstellung der politischen Zustände Europas zu seiner Zeit überhaupt, sondern auch eine Würdigung seiner eigenen Thaten, seiner Politik im allgemeinen gegeben. Am klarsten tritt diese grandiose Objektivität in seinen militärischen Urteilen hervor: er versäumt, selbst bei der Darstellung von ihm gewonnener Schlachten, niemals anzugeben, welche Fehler er selbst in der Disposition und Leitung derselben begangen habe; er zeigt, wie der Feind durch kluge Benutzung derselben den Sieg hätte erringen können und müssen &c. Der König steht so als Historiker seinen eigenen Thaten gleichsam als ein Fremder gegenüber und kritisiert sie nach allgemeinen theoretischen Prinzipien, als wenn gar nicht er selbst es gewesen wäre, der sie vollbracht. Seine historischen Aufzeichnungen sind neben dem erst weit später in den Gesichtskreis der historischen Forschung getretenen urkundlichen Material noch heute die wesentlichste und bedeutsamste Quelle für unsere Kenntnis der damaligen politischen und militärischen Konstellationen. Und daneben gewährt ihre Lektüre noch den eigentümlichen psychologischen Reiz, den eine Darstellung aus der Feder des größten preußischen Königs naturgemäß erregen muß. Ganz unzweifelhaft liegt gerade in dieser Seite der umfassenden Thätigkeit des Königs für den denkenden Historiker ein besonderer Reiz: denn in ihr erkennen wir so recht das innerliche Leben und die ganze Eigenart des Geistes, der den König zu den großen Leistungen auf andern Gebieten erst befähigte. Man hätte daher meinen sollen, daß es gerade die schriftstellerische

Thätigkeit Friedrichs gewesen wäre, welche am schnellsten auch in weiteren Kreisen unseres Volkes hätte allgemein bekannt werden müssen. Und doch ist im großen und ganzen noch heute das Gegenteil der Fall. Kaum dem Namen nach sind die philosophischen, historischen und militärischen Werke des Königs in weiteren Kreisen der Gebildeten bekannt; nur ein kleiner Kreis von Fachgelehrten ergötzt sich an dem Ideenreichtum des großen Mannes. Und kaum ein Menschenalter ist es her, da konnte ein englischer Gelehrter dem preußischen Volke noch die bittere Wahrheit sagen, daß es noch nicht einmal eine würdige Sammlung der Werke des Königs besitze, deren Herausgabe jede andere Nation, die einen solchen König zu den Ihren zählen könne, längst als Ehrenpflicht betrachtet haben würde. Diesem in der That wenig ehrenvollen Mangel ist dann durch die Munificenz Friedrich Wilhelms IV. durch eine vortreffliche Ausgabe der 30 Bände umfassenden Werke Friedrichs abgeholfen worden, aber auch dann noch blieb der Leserkreis ein beschränkter; nur wenige außer den Fachgelehrten trugen diesen Produkten eines genialen Geistes die Aufmerksamkeit entgegen, welche sie auch dann verdienen würden, wenn es nicht einer der größten Männer der Weltgeschichte gewesen wäre, der sie geschrieben.

Der Erklärungsgrund dieser auffallenden Thatsache liegt ziemlich nahe. Bekanntlich sind alle Werke des Königs nicht in seiner Muttersprache, sondern französisch geschrieben. Es war ein eigentümliches Verhängnis, welches es diesem reichen Geiste versagte, für die Fülle seiner Gedanken eine völlig adäquate Form zu finden: er hat eigentlich keine Sprache völlig beherrscht. Sein barbarisches Deutsch ist allgemein bekannt; aber auch sein französischer Ausdruck ist doch reich an Härten, an barbarischen Formen und unrichtigen Wendungen — von der oft furchtbaren Orthographie, deren Verstöße in der Ausgabe der Werke verständigerweise beseitigt sind, ganz abgesehen. Man merkt seinem Stile eben an, daß es nicht die Muttersprache ist, in der er schreibt. Was er denkt und empfindet, ist deutsch von Grund aus, wie denn auch seine politische Arbeit die Grundlage der modernen Entwickelung geworden ist: was Wunder, wenn diese deutschen Gedanken sich nur mühsam in die ihnen fremde Sprache zwingen ließen? Diese Sachlage läßt eine mustergültige deutsche Uebersetzung der Werke des Königs, welche von einer litterarhistorischen Einleitung begleitet sein müßte, als ein unabweisbares Bedürfnis erscheinen, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß ihnen dadurch wieder ein Teil ihrer Eigenart geraubt werden würde, wie denn kaum irgend eine Uebersetzung einen vollen Ersatz für das Original zu bieten vermag. Immerhin würden doch dadurch die Ideen selbst, die Grundgedanken, auf denen sich des Königs historisches und politisches System aufbaut, zum Gemeingut aller werden können. Der nicht unbedeutende

Teil unseres gebildeten Publikums aber, der die französische Sprache beherrscht und oft Zeit und Mühe genug auf die plattesten und seichtesten Erzeugnisse der französischen Muse unserer Zeit verwendet, sollte wahrlich nicht davor zurückschrecken, diese nur in französischem Gewande auftretenden echtdeutschen Gedanken in dem Französisch, wie es der König geschrieben hat, so gut und so schlecht es sein mag, zu studieren.

Für den Historiker aber sind sie, wie gesagt, nicht bloß von litterarischer Bedeutung, sondern haben einen mindestens ebenso hohen Wert als historische Quelle im engeren Sinne. Von allen Memoirenwerken, welche über die Zeit Friedrichs des Großen vorliegen, sind sie nicht bloß das weitaus bedeutendste, sondern auch das unbedingt zuverlässigste. Denn so sehr die moderne Forschung an der Hand der in unabsehbarer Fülle zu Tage tretenden archivalischen Materialien immer neue Gesichtspunkte und eine Fülle neuer Thatsachen im einzelnen gewonnen hat, in den grundlegenden Hauptzügen hat sie an dem Bilde, welches der König selbst von den Ereignissen entworfen hat, wenig abzuändern vermocht. Und wo die Memoiren des Königs mit denen anderer in Konkurrenz treten, sind sie von der neuesten Forschung noch immer als die mit dem authentischen urkundlichen Material am besten zusammenstimmenden erfunden worden. Als ein Beweis unter vielen sei hier nur an die exaktkritischen Resultate erinnert, welche Max Duncker in seiner klassischen Untersuchung über die Schlacht von Kolin gewonnen hat.

Diese großartige und in allen Hauptpunkten zuverlässige Darstellung des Königs ist dann aber in einer ganzen Reihe von später erschienenen Memoirenwerken durch bewußte oder unbewußte Fälschungen und Entstellungen in den Hintergrund gedrängt und verdunkelt worden. Und leider waren es in der historiographischen Entwickelung bis vor wenigen Jahrzehnten nicht des Königs Memoiren, sondern diese unlauteren Quellen, welche zum Teil in bewußter, dem Könige feindlicher Tendenz entstanden waren, die von den Forschern ihren Untersuchungen zu Grunde gelegt wurden. Diese gleich näher zu charakterisierende, dem Könige feindliche Tradition hat noch das in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts begonnene große Generalstabswerk über den siebenjährigen Krieg so erheblich beeinflußt, daß von den in demselben gewonnenen Resultaten die wenigsten den neueren Untersuchungen gegenüber bestehen können.

Um Wesen und Charakter dieser Tradition zu begreifen, muß zunächst auf eine merkwürdige allgemeine Thatsache hingewiesen werden.

Es ist ja naturgemäß, daß der Geschichtsforscher bei jeder Darstellung kriegerischer Ereignisse sich einer doppelten, sich in vielen Punkten widersprechenden Tradition gegenüber sieht. Beide krieg=

führende Parteien pflegen Darstellungen der Ereignisse zu entwerfen, die natürlich je nach den verschiedenen subjektiven Gesichtspunkten und der Parteistellung des Verfassers oft erheblich voneinander abweichen. Aus diesen einander entgegengesetzten Traditionen gilt es dann die historische Wahrheit zu ermitteln. Dieser natürliche Gegensatz zwischen den kriegführenden Parteien waltet natürlich auch in Bezug auf die Geschichte Friedrichs des Großen vor: die österreichischen Quellen entwerfen oft ein ganz anderes Bild der Ereignisse als die preußischen. Dieser Gegensatz wird aber in diesem Falle noch durch einen zweiten durchsetzt, der die Schwierigkeiten der historischen Untersuchung wesentlich erhöht. Schon bei Lebzeiten des Königs bestand nämlich zwischen diesem selbst und den Prinzen des königlichen Hauses, namentlich dem Prinzen Heinrich, ein tiefgreifender prinzipieller Gegensatz, der sich dann allmählich auch zu einem persönlichen zuspitzte. Mag man nun in der über die theoretisch-militärischen Grundsätze des Königs in neuerer Zeit entbrannten Kontroverse, welche die Gelehrtenwelt in zwei feindliche Lager spaltet, auf welcher Seite auch immer stehen, so viel steht fest, daß Friedrich der Große die bisher allgemein gültigen Grundsätze der Kriegskunst sehr oft in genial reformierender Weise durchbrach und die Umwandlung, welche sich im 19. Jahrhundert auf diesem Gebiete vollzog, teils vorbereitete, teils selbst schon zur Anwendung brachte. Dadurch geriet er in einen naturgemäßen Gegensatz zu den Anhängern der alten Schule, zu welcher sich vor allem auch sein Bruder Heinrich und dessen nähere Umgebung bekannte. In diesen Kreisen, welche in geschickten Manövern und der Besetzung „strategischer Punkte“ den vornehmsten Zweck des Krieges sahen, die Schlacht nur als ein Mittel ansahen, welches nur im äußersten Notfall angewendet werden müsse, erging man sich in heftigem Spott über den König, der nur immer „batailliren“ wolle. So galt es denn bei einer mächtigen und zahlreichen Partei des preußischen Heeres für ein feststehendes Axiom, daß Prinz Heinrich im Grunde ein viel genialerer Feldherr gewesen sei als der König selbst. Die Verkleinerung der Leistungen desselben, die Verspottung seiner strategischen und taktischen Grundsätze wurde in diesen Kreisen in ein förmliches System gebracht. Und diese nörgelnde und krittelnde Gruppe des preußischen Heeres ist es dann vornehmlich gewesen, welche, allerdings zumeist erst nach des Königs Tode, eine eminente litterarische Fruchtbarkeit entwickelte und die Tradition über die militärischen Ereignisse allgemach völlig tendenziös färbte und fast bis zur Unkenntlichkeit entstellte. Den Hauptsammelpunkt dieser Tradition bildete schon während und noch mehr nach den Ereignissen das Journal eines preußischen Militärs, welches in einer Reihe stattlicher Foliobände im Archive des Großen Generalstabes aufbewahrt

ist und unter dem bekannten Namen „Gaudysches Journal“ eine verhängnisvolle Rolle in der Geschichtschreibung über Friedrich den Großen gespielt hat. Die Vorträge, welche von Offizieren des Generalstabes in der Kriegsakademie und sonst über den siebenjährigen Krieg gehalten wurden und sich lange Zeit eines fast unbedingten Ansehens erfreuten, sind zum überwiegenden Teile aus dieser ebenso unlauteren wie umfassenden Quelle geflossen.

Alle Offiziere der preußischen Armee, welche jemals vom Könige verletzt worden waren oder sich verletzt glaubten, welche wegen irgend eines auf dem Schlachtfelde begangenen Fehlers von dem Könige einen Tadel erfahren hatten, sandten ihre subjektiv gehaltenen Darstellungen, Anklagen oder Rechtfertigungen an Gaudy ein, der ihnen bereitwillig Aufnahme in sein umfassendes militärisches Journal gewährte und dann dieses sein Journal wieder anderen Schriftstellern, welche sich über den Krieg zu äußern beabsichtigten, zur Verfügung stellte. Wie weit diese Einwirkung auf andere Quellen gegangen ist, bedarf im einzelnen noch der Feststellung, doch wird man nach den bisherigen Untersuchungen jetzt schon annehmen dürfen, daß die meisten der tendenziös gegen den König gerichteten Quellen in mehr oder weniger direktem Zusammenhange mit Gaudy stehen: bei einer derselben, den Memoiren Retzows, steht diese Benutzung der Gaudyschen Tradition durch die genaue Uebereinstimmung mit derselben und durch Retzows eigene Angabe fest: aber auch Warnery, Berenhorst, Kalckreuth u. a.,[1] darunter wahrscheinlich auch die bekannte Zieten-Biographie der Frau von Blumenthal, haben ihre Informationen in erster Linie, wenn nicht Gaudy direkt, doch den ihm kongenialen Kreisen, denen sie zum Teil selbst angehörten, zu verdanken. Dieser einheitlichen Entstehungsweise aller dieser Memoirenwerke wird man sich vor allem stets bewußt sein müssen, wenn man zu einer unbefangenen und objektiven Würdigung der Leistungen des Königs gelangen will. Wenn mehrere dieser Quellen oder auch alle übereinstimmend ein Ereignis in derselben Weise schildern, so wird man aus dieser Uebereinstimmung doch nicht auf die historische Glaubwürdigkeit des Ereignisses schließen dürfen: denn diese Quellen stellen eben in ihrem Grundcharakter trotz aller Abweichungen im einzelnen eine, wenn wir so sagen dürfen, moralische Einheit dar.

So vorsichtig man demgemäß dieser ganzen Memoirenlitteratur gegenüber sich verhalten muß, so würde man doch auch wieder weit über das Ziel hinausschießen, wollte man dieselbe nun schlechthin und in allen ihren Teilen verwerfen: vielmehr bietet

[1] Es sei mir gestattet, hier u. a. auf meine soeben in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“ erschienene Abhandlung: „Zur Kritik Tempelhoffs und des militärischen Nachlasses des Grafen B. Am. Henckel von Donnersmarck“ hinzuweisen, wo eine dieser kritischen Grundfragen erörtert wird.

sich für die Detailforschung hier eine Fülle einzelner Fragen, deren Beantwortung für unsere Gesamtauffassung der Fridericianischen Epoche von großer Bedeutung sein würde: denn ohne Zweifel enthält namentlich das Gaudysche Journal neben allem Entstellten und tendenziös Gefärbten eine Fülle wertvoller und sonst unbekannter Thatsachen, welche nach sorgfältiger kritischer Sichtung für die Forschung von größter Bedeutung sind und deren wahren Gehalt man, sofern man sich nur über die dem Werke zu Grunde liegende Tendenz im klaren ist, verhältnismäßig leicht feststellen kann. Als wirksamstes Kontrollmittel hierfür und als überall entscheidende und ausschlaggebende Quelle kommt da natürlich vor allem, wie wir gleich sehen werden, die militärische Korrespondenz des Königs mit seinen Generalen in Betracht.

Ein Glück für die Geschichtschreibung war es dann vor allem, daß neben diesen dem Könige so überaus feindselig gesinnten Memoirenschreibern doch auch einige Darstellungen erschienen, welche dem Könige volle Gerechtigkeit widerfahren ließen: wir meinen da vor allem die großen Werke von Tempelhoff und Archenholz, welches letztere namentlich lange Zeit von allen preußischen Patrioten immer und immer wieder gelesen wurde und zwar nicht so sehr die gelehrte Geschichtsforschung, aber umsomehr die populäre Anschauung über die kriegerischen Leistungen des Königs in hohem Maße beeinflußt hat: trotz aller Irrtümer im einzelnen geben doch diese beiden darstellenden Werke in ihrer patriotischen und doch unbefangenen Auffassung ein klareres Bild der Ereignisse als die trüben und tendenziösen Quellen, mit denen wir es vordem zu thun hatten. Namentlich verdient das Werk von Archenholz noch heute um so größere Beachtung, weil sein Verfasser denselben Vorzug für sich in Anspruch nehmen darf, durch welchen jene Verkleinerer und Kritteler des königlichen Genius den Anspruch auf Glaubwürdigkeit begründen zu können meinen: den Vorzug, daß er selbst in hervorragendem Maße an den kriegerischen Ereignissen, die er schildert, teilgenommen hat und daher zumeist als Augenzeuge berichtet.

Endlich sei hier noch kurz darauf hingewiesen, daß neben den Kreisen, welche sich um den Prinzen Heinrich und um Gaudy gruppieren, noch von einer andern Seite her ein Versuch gemacht wurde, das Verdienst der strategischen und taktischen Leistungen des genialen Königs möglichst herabzusetzen und zu verkleinern: es waren das die Anhänger der im preußischen Heere dienenden und hervorragend an den meisten kriegerischen Ereignissen beteiligten Fürsten und Prinzen von Anhalt, deren Bestreben darauf ging, das Verdienst dieser Anhaltiner in ein möglichst helles Licht zu stellen. Den ersten Niederschlag fand diese Tendenz in der bekannten „Sammlung ungedruckter Nachrichten“, welche eine Fülle

militärischer Tagebücher, Schlachtdispositionen 2c. enthält, die fast ausnahmslos Anhaltinischen Ursprungs sind: den schärfsten Ausdruck haben diese Bestrebungen in den militärischen Schriften Berenhorsts gefunden, der in seiner gegen den König gerichteten Tendenz sogar die meisten Angehörigen der Gaudyschen Gruppe noch in den Schatten stellt.

Bei diesem Zustande der historischen Ueberlieferung, die wir hier natürlich nur in ihren hauptsächlichsten Vertretern flüchtig skizziert haben, und bei den grellen Widersprüchen, welche sich demgemäß zwischen den einzelnen Darstellungen je nach ihrem Parteistandpunkte ergeben, wurde es nun von immer größerer Bedeutung und unabweisbarerer Notwendigkeit, im Gegensatz zu diesen mehr oder minder subjektiv gefärbten Darstellungen auf die unmittelbar unter dem Eindrucke der Ereignisse entstandenen objektiven Quellen, gewissermaßen auf die thatsächlich noch vorhandenen Ueberreste der Zeit selbst, wie sie in den Archiven und namentlich im Berliner Geheimen Staatsarchive aufgespeichert liegen, zurückzugehen. Während, wie erwähnt, noch das große Generalstabswerk, dessen neue Bearbeitung jetzt geplant wird, fast ausschließlich auf jener Memoirenlitteratur basierte, hat es seitdem mit Recht jeder besonnene Forscher auf diesem Gebiete für unerläßliche Pflicht gehalten, auf dieses authentische archivalische Material zurückzugehen und an diesem sicheren Maßstabe die gesamte historische Tradition zu prüfen. Man darf sagen, daß damit eine neue Epoche der Geschichtschreibung über Friedrich den Großen eröffnet wurde, ja daß eine objektive Darstellung jener Epoche hiermit eigentlich erst begann. Eine große Fülle einzelner Untersuchungen und zusammenfassender Darstellungen ist seitdem erschienen, und jede hat der Wissenschaft erwünschte vielseitige Bereicherung und Förderung gebracht. Während nach dem Erscheinen der Biographie Friedrichs des Großen von Preuß, welche in einem besonderen „Urkundenbande" eine Fülle archivalischen Materials brachte, namentlich die großen Arbeiten von Ranke und Droysen es unternahmen, eine zusammenfassende Würdigung des königlichen Genius zu geben — freilich leider keine von beiden in der vollen Ausdehnung seiner Regierung — wurden gleichzeitig in einer Fülle von Spezialuntersuchungen, unter denen sich namentlich die von Max Duncker und die Abhandlungen Kutzens auszeichnen, einzelne schwierigere Partieen der Kriegsgeschichte jener Epoche an der Hand des urkundlichen Materials klargestellt und hie und da — wie in der vortrefflichen Abhandlung Zimmermanns über den preußischen Kriegsplan von 1757 — zugleich einige Bruchstücke der militärischen Korrespondenz ihrem Wortlaute nach veröffentlicht. Eine eigentümliche Schickung aber wollte es, daß die aus den Kreisen des Prinzen Heinrich stammende Memoirentradition den stärksten

Stoß erlitt durch das Bekanntwerden des Briefwechsels eben jenes Prinzen mit seinem königlichen Bruder, wie derselbe in dem Schöningschen Werke über den siebenjährigen Krieg der allgemeinen Kunde unterbreitet wurde. Um sich den ungeheuren Fortschritt, welchen die historische Forschung durch diese Benutzung des archivalischen Materials gemacht hat, klar zu vergegenwärtigen, braucht man nur das neueste umfassende militärgeschichtliche Werk Bernhardis über „Friedrich den Großen als Feldherr" mit dem schon oft erwähnten Generalstabswerke zu vergleichen. Hier erscheint der König, recht im Gegensatz zu der früheren Anschauung und zu dem strategischen Verhalten seines Bruders Heinrich, klar und evident als das, was er war: als einer der größten Feldherren, welche je gelebt, als der Vorbereiter und Vorkämpfer einer neuen Auffassung über Wesen und Mittel des Krieges, einer Auffassung, welche in den napoleonischen Kriegen des 19. Jahrhunderts zum erstenmale in voller Ausdehnung in Wirksamkeit trat.

Und ähnlich wie auf dem militärischen Gebiete war der Gang der historischen Entwickelung auf politischem, dieses im weitesten Sinne, sowohl mit Bezug auf die diplomatischen Verhandlungen, wie mit Bezug auf die Regententhätigkeit Friedrichs des Großen. Vornehmlich war es die erstere Seite der politischen Thätigkeit des Königs, welche den offenen und versteckten Gegnern einen willkommenen Anhaltspunkt für ihre Angriffe bot. Verschloß man sich gegen die in der feindlichen Gesinnung und Handlungsweise der übrigen europäischen Mächte liegenden Motive des politischen Verhaltens des Königs, so mochte man leicht den Schein erwecken, als wenn dasselbe ein unsicheres und grundsatzloses Hin- und Herschwanken, ein „perfides" Wechseln des Systems in sich schlösse. Hier stammt indes die Tradition, deren Bestreben es ist, den König als einen charakter- und treulosen Intriganten hinzustellen, ausschließlich von feindlicher Seite, namentlich aus österreichischen, sächsischen und katholisch-ultramontanen Kreisen. Diese Anschauung hatte ihren ersten Niederschlag in jenen staatsrechtlichen Flugschriften, auf die wir am Anfange unserer Erörterung hingewiesen haben, gefunden und fand dann ihren scharfen Ausdruck in einer Fülle mehr oder minder unbedeutender Produkte, die indes ihre Schlagschatten bis in die neueste Litteratur hineingeworfen haben: als letzte leidenschaftliche Ausläufer dieser litterarischen Bewegung sind vor allem die im Jahre 1866 vor Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges erschienenen „Geheimnisse des sächsischen Kabinetts" und das berühmte oder vielmehr berüchtigte Werk Onno Klopps über Friedrich den Großen zu betrachten.

Doch war auch die in Frankreich über Friedrich den Großen herrschende Anschauung, welche ebenfalls zum großen Teil auf nationalen Impulsen und Antipathieen beruhte, eine ähnliche. Hier

machten sich dann aber auch, namentlich in den von der Familie Broglie ausgehenden und inspirierten Publikationen, stark persönliche Antipathieen geltend. Daneben beruhte die französische historische Auffassung über Friedrich den Großen vornehmlich auch auf einem Memoirenwerke, dessen Verfasser als Gesandter am preußischen Hofe in intimem persönlichen Verkehr mit dem Könige gestanden hatte und daher sehr wohl in der Lage war, Zuverlässiges über die politischen Vorgänge in Preußen zu berichten. Es sind das die bekannten Mémoires du marquis de Valory.

In der That hätte man glauben sollen, daß in den Memoiren dieses Mannes die ganze Eigenart und der Charakter des großen Königs zu einer verhältnismäßig unbefangenen Würdigung hätte gelangen müssen: denn Valory genoß während seines zweimaligen Aufenthaltes am Berliner Hofe, deren erster eine Dauer von elf Jahren umfaßte (1739—1750), eines besonderen Vertrauens beim Könige, welches sich nicht nur in dem offiziellen Verhalten zu dem Gesandten Frankreichs dokumentierte, sondern sich zu einem, fast möchte man sagen freundschaftlichen Verkehr ausgestaltete. Valory gehörte zu den wenigen Auserwählten, welchen der König das Manuskript seiner Werke mitteilte, er begleitete den König wiederholt ins Feldlager und hatte hier nicht bloß Gelegenheit, die großartige Thätigkeit desselben in nächster Nähe zu beobachten, sondern er hat sogar hie und da einmal in der Zeit, in welcher Frankreich an Friedrichs Seite die habsburgische Macht bekämpfte, selbstthätig in die kriegerische Aktion eingegriffen: so hat er z. B. in der Schlacht von Hohenfriedberg dem Könige einen wichtigen Adjutantendienst erwiesen, dessen Bedeutung für den Gang der Schlacht er allerdings in seinen Memoiren sehr wesentlich übertrieben hat.

Aber nur selten ist es dem Könige vergönnt gewesen, bei denjenigen, welchen er seine besondere Gunst und sein näheres Vertrauen zuwandte, Dank zu ernten. Das schändlichste Beispiel des Undanks hat infolge vermeinter späterer Zurücksetzung sein berühmter ehemaliger Freund Voltaire gegeben, der in einer perfiden Schmähschrift den königlichen Freund in bezug auf seine ganzen privaten Lebensgewohnheiten rc. aufs abscheulichste verdächtigt und verleumdet hat. Und nicht viel besser ist es Friedrich mit Valory ergangen. Unbegreiflicher Weise hat man in Frankreich, wo man allerdings einer noch ungleich schroffer feindlichen Anschauung gegen Friedrich huldigte, den im Jahre 1820 nach seinem Tode herausgegebenen Memoiren Valorys den Vorwurf allzu großer Preußenfreundlichkeit gemacht, während dieselben thatsächlich von einer unbefangenen Würdigung der Größe Friedrichs so weit entfernt sind, daß sie ihn nicht bloß persönlicher Furchtsamkeit zeihen, wie das leider auch jene preußischen Memoirenfabrikanten gethan haben, sondern in ihrer ganzen Gesamtdarstellung die Motive und Ge-

sinnungen des Königs verdunkeln und verdächtigen, ihn des Treubruchs gegen Frankreich zeihen und von seiner angeblichen Größe nur in ironisch-satirischem Tone sprechen. Weder strategische Einsicht, noch politischer Scharfblick wird ihm zuerkannt: sein ganzes Wirken erscheint als ein Gewebe politischer Intrigue, dem nur der Erfolg Wert und Bedeutung verliehen. Man sieht eben überall das Mißvergnügen des Franzosen darüber, daß sich der König nicht in das Schlepptau der französischen Politik nehmen ließ, sondern nach anfänglichem mehr zufälligem Zusammengehen mit Frankreich immer mehr seines eigenen, kühnen Weges ging. Um den Einfluß, welchen diese Mißstimmung über die spätere Wendung der preußischen Politik auf den Memoirenschreiber Valory ausübte, voll und ganz zu würdigen, braucht man nur seine, in der Hauptsache nach jener Wendung verfaßten oder doch endgültig überarbeiteten, Memoiren[1] mit den Berichten zu vergleichen, welche der Gesandte Valory am Anfange der Regierung Friedrichs des Großen an den Pariser Hof erstattete. Hier ist sein Urteil durch nationale und persönliche Antipathieen noch nicht getrübt, und hier erscheint denn der König auch in einem wesentlich objektiveren und damit bei weitem günstigeren Lichte als in den Memoiren, deren Glaubwürdigkeit durch die neueste Forschung auf ein Minimum reduziert worden ist.

Auch hier hat zur Widerlegung irriger und tendenziöser Anschauungen vor allem das Bekanntwerden der authentischen diplomatischen Aktenstücke das Meiste beigetragen. Die mit einer Vollständigkeit und rückhaltlosen Offenheit ohnegleichen erfolgte Publikation der politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen hat den überwältigenden Genius und die echt staatsmännische Gesinnung des Königs in hellstes Licht gestellt und die Erdichtungen und Fälschungen der Gegner in ihr Nichts zusammenfallen lassen. Und daran haben auch die aus den Archiven der Friedrich feindlichen Nationen bekannt gewordenen Relationen, welche in den umfassenden Werken Rankes, Schäfers, Onckens u. a. ausgiebig benutzt sind, wenig oder nichts zu ändern vermocht. Im Gegenteil hat, je weiter die Forschung vorgeschritten ist, um so mehr die große Gestalt des genialen Königs auch den Gegnern Anerkennung und Achtung abgenötigt. Gewiß zittert auch in dem vornehmlich, ja fast ausschließlich aus österreichischem Material gearbeiteten Werke Arneths noch die Erregung durch, welche in Oesterreich noch heute gegen den kühnen Bekämpfer der habsburgischen Vormacht ob-

[1] Ueber die Entstehungszeit und den inneren Wert der Memoiren Valorys, über die eine zusammenfassende Würdigung bisher nicht existierte, ist kürzlich eine ebenso erschöpfende als scharfsinnige Untersuchung von Dr. Friedrich Peukert erschienen („Die Memoiren des Marquis von Valory." Berlin 1884), welche ein exaktes und nahezu abschließendes Urteil über das merkwürdige Werk enthält.

waltet, aber wie ganz anders erscheint doch in diesem auf besonnener und umfassender Forschung beruhenden Werke das Bild der Ereignisse als in früheren Erzeugnissen der historischen Litteratur Oesterreichs, welche von einer bedingungslosen Feindseligkeit gegen den großen Nebenbuhler der großen österreichischen Kaiserin eingegeben und durchdrungen waren. Es kann kein Zweifel sein, daß die historische Wissenschaft durch dieses Werk eine eminente Bereicherung und eine Fülle neuer Gesichtspunkte gewonnen hat: die Diskussion ist damit zum erstenmale von einem absolut gegensätzlichen Standpunkt zur Möglichkeit einer Vermittelung gebracht worden: das Werk ist ein evidenter Beweis dafür, daß die großen entscheidenden Thatsachen sich in dem österreichischen Material im wesentlichen in ähnlicher, wenn auch im einzelnen vielfach abweichender Gestalt zeigen wie in dem preußischen. Es gibt jetzt doch eine Fülle von Thatsachen und Entwicklungsreihen, welche jetzt von österreichischer Seite ganz ebenso wie von preußischer geschildert werden: hat doch selbst Ranke in seinem in markigen und genialen Zügen entworfenen Bilde des siebenjährigen Krieges ausdrücklich bekannt, daß seine Arbeit ohne das Erscheinen des Arnethschen Werkes ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre. Aber der Gewinn, welcher der historischen Wissenschaft daraus erwachsen ist, daß auch das österreichische Material in umfassenderem Sinne in ihren Gesichtskreis getreten ist, ist mit dem Arnethschen Werke keineswegs erschöpft. Eine weitere Sichtung des in den Wiener Archiven aufgespeicherten Materials, welches in dem Arnethschen Werke großenteils verwertet, aber weder erschöpft noch vor allem im Wortlaute mitgeteilt ist, wird noch zu manchen überraschenden neuen Resultaten führen. Verfasser dieser Zeilen, der seit Jahren mit einer kriegsgeschichtlichen Arbeit aus der Zeit Friedrichs des Großen beschäftigt ist, hat die Wahrheit dieses Satzes noch ganz kürzlich bei einem längeren Aufenthalte in Wien, der eine über Erwarten reiche Ausbeute ergab, zur Genüge erprobt. Der Gewinn ist dabei ein um so reicherer, als die Benützung der Wiener Archive der historischen Forschung in schrankenlos liberaler und entgegenkommendster Weise gestattet und namentlich im Kriegsarchiv durch Vorlegung der sehr speziellen und übersichtlichen Repertorien und Generalindices erheblich unterstützt wird.

Wir haben uns in den vorstehenden Erörterungen ein Bild von der Genesis der historischen Tradition über diejenigen Seiten der Fridericianischen Thätigkeit, welche mehr nach außen hin in den Vordergrund traten, zu entwerfen versucht, weil sie es vornehmlich waren, welche die ganze zivilisierte Welt in Erstaunen setzten, in zwei feindliche Lager spalteten und daher von beiden Seiten die lebhafteste Diskussion hervorriefen, die wir uns soeben in ihren

Hauptzügen vergegenwärtigt haben. Gefesselt von dem unvergleichlichen Ruhme, den der König sich im Feldlager erwarb, ist man lange Zeit gar nicht dazu gekommen, seine Aufmerksamkeit auch den nach außen weniger hervortretenden, aber darum nicht minder bedeutenden Schöpfungen im Innern der Staatsverwaltung zuzuwenden. Und doch berührte und bedingte auch hier das eine das andere sehr nahe. Wie hätte der kleine preußische Staat die Fähigkeit erlangen sollen, sich gegen eine Welt in Waffen zu behaupten, wenn es nicht dem Könige gelungen wäre, durch eine weise Staatsverwaltung die Wunden, welche die hartnäckigen und andauernden Kriege dem jungen Staatswesen schlugen, auch wieder zu heilen und dem ermatteten Staatskörper wieder neue Kräfte zuzuführen? Die Maßregeln, welche zur Erreichung dieses Zweckes von dem Könige ergriffen wurden, sind so einschneidender Art und so aus dem ureigensten Geiste des Königs hervorgegangen, daß eine genaue Kenntnis derselben zu einem vollständigen Verständnis des großartigen Fridericianischen Regierungssystems geradezu unerläßlich ist. Erst die neuere archivalische Forschung hat auch hierin dem Könige zu seinem Rechte verholfen, wie sie es denn auch gewesen ist, welche eine gerechte Würdigung des früher so sehr unterschätzten Königs Friedrich Wilhelm I. angebahnt hat. Im wesentlichen sind es doch die großen Verwaltungsgrundsätze des letzteren gewesen, welche das epochemachende Auftreten Friedrichs des Großen erst ermöglicht haben. Und das eminente Verdienst des letzteren auf diesem Gebiete ist es vor allem, daß er auf den von seinem Vater gelegten Grundlagen fortzubauen und die von jenem in ihren ersten Anfängen realisierten Ideen fortzuführen und mit dem erwärmenden Feuer seines Genius zu durchdringen vermochte. Und wenn Friedrich hierdurch den kleinen Staat, den er von seinem Vater überkam und der kaum noch von den Wunden des dreißigjährigen Krieges sich erholt hatte, fähig machte, die unsagbaren Anstrengungen der langwierigen Kriege mit einer Opferfreudigkeit ohnegleichen zu ertragen, so ist das wahrlich kein geringerer Erfolg als der, den er im Getöse des Kampfgewühls errungen hat.

Aber, wie gesagt, dieser Erfolg trat weniger in den Vordergrund und wurde daher nur von wenigen klar erkannt und zum Gegenstande der Untersuchung gemacht. Die Unterthanen des preußischen Staates freilich empfanden die Segnungen der preußischen Verwaltung: eben sie waren es, welche den Staat der Lisièren, wie ihn Voltaire nannte, zu einer organischen Einheit verschmelzen ließen. Erst als in den Freiheitskriegen die patriotische Begeisterung und staatenbildende Kraft, welche diesem Preußen innewohnte, in hellstem Lichte erstrahlte, wurde man auch auf diesen inneren Ausbau der protestantischen Großmacht aufmerksam. Auch hier

war es dann neben Preuß vor allem Ranke, der die Blicke der Nachwelt auf den **Regenten** Friedrich als den Bildner dieses nationalen Staates der Zukunft hinwies und auf dessen eminente Leistungen auf kolonisatorischem und überhaupt sozialpolitischem Gebiete aufmerksam machte. Wie viel aber hier noch im einzelnen zu schaffen, wie wenig bekannt doch diese Seite des alles umfassenden Genius des Königs noch ist, vermag man jetzt erst wohl zu ermessen, nachdem die von der preußischen Archivverwaltung veranlaßten Publikationen auch dieses Gebiet in Angriff genommen haben. Zweifellos haben wir in dem umfassenden Werke Stadelmanns: „Friedrich der Große in seiner Thätigkeit für die Landeskultur“ (2. Band der Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven) einen Anfangspunkt zu erkennen, an den sich weitere umfangreiche Forschungen anzulehnen vermögen. Erst wenn diese auch für die Regententhätigkeit des großen Königs das authentische Material an das Tageslicht gefördert haben werden, wird man voll und ganz erkennen können, was dieser König dem preußischen Staate gewesen ist. Immer mehr und mehr wird es zu vollstem und klarstem Bewußtsein kommen, daß der stolze Bau des nationalen Staates der Gegenwart, dessen wir uns mit berechtigtem Enthusiasmus freuen, in allen seinen Wurzeln und verborgensten Keimen auf die eiserne Arbeit und geniale Schaffenskraft des Philosophen von Sanssouci zurückgeht.

Nachtrag.

Soweit lag der vorliegende Aufsatz im Manuskript vor und war von der Redaktion dieser Zeitschrift zur Aufnahme bestimmt, als ein neues und hochbedeutendes Memoirenwerk, auf dessen Erscheinen man in fachgenössischen Kreisen sehr gespannt war, an die Oeffentlichkeit trat. Es sind das die **Memoiren de Catts**, welche soeben als 22. Band der Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven herausgegeben sind. Diesen Aufzeichnungen kommt in der in unserem Aufsatze kurz skizzierten Memoirenlitteratur über Friedrich den Großen in mehr als einer Hinsicht eine ganz besondere und eigentümliche Bedeutung zu. Einmal nämlich hat der Verfasser Jahrzehnte lang in einer Stellung, welche nur formell als die eines Vorlesers bezeichnet wurde, in den vertrautesten Beziehungen, in fast ununterbrochenem täglichen Verkehr mit dem Könige gestanden; auch im Feldlager war er sein beständiger Begleiter und hatte so die denkbar günstigste Gelegenheit zu eingehender Beobachtung des reichen Geisteslebens des genialen Königs; dann aber hat er sich von tendenziösen Entstellungen in seinen völlig gleichzeitigen Tagebüchern, der Grundlage seiner später abgefaßten Memoiren, völlig freigehalten. Er hat dem Partei- und Cliquenwesen, welches im Feldlager des Königs eine so hervorragende Rolle gespielt und fast die gesamte Litteratur über Friedrich den Großen, wie wir sahen, in hohem Maße beeinflußt hat, völlig fern gestanden, weil er eben infolge seiner rein zivilen Stellung an

den Ereignissen selbst in keiner Weise aktiv beteiligt war. Und so dürfen wir an sein Werk mit der begründeten Annahme herantreten, daß wir es hier im großen und ganzen mit einer durchaus objektiven Darstellung zu thun haben.

Noch ein anderer bedeutsamer Unterschied kommt hinzu: derselbe liegt nicht in der Art, wie berichtet wird, sondern in dem, was den hauptsächlichsten Gegenstand der Darstellung ausmacht. Nicht die kriegerischen und politischen Ereignisse sind es in erster Linie, welche von dem Verfasser behandelt werden, das private Leben des Königs mit seinen hunderterlei kleinen und doch so plastisch-lebendigen Zügen, seine litterarische Thätigkeit, sein schriftlicher Verkehr mit Dichtern und Denkern haben de Catt den vornehmsten Vorwurf zu seiner Darstellung gegeben. Er schildert uns seine täglichen Unterhaltungen mit dem Könige über philosophische, religiöse und poetische Gegenstände, er gibt uns ein anschauliches Bild von der rastlosen geistigen Arbeit, welche der König auch inmitten des Lärmes des Feldlagers, ja selbst unmittelbar nach dem Getümmel der Schlacht mit immer gleicher Frische und Lebendigkeit wieder aufnahm. Wir thun, wenn wir diese prächtigen Schilderungen lesen, gleichsam einen Blick in die geheimste Werkstätte dieses königlich reichen Geistes, wir sehen die Gedanken im ersten Keime, in der Entstehung begriffen, welche wir in vollendeter und ausgeführter Gestalt in den Werken des Königs selbst vor uns haben. Eben weil de Catt in den schwersten und trübsten Jahren beständig in der unmittelbaren Umgebung des Königs lebte, war er es, dem der König am häufigsten und unmittelbarsten sein ganzes Gemüts- und Gefühlsleben, sein Denken und Schaffen offenbarte. Des Königs Gedanken über die Grundfragen der Metaphysik, über Gott und Welt, Unsterblichkeit der Seele, das Eingreifen einer Vorsehung in die menschlichen Dinge, seine Anschauungen über die französische Litteratur, seine eigenen poetischen Bestrebungen ꝛc. treten uns hier, oft mit den eigenen Worten des Königs, wie sie sich der Verfasser unmittelbar nach den Unterhaltungen aufzuzeichnen pflegte, in einer Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit entgegen, welche in keiner der früheren Mitteilungen über das geistige Leben des Königs auch nur annähernd erreicht wird. Sonst sehen wir diese Gedanken und Anschauungen nur in ihrer fertigen und durchgebildeten Gestalt vor uns, wie sie in seinem zahlreichen Briefwechsel mit Voltaire, d'Argens u. a. m. oder in seinen philosophischen und historischen Werken niedergelegt sind; hier sehen wir sie gleichsam sichtbar vor unserem geistigen Auge entstehen. Es ist, als wenn wir den bedeutenden Unterhaltungen, welche der König im Anschluß an die gemeinsame Lektüre litterarischer Werke aus dem geistigen Schatze aller Zeiten und Nationen mit seinem „Vorleser“ geführt hat, persönlich beiwohnten. Wir sehen die oscillierenden Schwankungen, die Zweifel und geistigen Kämpfe, durch welche sich der König wie jeder denkende Mensch hindurcharbeiten mußte, ehe er zu ausgebildeten Ueberzeugungen über die höchsten Probleme menschlicher Erkenntnis gelangt; wir sehen, wie er dann infolge der wuchtigen Schicksalsschläge, welche ihn in dem furchtbaren Kriege der sieben Jahre betrafen, selbst an seinen scheinbar festesten philosophischen Ueberzeugungen irre wird, und wie er sich dann in rastloser geistiger Arbeit neue Grundlagen der Erkenntnis zu erringen strebt, bis er dann immer wieder seinen Halt in jenem grandiosen Pflichtbegriff findet, welcher für seine ganze theoretische Auffassung wie für seine praktische Regententhätigkeit so außerordentlich charakteristisch ist.

Daneben findet sich in diesen Aufzeichnungen auch manche für die historisch-politische Thätigkeit Friedrichs des Großen nicht unwichtige Notiz. Doch muß man bei Benutzung dieser Angaben streng zwischen den beiden Teilen, aus denen die vorliegende Publikation besteht, unterscheiden. Das ganze Werk zerfällt nämlich in zwei sehr verschiedenartige Teile, welche beide dieselben Ereignisse, aber in sehr verschiedener Form behandeln. Der eine derselben, den der Herausgeber, Professor Reinhold Koser, als die „Tagebücher“ de Catts bezeichnet hat, ist von unbedingter historischer Zuverlässigkeit. Er besteht aus den Notizen,

welche sich der Verfasser unmittelbar nach den Ereignissen oder vielmehr während derselben gemacht hat; der andere repräsentiert eine Ueberarbeitung resp. Verarbeitung dieser aphoristischen Tagebuchnotizen und ist mehrere Jahrzehnte nach den Tagebüchern entstanden; diese Umarbeitung ist es, welche im engeren Sinn als die „Memoiren de Catts“ bezeichnet wird. Es sei uns gestattet, bei jedem dieser Teile noch einen Augenblick zu verweilen.

Die Notizen in den „Tagebüchern“ sind, ihrer Natur und der Art ihrer Entstehung entsprechend, aphoristisch und abgemessen kurz: sie wollen keine zusammenhängende und abgerundete Darstellung geben, sondern eben nur die Erinnerung des Moments fixieren; daher sind sie ohne jeden künstlerischen und rhetorischen Schmuck, aber von um so höherem historischen Wert: sie sind es, die als eine unerschöpfliche Fundgrube vollkommen authentischer historischer Kunde gelten dürfen. Der Verfasser, der seit dem März 1758 sich ständig in unmittelbarer Nähe des Königs aufhielt, wurde fast täglich, meist am Nachmittag um 5 Uhr, auf mehrere Stunden zum Könige befohlen, um mit diesem zu lesen resp. sich von ihm vorlesen zu lassen: daran knüpfte sich dann regelmäßig eine eingehende und anregende Unterhaltung über das Gelesene. De Catt versichert nun, daß er jedesmal, wenn er von seiner Unterredung mit dem Könige nach Hause zurückgekehrt sei, Aufzeichnungen über die soeben stattgehabte Unterredung gemacht habe. In einem Falle berichtet er, er sei bis um 10 Uhr abends beim Könige gewesen und habe dann noch bis Mitternacht an der Aufzeichnung seiner Notizen gearbeitet; in der Nacht vor der Schlacht von Zorndorf habe er sogleich in einem Zelte, in dem er eben Licht sah, seinen Bericht über die Vorgänge des Tages niedergeschrieben. In der That entspricht dann die ganze Fassung der Tagebücher durchaus dieser Art ihrer Entstehung: kurz und abgerissen, ohne jede innere Verbindung stehen die Notizen nebeneinander; z. B. (6. Juli 1758): Je fus à 7 (scl. chez le roi) et y restai jusqu'à 8. On parla de guerre, de plans, de magasins. Lut le Sénèque. „C'est le seul livre,“ dit-il, „qui me console, lorsque j'ai du chagrin. Si vous me voyez jamais mourir, vous verrez, que je partirai tranquillement; car je crois, que tout est fini après la mort.“ In ähnlicher Weise wird stets in wenigen prägnanten Worten der Hauptinhalt des Gesprächs, zumeist mit Wiedergabe der vom Könige selbst gebrauchten Ausdrücke, gegeben. Es sind schmucklose Aphorismen von unvergleichlicher Frische und Lebendigkeit.

An der Hand dieser „Tagebücher“ hat dann de Catt mehrere Jahrzehnte später sein Memoirenwerk verfaßt. In diesen erscheint in ausgeführtem Zusammenhange, in rhetorisch und ästhetisch vollendeter Form, was uns dort in kurz abgerissenen Sätzen entgegentritt. Aber leider hat sich de Catt mit dieser Umarbeitung seiner eigenen Notizen, die den Wert derselben nicht beeinträchtigen, sondern eher erhöhen würde, da sie von dem Autor selbst herrührt und demgemäß als im allgemeinen zuverläßig betrachtet werden könnte, nicht begnügt, sondern nur, zum Teil mit Benutzung anderer Quellen, gewissermaßen eine vollständige Geschichte der politisch-militärischen Ereignisse sowohl, als eine Schilderung seiner persönlichen Erlebnisse gegeben, die, wenn man ihr auch tendenziöse Entstellung der Thatsachen und des Charakters des Königs selbst keineswegs vorwerfen kann, doch so viele Abweichungen von seinen eigenen Tagebüchern aufweist, daß sie an Zuverlässigkeit um ebensoviel hinter den letzteren zurücksteht, als sie sie an Schönheit der Darstellung und Eleganz der Form übertrifft. Denn eben dieser künstlerischen Form zuliebe hat sich der Verfasser nicht selten Abweichungen von der Wahrheit zu Schulden kommen lassen, weniger in der Darstellung der Ereignisse selbst, als in ihrer Verknüpfung und chronologischen Aufeinanderfolge. Dem Inhalte nach Verwandtes oder gerade eben in den Gedankengang der Darstellung Hineinpassendes wurde unmittelbar aneinandergereiht, auch wenn es durch lange Zeiträume getrennt war; und zwar geschieht das immer in einer Art und Weise, daß dadurch der äußere Effekt möglichst erhöht wird. Sehr bezeichnend hiefür ist namentlich folgendes Beispiel:

In den Memoiren wird uns von de Catt ausführlich berichtet, der König habe ihn am Vorabende der Schlacht von Zorndorf, als der Plan, die Russen am folgenden Tage anzugreifen, bereits gefaßt war, um 9 Uhr abends zu sich befohlen. Friedrich sei in dem kleinen Zimmer einer Mühle eben damit beschäftigt gewesen, einige Verse einer Ode Rousseaus an Sinzendorff, deren Form ihm mangelhaft schien, umzuarbeiten und zu verbessern. Als de Catt dem Könige seine Verwunderung darüber zu erkennen gegeben habe, daß er in diesem Moment die Ruhe des Geistes finde, um Verse zu machen, habe der König zu ihm gesagt: „Nun, was ist daran so Besonderes? Warum soll ich mich heute nicht zerstreuen wie sonst? Den ganzen Tag habe ich mich mit der großen Sache geplagt, sie nach allen Seiten gedreht und gewandt; mein Entschluß steht fest, mein Plan ist gemacht; ich denke, es ist mir erlaubt Reime zu schmieden, wie ein anderer." Darauf habe sich ein lebhaftes Gespräch über die vorliegende ästhetische Frage entsponnen: da seien die Generale eingetreten, um die Dispositionen des Königs für die Schlacht einzuholen. Und unmittelbar nachdem er diese entscheidende Sache erledigt, habe der König das unterbrochene Gespräch mit de Catt an demselben Punkte wieder aufgenommen, an dem es unterbrochen worden war; er habe dann in ähnlicher Weise wie vorher die Rousseau schen auch einige Verse aus Racines Athalie verbessert.

Wer sollte, wenn er diese Schilderung liest, nicht von staunender Bewunderung über diese fast wunderbare Elasticität des königlichen Geistes ergriffen werden, der in einem Momente, in welchem es sich um Sein oder Nichtsein handelt, Muße findet, um ein eingehendes litterarisches Gespräch über einige französische Verse zu führen? Nun erweisen aber die Tagebücher, daß die Thatsache jener Umdichtung Rousseauscher und Racinescher Verse zwar richtig ist, daß sie aber weder am Vorabend der Schlacht von Zorndorf noch überhaupt an einem und demselben Tage stattgefunden hat: die Rousseauschen Verse wurden vielmehr am 14. August 1758, die Racineschen am 16. November desselben Jahres umgedichtet.

Man sieht, wie hier an sich richtige Thatsachen durch ihre Kombinierung und chronologische Fixierung zu einem unrichtigen Bilde vereinigt werden. Und ähnliche Beispiele kommen öfter vor. Während also die Tagebücher von vornherein als unbedingt zuverlässige Quelle zu betrachten sind, bedürfen die Memoiren genauer Nachprüfung und Kontrolle, zu welcher eben die Tagebücher selbst die beste Handhabe bieten. Beide in ihrer Vereinigung sind jedenfalls als eine ganz eminente Bereicherung unserer historischen Kunde zu betrachten, und zwar nicht bloß durch das, was sie selbst berichten, sondern auch, und das ist für unsern Zweck von besonderer Bedeutung, durch den vermittelst ihrer eröffneten Einblick in die Entstehungsgeschichte der übrigen Memoirenlitteratur, wie wir sie in unserem Aufsatze entwickelt haben. Denn natürlich sind die Parteiungen des preußischen Heerlagers, welche in jener Litteratur ihren Niederschlag gefunden haben, dem scharfen Beobachterblicke de Catts nicht entgangen; er hat sie vielmehr ausführlich geschildert und damit einen neuen wichtigen Gesichtspunkt für die Beurteilung dieser Litteraturprodukte eröffnet. (Vgl. namentlich die ausführliche Stelle auf S. 221 der Memoiren.)

Wir müssen uns mit diesen flüchtigen Andeutungen begnügen: denn nicht auf einen erschöpfenden Ueberblick über den Inhalt dieser Memoiren kann es uns hier ankommen: wir wollten nur im allgemeinen die Stellung bezeichnen, welche denselben in der Reihe der gleichartigen litterarischen Erscheinungen gebührt.

Die Flibustier und Boucanier.

Von

Spiridion Gopčević.

I.

Eine auffallende Erscheinung der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist das Auftauchen der Flibustier und Boucanier. Vergebens suchen wir in der Geschichte nach Vergleichungsmomenten; höchstens die cilicischen Seeräuber des Altertums zeigen uns etwas wenigstens annähernd Aehnliches. Es dürfte sich daher verlohnen, über das Wesen und die Organisation der Flibustier und Boucanier nähere Untersuchungen anzustellen. Wir folgen dabei hauptsächlich den Aufzeichnungen des Holländers Esquemeling, welcher von 1666—1697 selbst Flibustier war und an beinahe allen Unternehmungen derselben persönlich teilnahm. Seine Schilderungen sind so einfach, schlicht und naiv, daß aus ihnen unverkennbar die Stimme der Wahrheit tönt. Man glaubt ihm selbst die fabelhaftesten Thaten der Flibustier, weil er auch ihre unmenschlichen Grausamkeiten, Verbrechen und schlechten Eigenschaften unumwunden gesteht und seine Person beständig im Hintergrunde hält.

Die Flibustier und Boucanier nahmen ihren Ursprung auf der Insel St. Christophe, woselbst der normannische Edelmann Enambuc 1625 mit 30 Gefährten landete, um Tabak zu bauen. Mit Hilfe einer um dieselbe Zeit landenden Schar Engländer wurden die eingeborenen Karaiben vernichtet; doch drohte der jungen Kolonie 1629 ein gleiches Schicksal durch die spanische Flotte unter Admiral Toledo. Die von den Spaniern vertriebenen Kolonisten verlegten sich auf Seeraub und erhielten aus Frankreich Zuzug. Nachdem sich auch noch einige Korsaren von Dieppe angeschlossen, beschloß man, die Operationsbasis näher nach Santo Domingo zu verlegen, um den Spaniern mehr Schaden zufügen zu können. Die Insel Tortuga schien den Korsaren besonders zweckentsprechend. Die spanische Besatzung (ein Alférez mit

25 Mann) räumte kampflos die Insel, und die Abenteurer setzten sich daselbst fest.

Zunächst berieten sie, wie man das Gemeinwesen einrichten solle. Einige der Abenteurer erklärten sich bereit, dem Seeraub zu entsagen und sich auf der Insel als friedliche Landbebauer dauernd anzusiedeln. Diese bekamen den Namen „habitants", d. h. seßhafte Bewohner.

Ein anderer Teil der Abenteurer verzichtete ebenfalls auf Seeraub, zog jedoch die Jagd dem Ackerbau vor. Auf der nahen Insel Santo Domingo wimmelte es von wilden Stieren, Büffeln und Schweinen. Sie planten daher regelmäßige Jagdzüge zur Erlegung des Wildes und Verwertung der Felle. Dieser Teil der Abenteurer nahm den Namen „boucaniers" an. Den Ursprung desselben erklärt mein Gewährsmann folgendermaßen:

„Die Karaiben pflegen die Kriegsgefangenen in Stücke zu hauen und auf eine Gattung Geflecht zu legen, unter dem sie Feuer anmachen. Dieses Geflecht nennen sie „barbacoa", den Ort, wo es steht, „boucan" und die Handlung des gleichzeitigen Röstens und Räucherns „boucaner". Die französischen Abenteurer haben Namen und Handlung von den Karaiben übernommen, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht Menschen, sondern das geschlachtete Vieh rösten (boucanieren)."

Der Rest der Abenteurer endlich konnte sich nicht entschließen, dem Seeraub zu entsagen. Sie beschlossen die Fortsetzung der Korsarenzüge mit indirekter Unterstützung der Habitants und Boucaniers. Man kam nämlich überein, daß die Korsaren sich auf Tortue (die französische Bezeichnung für Tortuga) mit Fleisch und sonstigen Bedürfnissen versorgen würden und dafür einen Teil des Raubes daselbst zu deponieren hätten. Dieser Teil der Abenteurer nahm den Namen „flibustiers" an — wie mein Gewährsmann sagt, „nach dem englischen Worte „flibuster", welches Korsar bedeutet". Dies ist jedoch offenbar nicht ganz richtig, da das englische Wort nicht „flibuster", sondern „freebooter" (Freibeuter) lautet. Die andere sonst übliche Ableitung vom holländischen „vlieboot" weist Meinicke in seiner „Geschichte der westindischen Kolonien" (I, 165) als unrichtig nach.

Alle drei Gattungen — Habitants, Boucanier und Flibustier — wurden von den Zeitgenossen in das Wort „aventuriers" (Abenteurer) zusammengefaßt, und diese selbst nannten sich auch mitunter „Küstenbrüder" (frères de la côte).

Die Piratenkolonie auf Tortue gedieh zusehends. Da die Spanier ganz Amerika für sich behalten und die fremden Nationen ausschließen wollten, waren diese ihrerseits gezwungen, vereinigt gegen den spanischen Egoismus Front zu machen. Die Abenteurer vermehrten sich daher bald durch Zuzug aus Frankreich, England,

Holland und Portugal. Tortue wurde bald Mittelpunkt eines ausgedehnten Handels und Schleichhandels. Die Flibustier brachten ihren Raub hieher, die Boucanier ihre Jagdbeute, die europäischen Schiffe kamen mit verschiedenen, den Abenteurern notwendigen Artikeln und nahmen hier als Rückladung Felle, Tabak und Kolonialwaren mit. Bis dahin waren die Flibustier ganz gewöhnliche Korsaren gewesen. Bald aber sorgten die Spanier selbst dafür, daß sie sich zu mächtigen Feinden, gleichsam zu einer Piratenrepublik entwickelten.

Um das Piratennest zu zerstören, benutzten die Spanier 1638 die Abwesenheit der Flibustier und Boucanier, um auf Tortue zu landen. Die Habitants waren zu schwach, Widerstand zu leisten, wurden daher größtenteils niedergemetzelt. Bloß ein kleiner Teil rettete sich nach Hayti. Da jedoch die Spanier wieder abzogen, ohne Besatzung zu hinterlassen, kehrten die versprengten Flüchtlinge unter Führung des englischen Kapitäns Willis nach Tortue zurück. Ein mit Willis unzufriedener Franzose begab sich jedoch nach St. Christophe und bewog den Gouverneur der Insel, den Malteserkomtur Lonvilliers de Poincy, zur Absendung einer Expedition gegen Willis. Poincy schickte 40 Hugenotten unter Le Vasseur ab, um Tortue für sich in Besitz zu nehmen. In Margot, einem nahe Tortue gelegenen Hafen von Hayti, schlossen sich Le Vasseur noch 40 französische Boucanier an, und die ganze Schar landete Ende August 1640 auf Tortue, Willis zur Räumung auffordernd. Da sich alle französischen Bewohner Le Vasseur anschlossen, hielt es Willis für klüger, sich mit seinen Landsleuten einzuschiffen.

Le Vasseur erbaute auf der Insel das Fort de la Roche und armierte es mit vier Geschützen. Dann lud er die Abenteurer ein, sich wieder unter seinem Schutze hier niederzulassen. Die Spanier, davon Wind bekommend, sandten 1643 unter Don B. D. M. (der Name ist bei meinem Gewährsmanne nicht ausgeschrieben) 5—600 Mann auf sechs Fahrzeugen ab, welche, nachdem sie von den Kanonen des Forts de la Roche abgewiesen worden, bei Cayonne landeten und das Fort belagerten. Die Abenteurer machten jedoch einen heftigen Ausfall, töteten 200 Spanier und trieben den Rest auf die Schiffe zurück.

Durch diesen Sieg stieg Le Vasseurs Ansehen so bedeutend, daß Poincy fürchtete, er werde sich von ihm unabhängig machen, daher er zwei seiner Verwandten zur Ueberwachung Le Vasseurs absandte. Dieser wußte sie jedoch hinauszukomplimentieren, worauf er sich zum Chef der Abenteurer erklärte. Alle Versuche Poincys, ihn unschädlich zu machen, mißlangen.

Le Vasseur mißbrauchte jedoch bald seine Gewalt, bedrückte das Volk, zeigte sich den Katholiken gegenüber unduldsam und

führte eine Foltermaschine, „Hölle“ genannt, ein. Dennoch waren es nicht seine Feinde, sondern seine Adoptivsöhne Thibaut und Martin, welche ihn 1652 meuchlerisch töteten.

Zur selben Zeit hatte sich Poincy entschlossen, Tortue mit Gewalt wiederzugewinnen. Er sandte den Malteserritter Fontenay mit einer Fregatte ab. Fontenay verbündete sich mit Tréval (Poincys Neffen), und beide segelten nach Port de Paix auf Hayti, wo sie von Le Vasseurs Tod vernahmen. Sie benutzten die günstige Gelegenheit, um zu landen, wurden jedoch [illegible] Fort blutig abgewiesen, daher sie in Cayonne Anker warfen und 500 Mann ans Land setzten. Die beiden Mörder, vom Volke nur ungern unterstützt, kapitulierten jetzt gegen völlige Straflosigkeit, und Fontenay wurde als Gouverneur anerkannt.

Unter Fontenay nahm das Flibustierwesen neuen Aufschwung. Er war den Korsarenkrieg von Jugend auf gewöhnt, weil er an den Kriegen des Malteserordens gegen die Barbaresken teilgenommen, und begünstigte die Flibustier, wo er nur konnte. Das Fort vergrößerte er um zwei Bastionen und sechs Kanonen.

Die Spanier planten jedoch einen Hauptschlag gegen die Flibustier und benutzten die Gelegenheit, als der größte Teil eingeschifft war, um mit einer bedeutenden Macht auf Tortue zu landen (Januar 1654).

Fontenay traf eiligst alle nötigen Anstalten zu einer zähen Verteidigung. Während der Bewaffnung des Volkes ereignete sich der merkwürdige Fall, daß Le Vasseurs Mörder Thibaut um den rechten Arm kam, indem die ergriffene Handgranate ihm in der Hand krepierte.

Vor der spanischen Uebermacht zogen sich die Flibustier in das Fort zurück, welches sie für uneinnehmbar hielten. Die Spanier jedoch wußten die unzugänglich scheinenden Abhänge eines nahen, das Fort beherrschenden Berges zu ersteigen und vier Kanonen hinaufzubringen, welche das Fort mit Erfolg beschossen. Die Abenteurer gerieten darüber in Bestürzung, und einer von ihnen, Namens Bedel, machte sich zu ihrem Sprecher, indem er Fontenay zur Kapitulation aufforderte. Der über solche Zumutung ergrimmte Malteser schoß jedoch Bedel nieder und hielt dann den Zaghaften eine so feurige Ansprache, daß sie schwuren, sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen. Aber schon andern Tags war die Begeisterung verraucht, und einstimmig riefen sie nach Kapitulation, sagend, daß jeder Widerstand aussichtslos sei und man nur durch Kapitulation das Leben retten könne. Fontenay weigerte sich lange, mußte jedoch schließlich nachgeben und mit den Spaniern unterhandeln. Diese verlangten Uebergabe des Forts mit Geschütz und Munition, bewilligten dagegen freien Abzug mit Waffen und Gepäck. Zwei im Hafen gesunkene Fahrzeuge wurden gehoben und

segelfertig gemacht, und die Abenteurer schifften sich ein, nachdem Fontenay seinen Bruder Hotman (Meinicke nennt ihn Hautmann) als Geisel zurückgelassen. Le Vasseurs Mörder, welche auf dem einen der beiden Fahrzeuge eingeschifft waren, trennten sich von Fontenay und begingen die Grausamkeit, die auf ihrem Schiffe befindlichen Weiber und Kinder auf einer wüsten Insel auszusetzen. Die meisten derselben kamen um; der Rest wurde später von einem holländischen Schiffe gerettet.

Der spanische General ließ das Fort ausbessern und legte in dasselbe eine Besatzung von 60 Mann unter Befehl eines Hauptmanns. Dann kehrte er nach Santo Domingo zurück und gab Hotman frei, nachdem dieser sich geweigert, in spanische Dienste zu treten. Ein halbes Jahr später sammelten die Brüder Fontenay und Hotman die versprengten Abenteurer und suchten Tortue durch Ueberfall wiederzunehmen. Aber die Spanier verteidigten sich tapfer und zwangen die Küstenbrüder zum Abzuge. Die beiden Chefs kehrten hierauf nach Frankreich zurück.

Durch diesen Schlag waren wohl die Flibustier hart betroffen worden; die Boucanier aber auf dem benachbarten Hayti waren noch stark und zahlreich. Einer der Ihrigen, der perigordische Edelmann du Rossey (Meinicke nennt ihn, vielleicht richtiger, Jer. Deschamps du Rausset), wurde bei seiner Rückkehr nach Hayti (1659 oder 1660) von den Boucaniern aufgefordert, sie zur Wiedereroberung Tortugas anzuführen. Er sammelte also 4—500 Boucanier, Flibustier und Habitants und schiffte sich mit ihnen auf Ruderbooten ein. Hundert Mann landeten auf der Nordseite Tortues, um die Spanier im Rücken anzufallen, welche auf dem das Fort beherrschenden Berge kampierten. Der Rest marschierte direkt auf das Fort los.

Der Angriff erfolgte des Nachts. Die schwache Abteilung der Spanier auf dem Berge wurde vor Tagesanbruch überfallen und niedergemacht. Durch das Feuern alarmiert, verließen die übrigen Spanier das Fort, um zu sehen, was los sei. Kaum hatten sie jedoch das Fort verlassen, als sie sich von allen Seiten umzingelt sahen. Nach kurzem Gefechte waren die meisten Spanier niedergemetzelt, der Rest gefangen, Fort und Insel wieder in den Händen der Küstenbrüder.

Rausset schickte die Gefangenen nach Cuba und richtete sich mit seinen Genossen auf Tortue häuslich ein. Da er eine Kommission von Frankreich schon seit 1656 in partibus besaß, wurde er gleichsam als französischer Gouverneur anerkannt und regierte in ungetrübtem Einvernehmen mit den Abenteurern. Als er dann nach Frankreich zurückkehrte, überließ er die Regierung seinem Neffen de la Place, welcher bis 1664 regierte, um welche Zeit die „Compagnie Occidentale“ ein Schiff mit Beamten und

60 Soldaten nach Tortue schickte und die Insel in Besitz nahm. Der nachmals berühmte normannische Edelmann Ogéron de la Bouère wurde der erste Gouverneur im Namen des Königs von Frankreich (1665). Da er früher selbst Boucanier gewesen, begünstigte er diese und die Flibustier in der Folge, wo immer es nur anging. Den Flibustierkapitänen verschaffte er französische, portugiesische und englische Kaperbriefe gegen die Spanier; die Boucanier und Habitants unterstützte er durch Beschenkung mit Jagdhunden und Ackerbauinstrumenten 2c. Auch ließ er aus Frankreich viele Weiber kommen, um die Ansässigen zu verheiraten und besser an die Scholle zu binden. Mein Gewährsmann, der sich damals schon auf Tortue befand, schildert die Eheceremonien folgendermaßen:

„Als das Schiff mit den Weibern ankam, begaben sich die Flibustier zum Hafen und suchten sich aus, welche ihnen gefiel. Nachdem die Wahl getroffen war, stellte sich jeder Abenteurer vor der Gewählten auf und sprach zu ihr, gestützt auf sein Gewehr: ‚Ich verlange von Ihnen keine Rechenschaft über Ihre Vergangenheit, denn damals gehörten Sie nicht mir. Sie haben mir bloß für die Zukunft verantwortlich zu sein. Jetzt, da Sie mir angehören, absolviere ich Sie vom Rest.‘ Dann, auf den Lauf seines Gewehres schlagend, sagte er: ‚Hier ist derjenige, welcher mich an Ihnen bei etwaiger Untreue rächen wird. Wenn Sie mir die Treue brechen, wird er Sie nicht verfehlen.‘ Nach diesen Worten führte jeder seine neue Gattin fort.“

Bei dieser Gelegenheit wollen wir überhaupt die merkwürdigen Einrichtungen, Sitten und Gebräuche der Küstenbrüder schildern, wie sie unser Gewährsmann erzählt:

„Fünfzehn, zwanzig und mehr Flibustier thun sich zusammen, alle gut bewaffnet mit Gewehr, 1—2 Pistolen und Säbel oder Hirschfänger. Von den Gewehrkugeln gehen 16, von den Pistolenkugeln 20—24 auf das Pfund Blei. Ist die Gesellschaft beisammen, erwählen sie einen derselben zum Kapitän und schiffen sich auf einem Nachen ein. Dieser ist aus einem ausgehöhlten Baumstamm verfertigt und wird gemeinsam angekauft. Hat ihn der Kapitän allein bezahlt, so wird das erste gekaperte Schiff sein ausschließliches Eigentum. Dann werden die nötigen Lebensmittel gesammelt und an sonstigem Gepäck bloß ein Reservehemd und eine Reservehose mitgenommen.

„Mit diesem Boote stellen sie sich dann vor einer Flußmündung oder einem spanischen Hafen auf und warten, bis Fahrzeuge auslaufen. Dann springen sie an Bord derselben und bemächtigen sich ihrer. Die gefundenen Lebensmittel und Waren sind natürlich gute Prise. Wenn sich die genommene Barke nicht in gutem Zustand befindet, bessern sie sie auf einer der kleinen, Cayes ge-

nannten Inseln aus, und zwar müssen die Gefangenen dies thun, da die Flibustier so wenig als möglich arbeiten. Während dies geschieht, unterhalten sich die Flibustier, wie sie können, und teilen die Beute nach dem vorher getroffenen Uebereinkommen (chasse-partie). Wenn das Fahrzeug segelfertig, schenken sie den Gefangenen die Freiheit und behalten bloß die Sklaven zurück, wenn deren vorhanden. Andernfalls behalten sie einen Spanier zum Besorgen der Küche zurück. Dann beginnt die Kreuzfahrt von neuem. Sind die Flibustier 30—40 Mann stark, verproviantieren sie sich entsprechend ohne Kosten, indem sie die spanischen Schweinskorrale überfallen und die Spanier zur Auslieferung von 2—300 fetten Schweinen zwingen, je nach Bedürfnis. Weigern sich die Spanier, werden sie gemartert und schließlich gehängt.

„Während nun die einen die Schweine schlachten und einpökeln, sammeln die andern Holz und Wasser für die Reise. Nachdem man über die Wahl des Angriffszieles einig geworden, wird der Vertrag (chasse-partie) abgeschlossen, welcher die Beuteverteilung im vorhinein bestimmt.

„Dann schließen von der Mannschaft immer je zwei Waffenbrüderschaft, um sich gegenseitig speciell beizustehen und bei Verwundung oder Krankheit zu pflegen. Zu diesem Zweck unterschreiben sie eine Art Testament, durch welches der Ueberlebende ermächtigt wird, die Erbschaft und Rechte des Gestorbenen anzutreten. Dieses Testament resp. Waffenbrüderschaft dauert entweder lebenslänglich oder nur für die bestimmte Reise.[1]

„Nachdem alles geregelt, segelt man ab. Die am meisten belästigten Küstenplätze sind: Cumaná, Cumanagata, Coro, Maracaibo, Cartagena, Rancheria, Santa Marta, Puerto Bello, Nicaragua, Campeche, Santiago de Cuba, San Cristóbal de la Habana, Honduras ꝛc. Die reichsten Prisen sind die Schiffe, welche von Neuspanien nach Maracaibo gehen, wo mit dem Kakao gehandelt wird. Nimmt man die Schiffe auf der Hinfahrt, so erbeutet man das Geld, auf der Rückkehr die Kakaoladung. Zu diesem Zwecke legen sich die Flibustier bei den Kaps San Antonio, Catoche oder Corrientes in den Hinterhalt. An der Küste von Venezuela erbeutet man die aus Spanien kommenden, mit Spitzen- und Manufakturwaren beladenen Schiffe. Jene, welche man vor Habana nimmt, sind mit Silber und Kolonialprodukten beladen.

„Während sich die Abenteurer auf der See befinden, leben sie unter sich in großer Freundschaft. Wenn ihrer zwei einer schönen Frau begegnen, werfen sie das Los, und der Gewinnende heiratet

[1] Eine merkwürdige Analogie finden wir bei den Serben früherer Zeit und noch jetzt bei den Montenegrinern. Der Waffenbruder heißt „Pobratim“ und steht dem andern „Wahlbruder“ näher als jeder andere.



sie, ohne daß jedoch der Verlierende aller Rechte auf sie verlustig wird. Das nennt man ‚matelotage' (Matrosenlohn).

„Wenn die Flibustier ein großes Schiff erspähen, machen sie Jagd auf dasselbe, während man sich zum Kampfe rüstet. Jeder ist der eigene Hüter seiner Waffen und Munition. Das Kanonenpulver wird auf Kosten der ganzen Besatzung gekauft. Bisweilen wird es auch vom Kapitän vorgestreckt. Wenn man davon auf dem feindlichen Schiffe erbeutet, ist die Mannschaft des Zahlens überhoben.

„Hat man das gejagte Schiff für ein spanisches erkannt, so wirft sich alles auf die Kniee und betet inbrünstig zu Gott um den Sieg und um reiche Beute. Dann legen sich alle platt auf den Boden, so daß bloß der Steuermann und zwei oder drei die Segel handhabende Matrosen sichtbar sind. Man fährt direkt auf das spanische Schiff los, unbekümmert ob dieses schießt oder nicht, entert es und macht sich zu seinem Herrn.

„Nachdem es genommen, werden die beiderseitigen Verwundeten gepflegt, die Feinde ans Land gesetzt, und wenn das Schiff reich beladen und der Erhaltung wert scheint, begibt man sich in den gewöhnlichen Rückzugsort, welcher für die Franzosen Tortue, für die Engländer Jamaica ist. Die Prise wird dann mit einem Drittel der Mannschaft besetzt, und zwar entscheidet das Los, wer sich an Bord der Prise zu begeben hat. Niemand darf sich ausschließen. Nur im Fall der Kampfunfähigkeit ist der Waffenbruder verpflichtet, für den Freund einzuspringen.

„Im Schlupfwinkel angekommen, zahlt man dem Gouverneur seinen Prisenanteil, dann den Verwundeten, dem Chirurgen und dem Kapitän, wenn letzterer Geld vorgestreckt hat. Hierauf müssen alle Flibustier herausgeben, was sie an Beutestücken im Werte von über 5 Sols erworben haben, und auf das Evangelium schwören, daß sie sonst nichts zurückbehalten. Würde man jemand bei Meineid ertappen, so verlöre er seinen Beuteanteil, welcher entweder unter die andern verteilt oder einer Kapelle geschenkt wird. Das Bargeld wird hierauf zu gleichen Teilen verteilt, die Wertsachen und Waren werden öffentlich versteigert und der Erlös in Lose geteilt. Von der Mannschaft bekommen gewöhnlich je 6—10 zusammen ein Los, welches wieder in so viele Unterlose geteilt wird, als Leute vorhanden sind.

„Nachdem so die Beute verteilt ist, bleibt der Kapitän auf seinem Schiffe als Wache, wenn er will, die andern aber zerstreuen sich, um das Gewonnene zu verjubeln, was nie lange währt, da Spiel, Schenke und Weiber bald den Flibustier blank machen."

Als eine sehr charakteristische Probe des „Wie gewonnen, so zerronnen" der Flibustier flicht hier Esquemeling folgende Erzählung ein:

„Ein gewisser Vent=en=panue, Franzose, leidenschaftlicher Spieler, verlor eines Tages seinen Beuteanteil von 500 Thalern und obendrein 100 Pistolen, die ihm seine Kameraden vorgestreckt. Da er diese nicht bezahlen konnte, mußte er die übrigen Spieler bedienen und gewann dadurch nach und nach 50 Thaler. Damit begann er wieder zu spielen und gewann 12000 Thaler. Er zahlte seine Schulden, gelobte sich, nie wieder zu spielen, und fuhr nach Barbadoes, wo ihn ein reicher Jude abermals zum Spielen verleitete. Er gewann dem Juden 1300 Thaler bar, 100000 Pfund Zucker, eine Zuckermühle und 60 Sklaven ab. Der verzweifelte Jude lieh sich 1500 Goldjakobus aus, gewann das ganze Verlorene zurück — im ganzen fast 100000 Thaler — und obendrein alles, was der Flibustier besaß, sogar dessen Kleider, welche ihm jedoch der Jude großmütig ließ. Der Flibustier ging nun abermals auf Kreuzung und gewann dabei 6—7000 Thaler, wurde jedoch auf der Rückkehr nach Frankreich im Gefecht mit zwei ostindischen Fregatten getötet."

„In ähnlicher Weise," fährt mein Gewährsmann fort, „verbringen die Flibustier ihr Leben. Wenn sie kein Geld mehr haben, gehen sie wieder auf Kreuzung aus, obschon ihnen oft kaum so viel bleibt, sich Pulver und Blei zu kaufen. Viele bleiben Schuldner der Schankwirte. Wenn ein Flibustierschiff von der Kreuzung zurückkehrt, so freuen sich die Handelsschiffe, denn sie machen dann die besten Geschäfte. Nichts ist den Flibustiern zu teuer; sie kaufen, solange ihnen Geld bleibt. Dann bessern sie ihre Schiffe aus und stechen abermals in See."

Bei den großartigen Expeditionen der späteren Zeit, welche in der Eroberung großer und reicher Städte gipfelten, wurden immer die Einwohner gebrandschatzt und die Mädchen und Frauen geschändet. Die einzelnen im Rufe der Wohlhabenheit stehenden Spanier wurden auf die entsetzlichste Weise gemartert, um ihnen das Geständnis zu erpressen, wo sie die — oft gar nicht vorhandenen — Schätze vergraben hätten. Viele wurden zu Tode gemartert. Konnte die Stadt das verlangte Lösegeld nicht zahlen, so wurde sie niedergebrannt. Die Geiseln nahm man mit, wenn sie sich nicht rechtzeitig auszulösen imstande waren.

So viel über die Flibustier.

Ueber die Sitten, Gebräuche, Lebensweise zc. der **Boucanier** gibt mein Gewährsmann folgende Aufschlüsse:

„Während sich die Flibustier nur dem Korsarentum widmen, befassen sich die Boucanier ausschließlich mit der Jagd. Die einen jagen den Stier wegen der Haut, die andern den Eber wegen des Fleisches, welches sie einsalzen und den Habitants verkaufen.

„Die Stierjäger sind die ‚boucaniers' par excellence, während

sich die Eberjäger schlechtweg ‚chasseurs‘ nennen. Ihre Meute besteht aus 25—30 Hunden, von denen ein oder zwei Spürhunde. Der Wert eines Hundes beträgt durchschnittlich 1 Thaler.

„Die Waffen der Boucanier bestehen aus dem (auch von den Flibustiern getragenen) ausgezeichneten $4^1/_2$ Fuß langen Gewehr, welches Brachie in Dieppe und Gelin in Nantes verfertigen und dessen Schaft einem Ruderblatte gleicht. Jeder Boucanier trägt gewöhnlich 15—20 Pfund des trefflichen ‚Boucanier‘-Pulvers bei sich. Die Pulvergefäße werden zum Schutze gegen Feuchtigkeit mit Wachs geschlossen.

„Die Kleidung besteht aus zwei Hemden, einem Jagdrock, einer Casaque — alles von rauher Leinwand —, runder Mütze mit einem Schirme vorne und Schuhen aus Ochsenfell oder Schweinshaut. (Auf einer von Esquemeling gezeichneten Illustration hat der Boucanier keine Hosen, sondern nur die Waden mit Fetzen umwickelt.) Wie eine Schärpe tragen sie ein zerlegbares Zelt von feiner Leinwand um den Leib, da sie stets im Freien kampieren und keine Wohnungen haben. Dieses Zelt dient zum Ausruhen und zugleich als Netz gegen die Moskitos.

„Wie die Flibustier, so schließen auch die Boucanier zu zweien Waffenbrüderschaft und nennen einander ‚matelot‘ (Matrose). Sie leben zusammen in guter Gemeinschaft und halten sich einen aus Frankreich bezogenen Diener, der sich zu dreijähriger Dienstleistung verdingen muß und ‚engagé‘ (Angeworbener) heißt.

„Von Tortuga aus gehen sie meist zu 10—12 mit ihren Dienern nach Hayti, wo sie jedoch nur bei Gefahr zusammenbleiben, sonst aber sich in Gruppen zerstreuen.

„Wollen sie irgendwo längere Zeit bleiben, bauen sie sich ‚ajoupas‘ genannte Wigwams.

„Auf der Jagd geht der Meister voraus, der Diener folgt mit der Meute nach, der Spürhund sucht den Stier. Hat er seine Spur entdeckt, gibt er es durch dreimaliges Anschlagen zu erkennen, worauf die übrigen Hunde ihm nachstürzen und den Stier jagen. Herr und Diener folgen schleunigst. Auf Schußweite angelangt, stellen sich beide hinter Bäume, um eventuell gegen des Stieres Wut geschützt zu sein, falls er nicht auf den ersten Schuß fallen sollte. Fällt er, so stürzt der Nächststehende hin und durchschneidet dem Stiere die Sehnen, damit er sich nicht mehr erheben kann. Dann zieht der Herr die vier Hauptknochen heraus, zerbricht sie und saugt das noch warme Mark heraus, welches ihm zum Frühstück dient. Ein Stück Fleisch gibt er dem Spürhund und läßt dann den Diener zurück, damit er dem Stiere die Haut abzieht und selbe in das Wigwam trägt. Dann setzt er mit seinen Gefährten die Jagd fort. Die übrigen Hunde bekommen nichts, bevor nicht das letzte Stück erlegt ist, um ihren Eifer aufrecht zu halten.

„Ist das erlegte Tier eine Kuh, so wird deren Fleisch in den mitgenommenen Kesseln gekocht und verspeist, denn die Boucanier verschmähen das Fleisch der Stiere und Ochsen als zu zäh und essen nur Kuhfleisch. Die Jagd wird so lange fortgesetzt, bis jeder Teilnehmer — Herr und Diener — mit je einer Haut beladen ist.

„Die Häute werden auf eigentümliche Weise präpariert und getrocknet. (Esquemeling gibt eine genaue Beschreibung des Vorganges, die jedoch nicht von allgemeinem Interesse sein dürfte.) Nach dem Mahle gehen die Boucanier spazieren und rauchen oder unterhalten sich mit Scheibenschießen, während die Engagés Tabak schneiden. Die Boucanier sind ausgezeichnete Schützen, und ihr Stolz ist es, wenn sie von Obstbäumen die Früchte herabschießen, indem ihre Kugel den Stengel durchschneidet.

„Das Handwerk des Boucaniers erfordert, wie man sieht, große Entsagung. Es ist keine Kleinigkeit, das 100—120 Pfund schwere Ochsenfell manchmal 3—4 Meilen weit zu schleppen, noch dazu auf unwegsamem Terrain, wo man oft zur Zurücklegung einer Viertelmeile zwei Stunden braucht.

„Manche Boucanier sind so roh, daß sie ihre Diener umbringen, wenn dieselben ihr Mißfallen erregen. Andere jedoch sind milder und ruhen am Sonntag aus. Ihre Geschicklichkeit und Behendigkeit ist oft sehr groß. Viele ereilen den Stier im Laufe und schneiden ihm die Sehnen durch. Darin zeichnete sich besonders der Mulatte Vincent des Rosiers aus.

„Die Belohnung, welche die Boucanier ihren treuen Dienern nach dreijährigem Dienste geben, besteht in einem Gewehre, zwei Pfund Pulver, sechs Pfund Blei, zwei Hemden, zwei Hosen und einer Mütze. Dann werden Herr und Diener Kameraden und jagen gemeinsam.

„Unter sich leben die Boucanier sehr frei und bewahren sich gegenseitig große Treue. Jeder entnimmt im Bedarfsfalle dem Koffer des andern, was er an Schießbedarf benötigt, und zahlt es ihm gelegentlich zurück.

„Früher suchten bei Streitigkeiten die übrigen Boucanier zu intervenieren. Gelang dies nicht, so duellierten sich die Streitenden auf Gewehre. Das Los bestimmte, wer den ersten Schuß habe. Fiel einer, so wurde seine Wunde untersucht, und sah man, daß die Kugel nicht von vorne eingedrungen war, so beschuldigte man den andern der Hinterlist und erschoß ihn unter einem Baume. Jetzt aber, da die Boucanier Gouverneure haben, schlichten diese die Streitigkeiten.

„Zwischen den Boucaniern und den Spaniern der Insel (Hayti) herrscht beständiger Krieg. Letztere haben 5 Kompanien Lanceros zu je 100 Mann errichtet, um die Boucanier zu bekriegen. Die Hälfte steht immer im Dienste, während sich der Rest ausruht.

Bloß bei großen Unternehmungen marschieren alle 500 Mann zusammen. Sie sind immer zu Pferd und mit langen Lanzen bewaffnet; einige Mulatten zu Fuß dienen ihnen als Führer.

„Einmal wurde ein Boucanier mit seinem Diener von ihnen umzingelt und zur Ergebung aufgefordert. Er schlug es ab, stellte sich mit seinem Diener Rücken an Rücken und drohte den ersten Angreifer niederzuschießen. Da die Spanier keine Schußwaffen hatten und keiner der erste sein wollte, mußten sie die Boucanier ziehen lassen. Ein andermal zog sich ein Boucanier aus einer ähnlichen Klemme, indem er in den Wald rief: „Hierher, Freunde! hierher!‘ als habe er dort noch viele Kameraden. Die List glückte, denn die Spanier, welche die Gewehre der Boucanier fürchteten, entflohen im Galopp.

„Da die Spanier sahen, daß sie mit den Boucaniern nicht fertig werden konnten, verfielen sie auf das Mittel, die Gefürchteten dadurch los zu werden, daß sie ihnen die Jagd entzogen. Daher vernichteten sie das Wild, wo sie nur konnten, und erreichten dadurch thatsächlich eine bedeutende Verminderung der Boucanier. Als ich die Boucanier verließ, waren sie bereits im Niedergange, dafür hatte sich aber die Zahl der Habitants um so stärker vermehrt.“

Wir haben nun ein Bild von dem Wesen der Flibustier und Boucanier gewonnen. Werfen wir jetzt einen Blick auf einzelne hervorragende Thaten der ersteren.

Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts waren die Flibustier, wie wir gesehen, wenig zahlreich, und ihre Thaten erhoben sich nicht über das Niveau gewöhnlicher Kaperei. Seitdem jedoch Tortue eine französische Kolonie geworden und Ogéron die Flibustier energisch unterstützte, wuchs deren Bedeutung immer mehr an. Nach meinem Gewährsmanne war der erste hervorragende Flibustier-Kapitän ein gewisser Pierre Legrand aus Dieppe. Esquemeling gibt keine Jahreszahl an, doch läßt sich aus manchen Andeutungen schließen, daß seine Thaten um das Jahr 1660 herum stattfanden.

Legrand besaß ein altes Fahrzeug von fünf Kanonen und 28 Mann Besatzung. Es zog Wasser, man hatte keine Lebensmittel mehr, und da man eben beim Kap Tiburon (Hayti) kreuzte, war es schwer, sich welche zu verschaffen.

In dieser Verlegenheit zeigte sich ein großes Linienschiff. Die Flibustier wollten fliehen, aber Legrand überredete sie, trotz der ungeheuren Uebermacht einen Angriff zu versuchen. „Je größer das Schiff, desto größer die Beute,“ sagte er; „die Spanier werden unmöglich glauben, daß unsere Nußschale feindliche Absichten hege, und uns ruhig entern lassen.“

Die Flibustier ließen sich überreden, und man hielt direkt

auf das Linienschiff los, welches 54 Geschütze führte und die Flagge eines Viceadmirals trug. Seine Besatzung konnte danach nicht unter 400 Mann stark sein. Der Entschluß, dieses Schiff mit 28 Mann entern zu wollen, streift also schon an Wahnsinn.

Um seine Leute zu zwingen, sich bis aufs Aeußerste zu halten, verabredete Legrand mit seinem Chirurgen, dieser solle als der letzte entern und vorher das eigene Fahrzeug versenken.

Das Linienschiff beachtete gar nicht die heransegelnde Nußschale, welche man in Not glaubte. Dadurch gelang es Legrand, ohne Widerstand zu entern. Jeder Flibustier war mit Säbel und zwei Pistolen bewaffnet. Mit zehn der Seinigen stieg Legrand in die Kajüte des Admirals hinab und forderte ihn zur Uebergabe auf, während die übrigen die Pulverkammer besetzten und sie anzuzünden drohten, falls Widerstand geleistet werde.

Die meisten Matrosen hatten die Flibustier gar nicht entern gesehen und glaubten daher, es seien aus den Wolken gefallene Dämonen. Ohne Schwertstreich sahen sich somit die Flibustier im Besitze des prächtigen, reich beladenen Linienschiffes.

Wie man erfuhr, war der Admiral von dem Heransegeln des Flibustierfahrzeuges wiederholt benachrichtigt worden, er hatte aber unmöglich glauben können, daß diese Nußschale feindliche Absichten habe. Daher befahl er sogar, den Flibustiern beim Entern durch Heraufwinden ihres Bootes behilflich zu sein, und begab sich in die Kajüte, mit dem Kapitän Karten zu spielen.

Legrand setzte die Gefangenen an das Land und behielt bloß einige Matrosen, um ihm beim Zurückführen des Schiffes nach Frankreich behilflich zu sein.

Diese kecke That machte riesiges Aufsehen und gab den Flibustiern neuen Impuls, besonders als sie von der reichen Beute hörten, die Legrand gemacht. Das gewonnene Schiff war nämlich das verirrte Viceadmiralschiff der spanischen Galionenflotte. Legrand blieb mit seinem Reichtum in Europa, aber er fand würdige Nachfolger.

Romanhaft klingen die Abenteuer des portugiesischen Flibustierkapitäns Barthelemi, welcher ein Fahrzeug von vier Dreipfündern und 30 Mann befehligte.



Margarete von Oesterreich, Regentin der Niederlande.

Von

H. Asmann.

Zwei fürstliche Frauen treten beim Beginn des weltgeschichtlichen Wettkampfs zwischen dem Kaiser Karl V. und dem französischen König Franz I. in eigentümlicher Weise in Thätigkeit; beide in Gesinnung wie im Thun eifervolle Trägerinnen des Parteiinteresses und doch beide nicht minder in entscheidender Weise beflissen zur Ausgleichung der Gegensätze in echt weiblicher Haltung die Hand zu bieten.

Die eine, Luise von Savoyen, Mutter Franz' I., eine Frau von Geist und Leidenschaft, die noch Ansprüche erhob an das Leben, dabei von imponierendem Wesen und fester Haltung unter widrigen Umständen, vor allem aber eine Mutter, wie sie zärtlicher und stolzer kaum gedacht werden kann. Wenn sie erklärt, durch die (lange nicht vorauszusehende) Thronbesteigung des Sohnes, durch seinen blendenden Kriegsruhm für alle erlittenen Zurücksetzungen reichlich entschädigt zu sein, so entsprach dieser innersten Stimmung der nicht leichte Entschluß des Mutterherzens, sich um des Sohnes willen zu demütigen (beim Damenfrieden) vor denjenigen, denen sie es nicht verzeihen mochte, bei der Bewerbung um die Kaiserkrone glücklicher gewesen zu sein als jener. Es charakterisiert sie das Bekenntnis ihres Tagebuchs: „Erniedrigung war meine Begleiterin, Geduld hat mich nie verlassen."

Die andere Dame hat, dem gekünstelten Geschmack der Litteratur ihrer Zeit folgend, die nicht minder bezeichnende Devise sich erwählt: „Fortune infortune fort une". Es ist Margarete von Oesterreich, Tante Karls V., deren Andenken ich hier erneuern möchte. Jener selbstbeklagte Unstern ist der nach verschiedenen Richtungen hin bedeutend angelegten Fürstin über das Grab hinaus insofern treu geblieben, als sie nur einem kleinen

Kreis bekannter geworden ist, während z. B. ihre weit tiefer zu stellende Namensschwester und zweite Nachfolgerin in den Niederlanden, Margarete von Parma, dank dem frei schaltenden Belieben des dichterischen Genius uns nahe gerückt erscheint.

Wie jener Sinnspruch es andeutet, hat die harte Schule des Lebens Margaretes Charakter gestählt; Enttäuschungen haben in ihr ein, zeitweise sich geltend machendes, Gefühl der Unbefriedigung hinterlassen. Verloren und vergessen meint sie dann die Welt durchirren zu müssen. Aber ihre energische Natur hat in aufopfernder Thätigkeit zum Besten der Ihren Ersatz gefunden für versagtes Glück; schwere Schicksalsschläge haben das Gemüt der Kaiserstochter nicht verbittert. Wo sie ausruht von der politischen Arbeit, von den damals mehr als je unehrlichen Künsten der Diplomatie, erscheint sie durchweg anmutend in ihrer innigen Liebe zu den, nach dem Verlust der Eltern, zweier Gatten und des einzigen Bruders, verbliebenen Angehörigen, sowie in der nie versiegenden Freude am Schönen.

Margarete, die Tochter Maximilians I. und der vielumstreiten Maria von Burgund, wurde als zweites Kind ihrer Eltern zu Brüssel am 10. Februar 1480 geboren. Wenig über zwei Jahre war sie alt, als der Tod der Mutter sie und ihren wenig älteren Bruder Philipp zu Waisen machte. Die Folgen dieses unter allen Umständen entsetzlichen Unfalls gewannen entscheidende Bedeutung für das Leben unserer Heldin, die dadurch, ehe sie noch ein Bewußtsein ihrer Lage haben konnte, Gegenstand politischer Spekulation wurde. Denn mit Maria von Burgund war die Erbherrin des Landes, die letzte aus der jüngeren Linie der Valois, dahingegangen. Ihrem Gemahl, dem Erzherzog Maximilian, standen die Niederländer fremd, ja feindselig gegenüber. Jetzt trieb Furcht und Interesse die Flamänder in die Arme Frankreichs, das das Herzogtum Burgund schon nach dem Tode Karls des Kühnen als erledigtes Kronlehen eingezogen und über Flandern und Artois oberlehensherrliche Rechte beansprucht hatte. Die Flamänder, in der glücklichen Lage, Philipp und Margarete, die Kinder Marias, in ihrer Gewalt zu haben, nahmen keine Rücksicht auf die Ansprüche des Vaters, als Vormund seines minderjährigen Sohnes die Regentschaft der Lande zu führen. Freundschaft, Bündnis mit Frankreich, besiegelt durch eine dynastische Verbindung, sollten für immer der Aera der Kämpfe ein Ende bereiten. Kurz, es kam, da Maximilian notgedrungen seine Zustimmung nicht verweigern konnte, im Dezember 1482 zum Vertrag von Arras. Margaretes Hand wurde mit der Freigrafschaft Burgund und der Grafschaft Artois u. s. w. als Mitgift dem einzigen Sohn des Königs Ludwig XI. von Frankreich, dem Dauphin Karl, zugesichert. Zu diesem Behuf sollte sie sofort nach Frankreich gebracht und

dort als Dauphine und künftige Königin erzogen werden unter Förmlichkeiten, welche bestimmt waren, den künftigen Vollzug der Ehe zu sichern. Welch schöne Zukunft schien sich somit Margareten aufzuthun, die von einer glänzenden Gesandtschaft eingeholt am 2. Juni 1483 in Paris ihren Einzug hielt. Man verstand es damals, öffentliche Schaugepränge zu veranstalten. Alles, was auf Jugend und Schönheit Anspruch machte, drängte sich zu der Ehre der Teilnahme. Die Straßen verschwanden fast unter der Pracht der ausgehängten Gobelins und der verzierten zum Teil beweglichen Gerüste, auf denen ernste und launige Scenen zur Darstellung gebracht wurden. Bei Margaretes Einzug in die gute Stadt Paris ließ man ihr zu Ehren alle Gefangenen los; auch durfte sie nach altem Herkommen einige Meister von jeder Zunft ernennen. In Amboise, dem Sitz des Hofs, wurden dann, gleichfalls nach dem Brauch der Zeit, die Brautleute, obwohl noch Kinder, angesichts der Kirche und in Anwesenheit des Königs mit seinem ganzen Hof, feierlich zusammen gegeben. Sicher hat damals niemand auch nur entfernt gezweifelt, daß die nunmehrige Dauphine, welche in Amboise in fast ausschließlich französischer Umgebung aufwuchs, so sehr, daß sie später des Deutschen nicht einmal mächtig war, künftig als Königin die Krone tragen würde. In Frankreich wie in Flandern, wo man sich mit der Hoffnung gleicher Vorteile schmeichelte, wie die Vermählung der schönen Esther mit König Ahasver sie den Juden gebracht, war die Ehe äußerst populär.

Stellen wir uns Margarete in Frankreich vor, umgeben von sorglicher Pracht und geziemender Achtung. Ob sich in ihre Begegnungen mit dem Dauphin je ein herzlicheres Gefühl gemischt, ist unbekannt. Jedenfalls war in ihren Beziehungen zu demselben, der schon 1483, nach seines Vaters Tode, als Karl VIII. (zunächst unter der Regentschaft seiner Schwester Anna von Beaujeu) den Thron bestiegen, keine Aenderung eingetreten bis 1491. Noch hatte Margarete das vierzehnte Lebensjahr nicht vollendet, vor dessen Ablauf eine kanonisch gültige Ehe nicht geschlossen werden konnte. Die Politik hatte Margarete in ihre neue Heimat geführt. Mit diesem ersten Schritt ihres Lebens ward sie als Pfand des Friedens dahingegeben, wie auch der letzte Akt ihres politischen Daseins Vermittlung des Friedens war. Nichts anderes als die Politik hat sie wieder aus Frankreich vertrieben. Es sind erstaunliche Vorgänge, und einstimmig außerhalb Frankreichs war das Urteil der Welt über dieselben, die, wie ein deutscher Humanist, Jakob Wimpheling, in sapphischen Strophen energisch aussprach, Frankreichs königliche Lilien welken gemacht. Karl VIII., durch feierliche Verträge, Eidschwüre und kirchliche Weihe verpflichtet, Margarete als seine Gemahlin anzusehen, zwang statt dessen die Gemahlin

ihres Vaters, ihm die Hand zu reichen! Maximilian, seit 1486 römischer König, hatte durch Prokuration seine Heirat mit Anna, Herzogin von Bretagne, vollziehen lassen. Um den Anfall dieses Landes, über welches Frankreich Suzeränität beanspruchte, an das Haus Habsburg zu verhüten, hat Karl nach erlangtem Dispens vom Papst Innocenz VIII. Anna zur Königin von Frankreich gemacht im Dezember 1491. Und damit nicht genug: Margarete, obwohl gleich ihrem Vater durch diese Vorgänge aufs tiefste beleidigt, erhielt nicht die Erlaubnis, das Königreich zu verlassen, begreiflich, da es galt, ein Pfand für den Besitz von Burgund und Artois in der Hand zu behalten. Erst 1493 im Mai wurde ihre Rücksendung zugestanden. Ob die Gefühle gerechter Erbitterung oder der Freude über die Heimkehr in ihr überwogen, als sie, die Verstoßene, alt genug, den Schimpf voll zu verstehen, dieselbe Straße zog, wie einst vor zehn Jahren? In dem neutralen Cambray, später untrennbar verknüpft mit ihrem Ruhm, verbat sie sich den Zuruf als Französin: „Ruft Burgund". Beinahe hätte sie noch das neue Mißgeschick getroffen, Gefangene der wegen Soldrückstandes wütenden Landsknechte zu werden, die für ihren Bruder Erzherzog Philipp die Stadt Arras erobert hatten. Mit knapper Not entging sie dieser Gefahr und fand endlich in Valenciennes die pomphafteste und zugleich herzlichste Aufnahme in der Heimat. Nicht ohne Thränen schied sie hier von ihren französischen Damen. Eine künstlerische Licenz ist es aber nur, wenn in den reizenden Reliefs am Grabmal Maximilians zu Innsbruck, deren Bildner Meister Alexander Colin aus Mecheln ist, König Maximilian selber die eben zur Jungfrau erblühende Tochter, die ihm fast noch in der Wiege entzogen worden, aus den Händen ihrer Begleiter empfängt. Noch ein Jahr ist vergangen bis zu einem Wiedersehen. Noch ehe die Tochter der Heimat zurückgegeben war, hatte ihr Vater auf eine andere Königskrone für sie spekuliert. Aber der Plan ihrer Vermählung mit Wladislaus von Ungarn hatte keine Folgen. Sie blieb in den Niederlanden bei ihrem Bruder, bis zum zweitenmal die Politik über ihre Hand bestimmte. Die Annäherung zwischen Maximilian und dem spanischen Herrscherpaare Ferdinand und Isabella, deren Tendenz sich wesentlich gegen das französische Uebergewicht richtete, sollte durch eine Doppelheirat gefestigt werden. Erzherzog Philipp der Schöne vermählte sich mit Juana von Spanien, Margarete ward 1496 mit dem präsumtiven Thronfolger von Aragon und Kastilien Don Juan, Prinzen von Asturien, verlobt. Im Februar 1497 trat, ohne daß es Max gelungen wäre, für das Paar den Königstitel von Leon oder Granada zu erreichen, die herrlich erblühte Prinzessin von Vliessingen aus, geleitet von spanischen Abgesandten, die Reise an. Erst nach vielem Ungemach nahm die Seefahrt an der Küste Galiciens ein Ende.

Die siebzehnjährige Dame hatte während derselben Proben ihrer Unerschrockenheit und ihres unverwüstlichen Humors gegeben. Freilich wissen die besten Quellen nichts davon, aber es mag erlaubt sein, den überlieferten Zug zu erwähnen, daß die mutige und poetisch begabte Prinzessin mitten unter dem Tosen des Sturmes und dem Jammern der Mannschaft ihre eigene Grabschrift verfaßt und auf ein Wachstäfelchen eingeritzt, zusammen mit ihren Kleinodien ins Meer versenkt haben soll:

„Cy gist Margot la gente demoiselle
Qu'eut deux maris et si morut pucelle."

Wie eine zweite Venus ward sie in ihrer Frische und Natürlichkeit in Spanien bewundert. Zärtlich hingen auch an dem reizenden Weib die Blicke ihres jugendlichen Gemahls, des Prinzen von Asturien. In Leidenschaft sich verzehrend, starb derselbe schon 1497 eines frühzeitigen Todes. Das Kind, welchem Margarete kurz darauf das Leben gab, folgte seinem Vater rasch ins Grab. Sie blieb (nicht ohne manchen Verdruß von seiten des ihr beigegebenen Gefolges) in dem schönen Land ihrer vereitelten Hoffnungen bis 1499. — Im Oktober 1500 verließ sie dann zum drittenmal die niederländische Heimat, um sich mit einem der liebenswürdigsten und schönsten Fürsten seiner Zeit, dem gleichalterigen Herzog Philibert II. von Savoyen, zu vermählen, vielleicht einer alten Bekanntschaft, denn auch Philibert war am französischen Hof groß geworden. Wirklich scheint bei Margarete das Herz diesmal mitgesprochen zu haben. Um so jäher mußte es sie treffen, daß nach kaum dreijähriger glücklicher Ehe infolge einer Erkältung auf der Jagd im September 1504 ihr Gemahl ihr entrissen wurde. Einer Angabe zufolge hätte sie von diesem Augenblick an immer schwarz sich gekleidet. Nichts fesselte, da die Ehe kinderlos geblieben war, die Witwe von Savoyen an dieses Land. Erst nach Schwierigkeiten erlangte sie Zustellung ihres Wittums, die Landschaften Bresse, Vaux und Faucigny. Ueber die ihr von ihrem Gemahl verehrten Kleinodien kam es im Mai 1505 in Straßburg zu einem Vertrag. Nach so kurzem Liebes- und Lebenstraum hat die erst vierundzwanzigjährige Fürstin standhaft jeden ferneren Ehebund von der Hand gewiesen. Nicht als ob es der ebenso anmutigen wie edel gesinnten, ebenso geistig bedeutenden wie witzigen Frau an Bewerbern gefehlt hätte. Im Gegenteil: noch ein Jahrzehnt später konnte, wie die Erfahrung sie belehrte, Margarete kaum auch nur flüchtig mit einer bedeutenderen Persönlichkeit in Berührung kommen, ohne daß sofort der Klatsch der Höfe sich regte. Sie widerstand jeder Versuchung, durch einen neuen Ehebund sich einen neuen Wirkungskreis zu schaffen, oder gar als Objekt der Staatsraison über ihre Hand verfügen zu lassen. Vielleicht er-

lauben folgende poetische Seufzer einen Blick in ihr Herz in jener Zeit:

> Tant que je vive mon coenr ne changera
> Pour nul vivant tant soit il bon ou saige
> Fort et puissant riche de hault lignaige
> Mon chois est fait aultre ne se fera.
> Il peult estre que l'on devisera
> Mai jà pour ce ne muera mon couraige
> Tant que je vive.[1]

So viel ist sicher, daß schon im September 1505 Erzherzog Philipp dem König Heinrich VII. von England die Hand seiner einmal verstoßenen und zweifach verwitweten Schwester angetragen hat. Offenbar ohne deren Wissen und Willen. Denn umsonst hat der alternde Schöpfer des modernen Englands nun durch Jahre, warm unterstützt von Maximilian und Erzherzog Philipp, um sie sich bemüht. In jeder Weise war ihr dieser Monarch entgegengekommen. Dabei sparte er sogar das gewiß seltene Kompliment nicht, daß er sich von ihrer Güte und Sinnesart ein längeres Leben verspräche. Er war bereit, zeitweise den Aufenthalt in den Niederlanden zu nehmen, wo heilige Pflichten die Prinzessin fesselten. Er ließ die dem Interesse ihres Hauses eifrig ergebene Dame merken, daß eine Abweisung ihn zur Verbindung mit dem feindlichen Frankreich führen dürfte, daß er aber lediglich ihrer persönlichen Eigenschaften halber seine Bewerbung unternommen hätte. Doch Margarete, der der ferne Schimmer der französischen und der spanischen Krone so wenig Segen gebracht, ließ sich nicht durch den Glanz des englischen Diadems und den Klang schöner Worte verleiten; nicht mit Unrecht fürchtete sie den argwöhnischen, harten Sinn des Tyrannen. Rundweg soll sie ihren allzu beflissenen Anverwandten erklärt haben, sie hätten sie schon dreimal verhandelt, und zu wenig wohl hätte sie sich dabei befunden. Und sie ist ihrem Vorsatz treu geblieben.

Es ward ihr das dadurch erleichtert, daß ein neuer Unglücksfall, so sehr er ihr das Herz zerriß, ihr Pflichten auferlegte, denen sie fortan mit seltener Treue sich weihte. Im Jahr 1506 starb ihr einziger, geliebter Bruder Philipp, Herzog von Burgund und König von Kastilien, mit Hinterlassung einer Witwe Juana, welche bald düstere Geistesnacht umfaßte, und einer Schar Kinder, deren ältestes sieben Jahre zählte. Mit Zustimmung der Niederländer hat der Großvater Maximilian im März 1507 die Sorge für den jungen Erzherzog Karl und seine Schwestern (Ferdinand wurde in Spanien erzogen) und zugleich auch die Regentschaft der Niederlande seiner

[1] Albums et oeuvres poétiques de Marguerite d'Autriche (Société de bibliophiles belges Nr. 17, 1849), S. 51.

Tochter Margarete übertragen. Mit mütterlicher Sorgfalt hat die Alleinstehende der anvertrauten Kleinen sich angenommen. Neben dem Seigneur de Chièvres hat ihre Geistesart auf den künftigen Weltherrscher den größten Einfluß geübt, seine Schwestern Eleonore, Elisabeth, Marie, Katharine, später Königinnen von Frankreich, Dänemark, Ungarn, Portugal, verdanken ihr, was sie sind. Und auch den Kindern der unglücklichsten ihrer Nichten, der jung verstorbenen Elisabeth von Dänemark, ist sie eine treue Mutter gewesen. Mit energischer Hand hat sie bis zu Karls Volljährigkeit 1514 die Niederlande gouverniert und von hier aus wiederholt bestimmend in die Geschicke des Weltteils eingegriffen. Der leitende Gesichtspunkt war das Interesse ihres Neffen Karl; freilich war sie in ähnlicher Lage wie die gekrönten Brüder Kaiser Napoleons I., für die in erster Linie nicht der Vorteil ihrer Länder, sondern der des Imperators maßgebend sein sollte. Kaiser Maximilians Politik ist undenkbar ohne die besonders finanziell wichtige Unterstützung von den Niederlanden her. Margarete war eine zu gute Tochter, um nicht zur Befriedigung ihres Vaters Unannehmlichkeiten auf sich zu nehmen, soweit sich das mit ihrer Pflicht vertrug. Nicht allein bei großen Gesichtspunkten, auch bei den persönlichsten Angelegenheiten, wie Verleihungen von Pfründen, verlangte Max Rücksicht auf seine Wünsche. Er liebte es, Dienste, die man ihm geleistet, auf Kosten anderer zu belohnen. Welche Schwierigkeiten daraus für die Regentin erwuchsen bei dem Selbständigkeitstrieb der Kommunen und der Unbotmäßigkeit der Großen, ist leicht zu ermessen. Doch wäre es weit gefehlt, aus dieser Nachgiebigkeit den Schluß zu machen auf ihre geistige Unbedeutendheit. Ich möchte fast den Ausspruch wagen, daß an politischer Einsicht die Tochter dem Vater überlegen war. Richtiger als er schätzte sie den Wert der Bündnisse, beurteilte sie die Nachhaltigkeit wirkender Kräfte. An Thatkraft ist sie ihm nicht unebenbürtig. Trotz aller Täuschungen und trotz ihres Einblickes in das trugvolle Gewebe damaliger Politik hat sie sich dazu das nötige Vertrauen auf die Menschen bewahrt. Davon legt Zeugnis ab ihr Verhalten gegen den Prätendenten Karl von Geldern, der die treulose Politik Karls des Kühnen wider seinen Ahn an jenes Nachkommen rächte durch unausgesetzte Befeindung ihrer Länder. Kein Schlag, kein Abkommen hatte ihn dauernd zur Ruhe bringen können; zu seinem Vorteil der eifrigste Parteigänger Frankreichs, absorbierte er unaufhörlich die Kräfte der Niederlande. Die Regentin verstand das verletzte Rechtsgefühl des Gegners richtig, wenn sie ihm keine unritterliche Gemeinheit zutraute und dafür war, denselben als Aftervasall Burgunds durch die Hand ihrer Nichte Isabella zu fesseln, die bereits als Verlobte nach Geldern zur Huldigung geführt werden sollte. Sie faßte die Frage

von höherem Standpunkte auf als ihr Vater, der dabei gern einen kleinen Ländergewinn machen wollte und dem gerade der letzte Punkt (vielleicht in Erinnerung an die alten Erlebnisse von 1491) nicht in den Sinn wollte. Wenn Margarete auch bald darauf in die Lage kam, ihre eigentliche Gesinnung in dieser Angelegenheit England gegenüber zu verleugnen, ist sie doch frei von der Schuld, daß noch über ein halbes Menschenalter die äußerst unbequeme und jede militärische Maßnahme beeinträchtigende Fehde sich hinzog. Indes hat sie fast am Schluß ihres Lebens doch noch im Vertrag von Gorkum den zähen Gelderer gezwungen, wenigstens die Suzeränität des Herrschers der Niederlande anzuerkennen. — Nichts ist verkehrter als der noch neuerdings wieder erhobene Vorwurf, daß die Behandlung, der sie dereinst Karl VIII. ausgesetzt, ihrer Politik den Charakter unüberwindlicher Feindschaft gegen Frankreich verliehen habe. Auch als politische Gegnerin Frankreichs folgte sie lediglich dem Bedürfnisse des ihr anvertrauten Landes. Noch nach ihrem Tode wünschten die Franzosen die gewandte Vermittlerin zurück. Mehr und mehr gewinnt sie auch dem Kaiser gegenüber eine recht selbständige Haltung; sie rügt die Unbestimmtheit seiner Anweisungen, sie zeigt keinerlei Neigung, sich opfern zu lassen. Aber auch mit positivem Rat geht sie ihm wiederholt zur Hand. Sie erlaubt sich manchmal so derbe Wahrheiten, daß der Vater sich über ihre Rauheit bitter beklagt oder wohl durch Sendung eines seltenen Edelsteins die Zürnende zu versöhnen trachtet. Der Kaiser hatte Respekt vor der Tochter bekommen, seit dieselbe 1508 gemeinsam mit dem französischen Minister, Kardinal von Amboise, jenen berufenen Vertrag von Cambray geschlossen hatte, der zeitweilig allem Hader zwischen den großen Mächten ein Ende machte, um gemeinsam (gemäß eines schon 1494 aufgetretenen Gedankens) die reiche Republik Venedig zerstückeln zu können. Der Vertrag war ihr eigenstes Werk. Bis zur äußersten Abspannung hatte in persönlichen Verhandlungen die kluge Frau dem Diplomaten standgehalten. Sie erzählt selbst von den Kopfschmerzen, die sie wiederholt am Schluß der Konferenzen gehabt, sowie daß beide eines Tags einander fast in die Haare gekommen wären. Wie ihre erste Regierungshandlung ein verbesserter Handelsvertrag mit England war, so zeigte sie sich regelmäßig durchdrungen von der Notwendigkeit, den Niederlanden ein gutes Verhältnis mit England zu sichern; sie drängte fortwährend auf Vollzug der für ihren Neffen Karl längst stipulierten Vermählung mit der schönen Marie, der Schwester des seit 1509 herrschenden Heinrich VIII. Das eben war es freilich auch, was bei dem jungen Fürsten nach seinem Regierungsantritt in den Niederlanden 1514, ganz unter dem französierenden Einfluß seiner Umgebung, Margaretes Verdienst um sein körperliches und geistiges

Gedeihen zeitweilig in Vergessenheit geraten ließ. An dem Hofe des jungen Herrn in Brüssel, wo der französische Gesandte die erste Person war, wurde Margarete eher argwöhnisch betrachtet. Aus dem Gang der Politik ward ihr geflissentlich ein Geheimnis gemacht; nicht einmal ihre Korrespondenz mit ihrem Vater, der ihren Beistand schmerzlich vermißte, war sicher. Erst als Karl in Spanien getrennt war von den niederländischen Neidern seiner Tante, und als er lernte, von umfassenderem Gesichtspunkt aus mit eigenem Auge die Dinge zu betrachten, als obendrein Margarete als Vertreterin des Hauses Habsburg seine Bewerbung um die Kaiserkrone nach dem Tode Maximilians mit vollendeter Gewandtheit gefördert hatte, gingen ihm die Augen auf. Als er begriff, daß die Erfordernisse seines weiten Reichs ihn dauernd von den Niederlanden ferne halten würden, da ernannte er von Barcelona aus im Juli 1519 Margarete aufs neue zur Regentin und Gouvernante mit umfassender Vollmacht. Gewiß ein hoher Triumph für letztere, welche sich ein paar Jahre früher, bald nach Karls Regierungsantritt, ernstlich gegen die tückische Anschwärzung eigennütziger Handlungsweise im Amt hatte verantworten müssen. Der junge Kaiser hatte sein Vertrauen nie zu bereuen, denn kraftvoll hat die mit politischem Verstand gleich einem Manne ausgerüstete Frau den anvertrauten Posten ausgefüllt. Selbstlos hat sie ihre reichen Mittel hergegeben, nicht nur um dem zerteilten Land durch den Glanz einer einheitlichen Hofhaltung in Mecheln, wo ihr und der obersten Behörden Sitz war, einen wohltätigen Mittelpunkt zu verschaffen, sondern sie hat die politischen Zwecke ihres Neffen, wie eigene, aus ihrem Beutel gefördert.

Margarete kannte ihre Niederländer; aber als Habsburgerin und Vertreterin eines Karl V. durfte sie keine Achtung haben vor den hochgehaltenen Privilegien dieses Völkchens. Wie sauer hat sie es sich immer wieder werden lassen müssen, die für die weltumspannende Politik des Kaisers geforderten Subsidien der kleinlichen, aber individuell begreiflichen Berechnung der Stände abzuringen! Aber lieber wollte sie in dieser Beziehung das Aeußerste auf sich nehmen, oder selbst einige Jahre lang alle Gagen und Pensionen einbehalten, ehe sie zu dem von ihrem Neffen in der Not schon gutgeheißenen Mittel sich verstand, das Domanium anzugreifen. Durch dessen Veräußerung würde, meinte sie, Karl nur ein König der Wege bleiben und alle Autorität einbüßen. Aber immer herber wurde sie im Laufe dieser ständischen Kämpfe gegen die Träger selbständiger Gerechtsame. Wie sie einmal im Jahr 1509 ihrem Vater geraten, in Padua und Treviso Ordnung zu machen und diese unbotmäßigen Städte in „hübsche Dörfer“ zu verwandeln, so griff sie jetzt selbst mit rauher Hand in die kommunale Freiheit Brüssels ein, nach ihrem Grundsatz: man muß die Autorität den

Händen des Volkes entreißen. Mit Energie trat sie überall der Begehrlichkeit des feudalen Adels und seiner gegen die fremd gewordene Regentin sich aufbäumenden Herrschsucht entgegen. Wie oft haben sich die hochgeborenen Herren über ihre, schwerlich zufällige, Rücksichtslosigkeit zu beklagen gehabt, wie oft sich zurückgesetzt gefühlt gegen den bevorzugten Günstling, dem arge Zungen ein vertrauteres Verhältnis zur Herrin nachsagten! Aber die härtesten Sträuße hatte sie mit dem selbstbewußten Prälatenstand, besonders den Aebten in Brabant, auszufechten, die immer an der Spitze der Opposition standen. Wenn da Gunst und Bestechung, sowie Entfernung unter ehrenvollem Schein nichts fruchten wollten, griff sie ungescheut zur Gütersperre, um schließlich, aufs Aeußerste gebracht, dem Kaiser vorzuschlagen, die widerspenstigen Herren in Schiffe werfen und (auf Nimmerwiedersehen) zu sich nach Spanien bringen zu lassen. Scharf hielt sie dem Klerus gegenüber auf die staatskirchlichen Rechte. Die Stände überhaupt hätte sie am liebsten für immer beurlaubt oder sie wenigstens mundtot gemacht. Oft und zuletzt noch bei der Kaiserkrönung hat sie ihren Neffen angestachelt, sich von dem Papst dispensieren zu lassen von dem „unverständigen Eid", welchen er bei seiner joyeuse entrée auf Brabants hohe Freiheiten geleistet hatte. Wie die Einwirkung innerer Gewalten wies sie auch mit einer Art Entrüstung jede Geltendmachung der Ansprüche des Reichs, z. B. des Reichskammergerichts, diesseits der burgundischen Grenze zurück. Es genügte ihr, das kaiserliche Diadem gelegentlich als zusammenhaltendes Band zu benutzen gegen jegliche Sondergelüste der Parteien und Interessen im Land. Mit zäher Konsequenz hat sie so auf die Bildung eines burgundischen Staatswesens hingearbeitet; freilich hätte, wenn die Geschichte ihr und ihrer Nachfolger Werk nicht Lügen gestraft hätte, das niederländische Staatsrecht später nicht nötig gehabt, die Frage nach dem Sitz der Souveränetät aufzuwerfen. Sie hätte die landesherrliche Centralisation der Niederlande begründet.

Gehorsam den Befehlen ihres Neffen, hat sie selbst mit dazu beitragen müssen, dies erst im Grundriß aufgeführte, des inneren Ausbaus noch entratende Werk zu untergraben. Es liegt eine gewisse weltgeschichtliche Gerechtigkeit darin, daß Karl V., der die Deutschen gehindert, die Kirchenreformation als nationales Einigungswerk durchzuführen, es erleben mußte, daß in seinen Niederlanden dieselben Ideen der Kirchen- und Glaubensbesserung die Anfänge habsburgischer Staatseinheit entwurzelten.

Margarete war eine treue Tochter der Kirche im Sinne Roms. Wie sie 1511 der Berufung eines Konzils wider und ohne den Papst abgeneigt erschien, so hat sie in der päpstlichen Gewalt später ein geeignetes Mittel gesehen, widerspenstige Prälaten zur Unterwürfig-

keit zu nötigen. Daß die Fürstin von dem Wehen des deutschen Geistes, der doch z. B. in ihrer unmittelbaren Nähe ihre Nichte Isabella erfaßte, nicht berührt war, nimmt bei ihrem Lebenslauf nicht wunder. Sie ist daher mit Eifer bei der von Karl befohlenen Verfolgung der lutherischen Bewegung. Es war ihr besonderer Wunsch, daß das Augustinerkloster zu Antwerpen, dessen Insassen der Inquisition schwere Arbeit bereitet hatten, „zum ewigen Gedenken“ niedergerissen wurde. Aber Männer vom Schlag van der Hulsts haben es ihr doch zu arg getrieben, schon weil die Selbständigkeit seines Vorgehens ihren Vorstellungen von der Staatshoheit nicht entsprach. Eben deshalb wollte sie auch keine Landesbischöfe als Inquisitoren. Nach den ersten Jahren der Verfolgung hat sie daher eher mäßigend eingegriffen und ihren Einfluß in der Personenfrage dahin geltend gemacht. Sie trat da auch den Bestrebungen näher, welche auf Veredelung des Klerus abzielten und die Heftigkeit der religiösen Kontroverse zu hemmen unternahmen. Man darf vielleicht sagen, daß die Regungen nach evangelischer Freiheit in den Niederlanden in ihr nicht mehr die Katholikin als die herrischwaltende Regentin verletzt haben, welche auch in der bestehenden Organisation der kirchlichen Aemter einen Hebel zur Aufrechthaltung weltlichen Regiments erkannt hatte.

Während so, anscheinend ohne Schwanken und Zucken, die hohe Frau mit Kerker und Feuer gegen die Ketzer wüten ließ, hat sie mit Schmerz die Selbstzerfleischung der Christenheit, die langen Kriege empfunden. Schon 1521 hätte sie Kaiser und König gerne vertragen auf Kosten Venedigs. 1526 suchte sie eine Versöhnung durch Befürwortung und Freilassung des kriegsgefangenen Königs von Frankreich zu fördern. Gerade die Gewohnheit, aus den niederländischen Landesinteressen die Richtschnur ihres Handelns zu nehmen, befähigte sie mehr zu einer gewissen Bescheidung als ihren Neffen, dem die Vielheit seiner Reiche und Ansprüche zuweilen den richtigen Maßstab für den wirklichen Wert seiner politischen Forderungen raubte. Es kann nicht die Absicht sein, hier die Differenzen darzulegen, welche an den Pyrenäen wie an der Meerenge von Messina, in Mailand und Genua wie an der Grenze deutschen und französischen Wesens Kaiser Karl V. und König Franz I. von Frankreich entzweiten und die Ursache langwieriger Kriege wurden. Der letztere hatte, kriegsgefangen seit der Schlacht von Pavia, im Frieden von Madrid (Januar 1526) eingewilligt, als Preis seiner Freilassung das von seinem Vorgänger Ludwig XI. seit 1477 als heimgefallenes Kron-Mannslehen eingezogene Herzogtum Burgund an seinen Gegner zurückzustellen, welcher starrsinnig diese Wiedererwerbung des Stammlandes seiner mütterlichen Vorfahren als Ehrensache betrieb. Als Pfand für Erfüllung seiner Zusage hatte Franz die eigenen Söhne

als Geiseln gestellt. Ungeachtet dessen hatte er, unvermögend, die Hand zu bieten zur Auflösung der französischen Staatseinheit, schon im gleichen Jahr im Bund mit dem Papst und anderen Potentaten Italiens den Kampf gegen seinen Rivalen eidbrüchig aufs neue aufgenommen, aber nur, um in den nächsten Jahren wiederum das Unglück seiner Waffen beklagen zu müssen. Schon hatte sich Papst Clemens VII. zum Abkommen mit dem nun durch ihn gekrönten Kaiser bequemen müssen. Frankreich bedurfte, tief erschöpft, den Frieden; kaum minder war seiner der Kaiser benötigt, der nicht länger vor der Gefährdung der österreichischen Stammlande durch die Türken die Augen schließen konnte; dazu drohten seine Mittel zu versiegen, wie denn in den üppigen Niederlanden, nach Margaretes Aussage, längst einzelne reiche Gemeinwesen durch das Darniederliegen alles Handels und die Kriegslasten so verschuldet waren, daß ihre Renten nicht mehr zur Verzinsung ausreichten. Aber wie sollten die beiden Häupter, entzweit durch Familienstolz und entgegengesetztes Interesse, durch Herausforderung und Eidbruch, erbittert durch den mißratenen Versuch, die Streitfragen friedlich zu schlichten, dazu gebracht werden, sich zu nähern! Der scharfe Blick ins Menschenherz, welcher das Erbteil des weiblichen Geschlechts ist, zeigte den beiden Frauen, die ich an dem Eingang dieser Skizze gegenübergestellt habe, daß die Schwierigkeit, mehr noch als in den Streitfragen selbst, in dem hartnäckigen Trotz der Herrscher lag, der, angestachelt durch die Umgebung, obwohl wollend, nicht den Entschluß fand. Da unternahmen es die Frauen, mit zarter Hand das abgerissene Band aufs neue anzuknüpfen. Die erste Eröffnung ging, wie es billig war, von der Mutter des besiegten Franz aus; Margarete, nachdem sie sich durch eine vertrauliche Sendung nach Paris überzeugt, daß es Ernst war, trat dann mit dem Vorschlag einer persönlichen Unterhandlung beider so nahe beteiligter Damen hervor. Sie räumte auch weiter mit ebensoviel Zurückhaltung als Klugheit alle Hindernisse aus dem Wege; ihrer Umsicht und ihrer, vor schwerer Verantwortlichkeit nicht zurückschreckenden Entschlossenheit war es zu danken, daß am 5. Juli 1529 die beiden Fürstinnen, welche sonderbarerweise beide den Titel von Savoyen führten, in Cambray zur Unterhandlung zusammentreten konnten. Ich darf es hier übergehen, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, wie nahe die Verhandlungen am Scheitern vorbeigingen, bis am 1. August der Vertrag beschworen werden konnte, der mit Fug und Recht den Namen des Damenfriedens führt. Der Kaiser war zur Nachgiebigkeit hinsichtlich Burgunds gebracht worden, insofern er darauf verzichtete, sein Anrecht fortan mit den Waffen geltend zu machen. Franz entsagte allen Ansprüchen in Italien, der Lehenshoheit über Flandern und Artois und gewährte den Niederlanden eine Grenzberichtigung.

Der Damenfrieden rettete so zwar Frankreichs Staatseinheit durch die unerläßliche Festhaltung Burgunds, brachte aber zugleich Margaretes schon 1526 aufgestellten politischen Gedanken zum Ausdruck, unter Aufgabe einer zwar äußerlich glänzenden aber doch unhaltbaren Position das niederländische Staatswesen durch Ausschluß fremden Einflusses und gesicherteren Grenzschutz zur inneren Einheit fähiger zu machen. In allen Fragen europäischer Politik machte er Karl umsomehr zum Meister, als die notgedrungene Preisgebung der Verbündeten, wie Margarete treffend vorausgesagt, die Stellung seines Gegners untergrub. Von dem, was der Friede bedeutet für das Vorgehen gegen das Ketzertum der Deutschen, ist hier nicht zu reden.

Wohl aber müßte das Bild Margaretes ein einseitiges, ohne Leben und Rundung, bleiben, sollte bloß ihr Wirken im diplomatischen Kampf und in der — man darf den Umständen nach kaum sagen — friedlichen Verwaltung hervorgehoben werden. Die Niederlande, welche ihr dafür in gewissem Sinne sich zu Dank verpflichtet fühlen sollten, daß sie, bei aller Energie in Vertretung der Hauspolitik, doch erdrückende Auflagen abzuwenden wußte, sind viel bereiter gewesen, anzuerkennen, was Margarete geleistet hat in kräftiger Unterstützung künstlerischer und geistiger Interessen. Ja man hat ihr in diesen Richtungen für die Niederlande eine ähnliche Bedeutung beimessen wollen, wie sie für Frankreich Franz I. zukommt. Ganz kann man dem schwerlich beistimmen, da die von der Grundrichtung niederländischer Kunst abbiegende Straße bereits unabhängig von ihr eingeschlagen war. Wohl aber hat ihr individueller Geschmack sicherlich die Weiterentwickelung befördert und teilweise bestimmt.

Ihr Hof, meistens in Mecheln, galt für die hohe Schule guten Tons: in dem Kreis ihrer Damen finden sich erste Namen des In- und Auslandes. Liebte Margarete doch, lebhaften Naturells wie sie war, alles, was das Auge ergötzt und den Sinn erfreut. Nicht ohne politischen Zweck hielt sie auf Pracht und würdige, geschmackvolle Repräsentation. Ihre Küche galt weit und breit für vorzüglich; sandte ihr doch selbst ihr Vater einmal ein junges Mädchen zu mit der Bitte, dasselbe in der Kunst der Pastetenbereitung unterrichten zu lassen. Die Vergnügungen des Hofes durchliefen die ganze Reihe vom Tanzbären und Marionettenspiele bis zur freiesten Entfaltung des künstlerischen Genius. Es mag gestattet sein, noch zu bemerken, daß Margarete eine geschickte Schachspielerin war, welche, irre ich nicht, sich selbst auf die Blindpartie verstand.

Vor allem aber war sie huldvolle Gönnerin der Künste. Sie hat sich selbst in der Malerei wie in der Dichtkunst versucht. Reiche Mittel boten ihr außer den vom Kaiser gezahlten 16000 Dukaten

die Einkünfte des savoyischen Wittums sowie die der Freigrafschaft Burgund, der Grafschaft Charolois und der Stadt Mecheln. Hat sie auch uneigennützig, wenn es die Not gebot, zum Besten ihres Neffen von dem ihren vorgestreckt, selbst jahrelang auf jede Pension verzichtet, so hat sie doch darum, so scheint es, ihrer Liebhaberei keine Beschränkung aufzulegen brauchen. Noch vorhandene Ausgabenlisten zeigen, in welcher Weise sie das künstlerische Schaffen gefördert hat. Als Dilettantin war sie wohl geneigt, eine bestimmte Geschmacksrichtung zu bevorzugen, der lange Aufenthalt in fremden Ländern kam dazu, um sie kälter zu machen gegen die naturgemäße Fortentwickelung der heimischen Schule. Sie begünstigte jene unvermittelte Nachahmung italienischer Anschauungen in der niederländischen Kunst. Als ihr Hofmaler (bis 1515) wird jener unstäte Venetianer Jacopo de Barbari, Jacob der Walch genannt, aufgeführt, um dessen Skizzenbuch Albrecht Dürer, freilich vergebens, die Regentin bat, als er 1520 die Niederlande besuchte. Nach ihm tritt als Lieblingsmaler am Hof Meister Bernhard van Orley hervor, der die Regentin selbst wiederholt porträtiert und auch sonst eine stattliche Reihe von Gemälden ihr geliefert hat. Ob der für die Richtung des Künstlers entscheidende Aufenthalt in Italien vor seiner Berufung oder erst nach seiner 1527 wegen Ketzerei erfolgten Verstoßung stattgefunden hat, ist um so weniger festzustellen, als die für Margarete gefertigten Arbeiten sämtlich verschollen sind. — Dasselbe gilt von Michel Coxcie, dessen betende Madonna mit schlafendem Christkind Margarete ihr Lieblingsbild genannt hat. Aber auch andere setzte sie in Thätigkeit. J. C. Vermeyen sandte sie z. B. 1530 nach Augsburg, um von seinem Pinsel Porträte des Kaisers sowie König Ferdinands und seiner Gemahlin fertigen zu lassen; G. Horembout mußte ihr Christian II. von Dänemark darstellen, den unheilvollen Gatten ihrer Nichte Isabella. Sie ging so vollständig auf in dieser Kunstrichtung, daß sie keinerlei Interesse für Albrecht Dürer bezeigte, als dieser während seines niederländischen Aufenthalts sich ihr näherte. Obwohl er ihr nach seiner Gepflogenheit eine reichliche Verehrung von seinen Stichen gethan, sowie einige Darstellungen für sie auf Pergament gezeichnet hatte, konnte er doch nichts von ihr erhalten. Ja als er versuchte, ihr ein Porträt ihres Vaters Maximilian zum Geschenk zu machen, erregte er damit ihr Mißfallen so sehr, daß er es wieder mit fort nahm. Dürer ist übrigens gerecht genug, ihrer Kunstsammlung das Zeugnis auszustellen, daß er nie dergleichen kleine Oelgemälde an Feinheit und Güte gesehen habe. Aus den noch vorhandenen Inventarien ergibt sich, daß da die großen Meister der altniederländischen Schule, die Johann van Eyck, Roger van Weyden, sowie Hans Memling vertreten waren. Aus anderer Quelle wissen wir, daß Jean Gossart von Maubeuge, gen. Mabuse, für

sie gemalt hat. Sollten nicht die von der Hand dieses Künstlers stammenden Porträts der Kinder Christians II. (noch heute in Hampton Court), welche sie mit so inniger Liebe erzog, dereinst in ihrem Besitz sich befunden haben? —

Mit weit höherem Ruhm hat die Kunstgeschichte unserer Fürstin zu gedenken, als Gönnerin der Skulptur und Baukunst. Teils zur Erfüllung eines Gelübdes ihrer Schwiegermutter, teils beseelt von dem Wunsch, ihrem so jäh abgerufenen Gemahl, Philibert von Savoyen, ein dauerndes Denkmal ihrer ehelichen Liebe zu stiften, hat sie seit 1505 ihre Sorge dem Bau einer Kirche, in dem auch sie einst eine Grabstätte finden wollte, geweiht, einem Werk, für welches sie sich den Platz in Brou, südlich von dem Städtchen Bourg-en-Bresse, also auf dem Gebiete ihres Wittums, ausersehen hatte. An ein Augustinerkloster schloß sich der in spätgotischen Formen errichtete Prachtbau, der, was Struktur, wie den phantasievollen Reichtum und die Schönheit der inneren Ausstattung betrifft, eines der großartigsten neueren Kunstdenkmale ist. Ganz der Geschmacksrichtung Margaretes sich anpassend, zeigt sich die Gotik reichlich mit Elementen italienischer Renaissance durchsetzt. Ein „reizendes Formengemisch aus Spätgotik und Frührenaissance“, wie ein hervorragender Kunsthistoriker sich ausdrückt, stellt dies Werk ein großartiges „Abschiedsdenkmal der hinsterbenden mittelalterlichen Kunst“ dar. Die Bauherrin hat mit treuer Sorgfalt den Fortschritt des Werks überwacht; die Fertigstellung hat sie nicht erlebt. Ueber die Schöpfer des Baus und der darin befindlichen Skulpturen bestehen auch nach Beseitigung älterer Fabeln Zweifel. Der Entwurf des Ganzen scheint von dem Franzosen Jean Perreal, die Skizzen der Grabdenkmäler von Michel Colomb ursprünglich herzurühren. Seit 1512 hat der Niederländer Louis van Boghem, vorher als Baumeister in Brüssel thätig, die Leitung des Ganzen übernommen. Mit der Ausführung der Grabstatuen Margaretes und Philiberts — sie waren nach französischem Geschmack auf hohem Sarkophag in fürstlicher Herrlichkeit und unter den Arkaden desselben nochmals in ärmlicher Leichentracht abgebildet — war der Schweizer Konrad Meyt betraut, den kein Geringerer als Dürer für den besten Bildhauer seiner Zeit erklärt hat. Als „Bildschnitzer“ stand er in Margaretes Dienst. In Holz und Marmor hat er für sie gearbeitet. Einen „Christus als Gärtner“ und Marmorstatuen Philiberts und Margaretes selbst finden wir unter anderen Schöpfungen erwähnt.

Auch den Goldschmieden, z. B. von Antwerpen, die sich auf zierliche Renaissanceformen verstanden, gab die Regentin zu thun zum Behuf der Geschenke, mit denen in jener ordenslosen Zeit fremde Diplomaten bedacht wurden. Endlich sei noch des nationalen Zweigs der Kunstindustrie gedacht, der Teppichweberei, sowie

der kunstvollen Stickerei überhaupt, in der Margarete selbst Treffliches zu leisten wußte. Aber nicht nur im großen, auch im kleinen war sie getreu; ihr Vater, Kaiser Maximilian, hatte ihr für selbstgenähte Hemden zu danken, „so schön, wie die Engel sie im Paradies trügen".

Hat Margarete in den bildenden Künsten dem Eindringen italienischer Muster Vorschub geleistet, so steht sie inmitten der litterarischen Bewegung wesentlich unter dem Banne französischen Geistes. Wie hätte sie, die die Sprache ihres Vaters nicht zu reden verstand, Teilnahme empfinden sollen für die vlämische Volkssprache ihrer Heimat? Mit der eigentlich gelehrten Litteratur hat sie, soweit es sich (bei allerdings mangelhaftem Material) beurteilen läßt, nicht mehr als die Zeitmode erforderte, Fühlung gehabt. Natürlich stand sie in Verbindung mit Erasmus, der sie schon 1504 gefeiert; einmal, im Jahr 1526, dachte sie daran, den Gelehrten in ihrem Auftrag nach Rom zu senden. Einen etwas wunderlichen Heiligen hatte sie sich in dem gelehrten aber bizarren Cornelius Agrippa von Nettesheim zum Lehrer ihres dänischen Großneffen ausersehen. Wie konnte der Mann — aller sonstigen Vorzüge unbeschadet — als Instruktor wirken, der Kunst und Wissenschaft für die verhängnisvollste Mitgift der Menschen erklärte! Von den lateinischen Dichtern der Zeit stand der namhafteste, Jean Everardi, genannt Jean Second, dem beflissenen Schwarm der Verehrer fern: doch soll die Regentin ihn ihrem Neffen, dem Kaiser, empfohlen haben. Mancherlei Förderung haben somit auch diese Kreise von ihr empfangen. Hauptsächlich jedoch kam diese der Pflege der französischen Hofsprache zu gute. Molinet, Dichter und Historiker, war kurze Zeit ihr Bibliothekar und ward von Jean Lemaire abgelöst, dem eingestandenermaßen die französische Dichtkunst, z. B. Marots, in formaler Beziehung mancherlei verdankt. Lemaire hat sich herbeigelassen, Margaretes Papagei unsterblich zu machen unter dem lange in komischer Weise mißverstandenen Namen des l'amant vert, und hat in seiner couronne margaritique der Kunstgeschichte dadurch eine wichtige Quelle erschlossen, daß hier eine Anzahl der Hauptvertreter der niederländischen Kunst feiernd die Verdienste ihrer fürstlichen Gönnerin erheben. Auch außerdem hat die hohe Frau der Poesie durch ihre schicksalsvolle Persönlichkeit Stoff verliehen. Marot, Cornelius Schryver (Grapheus) u. a. haben sich in ihrem Lob versucht. Ja sie hat auch selbst liebenswürdige poetische Sünden auf sich geladen. Die ihr zugeschriebenen Gedichte haben viel weibliche Anmut und zuweilen eine neckische Koketterie (wie in dem hübschen Rondeau, wo den Damen empfohlen wird, glatte Worte ihrer Verehrer mit gleicher Münze zu bezahlen), meistens aber atmen sie eine unverlöschliche Schwermut über ein nur allzu entsagungs-

reiches Leben. Doch zeigt sich in allen ein fester Wille, der bändigend das Herz zum Schweigen bringt. Freilich darf nicht verhehlt werden, daß nicht alle Fragen über die Autorschaft der in ihren Albums aufgezeichneten Liedchen eine volle Antwort, soweit ich es zu übersehen vermag, gefunden haben.

Daß sich zu den Dichtern am Hof auch Musiker einstellten, welche die Liedchen komponierten, und daß überhaupt an dem kunstsinnigen Hof der Tochter Maximilians die Kunst der Töne mit eifrigem Verständnis gepflegt wurde, ist selbstverständlich.

Es mutet seltsam an, daß diese Frau von so viel energischer Schaffenslust und inniger Freude am Schönen doch in ihren letzten Jahren über die eingepflanzte und, wie wir sahen, verschiedentlich nach künstlerischem Ausdruck ringende Sehnsucht nach verlorenem Glück nicht hinauskommen konnte. Lebensmüde, obwohl noch diesseits des fünfzigsten Jahres, sehnte sie sich nach Ruhe. Längst trug sie sich mit dem Entschluß, aus dieser Welt der Täuschungen sich in das von ihr gegründete Annunciatenkloster vor den Thoren von Brügge zurückzuziehen, um den Rest ihrer Tage frommer Betrachtung zu weihen. Es war nur ihr Wunsch, zuvor der Vollendung des Mausoleums in Brou beizuwohnen und dann nach der erwarteten Rückkehr ihres kaiserlichen Neffen in die Niederlande diesem in Person Rechenschaft abzulegen über das ihr anvertraute Amt. Im November 1530 beschäftigt, in Mecheln letzte Zurüstungen zur Reise nach Brou zu treffen, erkrankte sie am Bein. Der Brand trat dazu; bald konnte über den Ausgang kein Zweifel mehr sein. Tapfer, wie sie gelebt, traf auch für den Fall ihres Abscheidens die Regentin ihre Anordnungen. Schon konnte sie nicht mehr die Feder führen, als sie am letzten November 1530 an Karl V. jenen Brief diktierte, in welchem sie mit ebenso reinem Gewissen wie berechtigtem Stolz sich selbst das Zeugnis schrieb über ihr Walten. Scheidend legte sie dem zum Universalerben ernannten Herrscher noch den Frieden ans Herz, besonders mit Frankreich und England. Das mag ihr letzter politischer Gedanke gewesen sein, denn sie verschied noch in der gleichen Nacht.

Karl V. hatte allen Grund, seiner Tante dankbar zu sein. Dieselbe durfte von sich rühmen, daß sie die bei Karls Abreise gänzlich verfahrenen Finanzen, trotz der immer neuen Anforderungen durch fast unaufhörliche Kriege, in Ordnung gebracht habe, ohne die Domänen zu veräußern. Nicht einen Fußbreit Land hatte die energische Frau verloren, im Gegenteil, ihrer sich selbst am wenigsten sparenden Anstrengung verdankte der Kaiser die überaus günstige Lösung der friesischen Frage. Ohne sich zu kümmern um den Vorwurf der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit, hatte sie weder hoch noch niedrig geschont, um des Kaisers Absichten, nicht immer aufs beste von ihm unterstützt, durchzuführen. Sie hat in

der That aus jenen Gebieten erst ein wirkliches Staatswesen geschaffen. Karl durfte sich nicht wundern, wenn sie ihm dies einmal erklärte, damit „wenn auch ihre Person fern von der seinigen sei, wenigstens ihre Dienste seinem Gedächtnis nahe stünden". Ihr Tod war in der That einer der größten Verluste, welche die kaiserliche Sache in den Niederlanden treffen konnten. Ob auch für letztere selbst? Wenn Mitlebende, ohne rechtes Verständnis der historischen Rolle Margaretes, welcher die Blüte des Landes zum Teil sicher zuzuschreiben ist, dies weniger empfunden haben, so dürften nicht viele Jahre verflossen sein, bis sie mit dankbarem Sehnen die stammverwandte Fürsprecherin sich und der Heimat zurückgewünscht haben.

Mitteilungen und Berichte.

Die Wallfahrtsberge von Oberitalien.

Von Karl Meyer.

Unter den immer noch zahlreichen Wallfahrts- und Gnadenorten des mittleren und südlichen Europa zeichnen sich die italienischen, und zwar namentlich die oberitalienischen, in mehr als einer Beziehung aus. Es befinden sich dieselben meist auf mehr oder weniger erhabenen Punkten, von welchen man bald eine weit ausgedehnte, bald eine enger begrenzte, aber darum nicht weniger malerische Aussicht hat. Man sieht etwa die weite Po-Ebene mit ihren Flüssen und Seen, oder man blickt in die nächsten Gebirgszüge mit ihren Thälern und Schluchten, oder man hat wohl auch beides in dem nämlichen landschaftlichen Bilde vereinigt. Ich erinnere, um zunächst bei allgemein bekannten Punkten dieser Art zu verweilen, an die Madonna di S. Luca bei Bologna oder an die Madonna del Monte bei Vicenza, zu welchen Hunderte von Arkaden in ununterbrochener Reihe führen. Die zuerst genannte bietet überraschende Blicke auf die weite Ebene und das Adriatische Meer, während sie zugleich auf einem Hügel steht, der sich nach der andern Seite den Apenninen zuwendet. Auch die italienische Schweiz besitzt mehrere Wallfahrtsberge dieser Art, z. B. die Madonna della Salute über Bellinzona, an und für sich zwar ein schmuckloses Kirchlein, aber eines Besuches wegen der Aussicht auf Bellinzona und seine drei Schlösser sowie auf den entfernteren Lago Maggiore wohl wert. Auch die in künstlerischer Hinsicht nicht uninteressante Madonna del Sasso über Locarno und die noch höher gelegene Kapelle des Monte S. Salvatore bei Lugano gehören hierher. In Bezug auf Anlage und Ausstattung schließt sich namentlich die Madonna del Sasso trotz ihrer Lage auf schweizerischem Boden ganz den italienischen Wallfahrtsbergen an.

Der erhabenste Punkt dieser Art aber ist entschieden die Kapelle Notre Dame des Neiges auf Roccia Melone. Sie steht auf der Spitze des genannten Berges über der Stadt Susa, in einer Höhe von 3584 Metern über dem Mittelländischen Meer, also schon über der Schneelinie, welche freilich hier bedeutend höher als in den Schweizer oder Tiroler Alpen anfängt. Ein piemontesischer Kreuzfahrer,

Bonifacius von Asti, soll dieselbe zum Danke für seine glückliche Befreiung aus den Händen der Ungläubigen erbaut haben. Das Panorama, welches sich hier dem Auge darbietet, ist eines der großartigsten in den Alpen, weil es die Aussicht ins Hochgebirge mit der auf die piemontesische Ebene verbindet. Ein Gebäude von künstlerischem Wert oder mit künstlerischer Ausstattung darf man freilich in dieser Höhe nicht suchen; die Kapelle ist aus Holz gebaut, hat eine Höhe von 3 oder 4 Metern und ein ganz schwarzes Marienbild, welchem der naive Glaube der Gebirgsbewohner allerlei wunderbare Kräfte zuschreibt. Zahlreiche Votivtafeln und Visitenkarten legen von dem Besuche ebenso zahlreicher Wallfahrer und Touristen Zeugnis ab; außerdem meldet eine besondere Tafel mit Inschrift, daß vor einer Reihe von Jahren auch König Viktor Emanuel von Italien den Berg bestiegen und die Kapelle auf demselben besucht hat.

Nun ist aber die Schönheit der Lage keineswegs das Einzige, was die Wallfahrtsberge Oberitaliens vor andern ihresgleichen auszeichnet; es kommt vielmehr noch der architektonische und der dekorative Schmuck derselben hinzu, wie er teils an den Kirchen selbst, teils an den zu ihnen führenden Stationen angebracht ist. Rechnet man hiezu noch die üppige Vegetation, welche diese Berge in der Regel schmückt und mit deren Grün Kirchen und Kapellen so wirkungsvoll kontrastieren, ferner die Portale und Bögen mit ihren Heiligenstatuen und den von der Höhe herabschauenden weißen Campanilen, so ergibt sich ein Bild von höchst eigentümlicher Art, welches empfängliche Gemüter nicht leicht ohne bleibenden Eindruck lassen wird. Indessen würde man doch sehr irren, wenn man bei sämtlichen oberitalischen Wallfahrtsorten auf lauter wirkliche Kunstgenüsse zählen wollte. Neben dem Wirkungsvollen und künstlerisch Bedeutenden ist natürlich auch das Mittelmäßige und das Geschmacklose vertreten, und zwar häufig genug so, daß beides dicht beisammen steht. Es ist das auch ganz begreiflich; denn manche Sanktuarien fallen der Zeit ihrer Entstehung oder wenigstens der ihrer Vollendung nach in die Periode der bereits abnehmenden Kunst. Die vorhandenen Mittel gestatteten nicht immer, daß man sich an hervorragende Künstler von guter Schule wandte; man hatte wohl selber einen schlechten Geschmack oder rechnete wenigstens bei der großen Mehrzahl der Pilger auf einen solchen. Die Mehrzahl der größeren Wallfahrtsorte ist indessen doch sehenswert, schon um ihrer originellen Anlage willen, und bei einigen lohnt es sich ganz entschieden, zur Abwechslung einmal die gewöhnlichen Bahnen der Touristen zu verlassen und die zu ihnen führenden Seitenpfade einzuschlagen.

Das Auffallendste und Merkwürdigste an diesen Wallfahrtsorten sind nun ganz entschieden die zu denselben führenden Stationen. Diesseits der Alpen bestehen diese in der Regel einfach aus Stöcken; auf diesen ruhen größere oder kleinere Nischen, und in letztern sind bald gemalte, bald aus irgend einem bildsamen Stoffe plastisch verfertigte Darstellungen aus der evangelischen Geschichte nebst Zusätzen, welche mehr oder weniger der Legende angehören, angebracht. Auch in Italien fehlen natürlich dergleichen Stationsbilder nicht, allein es gibt neben denselben auch solche von ganz andern Dimensionen; es sind dies förmliche Kapellen mit plastischen Gruppen, deren Figuren von wirklicher Lebensgröße

sind. Diese Gruppen füllen das Innere der Kapellen an, der architektonische oder landschaftliche Hintergrund hingegen befindet sich als Freskomalerei an den Wänden oder Mauern. Das Material, aus welchem die plastischen Figuren bestehen, ist in der Regel gebrannte Thonerde, sogenannte Terracotta. Die Künstler modellierten also ihre Schöpfungen zuerst in Thon, hierauf brannten sie dieselben, und zuletzt strich man sie mit meist sehr bunten und lebhaften Farben an; selbstverständlich erforderten das Material und sein Farbenschmuck eine Aufstellung in geschlossenem Raume.

Als Schöpfer dieses Kunstzweiges nennt uns die Kunstgeschichte den Guido Mazzoni aus Modena († 1518); verschiedene italienische Kirchen enthalten Bildwerke von seiner Hand, als deren Hauptzug die denkbar treueste, der Natur abgelauschte Alltäglichkeit auffällt. Am bekanntesten ist seine in der Krypta des Doms zu Modena befindliche Gruppe der von zwei Donatoren verehrten Madonna; eine bäurisch genrehafte Dienstmagd mit zerrissenen Aermeln ist daselbst mit dem Kochen eines Süppchens beschäftigt. In der nordischen Kunst des fünfzehnten und des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts, wo auch der Nährvater Joseph gelegentlich das Amt der Küchenmagd versieht, ist man an dergleichen derb realistische Züge eher gewöhnt; in Italien hingegen scheint sie nur in derartigen Terracottagruppen vorgekommen zu sein.

In dieser Weise ist z. B. die schon erwähnte Madonna del Sasso bei Locarno ausgestattet, jedoch so, daß die hier aufgestellten Terracottagruppen mehr abschreckend als anziehend wirken. Etwas Geschmackloseres als etwa die Abendmahlsgruppe dieses Wallfahrtsortes kann man sich kaum vorstellen, und dabei leiden die Physiognomien der einzelnen Apostel nicht etwa an Ausdruckslosigkeit, sondern, was noch viel schlimmer ist, an falschem Ausdruck; sie blicken eigentlich grimmig drein, und der grelle Farbenanstrich trägt ebenfalls dazu bei, auch dem Andächtigsten jede Illusion zu benehmen. Entschieden wertvoller sind hingegen die Stationsbilder dreier lombardischer Gnadenorte, nämlich die der Madonna del Monte bei Varese, die des Sacro Monte von Orta und desjenigen von Varallo. Die Zahl der in der angegebenen Weise ausgeschmückten Kapellen beträgt in Varese vierzehn, in Orta zwanzig, in Varallo sogar sechsundvierzig. Manche unter denselben, namentlich in Orta und Varallo, zeichnen sich durch ihre einfache, aber geschmackvolle Architektur aus; die von Varese sind jünger und häufig etwas überladen, wirken aber doch mit ihren Türmchen und Kuppeln, ihren Säulenhallen und Nischen durchaus malerisch und originell. Auch sonst zeigen sich neben den übereinstimmenden Zügen in der Anlage der drei Sanktuarien doch auch manche Verschiedenheiten im einzelnen wie im ganzen. Bei der Madonna del Monte von Varese ziehen sich die Kapellen vom Fuße des Berges bis zu dessen Gipfel, der sogenannten „Betta" hinan, in Orta und Varallo hingegen stehen alle droben auf dem Berg. In Varese und Varallo bilden Darstellungen aus der neutestamentlichen Geschichte, in Orta hingegen Bilder aus dem Leben des heiligen Franz von Assisi den Inhalt der einzelnen Gruppen. Vom Standpunkte der Kunst aus betrachtet, stehen die Bilder von Varallo am höchsten, die von Varese auf der niedigsten Stufe. Wir beginnen die Darstellung mit den letzteren.

Eine gut gepflasterte Straße führt in lauter Windungen ungefähr 12 Meter breit bergan; jenseits der Mauer, welche dieselbe von den grasreichen Abhängen des Berges scheidet, erheben sich mächtige Kastanienbäume, welche ihren Schatten zum Teil auch der Straße mitteilen. An schönen Sommer- oder Herbsttagen ärgert man sich wohl über das Straßenpflaster; bei schlechtem Wetter aber mag dasselbe für die Wallfahrer, für welche die ganze Anlage doch in erster Linie bestimmt ist, eine wahre Wohlthat sein. Mehrere von den vierzehn Kapellen stehen gerade in den Krümmungen der Straße und wirken infolgedessen um so malerischer. Besonders malerisch ist der Anblick, welchen man unmittelbar vor der achten hat. Rechts steht die Kapelle, deren auf dorischen Säulen ruhende Vorhalle in die Straße ragt; etwas weiter rückwärts steht die nächstfolgende, deren Halle dem Wanderer entgegenschaut, noch weiter rückwärts ein Thorbogen, dessen oberste Fläche eine Statue des heiligen Ambrosius trägt.

Die Thüren der einzelnen Kapellen sind mit Gittern versehen und in der Regel verschlossen; nichtsdestoweniger sind die inwendig aufgestellten Gruppen nebst den Freskomalereien des Hintergrundes bei guter Tageszeit und einigermaßen günstiger Beleuchtung leicht erkennbar. Die erste Kapelle enthält den englischen Gruß, die zweite den Besuch der Maria bei Elisabeth, letzteren ziemlich figurenreich; es sind im ganzen zehn Figuren, unter welchen namentlich ein Violinspieler besser als die übrigen ausgeführt ist. Es folgen die heilige Nacht, die Darstellung Jesu im Tempel, der zwölfjährige Jesusknabe unter den Schriftgelehrten, von den Italienern kurz und gut „la disputa“ genannt; dann kommen der Reihe nach der betende Christus im Garten Gethsemane, die Geißelung, Dornenkrönung, Kreuztragung, die Kreuzigung, Auferstehung, Himmelfahrt, Ausgießung des heiligen Geistes und zuletzt die Himmelfahrt der Maria. Es sind, wie jedermann sieht, fast ausschließlich diejenigen Züge der neutestamentlichen Geschichte berücksichtigt, welche Bezug zu den Hauptfesten der Christenheit haben, oder welche sich wenigstens, wie z. B. die „disputa“, an eines der drei Hauptfeste, Weihnacht, Passion oder Ostern, in den evangelischen Quellen anschließen. Eine Ausnahme bildet bloß die Darstellung der Himmelfahrt der Maria; sie konnte aber hier um so weniger fehlen, als gerade am Gedächtnistage derselben, am 15. August, diese Wallfahrtsorte vom Landvolk am meisten besucht werden.[1] Zu diesen Kapellen kommen noch drei steinerne Triumphbögen mit mehr allegorisch gehaltenen Figuren, zwei Brunnenbassins, deren Wasser von dem höheren Nachbar des Sacro Monte, dem mit drei Kreuzen geschmückten Monte delle tre Croci, hergeleitet ist; über dem obern Bassin erhebt sich eine Marmorstatue des Moses.

Gewallfahrtet wurde zur Madonna von Varese schon im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Im Jahre 1474 siedelten sich zwei lombardische Jungfrauen, Caterina Ruffini aus Pallanza und Giuliana Puricelli aus Busto,

[1] Diese Darstellungen beziehen sich auf die fünfzehn „Geheimnisse“ des Rosenkranzes, von denen die ersten fünf dem „freudenreichen“, d. i. der Menschwerdung und Kindheit Jesu, die folgenden dem „schmerzenreichen“, d. i. dem Leiden, die letzten dem „glorreichen“ zugehören; der letztere feiert außer der Auferstehung und Himmelfahrt Christi und der Sendung des heiligen Geistes noch die Himmelfahrt Mariä und deren Krönung. A. d. R.

hier an; sie sind die Stifterinnen des hier noch existierenden Frauenklosters, und ihre Gräber befinden sich in einer Seitenkapelle der Klosterkirche. Das Kloster selbst erhielt von den Herzogen von Mailand und später von den Königen von Spanien allerlei Privilegien und Immunitäten. Die Kirche stammt aus dem Jahre 1570, die Kapellen hingegen sind erst zwischen 1602 und 1680 errichtet worden. Damals zog ein durch Glaubenseifer und Beredsamkeit ausgezeichneter Kapuziner, P. G. B. Aguggiari, in der Nähe und Ferne herum und brachte die erforderlichen Summen in Städten und Dörfern durch seine Predigten zusammen. Der Kardinal Federigo Borromeo begünstigte das Unternehmen ebenfalls, und reiche Mailänder Patrizierfamilien übernahmen die Kosten der Errichtung und Ausschmückung einzelner Kapellen.

Die plastischen Gruppen sowohl als die Freskomalereien sind das Werk lombardischer Künstler des siebzehnten Jahrhunderts. Die ersteren namentlich sind ihrer ganzen Auffassung nach auf den Geschmack und die Nerven des Landvolkes berechnet. Die Künstler suchen weniger durch wirkliche Schönheit oder durch Maßhalten im Ausdrucke als durch Figurenreichtum, Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks und lebhafte Farben zu glänzen; doch fallen die letzteren bisweilen auch spätern ungeschickten Uebermalungen zur Last. Was hingegen den Figurenreichtum betrifft, so verzichtete man nur da, wo er gar zu unhistorisch gewesen wäre, auf seine Anwendung, z. B. in der ersten Kapelle bei der Darstellung des englischen Grußes; aber schon in der folgenden erlaubte sich der betreffende Terracottakünstler, Francesco Silva, den Besuch der Maria bei Elisabeth durch nicht weniger als zehn Figuren darzustellen. Auch die Dornenkrönung in der achten Kapelle besteht aus zehn Figuren, die Himmelfahrt der Maria aus einundzwanzig, die „disputa" aus zweiundzwanzig und die Kreuzigung sogar aus vierzig, zu welchen erst noch die Pferde der berittenen Hauptfiguren kommen. Die Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks endlich hängt mit jenem Naturalismus zusammen, welcher der spätern italienischen Kunst überhaupt eigentümlich ist. Sie repräsentiert die geistigen Strömungen der Gegenreformation, ihren Hang zu Ascese und Fanatismus; sie stellt mit Vorliebe Martyrien dar, so daß Goethe beim Anblick ihrer Werke die Hauptfigur stets auf der Anatomie, dem Rabenstein oder dem Schindanger zu erblicken glaubte. Künstler von untergeordneter Bedeutung, wie es unsere Terracottakünstler waren, verschmähten dann gelegentlich auch die Grimasse nicht und wandten namentlich in den Passionsscenen gerne jene gröbern Effekte an, welche uns aus der deutschen Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts bekannt sind: den blutbefleckten Leib des Erlösers, die grimmigen Mienen und Bewegungen seiner Peiniger u. a. m. Mannigfaltiger und origineller treten uns alle diese Züge auf dem Sacro Monte von Varallo entgegen.

Die Aussicht vom höchsten Gipfel der Madonna del Monte, dem sogenannten Monte delle tre Croci, umfaßt die lombardische Ebene bis zu den Apenninen und in derselben nicht weniger als 6 Seen nebst zahlreichen Dörfern und Städten. Bei hellem Wetter erblickt man den Mailänder Dom, die Türme und Kuppeln von Monza, Cremona und Novara, die Superga bei Turin und die Riesenstatue von S. Carlo Borromeo bei Arona. Nordwärts sind überdies



die Schneegipfel der Hochalpen, vor allen der auf seiner Südseite so imposant aufsteigende Monte Rosa, sichtbar.

Wesentlich verschieden von der Anlage der Madonna del Monte ist die des Sacro Monte von Orta am See gleichen Namens in Sardinien. Seine Kapellen, zwanzig an der Zahl, begleiten den bergansteigenden Pilger nicht, sondern sie stehen sämtlich auf der kleinen Hochebene, welche den Rücken des Berges bildet, und zwar ziemlich nahe bei einander. Man denke sich einen ungefähr drei Stunden langen tiefblauen, rings von Bergen eingeschlossenen See. Am östlichen Ufer desselben ragt ein nicht gerade hoher, aber sehr malerischer Berg vorgebirgsartig in den See hinaus und bildet so eine kleine Halbinsel; sein westliches Ende senkt sich ziemlich schroff in die Tiefe. Es ist der Sacro Monte; unmittelbar an seinem Fuße liegt das Städtchen Orta so zwischen Berg und See eingeklemmt, daß es eigentlich nur aus einer einzigen schmalen, aber sehr langen Straße besteht. Die Stadt selbst ist infolge ihrer eigentümlichen Lage schattig und kühl, ihre Umgebungen aber sind heiß und zeichnen sich durch üppige südliche Vegetation aus; an dem felsigen Südabhange des Sacro Monte wuchern Kaktus und Aloe im Freien, und auch sonst zeichnen sich die Ufer des Sees durch ihre prachtvollen Feigen-, Kastanien- und Nußbäume aus. Freilich liegt auch der See tiefer als die Gegend ringsum, und die von Borgomanero nach Orta führende Straße senkt sich ganz bedeutend von dem höher gelegenen Plateau zu jenem hinab. Auf den ringsum liegenden größeren und kleineren Flächen tragen Landschaft und Vegetation ein beinahe nordisches Gepräge; der See hingegen wird durch die umliegenden Höhenzüge vor allen rauhen Luftzügen geschützt. Der Reiz dieser an sich schon farbenreichen Landschaft wird nun aber noch durch eine Insel erhöht, welche mitten aus dem tiefblauen Seespiegel aufsteigt; sie ist beinahe ganz mit Gebäuden bedeckt, und aus diesen ragen ein ansehnliches Priesterseminar und der zierliche weiße Turm einer Kirche besonders hervor. Es ist die Insel San Giulio; ihren Namen verdankt sie dem heiligen Julius, welcher im vierten Jahrhundert als Heidenbekehrer aus Griechenland in diese Gegend gekommen ist. Orta, der Sacro Monte und die Insel liegen nahe bei einander, und die ganze Landschaft gestaltet sich infolgedessen zu einer in hohem Grade pittoresken.

Den Inhalt der hier befindlichen Stationskapellen bildet also das Leben des heiligen Franz von Assisi, wohl des populärsten unter allen Heiligen und Ordensstiftern des Mittelalters; ein Leben, welches in seinen historisch beglaubigten wie in seinen legendenhaften Zügen mehr als irgend ein anderes seinesgleichen den bildenden Künsten, zumal der Malerei, dankbare Motive geliefert hat. Daß die Kunst neben dem wirklich und nachweisbar Geschehenen auch das bloß Legendenhafte benutzte, wird ihr wohl niemand, der überhaupt ihre Aufgaben zu beurteilen versteht, im Ernste verargen wollen; denn ohne Sage und Legende gibt es in Bezug auf gewisse Zeitalter überhaupt keine Möglichkeit künstlerischer Auffassung und Wiedergabe. Zudem war der heilige Franz eine so kindlich reine, so in Selbstlosigkeit und Nächstenliebe aufgehende Natur, daß ihm auch die Legende beinahe nur Züge ähnlicher Art angedichtet hat. Hase, der bedeutendste und geistreichste unter seinen modernen Biographen, hat daher

dieses Heiligenleben nicht mit Unrecht eine mittelalterliche Kopie des Lebens Jesu genannt.

Zu den vorzüglichsten unter den hier dargestellten Szenen gehört die, in welcher der Heilige das erste Mal vor den Papst tritt, um seinen Orden bestätigen zu lassen; ferner sein Auftreten vor dem ägyptischen Sultan Malek el Kamel, endlich, die beste von allen, seine Kanonisation durch Gregor IX. in Gegenwart des ganzen Kardinalskollegiums. Diese Gruppen sind sämtlich reich an Figuren, und die schlichten braunen Kutten der Franziskaner kontrastieren um so malerischer mit den bunten Gewändern der päpstlichen und sultanischen Würdenträger, als die ausführenden Künstler mit Vorliebe die grellsten Farben an den Kleidern des Papstes und seiner Kardinäle wie des Sultans und seiner Mameluken angebracht haben.

Eine andere Gruppe stellt den Tod des Heiligen dar. Dieser liegt in der Mitte seiner Ordensbrüder und zwar, da er seine Kutte nur als ein ihm auf Lebenszeit geliehenes Gut betrachtete und dieselbe demgemäß vor seinen letzten Momenten noch abgelegt hatte, nackt da, so daß die bekannten Wundmale an seinem Körper deutlich sichtbar sind. Links stürzt ein kolossaler Teufel kopfüber davon, ohne Zweifel, weil er sieht, daß bei diesem Todesfalle doch nichts für ihn herauskommt. Dieser Teufel ist übrigens wohl die gelungenste Figur der ganzen Gruppe; er vereinigt an seinem Leibe so ziemlich alle Abnormitäten, welche der Volksglaube vergangener Jahrhunderte dem Fürsten der Finsternis zuschrieb. Wirklichen Kunstwert haben übrigens höchstens einzelne Figuren, zum Teil bloße Nebenfiguren wie der oben erwähnte Teufel; die beste von allen ist eine einfache Bäuerin, welche sich bei einer Predigt des Heiligen unter der Zuhörerschaft befindet. Nichtsdestoweniger sind die meisten Szenen, was ihre Gesamtwirkung betrifft, glücklich entworfen, und es wird ihnen auch in der Regel gelingen, beim Beschauer bleibende Eindrücke zu hinterlassen.

Von unbeschreiblicher Wirkung aber sind die üppige Vegetation des Berges und seine unvergleichlich schöne Lage. Ueber den malerischen Kapellen dieses Wallfahrtsortes, über dem hübschen Klostergebäude mit seiner Kirche, besonders aber über den hochstämmigen Buchenhainen und den tiefgrünen Lorbeerbüschen ruht ein eigentümlich romantischer Zauber, und wenn vollends an hellen, warmen Sommerabenden die harmonisch gestimmten Glocken des Campanile bald einzeln, bald in gemeinsamem Accorde durch Busch und Hain erklingen, fühlt man sich zum Bleiben und Träumen beinahe gezwungen. Die Väter Franziskaner freilich, welche in solcher Umgebung eigentlich ein beinahe unentbehrliches Glied der Staffage bilden, sieht man nur noch in ihren aus gebrannter Erde gebildeten Kopien; die leibhaftigen Ordensmänner sind von der italienischen Regierung schon seit Jahren ausgewiesen worden und haben sich in aller Herren Länder zerstreut. Das Klostergebäude wird dafür an Familien aus Mailand oder Turin als Sommerfrische vermietet, und in der Nähe desselben steht überdies ein Kaffeehaus.

Ein dritter Wallfahrtsberg Oberitaliens von ähnlicher Anlage wie der von Orta, aber gleich dem von Varese der Madonna gewidmet, ist der von Varallo. Varallo liegt an der Sesia und zwar gerade da, wo dieser Fluß sein Alpenthal

verläßt und sich der weiten Po-Ebene zuwendet. Der Sacro Monte steigt unmittelbar über der Stadt empor; der Kunstwert seiner einzelnen Kapellen und ihrer Thongruppen ist viel bedeutender, als es bei den bis jetzt geschilderten der Fall war; es hängt dieser Umstand zum Teil mit der früheren Entstehungszeit und Vollendung der ganzen Anlage zusammen.

Ein Franziskaner aus Mailand nämlich, Bernardino Caimo mit Namen, hatte zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Jerusalem und das heilige Grab gesehen. Er war fortan von dem Wunsche beseelt, in seiner Heimat eine Kopie des letzteren zu erstellen, und hierzu schien ihm nach reiflicher Ueberlegung der steil über Varallo ansteigende Berg die passendste Oertlichkeit zu sein. Die Arbeiten begannen im Jahre 1491, und zwar mit Errichtung derjenigen Kapelle, welche das heilige Grab, eine genaue Nachahmung des in Jerusalem befindlichen, enthält. Caimo hatte laut der noch jetzt hier vorhandenen Ueberschrift die ausgesprochene Absicht, denjenigen, welche nicht selber nach Jerusalem kämen, das vornehmste Ziel der Palästinapilger, das Grab des Erlösers, wenigstens im Abbilde zugänglich zu machen — ut hic Hierusalem videat, qui peragrare nequit. Deshalb hieß auch anfänglich der ganze Berg „das heilige Grab von Varallo", und erst später, als nach und nach auch die übrigen Kapellen entstanden, kam die jetzt übliche Bezeichnung „Nuova Gerusalemme nel Sacro Monte di Varallo" (Neu-Jerusalem auf dem heiligen Berge von Varallo) auf. Die gegenwärtige Zahl der Kapellen beträgt sechsundvierzig, eine Zahl, welche auf dem verhältnismäßig schmalen Plateau des Berges kaum möglich wäre, wenn man nicht häufig zwei oder drei unter einem einzigen Dache vereinigt und nur durch besondere Eingänge geschieden hätte. Auch hier enthalten dieselben lebensgroße zu Gruppen vereinigte Figuren aus gebranntem Thon, und auch hier ist der Hintergrund mit Freskobildern bemalt. Den Inhalt bildet die heilige Geschichte des Neuen Testaments, nur in größerer Ausführlichkeit als auf dem Berg bei Varese. Dazu kommt noch um des symbolischen Zusammenhangs willen in der ersten Kapelle die Darstellung des Sündenfalls, Adam und Eva unter dem Baume der Erkenntnis, umgeben von einer Menagerie von nicht weniger als zweiundvierzig Tieren jeglicher Art, von Vierfüßlern, Vögeln und Reptilien.

Auch in den Mysterien des späteren Mittelalters war es bekanntlich je länger je mehr Sitte geworden, den Sündenfall als Ursache der Menschwerdung den neutestamentlichen Begebenheiten vorauszuschicken. Die Mysterien, welche namentlich in Italien oft mit großer Pracht aufgeführt wurden und bei welchen eine zahlreiche Menge, bunt gekleidet und in zahlreiche kleinere Gruppen verteilt, mitwirkte, mögen neben anderen Ursachen auf Komposition und Ausstattung derartiger plastischer Darstellungen eingewirkt haben. Und diese Thongruppen ersetzen uns in jenem Lande einigermaßen das, was uns diesseits der Alpen die Steinskulpturen gotischer Kathedralen und die Schnitzaltäre des ausgehenden Mittelalters bieten, deren Zusammenhang mit den geistlichen Spielen ja ebenfalls Thatsache ist. Nur stellen die Werke der bildenden Kunst dasjenige bleibend dar, was die Mysterien ihrer Natur nach nur vorübergehend zur Darstellung bringen können.

Die Kapellen des Sacro Monte von Varallo stammen meist aus dem sechzehnten Jahrhundert, also aus der Blütezeit der italienischen Kunst. Manche erheben sich freilich trotzdem nicht über eine gewisse handwerksmäßige Tüchtigkeit; man sieht ihnen an, daß sie nicht einer künstlerisch noch rohen und unentwickelten Periode angehören, zugleich aber auch, daß nicht gerade Künstler von Bedeutung bei ihrer Herstellung thätig gewesen sind; immerhin tragen sie wenigstens insofern den Stempel ihres Jahrhunderts, als sie ihrer Mehrzahl nach nicht unter eine gewisse durchschnittliche Tüchtigkeit hinabsinken. Die einzelnen Figuren sind frei von mittelalterlicher Befangenheit und Unnatur, aber es fehlt doch häufig ein gewisses Maßhalten und ein gewisser idealer Zug. Man verstand es nicht überall, durch verhältnismäßig geringe Mittel Großes zu erreichen, und suchte lieber durch Aufbietung aller nur denkbaren Aeußerlichkeiten, durch eine möglichst große Zahl von Figuren, theatralische Anordnung des Ganzen u. dgl. zu wirken. Dennoch knüpfen mehrere Bilder dieses Wallfahrtsortes an einen hervorragenden Namen an, nämlich an den des Gaudenzio Ferrari, dessen Werke überhaupt in der Lombardei noch jetzt in beträchtlicher Zahl vorhanden sind.[1] Gaudenzio Ferrari wurde in dem unweit Varallo gelegenen Valduggia etwa 1481 geboren und besuchte auch in späteren Jahren die Gegend, aus welcher er stammte, häufig und mit Vorliebe. Unter den Kapellen des Sacro Monte von Varallo nun gehört ihm hauptsächlich die achtunddreißigste an. Die Hauptfigur derselben ist Christus am Kreuz zwischen den beiden Schächern. Christus selbst ist an den Kreuzesstamm festgenagelt, die beiden anderen hingegen sind bloß mit Stricken festgebunden, so daß die Oberkörper weit vorwärts gebeugt sind; auf den Nacken des Unbußfertigen hat sich bereits ein kleiner geflügelter Teufel mit Schlangen statt der Haare, fürchterlichen Krallen an Händen und Füßen und einem Dreizack in der linken Hand niedergelassen. Die ruhig und edel gehaltene Figur des Erlösers und sein nur wenig geneigtes Haupt kontrastieren sehr wirksam mit den würdelos vorgestreckten Körpern der Schächer, namentlich mit dem des unbußfertigen, dessen Gesicht einen krankhaft verzerrten Mund und entsetzt rückwärts nach dem Teufel hin sich verdrehende Augen zeigt, welche den Ausdruck des Verbrecherischen in gesteigertem Maße aussprechen. Im Vordergrunde der Gruppe sieht man links Maria, ohnmächtig und von den übrigen Frauen nur mit Mühe aufrecht gehalten, rechts Johannes, schmerzlich zum Kreuz aufblickend, einige jüngere Frauen mit Kindern in den Armen und würfelnde römische Soldaten. Neben den Kreuzen und zwischen denselben halten einige Römer hoch zu Roß, unter ihnen Longinus mit seinem Speer. Unter den Mittelfiguren tritt besonders eine Frau hervor, welche am Kreuze des Erlösers kniet und dieses fest umschlungen hält; die von ihrem Haupt üppig herabwallenden Haare kennzeichnen sie als Maria Magdalena. Alle diese Figuren bestehen aus Terracotta und sind mit Farben bemalt. Der in Fresko angefertigte Hintergrund enthält in der Tiefe die Kuppeln und Türme der Stadt Jerusalem, in der Höhe klagende Engelsfiguren. Außer dieser Kapelle hat Gaudenzio Ferrari auch noch die Fresken der fünften gemalt, welche die Ankunft

[1] Varallo, wie überhaupt das ganze zwischen der Sesia, dem Ticino und den Alpen liegende Land, das sogenannte Navarese, war bis zum österreichischen Erbfolgekriege lombardisch.

der heiligen drei Könige in Bethlehem enthält. Es sind einzelne Reiterfiguren, welche zum Gefolge der im Vordergrund aus Terracotta gebildeten Könige gehören; eine derselben soll den Künstler selbst in Porträt darstellen, eine zweite einen reichen Mailänder, welcher sich durch reichliche Spenden für die Grabkapelle beteiligt hatte. Hinter dem Gefolge ist noch ein landschaftlicher Hintergrund mit Hirten, einigen Schafen, einem Hund und Bäumen angebracht; leider sind die Malereien ziemlich stark beschädigt. Anderes wird dem Künstler wohl mit Unrecht zugeschrieben; so wird man z. B. bei der eben erwähnten Kapelle, wenn man die gemalten Figuren des Hintergrundes mit der modellierten der Könige und ihrer Pferde nebst einigen ebenfalls modellierten Nebenfiguren aufmerksam vergleicht, schwerlich beide Gruppen dem nämlichen Künstler zuschreiben wollen. Einige Figuren, z. B. der Mohrenkönig mit seinem ungeschickt angebrachten Vollbart, oder der beinahe in der Mitte der Gesamtgruppe stehende Mann mit der Lanze, dessen Kopf viel zu groß und dessen Schultern von augenfälliger Ungleichheit sind, passen zu dem Namen eines so bedeutenden Künstlers in keiner Weise. Ebenso verhält es sich mit der sechsten Kapelle (Maria und Joseph mit dem neugeborenen Jesuskind) und mit der siebenten (Anbetung der Hirten). Es ist möglich, daß Gaudenzio Ferrari noch einzelne Gruppen angeordnet hat; aber die Ausführung hat er entschieden andern überlassen. Daneben aber begreift es sich leicht, daß ein gewisser Lokalpatriotismus geneigt war, ihm mehr zuzuschreiben, als er in Wirklichkeit ausgeführt hat.

Nichtsdestoweniger gibt es, auch wenn man von den zwei eben geschilderten Kapellen absieht, noch einige, deren Inhalt trotz ihres geringeren Kunstwertes beachtenswert ist und auf den Beschauer bedeutenden Eindruck macht. Zu diesen gehört u. a. die schon erwähnte erste mit Adam und Eva im Paradiese, namentlich aber die elfte, die Ermordung der unschuldigen Kinder in Bethlehem. Letztere ist ungemein reich an Figuren, und die vielen händeringenden Mütter, die tot oder in den letzten Zügen liegenden Kinder, sowie die mit den Schwertern drohenden und mordenden Kriegsknechte bilden eine höchst lebendige Szene. Sogar einige Wiegen und etwas Kinderspielzeug ist vorhanden, und ein grimmig aussehender großer Hund scheint entschieden für die Mörder Partei zu nehmen. Etwas theatralisch nimmt sich freilich der im Hintergrund unter einem Baldachin sitzende, mit dem Zepter in der Hand und der Krone auf dem Kopfe dem Gemetzel zuschauende Herodes aus, und auch einige andere Figuren sind nicht frei von einer gewissen Manier. Wieder andere streifen hart an das Komische; so z. B. die Mutter, welche in gerechtem Zorn einen Mörder an der Nase packt, und eine zweite, deren Mund sich der ausgestreckten Hand eines Soldaten gerade so nähert, als ob sie ihn beißen wollte. Vergleichen wir indes unsere Thonfiguren etwa mit dem Titelbilde von Barthold Heinrich Brockes' deutscher Uebersetzung des bethlehemitischen Kindermords des neapolitanischen Dichters Marini,[1] so erscheint sie uns noch recht maßvoll. Letzteres Bild macht, ganz abgesehen von seinen fürchterlichen Blutlachen und den die Kinder wirklich zerfleischenden Hunden, von der Grimasse einen viel ausgiebigeren Gebrauch als

[1] Giambattista Marini, geb. 1569, gest. 1625, ist namentlich durch seine „strage degli innocenti“ berühmt oder eher berüchtigt geworden.

der Terracottakünstler von Varallo; freilich findet es auch an den Schimpfwörtern, mit welchen der Dichter selbst die Soldaten belegt, und an den Schilderungen ihrer scheußlichen Gesichter ein würdiges Seitenstück:

Des Mörders Kleidung war ein dichtgeflochtnes Seil,
Das ihm zum Panzer dient', ein rostig's Eisen deckte
Sein Haupt statt eines Huts, die Faust beklemmt' ein Beil,
Mit selbem macht' er Platz, wann er es von sich streckte;
Von Borsten ist sein Maul, als ein wild Schwein, umringt,
Aus welchem Maul denn auch ein groß Paar Zähne dringt.

Marinis „strage degli innocenti“ gehört freilich erst dem siebzehnten Jahrhundert an; doch kam es schon früher in Italien bei Aufführungen gelegentlich vor, daß sich die unglücklichen Mütter schließlich bei den Haaren nahmen. So berichtet wenigstens Della Valle in seinen „lettere Sanesi“.

Das Kostüm der Thonfiguren ist natürlich in zahlreichen Fällen nicht das des ersten, sondern das des sechzehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Die berittenen Römer in der Darstellung der Kreuzigung sind nicht römisch, sondern spätmittelalterlich gewappnet, und die architektonischen Hintergründe sind durchweg mehr italienisch als morgenländisch gehalten. Auch in den Umgebungen, Gerätschaften und Nahrungsmitteln fehlt es nicht an mancherlei Modernisierungen und Italienisierungen; bei der Abendmahlsszene der zwanzigsten Kapelle z. B. enthalten die Flaschen lombardischen Rotwein, und der Nachtisch besteht selbstverständlich aus „frutti e formaggio“ (Obst und Käse).

Was das Aeußere der Kapellen betrifft, so sind manche in architektonischer Beziehung nicht uninteressant; vor denen von Varese zeichnen sie sich namentlich durch größere Einfachheit und bessern Geschmack aus. Sämtliche Kapellen sind ferner numeriert; doch wird ein Tourist, welcher nur über wenige Stunden zu verfügen hat, wohl daran thun, sich eines Führers zu bedienen, um nicht mit Suchen seine Zeit unnütz zu verlieren. Die Führer, zumal die zum sogenannten schönen Geschlecht gehörigen, sind übrigens in ihren Erklärungen äußerst ausführlich; bei den Fremden scheinen sie durchschnittlich große Unwissenheit in religiösen Dingen vorauszusetzen; infolgedessen erklären sie nicht bloß das, was der Tourist von Hause aus nicht wissen kann, sondern sie machen ihn häufig sogar auf Christus und die Madonna besonders aufmerksam.

Außer den Kapellen befindet sich noch ein Brunnen auf dem Sacro Monte, auf welchem das Bild des Gekreuzigten angebracht ist; ferner die Statuen von Bernardino und Gaudenzio Ferrari, die beiden letzteren übrigens modern. Das Marienbild, zu welchem gewallfahrtet wird, stellt die Himmelfahrt der Madonna dar; gegenwärtig befindet es sich unter dem Hochaltar der Klosterkirche in einer unterirdischen Kapelle. Der Raum, von wenigen Wachslichtern spärlich erhellt und von leise betenden Gestalten angefüllt, macht einen höchst eigentümlichen Eindruck.

Die Höhe des Berges wird durch ein grasbewachsenes und von zahlreichen Pfaden durchzogenes Plateau gebildet; schlank gewachsene Bäume beschatten dasselbe und machen es auch in den heißen Mittagsstunden zu einem ganz an-

genehmen Aufenthaltsorte. Die Aussicht, welche man auf demselben genießt, ist mehr malerisch als umfassend: ringsum bewaldete Bergkuppen und in beinahe senkrechter Tiefe die Stadt Varallo, an welcher die Sesia vorbeirauscht; letztere hat als Alpenwasser vor zahlreichen kleinern italienischen Gebirgsflüssen den Vorzug, daß sie das ganze Jahr hindurch nicht austrocknet. Das ganze landschaftliche Bild erinnert einigermaßen an Heidelberg, nur sind die Abhänge hier etwas schroffer als im Neckarthal.

Fragen wir schließlich noch nach den Leuten, aus welchen die Mehrzahl der Pilger in Varese, Orta und Varallo besteht, so sehen wir bald, daß wir es nicht wie etwa in Rom oder Loreto mit Leuten aus allen Ständen und aus aller Herren Ländern zu thun haben. Es sind vielmehr überwiegend Landleute aus den näheren und ferneren Umgebungen, also Lombarden und Piemontesen, und die den höhern Ständen angehörigen Pilger, die „signori", verschwinden so ziemlich unter dem Landvolk. Die Leute kommen meist zu Fuß auf den staubbedeckten Landstraßen herbei, und viele unter ihnen, namentlich die Frauen, gehen überdies barfuß, tragen wohl auch die Schuhe, um sie zu schonen,[1] in den Händen. Letzteres hat übrigens, abgesehen von dem oft lästigen Staub, wenig zu sagen; denn in Varese und Varallo ist der Zudrang am Tage von Mariä Himmelfahrt (15. August) und in Orta am Portiunculafeste (2. August), überall also in der guten Jahreszeit, am stärksten. Die Trachten der festlich gekleideten Frauen sind zum Teil sehr malerisch, die hauptsächlich in die Augen fallenden Farben sind Himmelblau, Weiß und Rot. Für den Wanderer, welcher in der Nähe eines solchen vielbesuchten Gnadenortes zu übernachten genötigt ist, gestaltet sich die Nacht unmittelbar nach einem solchen Feste freilich nicht zu einer sehr erholungsreichen, indem das Singen und Lärmen auf den Straßen in der Regel erst lange nach Mitternacht aufzuhören pflegt. Doch soll damit nicht behauptet werden, daß die eifrigsten Wallfahrer auch gerade die ärgsten Nachtlärmer seien.

Zwei Tübinger Professorenfamilien im 16. Jahrhundert.

Im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts treten uns in Tübingen zwei Professorenfamilien in verschiedenen urkundlichen Nachrichten entgegen, die für die Kulturgeschichte nicht uninteressant sind. Es ist ein wenig erbauliches Leben und Treiben, das sich vor unsern Augen entrollt und an dem sich die Familien Crusius und Hamberger beteiligen. Martin Crusius ist der bekannte ausgezeichnete Gelehrte, der seit 1559 Professor der griechischen und lateinischen Sprache in Tübingen war. Er hat eine große Anzahl vortrefflicher Werke geschrieben, von denen wir nur, als uns am meisten interessierend, die Commentarii graeci de bello smalcaldico (bei Freher, Script. rer. germ. III.) und die Annales sueviae erwähnen. Letztere wurden später unter Mosers Leitung

[1] Nicht um ihre Schuhe zu schonen, sondern infolge eines Gelübdes. A. d. R.

übersetzt und nebst einer Biographie des Autors und Nachträgen in Frankfurt und Leipzig 1738 herausgegeben. Crusius starb im Jahre 1607 zu Tübingen. Näheres über ihn findet man in vorgenannter Biographie, in der Biographie universelle und der dort citierten Litteratur. Ueber Hamberger wissen wir nichts, als was Jöcher sagt. Nach diesem war er Professor der Medizin zu Tübingen und auch in arabischer, griechischer und lateinischer Sprache wohl erfahren.

Beide ehrsame Gelehrte hatten wenig Freude in ihren Familien. Ihre Gattinnen waren, wie wir vorausschicken dürfen, Schwestern. Professor Hamberger hatte einen Sohn, mit dem sich der Senat mehrfach zu beschäftigen hatte.[1] Das eine Mal hat er einem Wächter den Spieß zerhauen, das andere Mal hat er eine Schlägerei begonnen, wobei ein Student von einem Schneidergesellen mit einer eisernen Stange niedergehauen wurde. Ueberhaupt, heißt es in einem Protokolle, sei es communis vox, der junge Hamberger sei ein magicus, schlage stracks einem an den Hals. Bald darauf geht er mit drei Kommilitonen in des Henkers Haus; dort trinken sie 23 Maß Wein, lassen sich des Henkers Schwert zeigen und erbitten von ihm einen Strick. Nach dieser Affaire wird Hamberger einige Wochen in den Karzer gelegt und ernstlich ermahnt, der schwarzen Kunst abzusagen. Aber kaum ist er des Gefängnisses ledig, als er wieder seine alten Streiche beginnt, die Leute auf den Straßen angreift und sich mit ihnen haut. Eine Zeitlang schweigen die Protokolle von ihm, als er plötzlich wieder auftaucht und angeklagt wird, mit einigen Kommilitonen bis nach Mitternacht in der Stadt umhergezogen zu sein und vor der Professoren Häusern das Lied von den sieben Nonnen und andere schamlose Lieder gesungen zu haben. Auf die Abmahnungen des Pedells und Wächters sei die Frage erfolgt: ob ihnen die Haut beiße, wollen die Klingen mit ihnen teilen. Sollte dies sein letzter Studentenstreich gewesen sein? Wir finden ihn in unserer Quelle bloß noch einmal wieder und schon als Dr. Hamberger, mit der Auklage belastet, einen Befehl des Senates zum Fenster hinausgeworfen zu haben.

Hambergers Vetter, der junge Crusius, scheint nicht viel anders gewesen zu sein. Sein eigener Vater, der Professor Crusius, zeigt ihn beim Senat an, daß er gar ungehorsam sei und Bücher versetzt habe. Der Herr Sohn wird vor den Senat citiert, ihm ein guter Filz gegeben, dann wird er ins Loch gelegt, ohne daß die Bestrafung, wie es scheint, von sonderlicher Wirkung war, da der stud. Crusius mit ähnlichen Vergehen noch öfters wiederkehrt. Aber der bedauernswerte Vater muß nicht nur seinen Sohn, sondern auch seine Tochter beim Senat anzeigen. Vergebens habe er sie ermahnt, nicht ohne sein Wissen zu heiraten; nun sei der Magister Hecker ins Haus gekommen, und dem habe sie die Ehe versprochen. Der Vater bittet, ihm zu helfen, von diesem Hecker „unturbiert" zu bleiben. M. Hecker, vorgeladen, sagt aus, die Dirne habe ihn erst bewegt und angesprochen, ihr die Ehe zu versprechen, und ihm eines darauf und daraus getrunken; er wolle sie aber sub conditione verlassen, daß ihm kein Nachteil daraus erwachse. Theodora Crusius wird nun vorgefordert und

[1] Siehe für das Folgende die Auszüge aus den Pönalprotokollen in R. v. Mohl, Sitten und Betragen der Tübinger Studierenden während des 16. Jahrhunderts. Tübingen 1832.

erklärt, sie wolle keinen Anspruch auf ihn machen, könne ihn gar wohl lassen, wolle es aber nicht auf ihr Gewissen nehmen, sondern ihrem Vater folgen. Eine Konfrontation der Beteiligten führt wegen der Gewissensfrage zu keinem Resultat. Endlich gibt der Magister nach und will einen Entsagungsbrief geben. Aber zwei Tage darauf werden beide wieder vorgefordert, weil sie noch eine Zusammenkunft unter der Hausthüre gehabt hätten, und nun erklärt Theodora, wenn der Vater es erlaube, wollten sie zusammenbleiben. Doch der alte Crusius ist starrköpfig und versichert, seine Tochter nur einem Manne geben zu wollen, der sie ernähren könne.

Das Ende dieser in Universitätsprotokollen gewiß einzig dastehenden romantischen Geschichte fehlt uns leider, doch bietet uns ein herzogliches Reskript[1] aus dem Jahre 1591 einen netten Abschluß für die Verhältnisse in den beiden Familien und zugleich eine Art psychologischer Erklärung für das Wesen und Auftreten der Kinder. Es heißt in dem Reskript: der Herzog habe durch seine Visitatoren in glaubwürdige Erfahrung gebracht, daß Dr. Hambergers und Crusii Hausfrauen, so Schwestern seyen, sich nicht geziemlich halten, sondern, wenn sie erzürnt, Gott lästern, übel fluchen, daneben der Trunkenheit nachhangen, sonderlich des Crusii Weib die Predigt göttlichen Wortes unfleißig besuche, oftmals außer der Stadt gen Lustnau und Derendingen ziehe und sich unter solchem ziemlich verdächtig mache.

So weit reichen unsere urkundlichen Nachrichten. Die beiden Professoren mögen schwer genug an ihrem Hauskreuz getragen haben.

Bruno Gebhardt.

[1] A. Tholuck, Vorgeschichte des Rationalismus. I. Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts. Berlin 1853. S. 145.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

Römer und Germanen im 3. und 4. Jahrhundert.

(Die Grenzwehr von 268—375.)

Von

Julius v. Pflugk-Harttung.

Die Not des 3. Jahrhunderts brachte das römische Reich an den Rand des Unterganges; da waren die Menschen selten geworden, das Land verödete, die Städte zerfielen, der Wohlstand verkam, die zarteren und edleren Regungen erstarben. Traurig konnte ein Panegyriker sagen: „Die Ebene bis an die Saone war einst fröhlich und reich, solange man die Gewässer in Ordnung hielt — jetzt sind die Niederungen zum Flußbette oder zur Pfütze geworden; die gewaltigen Weinstöcke sind verholzt und verwildert, und neue kann man nicht pflanzen. Von der Stelle an, wo der Weg auswärts führt nach dem belgischen Gallien, ist wüste, stumme, düstere Oede; selbst die Heerstraße ist schlecht und uneben und erschwert den Verkehr."

Und das alles war bewirkt durch Zerrüttung im Innern und den Feind von außen, und dieser Feind war der Germane. Ueberall hatte er die gegen ihn errichteten und lange behaupteten Grenzwehren durchbrochen und war vorgestürmt in ein verheißungsvolles Land. Es gab um die Mitte des 3. Jahrhunderts nur noch wenige glückliche Gebiete auf dem europäischen Festlande, die die verderbendrohenden blauen Augen und die blonden Flatterhaare nicht gesehen, nicht die vernichtende Faust der Germanen empfunden hatten. Von Pest, Hungersnot und Parteiwut, von Eigennutz und Unwert gefördert, schien das Abendland ihre Beute werden zu sollen.

Ein wichtiger vorgeschobener Grenzstrich war das Dekumatland, welches durch Wall und Graben von der Donau bis zum Rheine gedeckt wurde. Wohl unter Gallienus ging es an die Alamannen

verloren, und zwar in der Weise, daß sich die Eindringlinge bald in schnellerem, bald in langsamerem Tempo als Ansiedler vorschoben, daß sie bald mehr mit dem Pfluge, bald mehr mit dem Schwerte unterwarfen. Neben dem alamannischen wird nicht selten der römische Bauer geerntet, zumal in den Städten sich verhältnismäßig lange der römische Händler behauptet haben. Wenn dort also die letzte lateinische Inschrift aus dem Jahre 268 stammt, so zeigt sie einerseits nur den Abschluß einer allmählichen, lange dauernden Entwickelung, und andererseits ist gewiß, daß nach Setzung des letzten Inschriftsteines nicht auch der letzte Römer das Land verließ, sondern nur, daß von da an das germanische Wesen völlig die Oberhand gewonnen hatte.

Endlich, in höchster Not, erschien die Rettung. Die Kaiserwürde kam in den Besitz thatkräftiger Söhne Illyriens, zunächst in den des kriegerischen Klaudius. Die dichten Massen der in den Balkanländern streifenden Goten wurden von ihm geschlagen, unzählige Gefangene gemacht und die viel durchbrochenen und verlorenen Grenzwehren soweit wie möglich wiederhergestellt. Daß unter ihm wirklich die militärische Organisation der Grenzwehr teilweise bestand, zeigt einer seiner Briefe an Aurelian, der sich um die Verteidigung der Reichsgrenze schon damals verdient gemacht hatte, worin es heißt: „Ich stelle alle Truppen in Thrakien, Illyricum und die ganze Grenzwehr unter deine Befehle" (Scr. H. A. Aurelianus XVII). Mitten in seiner Siegesbahn wird der Kaiser von einer Seuche hinweggerafft.

An seine Stelle erhoben die Legionen ihren bedeutendsten Führer, Aurelian, eine strenge, gewaltsame Natur, kühn im Denken, energisch und geschickt im Handeln. Er führte durch, was Klaudius eingeleitet hatte, sicherte das Reich nach außen und befestigte es nach innen. In äußerst harten und blutigen Kämpfen warf er überall die Germanen zurück. Als er starb, bildete der Rhein mit einem zweifelhaften Vorlande am oberen rechten Ufer die Grenze im Westen, die schon halb verlorenen Lande zwischen Donau und Alpen waren zurückgewonnen und die Donau in ihrem ganzen Laufe als Nordgrenze eingerichtet, vielleicht mit theoretischer Behauptung des rätischen Grenzwalles nördlich der Donau;[1] es war ein Verteidigungssystem geschaffen, als dessen Konsequenz auch die Aufgabe Dakiens erscheint. Zwar erwiesen sich dessen Landschaften, die Eroberung Trajans, großenteils romanisiert, doch waren sie längst in dem Völkergewoge nahezu abhanden gekommen. Die Opfer, welche ihre teilweise Behauptung erforderte, standen in

[1] Ob man die Stelle des Vopiscus: „Vindelicos obsidione barbarica liberavit" (XXXV) auf das ganze Land bis an den Limes raeticus beziehen muß, läßt sich nicht entscheiden; hier wie auch sonst ist der Mund etwas voll genommen.

keinem Verhältnisse mehr zum Nutzen. Dem entsprechend wurde die Provinz geräumt und großenteils von den halbbefreundeten Vandalen besetzt. Die Grenze in dieser Gegend war verkürzt und gefestigt, war gleichsam natürlich geworden. Eine strategische Maßregel, die durch fast fünfzig Jahre eine gewisse Ruhe schuf.

Nach Aurelians Tod scheint ein äußerst starker Einbruch der Germanen in Gallien erfolgt zu sein, der ihnen weithin das Land und eine große Anzahl Städte in die Hände lieferte. In verschiedenen Schlachten gewann der neue Kaiser Probus den Boden des Reiches zurück, drang in das Dekumatland ein und vertrieb die Alamannen über Neckar und Alb. Das mit dem Schwerte Eingebrachte suchte er durch Politik zu sichern: er verstärkte den Pfahlgraben durch Kastelle und Besatzungen und wies den letzteren Ländereien und Getreide im Dekumatlande an. Unermüdlich ließ er den kleinen Krieg fortsetzen, wobei er für jeden ihm eingebrachten Barbarenkopf ein Goldstück zahlte. Sein Zweck wurde damit erreicht: die Alamannen, auch die jenseits des Pfahls, wurden mürbe und baten um Frieden. Dieser, durch ein Bundesverhältnis verstärkt, kam zustande, und zwar, wie es scheint, unter folgenden Bedingungen: Neun alamannische Kleinkönige decken, gleichsam als Vorhut, die Dekumatgrenze, sie stellen 16000 Mann zum römischen Heere, dürfen sich nicht angriffsweise mit fremden Völkern in Kriege einlassen, weil dadurch leicht die Grenze gefährdet werden dürfte, sie haben römische Hilfe nachzusuchen, sobald sie angegriffen werden (wieder mit dem Hintergedanken auf den Limes), und sie haben Fourage an die Grenzwächter zu liefern, für die es eben schwer war, solche genügend selbst zu bauen oder von dem entfernteren gallischen Hinterlande zu erhalten. Dafür haben die Römer — wahrscheinlich nach Analogie anderer Verträge — Jahresgeschenke bewilligt, die eine treffliche Handhabe für Befriedung boten, weil sie nicht verabreicht wurden, wenn die Empfänger den Frieden brachen. Zwischen Neckar, Alb und Limes durften die eingewanderten Alamannen wohnen bleiben, gewiß großenteils in Gebietsstrecken jener Könige, auch im übrigen Dekumatlande ließ man eine große Menge angesiedelt, schon aus dem einfachen Grunde, weil man keine besseren Kolonisten besaß. In seinem Briefe an den Senat konnte Probus schreiben:[1] „Alle Barbaren ackern für euch, säen für euch und kämpfen gegen die tiefer einwärts wohnenden Völker. Wir haben ihnen nur den Boden gelassen, alles übrige ist unser." Die im Dekumatlande verbliebenen Germanen standen außerdem sicher unter römischer Hoheit und hatten Lieferungen zu leisten; Kastellbesatzungen überwachten ihr Verhalten.[2]

[1] Ich sehe keinen genügenden Grund, den Brief anzuzweifeln; der bombastisch übertriebene Ton entspricht der Zeit.

[2] Dieser Aufsatz ist vor dem Erscheinen von Mommsens Röm. Gesch. V.

Aehnliche, wenngleich weniger drückende Bundesverträge hat Probus mit den Franken und Goten geschlossen; als sich ein Gegenkaiser erhob, lieferten die Franken ihn aus (Scr. H. A. Proculus, XIII., Probus XVIII.). Wahrscheinlich waren auch die übrigen Donauvölker in ähnlicher Weise mit Rom verbunden, wobei stets die Hauptbedingung Lieferung von Soldaten gewesen sein wird. Wie es der Kaiser mit diesen hielt, zeigt das Beispiel der 16000 Alamannen, die er in die verschiedenen Gegenden, selbst unter die Grenztruppen verteilte, doch so, daß stets nur 50 bis 60 Mann zusammenblieben. Er meinte, man solle nur fühlen, nicht sehen, daß Roms Heere großenteils aus barbarischen Hilfstruppen bestünden.

Jenes alamannische Dekumatland unter römischer Hoheit scheint ihm den Gedanken nahegelegt zu haben, auch sonst den Andrang der Germanen durch Germanen abzudämmen. 100000 Bastarnen und außerdem Gepiden, Goten und Vandalen siedelte er in Thrakien an. Er schuf auf diese Weise zwischen dem eigentlichen Reiche und den gährenden Barbarenvölkern ein defensives Zwischenglied, gleichsam ein Hinterland für die vertragsverpflichteten Grenzgermanen, das ihm zugleich schlagfertige Fäuste für die Armee lieferte. Vorerst machte er allerdings nicht immer gute Erfahrung mit dem Ansiedlungssysteme: die Gepiden, Goten und Vandalen nahmen keinen Anstand, aus Verteidigern zu Plünderern des Reiches zu werden, bis sie der Kaiser energisch zu Paaren trieb.

Welch eine verwegene Wagelust den Deutschen innewohnte, zeigt eine Schar von Franken. Mit den Legionen waren sie bis fern an den Pontus gekommen, da bemächtigten sie sich mehrerer Schiffe und fuhren ins Mittelmeer; überall landend und die Küsten heimsuchend gelangten sie durch die Meerenge von Gibraltar und schließlich, das nördliche Spanien und Gallien umschiffend, bis in ihre Heimat am Rheine.

Hatte Aurelian die Grenzen verteidigungsfähig gemacht, so machte Probus sie verteidigt durch Verbindung seiner Föderierten und Inkorporierten mit der eigentlichen römischen Wehrkraft. Dieselbe bestand in besetzten Kastellen und Grenzwällen mit geordneter Verpflegung, in Kriegsschiffen, welche auf dem Rheine (Scr. H. A. Bonosus, XV) und gewiß auch auf der Donau kreuzten, und vor allem in stramm gedrillten, leistungsfähigen Legionen.

geschrieben; gerade, während ich Korrektur lese, trifft der Band ein. Mommsen bezeichnet den Bericht des Vopiscus „als freie Phantasieen" (S. 152, Anm. 1). Mir liegt es ferne, dem ersten Kenner des Faches irgend entgegen treten zu wollen, ich weiß aber doch nicht, ob wir so weit gehen dürfen: weil es sich nicht beweisen läßt, weil obige Nachrichten sehr bestimmt auftreten, und weil die späteren Vorgänge durchaus in den Rahmen passen. Noch aus jüngerer Zeit besitzen wir Münzfunde im Dekumatlande, zumal an Badeorten gemacht, und aus dem Jahre 268, also nur zehn Jahre vor Probus, gar noch eine Inschrift.

Gerade durch Legionäre aber fand er seinen Tod. Ausgedehnte Erdarbeiten bei Sirmium erbitterten die Soldaten. Sie revoltierten und erschlugen ihren Helden. Ein Biograph konnte von ihm sagen, der Kaiser habe allen Teilen des Weltreiches vollkommene Ruhe gegeben.

Franken und Alamannen drängten wieder vor, der Limes ging verloren, und immer mehr wurden Oberrhein und Donau zur Grenze, welche langsam gegen den Bodensee zurückwich; eine Bewegung, die wahrscheinlich mit einer anderen, der der Burgunder im Rücken der Alamannen, zusammenhing. In blutigem Ringen suchten die jüngeren Ankömmlinge die Alamannen vor sich herzuschieben und sich zwischen ihnen und den Franken einzudrängen.

Fast unausgesetzte Kämpfe fanden unter Maximian und Konstantius am Rheine und in Gallien statt. Zu den Landplagen gesellten sich Nöte an den nördlichen Küsten von der See her; bis in die Bretagne kreuzten schnelle Schiffe der Sachsen und Franken. Umsonst suchte Maximian noch einmal den rätischen Wall als Grenze herzustellen, mehr und mehr erhielt das Dekumatland den Namen Alamannia; die Franken erwarben das Land der Rheinmündungen, wobei sich die dort wohnenden Bataver in dem neuen, kräftigeren und stammverwandten Elemente auflösten. Bald hatten sie die Rheinmündungen überschritten und waren weiter nach Süden und Südwesten vorgerückt. Im 4. Jahrhundert zeigten sich Franken und Alamannen massenhaft links vom Rheine angesiedelt, und die Sachsen im Vorrücken gegen die von den Franken geräumten Gaue. Zunächst scheint noch die Oberherrschaft Roms über die Eingewanderten und deren Könige bestanden zu haben, sie lockerte sich aber oder hörte ganz auf. Vergeblich führte Konstantius die Legionen gegen die Rheinmündungen, nachhaltige Erfolge vermochte er nicht zu erringen, vergeblich überschritt er den oberen Lauf des Flusses und drang vor bis zur Donaufurt bei Günzburg. Der Umstand, daß Franken und Alamannen nicht als Freibeuter, sondern als Feldbauer gekommen waren, daß sie sich Grund und Boden gleichsam mit dem Pfluge erworben hatten, hielt sie fest an der einmal besetzten Scholle.

Erst gegen Ende seines Lebens scheint es den Bemühungen des Konstantius gelungen zu sein, die germanische Einwanderung lahmzulegen und zu lockern, es geschah von den noch römisch gebliebenen Städten aus. In der „Barbaria“ links des Rheines wurden die Standlager neu befestigt und neu erbaut, teilweise auch in das alte Limesgebiet wieder vorgeschoben. Im Dekumatlande wurde wenigstens theoretisch die römische Hoheit betont, und ein gewisses Rechtsverhältnis scheint an Stelle der faktischen germanischen Besitzergreifung angestrebt worden zu sein.

Ueber die Ereignisse längs der Donau besitzen wir nur ab-

gerissene Notizen, die genügend zeigen, daß man auch dort stets gewappnet bleiben und eine Reihe von Kämpfen bestehen mußte, in denen es jedoch gelang, die Donaulinie zu behaupten. Wie zu Probus' Zeit, so wurden auch jetzt massenweise Barbaren angesiedelt, von Konstantius Franken, von Diokletian Karpen und Sarmaten.

In Konstantius' Sohn, Konstantin, erhoben die Legionen einen Imperator ihrer Wahl, den Galerius als zweiten Cäsar für Gallien, Spanien und Britannien anerkannte. Die Herrscherweihe suchte er sich im Felde zu erwerben, in den Kämpfen gegen die Germanen, welche er mit brutalster Rücksichtslosigkeit und List zu führen verstand. Es gelang ihm, die Franken und Alamannen zu überwinden, ihrer so viele aufzugreifen, nach Trier zu führen und dort im Cirkus wilden Thieren vorzuwerfen, daß ein Lobredner äußern konnte, die Bestien seien in ihrer Blutarbeit ermüdet. Die Art dieser Kriegführung blieb um so weniger erfolglos, als sie von straffster Anspannung der Militärkraft begleitet war. Längs des ganzen linken Rheinufers drohten zuverlässige Legionen und gut besetzte Kastelle, der Strom selber wimmelte von Kriegsschiffen; bei Köln wurde das großartige Werk einer steinernen Brücke unternommen, welche bis auf die Zeit Kaiser Ottos I. den Fluten Trotz geboten hat.

Ganz ungenügend sind wir leider über das Dekumatland unterrichtet, weil zwar wiederholt vom Limes gesprochen wird, dieser aber nicht der eigentliche Pfahlgraben, sondern die Rheinverteidigungslinie zu sein scheint. Ein Satz des Panegyrikers lautet: „Ist doch der ganze Rhein von gewaffneten Schiffen gedeckt, und drohen doch, entlang seinem ganzen Laufe, bis zum Ocean aufgestellt, die Legionen den Untergang.“ So hätte ein Lobredner schwerlich gesprochen, wenn das Dekumatland noch römisch gewesen wäre; der Neckar ist ihm ein „barbarischer“ Fluß. In die gleiche Richtung weist die Thatsache, daß die Alamannenkriege weit gegen die Frankenkriege zurückstehen, was kaum zu erwarten gewesen wäre, wenn man das verlorene Dekumatland zurückerobert hätte. Auf Münzen von Konstantins Sohn steht Alamannia devicta, nicht subiecta, wobei unter Alamannia gewiß zunächst das Zehntland gemeint ist. Dennoch scheinen vorgeschobene strategisch wichtige Punkte behauptet worden zu sein, wie wir solche auch noch später im Besitze des Reiches finden. Oberhalb Heidelberg z. B. auf der „Molkenkur“ muß ein solcher bestanden haben, weil man dort eine ziemliche Anzahl Scheidemünzen, offenbar Soldatengeld, aus Konstantins Zeit gefunden hat. Es wird ein befestigter Wartturm gewesen sein, der zu dem unten am Flusse gelegenen wichtigen Sperrfort von Heidelberg gehörte, welches Valentinian später noch weiter befestigte. Auch sonst

ragten gewiß Kastelle auf dem rechten Rhein- und linken Donauufer, die Brücken bei Mainz, Köln, Regensburg &c. und die starken Flotten machten sie ebenso erforderlich, wie das Kriegssystem des Kaisers, durch Offensivstöße in Feindesland defensiv zu wirken. Doch stets handelt es sich jetzt und in Zukunft nur um Verteidigung der gleichsam natürlichen Flußgrenzen; ein Versuch, das Zehntland oder einen Teil desselben ernsthaft zurückzuerobern, ist nicht mehr gemacht worden, Maximian und Konstantius zeigen die letzten schwachen Ausläufer dieses Plans. Wie sehr dem Konstantin am Herzen lag, seine Grenzwehr unter allen Umständen zu behaupten, beweist die Thatsache, daß er drei Vierteile seiner Streitmacht am Rheine ließ, als er nach Italien gegen Maxentius zog. Gerade die Gleichmäßigkeit der Verteidigung mußte imponieren. Früher war sie oft stark gewesen und ebenso oft durch Vorgänge in anderen Reichsteilen geschwächt worden, jetzt lag gleichsam ein undurchreißbarer Gürtel um das Reich, der nach vorne hin durch Verträge, durch Geld und Politik befestigt wurde. Der Thatendrang der Germanen, der sich gegen Rom nicht austoben vermochte, führte ungewöhnlich zahlreiche Söhne des Waldes in die Legionen. Ihre auf das linke Rheinufer vorgedrungenen Brüder scheinen vertrieben oder gewöhnlich als Unterthanen in den Reichsverband aufgenommen worden zu sein.

Zwar gärte es in Germanien, es erfolgten auch Angriffe, aber die Furcht lähmte die Kraft, und rühmend konnte gesagt werden, daß die römischen Bauern am linken Rheinufer pflügen und ungefährdet ihre Herden weiden dürften. Ein periodisches Fest, die fränkischen Spiele, sollte die Erfolge verewigen. Auch die Donau wurde machtvoll behauptet, die Goten geschlagen und, wie es heißt, 300 000 Sarmaten auf römischen Boden verpflanzt, die sich daheim nicht zu behaupten vermochten.

Menschlich stößt Konstantins wilde Titanengestalt ab, aber sie wirkte praktisch in ihrer Unmenschlichkeit. Der Imperator hatte richtig erkannt, daß das beste Rettungsmittel der Schrecken sei, und den suchte er mit den raffiniertesten Mitteln zu erzwingen und bis zum Entsetzen zu steigern. Die Losung lautete jetzt: Frieden und Bündnis mit Rom, Hingabe an Rom, oder blutige Vernichtung.

In den dreizehn Jahren der Regierung von Konstantins Sohn, Konstantin II., hören wir nichts von Germanenkriegen, der beste Beweis der Wirkungskraft des neuen Systems. Konstans hat zwar mit Franken und wohl auch mit Alamannen fechten müssen, verstand jedoch die römische Uebermacht zu behaupten. Der eiserne Gürtel, der die Grenzen umspannte, der die Grenzer in ihre Sitze bannte, hat offenbar auch die großen germanischen Wanderbewegungen von Norden her ins Stocken gebracht. Weil niemand ausweichen konnte, mußte jeder sich einrichten, so gut und so

schlecht es eben ging. Man schien an einem Wendepunkte der römisch-germanischen Verhältnisse angelangt, das Vorrücken der Barbaren vorüber zu sein; je mehr es gelang, sie in Ruhe zu halten, desto mehr mußte der Jäger und Hirt zum Bauern, desto mehr mußte er seßhaft werden, das beste Schutzmittel Roms vor großen Angriffskriegen. Die Seßhaftigkeit der Grenzer würde aber auch nach der anderen Seite gewirkt, würde die unruhigeren Stämme des germanischen Binnenlandes allmählich erfaßt haben. Das Entscheidende war: den Zustand aufrecht zu erhalten, gleichsam verjähren zu lassen.

Dies ist nicht gelungen und damit alles geändert, bezw. in die frühere Bahn zurückgelenkt worden. Konstans fiel durch die Empörung seines Heerführers Magnentius, Sohn eines gefangenen Germanen, der jetzt selber den Kaisertitel annahm. Massenhaft strömten Germanen zur Unterstützung ihres Landsmannes herzu. Bei Mursa kam es mit Konstantius II., dem letzten Sohne Konstantins, zur Schlacht, in welcher Taktik und bessere Bewaffnung der Römer den Ausschlag gaben. Magnentius mußte sich zurückziehen und entleibte sich selbst. Doch auch der Schild des Siegers war nicht fleckenlos geblieben. Um den Usurpator im Rücken zu bedrohen, hatte er Alamannen und wohl auch Franken durch große Geschenke aufgereizt, über den Rhein zu gehen. In offener Feldschlacht bezwang der Alamannenkönig Chnodomar den Bruder des Magnentius, ein Germane den anderen. Der Gedanke einer großen Interessengemeinschaft war dem deutschen Bewußtsein noch fremd.

Andererseits sollte die folgenschwere That auch für Konstantius schlimme Früchte zeitigen, denn die Germanen wollten die während der Wirren besetzten Gebiete nicht wieder räumen. Es kam zum Kriege, der für Rom ungünstig verlief; bis zur Marne und Seine schweiften die germanischen Haufen, und hinter der plänkelnden Vorhut rückte aufs neue die Volkskraft des Bauern dicht und dichter auf das linke Rheinufer hinüber und verband sich mit den noch von früher dort ansässigen Resten. Das Hauptbollwerk des Stromes, das feste Köln, ging nach tapferer Gegenwehr verloren, die ehernen Schranken, welche Konstantin errichtet hatte, waren gebrochen. Ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt: „Das bisher römische Land bestellten die Germanen wie ihr eigenes, und zum Anbau des eigenen verwandten sie als Sklaven weggeführte Römer. Römische Kastelle und Städte waren vernichtet oder sahen sich für Lebensmittel auf den engsten Umkreis beschränkt, und in ganz Gallien erwartete man ein weiteres Vordringen der Barbaren.“ Bis auf 130 römische Meilen westlich und südlich vom Rheine soll man nicht gewagt haben, das Vieh auf die Weide zu treiben. Konstantius erkannte, er allein sei den Schwierigkeiten nicht mehr gewachsen, und ernannte deshalb seinen Verwandten,

den erst 25jährigen Julian, zum Cäsar mit dem Auftrage, die Rheinufer zurückzuerobern.

Wie vollständig sie verloren waren, zeigen am besten die jetzt ausbrechenden Kriege. In kühnem Zuge durchbrach Julian den Feind, der die großen Heerstraßen beherrschte, und kam nach Reims, wo sich das Gros der zurückgedrängten Legionen gesammelt hatte. An ihrer Spitze warf er sich auf Köln, gewann und baute es wieder auf und schloß mit dem Frankenkönige einen vorteilhaften Frieden.

Der nächste Feldzug galt den Alamannen links vom Rheinstrome. Sie sollten durch einen kombinierten Angriff von Reims und Augst her erdrückt werden, schlugen jedoch die Südarmee, so daß Julian daran ging, die Vogesenschanzen, zumal das feste Elsaß-Zabern, wiederherzustellen, um Gallien von dieser Seite und sich selbst einen etwaigen Rückzug zu decken. Das Getreide für den Unterhalt der Legionen war alamannisches Korn, in ihrer „neuen Heimat“, dem Alisat (Elsaß), gebaut, das sich so gut wie ganz in ihrer Hand befand.

Um es ihnen zu entreißen, mußte Julian eine große Schlacht wagen. Auf die neuen Befestigungen gestützt, rückte er vor und stieß unfern Straßburg auf den Feind, der, durch rechtsrheinische Stammesbrüder verstärkt, mit 35000 Mann im Felde stand. Aeußerst hartnäckig wurde gefochten, nur der taktischen Ueberlegenheit der Reservenstellung, besseren Panzerung und der ruhigeren Waffenführung verdankten die Römer den Sieg.

In demselben Jahre (357) ging es äußerst lebhaft an der Donau her. In die Valeria waren Quaden, in Rätien Sueben und Juthungen, in Mösien und Pannonien Sarmaten eingedrungen, doch allen gegenüber blieben die römischen Waffen erfolgreich.

Der Frühling 358 sah Julian gegen die salischen Franken ausrücken, die sich östlich der Schelde angesiedelt hatten. Sie wurden überrascht, durften aber auf ihre Bitten im Lande bleiben. Die ihnen benachbarten fränkischen Chamaven wurden auseinander gesprengt, um schließlich doch in ihrem linksrheinischen Gebiete gelassen zu werden, offenbar weil das Reich keine besseren Ansiedler besaß. Neu hergerichtete Kastelle sollten die Besiegten in Botmäßigkeit erhalten.

Das Unternehmen im Norden hatte noch den tieferen Zweck, indirekt gegen die Alamannen gerichtet zu sein, und zwar in folgender Weise: Julian bedurfte zur Kriegführung im Feindeslande bedeutender Proviantvorräte, die ursprünglich aus südgallischem Korne bestehen sollten. Da dieses aber erst im Juli reif wurde, so wäre hierdurch der Feldzug sehr verzögert worden. Anders Britannien, es besaß Ueberfluß und liegende Vorräte an Getreide, dessen Zufuhr jedoch gefährdet oder unmöglich blieb, solange

die Rheinmündungen sich in Händen der Germanen befanden. Deshalb der Krieg, der den Strom auch in seinem unteren Laufe zur Grenze machte. Bald wimmelte er von Fahrzeugen, wie es heißt, 600 an der Zahl.

Der Cäsar ging rheinaufwärts und über eine Schiffbrücke auf alamannischen Boden. Der erste König, den er erreichte, unterwarf sich ohne Kampf, auch der zweite leistete nur ungenügenden Widerstand und verpflichtete sich, zur Herstellung der zerstörten Städte Material und Gespann zu liefern. Man hätte jetzt weitere Unternehmungen erwartet, doch die erfolgten nicht; Julian ging vielmehr in die Winterquartiere nach Paris. Bei beiden Alamannenfeldzügen erkennen wir das gleiche System: Vermeidung eines ernsten Waffenganges im Feindeslande, Bezwingung des Gegners durch Verwüstung seiner Felder und Gehöfte, tastendes Vorschieben der Römermacht durch Verträge und Burgen.

Dasselbe Jahr fand auch Kaiser Konstantius gegen Quaden und Sarmaten in Waffen, er griff in deren innere Verhältnisse ein und schloß kurzlebige Verträge.

Immer deutlicher entfaltete sich Julians Kriegsweise. Die zerstörten Rheinstädte wurden nach Kräften wiederhergestellt, wobei zahlreiche Barbaren Hand anlegen und die abhängigen Alamannenkönige Baumaterial herbeiführen mußten. In den Befestigungen wurden Speicher errichtet, die man mit Getreide aus Britannien füllte.

Die bisher noch unbesiegten Alamannen sahen dem nicht müßig zu, sondern verbündeten sich und besetzten mit starker Macht das rechte Rheinufer, um den Römern den Eintritt in ihr Land zu verwehren. Es war nicht sonderlich schwer, sie in dunkler Nacht zu überlisten, worauf sich das Germanenheer auflöste und jeder zum Schutze seiner eigenen Heimat davoneilte. Wieder wurde systematisch verwüstet bis hin an die alte Grenze des Reiches, bis an den Pfahlgraben, der jetzt zur Scheide zwischen Alamannen und Burgundern geworden war. Zwei Alamannenkönige unterwarfen sich hier; und als nach Süden gegen den Bodensee abgeschwenkt war, konnte auch drei weiteren der Friede diktiert werden: er scheint auf Auslieferung der Gefangenen und Klientelverhältnisse zu Rom gelautet zu haben, auf Bundesgenossenschaft mit bestimmten Verbindlichkeiten, worunter gewöhnlich die, Truppen für die Legionen zu stellen, und die fernere, das Reich gegen weiter rückwärts wohnende Germanen zu verteidigen (Amm. XXXI, 10, 17). Dafür hatte Rom jährlich sogenannte Geschenke zu verabfolgen und verpflichtete sich, keine neuen Befestigungen auf alamannischem Boden zu errichten ohne Einwilligung der Beteiligten (Amm. XVI, 5, 7; XVII, 2, 7). Bedenken wir nun, daß auch schon die früheren Friedensschlüsse mit den Alamannenkönigen verwandter

Art gewesen, daß die linksrheinischen Franken in eine noch weiter gehende Unterordnung hinabgedrückt waren, so finden wir im wesentlichen das System des Probus wieder erneuert: eine germanische Verteidigungszone zwischen dem Reiche und Innergermanien, gestützt durch römische Kastelle und Besatzungen am Rhein.

Nur eine Lücke hatte dieses System noch, ungefähr von Bonn bis Bingen, wo die frühere germanische Einwanderung verhältnismäßig schwach gewesen zu sein scheint. Auch diese wurde jetzt ausgefüllt. Unvermutet rückte Julian 360 über den Rhein und zwang die dort ansässigen Franken [1] in üblicher Weise zu Frieden und Vertrag, wie es für die benachbarten römischen Grundbesitzer am besten war.

Ueber den Rhein zurückgegangen, „inspizierte und besserte er die Forts des Grenzwalles aus, bis er nach Augst kam. Ueberall nahm er die Orte, welche sich die Barbaren angeeignet hatten, wieder ein, befestigte sie und zog dann nach Vienne in die Winterquartiere". Also auch jetzt noch waren es wesentlich die rechtsrheinischen Städte, auf die Julian abzielte.

Unterdessen war er von seinen Truppen zum Augustus ausgerufen worden und beabsichtigte gegen Konstantius ins Feld zu ziehen. Da machte dieser es jetzt mit Julian wie früher mit Magnentius, er reizte die Rheingermanen zum Angriffe gegen Gallien auf, zunächst die Alamannen, deren Unternehmen er durch große Getreideanhäufung in Bregenz Nachhalt verlieh. Es zeigte sich das Zweischneidige von Julians Erfolgen, weil diese in erster Linie nicht für ihn, den bisherigen Cäsar, sondern für das Oberhaupt des Reiches, für den Augustus, erkämpft waren; dieser benutzte jetzt seine Stellung und frühere Verträge, um die Föderierten gegen den Usurpator zu verwenden. Die kaiserliche Politik, das Bundesverhältnis und die Wünsche der Germanen wirkten zusammen. Gerade aus einem von Julian beruhigten Gau stürmten im Frühjahre Alamannenschwärme hervor. Nach anfänglichem Kriegsglück unterlagen sie dem rasch hereinbrechenden Feldherrn. Ueber den Schwarzwald, die Donau entlang marschierte er gen Osten. Er wurde alleiniger Augustus und fiel zwei Jahre später im Kampfe gegen die Perser.

Während er diesen Feldzug vorbereitete, sorgte er auch für den Schutz der Donaulinie. Die Städte Thrakiens, zumal die unfern der Grenze gelegenen, wurden verstärkt, die auf den Uferhöhen verteilten Beobachtungsposten mit Waffen, Kleidung und

[1] Daß die atthuarischen (chattuarischen) Franken in jener Gegend zu suchen sind, ergibt sich aus Amm. X, 1, 2: 1) die steinigen Wege, was nur rheinabwärts bis Bonn paßt, 2) daß sie seit langer Zeit nicht bekriegt waren, 3) aus den Wohnsitzen der Chatten. Ihre geringere Ansiedlung auf rechtsrheinischem Boden erklärt sich aus dem unfruchtbaren Vorlande von Eifel und Hundsrück.

Unterhalt versehen. Als man dem Kaiser riet, die Goten anzugreifen, äußerte er, „er suche sich würdigere und wichtigere Feinde, zum Verderb der Goten seien die galatischen Kaufleute ausreichend, von welchen jene als Sklaven verkauft würden". Eine kaum verständliche Verachtung der früher so furchtbaren Gegner und dennoch, wie wir sehen werden, eine durchaus gerechtfertigte. Der Prozeß des Seßhaftwerdens, verbunden mit der eindringenden Kultur und der Sonderung der verschiedenen Stämme, Gewalthaber und Konfessionen, muß völlig zersetzend auf das Volk gewirkt haben.

Während Julians kurzer Kaiserregierung „hielten alle Völker unbewegliche Ruhe, als ob der Friedensstab des Merkur über der Weltgeschichte schwebe". In dem Pannonier Valentinian I. erhielt er einen würdigen Nachfolger, der seinem Bruder Valens den Orient übertrug.

Vergegenwärtigen wir uns kurz die Germanenbewegung seit dem Tode des Konstans, so sehen wir, daß sie ebenso allgemein als heftig gewesen. Auf die Zeit der Stagnierung war eine allgemeine Unruhe gefolgt, von der Mündung des Rheins bis zur unteren Donau war es lebendig geworden, und nicht bloß in der Weise von Abenteurerzügen, sondern mehr noch in der eines allgemeinen Vorrückens; in den Rheingegenden sogar eines so energievollen, daß es sich durch Siege und Kastelle zwar aufstauen, nicht aber zurückdrängen ließ.

Schon hieraus ergibt sich, daß Ereignisse im Innern Germaniens ihre Wirkung gegen die Grenzen geäußert haben werden, und wenn wir über solche auch nicht genauer unterrichtet sind, so besitzen wir doch einzelne, fast zufällige Angaben, die die Vermutung zur Gewißheit erheben. Die Jazygen wurden von Skythen, wohl Goten, die Sachsen jedenfalls von Jüten und anderen Stämmen, die Franken wieder von Sachsen und die Alamannen von Burgundern gedrängt. Letztere hatten schon, wie wir bemerkten, den Limes erreicht, wodurch das Alamannengebiet nach Osten stark verkürzt worden war und sich schmalleibig vom linken Mainufer[1] rheinaufwärts erstreckte, sich erst allmählich erbreiternd. Der Vormarsch der Alamannen war somit zur Notwendigkeit geworden, der beste Kommentar für den zähen Widerstand gegen die an sich überlegenen römischen Heere.

Die Kaiser Valentinian und Valens fanden harte Arbeit, denn die Donauvölker, zumal die Goten, zeigten sich wieder auf römischem Boden, die Alamannen suchten Gallien und Rätien heim, während Britannien von den Kelten der Berge und seefahrenden Sachsen beunruhigt wurde.

[1] Aus dem Feldzuge des Jahres 357 geht hervor, daß die Alamannen auch auf dem rechten unteren Mainufer wohnten (Ammianus XVII, I, 1), es war die Völkerschaft der Bucinobanten (Amm. XXIX, IV, 7).

Bei den Alamannen war der Krieg von Rom aus provoziert. Man versuchte ihnen am Kaiserhofe statt der üblichen Jahresgeschenke minderwertige einzuhändigen, die sie nicht annahmen, statt deren sie aber 367 Gallien überschwemmten. Erst nach blutigen Schlachten konnten sie zu Paaren getrieben werden.

In noch auffallenderer Weise wurde den Goten der Krieg aufgezwungen. Ein Nachkomme der Konstantier, Prokop mit Namen, hatte sich gegen Valens erhoben, sich mit den Goten in Verbindung gesetzt und bei ihrer Anhänglichkeit an das konstantinische Haus Hilfstruppen erhalten. Dafür wurden sie von dem siegenden Valens als bundbrüchig behandelt und sollten gezüchtigt werden. In zwei Feldzügen durchzog er ihr Land, ohne Widerstand zu finden, in Wäldern und Gebirgen hielten sich die Goten versteckt, sie wollten nicht kämpfen, um sich den Anschein zu geben, als sei der Friede von ihrer Seite nicht gebrochen. Erst beim dritten Vormarsche, der sich bis zu den Ostgoten ausdehnte, kam es zu einer Schlacht, und jetzt zeigten sich die Römer auch geneigt, auf die wiederholten Friedensanerbietungen einzugehen. Ein großer, ernsthafter Gotenkrieg konnte ihnen unmöglich erwünscht sein.

Der Hauptkriegsschauplatz blieb nach wie vor der Rhein mit seiner Umgebung. Im Jahre 368 wurde Mainz von den Alamannen überrumpelt; gleichsam die Rache dafür war, daß Rom den unruhigen König Vithikab durch Mord aus dem Wege räumen ließ. Noch in demselben Jahre 368 erfolgte ein Angriff auf ihr Gebiet in großem Stile. Starke Truppenmassen wurden zusammengezogen, die Vorratshäuser gefüllt, und mit Beginn der warmen Jahreszeit überschritt das Heer den Rhein, vom Kaiser geführt. In festgeschlossenem Vierecke, stets zum Kampfe bereit, rückte man vor, stieß aber erst bei Solicinium, welches nach Ausonius hinter den Donauquellen gesucht werden muß, auf den Feind, der nach hartem Kampfe besiegt wurde. Immerhin muß der Erfolg zu wünschen gelassen haben, denn der Kaiser benutzte ihn nicht, sondern kehrte nach Trier zurück.

In seiner bedenklichen, vorsichtigen Art erkannte Valentinian, daß solche Feldzüge gefahrvoll seien, mehr kosteten als einbrächten und daß die beste Deckung Galliens immer noch eine starke Rheinlinie bilde. Er nahm deshalb die Arbeit Julians wieder auf, das linke Ufer wurde längs seines ganzen Laufes durch großartige Erdwerke, Kastelle und Türme und, wo es angebracht schien, auch das rechte befestigt. Man scheute sogar nicht zurück, den unteren Lauf des Neckar abzuleiten, um ein festes Kastell vor Unterwaschung zu sichern. Es lag offenbar an der strategisch wichtigen Stelle des heutigen Heidelberg und sperrte die Neckarstraße.

In seinem Eifer mußte der Kaiser schlimme Erfahrung machen.

Auf dem Berge Picus, auf alamannischem Grund und Boden,[1] sollte ebenfalls ein Kastell gegen den Wortlaut der Verträge errichtet werden, aber die Barbaren überfielen die Bauenden und hieben sie nieder. Da erdachte das brütende Hirn Valentinians einen neuen Anschlag. Er knüpfte mit den nordöstlichen Nachbarn der Alamannen, den Burgundern, an, die mit diesen um Grenzen und Salinen haderten. Es kam zu dem Plane, Burgunder und Römer sollten gleichzeitig und unverhofft über den gemeinsamen Feind in der Mitte herfallen. Die Burgunder schlugen auch los und drangen bis an den Rhein vor. Der römische Angriff aber blieb aus, sei es, daß das Heer nicht schnell genug zusammenzubringen war, sei es, daß Valentinian seine Bundesgenossen überhaupt hintergehen, nur einen Krieg zwischen Burgundern und Alamannen anzetteln wollte, der alsdann dem Reiche zu gute gekommen wäre. Letzteres ist das Wahrscheinlichere. Burgundische Boten hatten mit nichtigen Ausreden zu ihren Königen zurückzukehren, die darauf nach Hause marschierten. Anders wie der Kaiser handelte der Heermeister Theodosius in Rätien, er benutzte den Burgunderangriff, um über die erschreckten Alamannen herzufallen, ihrer viele zu erschlagen, andere aufzugreifen und als Kolonen beim Po anzusiedeln.

Die hinterhaltige römische Politik scheint wesentlich dem bedeutendsten Alamannenkönige Makrian zu statten gekommen zu sein, indem sich eine Mehrzahl von Völkerschaften ihm unterordnete. In der Bedrängnis erschien ein Oberkönigtum gleichsam als der nationale Halt des Stammes, doch gerade deshalb zielte Valentinian auch auf ihn. Da er ihm anders nicht beikommen konnte, ließ er ihn von Spionen umlauern und versuchte schließlich, ihn in Wiesbaden abzufangen. Der Ueberfall mißlang, und in seinem Zorne befahl der Kaiser, 50 Milien weit in der Runde alles zu zerstören. Bald hatte er wieder ein neues Mittel entdeckt, er versuchte das Königtum Makrians durch eine Art von ihm unterstützten Gegenkönigtumes zu erschüttern. Aber auch dieser Versuch zur Erregung von Zwietracht im Innern des Stammes blieb erfolglos. Der neue König vermochte sich nicht zu behaupten und mußte das Feld räumen.

Fassen wir die Ergebnisse an der Rheingrenze zusammen: als wichtigstes steht fest, daß die einst so gefährlichen Franken zu friedlichen Nachbarn geworden waren, offenbar infolge der Kriege und Bundesverträge Julians, welche Geld in das Land und fränkische Krieger in die Legionen führten. Lange Zeit sind die Franken eine Stütze des sinkenden Reiches gewesen. Der

[1] Die Lage des Berges ist ungewiß, doch scheint ganz deutlich aus Ammian XXVIII, 11. 5 hervorzugehen, daß er auf keinen Fall der Heiligenberg bei Heidelberg gewesen, sondern weiter von dem Heidelberger Kastelle entfernt lag.

Alamannenkrieg war anfangs in altem Stile deutscher Angriffskrieg, war dann aber zur reinen Landesverteidigung umgewandelt und schließlich auf eine persönliche Gegnerschaft zwischen Valentinian und Makrian hinausgelaufen, wobei die Alamannen als die bei weitem Schwächeren erscheinen, die gern Frieden gehalten hätten, wenn man sie nur halbwegs in Ruhe ließ. Es macht fast den Eindruck, als ob Valentinian Krieg haben wollte, um seine Truppen zu beschäftigen. Im Jahre 374 hat er wieder einige Alamannengaue verheert und war gerade mit dem Bau eines gegen sie gerichteten Kastells bei Basel beschäftigt, als ihn die Ereignisse im Osten abberiefen. Dadurch war der Friede mit Makrian zur Notwendigkeit geworden, und sobald er ihn nur begehrte, erhielt er ihn auch.

Der Kaiser lud den König nach Mainz, der auch auf dem rechten Rheinufer erschien, von den Seinen umgeben. Valentinian mit Gefolge bestieg Kähne und ließ übersetzen. Nach einigem Verhandeln kam Friede und Bündnis zustande, gewiß im wesentlichen unter den früheren Bedingungen. In dem von Ammian ausdrücklich bemerkten Hin- und Herverhandeln wird einer der Hauptgründe für die gegenseitige Feindschaft zu sehen sein. Makrian scheint den Preis des Alamannenbündnisses höher gestellt zu haben, als Valentinian ihn bewilligen wollte. Der äußere Hergang erklärt sich in der Weise, daß Makrian wußte, Rom brauche den Frieden, daß er Grund hatte, sich der römischen Treue nicht zu überliefern und daß der Rhein, bezw. das rechte Ufer die Grenze bildete; es ist sehr möglich, daß Valentinian vom Schiffe aus verhandelte. Man traute sich gegenseitig nicht.

Die Alamannen müssen durch Julian und Valentinian die Kriege vollständig satt bekommen haben; obwohl sich in der nächsten Zeit günstige Gelegenheiten für neue Angriffe boten, wie seit langem nicht, so hat doch nur ein Alamannenstamm, der der Lentienser, sie benutzt, bezw. benutzen zu sollen geglaubt, denn er schlug zu früh los. Die Zähigkeit, mit der der Kaiser, nunmehr Gratian, sie im eigenen Lande verfolgte, zeigt, wie sehr er sich bewußt war, daß es gelte, ein Exempel zu statuieren. Seine Absicht ging sogar dahin, den ganzen Stamm zu vernichten; dies zwar mißglückte, doch führte der Friede ihm kräftige Krieger zu. Es scheint sich schließlich mehr um Unterwerfung und um weniger günstige Bundesbedingungen gehandelt zu haben.

Ein kleiner Anlaß, durchaus dem Vorgange auf dem Mons Picus entsprechend, gestaltete sich für den Osten von großer Wirkung. Im Lande der Quaden, an der mittleren Donau, ließ Valentinian durch seine Beamten Lagerschanzen errichten, als ob es schon zum römischen Reiche gehöre. Die Anwohnenden baten durch Gesandtschaften, davon abzustehen, und als sie schließlich zu murren be-

gannen, wurden sie unter der falschen Beschuldigung eines Empörungsversuches aus ihren Besitzungen verjagt. Auch der König Gabinius trat bittend auf, der römische Heerführer ließ ihn zu einem Gastmahle laden und auf dem Heimwege meuchlerisch ermorden. Er wird es gethan haben, um Schrecken zu verbreiten, um das Volk seines Hauptes, in dem er den Widerstand verkörpert sah, zu berauben.

Das Gegenteil trat ein. Die Schandthat brachte den lange verhaltenen Grimm zum Durchbruch und zog Rom äußerst verlustreiche Heimsuchungen zu. Erst als Valentinian im Frühling 375 in Eilmärschen aus Gallien kam, wurde der Kriegsschauplatz vom Reiche in das Land der Quaden verlegt. Methodisch wie am Rheine verfuhr der Kaiser auch an der Donau: er bezog das strategisch wichtige Carnutum, machte es zu einem großen Proviantmagazine, schlug alsdann eine Schiffbrücke über den Strom und ging angreifend vor. Wie die Alamannen, so wichen auch die Quaden dem Stoße aus. Es erfolgte Verwüstung ihres Landes und Befestigung einiger Donauorte; also genau das System wie bei den Rheingermanen. Noch bevor weiteres unternommen werden konnte, starb Valentinian am Blutsturze.

Als Gesamtbild ergibt sich am Ende unserer Periode: Rhein- und Donaulinie waren wieder vollständig in römischem Besitze, doch so, daß längs des ganzen linken Rheinufers, bald mehr, bald weniger vorgeschoben, und stellenweise auch am rechten Donauufer germanische Ansiedler als Unterthanen des römischen Staates lebten, sei es, daß sie friedlich aufgenommen, sei es, daß sie feindlich eingedrungen waren und sich eigenherrlich niedergelassen hatten, dann aber unterworfen waren. Nur in ihrem obersten Laufe hatten die Alamannen die Donau überschritten und dort den Rhein und den nördlichen Teil des Bodensees als Grenze; Säckingen (Ammianus XXI, III. 3) und Bregenz (Ranke, Weltgesch. IV, I. S. 100) waren römische Orte. In Bezug auf den Rhein sagt Ammian (XXVIII, II. 1): „Valentinian befestigte den Rhein in seinem ganzen Laufe von Rätien bis zum Ocean durch großartige Erdwerke, überall erhoben sich kleinere und größere Kastelle und Türme an besonders geeigneten Orten längs der gallischen Grenze; öfters schob er auch die Grenze vor, indem er jenseits des Flusses Befestigungen errichtete.“ Daß längs der Donau das gleiche Wacht- und Verteidigungssystem angewandt wurde, sahen wir schon bei Julian, und es läßt sich auch bei den Donauübergängen der Goten 376 erkennen, nur mußte es notgedrungen bei der absoluten Ruhe, die dort herrschte, in Verfall kommen. Wie sicher man sich an den Donauufern fühlte, zeigt das Beispiel des wichtigen Sirmium, seine Gräben waren verschüttet und die Mauern verfallen; statt an Verteidigung zu denken, sammelte der

Präfekt Gelder für ein neues Theater. Ganz ähnlich so verhielt es sich auch mit anderen Städten. Ob die vorspringende Dobrudscha zum Reiche gerechnet worden, läßt sich nicht entscheiden; sie wurde durch eine dreifache Wallinie von Tschernawoda bis zum Meere abgesperrt, die jedoch in die frühere Kaiserzeit zu gehören scheint.

Ganz ungenügend sind wir über die Grenze zwischen Donau und Bodensee unterrichtet, doch helfen hierfür trefflich die um 400 geschriebene Notitia dignitatum und die Befestigungsfunde aus. Daraus erkennen wir, daß die rätische Westgrenze durch die Iller gebildet wurde, und zwar von Ulm an in ihrem ganzen Laufe bis Kempten; von Kempten über Wangen ging dann eine starke Festungslinie bis an den Bodensee. Das Hauptquartier befand sich in Kempten, während in Bregenz ein Corps Schiffsmannschaften stationiert war, das mit seinen Fahrzeugen auf dem Bodensee und Oberrheine bis Schaffhausen kreuzte. Die gefährdete Grenze machte bedeutende Truppenansammlungen nötig, man hat sie für Rätien auf circa 13000 Mann berechnet (Planta, Das alte Rätien, S. 146), die gewöhnlich ein „Herzog von Rätien" kommandierte, bisweilen aber auch ein Heermeister; bei der steten Grenzgefahr war ein wichtiges Amt zu bekleiden.

Die Kaiser Probus, Konstantin, Julian und Valentinian stehen da als die großen Organisatoren der Grenzwehr. Die germanische Aggressive war allmählich in die Defensive zurückgesunken, und der römische Angriffskrieg hatte eingesetzt. Ueberall längs der langgestreckten Grenze war der blonde Krieger zum seßhaften Bauern geworden.

Auf lange hinaus schien der Bestand des Reiches gesichert zu sein. Durch Diokletian und Konstantin war es nach innen ausgebaut worden, das Beamten-, Steuer- und Verwaltungswesen geordnet, die Kaiserwürde gebietend über Heer und Senat erhoben. Valentinian verstand es, für sein Haus einen Anspruch auf die Thronfolge zu begründen und die Teilung des Reiches den Bedürfnissen seiner Provinzen gemäß einzuleiten, und zwar so, daß es in zwei von einander ziemlich unabhängige, aber doch militärisch wieder zusammenhängende Gebiete zerfiel. Am Ende unserer Periode besaß das Reich eine feste bürgerliche, kriegerische und kirchliche Organisation, die, oft zwar drückend, dem Bedürfnisse der Mehrheit genügte. Den Schlußstein des öffentlichen Lebens bildete die imperatorische Gewalt, die auf dem besten Wege war, erblich zu werden, und damit eine ruhige, stetige Weiterentwickelung in Aussicht stellte.

Der römische Staat hatte sich zu einem großen Verkehrsgebiete mit einer durchweg gleichartigen Kultur gestaltet. Iberer, Gallier und Briten hatten ihr Aeußerstes geleistet, um sich zu ent-

nationalisieren und römisch zu werden. Ihre Auflösung im Reiche hatte dieses gestärkt und sie gesittet. Als ihre Kraft erlahmte, waren neue Elemente belebend in die erstarrenden Völkeradern geströmt, in der Mehrzahl Germanen.

Im 4. Jahrhundert zählten die Germanen innerhalb des römischen Reiches nach Millionen. Ueberall waren sie thätig, im Habit des Sklaven, in den Büreaus der Verwaltung, in der Werkstatt des Handwerkers, bei Hof und vor allem im Heere.

Als Vorbedingung für diese merkwürdige Stellung ist das nationslose Wesen der Deutschen zu betrachten. Parther und Perser galten als der eigentliche Reichsfeind, nicht der an sich weit gefährlichere blondgelockte Sohn des Waldes; offenbar nur, weil fern im Osten zwei scharf und schroff ausgeprägte, verschieden geartete Nationalitäten aufeinander stießen, während der Germane ohne diesen Zug etwas molluskenartig Widerstandsloses besaß. Und gerade darin wußte ihn der menschenkundige Völkergebieter zu fassen und sich zu eigen zu machen. Rom als alter Kulturstaat besaß die volle technische Wucht eines solchen, ihm gegenüber standen halbentwickelte, bildungsfähige Fremdlinge mit ausgesprochen geringer Fähigkeit zur Staatenbildung, die als Germanen sich wie Barbaren, als Römer dagegen wie Kulturmenschen fühlten; verwelscht galten sie sich und anderen als Glied eines Staates, des gewaltigsten Staates der Welt. So bildete sich denn jenes wunderliche Gemisch von Gegensätzen aus, als dessen Gefäß nur die germanische Natur denkbar ist. Dieselben Männer, die erbarmungslos alles niedermordeten, beackerten bald friedlich und fleißig die römische Scholle, heute stürzten sie sich todesverachtend in die dichtgeschlossene Phalanx, um morgen als Glied in diese Phalanx einzutreten. Fast keine Klagen sind laut geworden, daß römische Germanen es mit ihren Stammesbrüdern jenseits der Grenze gehalten hätten. Trotz tiefen Mißtrauens kam der Gedanke nicht auf, daß die Germanen im Reiche den Bestand desselben gefährden könnten.

Dies alles hatte seine Gründe, wirkte aber nur, solange der Staat sich bewährte, solange er als solcher imponierte. Zeigte er sich seinen Aufgaben nicht gewachsen, schützte er seine Unterthanen nicht vor hereinflutenden Feinden, so mußte auch das Staatsbürgergefühl ersterben und dagegen das der Stammesverwandtschaft dem Sieger entgegenstreben. Oder kurz gesagt: in einem starken Staate wurden die Germanen zu guten Bürgern, für einen schwachen, sich auflösenden, bildeten sie das gefährlichste, zersetzende Element.

Bei normalem Gange der Dinge war letzterer Fall undenkbar, Ost- und Westrom würden sich trotz ihrer Schäden entwickelt und gegen die bunten Germanenstämme überlegen behauptet haben,

letzteres wohl mit Gallien als Hauptland. Aber eben die Voraussetzung versagte, und zwei Dinge traten ein, die in entgegengesetzter Weise wirkten: das ist der Unwert der Imperatoren und der Einbruch der Hunnen.

Als das bis dahin unbekannte Steppenvolk mit geschwindem Rosseshufe auf die Weltbühne sprengte, brachte es bei den Germanen eine fundamentale Umwälzung hervor, nämlich die rückläufige Bewegung in ein bereits durchlebtes Stadium, die germanische Seßhaftigkeit wurde in die Wanderbewegung zurückversetzt. Damit war der stärkste Verteidigungsdamm der Römergrenze gefallen, man befand sich wieder elementaren Aeußerungen gegenüber, mit denen sich nicht rechnen ließ. Und das geschah zu einer Zeit, als der Unwert auf dem Throne epidemisch wurde, als an die Stelle des kriegerischen und selbstthätigen Kaisertums, wie es Julian und Valentinian dargestellt hatten, das der dumpfen Hofatmosphäre trat, als die thatsächliche Macht der rechtlichen entglitt. Ein Kaiser an der Grenze konnte handeln, wie ihm beliebte, ein Statthalter hatte stets nach Ravenna hinüberzublicken, die Last seiner Thätigkeit war erhöht, diese innerlich gelähmt.

Bezeichnend ist es nun, wie das deutsche Element in dem römischen Staatswesen zurücktritt, als die germanischen Staatengründungen auf römischem Boden eingesetzt haben. Jetzt war erfolgt, was oben berührt wurde, das Nationalitäts- bezw. das Stammesbewußtsein begann zur Macht zu werden und entzog dem Reiche seine besten Kräfte oder machte sie doch unzuverlässig. Der Gote fand jetzt bei seinem Gotenkönige was er suchte und brauchte.

Aëtius, der letzte große römische Staatsmann, erkannte dies mit klarem Blicke, und schöpferisch, wie er war, suchte er Ersatz zu schaffen, indem er bisher nicht oder abseits angesiedelte Stämme, wie die Alanen, Gepiden, Heruler, Sciren 2c., heranzog, und vor allem durch Benutzung eines nichtgermanischen Volkes, der Hunnen. Zu Attila stand er in naher Beziehung, zunehmend stärker traten hunnische Scharen in seinem Heere hervor.

Doch die Dinge waren schon zu verfahren, die hunnische Hilfe wirkte wie ein zweischneidiges Schwert, denn hinter ihr standen nicht wie bei den Germanen lockere Stammesgliederungen, sondern in ihrem Rücken befand sich ein großes, siegesbewußtes Reich, das es wagen durfte, einen Weltkampf mit Rom zu versuchen.

Attila wurde geschlagen und Rom gebrochen, den Germanen gehörte die Zukunft.

Die Flibustier und Boucanier.

Von

Spiridion Gopčević.

II. (Schluß.)

Barthelemi segelte einst, nachdem er an der Cubanischen Küste eine spanische Fregatte geentert und 75000 Thaler bar und 120000 Pfund Kakao erbeutet hatte, nach Jamaica, doch trieben ihn widrige Winde nach dem Cabo San Antonio zurück, wo er auf drei spanische Kriegsschiffe stieß, die ihn zur Ergebung zwangen. Da er sehr gut spanisch sprach, wurde er gut behandelt und nach Campeche (Yucatan) geführt. Hier erkannte ihn jedoch ein Kaufmann als einen der gefährlichsten Flibustier und bewirkte, daß der Gouverneur seine Auslieferung verlangte. Der Kapitän verwendete sich umsonst für ihn und mußte nachgeben. Barthelemi wurde in Ketten gelegt und im Schiffsraume eingesperrt. Wie es ihm gelang, sich los zu machen und zu entwischen, ist unbekannt. Thatsache ist, daß er des Nachts die Schildwache erwürgte, sich in das Meer gleiten ließ und an das Ufer schwamm. Damit man seine Spur nicht finden solle, watete er im Wasser bis in einen nahen Fluß und hielt sich in diesem 72 Stunden lang auf. Dann versuchte er, den Golf de Triste zu erreichen, welcher 30 Meilen weit entfernt war und wo er Flibustier zu finden hoffte.

Er besiegte unglaubliche Schwierigkeiten. Hatte er Flüsse zu durchschwimmen, in denen es Krokodile gab, so schleuderte er vorher so lange Steine in das Wasser, bis jene verscheucht waren. Mehrere Meilen mußte er auf den „mangles" genannten Bäumen zurücklegen, ohne den Fuß auf festen Boden zu setzen. Dabei dienten ihm Muscheltiere und Kräuter allein zur Nahrung.

Endlich nach zwölf Tagen langte er am Ziel an und fand wirklich zwölf Flibustier in einem Boote vor. Mit ihnen schiffte er sich ein und enterte des Nachts ein mit Kakao beladenes Fahrzeug. Auf den Ruf der Schildwache antwortete Barthelemi, daß er zu

den Ihrigen gehöre und mit Beute zurückkomme, die man den Flibustiern abgenommen. Darauf wurde die Schildwache überwältigt und das Fahrzeug erobert. Sie suchten nun Jamaica zu gewinnen, aber ein Sturm warf sie auf die Jardines de Pinos (Cuba), wo sie scheiterten und mit genauer Not in einem Boote Jamaica erreichten. Wie mein Gewährsmann erzählt, sah er Barthelemi später elend sterben.

Muß man die heroische Ausdauer dieses Flibustiers bewundern, so kann dagegen die Grausamkeit manches andern, wie namentlich des berüchtigten Roc, des „Brasilianers“, der jedoch ein Holländer aus Gröningen war, nur Abscheu erregen.

Eines der frechsten Wagestücke hat ein anderer Holländer, Jan David, ausgeführt.

Mit seinem 90 Mann enthaltenden Schiffe segelte er den Rio San Juan hinauf, in den Nicaraguasee hinein und legte sich unweit der großen Stadt Granada in den Hinterhalt. Zehn Mann ließ er auf dem verborgenen Schiffe zurück, mit 80 fuhr er auf drei Booten nach der Stadt, landete des Nachts unweit derselben und tötete die Schildwache, nachdem er sie erst glauben gemacht, er sei ein vom Fischfang heimkehrender Stadtbewohner. Von einem Indianer geführt, gelangten sie unangefochten in die Stadt und klopften an die Thüren aller Wohlhabenden. Wenn man ihnen öffnete, drängten sie sich in das Haus, faßten den Oeffnenden an der Gurgel und erzwangen die Herausgabe aller Wertsachen. Erst nach zweistündigem Plündern entstand Alarm. Die Flibustier traten jetzt mit ihrer Beute den Rückzug an und schifften sich auf den bereit stehenden Booten ein. 800 Spanier verfolgten sie, doch die Flibustier hatten Geiseln mitgenommen, die sie im Falle eines Angriffes zu töten drohten. Da sich die Verfolger hierdurch einschüchtern ließen, wurden die Flibustier noch kecker und verlangten obendrein für die Freilassung der Geiseln 500 Kühe zur Verproviantierung, was ihnen ebenfalls gewährt wurde. Mit ihren auf mehr als 40000 Thaler geschätzten Beute traten sie nun den Rückzug an, nachdem sie noch vorher einen Angriff der Spanier abgeschlagen, und langten wohlbehalten in Jamaica an, ohne daß diese gefährliche Expedition mehr als acht Tage in Anspruch genommen hätte. Freilich brauchten die Flibustier nicht einmal so lange, um ihre Beute wieder zu verjubeln. Aus diesem Grunde planten sie einen Angriff auf die spanische Galionenflotte. Zu diesem Zwecke kreuzten sie vor Habana, aber die Galionen zerstreuten sich bei ihrem Anblicke und entrannen. Um sich zu entschädigen, segelte David nach Florida und überfiel die Stadt San Agustin, welche gebrandschatzt wurde, nachdem ihr Fort nur geringen Widerstand geleistet hatte. Aber die Beute war verhältnismäßig gering.

Die bisher erwähnten Flibustier waren durchgehends Leute, welche lediglich aus Beutesucht das Korsarenhandwerk ergriffen. Betrachten wir nun die Thaten eines andern berühmten Flibustiers, welchen edlere Motive dazu getrieben. Ich meine Monbars, „der Ausrotter“ (l'exterminateur).

Monbars — andere schreiben seinen Namen Montbar — stammte aus einer edlen Familie des Languedoc. Esquemeling, der ihn persönlich kannte, beschreibt ihn folgendermaßen:

„Monbars war lebhaft, heiter und feurig wie alle Gascogner. Er war groß und schlank, von edler, militärischer Haltung, imponierendem Aussehen und schwarzbraunem Teint. Seine Augen waren kaum sichtbar, so dicht hingen ihm die Augenbrauen darüber, und das gab ihm ein so furchtbares Aussehen, daß er in dem Kampfe erst durch seine Augen einschüchterte und dann durch seinen Arm niederschmetterte. Er hat indes niemals Feinde getötet, die ihm keinen Widerstand geleistet.“

Dieser merkwürdige Mann faßte als Kind schon glühenden Haß gegen alles Spanische, als er von den gräßlichen Grausamkeiten las, welche die Spanier in Amerika gegen die Indianer verübt. Sein Haß ging so weit, daß er als Knabe beinahe einen Kollegen getötet hätte, welcher auf dem Haustheater die Rolle eines Spaniers mit besonderer Natürlichkeit gespielt hatte. Um seinen glühenden Haß gegen die Spanier zu befriedigen, entfloh er aus dem Elternhause nach Havre, wo sein Onkel ein königliches Kriegsschiff befehligte, das gegen die Spanier kreuzen sollte. Auf seine Bitten hin nahm ihn der Onkel mit. Als man endlich auf ein spanisches Schiff stieß und die Kanonen bereit gemacht wurden, benahm er sich so ungebärdig, daß ihn der Onkel in die Kajüte sperren mußte. Nach einigen Salven kam es zum Entern, und nun ließ man auch den jungen Monbars los. Dieser stürzte wie ein Berserker auf das feindliche Verdeck und mähte alles vor sich nieder, dasselbe zweimal seiner ganzen Länge nach durchmessend und so lange metzelnd, bis das Schiff genommen war. Während nun die übrigen die überaus reiche Beute musterten, betrachtete sich Monbars mit großer Genugthuung nur die vielen toten Spanier.

Die gefangenen Matrosen sagten aus, daß sich zwei noch reichere Schiffe in ihrer Gesellschaft befunden hätten, welche man wahrscheinlich im Hafen Margot der nahen Insel Hayti finden werde. Dieser sei nämlich für den Fall einer Trennung als Rendezvousplatz bestimmt worden.

Monbars' Onkel faßte sofort den Entschluß, nach Port Margot zu segeln und dort die beiden Schiffe zu erwarten. Als er dort Anker warf, kamen die Boucanier in mehreren Booten an Bord und brachten frisches Fleisch zum Verkaufe, ob des geringen Quantums sich entschuldigend; die spanischen Lanceros

hätten jedoch kürzlich einen Ueberfall gemacht und die Boucans zerstört.

„Warum duldet ihr so etwas?" fuhr sie der junge Monbars an: „wenn ihr wollt, so will ich an eurer Spitze marschieren!"

Die Boucanier waren damit einverstanden, und der Onkel gab auch seine Einwilligung. Nur ermahnte er den Neffen, bald zurückzukehren, um nicht die Wegnahme der beiden spanischen Schiffe zu versäumen.

Monbars war noch nicht lange mit den Boucaniern marschiert, als man in der Ferne die spanischen Lanceros gewahrte. Monbars wollte nun gesenkten Kopfes auf sie losstürmen, doch ein erfahrener Boucanier sagte:

„Nicht so schnell! Wir werden die Spanier durch List bekommen, ohne daß ein einziger von ihnen entkommen soll."

Diese verlockende Aussicht bewog Monbars, seinen Feuereifer zu mäßigen und seine Ungeduld zu zähmen. Die Boucanier thaten nun, als hätten sie die Spanier nicht bemerkt, und fingen an, ihre Zelte aufzuschlagen und ihr Mahl zu bereiten. Die Spanier, dieses sehend, griffen ebenfalls zu einer List. Sie entfernten sich im Galopp, in der Absicht, des Nachts wiederzukommen, wenn die Boucanier infolge des genossenen Schnapses in tiefen Schlaf versunken sein würden.

Die Boucanier dachten aber nicht an diesen, sondern hielten sich in dem nahen Wäldchen versteckt. Gegen Tagesanbruch erschienen die Spanier und umzingelten die leeren Zelte. Da diese sehr weit voneinander aufgeschlagen waren, mußten sich die Spanier in viele kleine Gruppen zerstreuen. Diesen Umstand machten sich die Boucanier zu nutze, indem sie nach Abgabe einer Salve aus dem Hinterhalt hervorsprangen und die isolierten Spanier wie wütend angriffen. Allen voran focht Monbars wie ein Rasender. Er hatte einen Spanier vom Pferde geschossen, sich auf dieses geschwungen und eilte nun von einem Gegner zum andern. In seinem Eifer ging er so weit, ganz allein gegen die Reserveschwadron anzusprengen. Schon war er von allen Seiten umringt und schien verloren, als es den Boucaniern glückte, ihn herauszuhauen.

Die Spanier hatten auch indianische Hilfstruppen bei sich, welche durch ihre Pfeile die Boucanier belästigten. Einer derselben, auf Monbars zeigend, rief ihnen zu: „Seht ihr denn nicht, daß dieser euer von Gott gesandter Befreier ist, welcher euch von der spanischen Tyrannei befreien will?"

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Indianer schossen von nun an gegen die Spanier ihre Pfeile. Monbars erklärte es nachmals für den schönsten Tag seines Lebens, da er die Indianer an seiner Seite kämpfen sah, welchen er ja ein Rächer sein wollte.

Nachdem die ganze spanische Abteilung aufgerieben war, beredeten die Boucanier Monbars, ihnen bis in die spanischen Quartiere zu folgen. Er war schon bereit, als ihn ein Schuß zu seinem Onkel zurückrief. In der Meinung, die erwarteten Schiffe seien eingetroffen, eilte er zurück und erfuhr von seinem Onkel, daß er das Warten aufgegeben habe und in See stechen wolle.

Die Boucanier und Indianer, voll Bewunderung für die todesverachtende Tapferkeit des jungen Monbars, schifften sich auf dem genommenen spanischen Schiffe ein, dessen Kommando Monbars von seinem Onkel erhielt.

Nach achttägigem Kreuzen stießen die beiden Schiffe auf vier spanische Kriegsschiffe. Es kam zu einem der erbittertsten und hartnäckigsten Seegefechte. Monbars' Onkel wehrte sich drei Stunden lang gegen seine beiden Gegner und bohrte sie schließlich in den Grund, sank aber unmittelbar danach ebenfalls. Monbars selbst, welcher bis dahin erst einen der Gegner in den Grund gebohrt hatte, ergrimmte über den Tod seines Onkels dermaßen, daß er, ohne Rücksicht auf die bedeutende Ueberlegenheit des zweiten Gegners, zu entern befahl.

Es geschah, und nun entspann sich ein erbittertes Handgemenge. Die Indianer, dies sehend, sprangen in das Meer, schwammen um das spanische Schiff herum und erkletterten es von der andern Seite. Dadurch kamen sie den Spaniern in den Rücken und gaben durch die Verwirrung, welche sie unter diesen verbreiteten, den Ausschlag. Monbars hatte gesiegt! Drei spanische und ein französisches Kriegsschiff waren gesunken, das vierte spanische Schiff erobert.

Monbars sah sich damit im Besitze von zwei der mächtigsten Kriegsschiffe, welche von den überlebenden französischen Seeleuten, den Boucaniern und Indianern bemannt waren. Durch den Tod seines Onkels fiel ihm der Oberbefehl zu, und er brannte vor Begier, seinen Oheim baldigst zu rächen.

Auf den Vorschlag der Boucanier beschloß er einen Einfall in Mexico. Bevor er jedoch landen konnte, war es dem Gouverneur der nächsten bedrohten Stadt gelungen, 1000 Mann Fußvolk, 120 Reiter und vier Kanonen unweit des Landungsplatzes zu versammeln, womit er die Ausschiffung des Feindes verhindern zu können hoffte.

Küsten- und Schiffsartillerie begannen sich gegenseitig zu beschießen, aber Monbars wartete nicht erst das Resultat des Artilleriekampfes ab, sondern unternahm die Landung im feindlichen Feuer. Die Spanier suchten dies zu verhindern, doch fuhr Monbars mit seinen Indianern wie der Blitz unter sie, rollte ihre Linie auf und zersprengte sie, unterstützt von den Boucaniern, vollständig. Dann unternahm er einen erfolgreichen Streifzug in das

Innere des Landes, richtete unter den Spaniern allenthalben Blutbäder an und kehrte endlich beutebeladen auf seine Schiffe zurück.

Von da ab war Monbars' Schicksal festgestellt: er wurde Flibustier und errang sich durch seine Thaten bald einen hohen und weitverbreiteten Ruf. Von seinen Abenteuern erzählt Esquemeling einige.

Als Monbars einmal an einer unbewohnt scheinenden Küste sein Schiff ausbesserte, war er nicht wenig erstaunt, in der Nähe eine Schar Spanier zu gewahren, welche ihn jedoch noch nicht bemerkt hatte. Fürchtend, sie möchten ihm entkommen, sandte er seine Indianer aus, um sie in einen Hinterhalt zu locken, welchen er ihnen mit seinen Flibustiern legte.

Der Plan gelang. Die Spanier, als sie bloß einige Indianer sahen, welche sich scheinbar flüchteten, verfolgten sie, fielen in den Hinterhalt und wurden bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Nicht minder gefürchtet als Monbars, aber auch durch seine Grausamkeit berüchtigt war der zu gleicher Zeit sich berühmt machende Flibustierführer L'Olonais (nach der alten Orthographie L'Olonois), so benannt, weil er von den Sables d'Olonne stammte, einem Orte in Poitou, bekannt durch das glänzende Seegefecht Jurien de la Gravières gegen die Engländer (1809). Seinen eigentlichen Namen wußte niemand. Er verließ Frankreich schon als Jüngling und ging nach Westindien, wo er bei einem Pflanzer drei Jahre als Engagé diente. Da er viel von den Boucaniern sprechen hörte, bekam er Lust, sie näher kennen zu lernen, begab sich nach Hayti, diente daselbst bei einem Boucanier und wurde schließlich deren Genosse. Als einmal Flibustier nach Tortue kamen, beredeten sie L'Olonais, mit ihnen in See zu stechen. Er that dies und errang sich bald durch seine Kühnheit dermaßen die Bewunderung der Flibustier, daß sie ihm ein Schiff gaben und ihn als ihren Chef anerkannten.

Er bemächtigte sich einer spanischen Fregatte mit zehn Kanonen und segelte mit derselben nach Tortue, wo er die zur Bemannung nötigen Flibustier engagierte und sich mit dem Flibustierkapitän Michel le Basque verband, der eben mit einer Prise eingelaufen war. Zwei Franzosen gaben L'Olonais den Rat, eine reiche Stadt des Festlandes zu überfallen, und dieser ließ sich das nicht zweimal sagen. Im Einverständnis mit Le Basque kündigte er allen Flibustiern an, daß er eine großartige Unternehmung plane und jeder, der daran teilnehmen wolle, sich in Tortue einfinden möge. Im vorhinein wurde festgesetzt, daß er den Befehl zur See, Le Basque jenen zu Land haben solle.

L'Olonais' Ruf war bereits so verbreitet, daß sich binnen kürzester Zeit 400 Flibustier unter seine Befehle gestellt hatten.

Mit diesen fuhr er nach Bayaha auf Hayti, wo noch einige Flibustier zu ihm stießen, so daß er 6—7 Fahrzeuge besaß.

Bald nach seiner Abfahrt stieß er unweit des Cabo del Engano auf zwei spanische Fregatten von 16 resp. 10 Kanonen und nahm sie nach kurzem Gefechte. Die größere, welche mit Kakao beladen war, sandte er nach Tortue, wo ihre Ladung für 180 000 Livres verkauft wurde. Das war schon ein vielversprechender Anfang! Auf Tortue verursachte dies auch solche Sensation, daß die Fregatte (in „Cacaoyère“ umgetauft), mit eben aus Frankreich eingetroffenen Abenteurern bemannt, zu L'Olonais stoßen konnte, der sie bei der Insel Saona erwartete. Die andere Fregatte war mit Munition beladen gewesen, erhielt daher den Namen „Poudrière“ und war den Flibustiern nicht weniger erwünscht.

Bei Saona musterte L'Olonais seine Streitkräfte. Es waren sieben Schiffe mit 440 Mann.

Nach der Musterung kündigte L'Olonais seinen Genossen an, daß er die Absicht habe, Maracaibo in Venezuela zu erobern und alle Küstenplätze zu plündern. Die beiden Franzosen, welche ihm diesen Rat gegeben, sollten ihm dabei als Piloten dienen, da ihnen die Barre der Lagune von Maracaibo bekannt war.

Auf der Insel Aruba ergänzten die Flibustier ihre Vorräte und richteten ihre Abreise so ein, daß sie bei Tagesanbruch vor der Barre erschienen.[1] Die Einfahrt in den See von Maracaibo wird nämlich durch eine Barre erschwert, hinter welcher sich zwei Inseln befinden. Auf der östlichen steht ein Wachturm (vigia), welcher der Insel den Namen gibt, auf der westlichen (des Ramiers) ein Fort. Zwischen beiden führt ein Kanal von 24 bis 25 Palmen Tiefe.

Als man von der Vigia aus den Feind erblickte, gab man dem Fort auf der Insel des Ramiers ein Zeichen, und dieses löste Alarmschüsse, um die Stadt Maracaibo zu benachrichtigen.

L'Olonais beschloß, das Fort zu erstürmen. Unter Le Basques Befehl landeten die Flibustier, gefolgt von L'Olonais, der sich nicht zurückhalten ließ, und griffen ohne weiteres das Fort an, welches 14 Kanonen und 250 Mann Besatzung enthielt. Freilich bestanden die Befestigungen bloß aus Schanzkörben und Palissaden. Nach erbittertem Kampfe ward das Fort erstürmt und dessen Besatzung teils niedergemacht, teils gefangen. L'Olonais ließ das Fort schleifen und die Kanonen vernageln, dann passierte er die Barre und den Kanal und erschien vor Maracaibo.

Hier hatte man bereits bei den ersten Schüssen alles Kostbare eingeschifft und war damit nach Gibraltar gefahren, einer im Süden des Sees gelegenen Stadt, meinend, daß die Flibustier sich

[1] Mein Gewährsmann gibt kein Datum an, obschon er persönlich an der Expedition teilnahm. Wahrscheinlich fand diese um 1666 statt.

mit der Brandschatzung Maracaibos begnügen und dann abziehen würden. Da diese Stadt damals 4000 Einwohner hatte und mindestens 600 Waffenfähige zählte — die spanische Garnison abgerechnet —, so zeugt dieses Benehmen eben nicht von Heldenmut.

In Maracaibo fanden die Flibustier bloß gefüllte Warenmagazine und Weinkeller. Sie schwelgten 14 Tage lang und beschlossen dann, nach Gibraltar zu segeln, wohin — wie die wenigen in der Stadt zurückgebliebenen Armen sagten — die Reichen mit ihren Schätzen geflohen seien.

Nach dreitägiger Fahrt erschienen die Flibustier vor Gibraltar, wo sich ein kleines Fort von sechs Kanonen befand. Die Spanier hatten es noch durch flüchtige Befestigungen in Erde und Palissaden verstärkt. So verschanzt, hielten sie sich für unüberwindlich und spotteten der Flibustier. Letztere landeten unweit der Stadt und suchten einen Weg durch den Urwald, um die Spanier im Rücken anzufassen. L'Olonais fand jedoch seinen Plan unausführbar, da die Spanier durch gefällte Baumstämme alle Zugänge verrammelt hatten und sich das Terrain infolge einer Ueberschwemmung dermaßen aufgeweicht zeigte, daß man bis an die Kniee im Kot versank. Somit blieb den Flibustiern nur die Wahl, den Stier bei den Hörnern anzufassen und auf einem schmalen Damme gegen das Fort vorzurücken, worauf sie nur sechs Mann hoch marschieren konnten. Trotzdem beschloß L'Olonais den Sturm, obschon die äußeren Befestigungen allein mit 20 Geschützen armiert waren.

Die Spanier ließen den Feind bis auf Pistolenschußweite herankommen, dann gaben sie aus sämtlichen Geschützen eine Kartätschensalve, welche unter den Flibustiern furchtbar aufräumte. Aber uneingeschüchtert stürmten die Ueberlebenden vorwärts, obschon sie auch hier im Kot bis an die Kniee versanken. Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß L'Olonais die Vorsicht gehabt hatte, seine Leute mit abgeschnittenen Baumzweigen zu beladen, welche, auf den Kot geworfen, eine Art Brücke bildeten. Auf diese Weise gelang es den Flibustiern, an die Schanzen heranzukommen, bevor noch die Spanier eine zweite Kartätschensalve abgeben konnten. Um die äußeren Verschanzungen entspann sich ein blutiger Kampf. Die Flibustier drangen ein und hieben nieder, was sich ihnen in den Weg stellte. Dann verfolgten sie die Spanier bis in das Fort, wo letztere sich ergaben. Von 600 Mann waren nur mehr 200 noch am Leben und davon die Hälfte verwundet. Die Flibustier hatten auch über 100 Mann verloren. Unter den toten Spaniern war der Generalkapitän von Mérida der hervorragendste.

Von den gefangenen Einwohnern wurden jene, welche nichts besaßen oder nichts zu besitzen vorgaben, niedergehauen, die übrigen gemartert, um sie zu zwingen, ihre im Walde versteckten Schätze

auszuliefern. Nicht zufrieden mit der Beute, wollte L'Olonais die Gebirge überschreiten und das 40 Meilen weit im Innern liegende Mérida angreifen; aber die Flibustier weigerten sich, auf ein so tollkühnes Unternehmen einzugehen.

Die Flibustier blieben sechs Wochen lang in Gibraltar, prassend und schlemmend, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Toten zu beerdigen. Deren Verwesung infizierte aber die Luft und erheischte unter den Flibustiern viele Opfer. Besonders die Verwundeten starben fast alle. Dies bewog L'Olonais zum Abzug.

Bevor er aber Gibraltar verließ, wollte er es brandschatzen. Die Einwohner meinten jedoch, die Brandschatzung zahlen, hieße die Flibustier zu öfteren Ueberfällen ermuntern, und besannen sich lange. L'Olonais, welcher bereits die Schätze und Gefangenen eingeschifft hatte, wurde ungeduldig und ließ Gibraltar anzünden. Nach sechs Stunden war nur mehr ein rauchender Trümmerhaufen vorhanden, und L'Olonais sagte den Gefangenen, so werde er es auch ihnen machen, falls sie nicht ihr Lösegeld zahlen sollten. Eingeschüchtert erboten sie sich, einen der Ihrigen zu ihren Freunden zu schicken, um das Lösegeld aufzutreiben.

Einige Tage später kehrte L'Olonais nach Maracaibo zurück, wo er seinen Gefangenen befahl, ihm 500 fette Kühe zu liefern behufs Verproviantierung der Schiffe. Die Gefangenen beeilten sich, diesem Befehle nachzukommen, hoffend, daß die Flibustier dann abziehen würden. Aber sie mußten noch innerhalb acht Tagen eine starke Brandschatzung für Maracaibo zahlen, welches L'Olonais andernfalls anzuzünden drohte. Außerdem plünderten die Flibustier die Kirchen rein aus, und nachdem endlich nichts Wertvolles mehr zu rauben war, traten sie den Rückzug an, nachdem sie über zwei Monate Herren des Maracaibosees gewesen.

In Gonaïves (auf Hayti) teilten sie ihre Beute. An Juwelen, Gold und Silber (letzteres zu 10 Thaler das Pfund gerechnet) besaß man für 260000 Thaler; an Waren für 100000 Thaler, ohne ein von Maracaibo mitgenommenes Tabakschiff zu rechnen, dessen Wert über 100000 Livres betrug. Außerdem hatte man den Spaniern für mehr als eine Million Thaler Schaden verursacht. Im Durchschnitt dürfte also auf jeden Flibustier eine Summe von circa 6000 Francs gekommen sein.

L'Olonais hatte bald nicht nur seine Beute verjubelt, sondern stak auch tief in Schulden. Daher dachte er an eine neue Unternehmung, und zwar richtete er auf die Umgebung des Nicaraguasees sein Augenmerk. Es fiel ihm nicht schwer, 600 Flibustier zusammenzubringen, welche er auf sechs Fahrzeugen einschiffte, davon trug eines, das von Maracaibo mitgenommene Tabakschiff, allein 300 Mann.

Nachdem das Geschwader in Bayaha (Hayti) ausgebessert und

fertig gestellt worden, ging man unter Segel und hielt auf das Kap Gracias á Dios los, welches heute die Grenze zwischen Nicaragua und Honduras bildet. Unterwegs nahm man bei Matamano (an der Südküste Cubas) eine Anzahl Boote der Variadores (Schildkrötenfischer) weg, welche bei dem Einlaufen in den Nicaraguasee gute Dienste leisten konnten.

Am Kap Gracias á Dios angelangt, fand man widrige Winde, welche ein Hinabsegeln an der Südküste unmöglich machten und das Geschwader längs der Nordküste (Honduras) hintrieben. Nach einmonatlichem Lavieren und Auffreuzen sah man sich aus Mangel an Lebensmitteln gezwungen, an der Küste von Honduras anzulegen und die hier wohnenden Indianerstämme auszuplündern. Da aber das Gefundene nicht hinreichte, verließ man den Rio Zague und fuhr nach Puerto Caballos weiter.[1]

Hier nahm man eine Fregatte von 36 Kanonen, fand aber sonst keinen Widerstand, freilich auch wider Erwarten keine Waren in den Magazinen. L'Olonais brannte sie daher nieder und marterte die Gefangenen, damit sie ihm ihre Schätze ausliefern sollten. Jene, welche dies nicht konnten oder wollten, wurden von ihm eigenhändig geköpft. Hierauf verlangte er Führer nach der acht Meilen aufwärts des Flusses Chamelicon gelegenen Stadt San Pedro. Einen Mulatten, welcher erklärte, den Weg nicht zu wissen, marterte er auf die scheußlichste Weise und warf ihn schließlich in das Meer, worauf dessen beide Gefährten sich bereit erklärten, die Flibustier zu führen.

Mit 300 Mann trat also L'Olonais den Marsch an, fiel jedoch, nachdem man drei Meilen zurückgelegt hatte, in einen Hinterhalt. Ohne sich einschüchtern zu lassen, tötete er erst seine beiden Führer und warf sich dann auf die Spanier, welche sich im Engpaß verschanzt hatten. Nach kurzem Gefechte hatte er sich Bahn gebrochen und die Mehrzahl der Spanier getötet. Von den Gefangenen ermordete er erst die Verwundeten und verhörte dann die übrigen. Uebereinstimmend sagten sie aus, daß man in San Pedro durch flüchtige Sklaven von der Landung in Puerto Caballos informiert worden sei und drei Hinterhalte gelegt habe. L'Olonais tötete hierauf alle Gefangenen bis auf drei und verlangte von diesen, sie sollten ihm einen andern Weg nach San Pedro zeigen. Auf ihre Erklärung hin, es existiere keiner, ließ er einen an den Baum binden und ihm den Bauch aufschlitzen. Die andern gestanden hierauf, daß es noch einen, aber schwer passierbaren Weg gebe. Da sich L'Olonais hiervon überzeugte, beschloß er, sich gewaltsam nach San Pedro einen Weg zu bahnen.

Abends schon stieß er auf den zweiten Hinterhalt, vertrieb

[1] An der Grenze von Honduras und Guatemala.

jedoch die Spanier, welche sich in dem dritten, zwei Meilen von der Stadt gelegten Hinterhalt sammelten.

Die Flibustier verbrachten eine schlechte Nacht im Urwalde, hungrig, durstig, müde, die nackten Füße von den zahlreichen Dornen zerstochen. Andern Tages erschienen sie vor dem dritten Hinterhalte.

Nachdem sie sich überzeugt, daß an eine Umgehung nicht zu denken sei, griffen sie die Verschanzungen an. Die Spanier gaben einen Kartätschenschuß ab und ließen eine Flintensalve folgen; aber die Flibustier, welche sich rechtzeitig zu Boden geworfen hatten, erlitten wenig Schaden. Nach vierstündigem Feuergefecht riß L'Olonais die Geduld, und er führte seine Leute so entschlossen zum Sturm, daß den Spaniern der Mut sank und sie die Flucht ergriffen. Damit waren die Flibustier Herren der Stadt, wo sie 14 Tage plündernd blieben. Ihr Verlust betrug 30 Tote und 20 Verwundete.

Wenig befriedigt von dem Resultate der Expedition, schlug L'Olonais vor, die Stadt Guatemala zu erobern, welche in Luftlinie 35 Meilen weit entfernt ist. Aber vor solch tollkühnem Beginnen schreckten selbst die Flibustier zurück.

In Puerto Caballos erfuhr L'Olonais, daß eine große Hurca von 7—800 Tonnen mit reicher Ladung erwartet werde. Um sie abzufangen, legten sich die Flibustier in den Hinterhalt. Sie mußten aber drei Monate lang warten und vertrieben sich die Zeit mit dem Fang von Schildkröten, deren Fleisch sie als besonders heilsam gegen venerische Krankheiten betrachteten.

Endlich erschien die Hurca, ein Schiff von 56 Kanonen und mit einer Ladung, deren Wert auf über eine Million geschätzt wurde. Statt sie aber gleich anzugreifen, beschlossen die Flibustier, lieber zu warten, bis die Hurca die Waren ausgeschifft und das dafür gelöste Geld eingeschifft habe. Durch diese Unersättlichkeit brachten sich die Flibustier um einen großen Gewinn; denn die Spanier, welche von ihrer Anwesenheit Wind bekommen hatten, schifften zwar die Waren aus, machten aber keine Miene, mit dem Gelde abzusegeln. Nachdem L'Olonais einige Monate vergebens gewartet hatte, verlor er die Geduld und beschloß den Angriff. Nachdem der Kampf den ganzen Tag gewährt hatte, enterten die Flibustier und fanden nur mehr 60 Spanier am Leben. Die Beute bereitete aber den Flibustiern arge Enttäuschung. Sie hatten zu lange gewartet und fanden bloß 20000 Ballen Papier, 100 Tonnen Eisen und einige Ballen Stoffe ꝛc. an Bord. Um sich zu entschädigen, machte L'Olonais den Versuch, eine mit Silber, Cochenille und Indigo beladene Patache wegzunehmen, welche an der Flußmündung eingetroffen war; aber von der Wegnahme der Hurca benachrichtigt, hatten sich die Spanier so gut verschanzt, daß die Flibustier vom Angriff abstanden.

Unter den Flibustiern entstand jetzt arge Unzufriedenheit, da sie ihre Anstrengungen so schlecht belohnt sahen. Ein großer Teil bemächtigte sich des schnellsten, von Moyse Vauclin geführten Schiffes in der Absicht, auf eigene Faust Seeräuberei zu treiben. Aber bei der Abfahrt scheiterte man an einer Klippe. Vauclin rettete sich auf ein von du Plessis kommandiertes französisches Kriegsschiff, dem er als Pilot diente. Bei dem ersten Kampfe mit einer spanischen Fregatte von 36 Kanonen fiel du Plessis, und Vauclin wurde von der Mannschaft zum Kapitän erwählt. Als solcher machte er vor Habana eine auf 150 000 Livres geschätzte Prise.

L'Olonais war über Vauclins Abfall so entrüstet, daß er ihm blutige Rache schwur. Indes verließ ihn auch Le Picard, welcher gegen Costarica kreuzte, mit 80 Mann im Golf von Veragua landete und die gleichnamige Stadt plünderte, ohne großen Widerstand gefunden, noch große Beute gemacht zu haben. Auf dem Rückzuge wurde er von den aus Nata und Panamá herbeigeeilten Spaniern angegriffen, schlug sich nur mit Mühe durch und erreichte sein Schiff bloß mit 80 Francs in der Tasche.

Mittlerweile hatte auch L'Olonais mit dem Reste der ihm treu gebliebenen Flibustier Honduras verlassen und war längs der Küste bis zu den Perlinseln hinabgesegelt, um seinen ursprünglichen Anschlag auf Nicaragua zu verwirklichen. Aber sein Schiff scheiterte, und die Flibustier retteten sich nur mit Mühe an das Land, wo sie Ajoupas bauten und die Ankunft eines Schiffes erwarteten. Diesen zehnmonatlichen unfreiwilligen Aufenthalt auf der Insel Carneland[1] benutzten die Flibustier, um eine große Barke zu bauen, zu jagen, zu fischen und mit den Indianern Beziehungen anzuknüpfen. Aber trotz aller Schmeicheleien und Geschenke blieben ihnen die Indianer feindlich gesinnt, und als sich einmal ein Flibustier auf der Jagd verirrte, wurde er von den Indianern gebraten und verspeist.

Nachdem die Barke fertig, schiffte sich L'Olonais auf dieser und seinen Booten ein und segelte in die Mündung des San Juan-Flusses. Aber die Spanier, unterstützt von den Indianern, setzten den Flibustiern einen so zähen Widerstand entgegen, daß sie sich zurückziehen mußten. An einem guten Ausgang verzweifelnd, zerstreuten sich die Flibustier. Ein Teil ging durch die Mosquitoküste nach dem Kap Gracias á Dios, die übrigen unter L'Olonais südwärts nach der Boca del Toro. Unterwegs landete man an der Pointe à Diègue und errichtete hier ein verschanztes Lager. Dann segelte L'Olonais weiter, um vor Cartagena zu kreuzen. In der Bai Barú landend, um Lebensmittel zu sammeln, fiel er

[1] Wahrscheinlich mit Great Corn Island identisch.

während eines Gefechtes den Indianern in die Hände, welche ihn vierteilten, brieten und mit großem Appetit verspeisten.

Auch seine überlebenden Genossen waren nicht viel glücklicher. Einige entkamen zwar nach Tortue, andere jedoch schlossen sich englischen Flibustiern an, welche in jene Gegend kamen, und beredeten sie, den bei Kap Gracias á Dios mündenden Fluß hinaufzufahren, von dem man annahm, daß er mit dem Nicaraguasee in Verbindung stehe. Nachdem man die dort weilenden Reste der L'Olonaisschen Expedition an sich gezogen, war man wieder 500 Mann stark. Vierzehn Tage lang erkämpften sich die Flibustier gegen Natur und Indianer ihren Weg; dann sahen sie ein, daß hier nichts zu holen sei, und beschlossen den Rückzug. Unter unglaublichen Leiden und Beschwerden erreichten sie endlich das Kap Gracias á Dios und kehrten niedergeschlagen und arm nach Tortue zurück.

Damit endet die erste Epoche des Zeitalters der Flibustier. Sie wird durch die Namen Pierre Legrand, Pierre Franc, Barthelemi, Roc le Brésilien, Louis Scot, Jan David, Monbars l'Exterminateur, Alexandre Bras-de-fer, Moyse Vauclin, Pierre Le Picard und den furchtbaren L'Olonais bezeichnet. Wir haben gesehen, wie die Flibustier entstanden und sich entwickelten und wie sie durch Scot, Monbars und L'Olonais auf die Idee kamen, von der gewöhnlichen Kaperei auf die Eroberung von Städten und Streifzüge in das Innere der spanischen Kolonien überzugehen.

Damit beginnt dann die zweite Epoche, in welcher die Namen Morgan, Mannsfeld, Grammont, Michel, Laurent, Brouage, Doinet, van Horn, Montauban, Godefroy, Roze, Grognet &c. glänzen. In diese Epoche fallen die kühnsten und großartigsten Unternehmungen der Flibustier, als: die Eroberung von Santa Catalina, Puerto Principe, Puerto Bello, Maracaibo (1669), Hacha, Santa Catalina, Chagres, Panamá (1670), Curaçao (1675), Veracruz (1683), Campeche (1686) und Cartagena (1697), sowie die Thaten der Flibustier an den Küsten des Stillen Oceans von 1684—88.

Nach der im Verein mit der französischen Flotte unternommenen Eroberung von Cartagena sank das Flibustierwesen zur gewöhnlichen Seeräuberei hinab, welche nicht allein gegen die Spanier, sondern gegen alle Seemächte gerichtet war. Infolgedessen machten diese gemeinsame Anstrengungen zur Unterdrückung der Seeräuberei. Um 1716 versuchten es zwar einige alte Flibustier, im Bahamas-Archipel eine neue Flibustierwirtschaft einzurichten, doch machten die Seemächte auch diesem Treiben bald ein Ende.

König Wilhelm von Württemberg.

Von

Paul Stälin.

I.

Manches Jahr hat König Wilhelm von Württemberg als Nestor an der Spitze der europäischen Fürsten gestanden; nahezu ein halbes Jahrhundert hat er mit kräftiger Hand die Geschicke seines Landes zu dessen Wohl gelenkt, so daß selbst nach den gewaltigen Umwälzungen, welche in Deutschland seit seinem Tode erfolgt sind, ein kurzer Ueberblick über sein Leben und Wirken auch außerhalb seines engeren Vaterlandes da und dort erwünscht sein möchte.

Fern von den heimatlichen Fluren erblickte Friedrich Wilhelm Karl von Württemberg das Licht der Welt am 27. September 1781 in dem kleinen schlesischen Städtchen Lüben, woselbst sein Vater, der spätere König Friedrich, als Generalmajor und Chef eines preußischen Dragonerregiments lebte. Noch bis in sein hohes Alter hing das Bild des Hauses, in dessen Mansardenstübchen er geboren war, stets seinem Lieblingssitze gegenüber, und noch in den letzten Wochen vor seinem Tode erhielt er das Ehrenbürgerrecht des Städtchens. War es gleich bei den Familienverhältnissen des regierenden Herzogs Karl und des zweiten Bruders dieses Herzogs, Ludwig Eugen, schon damals nicht gerade unwahrscheinlich, daß er als erster Enkel des dritten Bruders, Friedrich Eugen, dereinst die Nachfolge im Herzogtum Württemberg erhalten werde, so war doch seine frühere Jugend ziemlich freudlos und des Glanzes bar, mit welchem sein Großoheim Herzog Karl sich zu umgeben liebte. Der autokratische Sinn des Vaters verleugnete sich auch nicht in der Erziehung des Sohnes und ließ ein inniges Verhältnis zwischen beiden nicht aufkommen. Seine Mutter aber, die schöne Prinzessin Auguste von Braunschweig-Wolfenbüttel, entriß ihm der Tod an seinem 8. Geburtstag. — Bald verließ sein Vater,

bewogen durch die Vorstellung seiner Schwester, der Gemahlin des Großfürsten Paul von Rußland, die preußischen Dienste, um Generallieutenant und Generalgouverneur von Russisch-Finnland zu werden, so daß der junge Prinz in das nordwestliche Rußland übersiedeln mußte. Auch aus diesem Verhältnisse schied Friedrich nach kurzem, um seinen Aufenthalt bald da, bald dort zu nehmen, und so betrat der Sohn den vaterländischen Boden erst im Jahr 1790, als sich der erstere in Ludwigsburg niederließ. Durch den Tod seines Großvaters und die Nachfolge seines Vaters im Herzogtum trat er 1797 in die Stellung eines Erbprinzen ein. Im Winter 1798/99 besuchte er die Universität Tübingen, begab sich jedoch bereits in seinem 18. Jahre, 1800, vorübergehend als Freiwilliger zu der österreichischen Armee, welche unter dem Kommando des Erzherzogs Johann von Oesterreich dem General Moreau gegenüberstand. In der Schlacht bei Hohenlinden vom 3. Dezember stürzte er sich mitten ins Schlachtgetümmel, so daß es seinen Begleitern nur mit Mühe gelang, ihn wieder herauszureißen.

Indessen steigerte sich die Disharmonie zwischen dem Prinzen, in dessen Adern das heiße Blut der Jugend kochte, und seinem Vater in der Weise, daß Wilhelm im April 1803 Stuttgart plötzlich verließ und sich zunächst nach Wien begab, wo er Ende des Monats die Würde eines Generalfeldwachtmeisters erhielt und Inhaber eines Infanterieregiments wurde. Von hier wandte er sich nach Paris. Indes entließ der neue Kurfürst Friedrich am 20. Juni 1804 die Ständeversammlung, setzte zur Untersuchung der landschaftlichen Gelder eine Kommission ein und schritt zur Verhaftung eines Mitgliedes des großen Ausschusses und des Landschaftskonsulenten. Sofort sandte der 23jährige Erbprinz, der hier zum erstenmale seine später öfters bewährte freisinnige Ansicht an den Tag legte, im Juli von Paris ein Schreiben an das Geheimeratskollegium, worin er gegen diese Handlungen protestierte, der biederen und patriotischen Denkungsart der Landstände und derjenigen Mitglieder der Ausschüsse, welche den besonderen Verfolgungen ausgesetzt waren, seinen ganzen Beifall bezeugte, seine Ueberzeugung aussprach, daß sein Vater nicht ohne Eingebung boshafter und pflichtvergessener Berater zu solchen Maßregeln geschritten wäre, und für den Fall, daß die Vorsehung ihn zur Regierung seiner angestammten Lande berufen sollte, seine feste Entschlossenheit aussprach, nachdrücklichste Verantwortung zu fordern und der Gerechtigkeit den vollen Lauf zu lassen. An einer geharnischten Entgegnung der Geheimeräte fehlte es allerdings nicht. Wie der Erbprinz nun in Wien und Paris, an den Mittelpunkten des damaligen politischen Lebens, seine Anschauungen erweiterte und kräftigte, so suchte er auf dem klassischen Boden Italiens seinen Sinn für die schönen Künste weiter auszubilden.

Besonders seit der Zeit dieses Verweilens im Auslande bediente er sich seines zweiten Taufnamens Wilhelm, während er früher Friedrich genannt worden war.

In den Jahren 1806—1812 lebte er, zu seinem nunmehr König gewordenen Vater wieder in ein freundlicheres Verhältnis getreten, meist in Stuttgart und vermählte sich im Jahre 1808 unter dem Druck politischer Verhältnisse mit der Prinzessin Charlotte von Bayern, eine eheliche Verbindung, bei welcher die Herzen der Gatten schwiegen, so daß sich König Friedrich im Jahre 1814 unter ihrer Zustimmung veranlaßt sah, die nicht vollzogene Ehe durch ein besonders eingesetztes Konsistorium von weltlichen und geistlichen Räten für ungültig erklären zu lassen; wegen der katholischen Konfession der Prinzessin mußte auch der Papst die Richtigkeit aussprechen. Von den Staatsgeschäften sowohl als von den Kriegszügen der württembergischen Truppen hielt sich der Erbprinz fern, von jenen ohne Zweifel sowohl infolge des Willens des Vaters als auch aus eigener Vorsicht, von diesen, weil er, ein Feind des Bonapartismus, nicht unter Frankreichs Fahne dienen wollte. Nur als infolge des Aufrufs der nationalen und lokalen Streitkräfte durch Oesterreich in seinem Kampfe gegen Napoleon und seine Verbündeten im Jahre 1809 die Vorarlberger ins Land einfielen, übernahm er schließlich von seinem Vater, der den Kampfplatz wieder verließ, im Spätsommer des Jahres das Kommando. In Bregenz ergab sich ihm der Hauptleiter der Bewegung in Vorarlberg, Dr. Schneider, und hochdenkend nahm er denselben gegen die französischen Behörden, welche das Blut des „Rebellenführers" haben wollten, in Schutz. Ebenso stellte er sich, als Napoleon im Jahre 1812 gegen Rußland aufbrach, dem Gebot seines Vaters und Königs gemäß an die Spitze des 15000 Mann starken württembergischen Kontingents, das zum 3. Corps unter Marschall Ney zählte. Allein bald nach Ueberschreitung der russischen Grenze überfiel auch ihn das Nervenfieber, welches im ganzen Heere wütete.

Endlich, als König Friedrich bei der Wendung, die Napoleons Geschicke genommen, sich im November 1813 durch den Vertrag von Fulda den gegen den Kaiser verbündeten Mächten anschloß, war es dem Kronprinzen vergönnt, die Sache der deutschen Freiheit zu fördern. Er erhielt den Oberbefehl über das 4. Armeecorps der unter dem österreichischen Feldmarschall Schwarzenberg stehenden böhmischen Armee. Dasselbe bildete sich vorzugsweise aus Württembergern (im ganzen etwas über 24000 Mann) und aus Oesterreichern. Mehr als einmal war es dem Kronprinzen beschieden, einen hervorragenden Anteil an einzelnen Akten des großen Kampfes zu nehmen. Der Rheinübergang erfolgte in den letzten Tagen des Jahres bei Märkt unterhalb Hüningen. Bei

Epinal, Chaumont, Bar-sur-Aube, in den beiden letzten Fällen im Kampf gegen Marschall Mortier, hatten die Württemberger im Januar 1814 Gelegenheit, ihre Waffentüchtigkeit mit Erfolg zu erproben. Jetzt geschah die Vereinigung der böhmischen und der unter Blücher stehenden schlesischen Armee, erschien aber auch Napoleon selbst auf dem Kriegsschauplatz. Den bei Brienne zum Rückzug gezwungenen Blücher bewog der Kronprinz, nach einem freilich bestrittenen Berichte, durch seine genauere Kenntnis der Gegend und die Unterstützungen, die er ihm in Aussicht stellte, von neuem zum Kampf, der blutigen Schlacht bei La Rothière oder Brienne vom 1. Februar, in welcher Blücher den Oberbefehl führte und Napoleon die erste Niederlage auf französischem Boden erlitt. Zweimal mußten die Württemberger das Dorf La Gibrie stürmen, bis es ihnen gelang, dasselbe zu behaupten und den Feind über Petitmesnil zurückzuwerfen. Am 11. d. M. nahm der Kronprinz Sens mit stürmender Hand. Nun trat allerdings für einige Zeit ein Rückschlag ein. Napoleon selbst erreichte dem schlesischen Heere gegenüber mehrfache Vorteile, so daß Schwarzenberg sich zum Rückzug bereit machte. Nur noch kurze Zeit sollte der Seineübergang gehalten werden, und so machten es namentlich wiederholte Befehle dem Kronprinzen auf dem linken Flügel des böhmischen Heeres zur Pflicht, das östlich von Fontainebleau am Einfluß der Yonne in die Seine gelegene Städtchen Montereau mit der dortigen Brücke am 18. Februar bis 9 Uhr nachts oder, wie es später hieß, wenigstens bis zum Abend des Tages zu halten und sich aufs äußerste zu verteidigen. Allerdings war die Stellung für die Verteidigung überlegenen Streitkräften gegenüber eine schwierige. Auf der nördlichen Seite der Seine, dem Hauptteile Montereaus gegenüber, fiel das Plateau mit den Hauptstützpunkten Schloß Surville und Dorf Villaron steil gegen den Fluß ab, wogegen es sich allmählich gegen Norden senkte, der Richtung, aus welcher gerade die Franzosen anrückten. Es gelingt dem Kronprinzen, in vierstündigem heißen Kampf sich gegen die Generale Victor, dem Napoleon, weil seine Angriffe zurückgewiesen worden, sogleich den Oberbefehl abnimmt, und Gerard zu behaupten. Allein zwischen 2 und 3 Uhr rückt der Imperator selbst mit weiterer Verstärkung, besonders Gardetruppen, an und formiert 4 Angriffskolonnen. 60 Geschütze leiten den Angriff ein. Diesen zu erwarten hält der Kronprinz bei der Bedenklichkeit der Stellung nicht für zweckmäßig; 15 seiner Geschütze waren demontiert, die Mannschaft aufs äußerste erschöpft. Er ordnet den Rückzug an, dieser aber muß durch die enge Straße zwischen dem Plateau und der Seine, welche die auf diesem Ufer gelegene Vorstadt bildet, und über die Brücke bewerkstelligt werden. Die feindliche Reiterei drängt auf die retirierenden Fußvolkmassen.

Im Engpaß treffen Franzosen, Württemberger und Oesterreicher zusammen. Die Einwohner, les braves habitants, wie Thiers sie nennt, mischen sich in den Kampf und feuern aus den Fenstern. Um die Vorstadt für das von Surville herabkommende Fußvolk vom Feinde zu reinigen, läßt der Kronprinz das 6. Regiment in kräftigem Vorstoß über die Brücke aufs rechte Ufer hinüberstürmen, was mit Erfolg geschieht und einem Teil der Herabeilenden noch Rettung verschafft. Er selbst bis zum letzten Augenblick bemüht, den Rückzug nicht in Flucht ausarten zu lassen, ist schon vom Feinde umringt und rettet sich noch mit genauer Not auf das südliche Ufer. Nicht ganz 10000 Deutsche waren beinahe 30000 Franzosen gegenübergestanden, einer der wenigen Fälle in diesem Krieg, in denen die französische Armee in der Ueberzahl auftrat. Ueber fünfthalbtausend Mann betrug der Verlust der Verbündeten durch Tod, Verwundung und Gefangenschaft. Doch ist derselbe nach dem Urteil eines angesehenen preußischen Geschichtsschreibers über die Befreiungskriege unter den obwaltenden Umständen als noch sehr mäßig zu bezeichnen. Zufolge „der Aussage einiger aus der Gefangenschaft gekommener Offiziere" hätte Napoleon selbst, auf den Kronprinzen sehr erbittert, eine Zwölfpfünderkanone auf einer Anhöhe auffahren lassen, von welcher er den Rückzug übersehen konnte, und zweimal aus dieser, nachdem er sich beide Male bemüht hatte, selbst zu richten, auf die Stelle feuern lassen, wo er denselben vermutete. Mit solchen Kunststücken hat sich der gewaltige Schlachtenlenker sicherlich nicht abgegeben! Der Rückzug der böhmischen Armee nahm noch einige Zeit seinen Fortgang, bis sich die Verbündeten zum Vordringen auf Paris entschlossen. Der Kronprinz beteiligte sich jetzt noch in der zweiten Hälfte des März an folgenden Schlachten und Gefechten: Arcis-sur-Aube (20. und 21. d. M.); hier befehligte er auch das 3. und 6. Corps; Fère-Champenoise (25. d. M.) gegen die Marschälle Marmont und Mortier; vor Paris (30. d. M.); nach dem Uebergang über die Marne bei Meaux drang er durch den Wald von Vincennes vor und nahm die mit Geschütz besetzten Brücken von Saint-Maur und Charenton. Eben sollte der Angriff auf die Vorstadt Saint-Antoine beginnen, da trat Waffenruhe ein, an welche sich am folgenden Tage der Einzug in Paris anschloß. Im Verein mit dem Fürsten Schwarzenberg erwartete der Kronprinz den Kaiser von Rußland und den König von Preußen an der Porte Saint-Martin, und mit russischen und preußischen Garden, österreichischen Grenadieren zog das 5. Infanterieregiment Prinz Friedrich, jetzt Regiment Kaiser Wilhelm, an der Spitze aller Infanterie durch die Stadt.

Als im folgenden Jahre Napoleon, von Elba zurückgekehrt, Europa von neuem aus seiner Ruhe aufschreckte, trat der Kron-

prinz an die Spitze des 3. Corps vom Oberrhein, welches aus württembergischen in Vereinigung mit österreichischen und hessen-darmstädtischen Truppen gebildet wurde. Die Schlacht von Waterloo war bereits geschlagen, als er mit seinen Truppen am 23. und 24. Juni bei Germersheim über den Rhein setzte, von wo er über Hagenau gegen Straßburg vorrückte. Bei dem Dorfe Suffelweihersheim unweit Straßburg drängte er den französischen General Rapp in einem harten Treffen unter die Kanonen von Straßburg zurück. Zwar gelangte er noch ziemlich weit ins Innere von Frankreich, allein es kam zu keiner weiteren Aktion mehr.

Beim Durchmarsch durch das Elsaß mögen dem Kronprinzen die alten, erst so kurz gelösten Beziehungen seines Hauses zu den linksrheinischen Landen lebhaft vor die Seele getreten sein, und bei der Menge von Verwickelungen und diplomatischen Verhandlungen, die gerade um jene Zeit stattfanden, ließen sich verschiedene Kombinationen in dieser Hinsicht entwerfen. König Friedrich überreichte für die Verhandlungen, welche dem zweiten Pariser Frieden vom Jahre 1815 vorausgingen, eine scharfsinnige und freimütige Denkschrift, welche an Trefflichkeit der Beweisführung mit den einschlägigen Schriften des preußischen Bevollmächtigten Humboldt und des preußischen Generals Knesebeck wetteiferte und ausführte, wie das Interesse Deutschlands, insbesondere Süddeutschlands, die Abtretung des Elsasses gebieterisch verlange, und daß König Friedrich, wenn solche Wünsche durchgedrungen wären, nicht umsonst gearbeitet, dafür hätte er wohl zu sorgen verstanden. Die Denkschrift war jedenfalls zum Teil ein Werk des Kronprinzen; wie weit er sich jedoch in die Ehre der Arbeit mit dem Minister seines Vaters, dem Grafen Wintzingerode, zu teilen hat, steht nicht ganz fest. Aber auch als König hat er aus Anlaß des orientalischen Krieges Herrn von Bismarck gegenüber die Notwendigkeit der Rückeroberung Straßburgs für eine rückhaltlose deutsch-nationale Politik Süddeutschlands in sehr entschiedener Weise geltend gemacht.

Wiederholt, so bei seinem Pariser Aufenthalt im Jahre 1814 und später auf dem Wiener Kongreß, wo sie durch ihre Gaben vielfach glänzte, hatte er die Schwester Kaiser Alexanders von Rußland, die geistreiche und fein gebildete Großfürstin Katharina Paulowna, seit 1812 Witwe des Prinzen Georg von Holstein-Oldenburg, schätzen gelernt und vermählte sich mit ihr am 24. Januar 1816 zu Petersburg.

Noch im gleichen Jahre, den 30. Oktober, verschied König Friedrich unerwartet an einem Katarrhfieber, und nun bestieg der Kronprinz, 35 Jahre alt, in der Fülle der männlichen Kraft, den Thron seiner Väter, durch die stählende und bildende Schule des Lebens mit reichen Erfahrungen für seinen Beruf ausgerüstet, von

einem weit über die Grenzen Württembergs hinausgehenden Jubelruf und ungeteilter Hoffnung begrüßt. Noch am Todestage seines Vaters erließ er, infolge der Aufhebung der Verfassung durch König Friedrich unumschränkter Herrscher, ein Manifest, in dem er versicherte, daß die Wohlfahrt und das Glück der ihm anvertrauten Unterthanen das einzige Ziel seiner Bemühungen, daß es sein ernstes Bestreben sein werde, die Erreichung dieser hohen Zwecke durch eine, dem Zeitgeiste und den Bedürfnissen des Volkes entsprechende und dessen Wohlstand erhöhende Verfassung sicherzustellen. Dies war allerdings das Wichtigste, was ihm zunächst oblag. Groß war die Aufgabe, aber der ernstliche Wille und die wohlwollende Gesinnung paarten sich in ihm mit Kraft und Ausdauer. Noch etwa 3 Jahre nahm das Werk in Anspruch, und auch in der Zwischenzeit entwickelte er eine rege Thätigkeit für das Wohl des Vaterlandes.

Ein Jahrzehnt nach Aufhebung der alten Landschaft, im Beginn des Jahres 1815, hatte sich König Friedrich als einer der ersten deutschen Fürsten die Einführung einer Verfassung angelegen sein lassen. Nur war das „königliche Geschenk" seines Verfassungsentwurfs nicht eine Wiederherstellung der altlandständischen Verfassung überhaupt im ganzen oder mit den durch die eingetretenen politischen Aenderungen gebotenen Modifikationen, sondern durchaus auf neuem Fundament aufgebaut, und es sollte die auf Grund der Vorlage einberufene Ständeversammlung nur das Recht haben, Aenderungen als Wünsche vorzutragen. Allein die Stände gingen in ihren Forderungen viel weiter, geleitet insbesondere von dem Streben nach Wiederherstellung der alten Verfassung, und es folgten jetzt die langwierigen Verhandlungen, welche erst König Wilhelm nach seines Vaters Tode weiter und fast 5 Jahre nach dem Beginn der Entwickelung zu Ende zu führen berufen war, nachdem er schon zu Lebzeiten seines Vaters im Sinn der Förderung des Ausgleiches thätig gewesen. Am 3. März 1817 ließ er dem Entwurfe, den ein ständisches Instruktionskomitee bereits unter König Friedrich ausgearbeitet hatte, seinerseits einen neuen Entwurf gegenüberstellen, welcher mehrere besondere Gesetze und Statuten, so ein Gesetz über Preßfreiheit, ein Adelsstatut, ein Statut für die Universität Tübingen zu seinen Beilagen hatte. Eine ständische Kommission beantragte mehrfache Aenderungen, welche die Regierung zum Teil genehmigte; allein am 2. Juni beschloß die Ständeversammlung mit 67 gegen 42 Stimmen, den Entwurf auch in seiner veränderten Gestalt nicht anzunehmen. Die meisten ihrer Mitglieder stimmten motiviert ab, wenn auch nicht alle so kurz, wie der Abgeordnete Koch: „Ich bin ein Altwürttemberger und dazu ein Münsinger, wo die württembergische Grundfeste geschlossen wurde, also nein!" Der König löste am 4. d. M. die Stände-

versammlung auf; eine Sitzung der Stände wurde nicht mehr gestattet und den nicht in Stuttgart wohnhaften Repräsentanten der fernere Aufenthalt daselbst untersagt.

In einem Kreise von Fürsten äußerte sich der König bald nachher: „Gott ist mein Zeuge, daß ich das Beste meines Volkes gewollt habe, ich habe nicht geglaubt, einen solchen Ausgang erwarten zu dürfen;“ und eine gewisse Mißstimmung, wird vielfach behauptet, habe dieses Benehmen der Volksvertreter gleich im Anfange seiner Regierung immerhin in ihm bleibend zurückgelassen. Doch gab er alsbald die Erklärung ab, daß das Volk nunmehr in den vollen Genuß der ihm durch den Verfassungsentwurf zugesicherten Rechte gesetzt sei, soweit sich solche nicht auf die Repräsentation bezögen; und daß er die Verwirklichung dieser Versicherung ernst nehme, zeigte eine Reihe bezüglicher Anordnungen. Zum Zweck des endlichen Abschlusses des Werkes berief er eine neue Versammlung auf den 13. Juli 1819 nach Ludwigsburg. Vom 22. d. M. bis 2. September verhandelten beiderseitige Kommissäre über einen neuen Entwurf und stellten am letzteren Tage das Ergebnis ihrer Beratung zusammen. Die Verhandlungen der Stände selbst brachten, bereits unter dem Druck des Karlsbader Kongresses, nicht viele und nicht tief einschneidende Aenderungen, über welche die königliche Entschließung am 22. September mitgeteilt wurde. Am 23. d. M. erfolgte die einstimmige Annahme des Entwurfs. Auch jetzt stimmten mehrere Mitglieder motiviert ab, so Uhland mit den Worten: „Der König hat seine Erklärung gegeben, wir geben die unsere. Ich kann ja oder nein sagen, ich sage ja! Mancher wird manches vermissen, aber das Wesentliche besteht, vor allem jener Urfels unseres alten Rechts, der Vertrag. Nochmals ja!“ Am 25. fand die königliche Sanktion und die feierliche Auswechselung der Urkunden von seiten des Königs persönlich im Ordenssaal des Schlosses zu Ludwigsburg statt. An seinem Geburtsfest verkündigte König Wilhelm das neue Grundgesetz dem Lande, das so als der fünfte deutsche Staat nach Nassau, Sachsen-Weimar, Bayern, Baden eine Verfassung erhielt, welche, wenn auch nicht frei von Fehlern, doch an freisinnigen Gewährungen reicher war als alle anderen jener Zeit und allgemein mit aufrichtiger Freude und mit froher Hoffnung begrüßt wurde, wie Uhland in seinem Prolog zum Herzog Ernst bekennt:

— Mitten in der wildverworrnen Zeit
Ersteht ein Fürst, von eignem Geist bewegt,
Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.

Während der genannten Verhandlungen hatte den König das schwere, ihn tief erschütternde Geschick getroffen, daß er seine ge-

liebte Gemahlin verlor, welche am 9. Januar 1819 in der Kraft und Blüte ihres Lebens nach kurzem Krankenlager dahinschied. Wie sie in den Zeiten der Not und Teurung, welche gleich nach dem Regierungsantritt König Wilhelms eintraten, im Verein mit ihrem Gemahl durch Fürsorge für die Armen die Herzen des Volks gewann, so hat sie sich in einer Reihe gemeinnütziger Anstalten, vor allem der Sparkasse, und in der Centralisation der Wohlthätigkeitsvereine bleibende Denkmale gesetzt. Am 15. April 1820 fand Katharina eine würdige Nachfolgerin in Pauline, Tochter des Herzogs Ludwig und der edlen Henriette von Württemberg, und am 6. März 1823 wurde dem Könige die Freude der Geburt eines Thronfolgers zu teil, welche im ganzen Land in einer Reihe von Festlichkeiten ihren Wiederhall fand.

Gleichfalls ehe die Verfassung ins Leben trat, traf der König, zum teil im Anschluß an sein Versprechen, eine Reihe von Verbesserungen und Neuorganisationen in der Verwaltung. Es gehören hierher die Wiederherstellung des Geheimenrats, Maßregeln zur Abschaffung von Mißbräuchen im Schreibereisache und sonstigen Beschwerden, namentlich wegen des Wildschadens, die Milderung des älteren Befehls der Volksentwaffnung, das Gesetz über die Freiheit der Presse vom 30. Januar 1817, die Regelung des Rechts der Auswanderung u. s. w. Besonders wichtig aber sind die zur Verwirklichung der Grundsätze des Verfassungsentwurfs bestimmten elf Edikte vom 18. November 1817, die erste, und die fünf Edikte vom 31. Dezember 1818, die zweite Hauptorganisation. Durch die erstere wurde die Leibeigenschaft und der Erblehensverband aufgehoben, die Verwandlung der Falllehen in schlichte Zinsgüter zugelassen, das Dasein ungemessener Fronen für ungesetzlich erklärt, die Auflegung neuer Grundlasten untersagt, ein Staatsschuldenzahlungsstatut geschaffen, das Königreich selbst in 4 Kreise und 64 Oberämter eingeteilt, der Geheimerat mit den Departementsministerien und eine Oberrechnungskammer gebildet. Die Edikte vom Jahr 1818 betrafen die Gemeinde- und Oberamtsverfassung, die Verwaltung der Stiftungen, die Rechtspflege in den unteren Instanzen u. s. w. „Diese Organisationsedikte, welche, von einem erleuchteten staatsmännischen Sinne eingegeben, in einheitlichem Geiste durchgeführt, nach Inhalt und Form gleich ansprechend, in klarer Uebersicht die Organisation der Verwaltung und der von letzterer auch in der Bezirksinstanz getrennten Rechtspflege, die wesentlichen Grundsätze eines geordneten Staatshaushalts und die Rechtsverhältnisse der Staatsdiener darlegen, waren in der That epochemachend" und sind noch heutzutage im großen ganzen die Grundlage der württembergischen Staatseinrichtung.

Schon warfen sich düstere Schatten auf die Politik des nun-

mehr konstituierten deutschen Bundes. Die Ermordung Kotzebues durch Sand und das Attentat Lönings hatten auf österreichisch-preußische Einladung vom August 1819 zu den Karlsbader Konferenzen vom September und im Anschluß hieran am 20. d. M. zu den Bundesbeschlüssen gegen die Presse, die Universitäten und die demagogischen Umtriebe geführt, während der württembergische Gesandte zu Karlsbad, Graf Wintzingerode, im Auftrage seines Herrn, sich in scharfer Weise namentlich gegen die Anschläge auf die Landesverfassungen aussprach, über welche demnächst in Wien beraten werden sollte. Allein schließlich erklärte auch er des Königs Beitritt zu den gefaßten Beschlüssen, sprach jedoch dessen sichere Erwartung aus, daß zur nachträglichen Prüfung verschiedener Bemerkungen baldigst eine Gelegenheit werde eröffnet werden. Alsbald nach Verkündigung der Verfassungsurkunde reiste König Wilhelm zu seinem Schwager Kaiser Alexander von Rußland nach Warschau, um seinen Beistand für seine Zwecke zu gewinnen. Auch gelang es ihm, von demselben, der Metternichs wachsende Macht scheute, die Zusage der Unterstützung seiner Politik zu erhalten. Als er von Warschau zurückkam, empfing ihn das Land mit lebhaftem Jubel. In Stuttgart wurden am Königsthor die Pferde vom Wagen ausgespannt, und 50 gleichgekleidete junge Bürger zogen denselben die hellerleuchtete Königsstraße entlang zum Schloß.

Es erhielten jetzt für einige Zeit gegenüber den absolutistischen Tendenzen der beiden eng verbündeten Großstaaten, welche im Bunde herrschten und z. B. die bekannten Demagogenverfolgungen veranlaßten, die konstitutionellen Mittelstaaten eine Rolle als Vorkämpfer der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands, und es festigte sich die Idee des „reinen Deutschlands“, ein Streben, welches während der folgenden Jahre den einzigen Schutz gegen die Uebergriffe der auch die preußische Politik leitenden Wiener Staatskunst bildete, für die Gesetzlichkeit und die liberalen Ideen eintrat und jenen Mittelstaaten eine wirkliche bundesgenossenschaftliche Stellung neben den Großmächten sichern wollte. Der geistige Führer dieser Richtung auf dem Frankfurter Bundestage war der württembergische Gesandte von Wangenheim, der begabteste Bundestagsgesandte vor der Revolution des Jahres 1848 nach Wilhelm von Humboldt, systematisch, wenn auch nicht immer mit Geschick und mit dem richtigen Takt arbeitend. Ihm schlossen sich meist auch die Vertreter der anderen Mittelstaaten, besonders enge diejenigen der beiden Hessen an, die mit ihm in Wien als „liberales Triumvirat“ galten. Als Minister und Gesandter des Königs vertrat diese Richtung Graf Wintzingerode. Sie war freilich insbesondere hinsichtlich der Entwickelung einer einheitlichen und kräftigen Bundeskriegsverfassung nicht günstig, da in dem Streben, durch politische und militärische Verbindung der kleineren Staaten den Einflüssen

der großen das Gleichgewicht zu halten, nach dem Militärgesetz des Bundes von 1821 die Kontingente der Mittelstaaten von denen der Großstaaten getrennt blieben und diejenigen der letzteren beschränkt wurden. Eine nicht ohne Geist geschriebene Schrift, die im Jahr 1820 unter dem Titel „Manuskript aus Süddeutschland" erschien und den kurländischen Litteraten Lindner zum Verfasser hatte, vertrat die Ansichten König Wilhelms und war, wie in dem „Leben Wintzingerodes" am entschiedensten ausgeführt wird, zum Teil sein Werk. In ihr waren Oesterreich und Preußen als europäische Mächte charakterisiert, für die Politik des reinen Deutschlands auf den Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland hingewiesen, in letzterem aber Bayern und Württemberg, als aus zwei alten deutschen Stämmen hervorgegangen und Horte der verfassungsmäßigen Freiheit, für die Hoffnung des Vaterlandes, für Mittelpunkte erklärt, an die sich die kleineren Fürsten anschließen sollten; „denn," heißt es, „es wird eine Zeit kommen, eine harte, furchtbare, unerbittliche Zeit, wo die Völker die Unmöglichkeit anerkennen werden, den Glanz so vieler kleiner Höfe zu erhalten, die doch weder Sicherheit gewähren, noch selbst genießen".

Im Januar des Jahres 1821 tagte der Kongreß zu Laibach, welchem gemäß im Anschluß an die zuvor schon unter den Ostmächten herrschende Uebereinstimmung Oesterreich zur Unterdrückung der Revolution ein Heer in Neapel einrücken ließ. Frankreich und England machten einige Zeit Miene, solchem Vorgehen entgegenzutreten und die Teilnahme an Gewaltmaßregeln gegen Neapel zu mißbilligen. Daraufhin ließ König Wilhelm am 31. d. M. der englischen Regierung für die Aussprache ihrer Principien danken, durch die sie sich einen neuen Anspruch auf Ruhm und auf die allgemeine Erkenntlichkeit erworben, erklärte auch, es sei seine Ueberzeugung, daß die Grenze, welche die englische Depesche so weise und genau der Kompetenz der großen Höfe stecke, durch diese als eine Entwickelung ihrer eigenen Ansichten werde angesehen werden. Freilich lenkten auch die englische und die französische Regierung den Ostmächten gegenüber bald ein. — Als Metternich daran dachte, die Lage Deutschlands zu einem Gegenstand der Veroneser Verhandlungen zu machen, welche im Jahre 1822 vorzugsweise der Niederdrückung freierer Richtungen in Spanien galten, um auf diese Weise dem Unheil der Presse und des Ständewesens in Deutschland ein Ende zu bereiten, erklärte sich der König gegen Wintzingerode: „Mein Charakter und die Verhältnisse meines Landes erlauben mir nicht, den chien couchant zu spielen. Ich habe ihn nicht gegen Napoleon in einer weit gefährlicheren Zeit gespielt und will nicht jetzt, wo ich einen begründeten Ruf habe, damit anfangen, einem Menschen gegenüber, den ich so

gründlich verachte, wie Metternich!... Stark durch mein Gewissen, durch die Liebe meiner Unterthanen, durch die öffentliche Achtung Deutschlands, erwarte ich festen Fußes die geschlossenen Reihen des Macchiavellismus des schwachen Metternich. Dies mein letztes Wort." Allein Kaiser Alexander war indessen in Verona eben durch Metternich gewonnen worden, und eine Besprechung des Königs mit ihm führte zu keiner Verständigung. Ein Cirkular, das der König im Januar 1823 an seine Gesandten ergehen ließ und in dem er die Kongreßmächte die Erben des Einflusses nannte, den sich Napoleon in Europa angemaßt habe, worin er den Neuerungen gegenüber, welche die Kongresse in das Staatsrecht und die Diplomatie einzuführen schienen, die offene Besorgnis für die Unabhängigkeit der Staaten zweiten Ranges äußerte, drang durch nicht genügend vorsichtigen Gebrauch in die Oeffentlichkeit und erbitterte die beiden deutschen Großmächte und besonders den Kaiser Alexander; alle drei riefen ihre Gesandten von Stuttgart ab, der Bundestag sollte „epuriert" werden. Isoliert mußte der König schließlich nachgeben. Er entließ Wangenheim, welcher jetzt gerade in der Sache der hessischen Domänenkäufer zu Gunsten des wohlbegründeten Rechts der letzteren einen Bericht abfaßte, der in Wien „als das Revolutionärste und Subversirste in Bezug auf alle Rechte der Legitimität und die Ehre der Souveräne galt, was noch öffentlich ausgesprochen worden sei," und auch in der schleswig-holsteinischen Verfassungsfrage energische Maßregeln beantragte, sowie etwas später Wintzingerode und that bei den drei Großmächten Schritte zur Versöhnung. Das Metternichsche System hatte gesiegt, es trat jetzt die goldene Zeit seiner Herrschaft ein. König Wilhelm, welcher in den Geständnissen der jungen verhafteten Demagogen immer von allen Rache- und Umsturzplänen ausgenommen wurde, hatte sich durch seine, freilich nicht immer mit Konsequenz und Entschiedenheit, auch nicht immer in der geeignetsten Weise betriebene Politik nicht überall Freunde gemacht, so daß man z. B. in Berlin vom Jakobinerkönig mit seinem betteligen Volke sprach und daß sein Land neben Spanien als ein Hauptherd der Revolution galt. Allein andererseits hatte er wie durch die Verleihung der Verfassung, so auch durch diese Politik in der öffentlichen Meinung großenteils reiche Anerkennung erworben, und es war eine Zeit, in der ihm, wie Gervinus sagt, „von vielen die Kaiserschaft zugedacht, von vielen wohl selbst zugemutet wurde, sich ihrer zu bemächtigen. Er war der Mann, auf den in Deutschland jedermann sah, wenn irgendwo in Gesellschaft oder Presse der Seufzer nach einer strafferen Einheit fiel, wenn für die höchste Stelle der weiseste und kräftigste der Fürsten gesucht wurde".

Mit lebhaftem Interesse wirkte der König vom Beginn seiner

Regierung an für die Besserung der industriellen und kommerziellen Verhältnisse auf Grund der Beseitigung der diesen hinderlichen Zollschranken, wie für die Herstellung eines gemeinschaftlichen deutschen Handelssystems, ja die Zollvereinsidee ist in Württemberg vielleicht am frühesten beim König selbst einem einsichtigen Verständnis begegnet. Schon im Jahre 1817 stellte er den freilich im Verhältnis zur späteren Entwickelung sehr bescheidenen Antrag beim Bundestag, daß die Beschränkungen und Verbote der Ausfuhr von Getreide und Schlachtvieh, welche von mehreren Bundestagsregierungen während der damaligen Teurung verhängt worden waren, im allgemeinen Interesse aufgehoben würden. Doch kam es hierüber zu keinem einheitlichen Beschlusse. Auch bei den Verhandlungen zu Karlsbad und bei den Konferenzen zu Wien war er in diesem Sinne thätig. Bei den im ganzen erfolglosen Darmstädter Konferenzen mehrerer, namentlich südwestdeutscher Regierungen im Jahr 1820—1823 erfaßte seine Regierung nach dem Zeugnis eines sachkundigen Schriftstellers über das Zollwesen, Weber, die Idee des Zollvereins am aufrichtigsten, verfolgte dieselbe ohne alles Bestreben nach einseitigen Vorteilen am beharrlichsten, that auch alsbald die zweckmäßigsten Schritte zu deren Verwirklichung, indem sie sich mit den beiden hohenzollerischen Fürstentümern über den Anschluß derselben an die württembergische Zollverwaltung einigte und ihre eigene Zollgesetzgebung nach der bayrischen einrichtete. Nach weiteren Verhandlungen zu Stuttgart (1824 und 1825), welche gleichfalls noch nicht zu dem gewünschten Ziele geführt, wandte sich der König im Jahr 1826 in einem Privatschreiben an den König von Bayern, und im Anschluß an die nun folgenden Verhandlungen einigten sich beide Regierungen im Jahr 1827 zunächst zu einem Zoll- und Handelsvertrag, den 18. Januar 1828 aber zum ersten förmlichen Zollvereinsvertrag, dem Vorbild aller späteren ähnlichen Vereinsverträge. Ihm schlossen sich alsbald die hohenzollerischen Fürstentümer an; im Jahr 1829 folgte ein Handelsvertrag dieser Zollvereinsstaaten mit dem preußisch-hessischen Zollverband. An seine Stelle trat den 22. März 1833 ein Zollvereinigungsvertrag, welcher unter dem Beitritt der sächsisch-thüringischen Staaten am 1. Januar 1834 den großen deutschen Zollverein ins Leben treten ließ. Letzterer erweiterte sich immer mehr, bis er seit 1. Januar 1854 fast sämtliche Staaten des heutigen Deutschen Reichs umfaßte.

Die der freieren Entwickelung entgegentretende polizeiliche, überhaupt mehr auf Stagnation hinarbeitende Richtung des Bundes hatte schon zur Zeit der Entstehung der Verfassungsurkunde auch für Württemberg sich geltend gemacht, indem das liberale Preßgesetz vom Jahr 1817 dem Bundesbeschlusse vom 19. September 1819 zum Opfer fiel, und auch in den folgenden

Jahren blieb sie für Württemberg vielfach, wenngleich in der Regel milder ausgeübt, maßgebend. War die Verfassung nach der Ansicht der Regierung wie der Stände der Fortbildung und Weiterentwickelung sowohl bedürftig als fähig und führte so die Notwendigkeit der Ergänzung oder Verbesserung vieler alter, die Schaffung neuer Gesetze herbei, so geschah dieses zunächst in den Jahren 1819—1848 auf einer größeren Anzahl von Landtagen, welche übrigens einigemal nur durch die Kammer der Abgeordneten gebildet wurden, allerdings in zu geringem Umfang, indem manches, was erst durch die Sturmflut der Jahre 1848 und 1849 dringender gefordert und weitergebildet wurde, in der ruhigeren Zeit selbst auch ruhiger und vollkommener hätte geregelt werden können.

Wie die Regierung und das Volk sich erst allmählich in den konstitutionellen Geist einleben mußten, so war der Parlamentarismus, dem keine freie kräftige Presse zur Seite stand, anfangs wenig organisiert, eine scharfe Trennung der Parteien nicht vorhanden. Daher verliefen die ständischen Verhandlungen meist in ruhigem, von Uebereinstimmung zwischen Regierung und Ständen zeugendem Geleise. Allein namentlich je nach Gestaltung der allgemeinen deutschen und europäischen Angelegenheiten kam es doch auch zu heftigerem Parteitreiben und fehlte es auch nicht an Reibungen zwischen Regierung und Ständen. Den ersten bedeutenderen Konflikt, welcher sich auf politischem Gebiete im Lande selbst abspielte, brachte Friedrich Lists Auftreten im Jahre 1821. Als rühriger Leiter einer keineswegs umfangreichen Partei trat er in und außerhalb der Kammer, in welcher er Reutlingen vertrat, in einer aufregenden Weise auf. So verteilte er insbesondere den Entwurf zu einer gemeinschaftlichen Eingabe aller Gemeinden des Landes an die Ständeversammlung, in welchem nach einer hochgefärbten Schilderung des bestehenden Zustandes und namentlich des Verhaltens sämtlicher Beamten 40 Forderungen auf radikale Aenderungen in Verfassung und Verwaltung gestellt waren. Er wurde deshalb schwerer Beleidigung der gesamten Staatsdiener beschuldigt und kam in peinliche Untersuchung. Nach dreiwöchentlichem Kampfe in der Kammer wurde er von derselben durch Stimmenmehrheit zum Austritt genötigt und zu zehnmonatlicher Festungsstrafe verurteilt. Einige Jahre nachher schleuderte die französische Julirevolution des Jahres 1830 die hochgehenden Wogen der allgemeinen staatlichen Bewegung auch nach Württemberg herüber, wo es an Ursachen zur Aufregung, an Stoff zu Forderungen nicht fehlte. Das Beamtentum, welchem auch von starken Gegnern des damaligen Regierungssystems Eifer und Geschick, strenge Rechtlichkeit und formale Pflichterfüllung nicht abgesprochen wird, repräsentierte doch zu sehr das bureaukratische System. Jetzt aber regte sich die Presse lauter, die Wahlen wurden mit großer

Lebhaftigkeit betrieben, die Opposition erhielt bedeutende Kräfte und zeigte sich das erste Mal seit Bestehen der Verfassung als streng und systematisch geordnete Organisation; an zahlreichen und heftigen Angriffen, welche zum Teil jedoch auf übertriebene und unbegründete Klagen zurückgingen, fehlte es nicht. Ein Antrag Paul Pfizers in betreff der Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 gegen die freie politische Bewegung, insbesondere gegen die Ständeversammlungen, demzufolge solche Beschlüsse, welche der Landesverfassung widersprächen, in Württemberg keine Geltung haben sollten, wurde von der Abgeordnetenkammer nicht, wie die Regierung verlangte, „mit verdientem Unwillen“ zurückgewiesen und gab somit Gelegenheit zur Auflösung der Kammer am 22. März 1833 (des sog. vergeblichen Landtags). Die Regierung suchte nun durch bisher nicht angewandte Schritte die Neuwahlen offen in ihrem Sinn zu lenken und machte auch von ihrem Rechte Gebrauch, den gewählten Staatsdienern die Erlaubnis zur Annahme der Wahl zu versagen. Wenngleich dieses Mittel bei einigen der Entschiedensten, wie Uhland und Römer, fehlschlug, so gelang es ihr doch, die Mehrzahl der Kammermitglieder von der eigentlichen Oppositionspartei fernzuhalten, und sie schuf durch Verbesserungen in der Verwaltung, Nachlaß von Steuern, Ergänzung des Gesetzes über die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Aufhebung verschiedener mittelalterlichen steuerartigen Abgaben, Beeden und Fronen, materielle Erleichterung. Einem freisinnigeren Zuge folgte sie auch im Frühjahr 1838 in der Berufung Ewalds nach Tübingen, eines der bekannten sieben Göttinger Professoren, welche wegen ihres Protests gegen die Aufhebung des hannöverischen Staatsgrundgesetzes im Jahr 1837 ihres Amts entsetzt worden waren. Uebrigens hatte sich, wie anderwärts, so auch in Württemberg eine radikale Partei gebildet, welche Einführung der Republik durch Revolution anstrebte und mit den badischen, pfälzischen und Frankfurter Republikanern, sowie dem Oberlieutenant Koseritz zu Ludwigsburg in Verbindung trat. Letzterer hatte schon länger unter dem Militär einen ziemlichen Anhang für den von ihm beabsichtigten Truppenaufstand geworben und trug für gewisse Eventualitäten den Plan in sich, direkt auf das Schloß in Stuttgart loszugehen und sich der Person des Königs zu versichern. Allein mit dem sog. Frankfurter Putsch vom 3. April 1833 war auch dieses Unternehmen zu Ende. Koseritz und ein Genosse desselben wurden durch das Militärrevisionsgericht zum Tode verurteilt, ihnen jedoch diese Strafe erlassen, die anderen Militärs und Civilisten trafen Freiheitsstrafen.

Die Anfänge des deutschen Holzschnittes.

Von

Richard Muther.

Kaum ein anderer Zweig der Kunst spielt in unserem modernen Leben eine bedeutendere Rolle als der Holzschnitt. In die ganze wissenschaftliche Litteratur hat er seinen Einzug gehalten. Die Abbildungen in mathematischen, naturhistorischen, physikalischen und technischen Werken, die Porträte, Wappen, Autographen und Pläne in historischen, die Reproduktionen von Gegenständen der Kunst und des Gewerbes in kunst- und kulturgeschichtlichen Schriften werden durch den Holzschnitt hergestellt. Während er hier streng wissenschaftlichen Zwecken dient, wird er zur Erläuterung und Zierde in zahllosen illustrierten Prachtwerken verwendet. Alle bewohnbaren und nichtbewohnbaren Länder der Erde sind zu solchen Prachtwerken verarbeitet; Shakespeare, Schiller und Goethe sind von „ersten" deutschen Künstlern illustriert; durch zahllose Bilderbücher ist für die Kleinen gesorgt. Zu diesen illustrierten Büchern kommt dann die große Zahl der Zeitschriften, deren Reihe in den dreißiger Jahren mit dem Pfennigmagazin begann, dem in den vierziger und fünfziger Jahren die „Illustrierte Zeitung", „Ueber Land und Meer", die „Gartenlaube" und andere folgten. Zu den belehrenden und unterhaltenden Blättern gesellen sich die humoristischen und satirischen, die „Fliegenden Blätter" und der „Kladderadatsch", die zahlreichen Muster- und Modezeitungen, wie der „Bazar" und die „Modenwelt", und viele andere Zeitschriften der verschiedensten Gattungen. Man kann sagen, daß der Holzschnitt einen der wichtigsten Faktoren in unserem gesamten Geistesleben bildet.

Da liegt es nahe, einmal den Blick zurückzuwenden und zu verfolgen, aus welchen unscheinbaren Anfängen dieser heute so hoch entwickelte Kunstzweig allmählich entstanden ist.

Wir haben uns, um diese Aufgabe zu lösen, auf eine Stunde

in das 15. Jahrhundert zurückzuversetzen. Das 15. Jahrhundert ist ja das Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen, die Zeit, wo durch die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ost-Indien dem abendländischen Handel neue Bahnen eröffnet wurden und durch die Erfindung der Oelmalerei der Boden urbar gemacht wurde, auf dem die neuere Kunst ihre höchsten Triumphe feiern konnte. Das 15. Jahrhundert ist auch der Zeitraum, dem der deutsche Holzschnitt wenn nicht seine Erfindung, so doch seine erste Anwendung und Ausbildung verdankt.

In die Zeiten primitiver Kultur haben wir uns also zu versetzen, das Leben unserer Altvordern haben wir ins Auge zu fassen, sie bei ihrer häuslichen Andacht zu belauschen und in ihre geselligen Zusammenkünfte zu begleiten, um die Anfänge des deutschen Holzschnittes kennen zu lernen. Denn wie der Holzschnitt noch jetzt eine durch und durch volkstümliche Kunst ist, so ist er auch ursprünglich aus dem Schoße des niederen Volkes hervorgegangen. Damit ist zugleich gesagt, daß er keinem künstlerischen Bedürfnis, sondern ganz anderen, äußerlichen Umständen seinen Ursprung verdankt.

Das ganze Mittelalter hindurch waren Bilder für das Volk ein unentbehrliches Mittel der Andacht gewesen.[1] „Picturis eruditur et confirmatur populus“ war der Grundsatz, von dem die Bischöfe ausgingen, wenn sie die Wände ihrer Kirchen mit Gemäldecyklen ausschmücken ließen. Bei diesen Bildern strömte das Volk zusammen, um vor ihnen seine Andacht zu verrichten. Das 15. Jahrhundert war nun eine besonders religiös angelegte Periode, die Zeit, wo Wicliffe, Huß und Hieronymus von Prag die erste Reform der Kirche versuchten und zahlreiche religiöse Brüderschaften, die Rosenkranz-, Ursulabrüderschaft u. a. gegründet wurden. Infolge der vielen Epidemien, welche damals Europa heimsuchten, war das Volk von Bangen und Furcht ergriffen und suchte durch Gebet zu den Engeln, den Aposteln, der Gottesmutter Maria und allen Heiligen sich mit Gott auszusöhnen. Die Schutzheiligen der Städte, Künste und Zünfte, die Heiligen, welche gegen einzelne Leiden helfen sollten, waren noch nie mit solcher Inbrunst verehrt worden wie damals. Man wallfahrtete nach den Orten, an denen sie den Märtyrertod erlitten hatten, nach den Kirchen, wo ihre Gebeine bewahrt wurden. Und da mußte naturgemäß die Bedeutung der Bilder noch wachsen. Es genügte nicht mehr, die Gemälde in den Kirchen aufzusuchen, die Andacht erforderte jetzt unmittelbare Nähe, häuslichen Besitz, ungestörte Benutzung. Schon im 14. Jahrhundert hatte der Mystiker Heinrich Suso den Frommen geraten, sich einige gute Bilder zu verschaffen, und jetzt war es

[1] Vergl. die Einleitung bei Weigel und Zestermann, Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift. Leipzig 1866.

so weit gekommen, daß jeder seinen Heiland, die Madonna, seinen Schutz- und Namensheiligen unmittelbar in der Nähe haben wollte. Während sich die Reichen Gemälde und geschnitzte Kruzifixe anfertigen ließen, kauften die Armen schlichte, mit Farben überstrichene Papierbilder, die in rohen Umrissen das Bild ihres Schutzheiligen enthielten — Bilder, die nach dem lateinischen Worte breve, das im Mittelalter jede Schrift oder jedes Bild auf einem einzelnen Blatte bezeichnete, Briefe genannt wurden.

Aber nicht nur zur häuslichen Andacht, sondern auch im geselligen Leben hatten unsere Vorfahren Bilder nötig, und zwar besonders beim Kartenspiel, das damals mehr und mehr allgemein wurde, vom Palast bis in die Hütten drang. Auch hier waren ihre Ansprüche sehr bescheiden. Während die Reichen kostbar ausgeführte, oft auf Elfenbeinplatten zierlich gemalte Karten benutzten, nahm das Volk mit billigen, kunstlosen Papierkarten vorlieb.

Um das Bedürfnis nach solchen mit Tinte gezeichneten und mit Farbe überstrichenen Heiligenbildern und Spielkarten zu befriedigen, entstand schon im 14. Jahrhundert ein eigenes Gewerbe, dasjenige der Briefmaler oder Kartenmacher, das besonders in den alten Kulturstädten Süddeutschlands, in Nürnberg, Augsburg und Ulm, blühte.

Bei diesen Briefmalern ist die erste Anwendung des Holzschnittes zu suchen. Ihr handwerksmäßiges Treiben und die vielseitige Nachfrage nach ihren durch den täglichen Gebrauch sich schnell abnutzenden Verkaufsartikeln mußte sie notwendig auf ein technisches Erleichterungsmittel führen. So roh auch ihre Erzeugnisse waren, so konnte auf dem bisherigen Wege eben doch nur ein Bild gleichzeitig angefertigt werden, und die Mühe wurde naturgemäß eine viel geringere, sobald sie imstande waren, ihre Waren mehr fabrikmäßig herzustellen. Zu diesem Zwecke zogen sie den Holzschnitt heran, der schon seit Jahrhunderten bekannt war, den man aber bisher nur dazu benutzt hatte, um, wie es auch noch heute geschieht, gewebten Stoffen ornamentale und figürliche Darstellungen als Ersatz für gestickte oder eingewebte Ornamente aufzudrucken. Sie schritten vom Zeugdruck zum Papierdruck fort, versuchten die Heiligenbilder und Spielkarten, die sie bisher einzeln durch Zeichnung hergestellt hatten, in hölzerne Platten einzuschneiden und in größerer Anzahl auf Papier abzudrucken. Sie bestrichen die Form mit einer aus Lampenruß und Leim gemischten Druckerschwärze, legten das befeuchtete Papier darauf und fuhren mit einem mit Pferdehaaren ausgestopften Lederballen, dem Reiber, darauf hin und her, so daß die Umrisse der Figuren sich in das Papier eindrückten. So brauchten sie nicht mehr wie früher jedes einzelne Bild neu zu zeichnen, sondern hatten nur die durch den Holzschnitt festgestellten Umrißlinien mit Farbe auszufüllen. Das ist der erste bescheidene Wirkungs-

kreis des deutschen Holzschnittes. Man hatte noch keine Ahnung von dem künftigen Werte des neuen Verfahrens. Es war lediglich ein Surrogat, hatte nur die Umrißlinien des Bildes festzustellen, die dann wie bei den früheren Federzeichnungen mit Farbe ausgefüllt wurden. Die kolorierten Holzschnitte waren für das Volk bestimmte, fabrikmäßig angefertigte Miniaturen.

Die Briefmaler nannten sich von jetzt an Briefdrucker und zogen mit ihren Waren hausierend von einem Orte zum anderen. Auf den Messen und Wallfahrten kaufte der gemeine Mann seine Heiligenbilder ein, die er dann, wenn er nach Hause zurückgekommen war, in sein Gebetbuch legte oder an die Wände und Thüren seines Zimmers klebte, und es ist uns eine ganze Reihe schriftlicher Zeugnisse erhalten, die uns über die weite Verbreitung solcher Bilder belehren. Schon ums Jahr 1500 war die Bilderverehrung so allgemein, daß der Rostocker Prediger Nikolaus Rus ernstlich dagegen einschritt. „Die ersten Christen," sagt er, „brauchten die Bilder nicht, sie hatten Christum im Herzen, jetzt müssen wir durch die Bilder an Christi Leiden gemahnt werden, aber über das Bild werden oft Christi Leiden vergessen." Bald darauf klagt auch Luther in der „Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation" ausdrücklich darüber, daß die Mönche in den Klöstern nichts anderes thäten, als Heiligenbilder zu verkaufen. Ja noch in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges konnte man die Heiligenbilder an jeder Stubenthür angeklebt finden, und es ist geradezu rührend, wenn im „Simplicissimus" das rohe Waldkind auf die Frage, ob es denn gar nichts von unserem Herrgott wisse, dem Einsiedler im Spessart antwortet: „Ja, er ist daheim an unserer Stubenthür gestanden auf dem Bilderbogen; meine Mutter hat ihn von der Kirmse mitgebracht und dahin geklebt." Heiligenbilder bilden auch jetzt noch das Gros aller uns aus dem 15. Jahrhundert erhaltenen Holzschnitte, obwohl auch sie nur durch Zufall, besonders durch den Umstand, daß sie oft auf die inneren Seiten der Buchdeckel geklebt wurden, ihrem Verderben entgingen.

Die Spielkarten sind naturgemäß, da man alte Spielkarten nicht aufzuheben pflegt, heutzutage viel seltener geworden, und es sind uns zwar mehrere gemalte und Kupferstichkarten, aber nur sehr wenige für das Volk bestimmte Holzschnittkarten mehr übrig, die sich mit Sicherheit dem 15. Jahrhundert zuweisen ließen. Aber wie bedeutend auch die Kartenfabrikation in Deutschland gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß sie allein aus Ulm, wie es in einer alten Chronik heißt, „leglenweis" nach Italien, Sicilien und übers Meer geschickt und dort gegen Spezereien und andere Waren umgetauscht wurden.

Nachdem so der Holzschnitt frühzeitig in das religiöse und gesellige Leben unserer Vorfahren seinen Einzug gehalten hatte,

wurde er bald auch zu allen anderen Zwecken verwendet, für die man sich früher gemalte Zeichnungen gekauft hatte. Er wurde der gewöhnliche Zimmerschmuck in den Wirtshäusern und den Wohnungen der Dürftigen. Wie man noch jetzt in Dorfschenken und Bauernhäusern rohe Holzschnitte mit irgend einer tiefsinnigen philosophischen Inschrift, wie „Mensch, ärgere dich nicht" oder dergleichen sehen kann, so wurden schon damals an die Wände derartige Blätter geklebt, die allerdings im Sinne der Zeit immer einen gewissen moralisierenden Nebengedanken hatten. Sehr beliebt war z. B. ein Bild, das vor hinterlistigen Schmeichlern warnen sollte: eine Katze, die ihr Junges im Spiel mit Mäusen unterrichtet, mit der Unterschrift: „Huet üch vor den Katzen die vorn lecken unde hinden kratzen."

Außerdem kaufte man auch bei verschiedenen anderen Gelegenheiten Holzschnittbilder ein. Wünschte man Freunden ein gut Neujahr, so geschah dies am bequemsten durch die Uebersendung eines Holzschnittes, welcher unter dem Bilde die Worte des Glückwunsches enthielt. Oben sieht man das Christkind, das den Segen erteilt, darunter die Inschrift: „Ein sälig jar"; oder ein mit Geschenken reichbeladenes Schiff landet am Ufer, das Christkind sitzt am Steuer, ein Engel stößt ins Horn, ein anderer hißt die Fahne auf, daran die Inschrift: „Zug uff den segel, wir sind am land und bringen gut jar manger hand."

Zu diesen freundschaftlichen Begrüßungsblättern kamen die sehr häufigen und kulturgeschichtlich interessanten Schandgemälde. Während jetzt jeder Gläubiger, der von seinem Schuldner im Stich gelassen wird, auf die Hilfe des Gerichtes angewiesen ist, konnte er damals noch sich selbst helfen oder wenigstens für seinen Verlust rächen. Er schickte seinem Schuldner einfach einen Schmähbrief mit Schandgemälde zu, den er gleichzeitig auch an öffentlichen Orten anschlug. In dem offenen Briefe wurde der Schuldner für ehr- und treulos erklärt, in dem Schandgemälde wurden alle Arten ehrloser Strafen, Hängen, Rädern, Prangerstehen u. dergl., dargestellt und den Uebelthätern die Namen der treulosen Schuldner beigeschrieben.

Bei dem urwüchsigen, oft rohen Wesen unserer Vorfahren in jener Zeit ist es schließlich natürlich, daß der Holzschnitt vielfach auch obscönen Zwecken zu dienen hatte, daß zahlreiche unsittliche Bilder, gegen welche die Sittenrichter der Zeit nicht genug eifern konnten, selbst an hohen Feiertagen an den Kirchenthüren öffentlich feilgeboten wurden.

Während bei den ältesten dieser Blätter der Text noch handschriftlich beigefügt wurde, kam man bald auf den Gedanken, auch den Text, wenn solcher für Einzelblätter nötig war, durch den Holzschnitt herzustellen. Die Buchstaben waren zwar schwerer als

figürliche Darstellungen in Holz zu schneiden, doch lag auch diese Thätigkeit den Briefmalern nahe, da sie seit dem Entstehen ihres Gewerbes gleichzeitig auch die Geschäfte des öffentlichen Schreibers übernommen hatten. Sie fügten also den Andachts- und Heiligenbildern Anrufungen und Sprüche auf Schriftzetteln hinzu, die den Figuren vom Munde ausgingen, oder gaben ihnen einen ganzen Zubehör kleinerer Gebete. Sie fertigten Beichttafeln an, denen immer oben ein Bild, unten eine kurze Anweisung beigegeben war, wie man sich zur Beichte gehörig vorzubereiten habe; sie stellten größere und kleinere Wandkalender her, die wie heutzutage als bildlichen Schmuck die Himmelszeichen, die Arbeiten, Spiele und Vergnügungen der einzelnen Jahresabteilungen enthielten; sie sorgten für Ablaßbriefe, die schon damals, lange bevor Tezel seinen berüchtigten Ablaßkram trieb, in Massen verbreitet wurden und immer oben ein kirchliches Bild, darunter die Inschrift zeigen: „Wer diese Figur knieend ehret mit einem Paternoster, der hat so und so viele Jahre Ablaß." Sie verfehlten schließlich nicht, auch interessante Neuigkeiten in fliegenden Blättern dem Volke bekannt zu machen. So wurden, als die Juden damals beschuldigt wurden, an dem Knaben Simon von Trient einen rituellen Mord begangen und bald darauf in Passau das heilige Sakrament verspottet zu haben, sofort kleine „Extrablätter" ausgegeben, die in Bild und Wort das Geschehene meldeten.

Nachdem man sich die nötige Uebung darin erworben, auch den Text solcher Einzelblätter in Holz zu schneiden, war nun dem Holzschnitt ein viel weiterer Wirkungskreis eröffnet: man konnte ihn didaktischen Zwecken dienstbar machen.

Schon im Beginne des 15. Jahrhunderts hatte ein allerdings noch planloses Bedürfnis nach Belehrung alle Klassen des Volkes ergriffen. Die Briefmaler hatten nicht nur einzelne Bilder und kurze Schriften zu liefern, sondern leisteten dem Volk ähnliche Dienste, wie sie den Gelehrten und Fürsten von den Kalligraphen und Miniatoren geleistet wurden.[1] Sie sorgten für den Hausbedarf an Schul-, Andachts- und poetischen Volksbüchern, die sie auf wohlfeiles Papier schrieben und, wo es der Gegenstand erlaubte, mit rohen, in Wasserfarben ausgemalten Federzeichnungen ausstatteten. Und auch nach solchen Büchern muß die Nachfrage eine sehr große gewesen sein, da einer dieser Briefmaler, der Schulmeister Dypold Laber in Hagenau, einen eigenen Verlagskatalog herausgeben konnte, in dem er ankündigt: „Item welcher hande bücher man gerne hat, groß oder clein, geistlich oder weltlich, hübsch gemolt, die findet man alle bey diebold louber schriber in der

[1] Vergl. Sotzmann, Aeltere Geschichte der Xylographie, in Raumers Taschenbuch von 1838, und Gutenberg und seine Mitbewerber, a. a. O. von 1841. Muther, Der Buchdruck vor Gutenberg, in den Grenzboten, Januar 1885.

burge zu hagenow." Auch für die Anfertigung solcher ganzen Bücher zogen die Briefmaler jetzt den Holzschnitt heran und versuchten ganze Bücher, von denen sie bisher immer nur je ein Exemplar durch Abschrift hatten herstellen können, jetzt in größerer Anzahl durch den Holzschnitt zu vervielfältigen. Die Technik war die nämliche wie bei den Einzelblättern. Um fortlaufende Bücherseiten zu erhalten, klebte man dann je zwei Blätter mit der Rückseite zusammen. So entstanden zahlreiche Druckwerke, die aus Bildern und einem kurzen, aus dem Ganzen geschnittenen Texte bestanden und die man, weil sie mit dem ganzen Holzblock, der ganzen Holztafel gedruckt wurden, als Blockbücher oder Holztafeldrucke bezeichnet.

Sie belehren uns darüber, was unsere Vorfahren um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu lesen pflegten.

Zunächst waren es natürlich auch wieder religiöse Werke, die man kaufte. Der ganze damalige Schulunterricht lag ja noch ausschließlich in den Händen der Kirche, namentlich der Bettelmönche. Wie diese, die selbst keine gelehrte Bildung besaßen, für ihre Vorträge kurzer und faßlicher Leitfäden bedurften, so hatten die Zuhörer nicht minder einen Anhalt für die Erinnerung nötig. Diesem doppelten Zwecke hatten in erster Linie die Bilderbücher zu entsprechen.

Das Werk, das am frühesten verbreitet wurde, war eine Bibel für die Armen, welche einen Cyklus neutestamentlicher Vorstellungen mit beständiger Hinweisung auf das Alte Testament vorführte, das der Auffassung des Mittelalters gemäß das Neue vorbereitete. Je ein Bild aus dem Neuen Testament ist von je zwei Bildern aus dem Alten Testament umgeben, welche einen ähnlichen Vorgang wie das Mittelbild behandeln, während ein kurzer Text die Beziehungen der Nebenbilder auf das Hauptbild andeutet. Daneben wurden auch einzelne Teile des Alten und Neuen Testamentes bearbeitet. Die zehn Gebote behandelt ein kleines Werkchen mit dem Titel: „Die 10 Bott für die ungelernte Leut", während ein zweites, das „Buch der Könige", die Begebenheiten aus den Büchern Samuels wählt. Weit mehr als das Alte Testament wurde aber das Neue bearbeitet. Das Leben des Heilandes wird in dem „Zeitglöcklein des Lebens Jesu" erzählt. Der Jungfrau Maria ist das Canticum canticorum, das Hohe Lied, gewidmet, welches im Anschluß an die Salomonische Dichtung das Verhältnis Christi zu seiner Braut, der als Sinnbild der christlichen Kirche gedachten Jungfrau Maria, schildert; sie wird gleichzeitig in dem Salve regina verherrlicht, dessen Bilder eine Reihe von Wundern darstellen, die teils von Maria selbst, teils durch Absingen des Salve regina vollbracht worden waren. Das Gebet Christi, das Vaterunser, wird in dem „Exercitium super pater noster" ausgelegt, welches er-

zählt, wie ein Priester Gott bittet, ihn beten zu lehren, worauf ihm ein Engel gesendet wird, der ihm die einzelnen Bitten des Vaterunsers vorspricht. Die Apokalypse wird in dem „Buch der haymlichen Offenbarung sant Johans“ behandelt. Das letzte Werk, das auf die Bibel Bezug hat, ist die Ars memorandi, die „Kunst die Erzählungen der vier Evangelisten im Gedächtnisse zu behalten“, welches die Hauptgegenstände der einzelnen Evangelien bildlich vorführt, um so den Inhalt derselben nach der Folge der Kapitel dem Gedächtnisse einzuprägen.

Außer diesen biblischen Erzählungen war naturgemäß die heilige Legende und die Dogmengeschichte sehr beliebt. Ein Buch behandelt die Legende vom heil. Meinrad, dem Stifter des Klosters von St. Einsiedeln in der Schweiz, ein zweites die im Mittelalter so verbreitete Legende vom Antichrist, dem vom Satan gesendeten falschen Messias, dessen Erscheinen das nahe Ende der Welt verkündet; ein drittes die Legende vom heiligen Kreuz, dessen lange, Jahrtausende umfassende Schicksale von Adam bis auf Kaiser Heraklius der dem 15. Jahrhundert eigenen Sehnsucht nach dem Fabelhaften und Wunderbaren besondere Nahrung boten. In dem „Credo“ werden die einzelnen Sätze des apostolischen Glaubensbekenntnisses ausgelegt, während das „Defensorium virginitatis Mariae“ den Zweck hat, durch verschiedene, aus der Geschichte des Heidentums entlehnte Beispiele den Beweis zu führen, daß Maria ohne Verletzung ihrer Jungfräulichkeit den Heiland der Welt habe empfangen und gebären können.

Daran schließen sich die freieren moralischen Werke, deren wichtigstes die Ars moriendi, die „Kunst, zu sterben“, ist, welche die Versuchungen vorführt, durch welche der Teufel sich um die Seele des Sterbenden bewirbt, während der Schutzengel dem Bösen seine guten Eingebungen entgegenhält. Der Teufel rät dem Kranken, der im Todeskampf verzweifelt: „Fac sicut pagani, interficias te ipsum,“ aber der Engel entgegnet: „Sis firmus in fide.“ Und so schließt das Buch mit der Niederlage des Teufels und dem Siege des Sterbenden. Die Teufel fliehen hinweg und rufen aus: „O victi sumus, frustra laboravimus.“ Ein zweites Buch dieser Klasse ist der Beichtspiegel, das Konfessionale, eine Anleitung, sich nach Maßgabe der zehn Gebote zur Beichte vorzubereiten, ein drittes behandelt die sieben Todsünden: Ueppigkeit, Völlerei, Hoffart, Zorn, Geiz, Trägheit und Neid; den Abschluß macht das „Speculum humanae salvationis“, eine der Armenbibel ähnliche Geschichte der Erlösung des Menschengeschlechtes, die ihren Stoff der griechischen und römischen Litteratur, dem Alten und Neuen Testament, wie den Legenden und Volkstraditionen entlehnt.

Aber auch eine Reihe rein profaner Schriftchen wurde schon im Volke verbreitet. Eine besondere Gruppe darunter bilden die

Kalender, die als figürlichen Schmuck wie die Wandkalender gewöhnlich die Darstellung der verschiedenen Beschäftigungen enthalten, wie sie jedem einzelnen Monat eigentümlich sind — wie der Bauer den ersten Januar durch ein festliches Mahl feiert, im Februar sich am Feuer wärmt, im März den Boden hackt, im April das Getreide sät, im Mai mit seiner Liebsten unter den blühenden Linden spazieren geht u. s. f. Ein anderes profanes Werkchen ist ein Totentanz, welcher in der im Mittelalter beliebten Weise den Tod vorführt, wie er unter allerlei Gestalten mit den Menschen aus allen Ständen und Lebensaltern tanzt und sie zum Grabe geleitet. Ein drittes behandelt die Fabel vom kranken Löwen, eine dem Kreise des Reineke Fuchs entnommene Erzählung; ein viertes die „acht Schalkheiten", den Unterhändler, Lügner, Betrüger, falschen Goldschmied, betrügerischen Kaufmann und Kirchendieb. Auch kleine Reisebücher, wie das zum Gebrauche der deutschen nach Rom wallfahrenden Pilger verfaßte „geistliche und weltliche Rom", erschienen schon; es erzählt uns von Rhea Silvia und den von der Wölfin gesäugten Zwillingen Romulus und Remus, von Marcus Curtius und anderen Helden des alten Roms, darauf von der Gründung der christlichen Kirche, von dem Ablaß, den man durch das Gebet bei den sieben Hauptkirchen Roms erhalten kann, u. a. Das letzte Werk ist die „Kunst Chiromantie", eine Anweisung, aus den Linien der Hand zu wahrsagen, welche Dr. Johann Hartlieb, Leibarzt Herzog Albrechts des Frommen von Bayern, verfaßte.

Man sieht, der Stoffkreis der Blockbücher war durchaus nicht so beschränkt, wie man bei diesen primitiven Werken erwarten sollte. Freilich feiert in ihnen oft die Thorheit und der Aberglaube Triumphe, und man kann heutzutage kaum ohne Lächeln die einzelnen Werke zur Hand nehmen. So ist der in der Chiromantie aufgestellte Grundsatz, daß die von der Gottheit ursprünglich in die Hand jedes Menschen gezeichneten Züge und Linien dessen Tugenden, Neigungen und Leidenschaften ausdrücken und die Andeutung seiner künftigen Schicksale enthalten, ja an sich ein schöner Gedanke. Aber wie sonderbar wirkt es, wenn wir hören, daß man Kindern unter 4—6 Jahren nicht auf die Hand sehen dürfe, ohne dem Kinde zu schaden, daß die Kunst bei Männern nur im Frühling und Sommer, Sonntags oder Donnerstags und nur aus der rechten Hand, bei Frauen nur im Herbst und Winter, am Freitag und nur aus der linken Hand mit Erfolg geübt werden könne. Oder wie komisch ist es, wenn der Verfasser des Defensorium seinen ganzen Scharfsinn aufwendet, um das Dogma der unbefleckten Empfängnis zu beweisen, und dabei die fabelhaftesten Wundergeschichten auftischt, wenn er auf Kirke, welche die Gefährten des Odysseus in Schweine verwandelte, auf Tullia, die in einem Siebe das Wasser trug, auf Danae, die durch den Goldregen befruchtet

wurde, auf den Phönix, der sich im Feuer badet, auf einen Hirten in Spanien, der durch einen Windstoß drei Meilen weit getragen wurde, und ähnliches hinweist und zum Schluß die naive Frage stellt, ob nicht ebensogut die Mutter Gottes als Jungfrau habe gebären können? Oder was soll man dazu sagen, wenn in dem Buch über die Sehenswürdigkeiten Roms die Heldenthat des Marcus Curtius mit den Worten erzählt wird, ein Jüngling Namens Martin habe sich erboten, in das auf dem Marktplatz in Rom entstandene „Loch“ hineinzuspringen, aber nur unter der Bedingung, daß man ihm „sein Mutwillen wollt lassen, ein Jahr lang bei welcher Frauen er wollt zu schlafen“. Aber trotz aller dieser naiven, urwüchsigen oder abergläubischen Vorstellungen bilden die Blockbücher doch eine eigentümliche und in sich abgeschlossene Abteilung in der Litteratur des Mittelalters, die von jedem zu Rate gezogen werden muß, der sich Aufschlüsse über die Dogmatik, Homiletik und Liturgik jenes Zeitalters, über die Art des Religions- und Elementarunterrichts, über Wunderglauben und Volkspoesie unmittelbar vor der Reformation holen will, und sie haben, so sehr sie auch oft nach Finsternis und Aberglauben schmecken, sicherlich viel zur Erweiterung des mittelalterlichen Gesichtskreises beigetragen. Wie sehr sie im Volke verbreitet waren, geht allein aus dem Umstand hervor, daß uns noch jetzt von jeder bedeutenderen Schrift verschiedene Ausgaben erhalten sind. Von der Ars moriendi sind nicht weniger als elf, von der Armenbibel sieben, von der Apokalypse sechs, vom Paternoster drei, vom Defensorium zwei Ausgaben bekannt, von denen jede von der anderen in Einzelheiten abweicht. Wenn andere nur in mehreren Exemplaren einer Ausgabe oder überhaupt nur in einzelnen oft verstümmelten Exemplaren erhalten sind, die jetzt zu den Hauptschätzen der großen Bibliotheken Europas gehören, so darf das nicht wunder nehmen, wenn man bedenkt, welchen Unbilden gerade diese alten Bücher in den früheren Jahrhunderten und auch noch im Beginne dieses Jahrhunderts ausgesetzt waren.

Die Orte, wo sie in Deutschland, das neben den Niederlanden den Holztafeldruck am ausgiebigsten betrieben hat, angefertigt wurden, sind dieselben, in denen auch die ersten Einzelblätter entstanden waren: die rheinischen, schwäbischen, fränkischen und bayerischen Städte. In Köln entstand die schöne erste Ausgabe der Ars moriendi, die aus der Weigelschen Sammlung ins Britische Museum überging. In Nördlingen wurde durch die zwei Briefmaler Friedrich Walter und Hans Hürning die erste deutsche Ausgabe der Armenbibel angefertigt; in Ulm lieferte ein Meister Ludwig die zweite deutsche Ausgabe der Ars moriendi, während in Augsburg von Jörg Schapff Hartliebs Chiromantie geschnitten wurde. Von Schwaben aus verbreitete sich die Vorliebe für Block-

bücher nach Bayern. Der aus Ulm stammende Meister Lienhart fertigte in Regensburg das Salve regina; ein Hauptort in Bayern wurde dann das Kloster Tegernsee, wo wahrscheinlich das „Apostolische Glaubensbekenntnis“ entstand. Der Hauptsitz in Franken endlich war Nürnberg, und von Briefdruckern ist namentlich Hans Sporer bekannt, der im Jahre 1472 eine Ausgabe des Antichrist, im Jahre 1475 die zweite deutsche Ausgabe der Armenbibel veröffentlichte, später aber aus der Stadt ausgewiesen wurde, weil er, wie es in den Urkunden heißt, „seine Frau mit einem Stiefel so gewaltiglich geschlagen, daß sie erkrankte und starb“. Beinahe fünfzig Jahre lang waren die Holztafeldrucke die einzigen Bücher, die unsere Vorfahren zur Hand nehmen konnten.

Freilich würde man irren, wenn man bei den Blockbüchern auch einen der Chronologie entsprechenden Fortschritt in der Zeichen- und Holzschnitt-Technik voraussetzen wollte. Im Gegenteil, gerade die frühesten Bücher sind oft die technisch vollendetsten. Es hängt dies mit dem Umstande zusammen, daß die Holzschnitte keine Originalkompositionen geben, sondern fast durchgängig auf alte Vorlagen zurückgehen. Fast alle diese Werke sind in Handschriften und mit gemalten Bildern lange bekannt und beliebt gewesen, ehe sie auf solche Weise gedruckt wurden; die Briefdrucker brauchten nur die eine oder die andere als Vorlage zu benutzen. Sie waren überhaupt viel zu sehr Handwerker, um eigene Kompositionen geben zu können, und so kopierten sie einfach die Miniaturen der alten Manuskripte, von denen z. B. diejenigen der Armenbibel und des Heilsspiegels bis ins 13. Jahrhundert, diejenigen der Apokalypse in noch viel frühere Zeit zurückgehen. So kommt es, daß gerade die frühesten Ausgaben eines Buches die künstlerisch wertvollsten sind. Denn der Briefdrucker, welcher die Miniaturvorlage selbst vor Augen hatte, wußte naturgemäß den künstlerischen Charakter derselben am meisten zu wahren, während später, als nur die Holzschnittwerke neu reproduziert wurden, die Bücher mehr und mehr handwerksmäßig wurden.

Wichtiger als auf der Seite des Figürlichen war der Fortschritt in der Wiedergabe des Textes. Während anfangs ein kurzer Text einfach neben den Figuren angebracht war, gelangte man später dazu, ihn auf besonderen Tafeln beizudrucken, so daß immer Text und Bild einander gegenüberstanden; ja man erwarb sich eine solche Fertigkeit, daß man Bücher herstellte, die ausschließlich aus Holztafeltext bestanden, wie das damals viel gebrauchte, als Anfang gelehrter Studien unentbehrliche grammatische Handbuch, der sogenannte kleine Donat. Auf diesem Wege ging die Entwickelung weiter. Man erkannte, wie störend es war, daß die Texttafeln immer nur für ein Buch verwendbar waren, und es regte sich der Wunsch, die einzelnen Buchstaben zu trennen, um sie zu anderen Werken wieder

benutzen zu können. Unabhängig voneinander werden schon um 1440 an mehreren Orten, in den Niederlanden und in Deutschland, Versuche dieser Art gemacht. Die meisten geben wenig befriedigende Resultate, bis es schließlich Johann Gutenberg gelang, das Problem vollständig zu lösen, den Druck mit beweglichen Lettern und somit die eigentliche Buchdruckerkunst zu erfinden.

Damit war nun den Briefdruckern ein ganz neuer Thätigkeitskreis eröffnet. Freilich besaßen durchaus nicht alle die nötigen Mittel, um eine Typendruckerei anzulegen. Während die Holztafeln fast umsonst zu haben waren, war für das Metall gegossener Lettern viel Geld nötig; und während für den xylographischen Druck das Papier nur allmählich beschafft zu werden brauchte, mußte man es für den typographischen Druck ziemlich auf einmal kaufen. Und da obendrein bei dem langsamen Absatz alle diese Kosten nur sehr langsam wieder verdient werden konnten, haben gar viele Briefmaler noch lange nach Gutenbergs Erfindung mit Holztafeln weitergedruckt. Die meisten aber entschlossen sich doch, vom Briefdruck allmählich zum Buchdruck überzugehen, indem sie als Verlagsartikel nach wie vor die Volksbücher beibehielten. Und wieviel hatten sie zu thun, um nun mit einemmal dem deutschen Volke die lange vergrabenen Schätze des Wissens zugänglich zu machen!

Das Hauptwerk, das sie dem Volke bieten konnten, war natürlich das Buch der Bücher, die Bibel, die bald in nicht weniger als vierzehn deutschen Ausgaben verbreitet wurde. Neben der Bibel hatte man die Evangelienbücher oder Plenarien, welche für jeden Sonntag des Jahres Bibeltext und Predigt enthielten, sowie die zahlreichen Werke, welche das Leben Jesu und der Heiligen vorführten. Dazu kam eine große Anzahl moralischer Schriften: „Die 24 Alten“, worin 24 Greise einer jugendlichen Königin, jeder über einen besonderen Gegenstand, den Menschen, die Reue, das Gewissen, den guten und bösen Willen, die göttliche Gnade, den christlichen Glauben vortragen; der Belial, welcher die Erlösung des Menschengeschlechtes in Form eines Prozesses schildert, welchen der Heiland gegen den Satan führt; das „Buch des Ritters vom Turn“, worin aus der biblischen und Profangeschichte zahllose Beispiele zusammengetragen werden, die junge Mädchen und Jünglinge zur Tugend ermuntern und vom Laster abhalten sollen. Während in diesen moralischen Büchern immer nur vom Seelenheil des Menschen die Rede ist, geben andere Anweisung darüber, wie man dem Stande, dem man angehört, Ehre macht. Der „Schachzabel“ behandelt der Reihe nach die einzelnen menschlichen Stände vom König, der Königin, dem Ratsherrn und Ritter bis herab zum Knappen und Handwerker, während der „Spiegel des menschlichen Lebens“ die Leiden und Freuden eines jeden Berufes vor-

führt, die Verdrießlichkeiten, denen ein König ausgesetzt ist, die Pflichten des Ehemannes, die Sorgen und mancherlei Aufgaben des geistlichen Standes.

An diese Werke schließen sich dann die Rittergeschichten und Sagen. Unter den Werken des deutschen Sagenkreises steht das sogenannte Heldenbuch obenan, ein Kreis von Dichtungen verschiedener ritterlicher Sänger des 13. und 14. Jahrhunderts. Daneben werden die antiken Sagenkreise allmählich bekannt. Ein Werk schildert die durch die Kreuzzüge wieder lebendiger in die Erinnerung gerufene Geschichte der Zerstörung Trojas; ein zweites bearbeitet mit Zugrundelegung der Geschichtswerke von Curtius und Eusebius romanhaft das Leben Alexanders des Großen; ein drittes behandelt die Geschichte vom König Apollonius, den bekannten, später von Shakespeare zu seinem Perikles verarbeiteten Sagenstoff; von alten Schriftstellern wurden außerdem hauptsächlich Aesops Fabeln und Ovids Buch der Liebe gelesen. Auch die italienische und französische Litteratur war sehr beliebt. Von Boccaccio wurde besonders das Dekameron und das Buch von den berühmten Frauen, von Petrarca die historisch-romantische „Geschichte der Griseldis", von französischen Werken das Märchen von der schönen Melusine gelesen.

Zu diesen romantischen Geschichten und Sagen kommen die eigentlichen Geschichtswerke, die Chroniken, von denen die ältesten gewöhnlich die ganze Universalgeschichte von der Schöpfung bis zum 15. Jahrhundert, die späteren in mehr wissenschaftlicher Weise die Geschichte ihrer Zeit oder der nächstvorhergegangenen Jahrhunderte behandeln. Heinrich Steinhöwel in Ulm verfaßt eine „Chronik vom Anfang der Welt bis auf Kaiser Friedrich II.", Jakob Königshoven in Straßburg eine „Chronik von allen Kaisern und Königen", Werner Rolevink in Köln einen kurzen Abriß der Weltgeschichte unter dem Titel: „Fasciculus temporum."

Mit dem raschen Fortschreiten des Druckes dieser geschichtlichen Werke wird dann die Thätigkeit der Schriftsteller auch auf die Länder- und Völkerkunde gelenkt. Durch die Kreuzzüge und die großen geographischen Entdeckungen des 15. Jahrhunderts angeregt druckt man zahllose Reisebeschreibungen ab. Ein Werk schildert die Reise des irländischen Abtes und Heidenbekehrers St. Brandon, der im 6. Jahrhundert im westlichen Ocean heidnische Inseln aufsuchte; ein anderes die Reise des bayerischen Herzogs Ernst, der um die Mitte des 10. Jahrhunderts eine abenteuerliche Wallfahrt nach Jerusalem machte; ein drittes die im 13. Jahrhundert von dem venezianischen Kaufmann Marco Polo durch Medien, Persien und Indien unternommenen Streifzüge; ein viertes die Wanderung, die im Jahre 1322 der englische Edelmann Johann Mandeville (Montevilla) durch Palästina und Aegypten machte.

Auch Bücher über Naturkunde und Medizin fanden früh Verbreitung. Ueber astronomische Geographie handelt der „Meister Elucidarius“, über Botanik das „Buch der Natur und der Garten der Gesundheit“, über Anatomie das „Buch der Chirurgia“, das der Straßburger Stadtwundarzt Hieronymus Brunschwig verfaßte.

Und für alle diese Bücher hatte nach wie vor der Holzschnitt zu sorgen, sie alle waren reich mit Illustrationen zu versehen.[1] Man kann sich heutzutage gar nicht mehr vorstellen, was für eine Aufgabe in jenen Zeiten beginnender Kultur der Holzschnitt zu lösen hatte. Gar viele konnten damals noch nicht fertig lesen, die Bilder mußten ihnen zum Verständnis des Textes behilflich sein. Während jetzt das illustrierte Buch nur ein Schaustück ist, das in müßigen Stunden flüchtig betrachtet wird, hatten damals die Bilder den Zweck, von dem ungelehrten, aber vom tiefsten Bildungsdrange beseelten Volke gleichsam gelesen zu werden. Man brauchte sie als ein Hauptmittel der Belehrung und der geistigen Mitteilung, da sie eine Sprache redeten, welche auch der, der nicht lesen konnte, verstand. Diese Anschauung zieht sich durch das ganze 15. Jahrhundert hindurch. „Imagines ideotarum libri.“ lautete schon der Grundsatz des Mittelalters. „Damit diese Materie allen fruchtbringend sei, wird sie sowohl in Lettern, die nur dem Gelehrten dienen, wie in Bildern, die dem Gelehrten wie dem Laien dienlich sind, den Augen aller vorgelegt,“ heißt es in der Ars moriendi. Und ähnlich sprach sich noch am Schlusse des Jahrhunderts der gelehrte Sebastian Brant aus, der in einem seiner Werke den Satz aufstellte: „Imperitis pro lectione pictura est,“ während er in einem anderen, dem „Narrenschiffe“, schrieb:

> Vil Narren, Doctoren kumen dryn,
> Der Bildniß ich hab har gemacht,
> Wer geman der die gschrifft veracht
> Oder villeicht die nit kund lesen,
> Der sieht jim molen wol syn wesen.

Freilich war auch jetzt noch der Holzschnitt nur ein litterarisches, nicht ein künstlerisches Hilfsmittel, hatte auch jetzt noch nur für die Belehrung der niederen Klassen, nicht für eine Befriedigung des Schönheitssinnes zu sorgen. Auch jetzt noch erkannte man seine eigentliche Bedeutung nicht, sondern betrachtete ihn noch immer als Ersatz für die alten Miniaturen, fertigte also ausschließlich rohe Umrißzeichnungen an, die mit Farbe ausgefüllt wurden. Das Vorgehen der Briefdrucker war überhaupt nach wie vor ein ganz handwerksmäßiges. Sie mußten ihre Bücher in möglichst billiger Weise herstellen und bemühten sich daher gar nicht, den zu illustrierenden Stoff künstlerisch zu bewältigen, sondern

[1] Vergl. Muther, Die deutsche Bücherillustration der Gotik und Frührenaissance. 2 Bände. München und Leipzig 1884, Georg Hirth.

waren zufrieden, wenn sie Holzstöcke hatten, die nur annähernd der Phantasie des Volkes zu Hilfe kamen. Solche Holzstöcke hatten dann noch obendrein das Bequeme, daß man sie unzähligemal unter verschiedener Bedeutung in demselben Buche wieder abdrucken konnte, und es ist ganz unglaublich, in welcher naiven Weise man in dieser Beziehung vorging. In der in Augsburg um 1470 erschienenen ersten illustrierten deutschen Bibel muß ein Greis mit Turban und langem Gewande für die ganze Reihe der Propheten seine Dienste thun; eine jugendliche Figur mit einer Krone auf dem Haupte stellt die verschiedensten Könige dar; ein dritter bärtiger Mann mit einem Buch in der Hand vertritt den Apostel- und Evangelistentypus; nur durch das Kolorit wird Abwechselung geschaffen, in rotem Gewande stellt er den Petrus, in blauem den Johannes, in weißem den Lucas dar.[1] In der ersten Ausgabe der Heiligenlegende hat ein und der nämliche plumpe kleine Holzstock, welcher eine Hinrichtung darstellt, das Martyrium von nicht weniger als vierzehn verschiedenen Heiligen zu veranschaulichen. In der Geschichte der Zerstörung Trojas ist für alle Schlachten, welche die Griechen gegen die Trojaner kämpften, nur ein einziger Holzstock mit ein paar aufeinander lossprengenden Rittern vorhanden. Derselbe Holzstock, der anfangs Jasons und Medeas Abschied von Aeëtes darstellte, wurde später für die Entführung der Helena verwendet; daß Menelaus neben dem Schiffe steht und seine Frau ruhig entfliehen läßt, darf den Beschauer nicht stören. In der Weltgeschichte des Werner Rolevink handelte es sich darum, die Abbildungen verschiedener Städte, wie Rom, Athen, Köln, vorzuführen. Aber nicht genug, daß man sich nicht die geringste Mühe gab, sich ein getreues Bild der einzelnen Städte zu verschaffen — ein und dasselbe wenige Centimeter hohe Bildchen mit ein paar Türmen und Häusern sind dem Leser auf der einen Seite als Rom, auf der anderen als Trier, auf der dritten als Athen, auf der vierten als Köln oder Jerusalem vorgeführt.

Es wäre überhaupt ein großer Irrtum, wenn man annehmen wollte, die Buchdruckerkunst habe sich mit einemmal die geachtete Stellung errungen, die sie später einnahm. Nicht nur die Italiener spotteten damals über die „bei den Barbaren in einer Stadt Deutschlands gemachte Erfindung"; nicht nur der Herzog Federigo von Urbino „hätte sich geschämt", ein gedrucktes Buch zu besitzen — die Buchdruckerkunst hatte auch in den vornehmen Kreisen Deutschlands anfangs überall gegen den übeln Beigeschmack des Unkünstlerischen, Fabrikmäßigen zu kämpfen, und um diesen zu vermeiden, hatte selbst Gutenberg anfangs seine Erfindung verheimlicht und den Anschein zu erwecken gesucht, als ob seine Bücher geschriebene Codices seien.

Aber allmählich zeigte sich der große Umschwung doch. Immer

[1] Vergl. Muther, Die ältesten deutschen Bilderbibeln. München 1883.

größere und wichtigere Werke wurden geliefert. Während anfangs der Drucker und Illustrator eines Buches eine Person gewesen war, vollzog sich jetzt allmählich die Trennung. Reiche Männer, wie Anton Koburger in Nürnberg, übernahmen den Buchdruck und nahmen zahlreiche Formschneider in ihre Dienste, welche die Zeichnungen zu liefern und in Holz zu übertragen hatten. Und schließlich erkannten auch die vornehmen Klassen, die sich zuerst der Buchdruckerkunst spröde verschlossen und geschriebene Werke beibehalten hatten, die Tragweite der neuen Erfindung. Dieser Triumph der Buchdruckerkunst wurde gleichzeitig zu einem Triumphe des Holzschnittes. Er führte dazu, daß dieser Kunstzweig jetzt in ganz neue Bahnen einlenkte — daß die Maler für den Formschnitt arbeiteten.

Schon seit langer Zeit hatten auch diese die Vorteile erkannt, welche die vervielfältigende Kunst ihren künstlerischen Arbeiten bot. Aber sie hatten sich bisher ausschließlich des Kupferstiches bedient, sich vom Holzschnitt fern gehalten, weil die Formschneider zu tief unter ihnen standen und auch die rohe Vereinigung des Druckes mit der Färbung den höheren Anforderungen der Kunst nicht genügte. Während die Formschneider ihr handwerksmäßiges Gewerbe nur auf Gewinn in einem niedrigen Kreise trieben, hatten die Maler durch ihre Kupferstiche mehr einem künstlerischen Bedürfnis der höheren Kreise gedient. Jetzt sahen sie nun, wie die Buchdruckerkunst als eine der größten Erfindungen der Welt dastand, wie in Verbindung mit ihr der Formschnitt zu einem weitverbreiteten und blühenden Gewerbe geworden war und wie die Buchdruckerpresse es ermöglichte, auch gute Zeichnungen mit allen Feinheiten zu vervielfältigen. Sollten sie, die besseren und geübteren Zeichner, unthätig dabei zusehen und nicht auch mittels des Buchdruckes ihre Erfindungen publizieren? Da nun der Kupferstich seiner Natur nach nicht geeignet war, sich eng mit der Typographie zu verschwistern, entschlossen sie sich, von jetzt an auch für den Holzschnitt zu arbeiten, den Buchdruckern die Zeichnungen zu liefern, welche die von jenen besoldeten Formschneider in Holz zu übertragen hatten. Die Folge dieses Eingreifens der Maler war, daß nun der Holzschnitt sofort in künstlerischer Hinsicht auf die Höhe der Zeit kam, und man traut seinen Augen kaum, wenn man ein Werk aus den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts mit einem der früher erschienenen vergleicht.

Man bestrebte sich zunächst, den zu illustrierenden Stoff wissenschaftlich zu bewältigen, die Bücher streng sachlich zu illustrieren. Als in den Jahren 1483 und 1484 Bernhard von Breidenbach aus Mainz seine Reise nach dem heiligen Grabe machte, nimmt er, um in seinem Werke möglichst genaue Abbildungen geben zu können, den Maler Erhard Reuwich mit sich, der an Ort und Stelle die Städteaufnahmen entwerfen mußte, und so erhalten wir in den großen Ansichten von Venedig, Korfu, Cypern, Rhodos, Jerusalem

wie in den kleineren Blättern aus dem Völkerleben des Orients, welche Breidenbachs Buch enthält, keine Phantasiebilder mehr, sondern Darstellungen von einer Wahrheit und Naturtreue, wie sie später nur selten wieder erreicht wurden. Oder was enthält nicht alles die in Nürnberg 1493 erschienene berühmte Weltchronik Hartmann Schedels, deren Illustrationen der treffliche Michel Wohlgemuth lieferte! Auch Schedel hat zwar den Anforderungen seiner Zeit noch verschiedene Zugeständnisse machen, von einzelnen fernen Städten und mythischen Personen Phantasiebilder geben müssen. Aber außer diesen enthält die Chronik verschiedene Bilder von Nürnberg, Würzburg, Erfurt, Bamberg, Straßburg, Basel, Ulm, Venedig, Florenz und vielen anderen Städten, denen genaue Aufnahmen an Ort und Stelle zu Grunde liegen; daneben ziehen historische Vorgänge der verschiedensten Art, Helden und Könige an unseren Blicken vorüber; alles, was überhaupt darstellbar ist, findet sich abgebildet. Bei wissenschaftlichen Werken, zu deren Illustration die Kraft des Malers allein nicht ausreichte, verschmähen es die großen Gelehrten der Zeit nicht, dem Künstler Angaben über die Bilder zu machen. Der große Sebastian Brant, der Verfasser des Narrenschiffes, hat sich z. B. nicht gescheut, für die im Jahre 1502 in der Grüningerschen Offizin in Straßburg erschienene Virgilausgabe dem Zeichner nicht nur schriftliche Inhaltsangaben der Bilder, sondern auch wirkliche Skizzen zu liefern, und so ist auch in den Bildern solcher streng wissenschaftlicher Bücher jetzt eine Masse von Kenntnis und Gelehrsamkeit niedergelegt, die einer der alten Briefdrucker nur mit unheimlichem Grauen würde betrachtet haben. Der Holzschnitt hatte damit eine wahrhaft kulturgeschichtliche Bedeutung erlangt.

Der Fortschritt zeigte sich zweitens darin, daß man ihm einen wirklichen künstlerischen Selbstzweck gab. Er hatte nicht mehr wie früher Miniaturen zu ersetzen, sondern hatte sich die Berechtigung zur selbständigen Existenz erobert. Man ließ daher die Ausfüllung mit Farbe allmählich weg und schritt dafür vom rohen Umrißschnitt zu einer mehr malerischen Behandlung des Holzschnittes selbst durch Anwendung von Schraffierungen, Kreuzschnittlagen u. dergl. fort. Er erhielt „Farbe" an Stelle der Farben. Die Modellierung wurde durch Striche markiert, und der Holzschnitt stellte sich aus eigenen Mitteln als ein in Licht und Schatten fertiges Bild dar.

So war er aus der niedrigen Sphäre gerückt, in der er ursprünglich sich bewegt hatte; er hinkte nicht mehr der eigentlichen freien Kunst nach, sondern war ihr gleichberechtigt, mit ihr in inniger Verbindung. Jeder Schritt in der Weiterentwickelung der Malerei bedeutete von jetzt an einen Fortschritt des Holzschnittes. Die deutsche Malerei erhielt ihre höchste Ausbildung im Beginne des 16. Jahrhunderts durch Albrecht Dürer; er war es auch, der dem Holzschnitt seine künstlerische Weihe gab.

Diderots dramatische Fragmente.

Von

Eugen Kilian.

Diderots dramatische Fragmente wurden zum erstenmale vollständig veröffentlicht in dem 1875 zu Paris erschienenen ersten Bande der kritischen Ausgabe von Assézat. Sie bestehen aus elf Entwürfen, die teilweise ausgeführt sind, teilweise nur in Gestalt von Scenarien oder Inhaltsangaben uns vorliegen. Ganz zu Ende geführt und genau genommen, daher mit Unrecht unter den Fragmenten zum Abdruck gebracht, sind nur drei der hierher gezählten Stücke: „Les pères malheureux", „La pièce et le prologue" und „Est-il bon, est-il méchant?"

Die beiden letztgenannten Lustspiele sind die einzigen, die schon vor der Herausgabe durch Assézat bekannt waren. Von „La pièce et le prologue", dessen Entstehungszeit Assézat, einer früheren Annahme entgegen, in das Jahr 1770 oder 1771 setzt, wurden schon zu Diderots Lebzeiten zwei Exemplare gedruckt. Das eine derselben zeigt auf dem Rande zahlreiche Korrekturen von der Hand des Dichters, die auf den Plan einer Revision bezw. einer Neubearbeitung, ungefähr im Jahre 1776, hinweisen. Nach diesem revidierten Texte wurde das Lustspiel 1820 von der „Société des Bibliophiles français" abgedruckt und ging dann im darauffolgenden Jahre, 1821, in die große Diderotausgabe von Brière über (daselbst Bd. III). — Das andere Stück „Est-il bon, est-il méchant?", eine spätere Bearbeitung des obengenannten Lustspiels, entstanden im Jahre 1781, blieb den Zeitgenossen des Dichters und noch lange nach dessen Tode unbekannt. Erst Paulin gelangte, zugleich mit anderen Papieren Diderots, etwa um 1830 in den Besitz des Manuskripts und bot dasselbe der Comédie française zur Aufführung an, die es jedoch, ohne es einer Prüfung unterzogen zu haben, zurückwies. Darauf übergab Paulin die Arbeit an Taschereau, der dieselbe 1834 in der „Revue rétrospective" (Bd. 3) der Oeffentlichkeit übergab. Noch in demselben Jahre wurde das Lustspiel dann in die zweite Auflage der 1830 zuerst erschienenen „Oeuvres inédites" (Bd. IV) aufgenommen.

Die übrigen neun Stücke, bezw. Entwürfe zu solchen, befinden sich hand-

schriftlich in Petersburg und wurden 1875 zum erstenmale durch Assézat veröffentlicht. —

Auffallend gering ist das Interesse, das diesen Arbeiten bis jetzt von fachmännischer Seite entgegengebracht wurde. Nur Rosenkranz, in seinem 1866 erschienenen Werke über Diderot, widmet einen kleinen Abschnitt desselben den Fragmenten, die ihm durch Kopien nach den Petersburger Manuskripten zugänglich waren (Rosenkranz, Bd. II, S. 339). Doch beschränkt er sich bei den meisten Stücken auf eine kurze Inhaltsangabe und läßt nur wenigen eine etwas eingehendere Besprechung zukommen. — Fast gar keine Beachtung findet der theatralische Nachlaß in dem 1880 zu Paris erschienenen Buche von Edmond Scherer,[1] der überhaupt dem Dramatiker Diderot eine zwar scharfsinnige, aber nicht ganz gerechte Beurteilung zu teil werden läßt. Abgesehen von „Le fils naturel" und „Le père de famille", wird nur das Lustspiel „Est-il bon, est-il méchant?" einer kurzen Besprechung unterzogen (S. 154 ff). Auf Scherers Urteil über dasselbe ist weiter unten noch mit einigen Worten zurückzukommen.

Versucht man, die dramatischen Entwürfe hinsichtlich der darin behandelten Stoffe zu gruppieren, so scheidet sich zunächst ein Stück von den übrigen aus: das Trauerspiel „Terentia", die einzige Arbeit, in der sich Diderot auf den Boden der Geschichte und der hohen Tragödie gewagt hat. Inwieweit dieselbe eine historische genannt werden darf, bleibt unten zu erörtern. Einen ebenfalls dem Altertum entlehnten Stoff behandelt der Plan zu dem Drama „Les deux amis"; doch kann dasselbe den Namen eines historischen Schauspiels nicht beanspruchen und muß seinem ganzen Charakter nach in die Gattung dessen gezählt werden, was Diderot mit dem Ausdrucke drame sérieux bezeichnet. Ebenso fallen alle übrigen Stücke in das Gebiet des bürgerlichen und sozialpolitischen Dramas, oder in das des Lustspiels und der Posse. Der Kategorie des ersteren gehören folgende Arbeiten an.

„Le shérif", der Plan zu einem fünfaktigen Trauerspiele, dessen Entstehung nach einer Stelle im CXXIV. Briefe an Sophie Voland in das Jahr 1769 zu setzen wäre. Indes wissen wir, daß Diderot schon viel früher sich mit dem Entwurfe beschäftigte und zu verschiedenen Malen an dessen Ausführung dachte. Andere Arbeiten ließen ihn nicht dazu kommen. Was wir davon besitzen, ist ein Scenarium mit Inhaltsangabe, eine kurze Einleitung, enthaltend die Vorfabel des Stückes, und einige Schlußbemerkungen über die Charaktere desselben. Die Begebenheit, die dem Stoffe zu Grunde liegt, ist geschichtlich und spielt unter König Jakob II. von England. Doch nehme ich keinen Anstand, das Stück in die Reihe der bürgerlichen Dramen zu setzen; es ist nur das rein Menschliche, das rührende Familiengeschick, was Diderot in dem historischen Faktum zur Behandlung reizte und ihm zur Verkörperung seiner dramatischen Theorie einen willkommenen Stoff darbot. Ein geschichtliches Zeitbild zu liefern, lag gewiß nicht im entferntesten in seiner Absicht.

Die Handlung wird von Rosenkranz (Bd. II, S. 339) nicht genau wiedergegeben und, wie es scheint, mißverstanden. Es erklärt sich dies daraus, daß

[1] Diderot, Étude par Edmond Scherer, Paris 1880

die skizzenhafte Kürze des Entwurfs verschiedene Stellen etwas dunkel läßt und gerade in einem wesentlichen Punkte eine zweifache Auslegung gestattet. Indes eine Stelle in der Schrift „**Paradoxe sur le comédien**“ (Assézat, Bd. VIII, S. 395), wo Diderot den Stoff des „shérif“ ausführlich bespricht, scheint mir erhellendes Licht auf den streitigen Punkt zu werfen, wenn auch allerdings in dem Verhältnis dieser Darstellung zu der des Entwurfes noch einige Schwierigkeiten bleiben. Die Handlung des geplanten Stückes ist darnach die.

Ein königlicher Kommissär (le shérif), ein elender verworfener Mensch, wird in seiner Thätigkeit als Exekutor gegen die Nonkonformisten durch einen eigentümlichen Zufall in sein Heimatsdorf geführt, aus dem er einst wegen verschiedener Schlechtigkeiten durch das Urteil des Richters verbannt worden war. Mit teuflischer Wonne ergreift er die Gelegenheit, sich an seinen einstigen Mitbürgern zu rächen. Zu den Nonkonformisten gehört auch der würdige alte Richter, der dem Verworfenen einst die Hand seiner Tochter verweigert hatte, und deren Verlobter, sein ehemaliger Freund. Alsbald erfolgt die Festnahme dieser Personen. Der Sheriff macht der Tochter das Anerbieten, den Vater vom Tode zu erretten, wenn sie seinen Gelüsten willfahre; das Mädchen weist ihn mit Entrüstung zurück. Die Vorbereitungen zur Hinrichtung werden getroffen; Vater und Tochter müssen Abschied nehmen. Letztere steht in furchtbarem Kampfe und ist in Verzweiflung; endlich siegt die Liebe zum Vater, und sie folgt dem wiederholten Anerbieten des Sheriffs. Allein dennoch wird das Urteil von dem Richter vollzogen; das Mädchen selbst wird geblendet. Ihr Geliebter berichtet ihr den Tod des Vaters und erfährt, was sie geduldet hat, um ihn zu retten. In wahnsinniger Wut stürzt er sich auf den Sheriff und ermordet denselben; das Volk begrüßt den Retter mit jubelndem Dank.

Schon dies wird deutlich zeigen, daß der Stoff eine Reihe packender dramatischer Momente darbietet, die bei guter Ausführung zu großer theatralischer Wirkung gebracht werden könnten. Namentlich der Seelenkampf des jungen Mädchens, das zu der furchtbaren Wahl verdammt ist zwischen Verlust des Vaters und dem ihrer Ehre, ist ein echt tragisches Motiv, das freilich schon vor Diderot vielfache Bearbeitung gefunden hatte. Der Totaleindruck aber ist ein in hohem Grade unbefriedigender. Abgesehen von der poetischen Ungerechtigkeit, daß der alte Richter, eine durchaus reine und ideal gehaltene Gestalt, völlig schuldlos der Tücke des Sheriffs erliegt, ist es vor allem das Geschick des jungen Mädchens, das eine höchst peinigende Wirkung ausübt. Diderot ist gewiß völlig im Rechte, wenn er in seinen theoretischen Schriften gegen die Prüderie und Weichlichkeit im Geschmacke seiner Zeit ankämpft, die alles Furchtbare und wild Tragische, als das ästhetische Gefühl verletzend, von der Bühne verbannen will; er ist völlig im Rechte, wenn er vor allem Realistik und Wahrheit für das Theater erstrebt und ein Publikum verlangt, das die Kraft besitzt, auch grelle Dissonanzen in der Kunst zu ertragen. Allein in der praktischen Ausführung hat der Dichter hier die Grenze des Erlaubten überschritten. Das Geschick des jungen Mädchens, das, um den Vater zu retten, ihre Ehre preisgibt, dann, schmählich hintergangen, denselben dennoch verliert und schließlich des Augenlichts beraubt wird, geht aus der Sphäre des Tragischen in die des

Grauenvollen über. Dabei ist die Blendung des Mädchens, nachdem sie in die Wünsche des Sheriffs eingewilligt hat, eine Grausamkeit, die durch nichts motiviert wird; sie empört einfach das sittliche Gefühl und bleibt im übrigen ganz und gar unverständlich.[1] Die Gestalt des Sheriffs selbst ist gänzlich dunkel gehalten, ohne irgend welche Nuancierung: ein herzloser Bösewicht, der nur Abscheu, aber kein Interesse erregen kann. Daß er schließlich sein verdientes Ende findet, vermag nur das Gefühl des gröbsten Mißbehagens zu tilgen.

Untersucht man, was den Dichter zu dem vorliegenden Stoffe hinzog, so kommt hierfür, wie schon Rosenkranz und Assézat anzunehmen scheinen, eine Stelle in Diderots Schrift „De la Poésie dramatique“ in Betracht. Er bespricht daselbst die Gattung des bürgerlichen Schauspiels und legt dar, daß auch das drame sérieux eine packende und nachhaltige Wirkung auszuüben imstande sei. Dabei heißt es (Assézat, Bd. VII, S. 311):

„Que quelqu'un se propose de mettre sur la scène la condition du juge qu'il intrigue son sujet d'une manière aussi intéressante qu'il le comporte et que je le conçois; que l'homme y soit forcé par les fonctions de son état, ou de manquer à la dignité et à la sainteté de son ministère, et de se déshonorer aux yeux des autres et aux siens, ou de s'immoler lui-même dans ses passions, ses goûts, sa fortune, sa naissance, sa femme et ses enfants, et l'on prononcera après, si l'on veut, que le drame honnête et sérieux est sans chaleur, sans couleur et sans force.“

Daß Diderot bei dieser Stelle der Stoff des „Shérif“ vorschwebt, ist wohl mit Sicherheit anzunehmen. Gleichwie er im „père de famille“ den Stand des Hausvaters als solchen, das Ideal eines Familienoberhauptes und dessen Pflichten in verschiedenen Lebenslagen zur Darstellung zu bringen sich zur Aufgabe machte, so reizte ihn hier die Gestaltung des idealen Richters, der es vorzieht, in treuer Ausübung seines Berufes den Tod zu erleiden, statt sich durch Versäumung seiner Obliegenheiten das Leben zu retten. Auf die Herausarbeitung dieses einen Charakters hätte Diderot, bei Ausführung des Planes, wohl seine Hauptkraft verwendet. Dem Urteile seines Freundes Grimm, der es im höchsten Grade bedauert, daß diese Ausführung nicht zustande kam, können wir uns nur in beschränktem Sinne anschließen. —

Nicht bloß Entwurf geblieben, sondern völlig ausgearbeitet und beendet ist das Trauerspiel „Les pères malheureux, petite tragédie en Prose et en un Acte“, aus dem Jahre 1770. Der Stoff dieses Stückes ist, wie Diderot selbst in der Vorrede angibt, dem einaktigen Drama „Erast“ von Salomon Geßner entlehnt. Die Handlung in diesem letzteren ist folgende.

Erast wurde von seinem Vater Cleon einst verstoßen wegen einer Heirat, die er gegen dessen Willen vollzogen hat. Er lebt nun mit seiner Gattin Lucretia und zwei Kindern in einer einsamen Hütte, von der tiefsten Armut bedrängt, und gewinnt durch die Jagd auf kümmerliche Weise den Lebensunterhalt für die Seinen. Nur der alte, seinem Herrn in rührender Treue ergebene

[1] Bemerkenswert ist, daß in der Darstellung vom Inhalt des „Shérif“, wie sie die oben erwähnte Stelle in „Paradoxe sur le comédien“ bietet, von der Blendung nicht die Rede ist. Ob dies auf Zufall, oder auf einer späteren Aenderung des Planes beruht?

Diener Simon ist ihm in die Einsamkeit gefolgt. Als derselbe einst auf seinen Streifzügen durch die Gegend einem vornehmen Reisenden begegnet, vergißt er sich in dem dringenden Wunsche, die Not seines Herrn zu lindern, so weit, daß er den wehrlosen Fremden überfällt und ihm unter heftigen Drohungen die Börse abfordert. Unter dem Vorwand, dieselbe gefunden zu haben, überbringt er sie an Erast, verrät aber durch sein unruhiges und auffallendes Benehmen die Unwahrheit seiner Aussage. Als sein Herr den wahren Sachverhalt erfahren hat, gibt er dem Alten die Weisung, das Geld dem Beraubten sofort zurückzubringen. Dieser hat sich unterdessen im Walde verirrt und gelangt zu Erasts Hütte, wo ihn Simon sogleich wiedererkennt. Doch wird der Fremde von dem Unglück des jungen Paares gerührt und weigert sich, das ihm zurückerstattete Geld anzunehmen. Durch einen Zufall entpuppt er sich endlich als Erasts Vater; er verzeiht dem Sohne und erkennt dessen Gattin an. — Das Geßnersche Drama macht einen sehr harmlosen Eindruck: einige ideale Luftgestalten ohne viel individuelles Leben und eine Handlung, die es mit der Wahrscheinlichkeit nicht genau nimmt. Sympathisch wirkend ist die Lauterkeit der daraus wehenden Gesinnung. Uebrigens erhebt das einfache Stückchen auch keinerlei Anspruch auf höheren Kunstwert.

Der hier gegebene Stoff wurde schon vor Diderot von Marmontel zu einem französischen Lustspiele verarbeitet: „Sylvain, comédie mêlée d'ariettes, 1770“. Marmontel benutzt Geßner sehr frei; er macht sich nur den Kern des Stoffes zu eigen und verändert im übrigen die Thatsachen, wie sein Zweck es erheischt; neu ist die Einführung eines Liebespaars und eines bösen Bruders, der gegen Erast intrigiert. Das Ganze ist nach Art des Vaudeville mit Arien und anderen Musikstücken durchflochten und mit opernhaften Effektmittelchen ausgestattet. Der dichterische Wert wurde dadurch nicht erhöht.

Enger als Marmontel schließt sich Diderot in „Les pères malheureux“ an Geßner an; er behält die Handlung, abgesehen von einigen unwesentlichen Momenten, ganz unverändert bei. Um so mehr Interesse muß eine Vergleichung beider Stücke für manche Partieen gewähren. Eine Stelle in Diderots Vorrede zu dem Drama läßt die Verschiedenheit der Auffassung beider Dichter erkennen. Es heißt daselbst (Assézat, Bd. VIII. S. 19): „Le ton de la poésie dramatique et celui de la poésie pastorale ou élégiaque étant fort différents, j'ai récrit et dialogué le tout à ma manière.“ — Der gleichmäßige, elegische, im ganzen durchaus leidenschaftslose Ton, der Geßners Idylle beherrscht, ist bei dem Franzosen ein wesentlich anderer geworden. Diderot bedarf Leidenschaft und starker Affekte; er will ein bewegtes dramatisches Gemälde schaffen, das hinreißt und erschüttert; er will die unschuldig leidende Tugend in ihrer ganzen Erhabenheit auf uns wirken lassen und dieselbe im Charakter des Simon durch die Macht des Gewissens verherrlichen. Der ganze Gegenstand ist bei Diderot viel tragischer erfaßt als bei dem deutschen Idyllendichter. — Während sich bei letzterem Erast in resignierten Klagen ergeht über das Schicksal, das ihm zu teil geworden, ist der Held Diderots in wilder Verzweiflung über das Walten des Geschicks; er ist stellenweise wie von Fieberphantasien geschüttelt und unterdrückt nur mit Mühe den Gedanken an Selbstmord. In ähnlicher Weise das Ver-

hältnis der anderen Charaktere. Während sich bei Geßner überall die Gefühle innerhalb einer mittleren Temperaturhöhe bewegen, haben dieselben bei dem französischen Dichter den höchsten Punkt erreicht. Dies macht sich, wie schon angedeutet, in besonders charakteristischer Weise bei der Figur des alten Simon geltend. Dieser Charakter, der in Geßners „Eraſt" ohne Zweifel einer der lebenswahrsten und gelungensten ist, wird bei Diderot beinahe zur Karikatur. Die Gewissenhaftigkeit des tugendhaften Menschen, der sich durch den begangenen Raub in seinem Inneren beunruhigt fühlt, ist bei dem Franzosen bis zur überspanntesten Sensibilität gesteigert. Schon das erste Auftreten Simons ist hierfür bezeichnend. Er weist die beiden Kinder, die sich liebevoll an den Zurückkehrenden herandrängen, mit barschen Worten zurück; er schleicht umher wie ein Verbrecher, stößt Flüche gegen sich selbst aus und möchte sich in das Waldesdunkel stürzen, um von wilden Tieren zerrissen zu werden. Sein ganzes Aussehen ist verändert, seine Gesichtszüge sind kaum zu erkennen, die Augen rollen wild, der Gang ist der eines Wahnsinnigen. Als er seinem Herrn die That gestanden hat, findet sich die charakteristische Bühnenanweisung: „Ici Simon se roule à terre, se désespère, s'arrache les cheveux, crie"(!). Er glaubt nicht länger leben zu können und will sich dem Gerichte ausliefern. Diese Stimmung hält an, selbst nachdem er dem Fremden die Börse zurückgegeben hat; er beschwört denselben, ihn zu töten: der Herr möge ihm befehlen, in einen Abgrund zu springen, er werde es vollführen. — Die Wirkung, die der Dichter erreicht, läuft an mehreren Stellen Gefahr, eine komische zu werden.

So wenig einerseits derartige Geschmacklosigkeiten vom kritischen Standpunkt aus entschuldigt werden können, so bezeichnend sind sie doch andererseits für Diderot und wollen aus dessen Eigenart verstanden sein. Es ist der Dichter des „Fils naturel", der uns aus solchen Uebertreibungen in der Charakterzeichnung entgegentritt. Wie in jenem Stücke die Tugendhaftigkeit des Dorval bis zu einer an das Lächerliche streifenden Ueberspanntheit verzerrt wird, so hier der Charakter des Simon. Es ist die über alle Gebühr sich breit machende didaktische Tendenz Diderots, die überall Tugend — und immer wieder Tugend predigt, die unter dem Einfluß dieser Moralisierungssucht die Charaktere gestaltet und sie dadurch der Sphäre der Naturwahrheit entrückt. Wie in so vielen Fällen, so steht auch hier der Dichter Diderot mit dem Theoretiker in Widerspruch. Er verstößt gegen die Vorschrift, die er in der „Poésie dramatique" (Assézat, Bd. VII., S. 345) in die trefflichen Worte kleidet: „Qu'un auteur instruise et qu'il plaise, mais que ce soit, sans y penser. Si l'on remarque son but, il le manque, il cesse de dialoguer, il prêche." —

Wie „Les pères malheureux" so ist auch der Plan zu „Les deux amis" durch seine Beziehung zu einem deutschen Gedichte von besonderem Interesse; dies bei letzterem allerdings in ganz anderem Sinne, indem hier der deutsche und französische Dichter, völlig unabhängig voneinander, nur zufällig denselben Stoff ergriffen. Es ist dies die Erzählung von Damon und Pythias, die Schiller bekanntlich zur Grundlage seiner „Bürgschaft" machte. Diderot bemächtigte sich dieses Stoffes, in der Absicht, ihn zu einem Drama zu verarbeiten. Dasselbe ist nur bis zu dem Plane gediehen; Akt- und Szenen-

einteilung sind noch nicht angedeutet. Der Entwurf scheint ziemlich flüchtig hingeworfen zu sein, ohne daß sich der Dichter selbst über ihn ganz klar gewesen wäre. Darauf deutet der an mehreren Stellen desselben wiederkehrende Ausdruck „je ne sais pas encore“, der die Art der Ausführung der betreffenden Momente noch im Unbestimmten läßt. Doch genügt schon das wenige, was wir besitzen, um uns einigermaßen ein Bild zu schaffen von der Weise, wie Diderot den Stoff zu behandeln beabsichtigte.

Während Schiller sich in der „Bürgschaft“ ganz eng an die Fabel des Hyginus anschließt und an dem Bericht derselben, abgesehen von dem neu erfundenen Motive des Ueberfalls durch die Räuber, genau festhält, benutzt der französische Dichter jene Erzählung sehr frei und macht dieselbe durch Veränderungen und Hinzufügungen seinem Zwecke dienlich. Die Handlung gestaltet sich bei ihm so: Damon und Pythias sind zwei durch innige Freundschaft verbundene Philosophen. Letzterer liebt Damons Schwester, die seine Neigung erwidert. Allein er hat einen Rivalen in einem elenden heimtückischen Höfling, der einzig darnach trachtet, die Philosophen bei Dionys zu verdächtigen und ihren Einfluß zu brechen. Bei einem Gewaltakt, den der Tyrann vollführt, wird Pythias dazu auserlesen, demselben im Auftrage der Bevölkerung Vorstellungen zu machen; er erledigt sich seiner Aufgabe mit größtem Freimute. Eine Verschwörung, in die er verwickelt wird, gelangt durch Verrat zur Kenntnis des Tyrannen. Pythias wird gefangen, verurteilt, erhält Frist, um seinen sterbenden Vater noch einmal zu sehen; Damon ist sein Bürge. Dies benutzt jener Höfling, um einen Racheplan gegen die Philosophen zu schmieden; er dingt einen Schiffer, der den zurückkehrenden Pythias heimlich ermorden soll; so glaubt er, beide Feinde mit einem Schlage zu verderben. Allein der gedungene Mörder wird seinem Vorhaben untreu; Pythias kehrt zur rechten Zeit zurück, um den Freund vom Tode zu erretten. Der Tyrann ist gerührt, zieht sein Urteil zurück und überhäuft beide mit Ehren. Doch als er den Wunsch äußert, ihrem Freundschaftsbunde als dritter anzugehören, wird ihm dies verweigert; und zwar, wie es charakteristisch heißt: „parce qu'il ne peut y avoir d'amitié qu'entre des égaux et que Denys ne veut pas renoncer à la tyrannie“.

Der Unterschied in der Behandlung des deutschen und französischen Dichters springt sofort in die Augen. Was letzteren zu dem Stoffe hinzieht, ist nicht, wie bei Schiller, das rein Menschliche, was uns in der rührenden Begebenheit so mächtig ergreift; sein Endzweck ist nicht, wie bei jenem, eine Apotheose der freundschaftlichen Treue. Diderot ergreift den Stoff vielmehr, um in demselben die Konflikte und Ideen seiner eigenen Zeit zu spiegeln und zum wirksamen dramatischen Ausdruck zu bringen. Auf den Gegensatz der Charaktere und der in denselben vertretenen politischen Anschauungen scheint der Schwerpunkt seiner Darstellung fallen zu sollen. Es ist dies der Gegensatz des freien Philosophentums, das unabhängig vom Königtum und dem Urteil der Großen seine Lehre furchtlos verkündet, zu der Masse der Höflingsnaturen, die alles, was sie sind, nur dem Willen ihres Fürsten verdanken und sich in erniedrigender Schmeichelei vor dessen Gebieterlaunen bücken. Die Beziehung zu dem Zeitalter Diderots, in dem die Philosophie der Aufklärung, glänzend vertreten durch die französischen

Encyklopädisten, ihr Programm mit seltener Kühnheit entfaltete und an den Stützen des absoluten Königtums zu rütteln wagte, ist ganz unverkennbar. Die Erzählung von Damon und Pythias sollte sich unter den Händen des französischen Dichters zu einem sozial-politischen Tendenzstück umgestalten. Obwohl eigentlich revolutionäre Ideen keineswegs hervortreten, so ist doch immerhin leicht ersichtbar, daß die Spitze des Stückes sich gegen die Tyrannen richten sollte. Dies beweisen schon die oben citierten Schlußworte des Entwurfs. Daß der einfache, balladenhafte Stoff indes, seiner ganzen Natur nach, einer derartigen tendenziösen Behandlung widerstrebt, bedarf kaum einer Begründung. —

Ein weiterer Plan zu einem bürgerlichen Trauerspiele ist betitelt: „L'infortunée ou Les suites d'une grande passion, plan d'une tragédie". Es sind davon nur einige Notizen über den Inhalt des Stückes erhalten. Ein junges Mädchen hat Familie, Vermögen, guten Ruf geopfert, um ihrem Geliebten zu folgen. Sie lebt mit demselben in größter Dürftigkeit. Da wird ihr der Gatte untreu eines Mädchens halber, das der Freundin in die Einsamkeit gefolgt war. Die junge Frau erfährt die Treulosigkeit des Geliebten, wird wahnsinnig und vergiftet sich. Der Plan erregt weiter kein Interesse. —

Die genannten vier Stücke haben das Gemeinsame, daß sie alle einen ernsten, wenn nicht tragischen Charakter zeigen. Sie würden nach Diderot in die Kategorie des drame sérieux zu rechnen sein. Es reiht sich ihnen noch ein fünftes an: „Madame de Linan ou L'honnête femme", das ebenfalls dieser Gattung zugezählt werden muß, obgleich es in dem Plane schlechtweg als comédie bezeichnet wird. Der Entwurf gibt nur den Gang der Handlung. Frau von Linan hat einen wahren Freund; ihr Gatte, mit dem sie im Zerwürfnis lebt, einen falschen. Letzterer hegt eine heimliche Leidenschaft zu der jungen Frau und bemüht sich auf jede Weise, das schlechte Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten zu steigern, um dadurch desto leichter zur Erreichung seiner unerlaubten Wünsche zu gelangen. Auch der wahre Freund liebt Frau von Linan; allein er ist bestrebt, seine Leidenschaft zu unterdrücken und die Geliebte mit ihrem Gatten zu versöhnen. Er wird von seinem unredlichen Nebenbuhler bei Herrn von Linan fälschlich angeschwärzt und zieht sich darauf völlig von dem Verkehr mit dessen Gattin zurück. Da gelingt es dem falschen Freund, den Ruin von Linans Vermögen herbeizuführen. Er erbietet sich der jungen Frau gegenüber, die hereinbrechende Katastrophe abzuhalten, wenn sie in seine Wünsche willige; jene weist ihn empört zurück. Nun zeigt sich der echte Freund in seinem wahren Lichte; er tritt helfend ein, und es gelingt ihm, das Unglück von Linans Hause abzuhalten. Diesem gehen endlich die Augen auf, der Schmeichler ist entlarvt, und die Gatten versöhnen sich. Neben dieser Haupthandlung läuft noch eine Liebesgeschichte von Linans Tochter, gegen die ebenfalls der falsche Freund intrigiert.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß diesem Plane in einzelnen Partien Eduard Moores bürgerliches Trauerspiel „The Gamester" als Vorlage gedient hat, welches von Diderot unter dem Titel „Le Joueur" 1760 übersetzt und bearbeitet wurde. Die Figur der Stukley in dem englischen Stücke spielt ganz

dieselbe Rolle, wie der schmeichlerische Freund in dem Entwurfe. Auch er hat Beverley unter dem Scheine des innigsten Wohlwollens mit seinen Netzen umgarnt, richtet den Arglosen völlig zu Grunde und stellt dann dessen junger Gattin dasselbe entehrende Anerbieten, wie es Frau von Linan gemacht wird. — Daß die Vorstellung dieser letzteren Situation Diderot überhaupt des öfteren beschäftigte, beweist eine Stelle in dem LXVIII. Briefe an Sophie Voland, wo er derselben die Frage vorlegt, ob es einer Frau gestattet sei, auf das Anerbieten eines Liebhabers einzugehen, wenn sie es dadurch erreiche, die Lage ihres Gatten und ihrer Kinder zu verbessern. Eigentümlich ist, daß Diderot diese Frage, im Gegensatz zu der Entwickelung seines Dramas, in einem der nächstfolgenden Briefe (LXXVI) entschieden bejaht. Er bemüht sich sogar, in einer Reihe der wunderbarsten Sophismen, sein derartiges Verfahren der Gattin als durchaus gerechtfertigt, ja als eine tugendhafte Handlung, welche die Pflicht erheische, erscheinen zu lassen. Ungemein charakteristisch ist der Gegensatz der hier ausgesprochenen Doktrinen zu der Art und Weise, wie der Dichter die Heldin seines Stückes handeln läßt.

Während der Philosoph Diderot, der Verteidiger einer materialistischen Lebensweisheit, dem durch die eigene unglückliche Verheiratung das Gefühl für die wahre Heiligkeit der Ehe abhanden gekommen war, deren Verletzung zu rechtfertigen und unter gewissen Umständen als notwendig hinzustellen sucht, läßt er in der Dichtung die eheliche Treue der Gattin siegen und so, beinahe gegen seinen Willen, die innere Trefflichkeit seiner Natur zum Vorschein kommen.

Diderot mußte sich in dem Entwurfe von „Madame de Linan“ besonders zur Gestaltung des tugendhaften Freundes hingezogen fühlen. Er hätte in demselben mutmaßlich ein Seitenstück zu seinem „Fils naturel“ geschaffen, an den man durch den hier gezeichneten Charakter lebhaft erinnert wird: in beiden dieselbe erhabene Tugend, die stets nur auf das Glück anderer bedacht ist und das eigene Wohl mit bewundernswerter Selbstverleugnung hintanstellt. Daß diese Tugend bei der Ausführung des Dramas, ähnlich wie in dem anderen Stücke, in einem bis zum Ueberdruß sich breit machenden, moralisierenden Tone zum Wort gelangt wäre, ist eine Befürchtung, die man bei Diderots Eigentümlichkeit nicht unterdrücken kann. —

Wenn die bisher behandelten Fragmente alle der ernste Grundcharakter kennzeichnet, so neigen dagegen entschieden zum Lustspiel die folgenden Arbeiten: „Plan d'un divertissement domestique“, „La pièce et le prologue“, „Est-il bon, est-il méchant?“, „Le train du monde“ und „Le mari libertin puni.“

Die drei erstgenannten Stücke sind als ein zusammengehöriges Ganze zu betrachten; sie repräsentieren nur drei verschiedene Bearbeitungen desselben Stoffes. — Der schon oben erwähnte revidierte Text von „La pièce et le prologue“ ist von Diderot überschrieben „Seconde édition, revue et corrigée“; die letzte Bearbeitung „Est-il bon, est-il méchant?“ trägt den Titel „Quatrième édition manuscrite revue, corrigée et augmentée“; darnach ist als Mittelglied zwischen diesen beiden Stücken noch eine dritte Bearbeitung anzunehmen, die uns verloren gegangen ist. Zählt man nun noch den ersten Entwurf „Plan d'un di-

vertissement domestique“ hinzu, so kommt man im ganzen auf fünf verschiedene Phasen des Stückes. Die zweite und dritte derselben, die beiden Texte von „La pièce et le prologue“, von denen mir nur der eine bei Assézat abgedruckte zugänglich ist, scheinen indes nach dessen Vorbemerkungen zu dem Stücke nicht sehr bedeutend zu divergieren.

Von den drei uns vorliegenden Fassungen ist die erste nur bis zum Scenarium gekommen, während wir in den beiden andern fertige Stücke vor uns haben. Das eine derselben „La pièce et le prologue“ ist in einem Akt geschrieben; aus diesem wurden deren vier in der letzten Bearbeitung „Est-il bon, est-il méchant?“. Doch ist diese Akteinteilung nur rein äußerlich und ändert nichts an Anlage und Reihenfolge der Scenen, indem sich jeder Aufzug der Zeit nach unmittelbar an den vorhergehenden anschließt; entsprungen ist die Aenderung offenbar dem Bedürfnisse, das allzulange einaktige Stück den theatralischen Erfordernissen gerecht zu machen.

„Est-il bon, est-il méchant? ou L'officieux Persiffleur ou Celui qui les sert tous et qui n'en contente aucun, Pièce en quatre actes et en prose“ ist der vollständige Titel des Lustspiels, wie es uns in seiner endgültigen und reifsten Gestalt vorliegt. Dasselbe fällt seiner Vollendung nach in das Jahr 1781. Rosenkranz widmet diesem Stücke in dem „Dramatische Versuche“ betitelten Abschnitte seines Buches (Bd. II, S. 344 ff.) eine ausführliche Betrachtung; eine noch eingehendere in seinem trefflichen Aufsatze „Ueber Diderots Theater“ in Gosches Jahrbuch für Litteraturgeschichte Bd. I, S. 99 (Berlin 1865). Auf seine Ausführungen a. a. O. sei bezüglich der kritischen Würdigung des Lustspiels verwiesen.

Das Stück ist ursprünglich eine Gelegenheitsdichtung zur Feier der Ankunft der Frau von Malves und wurde von Diderot, wie er selbst in der Widmung zur zweiten Bearbeitung angibt, im Laufe eines Tages verfaßt; erst allmählich bildete es sich unter seinen Händen um, bis es in der letzten Fassung die Form eines kunstgerechten Lustspiels annahm. Die Handlung desselben dreht sich um folgende fünf Punkte:

1) Frau von Chepy, die ihre Freundin, Frau von Malves, bei sich erwartet, bittet Herrn Hardouin, zur Feier von deren Ankunft ein kleines Festspiel zu dichten. Derselbe verspricht es, allein er fühlt sich nicht in der Lage, sein Wort zu halten, und überredet seinen Freund, Herrn von Surmont, das Gedicht anstatt seiner zu verfassen. Dieser geht darauf ein, und Frau von Chepy erhält das gewünschte Festspiel.

2) Herr von Crancey liebt ein Fräulein von Vertillac, scheitert aber in seinen Bewerbungen um dieselbe an dem hartnäckigen Widerstande von deren Mutter. Er fleht Herrn Hardouin an, sich für ihn bei derselben zu verwenden. Dieser flüstert Frau von Vertillac ein, ihre Tochter sei von Crancey verführt; die Mutter ist außer sich und beschwört Crancey, ihre Tochter zu heiraten: derselbe ist am Ziel seiner Wünsche.

3) Frau von Bertrand, die arme Witwe eines Seekapitäns, wendet sich hilfesuchend an Hardouin: er möge sich für sie beim Ministerium verwenden behufs Erlangung einer Pension für ihr Kind. Er leistet ihren Bitten Folge

und bittet Herrn Poultrier, eine einflußreiche Persönlichkeit, um Unterstützung des Gesuches, indem er vorgibt, der Vater jenes Kindes zu sein. Die Pension wird gewährt.

4) Hardouin ist von einer Frau Servin bevollmächtigt, deren Prozeß zu führen. Er setzt sich mit Herrn von Renardeaux, dem Advokaten der gegnerischen Partei, in Verbindung und bringt denselben durch Vorspiegelung einer erlogenen Geschichte, indem er einen eigenen Prozeß fingiert, zum Vergleich mit Frau von Servin.

5) Frau von Bertillac wünscht eine freigewordene Pfründe durch einen von ihr begünstigten jungen Mann, Namens Dubuisson, besetzt zu sehen. Sie erbittet sich dazu Hardouins Mithilfe. Derselbe verwendet sich an entscheidender Stelle, indem er den Gegenkandidaten als unbrauchbaren Menschen hinstellt. Seine Vorstellungen wirken, Dubuisson erhält die Pfründe. — In allen Fällen hat Hardouin seine Aufgabe gelöst und sich der ihm gewordenen Aufträge mit Erfolg entledigt; in allen Fällen waren die Mittel, deren er sich dazu bediente, verwerfene. Er hat Crancey in den Ruf eines Verführers, Frau Bertrand in den einer Ehebrecherin gebracht; er hat einen tüchtigen Kandidaten der ihm zukommenden Pfründe beraubt; er hat ohne alle Scheu gelogen und fingiert, wie es für seine Zwecke dienlich war. Indem diese Zwecke allerdings in den meisten Fällen gute waren, glaubt der Dichter die Handlungsweise seines Helden entschuldigen zu können. Als sich sein Verfahren herausstellt, wird er von allen denen, von welchen er Dank erwartet, mit den bittersten Vorwürfen und Schmähungen überschüttet. Renardeaux verteidigt den schwer Gekränkten. Frau von Chepy wirft die Frage auf: „Est-il bon, est-il méchant?“ die Kammerzofe meint: „L'un après l'autre“, und Frau von Bertillac erwidert: „Comme vous, comme moi, comme tout le monde.“

Das Stück schließt mit allgemeiner Versöhnung und einer Frau von Malves dargebrachten Huldigung.

Von allen diesen hier zur Durchführung gelangten Motiven weist der erste Entwurf des Stückes nur das eine auf: Hardouins Befürwortung der Pension für Frau von Bertrand. In „La pièce et le prologue“ sind neu hinzugekommen die unter 1) und 4) erzählten Vorgänge. Alles übrige ist erst der letzten Fassung eigen.

Schon die Art und Weise, wie man, um sich kurz zu fassen, den Inhalt des Stückes wiederzugeben gezwungen ist, indem man aus dem wirren Durcheinander der Szenen die Fäden der einzelnen nebeneinander herlaufenden Handlungen herauslöst und jede derselben für sich betrachtet, läßt hinlänglich deutlich den Kardinalfehler erkennen, an dem die Arbeit leidet. Es mangelt derselben alle künstlerische Geschlossenheit; weder eine einheitliche Handlung, noch ein einheitliches Interesse ist vorhanden. Es ist völlig klar, „daß alle diese Interessen“, wie Rosenkranz ausführt, „nur nebeneinander hinlaufen und sich nur äußerlich in der Person des Herrn Hardouin vereinigen. Es mangelt gänzlich an einer Handlung, welche die verschiedenen Personen und Interessen miteinander in Wechselwirkung setzte. Das Stück ist nur eine Charakterschilderung des Herrn Hardouin, der daher auch gar nicht von der Bühne herunterkommt

und dessen Gutmütigkeit, Erfindungsgabe, Schlauheit, Ueberredungskunst, Laune und ausdauernde Naivetät uns vorzugsweise interessieren". Rosenkranz weist ferner mit Recht darauf hin, daß die Frivolität der von Hardouin angewendeten Mittel kein ungestörtes Wohlgefallen an der Komik der Situation aufkommen läßt und den Leser in ein stetes Schwanken versetzt, ob er lachen oder sich ärgern soll.

Es ließe sich dem noch manches hinzufügen. Abgesehen von der inneren Anlage des Stückes, fehlt es auch der Handlung nicht an starken Unwahrscheinlichkeiten. Dieselben einzeln zu entwickeln, würde sich kaum lohnen; sie springen bei aufmerksamer Lektüre des Lustspiels sofort in die Augen. Auch Technik und szenische Anlage lassen manches zu wünschen übrig. Die größte Schuld daran trägt allerdings die unglückselige Einheit des Ortes, der zuliebe der Dichter sich genötigt sieht, sämtliche auftretende Personen in dem Salon der Frau von Chepy erscheinen zu lassen. Dieselben kommen denn auch und gehen, gerade wie Diderot sie braucht, ohne daß er es mit der Motivierung ihres Erscheinens und Verschwindens sehr genau nähme.

Ungeachtet dieser zahlreichen Mängel, die dem Stücke anhaften, ist doch das Urteil Edmond Scherers allzu absprechend und ganz einseitig ausgefallen, wenn er dasselbe in die Worte zusammenfaßt: „La vérité est que la pièce de Diderot est une bagatelle esquissée d'abord en un jour, étendue depuis en quatre actes, à laquelle l'auteur n'attachait lui-même aucune importance, un imbroglio denué de tout interêt, des conversations sans un grain de sel."

Gerade die beiden letzten Vorwürfe sind völlig ungerecht. Uninteressant ist das Stück keineswegs. Die Einzelausführung ist dem Dichter teilweise ganz trefflich gelungen; der Dialog ist voll Leben, Anmut und Witz. Auch die Charaktere sind größtenteils glücklich gezeichnet; namentlich der des Hardouin ist mit großer Liebe und einheitlicher Behandlung durchgeführt. Durch das Ganze weht ein frischer, belebender Zug, der das Lustspiel vorteilhaft auszeichnet vor den beiden dramatischen Hauptarbeiten Diderots. Alle diese Eigenschaften, getragen von der Originalität, die der Idee nicht abzusprechen ist, wirken zusammen, um dem Stücke einen ganz eigentümlichen Reiz zu verleihen. So gerechtfertigt es auf der einen Seite erscheinen muß, das Lustspiel, als Kunstwerk betrachtet, vom kritischen Standpunkt aus zu verurteilen, so ungerecht wäre es doch auf der anderen Seite, leugnen zu wollen, daß das Stück unter den dichterischen Produktionen Diderots eine hervorragende Stelle einnimmt und als dramatische Kuriosität einen Platz in der Litteraturgeschichte verdient.

Aber abgesehen von dem poetischen Wert des Lustspiels als solchem kommt „Est-il bon, est-il méchant?" auch noch eine rein litterar-historische Bedeutung zu, indem Diderot, wie Rosenkranz nachweist, im Charakter des Hardouin in gewisser Beziehung ein Selbstporträt geschaffen hat. Der genannte Forscher erinnert an verschiedene Züge aus dem Leben des Dichters, namentlich an ein Geschichtchen aus der „Holländischen Reise", wo derselbe eine ähnliche Rolle spielte, wie der Held seines Lustspiels. Man vergleiche hierfür, was Rosenkranz Bd. II seines Werkes, S. 346 ff. vorbringt.

Was das Verhältnis von „Est-il bon, est-il méchant?" zur wirklichen Bühne angeht, so wurden seit dem Bekanntwerden des Stückes verschiedene Ver-

suche gemacht, dasselbe im Théâtre français zur Aufführung zu bringen. Daß die hierauf bezüglichen Bestrebungen Taschereaus im Jahre 1830 fehlschlugen, wurde schon oben erwähnt. Nicht besser erging es den energischen Bemühungen Champfleurys, der 1852 durch drei Journalartikel die Aufmerksamkeit der maßgebenden Persönlichkeiten auf das Lustspiel Diderots zu lenken suchte. Dasselbe ward von E. Laugier geprüft und ziemlich günstig beurteilt; allein zur Aufführung kam es nicht. Da wendete sich im Jahre 1856 Ch. Baudelaire, ein begeisterter Verehrer Diderots, an Hostein, den Direktor des Théâtre de la gaité, und ersuchte ihn um Aufführung des von ihm etwas überschätzten Stückes. Hostein erwiderte dankend, indem er in ganz gerechter Weise die Vorzüge des Lustspiels anerkannte, zugleich aber mit dem Blick des scharfen Bühnenkenners dasselbe als zur Aufführung ungeeignet bezeichnete. Erst in allerjüngster Zeit wurde die Frage der Darstellung im Théâtre français wieder angeregt; mit welchem Erfolge, ist mir nicht bekannt. In Privatzirkeln wurde das Stück schon zu Lebzeiten Diderots aufgeführt, wobei der Dichter selbst die Rolle des Hardouin spielte. —

Von weit geringerer Bedeutung sind die beiden anderen uns erhaltenen Lustspielfragmente. Das eine, „Le train du monde ou Les moeurs honnêtes comme elles le sont“, besteht aus dem Personenverzeichnis, einer sehr eingehenden Inhaltsangabe und einer Reihe von Bemerkungen über die Charaktere. Es ist eine Intrigenkomödie der verwickeltsten Art, wie sie der Dichter hier beabsichtigte; in solchem Grade verwickelt, daß es kaum möglich ist, sich nach dem Plane ein klares Bild von der Entwickelung der Handlung zu machen. Dieselbe hier zu rekapitulieren, würde einen allzu breiten Raum in Anspruch nehmen. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß im Mittelpunkt der Handlung ein junges Mädchen steht, das, in Männertracht verkleidet, unter dem Namen „Petit Chevalier“ die Intrigen leitet. Durch die männliche Tracht irregeleitet, verlieben sich verschiedene Frauen in den „Petit Chevalier“, was zu einer Fülle von Verwechselungen und den kompliziertesten Verwickelungen Anlaß gibt. Man fühlt sich bei dem Mangel an aller Uebersichtlichkeit unwillkürlich an eine Stelle in der „Poésie dramatique“ (Assézat, Bd. VII., S. 339) erinnert, wo Diderot als Grundbedingung des Planes Einfachheit vorschreibt und seinem Freunde Grimm die Worte zuruft: „O mon ami, que la simplicité est belle! Que nous avons mal fait de nous en éloigner!“

Die Moral in dem geplanten Stücke ist eine sehr laxe; dasselbe wäre bei seiner Ausführung ein getreues Abbild der tiefen Entsittlichung geworden, von der das damalige Pariser Leben bis in das Innerste zerfressen war. Das moralisierende Element, dem Diderot theoretisch und praktisch in seinen übrigen dramatischen Dichtungen einen so breiten Platz einräumt, ist hier gänzlich außer Acht gelassen. —

„Le mari libertin puni, Plan d'un divertissement“, würde nach unserer Terminologie als Comédie-Vaudeville zu bezeichnen sein. Der Plan zu dem einaktigen Stückchen ist teilweise ausgeführt, teilweise ist bloß der Inhalt der Szenen angedeutet. Von den Gesangseinlagen ist meist nur die Stelle bezeichnet, wo sie einzuschieben sind. Die Handlung ist die: Ein geiziger, alter Bankier ist in sein hübsches Zimmermädchen verliebt und bereitet demselben Nachstellungen. Durch einen Zufall erfährt davon die liebenswürdige junge

Frau des Alten. Sie beredet das Mädchen, den Einflüsterungen ihres Gatten scheinbar Gehör zu geben und demselben im Garten einen Platz zum nächtlichen Stelldichein zu bezeichnen. Dies geschieht; aber anstatt der Kammerzofe geht die junge Frau selbst in Verkleidung an den verabredeten Ort und entlarvt den ungetreuen Gatten; derselbe fleht auf seinen Knieen um Vergebung. — Dieser an sich unbedeutende Stoff ist teilweise mit viel Grazie und Humor behandelt; namentlich in den Szenen zwischen dem Kammermädchen und dem Bedienten Jean ist der drollige Ton oft sehr glücklich getroffen. Bemerkenswert ist, daß in dem einaktigen Stücke ein Szenenwechsel vorkommt. Der Schauplatz ist ein Zimmer; unmittelbar vor der Schlußszene findet sich die Bühnenanweisung: „Puis, tout à coup la décoration change; la musique devient douce et l'on voit le lieu du rendez-vous.“ Es verdient dies um so mehr Beachtung, als Diderot in seinen anderen dramatischen Arbeiten, sowohl innerhalb des Aktes, wie im Lauf des ganzen Stückes streng an dem Gesetz von der Einheit des Ortes festhält. Ebenso enthalten seine theoretischen Schriften verschiedene Stellen, die deutlich zeigen, daß er bezüglich dieser Vorschrift, wenn er auch die daraus entspringende Unnatur erkannte, doch nicht an der Autorität der französischen Klassiker zu rütteln wagte. (Vergl. Assézat, Bd. VII., S. 88, 89, 324.) Um so auffallender muß die Verletzung der Regel an dem angegebenen Orte erscheinen. —

Es erübrigt noch, der Römertragödie „Terentia“ einige Worte zu widmen. Das auf fünf Akte berechnete Trauerspiel ist zum großen Teil ausgearbeitet und zwar, der Tradition des klassischen Dramas entgegen, in Prosa. Teilweise, und dies gerade in den leidenschaftlich bewegtesten Szenen, ist nur der Inhalt derselben angegeben. Ganz ausgeführt ist nur der zweite Akt.

Assézat spricht in seiner Vorbemerkung zu dem Stücke die Vermutung aus, daß es sich in demselben möglicherweise nur um eine Anregung handle, die Diderot einem anderen Schriftsteller durch seinen Entwurf habe geben wollen. Er stützt diese Hypothese auf eine Stelle in der dritten Szene des fünften Aktes (Assézat, Bd. VIII., S. 330), in der man nach Angabe des Inhalts die Worte liest: „Faites tous vos efforts pour que cette scène déchire l'âme. Il me faut ici un chef-d'oeuvre, rien de moins.“ Wie es scheint, eine Anrede an den Poeten, dem er die Szene zur Ausführung übergibt. Indes kann diese Stelle allein, wo sonst auch nicht der geringste Anhaltspunkt für die Vermutung Assézats vorhanden ist, deren Richtigkeit nicht beweisen, ganz abgesehen von der Absonderlichkeit, daß Diderot in dem Plane für einen anderen einen Teil ausgeführt haben sollte, einen Teil nicht. Die Stelle scheint mir vielmehr in einer Eigentümlichkeit des Dichters, in seiner starken Vorliebe für die Dialogform, ihre Erklärung zu finden. So stark ist diese Vorliebe, daß er selbst in seiner Schrift „De la Poésie dramatique“, die nicht in Dialogform angelegt ist, in dieselbe ganz unwillkürlich zurückfällt und verschiedenenorts in Rede und Gegenrede schreibt. So ist auch leicht denkbar, daß er bei der fraglichen Stelle eine erinnernde Bemerkung, die er zu seiner eigenen Kenntnisnahme aufschrieb, gleichsam einem dritten in den Mund legte. Mit dieser Erklärung würden dann auch die auf die oben citierten Worte unmittelbar folgenden im Einklang stehen, die als die Antwort Diderots aufzufassen wären: „Je

ne me sens pas la force de l'ébaucher; c'est que ces morceaux- là se font et ne s'ébauchent pas".

Die Heldin der Tragödie ist Terentia, die Gattin Ciceros. Den historischen Hintergrund bildet die catilinarische Verschwörung und deren Entdeckung. Doch sind die geschichtlichen Thatsachen mit großer Willkür benutzt, und die eigentliche Haupthandlung, deren Trägerin wir in Terentia sehen, ist völlig frei von dem Dichter erfunden. Die Entwickelung des Stückes ist folgende: Terentia, von Cicero schmählich verstoßen, brütet Rache gegen ihren Gemahl. Sie läßt sich mit Catilina in ein scheinbares Liebesverhältnis ein, verspricht demselben sogar ihre Hand und entlockt ihm auf diese Weise seine verbrecherischen Pläne. Einen Anschlag auf Ciceros Leben weiß sie durch geschickte Machinationen zu vereiteln. Die Verschwörung gegen Rom und den Plan der Ausführung teilt sie ihrer Vertrauten Fulvia mit; diese hinterbringt das Gehörte Ciceros Tochter Tullia, durch die es der Vater erfährt. Dabei ist Terentias Ueberlegung so: Cicero wird gezwungen sein, die eigene Gattin als Teilnehmerin an der Verschwörung zum Tode zu verurteilen; sie wird in aller Augen als Hochverräterin sterben, im Inneren aber das stolze Bewußtsein tragen, die treueste Helferin des Staates zu sein, indem sie ihre Vaterstadt vom drohenden Verderben errettet hat. Ein nachgelassenes Schreiben wird den Gatten von dem wahren Sachverhalt in Kenntnis setzen; sie wird durch dessen namenlosen Schmerz gerächt sein. Es geschieht, wie sie erwartet. Cicero schlägt die Verschwörung glücklich nieder, kann sich aber dem Furchtbaren nicht entziehen, die Gemahlin dem Tode übergeben zu müssen. Schon ist alles zur Hinrichtung bereit, da bringt Fulvia, dem Befehl der Freundin zuwider, deren nachgelassenen Brief herbei; die Sache klärt sich, und Terentia wird vom Senat und Volk als die Retterin Roms gepriesen.

Rosenkranz nennt die Fiktion des Stückes mit vollem Recht eine bizarre. Die Handlungsweise Terentias behält etwas Starres, unserer Empfindungsweise Fremdes, wenn ihr auch ein Funke von psychologischer Wahrheit keineswegs abzusprechen ist. Allein hat man sich einmal mit der Absurdität der Erfindung ausgesöhnt, so muß man zugestehen, daß der Charakter Terentias in einheitlicher und großartiger Weise durchgeführt ist und in Einzelheiten sogar eine frappante Kenntnis des menschlichen Herzens verrät. Es ist etwas echt Tragisches in dem Charakter dieser Römerin, die, von wilder Rachsucht durchglüht, alles weibliche Gefühl in ihrer Brust ertötet und in stolzer Erhabenheit dem Märtyrertode entgegengeht. Besonders die Monologe der Heldin, unterstützt durch das kernige Pathos der Sprache, sind teilweise von hinreißender, dramatischer Wirkung. Allerdings ist es auch nur die Gestalt der Terentia, die in dem Stücke das Interesse zu fesseln vermag. Von dem römischen Blut, das in ihren Adern rollt, ist auf die übrigen Charaktere herzlich wenig übergegangen. Dieselben machen einen ziemlich schattenhaften Eindruck und heben sich auffallend von dem klassischen Boden ab, auf dem sie sich bewegen. Der schwächliche Charakter des Cicero ist zu einem beinahe widerlichen Zerrbilde geworden. Kolorit und Lokalton in der Tragödie sind ganz und gar nicht getroffen. Die Verschwörung Catilinas, ihre Entdeckung, Niederwerfung, die Senatsversammlungen, die Beschlußfassung über die Hochverräterin Terentia — dies alles ist

mit einer fast kindlichen Naivetät behandelt. Das Schwächste jedoch ist der versöhnende Schluß des Stückes. Derselbe ist nach dem Vorangegangenen rein unmöglich. Die ganze Anlage des Dramas und der Charakter der Heldin drängt auf einen tragischen Ausgang hin. Man kann sich nichts kraftloser Wirkendes denken als die plötzliche Wendung zum Guten, die im fünften Akte ganz unerwartet eintritt und die in unversöhnlichem Gegensatze sich widerstrebenden Charaktere der beiden Ehegatten einander versöhnend nähert! Dieser matte Schluß zerstört gänzlich die Wirkung, welche die Tragik von Terentias schicksalherausforderndem Heroismus hervorgebracht hat. — Doch alle diese Mängel, so zahlreich sie auch erscheinen, vermögen nicht, der Arbeit unser Interesse zu rauben; schon deshalb, weil wir Diderot hier auf einem Gebiete sehen, das so ganz verschieden ist von dem, auf welchem er sich gewöhnlich bewegt. Ob die Vermutung von Rosenkranz richtig ist, daß der Dichter das Drama nicht vollendet habe „vielleicht in dem dunklen Gefühle, daß er mit ihm eigentlich in diejenige Tragödie zurückfiel, die er bekämpft hatte," ist schwer zu entscheiden. Im ganzen wird man wohl behaupten dürfen, daß das Stück, falls es zur Vollendung gelangt wäre, trotz der unleugbaren Annäherung an die klassische Alexandrinertragödie, sich doch durch die Originalität des Themas und der Behandlung in charakteristischer Weise vor jener Gattung auszeichnen würde. —

Schon dies wird genügen, um zu zeigen, welche Fülle interessanten Materials die Fragmente Diderots der litterarhistorischen Forschung darbieten. Dieselben werfen manches neue Licht auf das dichterische Schaffen des berühmten Encyklopädisten und beleuchten in interessanter Weise dessen eigentümliche und reformatorische Bestrebungen auf dem Gebiete des Schauspiels. Sie bilden in dieser Hinsicht eine unumgänglich notwendige Ergänzung zu dem Bilde des Dramatikers Diderot.

Abgesehen von dem rein poetischen und litterarhistorischen Werte gewähren uns die Fragmente auch einen Einblick in die Werkstatt des Dichters; sie geben eine Vorstellung von dessen Art und Weise des Schaffens. Dieselbe scheint eine völlig einheitliche und konsequente zu sein. Wenn es erlaubt ist, aus dem, was uns in den Fragmenten vorliegt, einen allgemeinen Schluß zu ziehen, so zeigt sich deutlich, daß es überall der Plan ist, zu dessen Fixierung Diderot zunächst schreitet; aus diesem entwickelt sich die Einteilung in Akte und die Feststellung des Scenariums; erst nach dessen Vollendung wird die Ausführung in Angriff genommen. Einzelne poetische Bruchstücke oder ausgearbeitete Szenen, ohne daß ein Plan zu dem betreffenden Stücke vorhanden wäre, wird man in Diderots dramatischen Fragmenten vergeblich suchen. In dieser Beziehung ist er der Regel treu geblieben, die er in seiner Poésie dramatique (Assézat, Bd. VII, S. 322) in den Worten ausspricht:

„Soit donc que vous composiez en vers, ou que vous écriviez en prose, faites d'abord le plan; après cela vous songerez aux scènes."

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

Dietrich von Niem.

Von

Theodor Lindner.

I.

Das 14. und 15. Jahrhundert, welche das Ende des Mittelalters, den Anfang der Neuzeit umfassen, sind der allgemeinen Kenntnis unserer Geschichte in der Regel ziemlich fremd und gelten oft für wenig anziehend. Das ungünstige Urteil wie das mangelhafte Wissen, welche sich gegenseitig bedingen und beeinflussen, stammen aus mehreren Gründen. Daß die geschichtliche Forschung diese Zeiten bisher viel weniger berücksichtigt hat als die vorhergehende und die nachfolgende Periode, ist nicht allein maßgebend. Die überreiche Fülle der Ereignisse in jenen Jahrhunderten läßt sich schwer unter einheitliche Gesichtspunkte bringen, und eine Scheidung des Wichtigen vom Unwichtigen ist auf den ersten Blick nicht leicht durchführbar; der tief einschneidenden Vorgänge, welche an sich die Aufmerksamkeit fesseln, gibt es für die äußerliche Betrachtung nicht allzu viele. Selbst große Gestalten scheinen nur spärlich vorhanden zu sein, und erst, wer tiefer in die Dinge hineinsieht, erkennt, daß namentlich das 15. Jahrhundert eine Fülle von bedeutenden Männern hervorgebracht hat, denen allerdings häufig die Möglichkeit, sich ganz und voll zu entwickeln, durch die Verhältnisse beschränkt oder vorenthalten wurde. Am wenigsten aber ist bekannt, daß die beiden Jahrhunderte auf dem Gebiete des socialen und geistigen Lebens eine Bedeutung haben, welche ihre Erforschung zu einer zwar schwierigen, aber auch höchst dankbaren Aufgabe macht, und gerade hier muß der Schwerpunkt der Erkenntnis liegen. Wer in dieser Zeit nur die trostlosen, nie ruhenden und ewig gleichförmigen inneren Fehden ergründen will, wer nur den Einzelheiten des großen und kleinen politischen Treibens nachjagt, wird weder selbst befriedigt werden, noch andere befriedigen. Wenn irgendwo, gilt es hier,

tiefer zu gehen und außer dem politischen Wesen auch die Entfaltung der socialen Zustände und der geistigen Regungen zu verfolgen; nur in dem Gesamtleben des deutschen Volkes liegt die für die Darstellung gegebene Einheit.

Das reiche Gewebe des menschlichen Daseins setzt sich zusammen aus zahllosen Fäden. Es sieht so einheitlich aus, und doch ist jeder Faden etwas Eigenes, für sich Bestehendes. Wie der Faden nur im Ganzen Bedeutung gewinnt, so besteht das Ganze nur durch die Zusammenfassung des Einzelnen. Ebenso ist es auch mit historischen Personen bewandt. Wir dürfen sie nicht betrachten, ohne nicht zugleich das Allgemeine ins Auge zu fassen, und wir werden an Verständnis einer Zeitepoche gewinnen, wenn wir ihre Träger kennen lernen.

Die Persönlichkeit, welche ich schildern will, ist außerhalb des Kreises weniger Fachgenossen kaum bekannt, und doch verdient sie reichlich, es zu werden. Wir Deutschen haben jahrhundertelang keinen Ueberfluß an Männern gehabt, denen das Herz so warm und begeistert für das Vaterland schlug wie unserem Dietrich, dem selbst Jahrzehnte des Aufenthaltes am päpstlichen Hofe die Liebe zu seinem Volke nicht rauben konnten. Bunt und bewegt floß sein Leben dahin unter denkwürdigen Vorgängen, an denen er teilweise selbst mitwirkte und welche er dann mit sorglichem Griffel für die Nachwelt aufzeichnete. Er war ein Mann reich an Wissen, aber reicher an Gesinnung, keineswegs einer der größten seiner Zeit, aber uns menschlich näher tretend als diese, in seinen Schicksalen, seinen Bestrebungen, seinen Ansichten uns das Getriebe und den Geist der von ihm durchlebten Zeitspanne widerspiegelnd.

Die Familie Dietrichs war von alters her heimisch in oder dicht bei der Stadt Nieheim, im Nordosten des Bistums Paderborn, von welcher sie auch ihren Namen herleitete. Der Landesherr besaß dort ein Schloß, und die Vorfahren mögen bischöfliche Ministerialen oder Burgmänner gewesen sein. Das Geschlecht zählte gewiß zu den vornehmsten des Ortes; vielleicht war Hermann von Niem, welcher 1349 als einer der Bürgermeister genannt wird, Dietrichs Vater. Das wollte freilich nicht viel bedeuten. Nieheim rechnete zwar zu den wichtigeren Städten des Bistums, welches viele kleine und kleinste, aber wenig größere Bürgergemeinden umschloß: das Städtchen lag jedoch außerhalb der großen Verkehrsstraßen in einer schwach bevölkerten Gegend, fern von betriebsvollen Hauptplätzen des Handels, von reichen Stiftern oder lärmenden Höfen vornehmer Edler. Der Ackerbau und die Viehzucht auf dem fruchtbaren Gelände und den üppigen Wiesenfluren, welche im Süden von waldreichen Berghöhen begrenzt werden, bildete damals wie noch heute die Hauptbeschäftigung und den Wohlstand der Bürger. In diesem stillen Erdenwinkel wurde

Dietrich um 1340 oder wenig später geboren, und wenn nicht der schwarze Tod auch hier wie in dem übrigen Deutschland seine entsetzliche Würgarbeit verrichtet hat, vergingen seine Kinder- und Knabenjahre ohne erschütternde Eindrücke großer Zeitereignisse.

In ganz anderen Verhältnissen finden wir ihn als Mann wieder, fern von den friedlichen kühlen Heimatsgefilden an dem Brennpunkt der gesamten europäischen Politik, in dem strudelnden Treiben am päpstlichen Hofe, in dem üppigen heißen Avignon. Wie er dahin gekommen, was er inzwischen gethan, wissen wir nicht. Der Titel Magister, den er trug, bezeugt, daß er eine Universität, sei es in Italien oder in Frankreich, besucht hat, wie so viele seiner Landsleute, und er hatte auch bereits die niederen geistlichen Weihen empfangen, möglicherweise noch in der Heimat. Vielleicht schon unter Papst Urban V., der im Dezember 1370 starb, doch wahrscheinlicher erst unter dessen Nachfolger Gregor XI. wurde Dietrich angestellt als Notar des päpstlichen Gerichtshofes, des Sacrum Palatium oder der Rota. Aber obgleich er hinauszog in die Ferne, nahm er die innige Liebe zu seiner westfälischen Heimat, zum sächsischen Stamme mit; sein Herz blieb deutsch.

Als Dietrich amtliche Thätigkeit bei der Kurie erlangte, befand sich das Papsttum in einer Krisis, von deren Entscheidung die ganze Zukunft abhing. Seitdem Clemens V. den heiligen Stuhl nach Frankreich verlegt hatte, war die politische Lage Europas in unaufhörlicher Unruhe. Die abendländische Welt konnte nicht auf die Dauer dulden, daß der Einfluß einer so gewaltigen Macht, wie sie der Nachfolger Petri trotz empfindlicher Niederlagen noch immer besaß, hauptsächlich den Zwecken Frankreichs diente, daß das Kardinalkollegium sich fast ausschließlich aus Franzosen zusammensetzte. Wollte das Papsttum wirklich universal bleiben, so mußte es an seine geheiligte Ursprungsstätte, nach Rom, zurückkehren. Fast noch dringender gebot das die Rücksicht auf Italien, welches unaufhörlich von inneren Kämpfen zerrissen, von fremden Kriegsbanden ausgesogen und verheert wurde, während der Kirchenstaat zerfiel und von großen und kleinen Machthabern als willkommene Beute behandelt wurde, indessen die ewige Stadt selbst in jammervolles Elend versank. Die alten Kirchen stürzten zusammen, die Reste der Denkmäler der großen Römerzeit dienten, in Kastelle verwandelt, dem zügellosen Adel der Stadt und der Campagna als trotzige Zwingburgen, tägliche Kämpfe befleckten die Straßen mit Blut, und niemand, nicht einmal die vom Papste gesandten Kardinäle, war unter der verwilderten Bevölkerung seines Lebens sicher. Dem Kirchenstaate, dem Werke welterschütternder Kämpfe, drohte der Untergang. Frankreich und die französischen Kardinäle boten alles auf, um die Kurie in Avignon festzuhalten, und Urban V., welcher, dem Drange der Verhältnisse folgend,

seinen Sitz nach Rom zurückverlegt hatte, wurde der Aufenthalt in dem fremden, ihm und seinen Landsleuten barbarisch erscheinenden Lande so unerträglich, daß er bald wieder zu den lockenden Gestaden der Rhone zurückkehrte. Aber sein Nachfolger, Gregor XI., obgleich auch Franzose, mußte sich aufs neue der bitteren Notwendigkeit fügen und die Reise nach Rom antreten. In dem Gefolge befand sich auch Dietrich; noch nach Jahrzehnten waren die Schrecken der Ueberfahrt über die wildstürmende See, welche der Sohn des Binnenlandes vielleicht zum erstenmal kennen lernte, in seinem Gedächtnis lebendig. Es war im Spätherbste 1376.

Gregor hat durch seinen mutigen Entschluß der römischen Kirche einen großen Dienst geleistet, aber er selbst erntete nur Leiden; von Sorgen gequält starb er bereits im März 1378. Der schwere Schaden, den sich das Papsttum durch die französische Periode selbst zugefügt hatte, war nicht so schnell zu heilen, und er brach auf zu einer Eiterwunde, welche, immer weiter um sich fressend, tödlich zu werden drohte. Den sechzehn französischen Kardinälen standen bei der Wahl zwar nur vier italienische gegenüber, aber jene zerfielen in zwei Parteien, von denen keine der anderen den Sieg gönnte. Dazu kam die Furcht vor der Stadtbevölkerung, welche drohend einen Römer zum Papste verlangte, und so wurde zum erstenmal seit fünfundsiebzig Jahren wieder ein Italiener, der Erzbischof Bartholomäus von Bari, erkoren. Nur die letzten Förmlichkeiten waren noch zu erledigen, als die aufgeregte Volksmasse in das Konklave einbrach und die Schlußhandlung verhinderte, während die Kardinäle angstvoll auseinander stoben. Erst als der Sturm sich gelegt hatte, erfolgte nach einigen Tagen am 18. April ohne Störung die Krönung des Gewählten, der den Namen Urban VI. annahm. Ausdrücklich hatten die Kardinäle vorher noch einmal auf ihn ihre Stimmen vereinigt.

Gleichwohl vergingen nur wenige Monate und Urban sah sich von allen seinen Wählern verlassen. Die rücksichtslose Strenge, mit welcher er auftrat, die harte Entschlossenheit, mit welcher er die Wünsche der Kardinäle zurückwies, verband schnell die früher Uneinigen gegen ihn, und die Franzosen erhoben am 20. September einen aus ihrer Mitte, Clemens VI., zum Gegenpapste. Die frühere Wahl erklärten sie, als durch die Todesfurcht vor den Römern erzwungen, für nichtig. Es war noch ein Glück für Urban, daß er sich endlich in Rom behaupten konnte, während der Gegner seinen Sitz in Avignon aufschlagen mußte. Das große Schisma war eröffnet, durch die Kardinäle hervorgerufen, und bald wußte in der ganzen Christenheit niemand, wer von beiden der rechte Papst sei. Politische Gründe führten schließlich dazu, daß die germanischen Staaten, Deutschland und England an der Spitze, den

römischen Papst anerkannten, Frankreich mit seiner Gefolgschaft sich an den Avignonesen hielt.

Da Urban vor seiner Wahl Vicekanzler und als solcher Vorsteher der Kanzlei war, hatte Dietrich engere Beziehungen zu ihm anknüpfen können. Der strenge und amtseifrige Mann, der bei aller Herbigkeit des Charakters auch gute Seiten besaß und Sittlichkeit wie Wissen zu schätzen wußte, gewann den jungen Deutschen lieb; er ließ sich öfters des Nachts von ihm aus der Bibel vorlesen und zog ihn in seine nähere Umgebung. Auch in den schweren Stunden, welche der Abfall der Kardinäle verursachte, schüttete der Papst dem vertrauten Diener sein Herz aus und beklagte freilich zu spät seine Mißgriffe. Da die Flucht der Kardinäle manche Lücken in das Kanzleipersonal riß, wurde Dietrich in die Reihe der Abbreviatoren befördert, welche eine höhere Klasse der Beamten bildeten und namentlich die eingereichten Bittgesuche zu prüfen und die ausgehenden Bullen zu signieren hatten. Ihm fiel bald die ehrenvolle Aufgabe zu, die alten Kanzleiordnungen neu zu sammeln und zu redigieren und so ein amtliches Handbuch herzustellen, das im Original noch heute in der Pariser Nationalbibliothek vorhanden ist. Auch ein kleines Schriftchen, in welchem er, seine früher gemachten Erfahrungen verwertend, mit genauer Kenntnis des Rechts das Verfahren und den Geschäftsgang an dem Sacrum Palatium darstellte, wird damals entstanden sein.

Denn die Dinge gestalteten sich bald so, daß an dem Hofe Urbans für ruhiges litterarisches Schaffen keine Muße blieb. Mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit hatte der Papst den Plan gefaßt, die Königin Johanna von Neapel, seine Feindin, zu stürzen und zugleich seinen Neffen Francesco in dem Königreiche reich auszustatten. Zwar war dieser nach den Schilderungen unseres Dietrich ein verworfener Mensch, aber rauhe, in sich abgeschlossene Naturen wie Urban wenden ja nicht selten das, was sie von Liebe im Herzen tragen, während sie es der Allgemeinheit versagen, mit blinder Hingabe *einem* Wesen zu. Der ungarische Prinz Karl von Durazzo folgte gern dem Rufe des Papstes, und es glückte ihm, sich der Königin, welche er erdrosseln ließ, und des Königreichs zu bemächtigen. Aber sobald er sich gesichert fühlte, verweigerte er die Erfüllung der gegebenen Versprechungen, und als Urban, alle Abmahnungen verachtend, selbst herbeieilte, wurde er von dem Könige in Aversa gefangen genommen und durfte erst nach einiger Zeit sich zu seinem Neffen in das Schloß Nocera zurückziehen.

Dietrich hatte die Unglücksreise mitgemacht. Unterwegs war er in die Hände von Straßenräubern gefallen und nur mit schweren Verletzungen ihnen entronnen, und als er beim Einzuge in Aversa Verdacht schöpfte, schlüpfte er glücklich aus den Thoren und eilte

nach Neapel, um seine Wunden zu pflegen. Von dort begleitete er seinen Herrn nach Nocera, und während Kardinäle und Kurialen das kleine Nest, in welchem sie, abgeschnitten von jeder Verbindung mit der übrigen Welt, sitzen mußten, bitter verwünschten, entzückte ihn die Lieblichkeit und Fruchtbarkeit der Gegend so, daß er noch nach fast dreißig Jahren eine lebendige Schilderung derselben entwerfen konnte.

In Urbans umdüstertem Geiste keimte der Verdacht auf, daß seine Umgebung auf Verrat sinne. Schon vorher waren Kardinäle und andere päpstliche Beamte aus Furcht vor drohenden Gefahren nach Neapel zurückgeflohen, doch im Auftrage des Papstes bewog sie Dietrich zur Rückkehr. Da erfuhr Urban, daß in Kardinalkreisen die Möglichkeit erwogen werde, ihn als Schädiger der Kirche unter Vormundschaft zu stellen; in der Meinung, daß die in Nocera anwesenden Kirchenfürsten gegen ihn verschworen seien, ließ er sechs Kardinäle und andere verhaften und in grauenhafte Gefängnisse werfen. Vergebens bot Dietrich in vertrauten Stunden seine Beredsamkeit auf, um den Papst zur Milde zu stimmen und ihn von verkehrten Maßregeln abzuhalten; er mußte selbst der Vernehmung und Folterung der Unglücklichen beiwohnen, und seine wohlgemeinten Worte wies Urban flammenden Antlitzes und mit wuterstickter Stimme zurück. Wenigstens glückte es, einige mit gleichem Schicksal Bedrohte rechtzeitig zu warnen. Das kommende Unheil ahnend, ergriff Niem eine sich bietende Gelegenheit, zu entrinnen. Von Räubern geplündert, gelangte er unter Todesgefahren nach Neapel, wo ihm der König Karl, welchen er kannte, selbst seinen Schutz angedeihen ließ; nur durfte er mit seinen Genossen die Stadt nicht verlassen. So blieb es ihm erspart, die Belagerung Noceras durch Karl und die abenteuerliche Flucht des Papstes durchzuleben. Erst im August 1385 konnte er von Neapel wegziehen. Die nächste Zeit ist er, wie es scheint, nicht bei der Kurie gewesen, ohne jedoch aus deren Dienste zu treten, wahrscheinlich einen Legaten auf Reisen begleitend, denn im Jahre 1387 war er in der früheren Stellung wieder an der Kurie in Lucca und blieb in Urbans nächster Umgebung, bis diesen am 15. Oktober 1389 der Tod hinwegraffte.

Bonifacius IX., gewandt und schlau, trieb den Handel mit Ablässen, mit Gunstverleihungen jeder Art, für welche immer neue Formen erfunden wurden, in der schlimmsten Weise. Die Stellung in der Kanzlei gab Dietrich Gelegenheit, diese Wirtschaft an der ersten Quelle zu studieren, und es mag ihn nicht geringe Ueberwindung gekostet haben, unter solchen Umständen sein Amt zu verrichten. Solange er lebte, hat er von Bonifacius stets mit dem größten Abscheu gesprochen.

Der Wunsch, aus der verhaßten Stellung auszuscheiden und

nach so langer Dienstzeit reichere Belohnung zu erlangen, mag ihn veranlaßt haben, sich um ein Bistum zu bewerben. Da wurde im Frühjahr 1395 das Bistum Verden erledigt, gelegen in eben dem Sachsen, welches Dietrich so liebte. Er that sofort die nötigen Schritte, um es zu erlangen; wahrscheinlich genug, daß er dem Papste eine gewisse Summe aus den Erträgen des künftigen Bistums zu zahlen versprochen hat, wenn dieser auch die Beförderung nur mit den glänzenden Verdiensten des Ernannten begründete.

Man hat aus dem Kaufgeschäft, welches der neue Bischof einging, und aus seinem späteren Verhalten in dieser Angelegenheit gegen ihn schwere Vorwürfe erhoben. Gewiß wäre es vergeblich, ihn völlig reinigen zu wollen, aber die Verhältnisse jener Zeit entschuldigen ihn wenigstens. Die Bistümer in Deutschland waren damals in der Regel nichts anderes als eine Handelsware, sei es, daß der Papst oder die Domkapitel oder die einflußreichen Großen sie vertrieben. Wer etwa idealen Sinnes nicht mit dem herrschenden System arbeiten wollte, mußte überhaupt verzichten, und wer einmal Geld in die Sache gesteckt hatte, wollte es natürlich nicht verlieren, sondern noch einen Gewinn erzielen. Die kirchlichen Zustände, nicht Dietrich, sind in erster Stelle verantwortlich zu machen, und er war besser als so viele andere, welche ebenso handelten, da er sicherlich die Absicht hatte, auch den geistlichen Pflichten seines neuen Amtes gerecht zu werden.

Als er über die Alpen eilte, ahnte er gewiß nicht, daß er dem unerfreulichsten Abschnitt seines Lebens entgegenging. Natürlich führte diese Art der Neubesetzung von Bistümern oft zu heftigen Kämpfen und anderen unerquicklichen Vorgängen, welche den inneren und äußeren Stand der umstrittenen Pfründen manchmal bis zur äußersten Erschöpfung zerrütteten. Wer ein Bistum erhielt, mochte sehen, daß er es behaupten konnte, und vom römischen Hofe geschickte Prätendenten mußten ohnehin stets allseitige Abneigung erwarten.

Das Verdener Bistum befand sich in heilloser Verfassung. Den wertvollsten Teil der Kirchengüter hatte der Erzbischof Otto von Bremen, welcher selbst gern Administrator von Verden geworden wäre, in Besitz genommen und gab ihn nicht heraus; wilde Fehden durchtobten das ganze Land, in denen die benachbarten Fürsten sich die ärgsten Uebergriffe gegen das Bistum erlaubten, und der geistliche Zustand in der Diöcese war sicher nicht besser als der weltliche.

Es entsprach den Grundsätzen, welche er später wiederholt ausgesprochen hat, wenn Dietrich alsbald den Klerus seines Sprengels zu einer Synode versammelte, deren Beschlüsse sowohl die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, als seine Auffassung vom geistlichen Stande erkennen lassen. Er bedrohte die weltlichen Gewalten, welche die Geistlichkeit bedrückten, mit den

kirchlichen Strafen, verlangte, daß kirchliche Stellen nur nach Prüfung der Tauglichkeit verliehen würden; er warnte Geistliche und Laien, denen in der Predigt die guten Lehren erteilt werden sollten, vor übermäßigem sinnlichen Genusse und üppigem Kleiderprunk und vor allem vor leichtsinnigen Eiden. Wenn er nur die Macht gehabt hätte, das Angeordnete auch durchzusetzen!

Er entschloß sich, die Hilfe des Papstes anzurufen, und ging selbst nach Rom, nachdem er nur etwa ein Jahr lang das Bistum verwaltet hatte. Nach langem Harren erhielt er dort eine päpstliche Bulle, welche die Bestimmungen Karls IV. zum Schutze der kirchlichen Freiheit einschärfte und die Uebelstände im Verdener Bistum verurteilte, aber als der Offizial daselbst in seinem Auftrage mit geistlichen Strafen gegen die Bedränger und Ungehorsamen einschritt, wurde die Sache nur schlimmer. Am päpstlichen Hofe, wo Dietrich noch immer weilte, wurde gegen ihn gearbeitet, und mit Erfolg. Er hat selbst Andeutungen gegeben, wie die Sache zugegangen sein mag, freilich ohne sich selbst zu nennen. Bonifacius habe um 1396 eine Bestimmung erlassen, daß jeder von ihm ernannte Kirchenfürst, welcher innerhalb eines Jahres nach seiner Beförderung den Bestätigungsbrief nicht erhalten habe, seines Rechtes verlustig gehe; jener aber wurde nur gegeben, wenn sämtliche Kosten gedeckt waren. So erklärt sich, daß Dietrich sich nicht sofort die Weihen als Priester und als Bischof erteilen ließ, so sehr das seiner Sinnesart entsprochen hätte, und daß er, so schnell seine Diöcese verlassend, wieder nach Rom eilte. Als alter Kuriale mag er vorläufigen Aufschub erreicht haben, aber als er noch immer nicht zahlen konnte, gab ihn der Papst auf. „So haben viele neuernannte Bischöfe, Erzbischöfe und Aebte aus Geldmangel durch den Verfall des Jahres ihre Titel und ihr Recht verloren, und diese Weise wurde bis zu Bonifacius' Tode unverbrüchlich gehandhabt. So wurden aus Erzbischöfen und Bischöfen Erzbischöfe und Bischöfe außer Diensten und Aebte zu Nichtäbten und aus Hochstehenden Niedrige und aus Magistern Schüler, zum Spott und Skandal der ganzen Geistlichkeit und des Christenvolkes und zum Verderben der Kirchen und Klöster, denen sie vorgesetzt waren. Wenn einer seine Schulden der päpstlichen Kammer nicht bezahlen kann, so wird doch mit ihm kein Unterschied gemacht, mag er auch der ausgezeichnetste Doktor oder Magister auf der Erde sein, wenn er auch für die Erlangung der vorläufigen Ernennung und durch seinen Aufenthalt in Rom sich so unerschwingliche Kosten gemacht hat, wie er sie in seiner Prälatur in langer Zeit nicht aufbringen könnte."

Noch 1399 übertrug der Papst Verden dem königlichen Rate Konrad von Vechta.

Dietrich muß diesen Schlag aufs schwerste empfunden haben; unzweifelhaft hatte er auch große Geldsummen für die Reisen und

den Aufenthalt in Verden aufgewandt, welche vollständig verloren waren. Seine Stimmung spiegelt sich recht deutlich ab in historischen Aufzeichnungen, welche er damals begonnen hat, um die öde Zeit des Harrens in Rom auszufüllen. Wir besitzen davon zwar nur Bruchstücke, aber diese legen Zeugnis ab, wie tief ihn der herrschende kirchliche Zustand erbitterte. Die traurigen Folgen des Schismas, das schamlose Geldsystem eines Bonifacius stellt er in grelle Beleuchtung; er erwägt die Mittel, wie diesen Notständen zu begegnen. Wahrscheinlich haben wir hier Bestandteile einer großen Chronik vor uns, welche der Verfasser nach späteren Andeutungen bis zu den Zeiten des Königs Ruprecht geführt hat.[1] Man sollte meinen, daß die Erfahrungen, welche er soeben in Deutschland gemacht, die Liebe zur Heimat getrübt hätten, aber davon ist keine Spur zu finden. Im Gegenteil hat er gerade damals einem nationalen Unternehmen in Rom die lebhafteste Förderung angedeihen lassen, der Gründung eines Hospizes für deutsche Pilger, welche ein deutscher Kriegsmann in päpstlichen Diensten unternommen hatte. Er selbst wurde der erste Rektor der Anstalt, deren Statuten er entworfen und für die er die päpstliche Genehmigung erwirkt hatte. Sie besteht noch heute; freilich in geänderter Gestalt: es ist das bekannte Institut dell' Anima.

Trotz der päpstlichen Entscheidung gab Dietrich den Bischofstitel nicht auf, und wenn er wieder nach Deutschland reiste, so geschah es wahrscheinlich in dem Bestreben, aus dem Verdener Schiffbruch zu retten, was noch möglich war, wenigstens eine Geldentschädigung zu erreichen. Er nahm seinen Weg über die Heimatsstadt, und als er weiter nach dem Osten zog, geleitete er einige Jünglinge von dort nach der Universität Erfurt, welche nicht versäumte, auch „den ehrwürdigen Vater in Christo, Herrn Theodorich von Nyhem, Erwählten von Verden" ehrenhalber in ihrer Matrikel vom Sommersemester 1401 zu verzeichnen. Wie lange er in Deutschland, wo er das Treiben der päpstlichen Ablaßkrämer, welche große Summen zusammenscharrten, mit zornigem Verdruß beobachtete, sich aufgehalten hat, wissen wir nicht, ebensowenig, ob er in der Verdener Sache noch etwas erreichte. Jedenfalls mußte er auf die Bischofswürde verzichten und auch seinen Titel ablegen, und es blieb ihm demnach nichts übrig, als in seine frühere Stellung bei der päpstlichen Kanzlei zurückzukehren. Spätestens im Oktober 1403 ist er wieder in Rom bei dem Konsistorium gegenwärtig, in welchem Bonifacius die Anerkennung des deutschen Königs Ruprecht aussprach. In seinen späteren Schriften hat er nie ein Wort von dem Verdener Zwischenspiel verlauten lassen. Einigen Trost mochte

[1] Ich verdanke die Kenntnis dieser Stücke der Güte des Herrn Dr. Sauerland, welcher sie demnächst in den „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung" veröffentlichen wird.

ihm gewähren, daß seine Anstalt, das deutsche Hospiz, sich immer günstiger entwickelte, und er bald wieder in der Lage war, ihr erhebliche Schenkungen machen zu können.

Die nächsten Jahre vergingen, ohne daß Dietrich einen über seine amtliche Thätigkeit hinausgehenden Einfluß ausgeübt hat. So wenig wie Bonifacius, scheint er dessen Nachfolger Innocenz VII. nahegestanden zu haben. Nach dessen schnellem Tode trat mit der Thronbesteigung Gregors XII. im Dezember 1406 in der kirchlichen Lage ein wichtiger Wendepunkt ein.

Das Schisma bestand nunmehr fast dreißig Jahre, unheilvoll nach allen Seiten hin. Es verwirrte den politischen Zustand Europas, es zerrüttete die gesamte Kirche, es war die fruchtbare Mutter der traurigsten Mißstände im geistlichen Leben und setzte die Seelen und Gewissen der Gläubigen in Angst und Not. An guten Ratschlägen hatte es wahrlich nicht gefehlt; unzählbar ist die Menge der Schriften, von stattlichem Umfange und vollgepfropft mit steifer Gelehrsamkeit, welche eine glückliche Lösung der ungeheuren Schwierigkeiten versuchten. Aber was half die beste Meinung aller anderen, wenn gerade diejenigen, auf welche es zunächst ankam, die Päpste selbst, keine Neigung hatten, den allgemeinen Wünschen zu entsprechen! Es gibt keinen traurigeren Abschnitt in der Geschichte des Papsttums als jene Zeiten; nie hat es dem Grundgedanken, auf dem es beruhte, das Heil der Christenheit zu fördern, so vollständig Hohn gesprochen. Urban VI. und Clemens VII., wie ihre Nachfolger sind alle in gleicher Schuld. Wenn auch zugegeben wird, daß sehr verwickelte Fragen, die nicht leicht zu entscheiden waren, in Betracht kamen: diese Kirchenhäupter benutzten die Schwierigkeiten mit tausend Freuden, um sich selber im Besitz der dreifachen Krone mit Aufopferung aller religiösen Interessen zu erhalten.

Nur mit knappen Zügen kann hier der Gang der Dinge verfolgt werden, soweit es nötig ist, um die Anteilnahme unseres Geschichtschreibers zu verfolgen. Schon in dem Geschichtswerke, welches er 1399 verfaßte, beklagte er das Elend des Schisma, und seine Auffassung konnte in der Folgezeit nur an Schärfe gewinnen. Er wird auch Gelegenheit gehabt haben, sich weiteren Kreisen gegenüber zu äußern. Da jahraus, jahrein aus allen Ländern zahllose Boten nach Rom zogen, um dort Geschäfte an der Kurie zu erledigen, ergab sich für ihn eine leichte Verbindung mit der Heimat; denn dort war man froh, irgend einen Landsmann an der Kurie zu haben, der raten und fördern konnte. So wissen wir, daß Dortmund sich wiederholt der Hilfe Niems bedient hat. Außerdem hielten sich die größeren Fürsten, namentlich die geistlichen, in Rom Prokuratoren für ihre Geschäfte und Berichterstatter, bei den damaligen Verhältnissen eine unbedingte Notwendigkeit. Es scheint,

daß Dietrich zu dem bedeutendsten der damaligen deutschen Kirchenfürsten in solchen Beziehungen stand, daß er, wie wir sagen können, politischer Agent des Erzbischofs Friedrich von Köln war.

An diesen berichtete er ausführlich über das hoffnungsvolle Ereignis, welches die Wahl Gregors begleitete, über die von den Kardinälen vereinbarte Kapitulation, welche dieser eidlich beschwor. Sie verpflichtete unter genauen Vorschriften den Papst, nach Möglichkeit für die Erreichung der Union zu arbeiten und im Interesse derselben unter gewissen Bedingungen selbst zurückzutreten. In der That wurden alsbald mit dem französischen Papste, Benedikt VIII., Verhandlungen angeknüpft und eine persönliche Zusammenkunft in Savona verabredet. Aber beide meinten es wenig ehrlich und begannen ein Intrigenspiel der niedrigsten Art, dessen Anfang Gregor XII. eröffnete, indem er sich weigerte, angeblich wegen mangelhafter Sicherheit, nach Savona zu gehen. Die Gutachten, welche er zum Schein von den erfahrenen Mitgliedern der Kurie einforderte, sprachen zum größten Teil gegen ihn, und sehr entschieden lautet das, welches Dietrich abgab. Er hat auch später die Gründe der gregorianischen Partei in einer besonderen Schrift widerlegt. Aber der Papst wußte immer neue Ausflüchte, und als er endlich Rom verlassen hatte, um, nach dem Norden gehend, sich dem Orte der Zusammenkunft zu nähern, blieb er monatelang bis in das neue Jahr 1408 in Siena liegen. Benedikt dagegen benutzte die günstige Lage, welche ihm der Gegner bereitet hatte, erschien zur bestimmten Zeit in Savona und wies alle weiteren Vorschläge Gregors zurück.

Die Erregung stieg immer höher, als Gregor Anfang Mai in Lucca, wo er sich jetzt aufhielt, mit der Absicht hervortrat, neue Kardinäle zu ernennen, was mindestens dem Sinn des früher geleisteten Eides widersprach. Mehrere Kardinäle, darunter der von Lüttich, verließen ihn und flohen nach Pisa, um dort mit den avignonesischen Kollegen sich zu vereinen und weitere Schritte einzuschlagen. Um so weniger ließ sich Gregor abhalten, wirklich vier Kardinäle zu kreieren und alle früher auf ihn gesetzten Hoffnungen zu widerlegen.

Am 27. April richtete Dietrich ein langes Schreiben an den Erzbischof Friedrich von Köln, in welchem er die Sachlage schilderte, die Hauptschuld aber auf Benedikt schob. Der vornehmliche Zweck war jedoch, Deutschland zu einer lebhafteren Anteilnahme anzuregen. Die Kirchenspaltungen seien fast immer vor den Kaisern verhandelt worden, aber das Reich sei in traurigem Zustande, und der jetzige König Ruprecht erfülle seine Pflicht nicht. „Was sollen wir mit jenem Barbaren, der sich um uns nicht kümmert," sagten die meisten Italiener. Unmittelbar nach der Niederschrift traf in Lucca die Nachricht ein, daß der König Ladislaus von Neapel, ein

Mann brennenden Ehrgeizes, der in teilweisem Einverständnisse mit Gregor die Gunst der Verhältnisse für sich ausnutzen wollte und dem man sogar nachsagte, daß er nach der Kaiserkrone strebe, sich am 23. April Roms bemächtigt habe. Voll Ingrimm schlug darob dem treuen Deutschen das Herz, und am 1. Mai setzte er ein Schreiben an den König Ruprecht selbst auf. Mit feurigen Worten rief er ihm zu: „Komm, o König und Ersehnter der Völker, eile, umgürte deine Lenden mit dem Schwerte, rufe der Menschheit das Gedächtnis an deine großen Vorfahren zurück." Er hält dem Könige die Hoffnungen vor, welche man auf ihn bei seiner Wahl gesetzt, die Verpflichtungen, welche er damals übernommen; er solle in seiner Trägheit nicht meinen, daß „außerhalb Heidelbergs kein Leben sei".

Vierzehn Tage später entwickelte er in einem umfangreichen Schreiben an einen Freund ausführlich seine Gedanken und Anschauungen über die Stellung und die Aufgaben Deutschlands und begründete sie mit einer historischen Darlegung. Karl der Große und Otto der Große ließen dem Papsttum und der Kirche ihren Schutz angedeihen; der letztere griff rettend ein, als es galt, einen schlechten Papst zu beseitigen. Herrliche Siege erfocht er gegen alle seine und der Kirche Feinde und begründete ein Weltreich. Wie stechen dagegen ab die letzten Herrscher, Karl IV., der das Reich minderte und erniedrigte, der seiner würdige Sohn Wenzel und nun der thatenlose Ruprecht! Besorgt blickt Dietrich in die Zukunft. Bei Gregor seien nur drei Kardinäle geblieben, und neue Verwirrung stehe in Aussicht, da zu dem großen Schisma nun auch noch ein zweites, zwischen dem Papste und seinen Kardinälen, getreten sei. Er besorgte, die Entflohenen möchten zu Benedikt übertreten, und schrieb deswegen an den ihm befreundeten Kardinal Johann von Lüttich, man brauche noch nicht alle Hoffnungen auf den Papst aufzugeben, und erbot sich zur vertraulichen Vermittelung. Johann zerstreute zwar jene Befürchtung, aber über das Anerbieten ging er mit Stillschweigen hinweg. Gleichwohl wandte sich der Eifrige nunmehr unmittelbar an Gregor, obgleich er mit ihm, wie er versichert, in den letzten fünfzehn Monaten kein Wort mehr gesprochen hatte, indem er das eben von dem Kardinal erhaltene Schreiben beilegte. Er beschwor ihn, auf dem Wege der Union zu beharren, erzielte jedoch nur die Antwort, der Papst liebe die Abtrünnigen noch immer und wolle sie zum Zeichen dessen nicht ihrer Aemter berauben.

Der Riß war unheilbar geworden. Noch immer blieb Dietrich bei Gregor, obgleich er nicht die Rücksichten zu nehmen hatte, welche andere dazu bestimmten. Er hatte keine einzige Pfründe inne, die er durch einen Abfall hätte aufs Spiel setzen können. Doch besaß er Eigentum in Rom, und daß dieses unter dem Regimente

des Königs Ladislaus gefährdet war, vermehrte noch die Sorgen, welche ihn quälten.

Endlich mußte er einen Entschluß fassen, als Gregor Anfang Juli durch die Ausschreibung eines Sonderkonzils die letzte Maske abwarf und bald darauf nach Siena zurückging. Indem Dietrich ihn nicht begleitete, sondern in Lucca zurückblieb, vollzog er die Lossagung; mit seinem schärfsten Spott hat er den Abziehenden verfolgt. Er beschäftigte sich in diesen Tagen damit, ein neues Werk zu vollenden. Für den Erzbischof Friedrich von Köln stellte er die Aktenstücke mancherlei Art zusammen, welche über den Gang der Unionsverhandlungen ihm bekannt geworden waren, die päpstlichen Erlasse, Gutachten, Flug- und Privatschriften, dann die Briefe, welche er selbst geschrieben und erhalten hatte, und fügte dann noch mancherlei hinzu, was ihm nützlich zu sein schien. Dem Ganzen gab er den Titel: „Hain der Union", weil er in mystisch-scholastischer Art den Stoff in sechs Bücher teilte, deren Aufschriften: „Weg, Unweg, Fußweg oder Lustgarten, Sumpf oder Schlupfwinkel, überstiegene Berge, völliges Chaos oder Labyrinth", den Gang der Dinge und die verhängnisvolle Gegenwart veranschaulichen sollen. Der Inhalt ist für die genaue Kenntnis der Zeitgeschichte, die Charakteristik der handelnden Persönlichkeiten von höchstem Wert, aber in lästiger Weise tritt in den von dem Verfasser selbst herrührenden Teilen oft die Geschwätzigkeit des Alters hervor. Vom Hundertsten kommt er, wie man zu sagen pflegt, ins Tausendste. Eine Bulle Gregors für Friesland, welche auf die dortigen Zustände ein grelles Licht wirft, gibt ihm Veranlassung, aus einem von ihm früher verfaßten Werke eine sehr wenig schmeichelhafte Beschreibung der Geistlichkeit im hohen Norden Europas einzulegen. Dietrich kommt dann zu reden auf die Geistlichkeit in Deutschland, Italien und Griechenland und auf das Treiben der päpstlichen Kammer, „das große Meer, welches alle Flüsse aufnimmt und doch nicht überfließt". Daran schließt sich eine sonst geistvolle Charakterisierung der drei Lebensalter des Menschen und endlich eine Schilderung der fünf Päpste, deren Pontifikate er an der Kurie durchlebt hatte. Es sind dies Stücke, welche erst nachträglich, wenn auch nur einige Tage später, in die eigentliche Urkundensammlung eingeschoben wurden.

An dem Streite, der nun zwischen Gregor und dessen Kardinälen ausgebrochen war und sich zunächst in gegenseitig zugeschleuderten Manifesten kundthat, wollte er nicht Anteil nehmen, sondern sich für einige Zeit zurückziehen und Italien verlassen. Sein Sinn war, in Deutschland bessere Zeiten abzuwarten und dort zugleich für seine Anschauungen zu wirken. Aber für einen Mann von so lebhaftem Geiste war es kaum möglich, wirklich ganz neutral zu bleiben, und da konnte es nicht zweifelhaft sein,

wohin er sich wenden sollte, nachdem er Gregors Sache aufgegeben hatte. Als der Papst Lucca verließ, begleitete ihn nur ein einziger der alten Kardinäle, die beiden anderen, Angelus von Lodi und Heinrich von Neapel, blieben zurück. Die Pisaner gaben sich die größte Mühe, auch diese zu gewinnen, und wirklich trat Angelus am 30. August in Pisa der Konzilspartei bei; ihm folgte Heinrich am 14. September. Wahrscheinlich hat Niem den ersteren begleitet, denn zwischen jenen beiden Tagen ist eine Schrift entstanden, welche sicherlich von ihm herrührt, obgleich er sich nicht als Verfasser nannte. Sie fand sich angeblich an den Thüren der Kathedrale in Pisa angeschlagen, unterzeichnet: Quarkembold, Kanzler der Armen. Es ist eine beißende Satire, in groteske Formen eingekleidet.

Die beiden Kardinäle von Lüttich und Ostia, welche eben in Pisa gestorben waren, senden nämlich vom Himmel an ihre Kollegen ein Schreiben, welches der Erzengel Michael überbringt. Sie haben oben gerade ein Generalkonsistorium versammelt gefunden unter dem Vorsitze von Christus selbst. In regelrechter Form wird die Anklage erhoben, welche den Ursprung des Schisma schildert, dann eine große Anzahl von Kardinälen und Kurialen Gregors, dessen Verwandte und ihn selbst mit dem boshaftesten Witz angreift. Der Prokurator erbittet sich in üblicher Weise von den Protonotarien Markus und Lukas sein Instrument; der höchste Richter zieht sich dann zurück in seine Gemächer, gefolgt von den anderen Richtern, den Aposteln. Damit verknüpft sich eine Vision, welche die künftigen Höllenstrafen der Gregorianer schildert.

Seine Absicht, nach Deutschland zu gehen, führte Dietrich jedoch aus; schon Ende Oktober war er in Köln bei Erzbischof Friedrich. Er blieb mit Pisa in Verbindung und wurde von den dort Weilenden als einer der Ihrigen betrachtet; aber sein Herz war nicht bei dieser Wendung der Sache, die ihm unheimlich und schicksalsschwer erschien, wenn er auch der Gewalt der Thatsachen sich nicht entziehen konnte. Auch die Vorrede, welche er dem Haine der Eintracht vorsetzte, als er ihn dem Erzbischofe von Köln überreichte, spricht nur von den Schwierigkeiten der Lage, aber legt kein Wort für die Pisaner ein. Wenn er auch nicht gegen sie thätig war, so wird er doch mehr für das Ideal gewirkt haben, das seine Seele erfüllte, für ein Einschreiten Deutschlands und des Königs, wie er es in seinem letzten Werke, freilich ohne klare Angabe der einzuschlagenden Wege, forderte. Aber der König hielt fest zu Gregor; von ihm war nichts zu erwarten.

Der Abgesandte der Pisaner, Kardinal Landulf, in dessen Dienst Dietrich früher eine Zeitlang gestanden hatte, kam bald darauf nach Deutschland, fast überall von dem nach Kircheneinheit sehnsüchtigen Volke mit Jubel begrüßt. In Frankfurt versammelte

sich im Januar 1409 ein großer Reichstag, zu welchem Dietrich den Erzbischof von Köln begleitete. Obgleich Ruprecht sehr eifrig für Gregor eintrat, entschied sich die Mehrheit der Reichsfürsten doch für Neutralität.

Es ist bekannt genug, daß das Pisaner Konzil beide Päpste für abgesetzt erklärte und Alexander V. erwählte; da aber weder Gregor noch Benedikt zurücktraten und jeder von ihnen Anhang behielt, hatte die Christenheit nun drei Häupter.

Ob Dietrich nach dem Frankfurter Reichstage nach Italien zurückkehrte oder noch länger in Deutschland verweilte, ist ungewiß. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er dem Pisaner Konzil nicht beigewohnt hat; vielleicht besuchte er wieder seine Heimat und sicherte dort sein Vermögen durch Ankäufe von Gütern in Hameln und Minden, da die letzten Zeiten gezeigt hatten, wie gefährdet der Besitz in Rom war. So wenig ihn der Ausgang von Pisa befriedigte, so war es doch selbstverständlich, daß er nicht zu Gregor zurückkehrte, sondern sich dem dort Erwählten anschloß. Noch unter Alexanders Pontifikate kam er wieder nach Rom, und an demselben Tage, an welchem dessen Nachfolger Johann XXIII. in Bologna die Krönung erhielt, am 24. Mai 1410, schloß er ein neues großes litterarisches Werk ab, seine drei Bücher über das Schisma.

Das ganze Werk ist in e i n e m Gusse entstanden, nachdem Dietrich gegen Ende 1409 die Niederschrift begonnen hatte. Die beiden ersten Bücher sind glattweg geschrieben, der Gang der Erzählung wird nicht allzu oft unterbrochen durch eingeschaltete Abschnitte beschreibender oder erörternder Natur. Anders im dritten Buch, dem umfangreichsten, welches mit dem Pontifikat Gregors beginnt. Hier sind nicht nur eine große Anzahl von Aktenstücken im Wortlaut eingeschoben, sondern auch lange Betrachtungen namentlich kirchlich-politischer Natur. Doch führt die eigentliche Erzählung nur bis zum Bruche zwischen Gregor und dessen Kardinälen; der Verfasser springt dann ab und schildert das Verhalten Ruprechts auf dem Frankfurter Reichstage und die verkehrte Handlung seiner Gesandten auf dem Pisaner Konzil. Das ist aber auch das Einzige, was er von letzterem erzählt; er teilt die Absetzungsbulle der beiden Päpste mit und wendet sich dann wieder zu der Geschichte des abgesetzten Gregor. So weit hatte er geschrieben, als Alexander V. am 3. Mai 1410 starb; in den drei Wochen bis zur Wahl Johanns hat er dann die Charakteristik des Verstorbenen hinzugefügt, welche, wenig günstig lautend, die allzu große Schwäche und politische Unfähigkeit desselben tadelt.

Die Geschichte der Kirchenspaltung ist die bedeutendste Schrift Niems, auf welche sich sein Ruhm als Schriftsteller hauptsächlich begründet. Viel benutzt und viel angefeindet, ist sie auf den päpstlichen Index der verbotenen Bücher gekommen, und von gewisser

Seite hat man gar protestantische Fälschung darin wittern wollen. Das Werk zeigt alle Vorzüge und Schattenseiten der Darstellungsweise Dietrichs. So hoch er den Wert der Geschichte anschlägt — wir kommen darauf noch zurück — so ist er doch nicht eigentlich Geschichtsforscher und Geschichtschreiber, sondern, wie wir es heute nennen, Publizist. Es sind ganz bestimmte, aus der augenblicklichen Lage entstandene Anschauungen und Beweggründe, welche ihn zum Schreiben veranlassen und überall den Inhalt beeinflussen. Das Geschehene soll allerdings erzählt werden, aber nicht bloß, um das Gedächtnis daran aufzubewahren und der Nachwelt ein möglichst treues Bild zu hinterlassen, sondern um die Partei, welche Dietrich ergriffen hat, zu verteidigen und ihre Handlungen als rechtmäßig begründet zu erweisen. Daraus ergibt sich von selbst eine scharfe Verurteilung der Gegner und das Bestreben, sie möglichst schwarz zu malen, und obgleich Dietrich klagt, daß er schon vom Greisenalter gebrochen sei, ist ihm die feurige Lebendigkeit des Geistes noch nicht erlahmt. Sie trägt vielmehr dazu bei, Licht und Schatten recht scharf erscheinen zu lassen. Dazu tritt das Streben, zu glänzen, fesselnd und anregend zu schreiben, aber auch die durch langes Studium und reiche Erfahrung erworbene wissenschaftliche und geistige Bildung zu zeigen.

Dietrich erzählt mit Vorliebe Selbsterlebtes und läßt seine eigene Persönlichkeit gern hervortreten. Daher geht er manchmal sprungweise vorwärts und behandelt wichtige Zeitereignisse, wie das Pisaner Konzil, bei dem er nicht zugegen war, nur flüchtig. Er ist eben durch und durch Memoirenschreiber. Es kommt ihm auch nicht ängstlich auf den historischen Gang an, auf die strenge zeitliche Verknüpfung der Ereignisse. Er schreibt, wie es ihm sein Gedächtnis eingibt, ohne nochmals genau zu prüfen, ohne sich bewußt zu sein, daß viele Vorgänge in der Erinnerung nach Jahren ein ganz anderes Gesicht bekommen, als sie ursprünglich hatten. Was ihm jetzt böse oder verwerflich scheint, wird es ihm auch in der Vergangenheit, namentlich leidet darunter die unparteiische Beurteilung von Persönlichkeiten, welche auch manchmal von der früher im Haine der Union gegebenen abweicht. Trotzdem ist uns Niems Werk von unschätzbarem Werte, eine Quelle für die Zeitgeschichte, der kaum eine andere an die Seite zu stellen ist. Bei aller Vorsicht, welche ihm gegenüber anzuwenden ist, kann man doch nicht sagen, daß er mit Absicht lüge oder entstelle. Der schöne Zug für das Gute, sein brennender Eifer für die Verbesserung und das Wohl der Kirche, seine Begeisterung für sein Heimatland treten überall wohlthuend und anziehend vor, und sein Charakter scheint trotz kleiner Menschlichkeiten rein und sittlich.

König Wilhelm von Württemberg.

Von

Paul Stälin.

II. (Schluß.)

Ruhiger floß der Strom des politischen Lebens, als das Jahr 1841 das 25jährige Regierungsjubiläum des Königs brachte. Jetzt waren es die vielfachen zum Teil bereits hervorgehobenen, zum Teil noch zu erwähnenden Verdienste seiner Regierung, welche zur glänzenden Begehung dieses Festes allenthalben im Lande begeisterten. Den Brennpunkt der Feier bildete der prachtvolle Festzug vom 28. September desselben Jahres. An ihm nahmen mehr als 10000 Personen aus allen Gegenden des Landes teil, darunter gegen 1000 Frauen und Jungfrauen, gegen 700 Reiter, 23 Wagen mit 76 reichgeschirrten prächtigen Rossen und mehr als 30 Musikchöre. Alle Stände, Beamte und Militär, Wissenschaft und Kunst, die einzelnen landwirtschaftlichen und technischen Gewerbe waren auf sinnige Weise vertreten. Wie in der Hauptstadt, so wurde vielfach im Lande der Tag gefeiert. Eine Reihe Stiftungen gingen teils von ganzen Korporationen, teils von einzelnen Privaten aus. Durch die Stände aber wurde mit Genehmigung des Königs nach dem Plane des Hofbaumeisters Knapp die Ehrensäule errichtet, welche noch in den kommenden Geschlechtern die Erinnerung an diese Feier und ihre Bedeutung bildlich wach erhalten sollte. Die Huldigung des Landes war eine aufrichtige; der König stand jetzt wie im Zenith des Lebens so auch auf dem höchsten Punkte seiner Beliebtheit.

Allein schon nach wenigen Jahren regte es sich wieder lebhafter am politischen Horizont. Wie in den meisten Gegenden Deutschlands zu Anfang des Jahres 1847 die Steigerung der

Lebensmittel zu Unruhen führte, so kam es auch in manchen Orten des Landes zur Aufregung, namentlich aber in der ersten Maiwoche zur wirklichen Störung der öffentlichen Ruhe, welche das Einschreiten der bewaffneten Macht zur Folge hatte. In der Hauptstadt begab sich der König nachts gegen 10 Uhr selbst auf den Schauplatz der Unordnungen, und bei der Nesenbachbrücke in der Marktstraße sah sich ein Zug Infanterie genötigt, zur Bewältigung eines in zu große Nähe herandringenden Haufens der Tumultuanten Feuer zu geben. Im Beginn des folgenden Jahres hatte der seit einiger Zeit wieder lebhafter erstarkte Drang nach freierer politischer Entwickelung, wie sonst in Deutschland, so auch in Württemberg lebhafte öffentliche Verhandlungen über die Volkswünsche hervorgerufen. Solche bezogen sich auf Reorganisation des Bundes in volkstümlichem Sinn durch Berufung eines deutschen Parlaments, Einführung voller Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens vor Gericht, sowie der Geschworenengerichte, des Versammlungs- und Vereinsrechts, der Volksbewaffnung und Verminderung des Militäretats, der Aufhebung veralteter, auf Grund und Boden ruhender Lasten, des Wildschadens u. s. w. Als nun vollends die Kunde von der Flucht des französischen Königs und der Einsetzung einer provisorischen Regierung in Frankreich in den letzten Februartagen anlangte, förderte dies die Erhebung gewaltig. Der ständische Ausschuß und vielfache Adressen von Bürgerversammlungen legten dem Könige jene Wünsche in den ersten Märztagen vor. Bereits am 1. des Monats hatte derselbe das Gesetz über die Preßfreiheit vom 30. Januar 1817 unter Aufhebung der Censur wieder in volle Wirksamkeit eingesetzt; jetzt eröffnete er sofort die Aussicht auf Gesetzesvorlagen über eine Reihe der vorgelegten Wünsche nach Wiederzusammentritt der Stände. Am 9. März bildete er aus den Führern der Opposition in der Kammer der Abgeordneten: Römer, Duvernoy, Goppelt, sowie Pfizer ein neues, das erste parlamentarische Ministerium Württembergs, in dem nur die bisherigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs noch kurze Zeit blieben. Es folgten Gesetze über das Versammlungsrecht, die Volksbewaffnung, freilich in der Form einer wenig leistungsfähigen Bürgerwehr, über Beseitigung der auf Grund und Boden ruhenden Lasten; es wurde jedoch bald, um dem Volke Gelegenheit zu geben, in neuen Wahlen sich über die vom Ministerium proklamierten Grundsätze auszusprechen, die Kammer aufgelöst. Rasch entwickelten sich jetzt verschiedene politische Vereine, die konstitutionell-monarchischen Vaterlandsvereine und die das Princip der Volkssouveränität voranstellenden Volksvereine, welche den sog. Landesausschuß zum Hauptorgan hatten. Einen Verein mit kommunistischer Richtung hob die Regierung auf und sandte wiederholt in diejenigen Gegen-

den, in welchen Exzesse gegen Personen und Eigentum vorkamen, Militär, wie sie zur Mitwirkung bei Unterdrückung des Heckerschen Aufstandes in Baden einige Regimenter hatte ausrücken lassen, von denen eine Kompagnie des 6. Infanterieregiments am 27. April bei Dossenbach ins Gefecht kam.

Am 18. Mai trat in Frankfurt das aus Vertretern des deutschen Volks zusammengesetzte deutsche Parlament oder die deutsche Nationalversammlung zusammen, welche unter ihren 586 Mitgliedern 28 aus Württemberg, darunter Robert Mohl, Paul Pfizer, Römer, Schoder, Uhland, Friedrich Vischer, Wilhelm Zimmermann zählte. Am 28. Juni setzte die Versammlung eine provisorische Centralgewalt in Deutschland ein, bestellte am Tage darauf in Erzherzog Johann von Oesterreich einen deutschen Reichsverweser, dem auch die Bundesversammlung, ihre bisherige Thätigkeit als beendigt betrachtend, am 12. Juli die Befugnisse und Verpflichtungen übertrug, die ihr bis dahin zugestanden hatten.

Am 6. August huldigte das württembergische Militär dem Reichsverweser und legte bei diesem Anlaß zum erstenmale die deutschen Farben an. Am Ende des Monats wurden einige Regimenter zur Verstärkung der deutschen Reichsarmee nach Schleswig-Holstein abgesandt, allein sie wurden dort infolge des Malmöer Waffenstillstands vom 26. dess. Monats entbehrlich und kamen zu den im badischen Oberland gegen den dortigen Septemberaufstand zusammengezogenen Corps. Eine vom Landesausschuß auf den 27. und 28. September nach Cannstatt berufene Volksversammlung verlangte eine neue Einteilung Deutschlands und konstitutionelle Versammlungen nach den Grundsätzen des allgemeinen Wahlrechts für ganz Deutschland; die allgemeine demokratische Schilderhebung jedoch, welche der Glasfabrikant Rau von Gaildorf bei dieser Veranlassung ins Werk zu setzen beabsichtigt hatte, führte nur zu einem kurzen Auszug der Rottweiler und Schramberger Freischaren und endigte anfangs Oktober mit der Entwaffnung der Rottweiler und Schramberger Bürgerwehr. Das Volksfest wurde ungestört gefeiert, nachdem die umliegende Gegend stark mit Militär besetzt worden. Am letzten Tage des bewegungsvollen Jahres publizierte die Regierung die am 27. Dezember vom Reichsverweser sanktionierten sogenannten Grundrechte des deutschen Volkes, ein Vorgang, dem sich die meisten Groß- und Mittelstaaten nicht anschlossen.

Am 27. März 1849 erfolgte zu Frankfurt die Annahme der Reichsverfassung mit Erbkaisertum, tags darauf wurde über die Verkündigung der Verfassung ohne Mitwirkung des Reichsverwesers Beschluß gefaßt und bei der vorgenommenen Wahl die erbliche Kaiserwürde mit 290 gegen 248 Stimmen auf König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen übertragen. Allein dieser

verlangte vor allem, daß die deutschen Fürsten und freien Städte in freiem Einverständnis eine bezügliche Entschließung fassen sollten, und lehnte zuerst am 6. April ausweichend ab. König Wilhelm hatte schon einige Zeit vorher das Recht der Nationalversammlung zur Schaffung der Verfassung anerkannt, sich aber entschieden für die Aufrechthaltung der alten Verbindung mit Oesterreich sowohl in politischer als in militärischer und kommerzieller Hinsicht als für Deutschland, insbesondere Süddeutschland, äußerst wichtig ausgesprochen und sich deshalb, falls die Wahl eines einzigen Oberhaupts den Austritt Oesterreichs zur Folge haben sollte, für ein Wahlreich mit Direktorium erklärt. So wollte er auch jetzt Hand in Hand mit den deutschen Königen und dem österreichischen Kaiser über die Anerkennung und Durchführung der Reichsverfassung, in welcher namentlich die Oberhauptsfrage eben doch nicht nach seinem Sinne war, sich verabreden, wogegen das Ministerium dieselbe anzunehmen für geboten hielt, diesen Zwiespalt der Ständeversammlung mitteilte und das königliche Bedenken bekannt machte. Einer ständischen Deputation, die ihn zur Annahme drängen wollte, erklärte der König am 21. April: „Dem Hause Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht, ich bin das meinem Lande, meiner Familie und mir selbst schuldig; würden aber alle Fürsten von Deutschland es thun, so würde ich auch dieses Opfer für Deutschland bringen, aber mit gebrochenem Herzen. Dem Kaiser von Oesterreich, wenn er gewählt worden wäre, da ich die Ueberzeugung habe, daß es für Württemberg vorteilhaft gewesen wäre, würde ich mich unterworfen haben." Hiegegen sprach die Kammer der Abgeordneten am folgenden Tage ihre Ueberzeugung dahin aus, daß die Reichsverfassung in Württemberg als Gesetz bestehe. Erbittert siedelte der König in der Nacht vom 22. zum 23. April mit dem Hof von Stuttgart nach Ludwigsburg über, nahm jedoch, der Macht der Verhältnisse weichend, am 25. die Verfassung einschließlich des Kapitels über die Oberhauptsfrage an. Er blieb der einzige König, welcher dies that. Friedrich Wilhelm lehnte aber am 28. April die Krone mit der Verfassung definitiv ab.

Jetzt sollte wenigstens für Württemberg der Kulminationspunkt der Bewegung eintreten. Eine zahlreiche, angeblich von 20000 Personen besuchte Volksversammlung zu Reutlingen faßte weitgehende Resolutionen, rief aber auch vielfach lebhaften Widerspruch hervor. Da beschloß am 30. Mai die sehr zusammengeschrumpfte deutsche Nationalversammlung, trotz der Warnung der meisten Württemberger, ihren Sitz von Frankfurt nach Stuttgart zu verlegen. Nur noch 103 Mitglieder, fast nur Männer der extremsten Richtung, erschienen in der ersten Sitzung daselbst, welche am 6. Juni im Sitzungssaal der Kammer der Abgeordneten stattfand und, da der Plan, den König zum Reichsstatthalter zu er=

nennen, sich zerschlug, noch am selben Tage an Stelle der provisorischen Centralgewalt zu Frankfurt eine aus 5 Personen bestehende provisorische Regentschaft einsetzte. Dieselbe sollte in allen Angelegenheiten, die die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt Deutschlands betreffen, die vollziehende Gewalt zu üben haben und zählte zu ihrem Mitgliede den Abgeordneten der württembergischen Ständekammer Becher von Ravensburg. Da und dort begannen Zusammenrottungen, teils zum Schutz der Nationalversammlung, teils zur Unterstützung des Aufstandes in Baden. Die Regentschaft enthob den württembergischen Generallieutenant von Miller, welcher ihren Anordnungen nicht entsprach, von seinem Posten eines Reichsgenerals und Kommandanten der kombinierten Division des 8. Armeecorps und forderte das Kriegsministerium zu Vorschlägen über Wiederbesetzung dieser Stelle auf. Daraufhin richtete die Regierung an dieselbe die Aufforderung, ihren Sitz unverzüglich in ein anderes Land zu verlegen, und als die Regentschaft sich weigerte, dies zu thun, auch die Nationalversammlung ein Gesetz über Errichtung einer Volks- und Landwehr zu Schutz und Durchführung der Reichsverfassung votierte, versagte sie den Beschlüssen der Nationalversammlung und den Anordnungen der Regentschaft die Anerkennung, verlangte die Verlegung des Sitzes beider außerhalb Württembergs, sowie die Unterlassung jedes offiziellen Aktes, drohte mit der Anwendung der geeigneten Mittel für den Fall der Mißachtung des gegebenen Ansinnens und erklärte, daß etwaige Versuche, sich bewaffneter Zuzüge zu versichern, nur dazu dienen würden, einen blutigen, der feindlichen Partei verderblichen Konflikt herbeizuführen. Sie ließ das Lokal, seit einiger Zeit das Fritzsche Reithaus, und die Zugänge zu demselben militärisch besetzen und den Abgeordneten, welche am 18. um 3 Uhr, den Präsidenten Löwe (in der Mitte zwischen Römers Schwiegervater, Schott, und Uhland) an der Spitze, in dasselbe einziehen wollten, durch einen Civilkommissär erklären, daß die ferneren Versammlungen verboten seien. Die wiederholten Versuche des Präsidenten, Protest zu erheben, wurden nach Uhlands Worten „übertrommelt“ und schließlich durch vorrückendes Militär, jedoch wie alle Augenzeugen versicherten, in sehr schonender Weise der Platz geräumt. Die Ständeversammlung billigte das Verfahren der Regierung, und noch am Abend des Tags verließen die Mitglieder der Reichsregentschaft und ein großer Teil der Abgeordneten nach Einlegung eines feierlichen Protestes im Hotel Marquardt die Stadt.

Während dieser zum Teil stürmischen Zeit war die Regierung bestrebt, die durch die deutschen Grundrechte ausgesprochenen Principien im Wege der Partikulargesetzgebung durchzuführen, und der sogenannte lange Landtag vom 20. September 1848 bis 11. August 1849 stand ihr dabei zur Seite, allerdings meist nur die Kammer

der Abgeordneten, denn die der Standesherren war vom 29. Mai 1849 an nicht mehr vertreten. Diesem Landtag verdankt eine große Reihe von Gesetzen ihren Ursprung, so über die Beseitigung der Ueberreste älterer Abgaben, über die Aufhebung der Zehnten, der Bannrechte und dinglichen Gewerbsberechtigungen mit Ausschließungsbefugnis, der Jagdgerechtigkeit auf fremdem Grund und Boden, aber auch über die Einführung der Geschworenengerichte u. s. w.

Bei den Wahlen zur Versammlung von Volksvertretern behufs der Beratung einer Revision der Verfassung auf Grundlage eines Gesetzes vom 1. Juli 1849 gewann aber die demokratische Richtung die Oberhand, so daß das Ministerium nicht auf 1/3 der Abgeordneten zählen konnte. Die Mitglieder desselben, in Bezug auf die alsbald zu erwähnende deutsche Frage mit dem Könige uneins, nahmen entweder ihre Entlassung, wie Duvernoy und Goppelt, oder wurden entlassen, wie Römer; und am 28. Oktober berief der König ein neues Ministerium, welches zum Teil aus vormärzlichen Ministern bestand, wie Herdegen, Schlayer, zum Zeichen, daß die wieder erstarkte Regierung den Weg der Märzerhebung weiter zu verfolgen nicht gesonnen sei.

Inzwischen hatten nämlich auch anderwärts, so in Preußen und Oesterreich, die Regierungen sich wieder zu Herren der Lage gemacht, und die preußische insbesondere hatte die Revolution in Baden und in der Pfalz auch unter Mitwirkung württembergischer Truppen unterdrückt. Sie nahm zuerst die Neugestaltung der Bundesverhältnisse in die Hand und einigte sich mit Hannover und Sachsen am 26. Mai 1849 über den Entwurf eines neuen deutschen Bundesstaats, bei welchem Preußen die Vorstandschaft unter ausschließlicher diplomatischer und militärischer Leitung zukommen, ein Fürstenkollegium, Staaten- und Volkshaus bestehen, ein Unionsverhältnis zu Oesterreich dagegen gegenseitiger Verständigung vorbehalten sein sollte (das sogenannte Dreikönigsbündnis). Es trat zwar nach und nach die Mehrzahl der deutschen Fürsten und Städte bei, allein manchen derselben war es um das Zustandekommen des Werks nicht ernstlich zu thun; Oesterreich trat immer entschiedener gegen diese Bestrebungen auf, und wie Bayern am 8., lehnte Württemberg am 26. September den Beitritt endgültig ab. So sandte dasselbe auch keine Vertreter zu dem auf Grund des Verfassungsentwurfs einberufenen Parlament zu Erfurt im Frühjahr 1850. Während der Verhandlung über diese Verfassung schlossen indes Preußen und Oesterreich, ohne daß des engeren preußischen Bundes Erwähnung geschehen wäre, am 30. September den sogenannten Interimsvertrag ab, demgemäß zwei Bevollmächtigte der beiden Staaten die Centralgewalt „für den deutschen Bund“ bis zum 1. Mai vom

Reichsverweser übernehmen sollten, ein Bündnis, welchem die übrigen Regierungen nach und nach, Württemberg am 10. November 1849, ihre Zustimmung erteilten, und welchem gemäß Erzherzog Johann am 20. Dezember die Reichsverweserschaft in die Hände jener Bevollmächtigten niederlegte. Im folgenden Jahre schloß König Wilhelm zu München am 27. Februar unter Oesterreichs Einwirkung und Beistimmung das sogenannte Vierkönigsbündnis mit Bayern und Sachsen (der erwartete Beitritt Hannovers erfolgte nicht). Hiernach sollte ein Direktorium von 7 Mitgliedern, außer Oesterreich und den Königreichen den beiden Hessen, die Leitung Deutschlands übernehmen und ihm eine Volksvertretung von je 100 Oesterreichern, Preußen und Angehörigen der übrigen Staaten zur Seite stehen. Oesterreich war insbesondere für den Fall des Zugeständnisses, daß es mit dem gesamten Gebiet eintreten könne, hiezu bereit. König Wilhelm erklärte am 15. März in einer Thronrede die föderative Verfassungsform des Gesamtvaterlands als die einzig politisch mögliche und praktisch durchführbare und sprach sich in scharfen Ausdrücken gegen das durch Leidenschaft eingegebene, der Volkssympathie entbehrende Dreikönigsbündnis als einen künstlichen Sonderbundsversuch aus, der auf den politischen Selbstmord der Gesamtheit berechnet und nicht ohne Bundesbruch und Verletzung feierlicher Verträge durchführbar sei. Hierauf antwortete Preußen am 22. März mit der Abberufung seines Gesandten, einem Schritt, den es 8 Tage früher auch dem von der Union zurückgetretenen Hannover gegenüber gethan hatte, und wies wie die anderen der Union treu gebliebenen Regierungen den Vorschlag zurück. Im Verlauf des Sommers 1850 rief Oesterreich die alte Bundesversammlung so ziemlich wieder ins Leben, und auch die württembergische Regierung sandte ihren Vertreter nach Frankfurt, während Preußen und einige andere Unionsstaaten sich ferne hielten. Indes wandte sich nicht nur der König von Dänemark zur Herstellung seiner Autorität in Holstein, sondern auch aus Anlaß seines Verfassungskampfes der Kurfürst von Hessen, der zur Entkräftigung der Union wesentlich beigetragen, an den wiederauflebenden Bund in Frankfurt um Hilfe, während in Kurhessen die Volksvertretung, das Beamtentum und Militär zu der von Preußen erstrebten Union hielt und für dieses somit die Aufgabe entstand, sich Kurhessens gegen seinen Kurfürsten und die Frankfurter Politik anzunehmen. Immer mehr schärften sich die Gegensätze zwischen der Frankfurter und der preußischen Unionspolitik, und es fanden seitens der meisten größeren Staaten sowohl Rüstungen als auch bereits Truppenaufstellungen statt. Am 11. Oktober kamen der Kaiser von Oesterreich und die Könige von Bayern und Württemberg in demonstrativer Weise unter Begleitung ihrer Minister in Bregenz zusammen. Es wurde hier be-

schlossen, eine Armee von 200 000 Mann zur Bereitschaft zu stellen, sowie die kriegerische Expedition in Kurhessen zur Ausführung zu bringen. Die Stimmung der drei Fürsten gab sich auch in den alsbald in die öffentlichen Blätter gedrungenen Toasten bei dem Festmahl kund, das der Kaiser von Oesterreich seinen Gästen am genannten Tage gab. Nachdem derselbe den ersten Toast auf das Wohl seiner verehrten Freunde, der beiden Majestäten, seiner treuen Alliierten, der König von Bayern den zweiten auf das Wohl des Kaisers ausgebracht, trank der König von Württemberg auf das Wohl der österreichischen Armee: „Seine Majestät der Kaiser hat mir erlaubt, das Wohl der österreichischen Armee auszubringen; ein alter Soldat macht nicht viele Worte, aber er folgt dem Rufe des Kaisers, wohin es auch sei; den besten Wunsch der Armee bringe ich aus, indem ich sage: es lebe der Kaiser!“ worauf der Kaiser erwiderte: „Im Namen der ganzen Armee danke ich, es kann mir und der Armee nur zur größten Ehre gereichen, und wir sind stolz darauf, mit so tapferen Kameraden vor den Feind zu gehen.“ Die württembergische Regierung insbesondere verlangte am 4. November von der Landesversammlung einen Kredit im Betrage von 300 000 fl.; um „zum Schutze des Gebiets die notwendigsten Maßregeln zu einer Kriegsbereitschaft der Truppen zu treffen“, und die Regierungsvertreter äußerten sich mündlich noch genauer, daß sie von einer bewaffneten Neutralität nur starke Ausnützung durch beide Parteien voraussähen und daß die Regierung entschieden auf Seite der österreichischen Partei stehe. Es folgten nun die Warschauer Konferenzen zwischen Oesterreich und Preußen unter russischem Einfluß vom Ende Oktober, der Rückzug Preußens aus Kurhessen, das Scharmützel von Bronzell, der Rücktritt Preußens von der Union, die sich infolge hievon auflöste, die Uebereinkunft von Olmütz, die „freien Konferenzen“ zu Dresden vom Ende Dezember 1850 und der ersten Hälfte 1851, und als deren Frucht die Rückkehr zum alten Bundestage.

Zwar stellte die württembergische Regierung noch einmal die Forderung einer Volksvertretung beim Bunde, und König Wilhelm schrieb am 18. Januar 1851 einen Brief an den Leiter der österreichischen Politik, den Fürsten Schwarzenberg, worin er ihm erklärte: „Als Bundesfürst werde ich gegen den neuen Bund wie gegen den alten meine Pflichten gewissenhaft erfüllen, aber als Deutscher und als Regent meines Landes kann ich nach Gewissen und Ueberzeugung eine Bundesrevision nicht als eine zeitgemäße, genügende und definitive erkennen, welche den gerechten Ansprüchen der Nation auf eine Selbstteilnahme an ihren großen politischen Geschicken nicht die gebührende Rechnung trägt.“ Davon ausgehend schlug er die Verwendung der bisherigen landständischen Vertretungen für das föderalistische Band im ganzen und die

Zusammenfassung der einzelnen zersplitterten, unfruchtbaren und verwirrenden Kräfte der verschiedenen Ständekammern in ein einziges oberstes Nationalparlament vor. Der Antrag teilte das Schicksal der übrigen Reformvorschläge. Am 23. August 1851 erfolgte der Bundesbeschluß, wonach die Grundrechte weder als Reichsgesetz, noch, soweit sie nur auf Grund des Einführungsgesetzes oder als Teil der Reichsverfassung für einzelne Staaten für verbindlich erklärt sind, für rechtsgültig gehalten werden können, ein Beschluß, den die Regierung am 5. Oktober 1851 in Württemberg verkündigte.

Hier hatte das Oktoberministerium die verfassungsrevidierende Versammlung auf den 1. Dezember 1849 einberufen. Allein schon weil die Regierung die Existenz der Verfassung eines aus 38 Gliedern bestehenden Bundesstaates, welcher nur von einem einzigen Mitgliede anerkannt war, nicht zugeben wollte, daher auch die Bezugnahme auf die deutsche Reichsverfassung in der Eidesformel wegließ, kam es zum Streit, ein Zusammenwirken der Regierung mit der in ihrer großen Mehrheit auf einem ganz anderen Standpunkt stehenden Versammlung war überhaupt nicht möglich, und so erfolgte am 22. Dezember die Auflösung der letzteren. Die auf den 15. März 1850 einberufene zweite verfassungsberatende Versammlung hielt jedoch gleichfalls noch an den Schöpfungen der Frankfurter Nationalversammlung fest, erklärte mit 56 gegen 5 Stimmen die Beitrittserklärung der Regierung zum Interim und den Münchener Vertrag derselben als ungültig und beschloß, gegen den Departementschef Freiherrn von Wächter-Spittler, weil er durch den Abschluß der betreffenden Verträge ohne Einwilligung der Volksvertretung die württembergische Verfassung verletzt habe, Klage vor dem Staatsgerichtshof zu erheben, eine Anklage, welche von dem letzteren am 4. September d. J. mit Stimmenmehrheit abgewiesen wurde. Im Juli entließ der König das Oktoberministerium und ernannte ein neues mit Knapp, von Linden, von Miller und von Plessen, welches alsbald jene Versammlung auflöste. Allein auch mit der dritten, auf den 4. Oktober d. J. einberufenen einigte sich die Regierung nicht. Die Versammlung lehnte die früher erwähnte, ihr angesonnene Kreditverwilligung als formell und materiell nicht begründet ab, protestierte gegen jeden Aufwand, welcher sich durch die fraglichen Kriegsrüstungen ergeben sollte, und erklärte, daß sie nur, wenn die Regierung mit Verlassung ihrer seitherigen politischen Stellung und Ergreifung einer den Rechten des Volkes entsprechenden Politik, sowie nach klarer Darlegung ihrer Zwecke ein Ansinnen um Verwilligung von Mitteln stellen sollte, durch welche der Schutz des eigenen Landes, somit eine bewaffnete Neutralität bezweckt würde, dieses Ansinnen erwägen würde. Auch zeigten sich hinsichtlich der Beratung des neuen Verfassungsentwurfs

unversöhnliche Gegensätze zwischen Regierung und Versammlung. Letztere wurde daher am 6. November aufgelöst und die Wiederaufnahme der Revision der Verfassung, sobald es die Umstände irgend erlaubten, zugesagt. Mit einem Landtag, der am 6. Mai 1851 auf Grund der Bestimmungen der Verfassungsurkunde einberufen wurde, ging die ständische Thätigkeit, wenngleich nicht ohne innere Kämpfe, ins alte Geleise zurück. Der Entwurf einer revidierten Verfassung wurde zwar schon im nächsten Monat eingebracht, allein später wieder zurückgezogen. Am 6. März 1852 legte die Regierung einen Gesetzesentwurf vor, wonach den Grundrechten auch nicht die verbindliche Kraft eines Landesgesetzes zukommen sollte, insoweit als nicht die einzelnen Bestimmungen derselben in besonderen Gesetzen zur Ausführung gebracht seien. Von der Kammer der Abgeordneten mit 53 gegen 33 Stimmen angenommen, wurde der Entwurf am 2. April d. J. als Gesetz verkündigt. Doch ist ein großer Teil der Grundrechte schon damals oder doch in der Folgezeit gerade durch besondere Gesetze zur Verwirklichung gelangt.

Der allgemeine Charakter der Bundesleitung, welche wieder in die früheren Bahnen einlenkte, zeigte sich in den auch in Württemberg in Vollzug gesetzten Beschlüssen vom 6. und 13. Juli 1854 über die Presse und das Vereinswesen, wobei jedoch die Regierung hinsichtlich des Preßwesens im Jahr 1861 wieder Milderungen eintreten ließ, sowie in den verschiedenen Hochverratsprozessen, welche sich an das Scheitern der republikanischen Erhebung anschlossen. Allein die Reform der deutschen Bundesverfassung wurde doch von den meisten Regierungen ausdrücklich anerkannt, so von der württembergischen im Anschluß an das Vorgehen des österreichischen Hofes, welcher schon bei der Berufung der sog. Plenarversammlung vom 26. April 1850 und wiederholt in den in dieser Versammlung abgegebenen Erklärungen sein Wort verpfändet hatte, daß er nicht die Absicht habe, zu den früheren Zuständen und Formen als letztem Zwecke zurückzukehren, daß sein Schritt vielmehr als das einzige noch übrig bleibende Mittel gelte, zu einer den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden Neugestaltung des Bundes zu gelangen — Zusagen, welche die württembergische Regierung als ihrer eigenen Gesinnung und Absicht ganz entsprechend acceptierte. Im weiteren Verlauf dieser Bestrebungen beteiligte sich der König an den Ministerialkonferenzen, welche die mittleren und kleineren Staaten im November 1859 zum Zweck von Reformen des Bundes in Würzburg eröffneten und längere Zeit über fortsetzten. Auf Grund derselben wurden verschiedene Anträge beim Bunde gestellt, so auf Revision der Kriegsverfassung, Einleitung einer gemeinsamen Civil- und Kriminalgesetzgebung, Einsetzung eines obersten Bundesgerichts, Veröffentlichung der Verhandlungen der Bundesversammlung u. s. w. Sodann erschien der König in Person auf dem

Fürstentag zu Baden-Baden vom 15. bis 18. Juni 1860, an welchem im ganzen 10 Souveräne, namentlich auch der Prinz-Regent von Preußen und der französische Kaiser teilnahmen. Am Schluß sprach er als Senior der anwesenden deutschen Fürsten dem Prinzregenten seinen Dank aus für seine Bereitwilligkeit, die Integrität Deutschlands schützen zu wollen, und verband damit den Ausdruck verschiedener Wünsche in betreff einzelner Fragen über die inneren deutschen Verhältnisse, worauf der Prinzregent sich eingehendere Mitteilungen auf geschäftlichem Wege erbat und von den anwesenden Fürsten eine entsprechende Zusage erhielt. Mit Oesterreich und den meisten Mittelstaaten sprach sich der König im Februar 1862 im Anschluß an das Beustsche Reformprojekt gegen den von Preußen als Ziel seiner Politik wieder aufgestellten Plan eines engeren Bundesstaates aus und beantragte im August d. J., zeitweise eine Versammlung von Delegierten aus den deutschen Ständekammern zur Beratung von gemeinsamen Gesetzentwürfen einzuberufen. Endlich stimmte er auch dem letzten Reformvorschlage bei, welchen Oesterreich vor dem großen Entscheidungskampf des Jahres 1866 in Anregung brachte, und welcher auf dem vom König nicht mehr persönlich besuchten Frankfurter Fürstentag vom 16. August bis 1. September 1863, ohne Beteiligung Preußens, dessen paritätischen Forderungen hiebei nicht genügend Rechnung getragen worden, noch etwas modifiziert wurde. Allein alle diese Reformversuche blieben bekanntlich ohne Erfolg. Es kam nur zur Förderung gemeinnütziger Anordnungen, insbesondere gemeinsamer deutscher Gesetzgebung nach Art des wirklich zustande gebrachten Handelsgesetzbuches.

Die Entscheidung erfolgte erst im Anschluß an die schleswig-holsteinische Angelegenheit, die letzte auswärtige Verwickelung, in welcher König Wilhelm, übrigens nur noch im Beginn, thätig war. Er erklärte sich von den Verbindlichkeiten, die er im Jahre 1852, dem Drängen der Großmächte nachgebend, durch Anschluß an das Londoner Protokoll übernommen habe, durch die seitherige Haltung Dänemarks vollständig befreit, sprach sich für die militärische Besetzung Holsteins bis zur Regelung der Successionsfrage aus, erstrebte überhaupt gegenüber dem einseitigen Vorgehen der beiden Großmächte eine bundesmäßige Behandlung der Sache, ließ sich jedoch auch gegenüber dem Drängen von Vereinen und der Volksvertretung zu Gunsten des Herzogs von Augustenburg nicht zu Schritten ohne oder gegen Oesterreich und Preußen bestimmen. Er verlangte und erhielt von den Ständen einen Kredit für Kriegsbereitschaft und beantragte die Einberufung der holsteinischen Stände.

Sein angestammtes Herrschaftsgebiet zu vergrößern, wozu seinem Vater so reichliche Gelegenheit geboten gewesen, war König Wilhelm bei der Veränderung der allgemeinen Zeitverhältnisse

nicht mehr in der Lage; es fanden nur noch kleine Grenzveränderungen durch Aufhebung der meisten sog. Kondominate, sowie der Erwerb mehrerer Standesherrschaften durch den Staat und somit die völlige Einverleibung solcher bis dahin als „mittelbar“ bezeichneter Gebiete statt.

Was die innere Regierung des Landes betrifft, so hat König Wilhelm in den verschiedensten Richtungen des Staats- und Volkslebens im Wege der Gesetzgebung sowohl als der Verwaltung mit regem Eifer und mit reichem Erfolg ordnend und vertrauenerweckend eingegriffen, wie dies eine kurze Darstellung seiner Thätigkeit hinsichtlich der einzelnen Zweige der Regierung zeigen dürfte.

Im Gebiet des öffentlichen Rechts hat die Verfassungsurkunde, nachdem sie die Stürme der Jahre 1848 und 1849 überdauert, manche Weiterentwickelung durch die Specialgesetzgebung erfahren, Abänderungen dagegen nur in geringem Maße, vorzugsweise nur in Rücksicht auf die Unabhängigstellung der staatsbürgerlichen Rechte von dem religiösen Bekenntnis (1861) und hinsichtlich der Ausübung des oberſthoheitlichen Schutz- und Aufsichtsrechts gegenüber von Verordnungen der katholischen Kirchengewalt (1862). Die meist durch die Verfassungsurkunde gewährleisteten staatsbürgerlichen Rechte, das Recht, Waffen zu tragen, Preßfreiheit, Versammlungs- und Vereinsrecht, wurden vielfach durch einzelne Gesetze und Verordnungen, zum Teil im Anschluß an Bundesbeschlüsse, je nach der Zeitrichtung im allgemeinen bald mehr bald weniger freiheitlich geordnet. Die Verhältnisse der Staatsdiener wurden durch die Dienstpragmatik des Jahres 1821 umfassender geregelt. Die Gemeinden und die Amtskörperschaften erhielten eine auf das Princip der Selbstverwaltung unter Aufsicht der Staatsbehörden gebaute Verfassung (1822).

Im Justizwesen kommen für das Privatrecht namentlich in Betracht die die Hebung des Realkredits bezweckende umfassende Pfandgesetzgebung der Jahre 1825, 1828, 1855, die für die Umgestaltung der Verhältnisse von Grund und Boden so folgenreiche Ablösungsgesetzgebung der Jahre 1817—19, 1836, 1848 und 1849. Im Gebiete des Strafrechts ist das Strafgesetzbuch vom Jahr 1839 wichtig, welches als ein Kind seiner Zeit bald zu hart erschien und im Jahre 1849 einige Milderungen erfuhr. Das Verfahren in bürgerlichen Streitigkeiten wurde für die unteren Gerichte mehr nach den Principien der Untersuchungs-, für die oberen nach denen der Verhandlungsmaxime vorgeschrieben (1818, 1822); der Strafprozeß fand im Jahre 1843 eine umfassendere Regelung nach dem damals überhaupt noch herrschenden Princip des geheimen und schriftlichen Untersuchungsverfahrens; erst die Bewegung der Jahre 1848 und 1849 brachte insbesondere für die politischen

Vergehen, die von Amts wegen zu verfolgenden Preßvergehen und die schwersten gemeinen Verbrechen das öffentlich-mündliche Verfahren mit Schwurgerichten. Soweit es im Wege staatlicher Vorschriften möglich war, suchte das Polizeistrafgesetz von 1839 die Sittlichkeit zu heben.

Vor allem war es die Landwirtschaft, welche sich der regsten Fürsorge des Königs zu erfreuen hatte, so daß Württemberg unter „dem Könige der Landwirtschaft" in dieser Beziehung den Nachbarländern mannigfach voranschritt. Wie der König auf seinen eigenen Domänen einen musterhaften Betrieb einführte, die Veredelung des Pferdeschlags auf seinen berühmten Privatgestüten zu Weil, Scharnhausen und Kleinhohenheim, sowie dem Landgestüt zu Marbach sich angelegen sein ließ, auch die anderweitige Tierzucht durch Einführung fremder Rassen zu heben suchte, so waren demselben Zwecke gewidmet: die Gründung des landwirtschaftlichen Vereins, an den als ihre Centralstelle sich eine große Reihe von landwirtschaftlichen Bezirks- und anderen Vereinen anschloß (1817), die Stiftung des alljährlichen landwirtschaftlichen Festes zu Cannstatt mit Preisverteilung für ausgezeichnete Leistungen in der Viehzucht u. s. w. (1818), die Gründung der landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Hohenheim (1818) mit einer Ackerbau- und Forstschule, sowie dreier weiterer Ackerbauschulen, die Stiftung der Tierarzneischule zu Stuttgart (1821), die Neuorganisation der landwirtschaftlichen Centralstelle (1848), desgl. eine Reihe von gesetzgeberischen Akten, wie die bereits erwähnte umfassende Ablösungsgesetzgebung, Gesetze über das Schäfereiwesen (1828), Waldeigentum und Jagdwesen (1849, 1855) u. s. w.

Dem Interesse des Königs in Verbindung mit dem Unternehmungsgeist der Privaten, einer Reihe dem Gewerbe und Handel günstiger Momente, endlich den Segnungen der langen Friedenszeit war es zu verdanken, daß Württemberg unter ihm aus vorherrschend landwirtschaftlichen Zuständen zur Entwickelung der Großindustrie und Fabrikarbeit überging. Nachdem die Gewerbefreiheit schon früher (1828, 1836) im Princip anerkannt worden war, wurde sie im Jahre 1862 vollständig mit Zulassung nur weniger Ausnahmen, die ein öffentliches Interesse zum Schutze des Publikums oder zur Steuerkontrolle bedingte, eingeführt; es erfolgte die Gründung einer Centralstelle für Gewerbe und Handel (1848), des auch im Auslande anerkannten Musterlagers (1850), die Einrichtung von 4 Handels- und Gewerbekammern (1854—55), von Sonntagsgewerbeschulen, gewerblichen Fortbildungsschulen, Schulen für gewisse technische Berufe.

Im Verkehrswesen förderte der König von Anfang an die Verbesserung und den Neubau von Kunststraßen, Brücken und Wasserbauten, ließ 1824 das erste Dampfboot auf dem Bodensee

fahren und erwarb 1851 das gesamte Postwesen gegen eine Entschädigung von 1300000 fl. vom Fürsten von Thurn und Taxis, wodurch vielfache Erleichterungen im Verkehr eingeführt werden konnten. Im Jahr 1844 begann nach längeren Verhandlungen mit den Ständen der Bau von Eisenbahnen, und noch unter König Wilhelms Regierung wurden Friedrichshafen, Bruchsal, Hall, Rottenburg, Nördlingen Endpunkte der bereits dem Verkehr übergebenen württembergischen Bahnen. Hand in Hand ging die Herstellung von Telegraphenleitungen, doch dehnte sich das Telegraphennetz seit 1856 immer weiter selbständig über das Eisenbahnnetz aus. Der Anschluß an den deutsch-österreichischen Post- sowie Telegraphenverein erfolgte 1851.

Die Verfassung der evangelischen Kirche wurde durch Einführung einer Mitwirkung des Laienelements bei kirchlichen Fragen mittelst der Institute der Pfarrgemeinderäte (1851) und der Diöcesansynoden (1854) weiter ausgebildet. Eine Förderung des kirchlichen Lebens ist dem neuen Gesangbuch (1841) und der neuen Liturgie (1843) zu verdanken. Lange war die Ausscheidung des evangelischen Kirchenguts Gegenstand eingehender Verhandlung, allein die Schwierigkeiten, welche entgegenstanden, verhinderten den Vollzug. Lebhafter als die schon längst in den württembergischen Staatsorganismus eingegliederte evangelische Landeskirche bedurfte die katholische, für Württemberg eigentlich erst seit den Vergrößerungen des Landes im Beginn des laufenden Jahrhunderts mehr in Betracht kommende, Kirche der ordnenden Kraft des Königs, da ihre Beziehungen zum Staate vielfach erst neu zu regeln waren. Er führte die schon von seinem Vater angebahnte Gründung eines württembergischen Landesbistums mit Domkapitel nach umfangreichen Verhandlungen mit der römischen Kurie, nicht ohne erheblichen Aufwand von seiten des Staates zu Ende, so daß der erste Landesbischof im Jahre 1828 zu Rottenburg installiert werden konnte. Der Ausbildung der jungen Kleriker kam sehr zu statten die Vereinigung der katholisch-theologischen Lehranstalt zu Ellwangen mit der Universität Tübingen (1817), die Errichtung des Konvikts an letzterem Orte, des Priesterseminars in Rottenburg und zweier niederer Konvikte. Die Ausübung des verfassungsmäßigen Schutz- und Aufsichtsrechts des Staats über die Kirche wurde im Jahr 1830 auf Grund der damals in der Hauptsache immer noch herrschenden Josephinischen Anschauungen geordnet. Die einschlägigen Normen, von dem Princip des Staatskirchentums ausgehend und die kirchliche Autonomie verkümmernd, riefen bald, als sich die katholische Kirche überhaupt wieder kräftiger erhob und in ihrem Verhältnis zum Staate weitergehende Forderungen stellte, Beschwerden und Motionen in der Abgeordnetenkammer, Streitigkeiten über Zwang bei Eingehung gemischter Ehen hervor. Da die Konzession, welche

die Regierung im Jahr 1853 machte, den kirchlichen Forderungen nicht genügte, ihre Vereinbarung mit dem Landesbischof vom Jahre 1854 seitens der Kurie verworfen wurde, schloß der König im Jahr 1857 eine Vereinbarung mit dem päpstlichen Stuhle ab, welche das Verhältnis der katholischen Kirche zum Staat näher regelte. Allein als sich nach einiger Zeit im Lande vielfacher Widerspruch gegen diese Vereinbarung erhob, auch die Kammer der Abgeordneten sich gegen dieselbe aussprach, ordnete er das Verhältnis im Jahr 1862 selbständig mit Zustimmung der Landesvertretung in einer Weise, welche trotz Protesten des Bischofs und Papstes wesentliche Konflikte seither nicht mehr eintreten ließ. Die wenigen Anhänger der reformierten Kirche wurden 1823 in den Organismus der evangelischen Landeskirche aufgenommen. — Die Notcivilehe wurde 1855 eingeführt, der Vollgenuß der staatsbürgerlichen Rechte 1861 für unabhängig von der Zugehörigkeit zu einem der drei christlichen Glaubensbekenntnisse erklärt. — Die Israeliten wurden durch verschiedene gesetzgeberische Akte (1828, 1848—51, 1861) immer mehr in bürgerlichen Rechten und Pflichten den übrigen Staatsbürgern gleichgestellt, sie erhielten eine kirchliche Verfassung (1831) und Ordnung ihres Gottesdiensts (1838).

Die aus alter Zeit überlieferten Lehr- und Erziehungsanstalten wurden nicht nur erhalten, sondern auch beträchtlich erweitert und vervollkommnet, weiter aber verdanken eine Reihe von Instituten, durch welche den fortgeschrittenen Bedürfnissen der Zeit Rechnung getragen werden sollte, dem König ihre Schöpfung. Die Universität, in ihren Rechten 1829 vorübergehend eingeschränkt, erhielt eine Erweiterung durch Errichtung der katholisch-theologischen, der staatswirtschaftlichen (1817) und der naturwissenschaftlichen Fakultät (1863). Die rechtlichen Verhältnisse und die Verwaltung des Volksschulwesens wurden klar und fest geordnet (1836, 1858), neue Schullehrerseminare, ein evangelisches und ein katholisches, gegründet. Um umfassenden Unterricht in den wissenschaftlichen und künstlerischen Grundlagen der technischen Berufsarten zu gewähren, wurde 1829 eine vereinigte Kunst-, Real- und Gewerbeschule gegründet, aus der sich selbständig die Kunstschule und die Polytechnische Schule entwickelten. Die niedere Ausbildung in den Baugewerken und verwandten Berufsarten bezweckte die Winterbaugewerkeschule (1845). Sammlungen für Kunst und Wissenschaft fanden vielfache Bereicherung durch den König und seine Regierung.

Im Militärwesen begann der König 1817 eine durchgreifende Umgestaltung unter Herabsetzung des Heerbestandes und Einführung größerer Einfachheit, ließ sich aber auch während seiner ganzen Regierungszeit die technische Ausbildung und Vervollkommnung desselben sehr angelegen sein. Die allgemeine Wehrpflicht ordnete eine Anzahl von Rekrutierungs- oder Kriegsdienstgesetzen; 1818

erschienen humane Strafgesetze; 1824—1844 eine allgemeine Kriegsdienstordnung. Unter großem Zufluß aus deutschen und nichtdeutschen Staaten leitete der König selbst im Jahr 1840 eine gemeinschaftliche Uebung des 8. Armeecorps zwischen Heilbronn und Mannheim.

Im Staatshaushalt wurde schon durch Verordnungen aus der vorkonstitutionellen Zeit und durch die Verfassungsurkunde selbst die Einrichtung einer sämtliche Staatseinnahmen und Ausgaben in sich vereinigenden Staatskasse und einer den ganzen Staatshaushalt darstellenden Verrechnung eingeführt und durch die Begründung der Etatswirtschaft es ermöglicht, die Einnahmen und Ausgaben des Staates im Gleichgewicht zu erhalten, für die Deckung des Abmangels rechtzeitig zu sorgen und die Ueberschüsse zweckmäßig zu verwenden. Durch die Stellung der Staatsschuld unter die Gewährleistung der Stände, die Regulierung dieses Schuldenwesens in den mehrfachen Staatsschuldenstatuten, durch die ständische Kontrolle des Staatshaushalts gewannen die Finanzen an Solidität und Vertrauen und sind während der ganzen Regierung des Königs stets in guter Ordnung gehalten worden. Gegen Festsetzung einer Civilliste und die Uebernahme von Apanagen und Wittumen auf die Staatskasse verzichtete der König mit seinen Agnaten auf alle Ansprüche an das Kammergut. Das Salinenwesen und die Eisenindustrie des Staates fanden rege Förderung und Ausdehnung. Im Steuerwesen wurde eine Reihe indirekter Steuern, insbesondere verschiedene alte Acciseabgaben aufgehoben, andere neu reguliert; die direkten Steuern wurden erweitert. Münzvereinbarungen mit den Zollvereinsstaaten und Oesterreich erstreckten sich über mehrere Jahrzehnte. Staatspapiergeld wurde, jedoch in mäßigem Umfang, 1849 eingeführt.

Eine statistische Centralstelle mit der Bestimmung, Notizen, deren Kenntnis für die Staatsregierung und die Wissenschaft von Wichtigkeit sein kann, über alle gesellschaftlichen und staatlichen Erscheinungen zu sammeln, methodisch zu ordnen und, soweit sie dazu geeignet sind, zu veröffentlichen, erhielt das 1820 gegründete statistisch-topographische Bureau, welches besonders durch die Oberamtsbeschreibungen und die Jahrbücher auch der württembergischen Landesgeschichte vielfach gedient hat.

Nachdem sich die Gebrechen des Alters schon längere Zeit her bei König Wilhelm eingestellt hatten, übertrug er am 27. März 1864 die Staatsgeschäfte an einen Ministerrat unter dem Vorsitz des Kronprinzen und verschied am 25. Juni dess. Jahrs auf seinem Landhaus Rosenstein, während er noch tags zuvor zu einem Freunde gesagt: „Es ist doch schmerzlich, von einem so schönen und guten Lande scheiden zu müssen.“

Ohne Gepränge, wie er es angeordnet, neben seiner Gemahlin Katharina wie er es ihr versprochen, wurde er beim Tagesgrauen des 30. Juni in die Gruft der Kapelle auf dem Rothenberge eingesenkt.

Längst verklungen war der Donner der Kanonen, unter dem

> Prinz Wilhelm der edle Ritter
> Ritt hinaus ins Schlachtgewitter,
> Ritt mit aus in blut'gen Strauß,

längst verrauscht der Jubel, der dem Begründer der damals freisinnigsten Verfassung entgegengeschallt hatte, als das Zepter dem mehr als 82jährigen Herrscher aus der ermatteten Hand entsank. Ueber manche seiner Bestrebungen ist das vernichtende Rad der Zeit bald rascher bald langsamer hinweggerollt, dann und wann hatte sich eine Trübung in das Verhältnis zwischen Regent und Volk oder wenigstens seinen offiziellen oder regsten Vertretern eingeschlichen, zur Rechten und Linken waren weitergehende Wünsche nicht erhört worden, dem Fürsten selbst war manche Bitterkeit nicht erspart geblieben. Allein auch da, wo seine stark ausgeprägte Richtung als diejenige eines mittelstaatlichen Fürsten, welcher eine einflußreiche Stellung in der europäischen Politik einzunehmen bestrebt war, sich mit dem heute erreichten Ziele nicht im Einklang befand, hat er vielfach den Beifall seines Volksstammes für sich gehabt, als dessen echten Sohn er sich in manchen seiner Eigenschaften darstellt. Mochte ihm gleich der volkstümliche Ton fehlen, die vorherrschende Zuneigung und Liebe seines Volkes blieb ihm bis zu seinem Tode in hohem Grade gesichert, während auch auswärtige Fürsten und Völker ihm ihre Achtung zollten, wie sich dies z. B. bei dem bekannten Besuche der Kaiser von Rußland und Frankreich im Jahre 1857 zeigte.

Scharfen Verstandes, ein Kenner der Menschen, im Besitze ausgebreiteter und gründlicher Kenntnisse, hat er vor allem in der inneren Regierung seines Landes mit besonnenem Maß, mit Gerechtigkeit und Milde, unermüdlich die verschiedenen Seiten der Volkswohlfahrt erfaßt. Sein klarer, durch kein Spiel der Phantasie getrübter, vorzugsweise aufs Praktische und Nützliche gerichteter, dem Prunke abholder Sinn ließ ihn vor allem die materiellen Interessen des Volkes fördern, wogegen die Pflege von Gelehrsamkeit und Kunst zurücktrat. Doch hat er in manchen seiner großen Baudenkmale, wie dem Rosenstein und der Wilhelma, auch der reinen, weniger von Gedanken des Praktischen geleiteten Kunst seinen Tribut gezollt. Seiner eigenen Ziele, seiner Herrscherstellung stets bewußt, fand er in dem konstitutionellen System eine willkommene Deckung. Mit zäher Ausdauer und Willenskraft hielt er an dem fest, was er für das Rechte erkannt und

zum Gegenstand seines Strebens gemacht hatte, mochte er auch verschiedener Wege zu demselben Ziele sich bedienen müssen; und so konnte er der Kammer erklären: „Ich habe stets den Umständen und den Zeiten Rechnung getragen, und so oft neue Regeln der Führung anzunehmen, neue Wege zum Besten des Gemeinwohls einzuschlagen sind, werden Sie mich jedesmal bereit und geneigt finden, die neuen gesellschaftlichen Thatsachen zum Besten des Volkes zu lenken."

Wie er selbst am Schluß seiner letztwilligen Verordnung das Ziel seines Lebens mit den schönen Worten bezeichnet: „Ich habe für die Einigkeit, Selbständigkeit, den Ruhm von Deutschland gelebt, mein Württemberg über alles geliebt, Heil meinem Vaterlande für alle Zukunft!" — so fanden die Verdienste des Königs für ganz Deutschland: um die Befreiung von fremdem Joche, die Begründung eines Verfassungslebens und die Sprengung der kommerziellen Bande, bereits eine ausführlichere Erörterung. Württemberg aber insbesondere hat sich nie einen gleich langen Zeitraum hindurch der Segnungen des Friedens unter einer so einsichtigen und wohlmeinenden landesväterlichen Leitung zu erfreuen gehabt; durch ihn, vielfach durch sein eigenes persönliches Einwirken ist das Land aus den Stürmen der vorhergehenden Drangperiode mit Verständnis und Kraft in die neue staatliche Ordnung übergeführt, Alt- und Neuwürttemberg zu einem organischen Staatsganzen verschmolzen, die Verwaltung gerecht und geordnet, der Staatshaushalt neu und sparsam eingerichtet, Landwirtschaft, Handel, Gewerbe, Verkehrswesen gefördert, auch der Kirche und Schule die gebührende Sorgfalt zugewandt worden. So wird sein Andenken vor allem in seiner Heimat ein gesegnetes bleiben.

Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto.[1]

Von

Ferdinand Gregorovius.

Vom Gipfel des hohen Felsenberges über dem Thale des Flusses Paglia glänzt die mosaicierte Façade des Doms von Orvieto wie ein goldener Schild auf die Landschaft herab, weithin sichtbar, gleich dem Parthenon auf der Akropolis Athens. Der Grundstein zu diesem herrlichen Denkmal des Mittelalters wurde im Jahre 1290 vom Papst Nikolaus IV. gelegt, und der Bau dauerte länger als dreihundert Jahre. Große Maler, Luca Signorelli, Fra Beato Angelico, Gentile da Fabriano, Benozzo Gozzoli, Perugino schmückten das Innere der Kirche mit berühmten Fresken, und Meister aus der Schule des Nicola Pisano bedeckten die Pfeiler und Flächen der Façade mit kunstvollen Reliefs.

Der Dom ist die einzige große geschichtliche That jener kleinen guelfischen Republik gewesen. Alle ihre Lebenskraft scheint in dieses eine Werk der Kunst eingeströmt zu sein, so daß sie sich darin erschöpfte, der Agave vergleichbar, welche vergeht, wenn sie ihren prachtvollen Blütenschaft emporgetrieben hat. Auch in manchen anderen Kommunen Italiens sind die Kathedralen als die Sarkophage anzusehen, worin jene ihr geschichtliches Leben bestattet haben.

Ohne den Dom würde Orvieto heute keinen höheren Rang besitzen, als Todi und Narni, oder als Amelia und Bolsena, Städte, die niemand aufsucht, es sei denn der Kunstkenner, welcher versteckte Gemälde des Quattrocento besichtigt, und der Gelehrte, der nach alten Urkunden in den Stadtarchiven forscht. Orvieto hat keine so hervorragende Kirchen und Paläste wie Perugia und Siena, aber es bietet ein Ganzes von unendlichem

[1] Codice Diplomatico della Città d'Orvieto, Documenti e Regesti dal sec. XI al XV, e la Carta del Popolo . . con illustrazioni e note di Luigi Fumi, Firenze, G. P. Vieusseux 1884.

Reiz der Architektur dar, altchristliche Basiliken, malerische bizarre Häuser und Straßen, welche noch, wie das nur in wenigen anderen Städten der Fall ist, das ganze Gepräge des Mittelalters bewahrt haben. Der Ursprung der Stadt ist dunkel. Ihr abgesonderter, steiler und breiter Felsrücken, dessen schroffe Abstürze die Ummauerung fast unnötig machten, muß wie jener von Civita Castellana und Volterra, seit den ältesten Zeiten einen etruskischen Ort getragen haben, aber sein Name ist unbekannt. Im frühen Mittelalter hieß die Stadt Urbs vetus. Als solche wird sie schon in den Gotenkriegen erwähnt, und dies lehrt nicht nur, daß sie damals für sehr alt gegolten hat, sondern auch, daß sich große Trümmergruppen ihrer Akropole und anderer antiker Bauwerke erhalten hatten.

Die Langobarden fanden den Namen schon vor, als sie Tuscien neu kolonisierten, nachdem der größte Teil der etrurisch-römischen Bevölkerung dieses Landes in den furchtbaren Gotenkriegen ausgerottet worden war. Die Urbs vetus, welche als Bistum schon im 6. Jahrhundert bemerkt wird, gehörte zur Tuscia longobardica, und Grafen dieses Volks herrschten in ihr. Urkunden ihres Stadtarchivs selbst noch vom 11. und 12. Jahrhundert sind angefüllt mit langobardischen Namen, wie Berizo, Bonizo, Teuzo, Rainer, Farulf, Winisi, Wido, Ildigo, Ildibrand. Der Bischof an der ältesten Kathedrale San Costanzo im Jahre 1029 hieß Sigifriedus. Das angesehenste Signorengeschlecht der Stadt, das der Monald (Monaldi, Monaldeschi) war langobardisch, wie es dort die noch heute in ihrem ererbten Palast dauernde Patrizierfamilie ist, die Gualterii d. h. Waltari. Die mächtigen Hildebrande herrschten Jahrhunderte lang unten in den tuskischen Landmarken und gründeten hier die große Grafschaft der Aldobrandeschi, deren Gebiet sich von Acquapendente über die Marittima bis zum Kap Telamon erstreckt hat.

Im Beginne des 12. Jahrhunderts machte sich die Stadt mit Hilfe des Bischofs vom Bann ihres Grafen frei, und sie bildete eine Kommune mit Konsuln an ihrer Spitze, welche schon 1137 urkundlich sichtbar sind. Obwohl der Papst zwanzig Jahre später das Dominium über Orvieto erlangte, blieb doch die Stadt auch unter der Oberhoheit der Kirche eine autonome Republik mit einem selbstgewählten Podesta, mit ihrem großen und kleinen Rat und den städtischen Gilden. Sie führte mit ihren Nachbarn und den Republiken Toscanas und Umbriens Kriege oder schloß mit ihnen Bündnisse; sie unterwarf Kastelle und Landgrafen ihrem Zollsystem und ihrem Heerbann; sie eroberte mit Waffengewalt das ganze fruchtbare Tiefland des Bolsenersees (Valle del Lago), und selbst das Grafenhaus der Aldobrandeschi wurde von ihr in harten Kämpfen bezwungen. Auch in Orvieto wüteten die Bürgerkriege

der Guelfen und Ghibellinen, der Monaldeschi und Filippeschi lange Zeit fort. Sie mußten hier sogar sehr heftig sein, weil Dante in der berühmten Apostrophe des Sordello gerade die Namen der Faktionen Orvietos neben denen Veronas gebraucht hat, um die städtische Parteifurie der Italiener zu brandmarken:

Vieni a veder Montecchi e Capuletti,
Monaldi e Filippeschi, uom senza cura,
Color già tristi, e costor con sospetti.

Durch diese inneren Fehden und durch viele andere Kriege wurde die Stadt allmählich an Kraft und Vermögen ganz zerrüttet; ihr freies Gemeindewesen verfiel unter dem Druck der päpstlichen Vikare und der Tyrannen schon am Ende des 14. Jahrhunderts. Im Beginne des 16. war die einst mächtige Guelfenrepublik zum tiefsten Elend herabgekommen, und das hat der Papst Clemens VII. erfahren, als er aus der Engelsburg und der Gewalt der Landsknechte Karls V. entflohen war und dort im wüsten bischöflichen Palast seine Wohnung nahm. Clemens war nicht der erste Papst, dem diese guelfische Stadt ein Asyl bot. Während der stürmischen Jahrhunderte des Mittelalters hat sie manchen andern in ihren Mauern aufgenommen.

Die Geschichte Orvietos ist bisher nur unzureichend behandelt worden. Viele Chroniken, die mittelalterlichen Annalen der Gemeinde, die Chronik der Podestaten, manche Diarien und handschriftliche Stadtgeschichten aus dem 14. Jahrhundert sind untergegangen, und nichts aus jener Zeit übrig, als was Muratori und Gualterio herausgegeben haben. Dieser edierte den wichtigsten aller Chronisten, den Montemarte von Corbara (reichend von 1333 bis 1400); jener außer den anonymen Ephemeriden Orvietos (1342 bis 1363), unglücklicherweise auch die Tagebücher des Ludovico di Bonconte Monaldeschi, welche sich als eine Fälschung herausgestellt haben. Ich habe zuerst auf die Unechtheit dieses Machwerks aufmerksam gemacht, und dann hat sie Labruzzi in einer besonderen Abhandlung ausführlich dargethan; aber trotzdem begegnet man noch zuweilen in Büchern denselben Erfindungen von den Ceremonien bei der Dichterkrönung Petrarcas, und von dem großen Stiergefechte im Kolosseum Roms im Jahre 1332. Auch das Geschichtswerk des Cipriano Manente (Venedig 1561—1565) ist voll von Erdichtungen.

Die Geschichte Orvietos wird erst jetzt mit Erfolg geschrieben werden können, nachdem die Reste ihrer echten, urkundlichen Materialien zusammengestellt sind, und das ist eben erst in dem stattlichen Bande geschehen, welcher vor mir liegt.

Die Veröffentlichung eines Urkundenbuchs gerade dieser Stadt wird jeden überraschen, welcher eine Vorstellung von der grenzen-

losen Verwahrlosung hatte, in der sich das dortige Gemeindearchiv bis vor noch nicht lange befunden hat. Im Jahre 1863 sah ich dasselbe noch in dem Zustande, in welchem es vom Marchese Filippo Antonio Gualterio gelassen war.[1] Dieser ausgezeichnete Bürger Orvietos und Patriot Italiens hatte dort im Jahre 1843 gearbeitet, aber an der Ordnung des Archivs verzweifeln müssen. In der Vorrede zum Montemarte (1846) beklagte er die „unglaubliche Verwirrung" jener der Fäulnis schmählich überlassenen Schätze und die Verschleuderung so vieler Urkunden, aber er tröstete sich mit der Thatsache, daß noch mehr als 1000 Pergamente und viele hundert Breven erhalten waren, während sich die Ratsprotokolle des 14. Jahrhunderts (wie meistens in den Archiven Italiens) fast ohne Lücken vorfanden. Gualterio fügte seiner Ausgabe des genannten Chronisten eine Reihe wichtiger zum erstenmal edierter Dokumente bei, und das Gleiche hatte schon vor ihm Guglielmo della Valle in seiner Geschichte des Domes zu Orvieto gethan (1791).

Die Klagen jenes Mannes und auch Bonainis brachten indes ihre gute Wirkung hervor, sobald mit dem neuen Italien der Eifer für die Erhaltung der schriftlichen Denkmäler der vaterländischen Geschichte überall neu erwacht war. Die Ordnung des Archivs, soweit sie bis heute fortgeführt werden konnte, ist das Verdienst eines jüngeren Bürgers der Stadt, des Herrn Luigi Fumi, welcher an diese ehrenvolle Aufgabe den unermüdlichen Fleiß vieler Jahre gesetzt hat. Solcher Thaten patriotischer Aufopferung sind also Bürger italienischer Städte aus Liebe zu ihrer Geschichte noch immer fähig.

Die Frucht der Mühen Fumis ist die erste umfassende Sammlung der Urkunden Orvietos, ein Quartband in würdigster Ausstattung von 857 Seiten, die Inhaltsregister mitgerechnet, wozu noch 43 Seiten der Einleitung kommen.

Der Herausgeber hat in dieser bemerkt, daß der städtische Urkundenvorrat im Laufe der Zeit durch Bürgerkriege, Brände und Vernachlässigung sehr stark geschmälert worden ist. Das Kommunalarchiv und jenes der Notare haben fast alle Dokumente vor dem 13. Jahrhundert verloren. Die Protokolle des Rats aus demselben Zeitraum fehlen. Das älteste Domarchiv hat im Jahre 1154 ein Brand vernichtet. Das Archiv des neuen Doms, welches seit 1321 angelegt war, hat nicht minder große Verluste erlitten. Von den Archiven der Stadtklöster ist nichts erhalten worden.

Das meiste Material hat immer das Kommunalarchiv geliefert, namentlich aus den Kopialbüchern der Notare, welche zu ihrer Zeit auf Befehl der Podestaten oder Kapitane des Volks Regesten zusammengetragen haben. Manches schöpfte Fumi aus dem Dom-

[1] Ich berichtete damals darüber an den Unterrichtsminister Michele Amari.

archiv und der bischöflichen Kanzlei, und er benutzte auch die Archive in Todi, Perugia, Spoleto, Viterbo, Florenz, Siena und das vatikanische.

Als seinen Zweck bezeichnet er: durch so viel Dokumente als möglich eine richtige Vorstellung zu geben von der politischen Verfassung, den rechtlichen und ökonomischen Einrichtungen und den Beziehungen Orvietos zu anderen Städten, namentlich zum heiligen Stuhl. So hofft' er mit diesem Quellenwerk die feste Grundlage für eine künftige Geschichte seiner Vaterstadt gelegt zu haben, und darin hat er sich nicht getäuscht. Wir müssen uns an dies Programm halten und nicht mehr verlangen als die möglichste Fülle des Materials. In der Einleitung vermisse ich aber doch einen Ueberblick der politischen Geschichte der Kommune in ihren wichtigsten Phasen. Durch sie würden die Urkundengruppen, welche in chronologischer Folge gegeben sind, noch ihre historischen Kategorien erhalten haben. Ich vermisse ferner eine Liste der Podestaten und Volkskapitäne, wenn auch eine solche nur sehr unvollständig hätte ausfallen können. (Ich erinnere an den brauchbaren Katalog der Podestaten Todis von Ottaviano Ciccolini.) Die städtischen Urkunden des 13. und eines Teils des 14. Jahrhunderts bieten immerhin eine ansehnliche Reihe von Podestaten dar; darunter ist die sehr merkwürdige Gruppe jener, die sich Orvieto vom römischen Adel geholt hat, die Parenzi, Colonna, Anibaldi, Orsini, Cenci, Stefaneschi. Ihre Namen finden sich in derselben Epoche der städtischen Macht Roms, in den Listen der Podestaten mancher Orte Umbriens und Toscanas mit dem stolzen Titel Proconsules Romanorum.

Leider hat die ganze Zeit des langobardischen Komitats keine einzige Urkunde zurückgelassen. Die Reihe der Regesten beginnt Fumi erst mit einer Schenkung vom Jahre 1029, und das ganze 11. Jahrhundert ist nur mit 10 Dokumenten vertreten, das 12. hat 38 aufzuweisen, und dann mehrt sich die Zahl in starker Progression.

Das Jahr 1157 macht für Orvieto eine geschichtliche Grenzlinie, weil damals der Papst die Herrschaft über diese Stadt erlangte. Die Konvention zwischen Hadrian IV. und der Gemeinde wurde im Februar 1157 von zwei Konsuln und zwei Nobili, und von sieben Kardinälen abgeschlossen. Diese Urkunde fehlt offenbar im Stadtarchiv, aber der Herausgeber hätte sie aus Muratori (Antiq. It. IV, 36), oder aus Theiner (Cod. Dipl. I, 17) wieder abdrucken sollen. Hat er doch da, wo wichtige Kaiserurkunden und Bullen fehlten, nicht versäumt, solche aus Böhmer und Ficker, oder aus Baluze und Theiner zu wiederholen.

Die von Fumi gesammelten Dokumente konnten von vornherein keine vollständigen Regesten der Stadtgeschichte darstellen,

aber sie bieten doch eine imponierende Masse dar, und sie beleuchten vielfach die Verfassung der Commune, ihr Parteileben, ihr Verhältnis zur Kirche, die Bündnisse und Kriege mit vielen Städten und Signoren, das Anwachsen der städtischen Macht durch Eroberung oder Unterwerfung von Gemeinden und Landgrafen. Sehr reichhaltig sind die Urkunden, welche die Beziehung Orvietos zu den Aldobrandeschi betreffen. Die Genealogie dieses berühmten Hauses kann daraus ergänzt werden. Der Teilungsvertrag vom Jahre 1216 gibt auch einen Umriß des ganzen territorialen Inhalts dieser großen Grafschaft.

Die älteste Papstbulle im Stadtarchiv ist vom 16. Oktober 1156, eine Bestätigung der Güter des Domkapitels S. Costanzo durch Hadrian IV. Mit Gregor IX. werden die auf Orvieto bezüglichen Breven und Bullen sehr zahlreich. Eine starke Urkundenpartie betrifft die Ketzerverfolgung im Jahre 1268, wo Orvieto von ghibellinisch gesinnten Patarenern erfüllt war. Mit einer langen Reihe von Bullen und Breven tritt Bonifacius VIII. in der Geschichte der Stadt auf, ihr besonderer Freund. Er bestätigte sie im Besitze des Seethales. Nach seinem Tode bemächtigte sie sich sogar der Grafschaft der Aldobrandeschi.

Von Kaiserdiplomen sind nur sechs in die Sammlung aufgenommen, welche alle bekannt sind.

Mit dem 14. Jahrhundert begann Orvieto zu sinken. Unter heftigen Parteikämpfen warfen sich erst die Monaldeschi zu Tyrannen der Stadt auf, dann bewältigten dieselbe die Präfekten von Vico, bis sie der große Kardinal Albornoz wieder zur Kirche zurückbrachte. Fumi hat den Beschluß der Unterwerfung der Stadt unter diesen Kardinallegaten vom 24. Juni 1354 abgedruckt, welcher bei Theiner fehlt. Ich weiß nicht, ob nicht noch einige, die Präfekten von Vico betreffende Instrumente hier aufzunehmen waren. In einer Note zur Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter (VI. [3], 344) habe ich folgendes bemerkt: „Das Stadtarchiv Orvieto besitzt mehrere Pergamente aus der Zeit Johanns von Vico, der sich dort nennt illustris civitatis comitatus ac districtus Urbis Veteris liberator et dominus generalis. Auch aus der Zeit des Albornoz gibt es dort viele Pergamente; aber dies kostbare Material fand ich in einem heillosen Zustande, Lumpen gleich in Kisten zusammengepackt."

Im Jahre 1368 enthob Urban VI. die Stadt der Verwaltung des Rektors des Patrimonium S. Petri und stellte sie unmittelbar unter einen päpstlichen Vikar. Er ließ dort die Rocca bauen. Im Jahre 1377 befahl Gregor XI. die Einrichtung eines Studium oder einer Universität in Orvieto. Für alle diese Verhältnisse, sodann für die Zeiten des Schisma, die Unternehmungen der Bandengenerale und des Königs Ladislaus ist reichliches Urkunden-

material beigebracht. Schon vor Jahren benutzte Fumi dasselbe zu seiner Monographie: „Braccio in Rom, Briefe Braccios und des Kardinals Isolani, Siena 1877."

Der Regestenband schließt mit einer Bulle Pauls II. vom 13. April 1466. Als Anhang sind die Statuten der Stadt abgedruckt, oder vielmehr die Carta del Popolo, deren Ursprung bis 1209 hinaufreicht. Dieses von jedem Volkskapitän beschworene sehr merkwürdige Verfassungsbuch, eine Magna Charta Orvietos, ist älter als das Gemeindestatut (Statutorum Civitatis Urbis Veteris volumen, Roma 1581).

Der Herausgeber hat mit dieser kostbaren Quellensammlung der Geschichte des italienischen Mittelalters einen erwünschten Dienst geleistet, seiner Vaterstadt im besonderen ein dauerndes Monument errichtet. Ich hoffe, daß er den Schluß daraus ziehen und ihre Geschichte schreiben wird. Sein Regestenband ist der achte in der Reihe der Documenti di Storia Italiana, welche die unter der Leitung Marco Tabarrinis stehende Deputation der Studien vaterländischer Geschichte für die Provinzen Toscana, Umbrien und die Marken bisher veröffentlicht hat, und diese Bände legen Zeugnis davon ab, daß Florenz auch nach der Wiederherstellung Italiens geblieben ist, was es zu seinem hohen Ruhm in der schwierigen Uebergangsepoche gewesen war: ein fester Herd und Mittelpunkt der italienischen Geschichtsforschung.[1]

[1] Die drei ersten Bände der Documenti enthalten die Kommissionen des Rinaldo degli Albizzi für die Commune Florenz (1339—1433); Band IV. die Chroniken der Stadt Fermo; Band V. die Chroniken der Stadt Viterbo; Band VI. Chroniken des 13. und 14. Jahrhunderts; Band VII. Statuten der Universität Florenz vom Jahr 1387.

Der Graf von Gleichen in deutscher Dichtung und Sage.

Von

Alexander von Weilen.

Grabsteine reden! Sie zeugen durch Wort und Bild von den Großthaten derjenigen, die unter ihnen schlummern; doch oft wird ihre stumme Sprache unverständlich, und der Beschauer sucht dann mit Hilfe seiner Phantasie nach einer Auslegung, gewöhnlich der abenteuerlichsten und unwahrscheinlichsten.

Ein solcher Prozeß der schaffenden Geistesthätigkeit las aus dem Erfurter Grabdenkmale, das einen Grafen von Gleichen zwischen zwei Frauen ruhend zeigt, die später vielerzählte Sage von seiner kirchlich erlaubten Bigamie heraus. Nur eine derartige Entstehung macht es begreiflich, daß die ersten schriftlichen Nachrichten nicht vor der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auftauchen, da das Grabmal nachweislich erst Ende des 15. Jahrhunderts errichtet wurde, das, um es nebenbei zu erwähnen, in Wahrheit die Leiche Sigismunds I. von Gleichen († 1494) mit seinen beiden Gemahlinnen erster und zweiter Ehe bergen soll. In welcher Weise es zuging, daß dieser unschuldige Ritter zum Helden eines so unsittlichen Verhältnisses gemacht wurde, läßt sich schwer ergründen: man mochte sich daran erinnern, daß wirklich ein Graf von Gleichen in den Kreuzzug gezogen war, und der eigentümliche Kopfschmuck einer der beiden Frauengestalten, noch dazu mit einer Krone, wie fürstliche Gemahlinnen sie damals öfter trugen, ließ sie wohl als ausländische Prinzessin erscheinen. Und diese Sage, vielleicht angeregt durch Motive des altfranzösischen Romans Gilion de Trasignyes, wo der Mann sowie die beiden Frauen sich ins Kloster zurückziehen, zählt bald nach ihrer mutmaßlichen Entstehung zu den populärsten und meist geglaubten Erzählungen, und die Feststellung der wirklichen Thatsachen hielt seit Beginn des 18. Jahrhunderts viele Gelehrte in Atem, die sogar für die Tugend der Orientalin, die ein gewisser Falckenstein anzuzweifeln gewagt hatte, ihr schwerstes Geschütz gegen den Frevler auffahren ließen. Erst die neuere Zeit hat sich eine unparteiische Kritik der Sage angelegen sein lassen, deren Ergebnisse Dr. L. Hesse im ersten Bande des Archivs für sächsische Geschichte niedergelegt hat. Demselben Forscher danken wir ein bibliographisches Verzeichnis sämtlicher darauf bezüglicher Schriften.

Es scheint, daß die erste gedruckte Fassung in den Locis communibus des Joh. Manlius (1562) vorliegt; dort heißt es ungefähr folgendermaßen: Ein gewisser Graf von Gleichen lebte sehr glücklich mit seiner Gemahlin, als ihn der Ruf zu einem Kriege gegen die Türken erreichte. Er zog aus, wurde in einer Schlacht gefangen und vom Sultan zur Feldarbeit zugeteilt. Eines Tages sieht ihn dessen Tochter und erklärt ihm, dessen vornehme Abkunft sie durch verschiedene Gespräche erfahren hat, ihre Liebe, die er im Hinblick auf sein Weib zurückweist. Sie aber entgegnet, daß die Türken ja zwei und mehr Frauen nehmen dürfen, und er läßt sich leicht überreden, mit ihr zu fliehen. In Venedig finden sie einen Diener der Gräfin, der seit langer Zeit vergeblich seines Herrn harrt; der Graf reist zum Papst, erhält von ihm die Erlaubnis zu einer Doppelehe und zieht mit der Prinzessin nach Haus, wo seine Gemahlin die Ankommende mit großer Freude bei sich aufnimmt; so leben alle drei durch viele Jahre in ungetrübtem Einvernehmen, nur bleibt die zweite Gattin unfruchtbar; dafür erweist sie sich aber gegen die zahlreichen Kinder der ersten Frau wie eine wahre Mutter.

Diese undatierte Erzählung wird im Laufe des Jahrhunderts von vielen Chronisten und Schriftstellern wörtlich kopiert, die ich hier nicht zu nennen brauche. Wichtig sind bloß diejenigen Autoren, die in manchen Details abweichen und die Geschichte durch Einschiebungen erweitern oder teilweise umgestalten. So berichtet der zweitälteste Gewährsmann M. Dresserus in seiner Rhetorica (1575), daß der Graf von Gleichen in der Hitze des Gefechtes zu weit vorgedrungen und von einem sarazenischen hohen Herrn (a Sarracenico quodam Barone) als Gefangener fortgeführt worden sei. Bei seiner Feldarbeit gewinnt er die Liebe eines türkischen Mädchens. Weiter hält sich Dresserus ganz an Manlius, nur geht der Graf feinfühligerweise zuerst allein zu der Gräfin. In seinem späteren Werke Isagoge historica (1601) erzählt er die Geschichte noch zweimal, mit der Abänderung, daß der Graf nicht zur Arbeit verwendet, sondern im Gefängnis gehalten worden, bestimmt in das Jahr 1227 datiert.

Als ältester Name des Grafen muß Ludovicus (zuerst bezeugt in Becherers thüringischer Chronik 1601) gegolten haben, auch Eberwein und Ernst (so in dem handschriftlichen Berichte des Jovius u. a.) kommen vor. Vereinzelt erscheint auch der Name Sigismund. Wenn die orientalische Gemahlin benannt wird, heißt sie gewöhnlich Melechsala, und zwar erst in späteren Versionen, wie der Gleichmanns in Wahrenbergs „curieusem Welt- und Staatscabinet" (1733), während dieser Name richtig als Männername in Olearius' Rerum Thuringicarum Syntagma (1704) und in Hellers Merkwürdigkeiten aus Thüringen (1725) für ihren Vater verwendet wird; selten ist für sie die Bezeichnung Totega. Eine Reihe von Schriftstellern folgt der Erzählung des Dresserus. Auffallend ist, daß bereits 1579 Selneccerus die päpstliche Erlaubnis gänzlich verschweigt, worin ihm dann Meißner in seiner Philosophia sobria (1623) mit stark antikatholischen Beisätzen folgt. Sehr einfach macht sich der schon erwähnte Gleichmann die Lösung, indem er den Grafen ruhig mit der neuen Gemahlin in Franken leben läßt, ohne der älteren Gattin nachzufragen. Das 18. Jahr-

hundert bildet den Abschluß in der Bildung der Sage, indem es sie bereits zu vereinen und kritisch zu besprechen sucht, wodurch ohne direkte Angabe die Frage nach der Quelle eines nach diesem Zeitpunkt erschienenen Werkes gewöhnlich unlöslich wird.

Dieser Stoff, der durch seine echt dramatischen Scenen sehr zur Bühnenbearbeitung einladen mußte, bewog schon in früher Zeit, bald nachdem die Sage durch den Druck bekannt geworden war, einen Dichter, sich über die psychologisch äußerst bedenkliche Freundlichkeit der Gräfin, sowie über die unwahrscheinliche päpstliche Erlaubnis hinwegzusetzen; 1591 brachte Nikolaus Rothe, nachdem er wenige Jahre früher in einer erst jüngst publizierten deutschen Komödie die erste dramatische Behandlung des Prinzenraubs geliefert, die Komödie wegen Grafen Ernst III. von Gleichen (oder wie der Titel nach anderer Angabe gelautet haben soll: De Ludovico bigamo) zur Vermählung Friedrich Wilhelms von Sachsen in Altenburg zur szenischen Darstellung. Das Stück scheint noch handschriftlich vorhanden, doch ist aus den Andeutungen Hesses nicht viel mehr zu ersehen, als daß durch eine Parallelhandlung das Schicksal des Grafen parodiert und die katholische Kirche dabei übel mitgenommen wurde.

Daß Nikodemus Frischlin einen deutschen Ludovicus bigamus geschrieben, meldet bloß der ausführlich zu besprechende württembergische Dramatiker Flayderus, der die erste mir bekannte Dramatisierung der Sage geliefert hat, nachdem ein gewisser Küselen sie in seinem Itinerarium germanicum bereits 1607 im Anschluß an Dresserus in 37 lateinischen Distichen kurz erzählt hatte.

Fridericus Hermannus Flayderus ist um 1591 herum zu Tübingen geboren, wurde 1625 Magister, dann Professor des Griechischen und Lateinischen und starb als Universitätsbibliothekar im April 1640; ein ziemlich eintöniges Leben, das aber durch reiche poetische Produktion, über die man Scherers Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie vergleiche, ausgefüllt wird. Er wandelt mit der dramatischen Behandlung des Grafen von Gleichen nicht zum erstenmal in den Bahnen seines großen Vorgängers, sondern zahlreiche Beziehungen dokumentieren den mächtigen Einfluß des Terentius redivivus auf Flayderus, den auch seine Zeitgenossen richtig herausfühlten, indem sie ihm den Ehrennamen eines Frischlinus secundus verliehen. Wie Frischlin einen deutschen Stoff aus der Geschichte Karls des Großen für seine Hildegardis magna ergreift, bearbeitet Flayderus in seiner Imma portatrix die bekannte Erzählung von der Tochter Karls, wie sie den Schreiber über den schneebedeckten Hof trägt; hat Frischlin die Uebersetzung der Komödien des Aristophanes ins Lateinische begonnen, so will Flayderus sie zu Ende führen. Auch seine Uebersetzung des Anakreon ruft seines Vorgängers Bestrebungen zur Förderung des Verständnisses griechischer und lateinischer Klassiker ins Gedächtnis. So kann es nicht wunder nehmen, wenn er auch direkt von Frischlin in der Wahl eines Themas beeinflußt wird. Leider hat sich dessen Stück nicht erhalten, wir dürfen aber wohl an den zahlreichen andern Arbeiten Frischlins den Ludovicus bigamus des Flayderus (1625 aufgeführt und gedruckt) messen und beurteilen.

Der Prolog, den Charitas spricht, ist großenteils aus den Prologen der Casina, Captivi und Pönulus des Plautus und der Hecyra des Terenz zu-

sammengesetzt. Die ersten Verse sprechen von Frischlins deutschem Ludovicus, der bei den älteren Zuschauern als bekannt vorausgesetzt wird. Nach einigen Ermahnungen zur Ruhe stellt Charitas sich selbst vor, sowie den sie begleitenden Knaben Hymenäus, der, wie das Personenverzeichnis zeigt, von einem der ziemlich zahlreichen Kinder des Dichters gespielt wurde, gibt dann das Argument und versichert, daß hier keine schmutzigen Redensarten fallen und weder **leno** noch **meretrix** eine Rolle spielen werden, und schließt mit der Betonung der Nützlichkeit solcher lateinischer Vorstellungen für die Schuljugend.

Den ersten Akt eröffnen burleske, eigentlich nicht zur Handlung gehörige Scenen. Ein junger Diener klagt mit Worten des Pönulus über seinen Herrn, den er als echten Miles gloriosus schildert, der den Mädchen nachstellt, obwohl er von allen verlacht wird, und der den armen Knecht fast verhungern läßt. Die Wahrheit dieser Bemerkungen wird durch den Herrn Boncompagnus (eine italienische Namensbildung) bestätigt, der nach kaum ausgeschlafenem Rausche aus dem Hause wankt und Spiegel, Sporen und Kamm von dem Knaben fordert; doch der einzige zahnlose Kamm genügt ihm nicht, der Spiegel ist zerbrochen, und Sporen will der Kaufmann nicht hergeben, bis er bezahlt sei. So mangelt es überall an den notwendigsten Dingen, doch er weiß sie immer gut oder schlecht zu ersetzen; für das Essen findet er den einfachen Ausweg, daß er dem Knappen ein Stück Brot, das dieser erbettelt, wegnimmt und ihn damit tröstet, daß Hungern den Verstand schärfe. Dann wäre ich der klügste Mensch unter der Sonne, meint der Diener, und wenn mäßiger Speisegenuß das Leben verlängere, wie Boncompagnus sagt, glaube er ein volles Anrecht auf die Unsterblichkeit zu besitzen. Das sind Scherze, die fast zur Rüstung des **Miles gloriosus**, Capitano Spavento oder wie der bramarbasierende Soldat sonst in der Weltlitteratur heißen mag, gehören, die auch Calderon in seinem Richter von Zalamea im Gespräche zwischen dem edlen Don Mendo und seinem Diener treu verwertet hat. Boncompagnus erklärt dann seine Absicht um die Gräfin von Gleichen, deren Mann wohl längst in fernen Ländern gestorben sei, zu werben, nicht aus Liebe, aber sein leerer Beutel bedarf dringend der Aufhilfe; er baut bereits Luftschlösser, wie er die Bauern als Gutsherr schinden werde, doch werden sie sehr problematisch durch seine Erkundigungen bei Rosina (ein Name, der wohl aus Frischlins Hildegardis genommen ist), der herbeikommenden Dienerin der Gräfin, die ihm anfangs spöttisch, dann ernstlich solche Gedanken verbietet. Er hofft aber doch noch auf die Zukunft und zieht sich zurück, um seinen Rausch weiter auszuschlafen. In der nächsten Scene schüttet die Gräfin (comitissa) ihr Herz aus: 14 Jahre harrt sie ihres Gatten, den der schreckliche Krieg ihr entrissen, und er kehrt nicht zurück. Rosina sucht anfangs schlauerweise sie zu trösten, gibt aber dann plötzlich dem Gespräche eine andere Wendung, indem sie aus dem Fernbleiben eines Boten, den sie vor fünf Jahren ausgesendet, auf den Tod des Grafen schließt und die Gräfin zu einer neuen Ehe bereden will. Dieses Ansinnen weist die Gräfin entrüstet zurück; sie beneidet das Schicksal der Elisabeth von Thüringen, die, nachdem sie ihren Gatten auf dem Kreuzzuge verloren, ihm bald ins Grab nachgefolgt. Da naht sich (I, 5) der Bote Hermannus mit einem großen Monologe, der dem Curculio

(Vers 280 ff.) fast wörtlich entnommen ist. Er teilt der Gräfin mit, daß der Graf wohlbehalten bereits in der Nähe des Schlosses sei, eine Scene, die auffallende Aehnlichkeit mit Frischlins Hildegardis (I, 2) hat, wo Eberthalius vor Hildegardis und Rosina die Ankunft seines Herrn Carolus meldet. Die Gräfin preist sich glückselig und will den Boten mit Geschenken überhäufen, die er aber bescheiden ablehnt (siehe Hecyra Vers 848 ff.). Sie eilt schnell, die nötigen Vorbereitungen zu treffen, Hermannus spricht in einem kurzen Monologe seine großen Bedenken aus, ob die Gräfin wohl ebenso glücklich sein werde, wenn sie die sarazenische Jungfrau, die Ludovicus sich mitgebracht und die er wie eine Gemahlin behandle, sähe. Er eilt schnell dem Grafen entgegen, der bereits (II, 1) mit der Sultana und zahlreichem Gefolge herannaht; in dem Momente, wo er die geliebte Heimatserde mit tiefer Rührung begrüßt, erinnert er sich an alles, was die neue Geliebte für ihn gethan, und sichert ihr mit den heiligsten Eiden seine ewige Treue zu; Hermannus hört diese Versprechungen mit großem Entsetzen. Ludovicus läßt die Sultana nun zu einem Nachbar führen, bis er mit der Gräfin gesprochen, und sucht sich in einem Monologe, dessen Hauptstellen in jambischer Uebersetzung ungefähr so lauten, auf die Begegnung mit seiner Gattin vorzubereiten:

> Wie sprech' ich nun die teure Gattin an?
> Was soll ich sagen? Darf ich offen ihr
> Erklären, wie die Sache sich verhält?
> Vielleicht ist's besser, sie als Dienerin,
> Die ich gefangen nahm, jetzt auszugeben?
> Im Augenblicke dies, bald wieder jenes
> Rät mir mein Sinn, ich kann mich nicht entschließen.

Aus seinen Zweifeln reißt ihn das Herannahen der Gräfin mit den beiden Söhnen Sigismundus und Ludoviculus. Er begrüßt sie herzlich, aber nicht ohne Verlegenheit, während ihre Wonne keine Grenzen kennt. Befremdet fragt er: Was sollen diese vielen Umarmungen? Doch sie läßt sich nicht zurückhalten, bis das Glück sie überwältigt; aus ihrer Ohnmacht erwachend, findet sie sich in den Armen ihres Gatten, der sie in die Burg führt, wohin sich auch Hermannus, der die Sultana geleitet hat, begibt.

Auf die Nachricht von der Ankunft des Grafen eilt (III, 1) der Kapellanus herbei, der in früheren Tagen oft an seiner Tafel gesessen, und trifft Hermannus vor dem Schlosse, der die Gelegenheit benutzt, ihn zu fragen, ob ein Mann zwei Frauen ehelichen dürfe, was der Mann der Kirche entschieden verneint. Auf Hermannus' Verweise auf das Alte Testament entgegnet er: Das mag damals erlaubt gewesen sein, die katholische Kirche kann es nicht gestatten. Mir — fügt er schmerzlich hinzu — ist nicht einmal eine Gattin zugestanden, obwohl ich sie schmerzlich entbehre. Doch jetzt forscht er weiter, was diese sonderbare Frage zu bedeuten habe, und Hermannus rückt bald mit der Wahrheit heraus, die den Kapellanus mit schmerzlicher Entrüstung erfüllt; nichtsdestoweniger geht er in die Burg, um den alten Freund zu begrüßen. Zu Hermannus gesellt sich Falerna, die Dienerin der Sultana, die nachsieht, ob die Gemahlin des

Grafen nicht bald abgeholt werde. Hermannus weist diesen Titel als ungebührlich zurück, sie geraten in Streit, der durch Rosina, die herbeieilt, um Bestätigung für die Mitteilungen über die Doppelehe, die ihr der Begleiter des Grafen, Carlomannus, gemacht, zu erhalten, noch mehr entflammt wird. Es setzt ein mit vielen plautinischen Phrasen ausgeschmücktes Zungengefecht zwischen den beiden Weibern; Rosina nennt die Sultana eine hergelaufene Dirne und entgegnet auf die Proteste Falernas: Wenn ein Frauenzimmer für keusch gelten will, bleibt sie zu Hause und läuft nicht verheirateten Männern nach. Vergebens suchen Hermannus und Carlomannus sie zu trennen, bis endlich Falerna wutentbrannt zu ihrer Gebieterin stürzt. Das Geschrei hat unterdessen auch die Gräfin herbeigelockt, die anfangs vergeblich nach der Ursache des Streites forscht. Doch bald platzt Rosina heraus: Ich wollte nur gern wissen, wer das Weib hier in der Nähe ist!

> Gräfin. Was für ein Weib ist hier in unsrer Nähe?
> Ros. Vor dir verborgen ... Gräfin. Rede, was soll das?
> Ros. Man sagt, sie sei die Gattin ... Gräfin. Gattin? Wessen?
> Ros. Des Herren? Gräfin. Welches Herren? Ros. So erzählen
> Die Leute ... Gräfin. Ludwigs? Ros. Ja, des Grafen Ludwig.
> Gräfin. Was faselt diese Thörin?

Doch Hermannus bestätigt diese Nachricht. Zuerst findet die Gräfin gar keine Worte für diese Schandthat; das also, ruft sie dann klagend aus, das ist die Dienerin, die er mir mitgebracht zu haben vorgibt?

> Soll ich die Buhlerin im Hause sehen,
> Mit der allein mein Gatte künftig redet,
> Mit der allein in dieses Schlosses Hallen
> Er weilet, die allein er dann liebkost?
> Wird er mich von sich stoßen mit den Söhnen,
> Den teuren, mich dann arm und hilflos lassen?
> Was soll ich leben? Warum sterb' ich nicht?
> Ich von der fremden Dirne fortgetrieben!

Nur auf Gottes Hilfe, die sie unter Thränen anruft, kann sie in dieser Lage noch bauen.

Eine Scene der Kinder des Grafen macht den Anfang des vierten Aktes. Ludoviculus hat von einer neuen Mutter gehört und erzählt davon dem älteren und verständigeren Sigismundus, der ihn wegen seiner Leichtgläubigkeit auslacht. Wie auch die Sache sich verhalten mag, Sigismundus beschließt, fest zu seiner Mutter zu stehen, während der jüngere auch der andern Gattin seines Vaters kindliche Liebe entgegenbringen will. Beim Herannahen der Sultana zieht sich Sigismundus grollend zurück, Ludoviculus aber läuft ihr entgegen, dankt ihr für den Vater, den sie seinen Kindern wiedergeschenkt, und bittet sie um ihre mütterliche Liebe. Sultana, die Rosinas Reden über die Treulosigkeit des Grafen keiner Beachtung würdigt, nimmt ihn freundlich auf und zieht mit ihm in die Burg.

Wie ein Intermezzo nehmen sich die folgenden allzulang ausgesponnenen

Scenen aus. Der Knappe des Boncompagnus, der seinem Herrn fortgelaufen und im Schlosse Unterkunft gefunden, sucht sich vor dem herannahenden früheren Gebieter zu verstecken. Boncompagnus hält nun einen Monolog von neun Seiten, in dem er nach dem einem plautinischen Fragmente entnommenen Vergleich zwischen dem Magen und den Tageszeiten seine im einzelnen oft sehr amüsante Biographie erzählt. Er teilt einiges über seine juridischen Studien an der Universität mit, wobei ihn das Küchenrecht immer mehr interessierte als das Kirchenrecht, und über seine Dissertation: **De temperantia**, die ein anderer für ihn geschrieben; während dieser Lehrjahre macht er eine Anzahl schlimmer Streiche, verführt Mädchen, schlägt den Lehrern die Fenster ein, verunreinigt die Hausschwellen, um schließlich Tag für Tag mit einem Rausch zu Bette zu gehen. Dabei sind natürlich die Studien schlecht weggekommen, dafür hat er mit französischen und italienischen Floskeln herumzuwerfen gelernt. Bei diesem lustigen Leben wächst natürlich ein schönes Sümmchen Schulden an; eines Tages rücken ihm sämtliche Gläubiger auf den Leib: Wirte, Buchhändler, Musikanten, Goldarbeiter, Barbiere, Leineweber, Aerzte, Apotheker, Schwertfeger, Weiber mit Kindern, die sie als seine bezeichnen, Ammen u. s. w., und nur mit Mühe erlangt er Aufschub, bis ein Bote Geld von seinen Eltern bringe, dessen Rückkehr er aber klugerweise nicht abwartet. Diese Situation erinnert stark an Wichgrevs **Cornelius relegatus** (1600), wo im vierten Akte eine ganz ähnliche Scene sich auf der Bühne abspielt; auch die **Imma portatrix** hat in Eginhards Verurteilung eines Kochs, der eine Bauerndirne verführt hat, ihre Analogie in Wichgrevs Komödie, wo der Rektor den Anwalt des geschändeten Mädchens macht.

Er durchstreift dann die ganze Welt, bis er endlich hier in Thüringen sich fest unter dem Namen Boncompagnus ansiedelt. Der Besitz der Gräfin soll seinem ruhmvollen Leben die Krone aufsetzen; hat er einmal ihre Hand, so wird er, wie der Fischer Gripus im Rudens, ein König unter Königen sein und eine Burg erbauen, die seinen Namen tragen soll. Wie er ins Schloß will, tritt ihm Hermannus, der noch den letzten Teil seiner Rede mit Verwunderung angehört hat, entgegen und verweigert ihm den Eintritt. Boncompagnus glaubt ihm durch Prahlereien und hochmütige Redensarten, die Flayderus aus dem Pseudulus und Pönulus sich angeeignet hat, imponieren zu können, aber Hermannus spottet nur über ihn, so daß der beleidigte Ritter schließlich seinen letzten Trumpf ausspielt, indem er sich als Bräutigam der Gräfin vorstellt. Für diese Frechheit erhält er von Hermannus tüchtige Prügel, wobei Carlomannus und der Knabe, der mit großer Wonne über seinen einstigen Herrn herfällt, wacker sekundieren. Die ganze Szene ist großenteils wörtlich dem fünften Akte des **Miles gloriosus** entnommen. Sehr gedemütigt muß der Ritter abziehen, indem er die Mahnung an die Zuschauer richtet, sich sein Beispiel vor Augen zu halten und nie reichen Witwen nachzustellen.

Im fünften Akte kommt wieder die Handlung zu ihrem Rechte. Die Sultana beklagt ihr Schicksal in Versen der Allmene aus Plautus' Amphitruo: alles verschwört sich gegen sie, mit Gewalt will man ihr den Gatten entreißen, und sie bedauert die Deutschen; zu Hause — meint sie — müßte ich nicht so jammern,

eine brave Gattin soll mit einem Mann zufrieden sein; wie kann aber ein Mann sich an einer einzigen Frau genügen lassen? Damit scheint sie gegen die im Mercator des Plautus (IV, 6) ausgesprochenen Ansichten der Syra zu polemisieren. Zu ihr gesellt sich Falerna, die ihrer Wut gegen den Grafen und seine Diener offen Ausdruck gibt; man muß anerkennen, daß sie den Monolog des Geta aus den Adelphi des Terenz (Vers 299 ff.) recht gut memoriert hat. Noch einmal bestürmt die Sultana den Grafen, der in christlicher Kleidung ihr entgegentritt. Sie ruft ihm die großen Opfer, die sie ihm gebracht, ins Gedächtnis zurück (Andria, Vers 270 ff.) und erinnert ihn an seine Eide. Sie erklärt sich mit der Stellung als niedere Magd zufrieden, wenn er sie nur bei sich dulden wolle. Er schwört ihr nochmals ewige Treue und wiederholt diese Versprechungen vor Carlomannus und Falerna, die ihn anflehen, ihre Gebieterin nicht zu verlassen; mit einem Anklang an Horaz ruft er aus:

Tecum, mea Sultana, vivam, tecum pol obeam lubens.

Jetzt naht auch die Gräfin mit ihren Kindern, und dieselbe Szene, nur mit veränderter weiblicher Hauptfigur, spielt sich vor uns ab. Auch sie begehrt seine Magd zu sein, und wie die Sultana dieses Ehrenamt für sich in Anspruch nehmen will, erwidert sie ihr barsch: Was soll denn eine Magd nützen, die nicht waschen, Holz hacken und Zimmer putzen kann und wohl auch keine Prügel haben will. Es entsteht ein großer Streit, der Graf bittet die beiden Frauen, bis aus Rom die kirchliche Entscheidung, um die er gebeten, angelangt sei, ruhig zu warten. Zum Ueberfluß kommen auch Rosina und Hermannus, für die Gräfin Fürbitte einzulegen, so daß der gute Graf sich kaum mehr zu fassen weiß und tragikomisch ausruft: Ich hoffte, zwei Frauen zu bekommen, jetzt wollen beide Mägde sein! Wie soll das enden? Weinend zieht er sich zurück und läßt die beiden verzweifelnden Frauen allein. Da erscheint der rettende Bote des Papstes, der dem schnell herbeigeholten Grafen die Zustimmung der kirchlichen Obrigkeit zu einer Doppelehe übergibt. Der Kapellanus macht da natürlich keine weiteren Einwendungen mehr, sondern traut sie sofort. In stürmischem Jubel umarmen sich die beiden Gattinnen und vereinen sich in ihrer Liebe für den einen Mann.

Zum Schlusse werden noch Rosina und Carlomannus, sowie Falerna und Hermannus in aller Eile vermählt, von deren Liebe der Leser und sie selbst wohl auch bis dahin nichts verspürt haben; aber es mag dem Dichter wohl als effektvoller Abschluß erschienen sein.

Die echt plautinische Aufforderung an die Zuschauer, fortzugehen, denn keiner der Darsteller werde wieder erscheinen, schließt das Stück.

In seinen Orationes et Epigrammata gibt Flayderus an, daß ihm die Rhetorica des Dresserus als Quelle vorlag; er hat sich auch in den äußeren Umständen daran gehalten; eine bedeutende Abweichung gestattet er sich nur bei der Ankunft des Grafen, der die Sultana zuerst für eine Dienerin ausgibt, ein sehr unglücklicher Gedanke, der den Helden selbst seines offenen und ehrlichen Vorgehens verlustig macht, wodurch er einige Sympathie erwecken konnte. Wieder hat Plautus durch seinen Mercator den Anstoß dazu gegeben, wo Charinus sein

Liebchen, das er sich mitgebracht, als Dienerin seiner Mutter vorführt. Aber Flayderus weiß mit dem Stoffe in einer seinen dichtenden Zeitgenossen fast unbekannten Weise umzugehen: er dialogisiert ihn nicht, er dramatisiert ihn. Der prägnanteste Moment der Handlung ist erfaßt für die Exposition, die Vorgeschichte des Grafen durch gelegentliche Bemerkungen klar gemacht, während es viel zeitgemäßer gewesen wäre, ab ovo, von dem Auszuge des Grafen in den Krieg, zu beginnen. Einheit des Ortes und der Zeit sind ohne Mühe gewahrt, Auf- und Abtreten der Personen meist wohl motiviert. Vortrefflich vor allem ist der erste Akt, während im vierten die Handlung stockt und komische Episoden sich allzu breit machen und im fünften die Parallelszenen mit ihren eintönigen Klagen etwas ermüdend wirken. Die Bühnentechnik hat Flayderus von Frischlin gelernt, aber er hat ihn weit überholt. Der erste Akt des Ludovicus hat eine auffallende Verwandtschaft mit dem ersten Akte der Frau Wendelgard, die da über ihren totgeglaubten Gemahl klagt, doch wie viel reicher und lebendiger hat Flayderus diese Exposition zu gestalten gewußt. Und wenn zum Schlusse Wendelgard und ihr zurückgekehrter Gatte Ulrich beim Bischof um Lösung des von ihr abgelegten Gelübdes bitten, so fühlt man kaum, wie schwer und verhängnisvoll sich der Ausspruch des Kirchenfürsten gestalten könnte; bei Flayderus leben wir den Kampf in der Seele der beiden Frauen wirklich mit, wir sehen, wie sie mit allen Mitteln den Mann sich zu erhalten suchen, und psychologisch fein beobachtet ist der Streit, welche ihm dienen soll. Lebendig sind auch die übrigen Figuren charakterisiert; daß aus Ludovicus selbst nicht viel zu machen war, liegt in dem Stoffe selbst, und Flayderus ist klug genug, ihn in den Hintergrund zu stellen und die Frauen spielen zu lassen; freilich wird dann ihre Liebe zu dem Manne, den wir nur immer über seine Unschlüssigkeit jammern hören, ziemlich unbegreiflich. Er ist mehr tragikomisch als tragisch. Was die komischen Szenen betrifft, tritt er auch da in die Fußstapfen Frischlins, ist aber entschieden feiner, diskreter und vor allem deutscher; die Figur eines Miles glorlosus war im Jahre 1625 kein künstlicher Pyrgopolinices redivivus, und den bei Frischlin so beliebten Parasitus hat Flayderus nirgends angebracht. Auch in seiner Diktion, besonders in der Vorliebe für Retardationen, die mehr ermüdend als spannend wirken, folgt er seinem Meister. Was sein Werk am meisten schädigt, das ist ein Fehler der Zeit, die nicht mit eigenen Worten denken kann, sondern fortwährend klassische Citate im Munde führt. Es gibt nicht gar zu viele Verse im Ludovicus bigamus, die man als originell bezeichnen kann; anzuerkennen ist nur, daß diese Entlehnungen dem Geiste des Stückes nicht widersprechen, was bei Frischlin nicht immer der Fall ist, besonders wenn er Stoffe der biblischen Geschichte dramatisiert. Aber nicht nur in Bezug auf dramatische Technik steht das Stück als „rara avis“ da; daß zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein Dichter einen so katholischen Stoff ohne jeden protestantischen Chauvinismus auf die Bühne brachte, ist nie genug zu bewundern; wie hätte kaum ein Jahrhundert früher Naogeorg die Erlaubnis des Papstes in den Vordergrund gestellt und mit aller Kraft seines dramatischen Talentes angegriffen.

Noch das 17. Jahrhundert brachte eine neue Bearbeitung der Sage: in Erfurt erschien 1689: „Der beglückseeligte Sclav oder Personirte auff einmahl zwey

beweibte christliche Graf von Gleichen / in einem Freudenspiel auffgeführet von Rathian" (Pseudonym J. Riemers, der auch als Verfasser anderer Komödien bekannt ist). In der Vorrede verspricht der Autor in dem Stücke die Frage zu erörtern: „Ob man per transfusionem sanguinis könne kuriert werden," ein sehr poetisches Motiv. Dann erzählt er, daß das Stück von der Herrschaft, bei der er Hofmeister war, gespielt worden und er selbst nicht weniger als fünf Rollen zu agieren hatte.

Der erste Akt bringt den Abschied des Grafen Similandro von seiner Frau Celina und seiner Tochter Condina und das parodistische Seitenstück, den Abschied seines Dieners Kribilifex von dem Dienstmädchen Feuerfachs. Im zweiten Akt ist der Graf Gefangener des Sultans und soll gerade geköpft werden, als sich Mahometana, dessen Tochter, die „Inklination" für den schönen Christen fühlt, dazwischen stürzt und durch Bestechung ihn rettet. Der Graf flieht mit ihr, da sie, obwohl er ihr offen bekennt, daß er schon eine Gattin habe, mit der Stellung einer Magd zufrieden zu sein erklärt. Kribilifex, der bei der Gefangennahme seines Gebieters entflohen, meldet der Gräfin seinen mutmaßlichen Tod. Sie wird ohnmächtig zu Bett gebracht, Similandros Geist erscheint ihr, tröstet sie und läßt ihr sein blutbeflecktes Kleid und einen Dolch zurück, den sie sich beim Erwachen verzweifelnd in die Brust stößt. Unterdessen sind die Flüchtigen bis in die Nähe des Schlosses gekommen, wo der Graf die Heidin unter einem fürchterlichen Gewitter tauft. Ein Diener meldet ihm, daß die Gräfin schwer verwundet sei und niemand erkenne. Graf und Mahometana, die sich ihrer Kollegin „rekommandieren" will, eilen zu ihr, finden sie aber sehr schwach und matt; zur Abwechselung will nun der Graf aus Verzweiflung über ihre völlige Geistesabwesenheit sich erstechen, doch der Hofmarschall Nullopistus hält ihn zurück, indem er von der neuen Heilmethode der Transfusion des Blutes erzählt, von der er sich großen Erfolg verspreche. Der Arzt Tardus wird geholt, der in marktschreierischer Weise über Entstehung und Bedeutung der Wunderkur Aufschluß gibt. Er gießt der Gräfin Blut aus dem Arme Similandros ein, sie erholt sich sofort und kommt zu vollem Bewußtsein. Nach längeren Erörterungen über die Möglichkeit einer Doppelehe kommt die Nachricht, daß das Kirchenkonzil zu Venedig eine Trauung zur linken Hand gestattet habe, die auch sofort zur größten Zufriedenheit aller beteiligten Personen vollzogen wird. Dieses unbedeutende Produkt weicht nicht aus dem Geleise der Weiseschen Komödien, verfährt sich aber stark in den Sand der Banalität. Die zahlreichen burlesken Szenen sind roh und bewegen sich in den abgeschmacktesten Phrasen; so sagt z. B. Kribilifex zu Feuerfachs: „Ach, du liebes Bäuchküssen, habe Fuderweiß Danck für den Mist deiner Gewogenheit." Hauptsache sind, wie bei Weise, die „politischen" Exkurse, nur sind sie hier viel weitschweifiger und ermüdender. Quelle ist die Historia Erfurtensis des Gudenus, die Riemer an manchen Stellen, so in der Liebesszene zwischen dem Grafen und der Mahometana fast wörtlich benutzt. Aus irgend einer der bekannten Versionen stammt die kirchliche Genehmigung, die dort fehlt. Erfunden ist die Erscheinung des Grafen als Geist und der Gräfin Selbstmordversuch, bei den Haaren herbeigezogene alberne Effektstücke. Charakteristik hat der Autor kaum versucht und begnügt sich mit einer oberflächlichen Behandlung der äußerlichsten Thatsachen.

Geschmackloserweise macht zu Beginn des 18. Jahrhunderts Hoffmann von Hoffmannswaldau die Erzählung zum Gegenstande einer seiner vielgepriesenen Heroiden; das Gefühl, wie unmöglich so eine schwierige Situation sich durch einen Briefwechsel aufklären könne, wandelte ihn wohl kaum an, als er den Brief des Grafen an seine Gemahlin und ihre Antwort in Alexandrinern abfaßte. Der Graf schildert seine Schicksale von seiner Gefangennahme ab und rühmt die Hilfe, die ihm die Tochter des Sultans erwiesen.

Sie half mir manchesmal die faulen Ochsen treiben . . .
Ihr Fürtuch hat mir offt den sauren Schweiß vertrieben . . .

Sie muß belohnt werden, und dafür gibt es nur den einen Weg, daß die Gattin sie freundlich aufnimmt. Du mußt vernünftig sein, spricht der Graf:

Dir bleibet doch der Kern / sie sättigt sich mit Schalen /
Du hast das beste Brodt / sie nimmt die Brocken an.

Die Antwort der Gräfin beginnt mit einer äußerst frauenzimmerhaften Entschuldigung der schlechten Schrift. Sie malt ihre trostlose Einsamkeit aus und läßt ihrer Freude, ihn wiederzusehen, freien Lauf. Und diejenige — fährt sie fort — die mir dieses Glück verschafft, ich sollte sie nicht lieben so wie du?

Ich will sie ungescheut stets einen Engel nennen,
Der nur zu unserm Schutz mit uns zu Bette geht.

Die Darstellung ist geziert, die Schilderung der Gefangenschaft des Grafen ziemlich roh. Das Gedicht war sehr beliebt, es beeinflußte die historische Darstellung der Sage in J. B. Hellers Merkwürdigkeiten aus Thüringen (1725) und führte wohl auch W. Smets, den Sohn der Sophie Schröder, zu seiner Epistel: Ernst Graf von Gleichen an sein deutsches Eheweib (1824). In zwölf Strophen besingt auch Löwen (1769) die Befreiung des Grafen, ohne jeden Reiz der Darstellung. Als Erzählung erschienen 1744 die „besonderen Avantüren Ludwigs Grafen von Gleichen . . . von Verulamio", ein Werk, das nach Hesse mit einem 1725 erschienenen „thüringischen" Robinson identisch sein soll. Auf ungefähr 20 Seiten wird die eigentliche Sage erzählt, nahezu 300 Seiten behandeln die Erlebnisse der türkischen Prinzessin, die beinahe so vielerfahren wie die Landstörtzerin Courage ist.

Auf Goethes Stella hier näher einzugehen, ist unthunlich; es ist eigentlich mehr ein analoger Stoff, der aus Goethes Freundeskreise neue Nahrung gewinnt, als die alte Sage, die nur in der ersten Fassung, von Cäcilie erzählt, die Lösung herbeiführt. Wir stehen aber von vornherein auf ganz modernem Boden, und das tragische Ende der zweiten Fassung, wo der Hinweis auf die kirchlich erlaubte Doppelehe des Grafen von Gleichen ziemlich überflüssig erscheint, ist eigentlich der allein berechtigte Schluß. Details, wie die Kriegszüge Ferdinands, der weit mehr bewußter Sünder ist als der ehrliche Graf, erinnern an die Sage, im ganzen aber liegt die Bedeutung der Stella für unsere Zwecke nurdarin, daß sie wieder auf den Grafen von Gleichen aufmerksam machte;

dieser äußerlichen Anregung dankt wohl Hahns Siegfried, ein Singeschauspiel (1779), seine Entstehung. Das Stück beginnt mit dem Einzug der türkischen Truppen in Konstantinopel. Der Kaiser empfängt sie nicht gerade in freudigster Stimmung, er hat gerade sentimentale Anwandlungen; was er wünscht, ist nicht irdisches Glück, er möchte,

> In süßem Schwindel ganz in Wonneduft zerflossen,
> Hinrauschen in entzückenden Gesichten hin —
> Durch ein weites Goldmeer;

in diesem Stile phantasiert er weiter, bis ihm die Gefangenen vorgeführt werden, worunter Graf Siegfried von Gleichen und sein Waffengenosse Waldemar. Siegfried stellt sich feige, ohne beim Kaiser Glauben zu finden. Allein gelassen macht Waldemar dem Freunde Vorwürfe wegen seines Versteckspiels, doch Siegfried erwidert, es sei besser, sich nicht bloßzustellen, sondern zu warten, bis die Freiheitsstunde schlage. Sie werden beide ins Gefängnis geworfen. Die nächste Szene bringt ein Gespräch Zulimas, der Tochter des Großveziers, und ihrer Sklavin Philaide, die aus Griechenland stammt. Philaide versichert, sie habe eigentlich noch nie geliebt:

> Wenn Wohlgefallen an der schönen Seele,
> Wenn Thränen, dem Unglücklichen geweint,
> Für Liebe gelten: o, so hat
> Oft Philaide schon geliebt.

Die Ankunft der Sklaven vertreibt sie von ihrem Platze. Siegfried, zur Gartenarbeit bestimmt, muß sich von Waldemar trennen. Es bricht ein Aufstand unter den Sklaven los gegen den Aufseher, Siegfried will ihn beschützen, aber während er für ihn kämpft, fällt dieser an seiner Seite: Siegfried wird für den Mörder gehalten und ins Gefängnis gebracht, wo wir ihn im zweiten Akte wiederfinden, sich für den Tod, den er erleiden soll, vorbereitend. Philaide eilt in Männertracht zu ihm, verzweifelt über das Todesurteil und sucht vergebens, den Kerkermeister zu bestechen. Sie bekennt dem Grafen ihre glühende Liebe, die ganz plötzlich erwacht ist, er nimmt ihr Geständnis freundlich und ohne Einwand auf. Sie versucht, beim Großvezier Gnade für ihn zu erbitten, doch erfährt sie nur schroffe Zurückweisung. Schnell kehrt sie zum Kerker zurück, es folgt ein Duett ganz à la Trovatore, er drinnen, sie draußen. Auf ihr Klopfen öffnet der Wächter, sie setzt ihm den Dolch auf die Brust, und er läßt sich von dem „verwegenen Ding“, wie er sie nennt, binden, worauf Siegfried und Philaide fliehen.

Im dritten Akte kommt Siegfrieds Gemahlin Mathilde als Pilgerin in eine Bauernhütte, wo sie auf dem Wege, ihren Gatten zu suchen, Rast macht. Nicht lange darauf finden auch Siegfried und Philaide, die von der Wanderung sehr ermüdet ist, dort Aufnahme. Beim Anblick des Pilgers, der seiner Mathilde auffallend gleicht, regt sich das Gewissen des Grafen, er versucht, sein Gefühl für Philaide zu analysieren, ob es mehr als Dankbarkeit oder sogar Untreue gegen Mathilde sei. Die letztere tritt zu ihm, ohne ihn anfangs zu erkennen,

und fragt, wer das Weib in Männerkleidern sei. Siegfried ist erstaunt, daß sie die Verkleidung durchschaut; Mathilde hat aber sein „zärtliches Gewinsel" gleich auf die rechte Spur gebracht. Er erzählt dem vermeintlichen Pilger von seiner Gattin in der Heimat, die er hier aus Erkenntlichkeit und Menschenpflicht entehren müsse. Mathilde, die ihn jetzt erkennt, muntert ihn auf, mit ihr zum heiligen Grabe zu ziehen und so schimpfliche Liebesbande von sich abzuschütteln. Er ist auch bald dazu bereit; da stürzt Philaide in seine Arme, und er ist wieder in den alten Ketten.

Doch das kann sein Weib nicht länger ertragen, sie gibt sich kund, und er eilt von Philaide zu ihr. Philaide will verzichten, doch die ältere Gattin will das nicht zugeben; sie schließt sie an ihr Herz und ruft:

Dein sei er, dein, wie mein.

Der Graf stimmt bei:

Mein seid ihr beide, bis der Tod uns trennt.

Einer singspielmäßigen Behandlung muß dieser spröde Stoff von vornherein widerstreben, bei dem es darauf ankommt, das Sonderbare der Begebenheit durch sorgsame Zeichnung der Charaktere glaubwürdig zu machen. Es mußte Hahn mehr auf dramatisch packende leichte Effekte ankommen, daher bringt er wohl auch die Pilgerszene, die durch das volksmäßige Motiv der Wiedererkennung wirksam werden konnte, statt den Grafen nach Haus zu führen. Die Figur des Grafen zu heben, bemüht er sich gar nicht, sondern drückt ihn durch Züge der Feigheit noch mehr herab. Das Stück ist eine gewöhnliche Dutzendproduktion in einem höchst phrasenhaften Stile, nur in einigen Liedern bricht einfacher Volkston durch. Die Quelle läßt sich, wie bei den meisten folgenden Werken, nicht genau angeben, da bereits zusammenfassende Arbeiten vorlagen. Er vereint die Version, die von der Feldarbeit des Grafen erzählt, mit der von seiner Einschließung; seine Idee ist es, eine europäische Sklavin zu seiner Befreierin zu machen.

Das Volksmärchen von Musäus „Melechsala" (der Name der türkischen Prinzessin bei Gleichmann) darf ich wohl als bekannt oder wenigstens als so leicht zugänglich voraussetzen, daß eine genaue Inhaltsangabe überflüssig erscheint. Musäus hat die Sage reich ausgestattet: eine Reihe komischer und ernster Figuren gruppieren sich um die bekannten Personen, jedes Detail des Stoffes, wie des Grafen Gärtnerdienste, die Erlaubnis des Papstes &c., wird in amüsanter Weise ausgeführt. Das Märchen ist außerordentlich dramatisch gedacht, die Parallelfigur des Grafen in Gestalt des Knappen Kurt sehr glücklich erfunden, aber ein „Volks"märchen ist es ebensowenig wie Musäus' übrige so benannte Produkte. Es fehlt vor allem die Naivität, an deren Stelle ein unvolkstümliches Ironisieren, besonders über die Kirche, und Effekthascherei, wie bei der zuerst abschlägigen Antwort des Papstes, tritt. Die echte Gläubigkeit des Märchens wird man bei Musäus immer vergebens suchen. In der Tendenz gegen die römische Kirche steht seinem Werke Fr. Leop. Stolbergs Ballade: Graf Gleichen (Deutsches Museum, 1782) nahe; er kennt vielleicht Musäus, wenigstens läßt die Empörung der Geistlichkeit gegen die Doppelehe, wobei sich

der noch freie Stolberg höhnische Bemerkungen über den weiten Magen der Kirche erlaubt, daran denken. Er macht das eheliche Glück noch anschaulicher, indem er der armen Sarazenin den ihr bis dahin immer grausam verweigerten Kindersegen zu teil werden läßt. Daß ich den Roman: Elika Gräfin von Gleichen (1789), der einen gewissen Springsguth zum Verfasser hat, nicht kenne, brauche ich wohl nach einer Recension der Allgemeinen Litteraturzeitung, die ihn als schlechte Richardsoniade hinstellt, nicht zu bedauern.

Schon Hahn nähert sich in mancher Beziehung dem Ritterstücke; als solches wurde die Sage behandelt von dem bekannten Julius Reichsgraf von Soden in seinem 1791 erschienenen Schauspiel: Ernst Graf von Gleichen, Gatte zweier Weiber. In der Vorrede bekennt der Verfasser dem Sagittarius (Historia der Grafschaft Gleichen, 1732) gefolgt zu sein. Der erste Akt bringt den Abschied des Grafen Ernst von seiner Gemahlin Bertha und seinen zwei tapferen Jungen, die er unter dem Schutze Hansens von Bergas zurückläßt, obwohl Bertha ihm die heimlichen Liebesgeständnisse, mit denen der falsche Ritter sie verfolgt, offenbart. Der Graf erwidert zuversichtlich: „Ich müßte an Menschenwürde zweifeln! Er muß dich schätzen, denn er liebt dich." So zieht er denn ruhig fort. Im zweiten Akte ist er bereits als Gefangener bei Othman, dem Sultan von Alkaire, einem aufgeklärten Herrscher, dem er durch sein würdevolles Entgegentreten ungemein imponiert. Nach und nach entwickelt sich ein Liebesverhältnis zwischen ihm und der Tochter des Sultans Fatime, die von einer deutschen Sklavin Zaide erzogen worden; er sucht durch Erinnerung an seine Bertha die neue Glut zu dämpfen; doch die offene Frage des Sultans, der durch Zwischenträger von heimlichen Zusammenkünften gehört, ob er Fatime liebe, macht ein klares Aussprechen notwendig, und nach längeren Kämpfen gibt Othman seine Einwilligung zur Ehe, die auch der Graf jetzt für möglich hält: „Fatime ist ein Engel wie Bertha. Engel müssen sich lieben," meint er. Sie erreichen die Heimat gerade, wie das Totenamt für den nach Bergas falschen Angaben verstorbenen Grafen abgehalten wird. Der Graf sucht zuerst Bertha allein auf, das verräterische Treiben Bergas wird enthüllt und die mit Zögern gemeldete Zustimmung des Papstes von der älteren Gemahlin mit Jubel aufgenommen. Sie eilt zu der neuen Schwester, drückt sie freudig in die Arme, und unter allgemeiner Befriedigung, die ihren Höhepunkt erreicht, wie der Kastellan des Schlosses in Zaide seine geraubte Tochter erkennt, spricht der Graf die Schlußworte: „Ewig stehe dieses Denkmal, daß Tugend und Empfindung alles heiligt, daß sie selbst Quellen irdischer Freuden eröffnet, die dem fühllosen Schwelger weise Gesetze verschließen!"

Auch in diesem Stücke werden die innerlichen Konflikte ziemlich äußerlich abgemacht, freilich nicht so wie bei Hahn, daß sie gänzlich übergangen werden. Hier tritt an Stelle herzlicher Empfindung die Phrase, die glänzende schillernde Phrase des Sturms und Drangs, das anmaßende Selbstlob der Helden des Ritterstücks. Denn Ritterstück ist dieses Drama durch und durch, und nur von diesem Standpunkt aus darf es beurteilt werden. Soden klammert sich mit aller Gewalt an Klinger und steht mit dem Götz von Berlichingen auf intimem Fuß; den übermäßigen Preis des Deutschtums hat ihn vielleicht der edle Thörringer

gelehrt. Aus jeder Zeile seiner pathetischen Reden, die mit „Schlagern", wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, überladen sind, grüßen uns gute Bekannte. Da wird an der Menschenwürde festgehalten, vom Geburtsbrief der Natur gesprochen, eine Religion der Liebe über den Konfessionen gesucht, die Vorrechte des Adels geleugnet — denn alle edlen Wesen haben nur eine Herkunft —, Natur und Gesetz stehen im Kontrast, und ähnliche Sätze, an denen das Wörterbuch der begeisterten Schüler Rousseaus so reich ist. Im Mittelpunkt der Handlung steht der Graf, ein Ausbund aller Tugenden, kurz, um in Sodens Stil zu reden, ein „Deutscher". An seiner Seite ein „deutsches" Weib, die Kinder echte Heldenknaben, die lieber in den Stall gehen als in die Küche und denen ein blinkendes Schwert ihr liebstes Spielzeug ist. Ihn begleitet ein „deutscher" Ritter, und der Sultan, der beliebte aufgeklärte Despot, der schon von Schiller her bekannte Greis mit dem Silberhaar, wetteifert in Edelmut mit den christlichen Personen, so daß er würdig wäre, ein Deutscher zu sein. Motive, wie der Auszug aus der Burg, die Ansprache des Grafen an sein Gefolge, das höchst gezwungene Wiederfinden des Kastellans und seiner Tochter gehören fast zum Inventar des Ritterstücks. Soden hält sich treu an seine Quelle; die europäische Sklavin und der Name des Sultans Othman stammen aus Musäus. Seine Erfindung ist die Figur Bergas, in direkter Anlehnung an die Genofevasage. Im ganzen macht das Stück trotz seiner groben Unwahrscheinlichkeiten keinen ungünstigen Eindruck: frisches Leben pulsiert darin, die Handlung geht munter vorwärts, dankbare szenische und dekorative Effekte werden nicht verschmäht, und die Sprache hat etwas Kerniges und Natürliches, dessen Reiz freilich sehr beeinträchtigt wird, wenn man es als Anleihe bei größeren Geistern erkennt.

Als höchst sonderbar darf der Versuch bezeichnet werden, den Stoff des Grafen von Gleichen in der Form der griechischen Tragödie zu behandeln. Diese sinnige Idee war Ch. Schütz vorbehalten, der 1807 in einem Trauerspiel mit Chören die Rückkehr des Grafen vorführte. Er endet das Stück in dem Augenblicke, wo der Graf mit Halef, der Sultanstochter, die von einer christlichen Mutter geboren, in das Schloß einzieht. Zu einem Wiedersehen mit der Gattin kommt es in diesem Stücke gar nicht. Von dem Reiz der Sprache, die wohl ebenfalls griechisch sein soll, mag folgende Stelle einen kleinen Begriff geben; ein Bote berichtet, daß der Papst die Doppelehe bewilligt:

> Weil nicht aus irdischer Begier entsprossen sei
> Nach ihm die Sehnsucht, die ihr zu verklären, der
> Vom Christentum Ergriffnen zwar, doch nicht darin
> Bereits Bewährten, leicht zerstörend könne sein,
> Für eine Blume, die so zart zu knospen schien . . .

Auch dieses Werk zeigt, wie eine Reihe der früher besprochenen, eine bemerkenswerte Veränderung in der Gestaltung der Sage: der religiöse Konflikt, der zwischen dem Grafen und der Sarazenin herrscht, tritt immer mehr in den Hintergrund, indem ihr eine christliche Erzieherin gegeben wird. Dadurch gewinnen die Dichter auch eine leichtere Annäherung des Grafen, der dann im heidnischen Lande eine verwandte Seele findet.

Es würde sehr wunder nehmen, wenn ein im 18. Jahrhundert so viel bearbeitetes Thema dem fruchtbaren Kotzebue entgangen wäre. Nachdem er vergeblich in La Peyrouse ein würdiges Seitenstück zu Goethes Stella zu schaffen gesucht, obgleich er es mit versöhnendem und tragischem Ausgang herrichtete, aber dabei über leere, thränenreiche Deklamationen nicht hinwegkam, parodierte er 1808 den Grafen von Gleichen in einem Spiel für lebende Marionetten in äußerst burlesker Weise. Die Gräfin Adelheid klagt in der ersten Szene über ihr trauriges Schicksal: alles in der Natur liebt sich jetzt zu Beginn des Frühlings, nur sie muß dasitzen wie ein Marienbild. Der Krieg dauert schon so lange, und noch immer meldet die Hamburger Zeitung nicht, daß er enden soll. Sie fürchtet, der Graf sei gefallen, und muß sich schnell um einen andern Mann umsehen. Aehnlich jammert Meta, die Zofe, um den Knappen Kunz. Da auf einmal erscheint dieser als Bote seines Herrn und teilt der Gräfin mit, daß er glücklich auf dem Rückwege sei, aber ein „Heidenbeest" als seine Gattin mitbringe, und erzählt, wie edelmütig sich diese Sarazenin gegen den Grafen benommen. Adelheid ist ganz gerührt und verspricht, die besten Federbetten mit ihr teilen zu wollen. Da kommt der Graf; rührendes Wiedersehen der Ehegatten; in scherzendem Tone fragt sie:

Du hast aus Afrika Maitressen mitgebracht?

und fügt gleich hinzu:

Mache, was dir beliebt,
Mir wird ein Cicisbe die lange Weile munden.
Graf. Von solchem Bagatell hinfüro nicht ein Wort.

Dazu Fatime, die türkische Prinzessin; der Graf stellt die beiden Frauen einander vor, die sich in Artigkeitsphrasen, wie: „Ich habe längst gewünscht . . ." „Die Ehre ist an mir . . ." nicht genug thun können. Sie umarmen sich und schließen Freundschaft, was dem Grafen eine angenehme Perspektive in die Zukunft eröffnet:

Zwiefach umarmt, geküßt, fahr' ich betrübt zur Höllen
Und liefre Goethen Stoff für eine Ketzerei.

Er eilt, ein Bett für alle drei zu bestellen, und läßt die beiden Frauen allein, die nach erneuten Liebesversicherungen zur Musterung ihrer Toiletten schreiten. Gräfin Adelheid findet das türkische Kostüm Fatimes lächerlich und behauptet, darin könne man sich in keiner anständigen Gesellschaft blicken lassen. Fatime, in ihrem Stolze verletzt, will die Fürstin herauskehren, wird aber von der Gräfin ausgelacht.

Fat. Zorn auf meinen Wangen glüht.
Adelh. So braucht mein Schwesterchen sich heute nicht zu schminken.
Fat. Ich schminken? Adelh. Fingerdick. Fat. Potz tausend Element!
Adelh. Die Haut ist ja fürwahr so braun wie meine Schinken.
Fat. Was? Schinken? Ha, das war verdammt impertinent,
Sie alte Mumie. Adelh. Ich bitte, nicht zu sticheln.

Sie rücken sich schließlich mit den Nägeln auf den Leib, gerade als der Graf, im Zukunftsglück schwelgend, eintritt:

O sel'ge Eintracht! Hier wird süßer Friede hausen!
Wie uns ein Bett umschließen wird, so dann ein Grab.
Adelh. Im Grabe immerhin, das Bett bestellt nur ab.

Die beiden Weiber reißen ihn hin und her und verlangen eine bestimmte Entscheidung für die eine oder die andere. Dazu hat aber der Graf keine Lust, das dreischläfrige Bett hat ihm besser gefallen. Nach längerem Streite tötet sich Adelheid, Fatime folgt ihrem Beispiel. Der Graf macht im Bunde den dritten und ersticht sich gleichfalls. Wie Meta meldet: on a servi, stößt sie auf die drei Leichen und fällt vor Schreck in eine Ohnmacht, aus der sie Kunz erweckt. Das schreckliche Ereignis macht das Liebespaar wehmütig, sie beschließen, ins Kloster zu gehen, er zu den Ursulerinnen, sie zu den Kapuzinern. Die Moral der Geschichte: „Nimm nie ein fremdes Weib mit, wenn du zu Hause dein eigenes hast," gibt der tote Graf.

Ich habe das Stück etwas ausführlicher analysiert, um es gegen zahlreiche Angriffe einigermaßen in Schutz zu nehmen. Daß es roh und derb ist, kann nicht bestritten werden, aber ein gewisser Witz ist diesem durch und durch frivolen Spaße nicht abzusprechen; die Sage und poetische Behandlungen, wie z. B. die von Schütz, fordern geradezu zur Parodie heraus, und die Unmöglichkeit der Ehe zu dreien wird nirgends schärfer illustriert als hier, wo sie von der weiblichen Eitelkeit ad absurdum geführt wird.

Eine Sonderstellung gegenüber allen bisher behandelten Dramen nimmt das Schauspiel Achims von Arnim: Die Gleichen (1819) ein, hauptsächlich durch die eigentümliche Wendung, die der Romantiker dem Stoffe zu geben weiß. Das Stück zu erzählen, ist eine unendlich schwierige Aufgabe: es laufen verschiedene Handlungen bunt durcheinander. Zwischen dem Hause Alt- und Neugleichen, einst unter einem Fürsten vereinigt, herrscht tödlicher Haß, der noch dadurch genährt wird, daß unter gewissen Bedingungen das Haus Altgleichen wieder einmal beide Burgen übernehmen soll. Im Hause Altgleichen selbst ist ebenfalls Zwistigkeit, indem die beiden älteren Brüder den jüngsten, den sie für illegitim halten, verfolgen, während sich herausstellt, daß dieser, der nicht nur den Namen, sondern teilweise auch die Schicksale des keuschen Joseph erhalten hat, der einzig rechtmäßige Sprößling ist, während die älteren Brüder, Zwillinge, im Ehebruch erzeugt worden sind. Geheimnisvolle Schätze, sowie der Geist des Ahnherrn beider Häuser, Hug, und ein altes Weib Barbara spielen in unheimlicher Weise hinein. Der Kern des Stückes, soweit es uns hier angeht, ist folgender: Die Gräfin von Neugleichen hatte mit einem Ritter Plesse ein Liebesverhältnis als junges Mädchen, das infolge von Mißverständnissen einen jähen Abschluß fand. Sie vermählte sich mit dem Grafen von Gleichen, der sie aber noch am Hochzeitstage verließ, um den Kreuzzug mitzumachen. Während seiner Abwesenheit nähert sich ihr Plesse wieder, und bald wird der Irrtum klar, der die Liebenden für immer voneinander trennen soll. Doch gibt ihnen der wahrscheinliche Tod des Grafen, der zehn Jahre nichts von sich hören lassen, Hoffnung auf dauernde Vereinigung, wenn erst sichere Nachrichten über ihn in die Heimat gelangt seien. Im Herzen des Grafen ist während seiner Gefangenschaft zu Allair eine glühende Liebe zu Amra, der Tochter des Sultans, erwacht, ganz gibt er

sich dem Zauber, den das Stammeln des naiven Naturkinds auf ihn ausübt, hin, um dann wieder der verlassenen Gemahlin mit aufrichtiger Reue zu gedenken. Seine Skrupel sucht sein Hofmeister Hartmann zu zerstören, indem er die Vermutung ausspricht, die Gräfin sei tot und Gott habe ihn gesendet, die Heidin zu bekehren.

Graf. Hältst du's für möglich, daß ein Mensch zwei Frauen
Zugleich und gleich inbrünstig lieben kann?
Hartm. Hat doch der Mensch zwei Augen, sieht mit beiden,
Als wären beide eins, liebt beide gleich.
Graf. Ob geistliche Gerichte das erkennen?
Hartm. Ich kenne Rom, die will ich schon bereden.
Und dann — wir haben Gold und Edelsteine.

Der Graf läßt sich überzeugen und macht sich auf die Flucht mit Amra, die ihm, wie das Käthchen ihrem hohen Herrn, willenlos folgt:

Versteh' dich nicht, geh' immer so mit dir,
Und doch ist alles lieb, was du mir sagst.

Er eilt mit ihr nach Venedig. Dorthin ist aber auch die Gräfin mit Plesse gezogen, um Gewißheit über das Schicksal ihres Gemahls zu erhalten. Es gelingt ihr in Männerkleidern, ihren Gatten vor Ermordung zu bewahren und die Rolle eines Bruders der Gräfin, der noch sehr jung war, als ihre Vermählung stattfand, zu spielen. Der Graf bekennt dem vermeintlichen Schwager seine Liebe zu Amra und seine Absicht, beim Papste um die Bewilligung der Doppelehe anzusuchen.

Gräfin. Unmögliches kann nicht der Papst gewähren,
Auch wenn er das Geschicke schonend achtet.

Sie fordert ihn auf, zu wählen; er scheine mehr an Amra zu hängen. Graf. Wollt Ihr mich Eurer Schwester entreißen? Gräfin. So macht Euch von Amra los. Graf. Der bin ich alles; die Gräfin kann mich leichter entbehren, sie ist die Einsamkeit schon gewöhnt und

Sie ist zu edel für die ird'sche Liebe...
Umsonst frag' ich mich selbst in langen Nächten,
Ob mir die eine lieber als die andre,
Ist Amra nahe, da erkenn' ich erst,
Ich kann nicht ohne Eure Schwester leben.

Er begrüßt den Ritter Plesse als alten Freund und äußert seine Verwunderung, daß er ihm den Vorrang bei seiner Frau abgewinnen konnte. Nach mancherlei venezianischen Abenteuern eilen Plesse und die Gräfin voraus nach Gleichen, beide verzichtend und mit dem „inneren Band", das ihnen der Graf unmöglich mißgönnen könne, zufrieden. Dieser folgt bald nach, und in der ersten Stunde des Wiedersehens bekennt er gleich sein Vergehen, das aber die Gräfin ganz ruhig aufnimmt, um so mehr, da sie von Amras Liebreiz entzückt ist:

Gräfin. Sie legt sich an mein Herz, steht zwischen uns,
Doch wie ein Engel, der uns neu verbindet.

Jetzt erfährt Amra erst, daß er bereits vermählt ist:

Amra. Sie ist dein Weib! Und Amra ist verstoßen!
Zur Gräfin flüchte ich und fleh' um Rache,
Nie ward ein Weib betrogen so wie du
Und keine Jungfrau so wie ich betrogen.
Doch hör' auch, Graf, daß du betrogen bist:
Seit ich den Bruder sah der edlen Gräfin,
Ich möchte sagen, daß sie's selber war,
Denn gleiche Liebe fühl' ich gegen sie,
Ja, seit Venedig herrschest du nicht einzig
In meinem Herzen ...
Sie ist's allein, die ich im Bruder liebte,
Und auch in dir hab' ich nur sie geahndet ...
Du magst mich Sklavin oder Schwester nennen,
Nichts ändert das, ich lasse nicht von dir,
Es sei der Graf mein Bruder oder Herr.

Gräfin. Sei du der liebe Bruder von zwei Schwestern,
So sind wir dreie gleich und fest verbunden
Und brauchen nicht des heil'gen Vaters Nachsicht.

Der Graf stimmt freudig bei; da überbringt Hartmann die Erlaubnis des Papstes. Der Graf weist sie zurück, sie haben ihrer nicht mehr nötig; sie seien Geschwister, für Erben habe schon Altgleichen gesorgt. Hartmanns Gegenvorstellungen über die Unnatürlichkeit eines derartigen Bundes werden nicht beachtet. Durch Diener erfährt er, daß die Gräfin mit Plesse nach Venedig gezogen war; er errät nun, daß sie die Rolle des Schwagers spielte, und glaubt, daß sie in ihrer Untreue am meisten des Grafen Zurückweisung der Erlaubnis beeinflußt.

Wie er Plesse sieht, will er in ihm das Haupthindernis beseitigen und verwundet ihn tödlich mit einem Pfeile. Der Klatsch hat unterdessen dem Grafen ebenfalls von Plesses und seiner Gattin gemeinsamer Fahrt erzählt, und auch er wird mißtrauisch, so daß Hartmanns erneute Bitten, die Doppelehe vollziehen zu lassen, günstiges Gehör finden. Die beiden Frauen haben sich immer mehr befreundet, aber ihre Herzen wenden sich vom Grafen gänzlich ab; die Gräfin sieht ein, daß dieses Nebeneinanderleben ein künstliches Verhältnis sei, das sich von selbst lösen werde:

Und diese Einheit, die nur Liebe gibt,
Nur Liebe in zwei Wesen kann beginnen,
Ich suchte sie in dreien zu begründen;
Der Gottheit ist das einzig vorbehalten,
Und ihrem Abbild ist der Wunsch versagt.

Beide sind empört, daß der Graf sie zur Ehe zwingen wolle, und nur ihre gegenseitige Zuneigung mildert ihr Los. Die Zeremonie soll eben mehr auf Befehl Hartmanns, der den schwachen Grafen wie ein böser Dämon beherrscht, als des Herrn selbst vollzogen werden, als die älteren Brüder vom Schlosse

Neugleichen mit bewaffneten Scharen das Schloß besetzen. Es kommt zum Kampf, und die Bewohner Neugleichens geraten in solche Not, daß Amra laut ihre Hand dem Retter gelobt. Da dringt der wirkliche Bruder der Gräfin ein und schlägt die Angreifer zurück. Amra löst ihr Wort ein und erklärt dem erstaunten Grafen:

Noch bin ich frei, ich hab' dich nie belogen,
Den Blonden liebt' ich in der Schwester schon,
Und ich bin sein, denn er hat mich gewonnen.

Dieser ist erfreut, daß eine schwere Sorge von ihm genommen, und wendet sich liebevoll seiner nunmehr einzigen Gattin zu. Doch sie hört ihn gar nicht an, sondern beschäftigt sich nur mit Plesse, von dessen schwerer Verwundung sie eben erst Kunde erhalten. Offen bekennt sie ihre Zuneigung zu Plesse; der Graf sieht darin einen Fingerzeig des Himmels:

Vieldeutig ist die Welt, und mir verschwindet
Die einz'ge Schuld, daß ich hier doppelt liebte.

Der böse Hartmann wird von der Feme zum Tod verurteilt, und erst nach seinem Hinscheiden wird bekannt, daß der Papst eigentlich die Lösung der ersten Ehe dringend empfohlen habe. Der Graf selbst verlobt seine Gattin dem Ritter Plesse, der sich langsam von seiner Wunde erholt, und beschließt feierlich, sich ins Kloster zurückzuziehen.

Es war keine leichte Aufgabe, die vorliegende Analyse als den Kern des Stückes herauszuschälen; aber selbst in dieser reduzierten Gestalt ist es unmöglich, den psychologischen Wendungen genau nachzugehen. So lang das Drama ist, so skizzenhaft ist es auch; vieles muß der Leser sich ergänzen, manches bleibt unverständlich. Und doch ist eine geradezu geniale Auffassung des Stoffes nicht zu verkennen. Arnim hat die für moderne Menschen einzig folgerichtige Lösung gefunden, indem er den Grafen für sein in dem vorliegenden Werke noch schärfer betontes Vergehen straft, während die Sage eigentlich den Grundlehren des Christentums Hohn spricht. Allerdings hat die Situation des von beiden Frauen verlassenen Grafen, die etwas an die bereits erwähnte Geschichte von Gilion de Trasignyes erinnert, einen stark komischen Beigeschmack und wäre wohl besser als Lustspielmotiv zu verwenden. Konsequent durchgeführt ist aber der Gedanke gar nicht, und eine Reihe karikierter Nebenfiguren verschlingt sich zu einem unentwirrbaren Knäuel, in dem nur einzelne Fäden stärker hervortreten. Der Graf ist ein Betrüger und Schwächling, die Gräfin eine blasse Tugendpuppe, und Amra leidet an der Manie, immer in demjenigen, dem sie für den Augenblick zugethan ist, einen andern zu lieben. Vollständig rätselhaft ist Hartmann, der bald als treuer Diener seines Herrn, bald als Bösewicht vom reinsten Wasser fungiert. Sprachlich zeigen sich die größten Kontraste; wirklich schön ist z. B. ein Monolog Plesses, der im Garten das Gebetbuch der Gräfin findet:

Gebetet hat sie hier an dieser Stelle,
Wo ihre Kniee in den Sand gedrückt,
Dies Büchlein hielten ihre zarten Finger,

Die Lippen atmeten so fromm hinein,
Den tiefen Worten ging ihr Auge auf;
So ward das Wort Gedanke und auch Wille . . .
O, dieses Büchlein wär' mein letzter Wunsch.

Im Gegensatz dazu singen die von der Jagd heimkehrenden Brüder ein Lied, das mit den geistreichen Worten beginnt:

Wenn der Baum kracht
In dem Nachtsturm,
Zieht der Leuchtwurm
Auf die Lustjagd.

Spricht auch sonst noch hie und da ein warmer elegischer Ton aus den Gesprächen Plesses mit der Gräfin, streift auch ein Hauch echten Humors einige der Dienerszenen, das Ganze ist ein dramatisches Unding, wie alle Arnimschen Stücke, und steht weit hinter manchem andern, wie z. B. Halle und Jerusalem zurück. Seine Quelle zu bestimmen, ist bei der neuartigen Auffassung des Stoffes nicht möglich. Er selbst citiert einmal die deutschen Sagen der Gebrüder Grimm. Motive des Jean Paulschen Titan spielen manchmal ein.

Als Oper wurde der Graf von Gleichen behandelt von einem mir unbekannten Autor, der sich die Sache ziemlich leicht macht, indem er die erste Gemahlin großmütig verzichtend ins Kloster gehen läßt, ein Schluß, welcher der unserer Sage verwandten Erzählung: Lai d'Eliduc der Marie de France entnommen ist. Komponiert wurde der Text 1824 von Eberwein. Eine andere Oper stammt aus den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts aus der Feder eines gewissen Dr. Knauer, in Musik gesetzt von Dörstling.

Damit wären wir an dem Ende unserer Wanderung angelangt, bei der ich viele kleinere Gedichte stillschweigend übergangen habe. Leider war mir manches interessante Werk unzugänglich, so Bodmers Hexametergedicht: Die Gräfin von Gleichen (1771) und der französische Comte de Gleichen von Francis Thomas Marie d'Arnaud (1784). Die neueste Zeit hat des Grafen wohlverdiente Ruhe nicht mehr durch poetische Bearbeitung gestört; als moderner Mensch ist er wieder aufgelebt in Jolais effektvollem Romane „Ein Goldmensch", der gerade jetzt dramatisiert seine Wanderungen über die Bühnen Deutschlands antreten soll.

Alexander von Weilen.

Mitteilungen und Berichte.

General Ssuwórow.

(Generalissimus Fürst Italijskij, Graf Alexander Wassiljewitsch Ssuwórow-Rymnikskij.)

Der Verfasser einer im vorigen Jahre in St. Petersburg erschienenen Biographie Ssuwórows, Herr A. Petruschéwskij, sagt in der Einleitung zu derselben u. a.: „Wenn man den Versuch macht, Ssuwórow nicht als einen legendaren Helden, sondern als eine lebendige, historische Persönlichkeit zu schildern, so darf man sich nicht ausschließlich darauf beschränken, seine Thätigkeit auf dem Schlachtfelde ins Auge zu fassen, wie dies bisher immer geschah, sondern man muß suchen seinen inneren Menschen kennen zu lernen.“ Und in diesem Sinne schrieb auch Herr Petruschéwskij sein Buch. Ssuwórows kriegerische Thätigkeit nimmt darin allerdings immer noch einen großen Raum ein, wie das bei einem so berühmten Feldherrn auch nicht gut zu vermeiden war, aber dieser Umstand braucht den nichtmilitärischen Leser nicht zurückzuschrecken, denn der Verfasser bemühte sich, die technische Seite des Kriegshandwerks soviel als möglich zu umgehen. Unser Wunsch wäre nun allerdings gewesen, daß Herr Petruschéwskij die Beschreibung der militärischen Aktionen noch mehr gekürzt hätte, denn dieselbe pflegt in Büchern, die nicht ausschließlich für das fachwissenschaftliche Publikum bestimmt sind, die also nicht den Zweck haben, speziell die Kriegskunst mit all ihren technischen Details zu behandeln, meist überflüssig zu sein.

Der Hauptwert des Petruschéwskijschen Buches besteht nach unserer Meinung hauptsächlich darin, daß der Verfasser es vermied, seine Erzählung mit allgemeinen, nicht speziell auf die Persönlichkeit seines Helden Bezug habenden Einzelheiten zu überladen. Es ist Herrn Petruschéwskij gelungen, das richtige Gleichgewicht herzustellen; er läßt der Persönlichkeit Ssuwórows beständig den Vorrang und behandelt die Personen und Ereignisse jener Epoche, welche zu ihm in Beziehung standen, mehr oder weniger nebensächlich.

Der Verfasser beginnt sein Werk mit Nachrichten über die Herkunft seines Helden, dessen Urahn aus Schweden einwanderte. Von des Generalissimus Ssuwórow Großvater erfahren wir, daß er nicht, wie bisher allgemein an-

genommen wurde, Erzpriester bei einer der im Kreml befindlichen Kathedralkirchen, sondern Generalschreiber im Regiment Preobrashénskij gewesen, daß er zweimal verheiratet war und 1715 gestorben ist. Die Berichtigung jener bisher allgemein angenommenen Legende ist weniger in genealogischer Beziehung als in Bezug auf die Geschichte der geistigen Entwickelung Alexander Wassiljewitsch Ssuwórows von Wichtigkeit. Seine Frömmigkeit, seine Kenntnis der heiligen Schrift und alles dessen, was auf die Kirche Bezug hat, seine Vorliebe für den Kirchengesang, seine Liebhaberei, die Kirchenglocken zu läuten, alles dies schrieb man fälschlich dem Einfluß des erzpriesterlichen Großvaters zu, unter dessen Aufsicht er angeblich seine Jugend zugebracht haben sollte. Aus Petruschéwskijs Buch sehen wir nun, daß der angebliche Erzpriester bei der Geburt seines Enkels schon seit 15 Jahren tot war, und kommen daher zu dem Ergebnis, daß im Gegenteil Ssuwórows Kenntnis der kirchlichen Gebräuche und seine Neigung für den Kirchendienst Anlaß gegeben haben, anzunehmen, sein Großvater habe der rechtgläubigen Geistlichkeit angehört.

Ssuwórow war Autodidakt; er hatte nicht einmal regelmäßigen Elementarunterricht genossen, so, daß sowohl seine mannigfachen umfangreichen Kenntnisse wie auch die Entwickelung seines Verstandes ausschließlich auf Rechnung seiner Selbstausbildung zu setzen sind. Es war nicht nur Geiz, sondern geradezu gemeine Knauserei, welche Alexander Wassiljewitschs Vater veranlaßte, seinen Sohn ohne jeglichen Unterricht heranwachsen zu lassen, eine um so schimpflichere Knauserei, weil ein genügendes ererbtes Vermögen, das in der Folge durch Geldgeschäfte noch ansehnlich vermehrt wurde, vorhanden war.

Es scheint, als ob selbst die objektivsten Biographen die Neigung haben, zu behaupten, ihre Helden hätten sich ihren Weg selbst gebahnt, hätten sich durch hervorragende Eigenschaften, ohne jegliche fremde Einwirkung emporgerungen. Auch bei Herrn Petruschéwskij können wir diesen Zug beobachten, müssen jedoch, ohne ihn übrigens in allen Stücken dementieren zu wollen, bemerken, daß Ssuwórow seinen Erfolg, wenigstens teilweise, einer für ihn günstigen Konstellation beim Beginn seiner Karriere verdankte. Als der junge Mann nämlich die ersten Sprossen der militärischen Stufenleiter erklommen hatte und im Begriff war, einen größeren Wirkungskreis zu betreten, da war sein Vater bereits Mitglied des Kriegskollegiums und führte wichtige militärische Aufträge aus. Dann wurde derselbe zum Senator ernannt, eine Stellung, die damals noch mehr bedeutete als jetzt, und schließlich bekleidete er sogar den Posten eines Gouverneurs der von dem russischen Heer besetzten preußischen Provinzen. Wenn wir auch zugeben wollen, daß der junge Ssuwórow sich wenig um die Gunst hochstehender Persönlichkeiten beworben habe — was übrigens durchaus nicht unbedingt behauptet werden kann — so mußte doch die dienstliche Position seines Vaters schon einen günstigen Einfluß auf seine Karriere ausüben. Ssuwórow äußerte übrigens selbst, daß er den General Fermor als seinen Protektor anerkenne, er sagte: Ich hatte zwei Väter, Ssuwórow und Fermor. Gelegentlich der Teilnahme des jungen Ssuwórow an den Kriegsereignissen schrieb General Buturlin an dessen Vater einen sehr liebenswürdigen Brief, in welchem er konstatierte, daß „sein tapferer Sohn sich Liebe und Lob erworben

habe". Buturlin würde gewiß nicht daran gedacht haben, irgend einem beliebigen Oberstleutnant der Linientruppen ein solches Zeichen besonderer Aufmerksamkeit zu geben, für den Sohn eines hervorragenden Generals aber lag die Sache anders.

Natürlich würde Ssuwórow trotz dieser für ihn günstigen Umstände doch nicht zu einer außergewöhnlichen Bedeutung gelangt sein, wenn seine Fähigkeiten, seine rastlose Thätigkeit und die gewissenhafteste Erfüllung seiner dienstlichen Obliegenheiten ihn nicht vorwärts gebracht hätten. Und dennoch kann man nicht behaupten, daß der zukünftige Generalissimus eine sehr schnelle Carriere gemacht habe. Sein Vater, obschon im Range eines Generals en chef stehend, war nichts weniger als ein Kriegsmann, er hatte seinen Sohn für den Civildienst bestimmt, und zwar hauptsächlich deshalb, weil dieses Söhnchen durchaus nicht für den Kriegsdienst geschaffen zu sein schien; er war von kleinem Wuchs, kränklich, mager, schlecht gebaut und hatte ein unschönes Gesicht. Aber der kleine Ssuwórow wollte durchaus Soldat werden und wurde daher im Jahre 1742 als Gemeiner in das Ssemjónowsche Leibgarde-Regiment eingeschrieben. Während seines Dienstes beschäftigte er sich eifrig mit der Ausbildung seines Geistes, auch hatte er jetzt Gelegenheit, seinen zarten Körper durch physische Anstrengungen, welche der Dienst eines Gemeinen mit sich bringt, zu kräftigen. So lernte er auch die Lebensweise und Eigenschaften des russischen Soldaten genau kennen. Seine Phantasie hatte sich durch klassische Lektüre für das Altertum begeistert, und als er am 15. April 1754 den Offiziersrang erhielt, waren Hannibal und Scipio seine Vorbilder. Auch eine schriftstellerische Ader besaß er sogar und äußerte später, daß, wenn er nicht Militär geworden wäre, er sich für die Schriftstellerlaufbahn entschieden haben würde. Während der Regierung der Kaiserin Elisabeth entstand im St. Petersburger Kadettencorps die erste russische Gesellschaft von Freunden der Dichtkunst, und hier las Ssuwórow, wenn er sich in St. Petersburg befand, seine ersten geistigen Produkte vor, die in der damals so beliebten Form von Gesprächen aus dem Reiche der Toten abgefaßt waren. Diese Gespräche wurden sogar in dem von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Journal „Monatliche Aufsätze" abgedruckt und waren mit den Buchstaben A. S. unterzeichnet.

Im Jahre 1757 brach der Krieg Rußlands mit Preußen aus. Herr Petruschéwskij hebt aus dem Gange der damaligen Kriegsereignisse die persönlichen Heldenthaten des Oberstleutnants Ssuwórow hervor, welcher sich trotz der untergeordneten Stellung, in welcher er sich befand, nicht nur durch Tapferkeit, sondern auch durch Unermüdlichkeit und Findigkeit auszeichnete. General Berg, sein nächster Chef, äußerte sich über ihn mit großem Lobe und nannte ihn einen vorzüglichen Kavallerieoffizier, der bei Rekognoszierungen flink, im Kampfe kühn und in der Gefahr kaltblütig sei. Diese Aeußerung war nur ein Echo der in der russischen Armee über Ssuwórow bereits verbreiteten Meinung.

Nachdem der Friede mit Preußen wiederhergestellt war, zeichnete sich Oberst Ssuwórow bei den Manövern von Kráßnoje Sseló aus. Sein Hauptverdienst aber lag auf militär-pädagogischem Gebiete. Seine Erfahrungen während des siebenjährigen Krieges hatten ihm nicht nur die Mängel des russischen, sondern

auch die des preußischen Heeres gezeigt, welches damals durch seine Ausbildung als das beste in Europa galt. Obschon er genau wußte, woran es der russischen Armee hauptsächlich fehle, war er doch weit davon entfernt, sie durch bloße Nachahmung der preußischen Einrichtungen umformen zu wollen. Es handelte sich bei ihm nicht bloß um eine specifisch militärische Dressur, sondern er hielt es für notwendig, der Armee einen kriegerischen Geist einzuflößen. Er strebte danach, dem Feinde den Glauben an die Unüberwindlichkeit des russischen Soldaten beizubringen und seine Truppen so zu erziehen, daß sie die festeste Ueberzeugung von ihrer Unbezwingbarkeit gewinnen mußten. Kein Unfall durfte sie aus der Fassung bringen, der Gedanke, daß sie geschlagen werden könnten, sollte bei ihnen gar nicht zum Durchbruch kommen. Als Grundbedingung kriegerischen Erfolgs galt ihm die Kühnheit, und er behauptete, daß, selbst wenn man nicht imstande sei, einen Coup auszuführen, es schon genüge, dem Feinde die zweifellose, faktische Bereitschaft zu einer energischen Aktion zu zeigen, daß man dem Gegner die Ueberzeugung von seiner Kühnheit beibringen müsse. Die Entwickelung der moralischen Stärke suchte Ssuwórow beim Untergebenen durch jedes Mittel hervorzurufen und zu befestigen, und er behütete ihn vor jeder Berührung mit Ansichten entgegengesetzten Charakters. Darin ging er so weit, daß er sogar den Gebrauch gewisser Ausdrücke, wie z. B. Succurs, ein Wort, welches nach seiner Definition eine hoffnungslose Schwäche bekunde, verwarf. Dabei aber vernachlässigte er durchaus nicht den Frontdienst, das Exercitium: im Gegenteil legte er denselben eine große Wichtigkeit bei.

Von Ssuwórows Taktik hat man sich häufig eine ganz falsche Vorstellung gemacht. Man nahm an, blindlings drauf los zu stürmen sei Ssuwórowsche Art; seine Aeußerung: „Die Kugel ist eine Närrin, das Bajonett der wahre Held,“ wurde viel zu wörtlich genommen. Petruschéwskij beweist uns, daß Ssuwórow durchaus nicht der unbesonnene Tollkopf gewesen sei, wie ihn die russische Nationaleitelkeit häufig hinzustellen liebt. Es war durchaus nicht seine Ansicht, daß im Kriege die Wissenschaft überflüssig sei und daß, um Erfolge zu erringen, die russische Beherztheit genüge. Er prägte den Offizieren ein, daß sie verpflichtet seien, ihre Truppen aufs sorgfältigste auszubilden, und schrieb: „Obschon Tapferkeit, Wachsamkeit und Mut überall und bei jeder Gelegenheit vonnöten sind, so genügen diese Eigenschaften doch nicht, wenn sie nicht mit Kenntnissen verbunden sind, die durch Uebung erweitert und jedem eingeprägt und beigebracht werden müssen.“ Es waren hauptsächlich sittliche Gründe, die Ssuwórow veranlaßten, das Bajonett der Kugel vorzuziehen. Mit dem Bajonett geht der Soldat der Gefahr entgegen, während er mit der Kugel im Lauf sie erwarten und unter Umständen sogar vor ihr retirieren kann. Ihm aber war es Hauptsache, den Mann daran zu gewöhnen, der Gefahr kühn ins Auge zu blicken, sie nicht zu erwarten, sondern ihr entgegen zu gehen. Er gab daher den Bajonettattacken unbedingt den Vorzug vor dem Beschießen aus der Ferne. Ueberhaupt hielt er es für nützlich, die Truppen nicht für die Verteidigung, sondern für den Angriff auszubilden. Diejenigen Seiten im Buche Petruschéwskijs, welche der Ssuwórowschen Taktik gewidmet sind, verdienen die besondere Aufmerksamkeit des Lesers, weil in ihnen Ssuwórow in seinem wahren Wesen, als

ein vernünftiger Heerführer, nicht aber als ein rasender Haudegen und Faustkämpfer, wie man ihn bisher häufig darzustellen liebte, geschildert ist. Man glaubte ihn dadurch zu ehren und ihn als eine Art von wunderbarem Volkshelden hinzustellen, während er doch ein vielseitiger, kriegswissenschaftlich gebildeter Feldherr war.

Ssuwórow suchte bei seinen Truppen religiöse Gefühle zu erwecken, zu verbreiten und zu befestigen, und obschon er auf strenge Disciplin hielt, war er doch, wie er selbst äußerte, „nicht grausam, liebte nicht zu strafen und verdammte die häufige Stockprügelei".

Im Jahre 1768 finden wir Ssuwórow als Brigadier im Feldzuge gegen die polnischen Konföderierten oder, wie man damals in Rußland sagte: gegen die Rebellen. Da dieser Krieg seitens der Polen durch kleinere Banden geführt wurde, also eine Art Guerillakrieg war, so mußte auch Ssuwórow kleinere Abteilungen dem Feinde entgegenführen. Gelang es ihm, den Gegner zu besiegen, so wurden keine Gefangenen gemacht, da Ssuwórow den Befehl gegeben hatte, „niemandem Pardon zu geben". Petruschéwskij schildert Ssuwórows Thätigkeit in dieser Zeit mit folgenden Worten: „Er beobachtete sie (die Konföderierten) von seinem Neste (Lublin) aus und hielt die wichtigsten Punkte und Flußübergänge stark besetzt. Sobald sich irgendwo eine Bande zeigte, flog er hin, erreichte und vernichtete sie; tauchte eine andere auf, so warf er sich dorthin, zerstreute und schlug sie. Er war die personifizierte unermüdliche Thätigkeit, hielt die Unruhigen in steter Furcht und Angst, die Unentschlossenen in Gehorsam und das Land in seiner Gewalt." Im Jahre 1770 avancierte Ssuwórow zum Generalmajor und fuhr fort, mit den Konföderierten zu kämpfen. Unterdessen brach der Krieg mit der Türkei aus, und Ssuwórow gab sich die größte Mühe, aus Polen hinweg, nach dem neuen Kriegsschauplatz zu gelangen.

Zuerst aber mußte er nach St. Petersburg zurückkehren und wurde von hier aus an die Grenze Finnlands zur Inspektion der Festungen gesandt. Nachdem er diesen Auftrag ausgeführt, sandte man ihn an die Donau. Hier war sein erster Erfolg die Rekognoszierung auf Turtukaj, wofür er durch die Vermittelung Ssaltykows den Georgsorden zweiter Klasse zu erlangen suchte.

Im Jahre 1774 trat Ssuwórow zur Armee Rumjänzows über. Hier erhöhte er seinen Ruhm durch den Sieg über die Türken bei Karassu. Im nämlichen Jahre nahm er Urlaub und reiste nach Moskau, wo er sich verheiratete.

Schon Rumjänzow hatte die alte Gewohnheit der Russen, spanische Reiter mit ins Feld zu schleppen, um sich vor den Ueberfällen der Türken zu verbarrikadieren, abgeschafft. Ssuwórow ging noch weiter, er suchte die ihm unterstellten Truppen soviel als möglich auf Ssuwórowschen Fuß zu bringen. In der Türkei sowohl wie auch in Polen paßte er seine Taktik den Umständen an, und diese praktische Taktik pflegten dann damals schon die geistlosen Theoretiker der Kriegskunst zu verwerfen und seine Erfolge einzig und allein dem Glück zuzuschreiben.

Von den Ufern der Donau wurde Ssuwórow jenseits der Wolga, gegen Pugatschów, geschickt. Ssuwórow langte an seinem neuen Bestimmungsort so schnell an, daß ihn die Kaiserin dafür mit einem gnädigen Reskript beehrte und

ihm 2000 Dukaten zur Equipierung auszahlen ließ. Petruschéwskij berichtet über diesen Feldzug gegen Pugatschow: „Ssuwórow rückte rasch vorwärts, ließ sich nirgends von den Pugatschówschen überrumpeln, die ihm, wie es schien, sogar auszuweichen suchten; aber auch er griff sie mit seinen geringen Streitkräften nicht an, sondern verfolgte nur sein Hauptziel, Pugatschów zu fangen. Wenn die Verhältnisse es erforderten, nahm Ssuwórow sogar Pugatschóws Namen an. Auch versäumte er nicht, wo Aussicht auf Erfolg vorhanden war, Ueberredungskünste; auf die Verirrten wirkte er mit dem Versprechen der zarischen Gnade, aber wenn es sich darum handelte, die Unbotmäßigen zur Vernunft zu bringen, so verschmähte er auch die strengsten Mittel nicht, namentlich hatte er es auf die Anführer und Aufhetzer abgesehen, die er mit der Knute und Peitsche bestrafen ließ; die Todesstrafe aber wandte er niemals an."

Diesmal aber entriß ihm der unermüdliche Michelsohn den Ruhm des Erfolgs. Ssuwórow war bitter enttäuscht, als er die Nachricht von Pugatschóws Gefangennahme durch Michelsohn erhielt. Sein Gerechtigkeitsgefühl behielt indes über seinen Aerger doch die Oberhand, und es war eine Art von Trost für ihn, daß ihm die Ehre zufiel, den Rebellenchef, in einen Käfig gesperrt, an Pánin abzuliefern. Die Kaiserin legte den Anstrengungen Ssuwórows bei der Gefangennahme Pugatschóws gar keinen Wert bei, sie äußerte spöttisch, er habe ebensoviel Anteil daran wie ihr Stubenhündchen.

Nach Pugatschóws Gefangennahme erhielt Ssuwórow den Auftrag, die Baschkiren, unter denen Unruhen ausgebrochen waren, zu bändigen; dann wurde er in die Krim entsandt, wo, wie man glaubte, kriegerische Rencontres mit den Türken bevorstanden. Während seines Aufenthalts in der Krim suchte Ssuwórow bei dem damals auf dem Gipfel seiner Macht stehenden Patjómkin (Potemkin) in Gunst zu kommen. Sein nächster Vorgesetzter, der Graf Rumjänzow, hatte ihm, wie er sich äußerte, „Vitriolpillen" zu schlucken gegeben. Die schmeichlerischen, unterwürfigen Briefe Ssuwórows an Patjómkin erklärt Petruschéwskij durch das russische Sprichwort: „Der Fisch sucht die Stelle, wo es am tiefsten, der Mensch, wo es am besten ist." Auch der Kaiserin gegenüber war Ssuwórow von einer kriechenden Unterwürfigkeit, und sein extravagantes Betragen bewies, daß Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit nicht zu seinen Tugenden gehörten.

Zur Charakteristik Ssuwórows gehört auch die Art und Weise, wie er seine Güter bewirtschaftete und seine Leibeigenen behandelte. Letztere mußten nicht nur singen und musizieren lernen, sondern auch Komödie spielen. Für die jungen Bauernburschen auf seinen Gütern ließ er Bräute kaufen; „auf Schönheit braucht nicht gesehen zu werden, wenn sie nur gesund sind," schrieb er seinem Verwalter.

Ssuwórows Ehe mit der Fürstin Warwára Iwanowna Prosórowskaja war unglücklich. Sowohl ihre Jahre (er war 43, sie 20 Jahre alt) als auch ihre Charaktereigenschaften paßten durchaus nicht zusammen. Nach sechsjähriger Ehe versuchte Ssuwórow eine Scheidung herbeizuführen, es kam jedoch wieder eine Versöhnung zustande. Als ihm aber im Jahre 1784 sein einziger Sohn, Arkadij, geboren wurde, kam es zwischen den beiden Gatten zum vollständigen Bruch. Nur die Vermittelung der Kaiserin verhinderte einen verhängnisvollen Skandal.

Petruschéwskij verschweigt diese Episode, sie ist aber aus der gedruckten Korrespondenz der Kaiserin Katharina II. bekannt geworden.

Ssuwórows Ruhm als Feldherr verbreitete sich immer mehr. In dem mit der Türkei neuausgebrochenen Kriege bekundete er aufs neue seine persönliche Tapferkeit und Rührigkeit. Vor Otschakow, wo er durch eine Kugel am Halse verwundet, und bei der Explosion des Laboratoriums in Kinburn, wo er durch Splitter im Gesicht, an der Brust, an Arm und Bein verwundet wurde, zeichnete er sich besonders aus. Für seine Mithilfe bei der Einnahme Otschakows durch Patjómkin (den 6. Dezember 1788) erhielt Ssuwórow eine kostbare, mit Diamanten geschmückte Feder an den Hut, mit dem Buchstaben K., zur Erinnerung an Kinburn, dessen Einnahme die Eroberung Otschakows vorbereitet hatte.

Als im Jahre 1789 der Krieg mit den Türken aufs neue begann, hatte es anfangs den Anschein, als ob Ssuwórow daran unbeteiligt bleiben sollte. Man glaubte, daß die Feindschaft Patjómkins ihn von der Teilnahme an diesem Krieg zurückgedrängt habe. Schließlich aber setzte es Ssuwórow bei der Kaiserin doch durch, daß man ihn zur Rumjänzowschen Armee an die Donau versetzte. Hier kämpfte er zum erstenmal gemeinschaftlich mit den Oesterreichern, und es gelang ihm sofort, über den Oberbefehlshaber derselben, den Prinzen von Koburg, der sich seinen Plänen und Ratschlägen freiwillig unterordnete, das Uebergewicht zu erlangen. Koburg wurde durch Ssuwórow vorwärts getrieben, und sie erraugen den berühmten Sieg bei Fokschani. Von hier aus gingen sie gemeinschaftlich an den Rymnik, wo Ssuwórow den großen Sieg erfocht, der ihm den Grafentitel, den Zunamen Rymnikskij, den Georgsorden erster Klasse und einen mit Brillanten besetzten Degen eintrug. Alle diese Belohnungen hatte er Patjómkin zu verdanken.

Je mehr Ssuwórows Ruhm stieg, desto mehr steigerten sich auch seine Wunderlichkeiten; seiner einfachen Lebensweise aber blieb er treu. Petruschéwskij berichtet darüber folgendes: „Die Einfachheit seiner Einrichtung in den Winterquartieren ging bis zur Entbehrung jeglichen Komforts. Im Felde und im Lager lebte er wie ein gemeiner Soldat, und ein Abgesandter Patjómkins fand ihn nach der Schlacht am Rymnik mit seiner Gesellschaft beim Mittagsmahl im Zelte auf dem Boden liegend, wo das Tischtuch ausgebreitet war. Teller, Messer und Gabel borgte er bei seinen Leuten zusammen, da er gar kein Gepäck mit sich führte. Seine Kleidung bestand gewöhnlich aus einer Jacke von grobem Soldatentuch; bei heißer Witterung, auf dem Marsche und während der Schlacht war er gewöhnlich in Hemdärmeln, pflegte aber doch einige Orden anzulegen. Ein Kosak führte ihm einen schweren Säbel nach, er selbst war gewöhnlich nur mit einem Kantschu bewaffnet."

Nach Auflösung des russisch-österreichischen Bündnisses schritten die Russen zur Belagerung von Ismaïl. Beim Anblicke dieser Feste rief Ssuwórow seinen Soldaten zu: „Die Wälle sind hoch, die Gräben tief, aber wir nehmen sie dennoch, unser Mütterchen, die Kaiserin, will es!" Unter großem Blutvergießen wurde Ismaïl gestürmt, eingenommen und geplündert. Ssuwórow selbst eignete sich nichts an, und bei seinen Soldaten hieß es damals, alles teile Ssuwórow mit ihnen, nur an der Beute nehme er keinen Teil.

Nach der Einnahme von Ismaïl — die manche einen Kriegserfolg ohnegleichen nannten — ging Ssuwórow nach St. Petersburg, wohin sich auch Patjómkin begeben hatte. Hier suchte er sich bei Fürst Súbow einzuschmeicheln; aber Patjómkin hatte seine frühere Macht noch nicht eingebüßt, und da ihm Ssuwórows Ruhm unbequem war, wurde dieser aus St. Petersburg entfernt und erhielt den Befehl, die finnländischen Grenzfestungen zu inspizieren. Während nun Ssuwórow mit diesem Auftrag beschäftigt war, wurde der Krieg mit der Türkei fortgesetzt und ein neuer Feldzug gegen Polen begonnen. Auch war die Rede von einem Kriege gegen Frankreich, und trotz alledem schien es, als ob man Ssuwórow gänzlich vergessen habe. Das beunruhigte ihn und brachte ihn in Aufregung.

Endlich wurde er im Jahre 1792 an die türkische Grenze, nach Chersson geschickt. Er hatte hier die Befestigungen der Grenzen zu beaufsichtigen und verdächtige fremde Persönlichkeiten, Franzosen und Polen, zu beobachten; ferner überwachte er die Einbringung von Deserteurs und die Verbesserung des Lazarettwesens, auf das er auch früher schon ein wachsames Auge geworfen hatte. Auch hier waren es dieselben ehrgeizigen Aspirationen und Aufregungen, welche, durch das Gerücht eines Krieges gegen Frankreich nur noch verstärkt, ihm keine Ruhe ließen. Endlich fand sich die Kaiserin bewogen, durch die Unruhen in Polen veranlaßt, den längere Zeit hindurch vernachlässigten Feldmarschall Grafen Rumjänzow zum Oberbefehlshaber zu ernennen, und dieser berief „auf sein eigenes Risiko" im Jahre 1793 Ssuwórow als seinen Adlatus. Es geschah dies hauptsächlich deshalb, weil Ssuwórow für die Polen und Türken ein Popanz geworden war, dessen Name allein schon viele tausend Mann Truppen aufwog.

Nachdem die Polen in Warschau und Wilna die Russen überfallen hatten, war der Geist der polnischen Insurrektion, welche den berühmten Kosciuszko als Feldherrn hatte, erstarkt. Diesem nun zog Ssuwórow entgegen. Wir können uns hier auf die Beschreibung dieses Feldzugs nicht einlassen und begnügen uns mit der Bemerkung, daß Katharina mit der Wahl, welche Rumjänzow getroffen hatte, sehr zufrieden zu sein schien und daß sie die Ueberzeugung aussprach, der Krieg in Polen würde wohl bald beendet sein. Zur Charakteristik der Ssuwórowschen Kriegsführung citieren wir nur noch folgende Worte Petruschéwskijs: „Jetzt, in der Nähe des Feindes, wo also nicht nur Raschheit, sondern auch äußerste Vorsicht geboten war, wurden alle Bewegungen in der größten Stille ausgeführt; keine Signale, keine Lieder, weder Geschrei noch Musik waren zu hören. Auf den vorher erteilten Befehl: ‚Wenn der Hahn kräht!' wurde das Lager geräuschlos aufgehoben. In solchen Fällen pflegte dann Ssuwórow selbst, wenn ihm die Zeit gekommen zu sein schien, wie ein Hahn zu krähen und einigemal in die Hände zu klatschen, den Flügelschlag des Hahns nachahmend; dann wurde schleunigst aufgebrochen und meist ein längerer Parforcemarsch zurückgelegt. Sein erstes blutiges Zusammentreffen mit den Polen war bei Kóbrin, wo er ihnen einen Verlust von circa 3000 Mann beibrachte."

Obgleich die Polen den Russen an Zahl meistens überlegen waren, so zogen sie doch dort, wo sie Ssuwórow als Gegner hatten, den kürzeren. Sie gebrauchten daher die Kriegslist, um das Prestige seines gefürchteten Namens zu brechen,

auszusprengen, daß dies nicht der wahre Ssuwórow, sondern nur ein Namensvetter des berühmten Besiegers der Türken sei.

Nach dem Siege bei Brest-Litowsk bezog Ssuwórow ein Lager bei dieser Stadt. Hier übte er seine Fußtruppen für den Kampf mit der Kavallerie ein, lehrte sie das Bajonettfechten und die Kavallerie das Einhauen. Er ließ Erdschanzen aufwerfen, sie mit Kanonen ausrüsten und mit Truppen besetzen, um auf diese Befestigungen nächtliche Sturmversuche auszuführen. Ein Ssuwórowscher Ausspruch lautet: „Das Regiment ist eine bewegliche Festung; steht es, Schulter an Schulter gedrängt, fest da, so kann man es selbst mit den Zähnen nicht auseinander reißen." Sein Militärkatechismus, den er während und nach den Uebungen bruchstückweise zum besten zu geben pflegte, enthielt eine Fülle von drastischen Aussprüchen, die er bei der Beurteilung der stattgefundenen Manöver anbrachte.

Ssuwórow ging an Sonn- und Feiertagen fleißig in die Kirche und beteiligte sich eifrig am Kirchengesang. Die Noten ließ er sich von einem Offizier, der als Chorregent fungierte, halten. Er übernahm auch zuweilen das übliche öffentliche Lesen der Bibel in der Kirche.

Nach Kosciuszkos Gefangennahme sammelten sich die polnischen Truppen bei Warschau. Sie hatten die Vorstadt Praga stark befestigt, und Ssuwórow verhehlte es weder sich selbst noch seinen Soldaten, daß es bei Praga heiß hergehen werde. „Die Polen haben sich wie die Maulwürfe in der Erde vergraben!" äußerte er.

Trotz aller seiner Erfolge hielten ihn die militärischen Theoretiker, denen seine Taktik nicht in ihren Kram passen wollte, für einen Ignoranten. Ssuwórow wurde sowohl durch die Macht der Umstände als auch durch den Mangel an Truppen häufig gezwungen, sich für den gegebenen Fall seine eigene Taktik zu schaffen. Die Erstürmung Pragas, welche einen Ausbruch der Entrüstung in ganz Europa hervorrief, war eine der blutigsten Thaten in dem an blutigen Lorbeeren so reichen Leben Ssuwórows. Sein eigener Bericht über diesen Tag lautete: „Es war ein fürchterliches Blutvergießen, die Straßen waren mit Leichen buchstäblich bedeckt, das letzte und größte Totenfeld befand sich an den Ufern der Weichsel, im Angesicht des polnischen Volks." Ssuwórows Soldaten verschonten weder Männer noch Frauen, Greise und Kinder. Ssuwórow selbst schauderte. Das Plündern, welches dann folgte, geschah übrigens auf Grund von Ssuwórows Katechismus, in welchem sich u. a. auch folgende Stelle befand: „Nimmst du ein Lager ein, so ist das Lager dein; erstürmst du eine Festung, so gehört der Inhalt dir." Petrschéwskij macht den Versuch, die Grausamkeit von Ssuwórows Soldaten einigermaßen zu entschuldigen.

Für die Erstürmung Praga-Warschaus erhielt Ssuwórow den Rang eines Generalfeldmarschalls, und hiermit war der sehnlichste Wunsch seines ganzen Lebens gestillt. Er konnte seine Genugthuung über diesen Erfolg nicht verbergen, sie äußerte sich u. a. in der Kirche, in welcher sein Marschallsstab die Weihe erhielt, auf folgende originelle Art: er ließ so viele Stühle nebeneinander aufstellen, als Generale en chef in der russischen Armee, die er im Range überholt hatte, vorhanden waren, und dann schritt er an jedem von diesen Stühlen vorbei und nannte dabei den Namen des von ihm überflügelten Generals.

Petruschéwskij berichtet, daß Ssuwórow, der als Regent Polens in Warschau blieb, den Polen gegenüber leutselig war, daß er aber seine Wunderlichkeiten nicht ablegte. Ein hochgestellter Russe schrieb über ihn: „Ssuwórow civilisiert sich in Warschau, hört aber nicht auf, seine früheren Albernheiten fortzusetzen." Petruschéwskij meint, daß Ssuwórows Wunderlichkeiten häufig zur Verhüllung berechtigter militärischer Ziele dienten, und daß er absichtlich die Aufmerksamkeit durch die maskierende Verhüllung ablenken wollte. Als er während einer heftigen Kälte einst eine Revue über die Warschauer Garnison abhielt und am Schluß wie gewöhnlich eine Ansprache an die Truppen richtete, bemerkte er, daß viele sich vor Frost krümmten und deutliche Zeichen von Ungeduld blicken ließen. Dies genügte, um ihn zu veranlassen, seine Rede absichtlich in die Länge zu ziehen, und erst nachdem er zwei Stunden lang gesprochen hatte, entließ er die Truppen. Fast alle, vom General bis zum Gemeinen herab, hatten sich heftig erkältet; Ssuwórow selbst, der mit einer weißleinenen Jacke bekleidet war, fühlte sich frisch und gesund und gab trotz seines Alters den Truppen das Beispiel der Abhärtung und Widerstandsfähigkeit.

Manche Sonderbarkeiten wirkten aber auch positiv schädlich. So hatte er z. B. viel zu viel Nachsicht mit seiner nächsten Umgebung, die sich durch Willkür und Habsucht auszeichnete. Er entschuldigte sich damit, daß es schwer sei, gute und ehrliche Menschen zu finden, und daß man daher suchen müsse, auch mit schlechten auszukommen.

Mit dienstlichen Geschäften befaßte sich Ssuwórow gar nicht; kein offizieller Brief wurde von ihm geöffnet, kein Papier, das man ihm zur Unterschrift vorlegte, durchgelesen. Es ist begreiflich, daß diese Eigenheiten von seiner Umgebung benutzt wurden, um Mißbrauch zu treiben. Anständige Leute konnte Ssuwórow überhaupt nicht um sich haben, denn diese hätten sich seine beleidigenden Extravaganzen, welche den elementarsten Formen der Wohlanständigkeit hohnsprachen, nicht gefallen lassen.

Herr Petruschéwskij nimmt Ssuwórow nicht immer unbedingt in Schutz, auch in dem Bericht über die Verlobung und Verheiratung seiner Tochter geschieht es nicht. Dies Ereignis gehört zu jenen Vorkommnissen im Alltagsleben, in welchem man historische Personen am besten kennen lernen kann, insofern sie sich ohne feierliche Drapierung darstellen.

Durch die Verheiratung seiner Tochter war Ssuwórow mit den Súbows verwandt geworden, und diese sorgten dafür, daß der neue Feldmarschall bei seiner Ankunft in St. Petersburg mit den großartigsten Ehrenbezeigungen empfangen wurde. Bei Hofe aber war man seiner Wunderlichkeiten und Kapricen bald überdrüssig. Rastoptschin schrieb darüber: „Man weiß nicht, wie man Ssuwórow los werden soll, seine platten Späße sind der Kaiserin zuwider, sie errötet darüber." Endlich schickte man ihn nach dem Süden des Reichs zur Armee, deren Generalstab sich in Tultschin befand. Eigentlich hatte man ihn für den Feldzug nach Persien bestimmt, aber er wollte lieber nach Westen, gegen die Revolutionäre, um diese zu vernichten.

Als Katharina starb, befand er sich bei diesem in Tultschin, und gleichzeitig mit Pauls Thronbesteigung war Ssuwórow in Ungnade gefallen. Die eigent-

liche Ursache davon ist noch nicht aufgeklärt. Petruschéwskij versucht der Ansicht, welche bisher darüber herrschte, zu widersprechen. Man glaubte nämlich, Ssuwórow habe das Testament der Kaiserin, kraft dessen Paul von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollte, mit unterschrieben. Petruschéwskij meint nun, Ssuwórow habe nicht zu den Intimen der verstorbenen Kaiserin gehört und könne deshalb auch nicht zu den Unterzeichnern des Testaments gehört haben. Katharina aber brauchte, um einem so wichtigen Staatsakt Ansehen zu verleihen, nicht persönliche Freunde, sondern Personen von Bedeutung und Gewicht in der Gesellschaft und im Heere, und zu diesen konnte man doch Ssuwórow gewiß rechnen. Es war aber vielleicht auch möglich, daß es nur — wirkliche oder erfundene — Spöttereien Ssuwórows waren, die, dem neuen Kaiser hinterbracht, diesen gegen den Feldmarschall erbittert hatten. Paul liebte es nicht, wenn man sich über das Ceremoniell hinwegsetzte, und deshalb konnten ihm die Narreteien Ssuwórows unmöglich gefallen. Auch war Paul ein Bewunderer der preußischen Kriegskunst und stellte sich schon deshalb nicht sympathisch zu dem Feldmarschall, der darüber ganz andere Ansichten hatte. Des Kaisers Ungnade offenbarte sich bald genug. Im Januar 1797 erhielt der Feldmarschall — der sich in vollem Ernste „General der Generale, Heerführer der Heerführer“ nannte — zwei allerhöchste Verweise, die den Truppen öffentlich verkündet wurden, weil er sich Abweichungen vom neuen Kriegsreglement gestattet hatte. Als Ssuwórow darauf seinen Abschied einreichte, kam ihm Paul mit folgendem Erlaß zuvor: „Da Feldmarschall Graf Ssuwórow Sr. Majestät mitteilt, daß er, weil kein Krieg sei, nichts zu thun habe, so ist er für diese seine Aeußerung aus dem Dienst entlassen.“

Ssuwórow begab sich nun von Tultschin auf sein ihm von Katharina verliehenes Kobrin'sches Gut, mußte sich aber auf allerhöchsten Befehl in das Gouvernement Nowgorod auf sein Gut Kontschanskoje begeben und wurde hier unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt. Er befand sich auf dem einsamen Dorfe in einer drückenden Lage, die noch durch das Drängen seiner Gläubiger und durch das Verlangen seiner Frau, er solle ihre Schulden bezahlen, kompliziert wurde. Im Februar 1798 ließ ihn der Kaiser durch seinen (Ssuwórows) Neffen, Fürst Gortschakow, auffordern, nach St. Petersburg zu kommen. Petruschéwskij meint, Paul habe die Absicht gehabt, sich mit ihm auszusöhnen, falls Ssuwórow sich entschlossen haben würde, um Wiederaufnahme in den Dienst zu bitten. Dieser konnte jedoch seine Extravaganzen nicht lassen und erbitterte den Kaiser dadurch so sehr, daß er dem 19jährigen Neffen befahl, er solle seinen Onkel, den 68jährigen Feldmarschall, zur Vernunft bringen. Es gelang nicht, zwischen dem Kaiser und Ssuwórow ein erträgliches Verhältnis zustande zu bringen, und der letztere kehrte wieder nach Kontschanskoje zurück. Des Kaisers Ungnade, seine Unthätigkeit, Vermögenszerrüttung und Familienzwiste hatten ihn schließlich physisch und moralisch so weit heruntergebracht, daß er im Dezember 1798 dem Kaiser schrieb: „Ich bitte Eure Kaiserliche Majestät alleruntertänigst, mir gestatten zu wollen, mich in die Einsiedelei des heiligen Nilus zurückzuziehen, um den Rest meines Lebens dem Dienste Gottes zu weihen. Sündenlos ist allein unser Erlöser. Vergib mir meine unvorsätzlichen Sünden, gnädiger Herr. Dein unterthänigster Betbruder und Knecht Gottes.“ Auf diese Zuschrift

empfing Ssuwórow keine Antwort; dagegen erhielt er am 6. Februar 1799 die Aufforderung, über die vereinigte österreichisch-russische Armee, welche nach Italien gegen die Franzosen rücken sollte, den Befehl zu übernehmen.

Ssuwórows Kriegsthaten in Italien und der Schweiz sind bekannt genug, auch mangelt es uns an Raum, auf dieselben hier näher einzugehen. Wir beschränken uns daher auf einige Streiflichter, welche entweder den Charakter des bejahrten Feldherrn beleuchten oder auf seine letzten Lebensjahre ein neues Licht werfen. So z. B. nahm man an, daß Ssuwórow das Oberkommando der verbündeten Armeen auf den direkten Wunsch des deutschen Kaisers erhalten habe, während es jetzt erwiesen ist, daß es hauptsächlich das Londoner Kabinett gewesen ist, welches bei dieser Wahl einen ausschlaggebenden Einfluß ausgeübt und den Wiener Hof zu diesem unerwarteten Schritt gedrängt hat.

„Körperlich schwach und gebrechlich kehrte Ssuwórow aus der Verbannung nach St. Petersburg zurück, sein Geist aber war frisch und lebendig. Seine bekannten Narrheiten, die ihm so sehr schaden, hat er nicht abgelegt," so schrieb damals einer seiner Zeitgenossen. Als er sich dem Kaiser präsentierte, verbeugte er sich vor ihm bis zur Erde. Diese heuchlerischen Excentricitäten mißfielen dem Kaiser gründlich, der sich jedoch nichts merken ließ. Ssuwórow wurde noch am gleichen Tage in seine früheren Aemter und Würden eingesetzt, übrigens ohne Veröffentlichung des betreffenden Befehls. Obschon er auch jetzt seine Wunderlichkeiten nicht unterdrücken konnte, suchte er doch wenigstens alles zu vermeiden, was den Zorn des Kaisers hätte hervorrufen können. Das St. Petersburger Publikum bereitete ihm einen solennen Empfang, an dem zweifelsohne die Mißstimmung gegen Paul, der sich gegen Ssuwórow fortwährend mißtrauisch verhielt, ihren Anteil hatte. Dies Mißtrauen ging so weit, daß er den General Herrmann beauftragte, „auf Ssuwórow acht zu geben, damit derselbe nichts zum Schaden der Truppen und zum Nachteil der gemeinsamen Angelegenheiten unternehme, da er sich durch seine Phantasie leicht hinreißen lasse und dann alles in der Welt vergesse." Ludwig XVIII., der damals in Mitau residierte und dem sich Ssuwórow vorstellen ließ, hielt ihn für verrückt und fand seine Affenphysiognomie und seine Manieren so sonderbar und komisch, daß er äußerte, man könne ihn nicht, ohne zu lachen oder ohne Mitleid zu empfinden, ansehen.

Ssuwórows Feldzug in Italien begann günstig, und der Empfang des gefeierten Helden in Norditalien war ein begeisterter. Er schlug die Franzosen bei Cassano, an der Trebbia und bei Novi, eroberte Alessandria und warf binnen fünf Monaten den Feind aus ganz Oberitalien. Für seine hier errungenen Siege erhob ihn Kaiser Paul in den Fürstenstand mit dem Zunamen „Italijskij".[1] Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß bei der Verleihung des Namens „der Italier" Kaiser Paul dem Wiener Hofe zeigen wollte, wem eigentlich Italien seine Befreiung von den Franzosen verdanke. Auch Ssuwórow war mit den Oesterreichern unzufrieden, ihn betrübte es hauptsächlich, daß der deutsche Kaiser nicht *seinen* Fähigkeiten und *seinem* Können, nicht der Tapferkeit seiner

[1] Der König von Sardinien ernannte ihn zum Prinzen von Sardinien, Granden des Reichs und Großfeldmarschall der piemontesischen Armee.

Russen, sondern nur dem Glücke die von ihm errungenen Erfolge zuschrieb. In seinem Schreiben an den Grafen Rasumówskij, russischen Gesandten in Wien, erwähnte er diese Ansicht und bemerkte dazu, daß er derartige Aeußerungen schon früher von einem Eselskopf gehört habe und vom österreichischen Hofkriegsrat fordere, daß er sich nicht in seine Anordnungen menge. Dabei fügte er hinzu, der Hofkriegsrat wünsche wahrscheinlich, daß er (Ssuwórow) nur der Wachtposten vor Wiens Thoren sein möchte.

Wenn Ssuwórow mit Oesterreich nicht auf dem besten Fuße stand, so wurde er dagegen — abgesehen von Rußland — in Sardinien und England bis in den Himmel erhoben. Ueberall berechnete man schon die Zeit, wann er in Paris eintreffen würde. Je mehr sein Ruhm wuchs, desto größere Fortschritte machten aber auch seine Wunderlichkeiten und Seltsamkeiten. Er ließ sich immer mehr gehen, und seine Einfälle arteten zuweilen in Zügellosigkeiten und Unanständigkeiten aus. Dabei entwickelte sich in ihm ein Hochmut und eine Hoffart, die so weit gingen, daß er von niemand einen Widerspruch ertragen konnte.

Daß Ssuwórow die Absicht gehabt habe, nach Frankreich zu gehen, leugnet Petruschéwskij. Kaiser Paul kann vielleicht diese Absicht gehabt haben; Ssuwórow aber war der Ansicht, daß ein Einfall in Frankreich das ganze französische Volk veranlassen würde, sich zum Schutze des Landes zu erheben, und daß, solange sich die republikanische Armee nicht für die Monarchie erkläre, die Zurückführung der alten Institutionen vielleicht auf dem Papier oder in den Köpfen abenteuernder Emigranten und politischer Schwärmer, nicht aber in der That stattfinden könne.

Ssuwórows Stellung an der Spitze der verbündeten Heere wurde immer schwieriger und lästiger; er bat also den Kaiser, daß er ihn abberufen möchte. Paul erfüllte diesen Wunsch, und Ssuwórow rückte nach einem Plane, der von den österreichischen Generalen aufgestellt worden war, in die Schweiz ein. Die Schwierigkeiten, welche sich ihm auf diesem Wege entgegenstellten, sind bekannt. Das Gerücht sowohl wie später auch die Geschichtschreibung setzten es auf Rechnung der Böswilligkeit Oesterreichs, daß man die Russen diese Richtung einschlagen ließ. Petruschéwskij aber widerlegt diese Meinung und beruft sich darauf, daß Oesterreich, indem es Ssuwórow schadete, sich selbst den größeren Nachteil zugefügt hätte und daß diese Erwägung gegenüber dem Kitzel, dem ehemaligen Verbündeten eine Schlappe beizubringen, den Ausschlag gegeben haben würde. Es sei unmöglich anzunehmen, daß die scharfsinnige österreichische Politik so kopflos habe handeln können.

Die fast in alle Anekdotensammlungen aufgenommene Erzählung, daß Ssuwórow beim Uebergang über den St. Gotthard, als seine Soldaten ihm nicht weiter folgen wollten, sich habe ein Grab schaufeln lassen, daß er dort eingescharrt werde, wird von Petruschéwskij für eine Erfindung erklärt.

Während Ssuwórow noch in der Schweiz war, erließ Paul den Befehl, daß man seinem berühmten Feldherrn die nämlichen kriegerischen Ehrenbezeigungen erweisen solle, welche sonst nur dem Souverän gebühren, und zwar sogar in seiner eigenen (des Kaisers) Gegenwart. Er erhob ihn zum Generalissimus und ließ ein Projekt für ein Denkmal zu Ehren Ssuwórows ausarbeiten. Seine

(Ssuwórows) Feinde verbreiteten dagegen die Meinung, daß dieser angeblich unbezwingbare Barbar die Hälfte seiner Armee zu Grunde gerichtet und sich schließlich, mit Wut im Herzen und mit Schande bedeckt, retiriert habe.

Ueber Ssuwórows Excentricitäten, deren wir schon mehrfach erwähnten, berichtet Petruschéwskij, daß man die Behauptung aufgestellt habe, dieselben hätten ihren Ursprung in einer Aeußerung der Kaiserin Katharina gehabt, daß hervorragende Männer sich immer durch irgend welche Sonderbarkeiten und Wunderlichkeiten auszuzeichnen pflegen. Petruschéwskij widerlegt diese Ansicht durch den Einwand, daß Ssuwórow schon vor seiner Bekanntschaft mit Katharina ein Sonderling gewesen sei. Andere mutmaßten, daß Ssuwórows Eigenheiten auf der Berechnung beruhten, seine Feinde würden ihn so für weniger gefährlich halten und er könne unter der Maske eines Halbnarren leichter Carriere machen. Wir glauben, Ssuwórows Sonderbarkeiten hatten ihren Grund in einer angeborenen Anlage und wurden durch besondere Lebensumstände entwickelt. Besser wäre es gewesen, wenn der berühmte russische Feldherr sich nicht durch solche Absonderlichkeiten, zu denen zeitweise auch Liebedienerei und Servilismus, demonstrative Religiosität und unverhüllte Frechheit gehörten, ausgezeichnet hätte. Ssuwórows Narreteien gingen häufig so weit, daß seine Zeitgenossen ihn für halb wahnsinnig oder dem Trunke ergeben hielten. Die letztere Behauptung wird von Petruschéwskij nicht unbedingt zurückgewiesen, er findet nur, daß diese Anschuldigung nicht genug erwiesen sei.

St. Petersburg wollte den rückkehrenden Sieger mit den feierlichsten Ovationen empfangen, aber Kaiser Paul hatte es anders beschlossen. Er ließ bei einer Wachtparade zugleich mit der Parole verkünden: „Generalissimus Fürst Ssuwórow habe, entgegen dem allerhöchst erlassenen Ukas sich auf ein früheres Herkommen berufend, einen beständigen General du jour bei seinem Armeecorps angestellt anstatt diese Charge seinen Generalen der Reihe nach zu übertragen, und erhalte dafür einen Verweis.“ Gleichzeitig wurden alle Vorbereitungen zum Empfange Ssuwórows sistiert und ihm das Verbot, beim Kaiser zu erscheinen, mitgeteilt.

Als Grund für diese abermalige, plötzliche Ungnade gilt die Behauptung, Ssuwórow sei an dem Bruch der Allianz zwischen Oesterreich und Rußland schuld gewesen. Man erzählt auch, daß Ssuwórows ungerechte Verteilung der Belohnungen die Ursache gewesen sei. Auch Cäsarewitsch Konstantin Pawlowitsch soll seine Ungnade veranlaßt haben. Der eigentliche Grund ist aber bis heute noch nicht aufgeklärt, und wir können Petruschéwskij nur beipflichten, wenn er sagt, daß man den Wunderlichkeiten und Sonderbarkeiten Ssuwórows — Pauls Wunderlichkeiten und Sonderbarkeiten entgegensetzen könne.

Nach dem Russischen von Wilhelm Henckel.

Eine Königin von England vor Gericht.

Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts spielte sich ein seltsamer Prozeß vor den Schranken des Londoner Chancery-Gerichtshofes ab, der merkwürdige Streiflichter auf die Handlungsweise der Königin Karoline von England, Gemahlin Georgs IV., wirft und bei dem das Endurteil eigentlich Ihre Majestät der Fälschung beschuldigt. Schon als Prinzessin von Wales war die Genannte oft die Ursache höchst ärgerlicher Vorkommnisse am Hofe von St. James gewesen, so daß, da sie sich durchaus nicht zu einer andern Lebensweise bequemen wollte, sie im August 1814 aus dem Lande verbannt wurde. Sie wandte naturgemäß ihre Schritte nach ihrer Heimat Braunschweig und langte gerade dort zu einer Zeit an, als ihr Bruder Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg wiederum Besitz von seinem Reich ergriffen hatte. Mitten in seine Beschäftigung, die Verhältnisse des Herzogtums wieder zu ordnen und die Armee zu reorganisieren, fiel die Rückkehr Napoleons I. von Elba; französische Truppen näherten sich Braunschweig, und der Herzog sah sich genötigt, Deutschland zu verlassen. Er begab sich nach England, wo er die Ausrüstung seiner Soldaten vervollständigte, an deren Spitze er nachher den Heldentod bei Quatre Bras erlitt. Bevor er indes Großbritannien wieder verließ, um von neuem in den Kampf zu ziehen, machte er, von Todesahnungen ergriffen, sein Testament. Er ernannte zu Exekutoren Lord Liverpool, den Gesandten am Hofe von St. James, Grafen Münster und den früheren Minister Georg Canning, welcher letztere indes das Amt ablehnte.

Sogleich nachdem das Testament eröffnet war, erhielten Lord Liverpool und Graf Münster eine Mitteilung der Prinzessin von Wales, die noch immer in Braunschweig residierte, daß sie eine Forderung von 15000 Pfd. Sterl. an den Nachlaß habe. Sie habe diese Summe ihrem verstorbenen Bruder vor seiner Abreise von Braunschweig im August 1814 geliehen und von diesem einen Schuldschein erhalten, der sich im Besitz ihres Bankiers befände. In diesem Dokumente habe sich der Herzog verpflichtet, das Kapital mit Zinsen im Jahre 1816 zurückzuzahlen, und zur vermehrten Sicherheit sei ihr noch ein Duplikat des Schuldscheins eingehändigt worden, welches sie vorlegen könne. Diese Nachricht setzte besonders den Grafen Münster in Erstaunen, weil er mit den Verhältnissen des Herzogs zu genau bekannt war, um glauben zu können, daß der Verstorbene sich an seine Schwester wegen eines Darlehens gewandt haben würde. Die Beziehungen zwischen den Geschwistern waren mehr als kühl gewesen, und Friedrich Wilhelm hatte im Gegenteil zu seinen näheren Freunden oft die Befürchtung ausgesprochen, daß die Prinzessin von Wales versuchen würde, Geld von ihm zu leihen. Die letztere befand sich auch stets in finanziellen Verlegenheiten, und gerade im August 1814 war sie so knapp an Geld gewesen, daß sie unmöglich 15000 Pfd. Sterl. besessen haben konnte, also noch viel weniger eine solche Summe vorzustrecken imstande war. Es blieb allerdings noch die Möglichkeit, daß die Prinzessin für den Betrag Wechsel acceptiert haben könne, aber dann mußten dieselben durch die Hände von Bankiers gegangen sein, und davon war trotz aller Nachforschungen keine Spur aufzufinden.

Dem Grafen Münster kam daher die Sache sehr verdächtig vor; er beschloß, bevor er irgend eine Antwort gab, in Braunschweig nähere Erkundigungen einzuziehen. Dort erfuhr er folgendes von den Ministern Graf Schulenburg und Baron Phiseldeck, welcher letztere auch die Privatangelegenheiten des Herzogs verwaltet hatte: Erstens, daß sie von dem angeblichen Darlehen überhaupt nichts wüßten, und zweitens, daß eine solche Summe nicht hätte gezahlt sein können, ohne daß sie davon Kenntnis erhalten haben würden. Der Verstorbene brauchte kein Geld für das Land, dessen Bedürfnisse durch die Einkünfte reichlich gedeckt waren. Seine Privatverhältnisse standen ebenfalls zu jener Zeit sehr gut, so daß er nicht nur nicht in Verlegenheit war, sondern sogar eine überflüssige Summe von 11026 Pfd. Sterl. 7 Schilling vor dem 14. Juli an seine Bankiers Messrs. Hammersley in London eingesandt hatte. Schließlich erklärten die beiden Minister ganz unumwunden, sie hielten die angeblichen Schuldscheine für Fälschungen. Graf Münster teilte diese Auskunft seinem Miterekutor Lord Liverpool mit, und beide beschlossen daraufhin, die Forderung von 15000 Pfd. Sterl. nicht anzuerkennen. Die Prinzessin bestand indessen auf Bezahlung, und da sie dieselbe in Güte nicht erlangen konnte, reichte sie von Braunschweig aus Ostern 1817 eine Klage gegen den Testamentsvollstrecker ein, wobei ein Mr. Anthony Buller St. Leger als ihr Vertreter fungierte.

Lord Liverpool und Graf Münster erklärten daraufhin vor Gericht, daß sie gewichtige Gründe hätten, die Echtheit der beiden Schuldverschreibungen zu bezweifeln. Sie verlangten, daß die Schriftstücke in Chancery deponiert werden sollten oder daß es ihnen gestattet werden möge, dieselben, welche sich in Gewahrsam der Bankierfirma Coutts und Comp. befanden, zu prüfen. Da sie bewiesen, daß die Dokumente gar nicht ihnen, sondern nur Mr. Canning präsentiert worden wären, ging das Gericht auf ihren Antrag ein. Die Prüfung fand am 7. Februar 1817 in Gegenwart der Herren Canning, Brougham, Sir Samuel Romilly, Lord Liverpool und Graf Münster statt und bestätigte vollauf die Meinung des letzteren und der beiden braunschweigischen Minister. Es waren zwei Schutdverschreibungen vorhanden, eine in französischer, die andere in deutscher Sprache.

Graf Münster hatte einen französischen und einen deutschen Brief des Testators mitgebracht, um die Handschriften zu vergleichen; doch war dieses kaum nötig. Ein einziger Blick auf die Schuldscheine zeigte ihm, daß er es mit einer groben und ungeschickten Fälschung zu thun hatte. Ganz abgesehen von der Form, die der verstorbene Herzog, der ein sehr guter Geschäftsmann gewesen, niemals angewandt haben würde, war die Orthographie und Ausdrucksweise sowohl im Französischen als im Deutschen so fehlerhaft und teilweise unverständlich, wie man es von einem Manne wie Friedrich Wilhelm, der sich in beiden Sprachen fließend ausgedrückt hatte, nicht erwarten konnte. Selbst der eigene Name und Braunschweig waren falsch geschrieben! Augenscheinlich waren die Dokumente von jemand verfaßt, der es verlernt hatte, das Deutsche richtig zu gebrauchen, und dies, zusammen mit der Einschiebung englischer Worte in den deutschen Text, wies klar auf die Urheberin hin. Zum Ueberfluß trug auch das Papier noch ein englisches Wasserzeichen, und da der Herzog Groß-

britannien 1812 verlassen, so war es sehr unwahrscheinlich, daß er dasselbe zwei Jahre lang in seinem Besitz gehabt haben sollte. — Bevor noch ein neuer Termin zur Verhandlung angesetzt war, ereignete sich noch ein weiterer Zwischenfall.

Im März desselben Jahres präsentierte der Bankier Wolffsheim in Braunschweig dem Baron Phiseldeck die Kopie einer Schuldverschreibung, welche folgendermaßen lautete: „Par ce papier ecrit de Ma propre Maint, j'assure à ma soêur la Princesse de Galles la somme de quinze mille Louis a vingtquatre francs d'or, car c'est la dite Somme que Elle vient de me preter dans ce Moment ce 24 du Mois d'Août dans l'Année 1814 et Ma dette avec la Princess de Galles Ma Sœur que je Vien de Contracte doit être eguedie dans l'Année 1816 dans le mois d'Août avec les interets Même apres ma Mort. A Bronsvic, ce 24 d'Août 1814. Gueliaume Duc de Bronsvic d'Oels.“ Herr Wolffsheim hatte das Papier von Karlsruhe aus mit der Anfrage erhalten, ob es bezahlt werden würde, wenn der Besitzer das Original einsenden sollte, und wenn nicht, aus welchen Gründen man die Honorierung ablehne. Baron Phiseldeck verständigte die Testamentsexekutoren von dem Auftauchen dieses dritten Schuldscheines, und diese setzten es durch, daß das Original desselben ebenfalls zur Prüfung bei Coutts u. Comp. in London deponiert wurde.

Waren die ersten beiden Dokumente schon schlecht und fehlerhaft geschrieben, so war dies letzte noch schlechter, so daß der Inhalt teilweise ganz unverständlich wurde, und warum der Herzog 15000 Pfd. Sterl. und 15000 Louisdor an demselben Tage geliehen haben sollte, ohne daß irgend jemand eine Ahnung hatte, wohin das Geld gekommen war, erschien rätselhaft und verdächtig. Uebrigens deutete auch in dem Karlsruher Schriftstück der Ausdruck „Même apres ma Mort“ auf eine ungeschickte Fälschung hin. Weshalb sollte der Verstorbene diese Bemerkung gemacht haben? Wenn er wirklich den Schuldschein ausgestellt hatte, so war es ja selbstverständlich, daß seine Erben denselben einzulösen hatten. Auch unterzeichnete der Herzog seit seiner Rückkehr nach Braunschweig 1813 nicht mehr wie früher, wo er allein Oels besaß, Herzog von Braunschweig-Oels, sondern Herzog von Braunschweig-Lüneburg.

Graf Münster begab sich nunmehr selbst nochmals nach Braunschweig, um Beweise für die Behauptungen, die er der Klage der Prinzessin entgegenstellen wollte, zu beschaffen. Der persönliche Adjutant, Major von Lübeck, sowie der Privatschatzmeister des Herzogs erklärten sich bereit, zu bezeugen, daß Friedrich Wilhelm zu ihnen auf seiner Reise zum Wiener Kongreß Ende August 1814 davon gesprochen habe, „er hätte gefürchtet, die Prinzessin würde Geld von ihm leihen wollen; glücklicherweise habe sie indes nichts davon gesagt“. Auch der Schatzrat Metz teilte Graf Münster mit, daß von einer Anleihe des Herzogs bei seiner Schwester oder bei sonst jemand zu jener Zeit nicht habe die Rede sein können, da sich damals kein Geld in der Privatschatulle befand und die Kosten der Wiener Reise deshalb aus dem Bestande der Staatskasse bestritten werden mußten. Derselben Ansicht waren der Generalkassierer Steinacker, welcher hinzufügte, daß der Herzog allerdings im Frühjahr 1814 in Geldverlegenheit gewesen sei, doch hätte jener sich damals durch Verkauf von Schuldverschreibungen der

Städte Baden-Baden und Darmstadt, welche zu seinem Privatbesitz gehörten, im Betrage von 70000 Reichsthalern geholfen. Graf Münster fand auch ferner heraus, daß die Prinzessin bei ihrer Ankunft in Braunschweig nur 200 Pfd. Sterl. in ihrem Besitz gehabt hatte. Außerdem war ihr von Coutts u. Comp. ein Kredit in Höhe von 5000 Pfd. Sterl. in Braunschweig eröffnet worden, wovon sie bis zum 24. August 2000 Pfd. Sterl. entnommen.

Gestützt auf alle diese Thatsachen, ergriffen nunmehr Lord Liverpool und Graf Münster selbst die Offensive, indem sie 1819 eine Gegenklage einbrachten, in der sie verlangten, daß die Prinzessin verurteilt würde, die zwei in Verwahrung von Coutts u. Comp. befindlichen Schuldscheine herauszugeben, und daß dieselben dann in Gemeinschaft mit dem dritten Karlsruher Dokument vernichtet werden sollten. Währenddessen war das Jahr 1820 herangekommen, Georg IV. hatte den Thron bestiegen, und die Prinzessin Karoline war Königin von England geworden; jedoch änderte dieses nichts an dem Gange des Prozesses, und am 18. Mai 1820 fällte der Gerichtshof in Chancery das folgende Urteil: die Klage der Königin sei unter Auferlegung der entstandenen Kosten abzuweisen, und zu gleicher Zeit wurde es Ihrer Majestät verboten, über die bei Coutts u. Comp. deponierten Schuldscheine zu verfügen, welche nicht von dem verstorbenen Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg unterzeichnet, sondern Fälschungen seien. So endete dieser merkwürdige Prozeß, der, hätte es sich nicht um eine regierende Königin gehandelt, wahrscheinlich noch ein Nachspiel gehabt hätte; denn aus den Akten ging mit unzweifelhafter Deutlichkeit hervor, von wem die Fälschung ausgegangen. Uebrigens überlebte die Königin nicht lange diese schmachvolle Episode in ihrem Leben, sie starb bereits am 7. August 1821.

London. G. Glaß.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

Die Germanen an der Donau und das römische Reich.

Von

Julius Jung.

Jahrhundertelang haben auch an der Donau, beziehungsweise am dortigen „limes“,[1] Römer und „Barbaren“ sich gegenübergesessen, wobei es an freundlichen und an feindlichen Berührungen nicht fehlte. Es liegt in der Natur geschichtlicher Ueberlieferungen, daß wir von den letzteren genauere Kunde haben als von ersteren, die den Zeitgenossen nichts Besonderes darboten. Doch fällt auch hierauf durch die archäologischen Funde und gelegentliche Bemerkungen der Schriftsteller erwünschtes Streiflicht.

Wir ersehen, wie für den Grenzverkehr ein strenges Reglement bestand, wie dafür gesorgt wurde, daß z. B. der Handel mit Waffen keine größeren Dimensionen annahm, daß die Marktpolizei durch Centurionen geübt wurde, daß Ort und Zeit der Märkte festgesetzt war, daß nur ganz ausnahmsweise einem befreundeten Barbarenstamme, wie den Hermunduren am rätischen „limes“, gestattet wurde, des Handels wegen in das Innere der Provinz zu kommen. Wir hören andererseits, daß der römische Kaufmann im Barbarenlande ein gern gesehener Gast war, daß der Handelsweg von Carnuntum an der Donau nach der Bernsteinküste an der Ostsee ein vielbetretener und daher wohlbekannter war. Wir hören auch von Niederlassungen der römischen Kaufleute z. B. am Hofe Marbods, des Markomannenkönigs, und daß selbst tief-

[1] Neuerdings, in der Sitzung der Berliner Archäologischen Gesellschaft vom 2. Dezember 1884, entwickelte Mommsen, das Werk von Cohausen über den germanischen Grenzwall (Wiesbaden 1884) besprechend, den Sinn von „limes“ in dieser Verbindung aus der ursprünglich im Gegensatz zu „cardo“ stehenden Bedeutung als „Querweg“. Der „limes“ war ein „gesperrter Weg“, eine befestigte Querstraße, die man da anlegte, wo nicht durch den Fluß genügende Sicherheit geboten wurde. Vgl. Westdeutsche Zeitschrift IV. (1885), S. 43 ff. Ungarische Revue 1882, S. 278 ff.

gehende politische Verwickelungen auf dieselben keine nennenswerte Rückwirkung zu üben vermochten; und wenn auch, die gegenseitigen Beziehungen stellten sich immer wieder her. Der römische Denar und das römische As hatten Kurs bis an die Ostsee und darüber hinaus nach Skandinavien, römische Handelsartikel wurden in zahlreicher Menge importiert, selbst römische Sitten bürgerten sich ein;[1] wodurch das Barbarenland dem Kulturkreis, den das römische Reich bildete, mehr und mehr angenähert wurde.

Dann kamen wieder Zeiten, wo die gegenseitigen Beziehungen sich trübten, wo die inneren Bewegungen, die in der Barbarenwelt vorgingen, auf die Grenze reagierten. So unter Kaiser Markus, unter dessen Regierung längs der ganzen Donaulinie die germanischen und „sarmatischen" Völkerschaften in ein gegenseitiges Gedränge gerieten, so daß nicht nur die Striche an der Grenze, sondern auch die inneren Landschaften, ja sogar Griechenland und Italien bedroht waren, bis durch die Aufnahme von hunderttausenden Barbaren in das Reich der Sturm beschworen wurde. Freilich änderten sich damit auch die Bevölkerungsverhältnisse von Grund aus; zu der in der Romanisierung begriffenen Bevölkerung keltischen oder illyrischen oder thrakischen Stammes war ein Grundstock von reinen „Barbaren" gekommen, mit denen der Romanisierungsprozeß von neuem begonnen werden mußte. Die dritte Generation mochte sich bereits ebensosehr als „Römer" fühlen, wie etwa in unserem Jahrhundert die deutschen Auswanderer, die nach den Vereinigten Staaten gingen, während derselben Zeit zu (englisch redenden) Amerikanern wurden. Da diese barbarischen Volkselemente nicht durch ein gemeinsames Nationalgefühl, sondern nur durch den Verband der Sippe, höchstens des Stammes zusammengehalten wurden, so erlagen sie mit Leichtigkeit der unwiderstehlichen Anziehungskraft, welche das überlegene römische Wesen auf sie ausübte.

Kaum war diese Schicht in Römer umgewandelt, als ein zweiter Stoß erfolgte. Seit der Mitte des dritten Jahrhunderts überfluteten die zahlreichen Stämme der Barbaren, nunmehr in größere Verbände geeint, alle Provinzen des Reiches. Gegen

[1] In der Therme von Teplitz sind im Jahre 1879 bei Abteufung des Quellraums römische Münzen aus der Zeit vom ersten bis ins vierte Jahrhundert gefunden worden; was mit der Sitte des „stipem iacere" in Verbindung zu bringen sein wird. Auch in der Riesenquelle bei Dux wurde im Jahre 1882 eine reichliche Menge von antiken Bronzegegenständen gefunden: 150 Fibeln, 50 ornamentierte, 100 nicht ornamentierte Armringe, 50 solche aus schwächerem gebogenen und verschlungenem Draht, Fingerringe u. s. w. Der größere oder größte Teil dieser Funde kam ins Museum des Grafen Waldstein in Dux. J. Undset in Bullet. archeol. 1883, S. 237 ff.: iscrizioni latine ritrovate nella Scandinavia. Daß auch von Dacien aus nach den Ländern der Sarmaten ein schwunghafter Handel betrieben wurde, ist bekannt.

die untere Donau richteten jetzt die Ostgermanen, die seit jenem Ausgang des Markomannenkrieges zur Entwicklung gekommen waren, ihre Angriffe, während im Quellgebiete des Stromes die Alemannen sich ausbreiteten. Es wurde nach Herzenslust geplündert und Beute gemacht; sich ansässig zu machen, zeigten die meisten wenig Lust, weil sie in dem ungeheueren Reiche unter der Masse der „römischen“ Bevölkerung verloren gegangen wären. Nur hart an der Grenze, wo man des Rückhaltes der in „Barbarien“ zurückgebliebenen Volkskraft nicht entbehrte, in den „agri decumates“ und in Dacien kam eine solche Rücksicht nicht in Betracht — das Centrum dieses Gebietes, das durch die Markomannen repräsentiert wurde, war diesmal merkwürdig ruhig geblieben — dort setzten sich die Alemannen, hier Goten mit ihren Verbündeten fest, welche letzteren teils wie die Vandalen gleichfalls Ostgermanen, teils dacischer Abkunft waren, wie die Carpen, teils auch „sarmatischer“, worunter möglicherweise schon Slaven verstanden sind, was bei der vagen Allgemeinheit, mit der der Ausdruck, z. B. nach Procopius auch für die Goten, gebraucht ward, sich nicht entscheiden läßt.

Diese Eindringlinge waren aus den gewonnenen Positionen nicht mehr herauszubringen, als das Reich unter den kräftigen illyrischen Soldatenkaisern am Ausgang des dritten Jahrhunderts sich zu regenerieren begann. So wurde das Quellgebiet der Donau aufgegeben, so auch die Eroberung Trajans, Dacien, und die Grenze wieder an den Unterlauf der Donau verlegt, wo für die (West-) Goten der Markt eingerichtet wurde.

Damit war die Ruhe im großen und ganzen wieder hergestellt. In den Ebenen zwischen Don und Dniepr breiteten sich die Stämme der Ostgoten aus, deren bedeutendster die Greuthungen waren, indem sie sich in den folgenden Jahrzehnten mit den umliegenden germanischen Stämmen, wie den Herulern, Gepiden, ferner mit den Alanen, dann mit finnischen und wendischen Volkselementen herumschlugen, auch unter König Hermanarich (seit 350) eine große Konföderation germanischer und scythischer Völker zusammenbrachten und beherrschten.

Die Westgoten hatten, gleichfalls in mehrere Stammesabteilungen (pagi) geschieden, sich in den Besitz von Altdacien geteilt. Dabei waren den Taiphalen die heutige Walachei, den Victohalen, wie es scheint, das nördliche, den Therwingern (der stärksten Abteilung) das übrige Siebenbürgen zugefallen;[1] während die früheren Bundesgenossen, nicht nur die anderer Nationalität, wie Carpen und Sarmaten, sondern auch die verwandten Vandalen nach dem Rechte des Stärkeren beiseite gedrückt wurden; so daß

[1] So Bessel in dem rühmlich bekannten Artikel „Goten“. Ersch und Grubers Encykl. S. 149 ff

bei diesen bald ein stärkerer Gegensatz gegen ihre Dränger sich ausbildete, als derjenige, der die Barbaren innerlich von den „Römern“ trennte. Ein Umstand, den die römische Regierung für ihre Zwecke auszunützen verstand, nachdem sie, seit der Reform der Reichsarmee neugestärkt, die Positionen an der unteren Donau reorganisiert und überdies Konstantin die mit Licinius verbündeten Goten im eigenen Lande angegriffen und zur Ruhe gebracht hatte. Als jene von den Goten bedrängten Barbaren um Aufnahme auf den Reichsboden baten, wurde ihnen willfahrt, in der Absicht, sie zur Verstärkung der römischen Grenzverteidigung zu verwenden.[1] Die Maßregel hat sich bewährt, indem während des folgenden vierzigjährigen Friedens die Romanisierung dieser neurezipierten Elemente so bedeutende Fortschritte machte, daß bald ein Mann carpischer Abkunft die Statthalterschaft in Sardinien, Korsika und Tuscien bekleiden konnte und am Ausgang des Jahrhunderts ein Abkömmling, wie es scheint, des von Konstantin in Pannonien angesiedelten (asdingischen) Zweiges der Vandalen, Stilicho, die höchste Stelle im Reiche nach dem Kaiser einnahm. — Wir hören auch von einem Gladiator vandalischer Abkunft; der Gegensatz gegen die Goten aber hat sich bei den Vandalen in ungeschwächter Kraft erhalten und noch ein Jahrhundert später seine Wirkung geübt.

Auch auf die Goten haben jene Friedensjahre ihre Wirkung geübt. Der „limes“ ward während derselben des Marktes halber von den Barbaren fleißig besucht, und die römischen Grenzer, die Offiziere voran, ersahen die Gelegenheit, beim Handel für sich zu profitieren, wobei namentlich auch auf schöne menschliche Ware das Augenmerk gerichtet wurde. Daß der Handel sich tief nach Altdacien hinein erstreckte, beweisen die in Siebenbürgen gefundenen Münzschätze, hauptsächlich die schönen Goldmünzen des vierten und fünften Jahrhunderts n. Chr.

Daneben ging die Einwirkung der von den Goten während ihrer Kriege gemachten Gefangenen einher, worunter diejenigen kappadocischer Abkunft besonders hervorgehoben werden, da von ihnen die Keime des Christentums gepflanzt und mit Eifer weiter entwickelt wurden. Ulfilas selbst, der Apostel der Goten, stammte von kappadocischen Voreltern ab, und mit der kappadocischen Mutterkirche wurde in der Folge ein regelmäßiger Verkehr unterhalten; wie die Kirche von Lyon der Kirche von Smyrna ihre Märtyrer-

[1] Die arg verwirrte Notiz des Jordanes, daß diese Vandalen 60 Jahre bis auf Stilicho in Pannonien gesessen seien, was auf Konstantin d. Gr. nicht stimmen würde, wird allerdings von Bessel zur Bezweiflung der Thatsache selbst verwertet; vielleicht mit Unrecht. Asdingische Vandalen sind nach Dio schon von Markus Aurelius ins Reich rezipiert worden. Petrus Patricius sagt, sie seien diesem Kaiser zu Hilfe gezogen. Vgl. Zeuß, S. 461. Andere Asdinger kämpfen mit den Goten gegen die Römer. Jordanes c. 16. Vgl. auch Mommsens Einleitung zu seiner Ausgabe, S. VIII.

protokolle zusandte, so machte die gotische Kirche der kappadocischen Mitteilung, als die gotisch-heidnische Partei über die christliche eine Verfolgung verhängte, die mehreren christlichen Goten das Leben kostete. Ulfilas siedelte mit seiner Gemeinde auf Reichsboden über, wo ihr Kaiser Konstantius am Hämus in Mösien Land anwies.

Aber die Propaganda ruhte nicht, sondern entfaltete sich während der vierzigjährigen Wirksamkeit des Ulfilas als Bischof (341—381) sowohl, als nach seinem Tode ununterbrochen weiter: die Autorität des Mannes, die auch unter dem römischen Klerus der Donauprovinzen eine sehr große war, muß unter den Goten einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben. Von dieser Zeit an bekümmerten sich die Germanen mit großem Eifer um die Einzelheiten der christlichen Lehre, die berühmten Kirchenschriftsteller des Jahrhunderts wurden in zweifelhaften Fällen brieflich um Rat angegangen, so Hieronymus von zwei Goten, Ambrosius von der Markomannenkönigin Fritigild, was bei allem Jammer, der damals die römische Welt traf, doch ein tröstliches Zeichen dafür war, daß eine gemeinschaftliche Basis für die Verständigung von „Romanien“ mit „Barbarien“ gewonnen war: der christliche Glaube. Daran änderte auch der Umstand nichts, daß die dogmatische Lehrmeinung des Ulfilas um die Zeit seines Todes nicht mehr die für die Römer gültige war, daß vielmehr das spiritualistische Bekenntnis des Athanasius über den Rationalismus des Arius den Sieg davongetragen hatte. Von da an war der Arianismus der Glaube der Germanen, der Katholizismus jener der Römer.

Aber gerade das machte die Propaganda für den christlichen Glauben unter den gotischen Stämmen wirksam, daß mit der Annahme desselben keineswegs eine Verleugnung des germanischen Volkstums verknüpft war. Ulfilas hatte mit seiner Bibelübersetzung den Grund zugleich zu einer nationalen Kirche und einer nationalen Kultur gelegt. Beide verbreiteten sich Hand in Hand, fast unbemerkt und doch mit bewunderungswürdiger Raschheit. Wir treffen das arianische Christentum, ohne in dessen Verbreitung einen genaueren Einblick gewinnen zu können, künftighin bei den Vandalen, den Rugen, den Ostgoten, den Gepiden u. s. w., sowie diese Völker nur mehr hervortreten und vom Lichte der Geschichte getroffen werden.

Es war dies eines der großen Ereignisse dieser vielbewegten Zeit, daß die edelsten Stämme „Barbariens“ jetzt im Anschluß an ihr Kirchentum eine selbständige Kultur zu entwickeln begannen, daß neben das griechische und lateinische Idiom für die folgenden zwei Jahrhunderte[1] das gotische hinzutrat, das im ganzen „Orbis

[1] Nachher erhielt es sich wohl nur in abgelegeneren Gegenden, wie es „apud quasdam Scytharum gentes, maxime Tomitanos“ im 9. Jahrhundert

Romanus“ Kurs hatte. Während es gelegentlich einen römischen General gab, der weder Griechisch noch Latein verstand, wurde gotisch gesprochen am Hofe Attilas, wo die Häuptlinge der gotischen Völker, die mit dem Hunnenherrscher mannigfach verschwägert waren, den Ton angaben; in Afrika bei den Vandalen, in Konstantinopel in den Kirchen der Arianer wurde gotisch gepredigt, in Italien fromme Traktätlein für gotische Christen herausgegeben. Es war die große Zeit des Gotentums, die in der Heldensage nachlebt, und wo Hermanarich, Odovacar, Theoderich und Attila im Gedächtnis der Nachfahren zusammenfloßen, als wären sie Angehörige einer Zeit und eines Volkes.

Die Befürchtung, daß das Christentum die Goten weichlich und unkriegerisch machen würde, hat sich nicht erfüllt, eben weil neben dem eifrigen Kirchentum die Erinnerung an die großen Ahnen im Volke lebendig blieb und es zu immer neuen Thaten antrieb.

Bekanntlich beginnt mit dem Jahre 376 ein neuer Abschnitt in der Geschichte der politischen Beziehungen zwischen den Germanen und dem Reich, indem damals wegen des Auftretens der Hunnen in der östlichen Flanke der Gotenvölker neuerdings ein Geschiebe nach Westen und Süden zu eintrat, das vom Don bis zu den Markomannen hin sich bemerkbar machte. Erst ein Teil, bald aber die ganze Masse der seit hundert Jahren im Trajanischen Dacien seßhaften Goten wurde an die Grenze des Reiches geworfen, die sie anfangs mit, später auch ohne die Erlaubnis des Kaisers überschritten. Als die Beamten und die Bevölkerung der Grenzlandschaft ihre Notlage in der schnödesten Weise ausnützten, als auch noch perfide Zettelungen an den Tag kamen, wodurch die Goten und ihre Führer vereinzelt und dann unschädlich gemacht werden sollten, da brach der lange verhaltene Zorn durch: im Nu waren die nach dem übereinstimmenden Zeugnisse des Ammianus und des Zosimus in jeder Hinsicht demoralisierten Grenzsoldaten überwältigt, die thrakischen und illyrischen Landschaften bis auf die ummauerten Plätze ausgeplündert, der Kaiser Valens, der aus dem Orient herbeigekommen war, und sich bei Adrianopel ohne Ueberlegung zur Schlacht stellte, geschlagen und auf der Flucht getötet (378).

Gleichzeitig wurden in Pannonien von den Hunnen, Alanen und (Ost-)Goten (denjenigen, die nach dem Tode des Königs Hermanarich sich den Hunnen anschlossen) die „Grenzer“ geworfen, der „limes“ an der mittleren Donau, den Kaiser Valentian I. eben

(nach Aussage von Missionaren) Walafrid Strabo, bezüglich der tetraxitischen Goten in der Krim aber noch viel spätere Reisende angemerkt haben. Vgl. Raszmann in dem Artikel über gotische Sprache und Litteratur. Bei Ersch und Gruber Bd. 75, S. 297. W. Tomaschek, Die Goten in Taurien, Wien 1881.

noch gegen einen ganz anderen Gegner, die Quaden, instand gesetzt hatte, durchbrochen. Als Grund der beispiellosen Niederlage der Römer wird auch hier der Verfall der militärischen Disziplin angegeben, da die Soldaten die Benützung des Brustharnisches und des Helmes zu unbequem gefunden und in der vorhergehenden Friedensperiode sich abgewöhnt hatten, weshalb sie den Geschossen der Feinde ungedeckt gegenüberstanden. Hierzu kam noch die Ueberlegenheit der hunnisch-alanischen Reiterei, die eine völlige Aenderung auch der römischen Taktik notwendig machte; an dem „limes“, soweit er später wiederhergestellt wurde, stationierten seitdem zahlreiche Abteilungen Kavallerie.

Nach dreijähriger kriegerischer Anstrengung und diplomatischer Unterhandlung gelang es der Reichsregierung zu einem Ziele zu kommen.

Zunächst wurden von Gratian die unter hunnischer Führung über Altdacien nach Pannonien vorgedrungenen Barbaren pacifiziert, indem man ihnen in letzterer Provinz Sitze bewilligte; wenigstens eine der pannonischen Landschaften ging allem Anschein nach völlig in deren Besitz über, da später (im Jahre 427) von einer fünfzigjährigen Herrschaft der Hunnen daselbst die Rede ist, auch die „notitia dignitatum“ die an der Donau gelegene Provinz Valeria nicht aufführt.[1] Dafür treten diese Völkerschaften in den Dienst des Kaisers, wie denn seither speciell Gratian sich einer teuer genug bezahlten alanischen Leibwache bediente und Hunnen, Goten, Alanen einen Teil der römischen Armee bildeten.

In derselben Weise wußte Theodosius im Jahre 382 die auf der Balkanhalbinsel sich herumschlagenden Gotenscharen resp. deren Häuptlinge zu einem Abkommen zu bewegen, wonach ihre Leute künftighin als Soldaten des Reiches Verpflegung und Quartiere beziehen, auch Steuerfreiheit genießen sollten. Dafür wurden sie verpflichtet, den friedlichen Bürger nicht zu belästigen und Ordnung zu halten. Da die Barbaren so durch förmlichen Vertrag (foedus) dem Organismus des Reiches einverleibt wurden, hießen sie technisch „foederati“;[2] und wenn die römische Bevölkerung sie „Barbaren“ schalt, so wurde dieser Name bald zu Ehren gebracht und sogar mit einem gewissen Stolz geführt — er änderte in der Folge seine Bedeutung, „Barbar“ nannte sich der wehrhafte Mann, im Gegensatz zu dem passiven Spießbürger, der nur als Steuerträger in Betracht kam. Die konservativ-römische Partei jammerte nicht mit Unrecht, daß der Barbar, der angeblich zum Schutze da sei, vielmehr den Herrn spiele. Nur ein Mann wie Theodosius war imstande, einerseits den Widerwillen jener Partei, andererseits den Uebermut der Barbaren im Zaum zu halten und in seinem

[1] Vgl. Seeck in dem Aufsatze: „Die Zeit des Vegetius“. Hermes XI. 81 f.
[2] Vgl. Mommsen in Hermes VI, S. 350.

Interesse auszunutzen; wie er denn die Schlachten gegen die Usurpatoren Maximus (bei Siscia, Pötovio, Aemona, Aquileia) und Eugenius (am Fluß Frigidus, der heutigen Wippach, vor Aquileia) wesentlich mit Hilfe der barbarischen Truppen, unter denen die alanische Reiterei und das von Alarich kommandierte gotische Corps besonders erwähnt werden, gewonnen hat.

Aber auch unter den Barbaren und namentlich unter den Goten gab es eine starke Partei, welche jene Verträge von 382 zurückwies, da damit die Gefahr der Entnationalisierung verbunden sei, zumal sie nach verschiedenen Garnisonen, auch nach Asien und Afrika, verschickt würden, wodurch der Zusammenhang des Volkes aufgehoben werde. Man benutze sie gegen stammverwandte Nationen, ködere die Führer durch römische Titel, teile dadurch das Interesse u. s. w. Es kam hierüber unter den Gotenführern zu heftigen Auseinandersetzungen, im kaiserlichen Palaste selbst, wo sie an der Hoftafel teilnahmen und die einen für das Interesse des Reiches, die anderen für das ihres Volkes sprachen. In der Erregung stieß der römisch gesinnte Fravitta, der eine Eingeborene zur Frau hatte und im Jahre 400 das Konsulat erlangte, den Wortführer der anderen Partei, Eriulf, nieder.

So hatten die Dinge schon unter Theodosius gestanden. Als aber dieser Kaiser frühzeitig gestorben war, als seine unmündigen Söhne, unter welche die Herrschaft aufgeteilt wurde, die Zügel des Regiments nicht selbst zu führen vermochten, sondern der Leitung ihrer Minister gehorchten, als in Byzanz jene römisch-pfäffische Partei erfolgreich mit der Forderung hervortrat und durchdrang, daß den Barbaren keine Treue zu halten und die Verträge mit ihnen nicht weiter zu respektieren wären, da brachen die Goten wieder los. Die Bewegungspartei erhob den ehrgeizigen Alarich zum Herzog: er sollte die Goten zu einer kompakten Masse sammeln, dann wollte man in einer noch näher zu bestimmenden ertragsfähigen Landschaft sich zusammensiedeln und hier endgültig die neue Heimat aufschlagen. Damit war ein Programm aufgestellt. Bisher war man Soldat des Reichs gewesen, indem dieses die Dislocierung der einzelnen Truppe vornahm; das sollte geändert werden, nur der Volksherzog künftighin dies Verfügungsrecht ausüben; auch von einer Ingerenz der Civilbehörden des Reiches wollte man nichts mehr wissen. Die Goten wünschten eine Landschaft für sich zu haben, um hier als selbstregierende Nation in Ruhe ihren Acker bebauen, Weib und Kind pflegen zu können. Man war des ewigen Herumziehens und des Kriegführens für fremde Zwecke müde; die Goten erinnerten sich, daß sie nicht bloß gute Krieger, sondern auch vortreffliche Bauern seien; mit der ganzen Zähigkeit einer solchen Bauerschaft haben sie ihr Programm drei Lustren später in Spanien zum Staunen eines zeitgenössischen

Autors, welcher der römisch-orthodoxen Richtung angehörte, wirklich zur Durchführung gebracht, das Schwert weggeworfen und zum Pfluge gegriffen.

Es beginnt damit eine neue Periode für die Geschichte der Germanen, indem infolge der Ansiedlung auf Provinzialboden die Beziehungen zu den Reichsbehörden sowohl wie zu der einheimischen (romanischen) Bevölkerung in den Vordergrund treten und hierbei die eigentümlichen socialen Lebensbedingungen jener Wandervölker den ausschlaggebenden Faktor bildeten.

Die Germanen erscheinen in den römischen Provinzen durchwegs als Vertreter der agrarischen Interessen gegenüber denen der Städtebewohner, welchen die römische Organisation das Uebergewicht verliehen hatte; sie selbst wohnten wohl dorfartig beisammen, aber nicht in Städten, die sie vielmehr verachteten und mit Vogelbauern verglichen: „denn die Einwohner der Städte wohnten nicht wie Menschen, sondern wie Vögel, welche in hochaufgehängten Nestern säßen; sie seien lächerlich, weil sie, die ernährende Erde verlassend, unfruchtbare Städte vorzögen und lieber auf leblose Dinge ihr Vertrauen setzten als auf sich selbst."

Aus der Bethätigung dieser Anschauung erklärt sich, warum sowohl die Kolonen, der abhängige als auch der vielfach gedrückte kleine Bauernstand der Provinzen mit den neuen Ankömmlingen sich auf Kosten der „possessores" so leicht verständigte und eine zahlreiche Partei im Inneren des Reiches mit den „Barbaren" offen sympathisierte. (Wobei nicht vergessen werden darf, daß auch die gedrückten kirchlichen Parteien die Ankunft der anorthodoxen Germanen mit Freuden begrüßten.) Man braucht hierüber nur die Schriftsteller des fünften und sechsten Jahrhunderts, den Salvian über die Zustände in Gallien, den Procopius über die einschlägigen Verhältnisse zur Zeit der byzantinischen Reaktion in Afrika und Italien zu vergleichen, um es begreiflich zu finden, daß auch in den Donaulandschaften bald ganze Bevölkerungsschichten sich die Herrschaft der „Barbaren" gefallen ließen, ja sogar an deren Wander- und Beutezügen den lebhaftesten Anteil nahmen. So folgten im Jahre 409 Pannonier den Alanen und Vandalen, die nach Gallien, im Jahre 568 Noriker und Pannonier den Langobarden, die nach Italien zogen.

Dieser agrarische Zug der germanischen Wandervölker trat aber nicht nur in den römischen Provinzen zu Tage, sondern auch ihren uralaltaischen Bundesgenossen und zeitweisen Herren, den Hunnen, gegenüber. Diese Rasse, die schon ethnisch von der germanischen weit abstand, erlangte durch die Konzentration ihrer Kraft und die Zersplitterung der anderen zweimal das entscheidende Uebergewicht, das erste Mal im Jahre 376, wo sie den Anstoß zur großen Völkerbewegung gab; das andere Mal, als Attila wie

ein Vorläufer Napoleons die germanischen Stämme zu einer großen Konföderation „Barbariens“ gegen „Romanien“ vereinigte.

Beidemal ist diese Superiorität wieder abgeschüttelt worden. Die Goten und die Hunnen konnten sich auf die Dauer nicht vertragen. Erstere waren eine in ihrer Weise arbeitsame Nation, letztere machten es wie etwa heute noch die Turkmenen, die Nomaden und Raubritter von Profession sind; sie hielten es für rühmlicher, ihre Unterthanen — darunter die Goten — arbeiten zu lassen, selbst aber nichts zu thun, außer auf dem Wege des Mordes und des Raubes sich Unterhalt zu erwerben. Niemand, sagt Ammian von den Hunnen, niemand treibt bei ihnen Ackerbau, niemand rührt eine Pflugsterze an. Das war ein Greuel in den Augen der Goten, und sobald Attila tot war, schüttelten sie das Joch dieser „Herren“ ab und vertrieben sie aus Pannonien, wo seitdem die Ostgoten, und aus Altdacien, wo die damals mächtigeren Gepiden ihre Stammesherrschaft begründeten. Was aber von Hunnen noch hier, dann südwärts in Dacia ripensis oder in Scythia minor (der heutigen Dobrudscha) zurückgeblieben war und mit gotischen Volkselementen zusammenlebte, hatte Ausbrüche jenes socialen Gegensatzes noch öfter zu erfahren, da die Byzantiner nicht unterließen, denselben zu schüren; so im Jahre 470, als hunnische und gotische Scharen vom Kaiser Wohnsitze begehrten. Man würde sie ihnen recht gern gewähren, antwortete der Zweitkommandierende der römischen Generale, Chelchal, selbst ein Hunne — sein Vorgesetzter war Aspar, ein Gote seiner Abkunft nach, eine Zeitlang der erste, zugleich der bestgehaßte Mann am Hofe von Byzanz — indem er sie abteilungsweise auseinandertreten ließ — „der leichteren Verpflegung halber“ — aber was würden die Goten davon haben? Die Hunnen seien nicht gewohnt, zu arbeiten, das bliebe nach wie vor den Goten überlassen, um dann zur Zeit der Ernte die Hunnen wie Wölfe darüber herfallen zu sehen. Indem Chelchal die Führer der Abteilung überzeugte, erreichte er seine Absicht. Die Goten, die in dieser Abteilung die Mehrheit hatten, fielen über die Hunnen her und metzelten sie nieder, worauf Aspar mit den übrigen um so leichteres Spiel hatte.

Wenn man die Landwirtschaft der Goten näher ins Auge faßt, so findet sich bei ihnen viel weniger der Körnerbau als die Viehzucht betrieben. Korn wurde eher zu importieren gesucht, während der Vermögensstand des einzelnen sowohl als der eines ganzen Stammes nach dem Besitz an Vieh abgeschätzt wurde. Auch die Berechnung der Strafbußen geschah, obwohl die römische Währung den Germanen längst geläufig geworden war, nach Vieh; und wie der Ausdruck „pecunia“ an die entsprechende Periode der römischen Geschichte erinnert, so wird das gotische „faihu“

(d. i. Vieh) im vierten und fünften Jahrhundert in der Bedeutung von Geld gebraucht.[1]

Von den „Kleingoten", die seit der Auswanderung unter Ulfilas am mösischen Nordabhange des Hämus ein ebenso harmloses wie ärmliches Dasein führten, berichtet Jordanes als Augenzeuge, daß sie, wenn auch an nichts anderem, doch an den verschiedenen Arten von Groß- und Kleinvieh, an Wald und an Weide genug hätten. Korn und sonstige Bodenprodukte seien nur spärlich vorhanden, die meisten lebten von Milchnahrung, Wein würde in geringerer Menge aus den benachbarten Gegenden eingeführt, da die Mehrzahl dessen Genuß nicht kenne, also auch nicht entbehre.

Es liegt im Charakter einer solchen Wirtschaft, daß dieselbe mehr eine extensive als eine intensive ist. Ausgedehnte Weideplätze, auf denen das liebe Vieh sich ungehindert herumtummeln konnte, gehörten zu den Idealen der germanischen Bauern. Wegen keines anderen Umstandes sind die an der Donau einander benachbarten Stämme, die Sueven mit den Pannonogoten, die Heruler mit den Gepiden u. s. w., so heftig aneinander geraten, als wegen ihrer Weideplätze oder weil Vieh hinweggeschleppt oder weil diesem Schaden zugefügt worden war. Nichts zeigt deutlicher, wie sehr die Gepiden sich den Haß der zu den westgermanischen Sueven gehörenden, also stammfremden Langobarden sich zugezogen hatten, als der letzteren Vereinbarung mit den Avaren, daß sie ihnen für die Hilfeleistung den zehnten Teil ihres Viehstandes abtreten wollten.

Mit der Lust sich auszubreiten hing auf das engste der Wandertrieb der Germanen zusammen, der oft einen ganzen Stamm, häufig auch nur einen Teil davon ergriff. Wenn eine Gegend dem Bedürfnis nicht mehr genügte, sei es, weil sie an sich abgewirtschaftet war, sei es, daß die Bevölkerung sich zu sehr vermehrt hatte, sei es auch nur, weil man schönere Länder kennen gelernt hatte,[2] so dachte man an den Ausbruch und die Ansiedlung in neuen Sitzen. Namentlich hat auf die Donaugermanen Italien eine bedeutende Anziehungskraft ausgeübt; zuerst auf die (West-)Goten unter Alarich, dann auch auf die Pannonogoten, von denen ein Schwarm unter Radagais fast gleichzeitig dort einbrach; ferner auf die Rugen, die nur wegen der Feindseligkeit der Nachbarn nicht als Gesamtmasse nach Italien zogen, Turcilinger, Heruler, die als Söldner in den Dienst des Reiches von Ravenna traten, bis sie unter Odovacar selbst der Herrschaft sich bemächtigten, und stammweise sich ansiedelten. Später auf die unter Theoderich ver-

[1] Vgl. A. Soetbeer, „Beiträge zur Geschichte des Geld- und Münzwesens in Deutschland." In „Forschungen zur deutschen Geschichte," I, S. 205 ff.

[2] Wie z. B. Narses die Langobarden aufforderte: ut paupertina Pannoniae rura deserent et ad Italiam cunctis refertam divitiis possidendam venirent. Paul. diac. II, 5.

einigten (ost-)gotischen Stämme, zuletzt auf die Langobarden. Aus Pannonien kamen auch jene Züge der Vandalen, Alanen und Sueven, die nach Gallien, Spanien, ja nach Afrika sich erstreckten. Einen dritten Anziehungspunkt bildeten die Balkanländer, von wo aus zum Teil erst jene Züge nach dem Westen in Gang kamen. Das heutige Ungarn aber kann für jene Zeit als die wahre „vagina gentium" bezeichnet werden, denn die meisten der barbarischen Stämme, die damals eine Rolle spielten in der östlichen Reichshälfte ebenso wie in der westlichen, sind früher hier gesessen; ganz abgesehen davon, daß auch „Römer", wie Aëtius und der Kaisermacher Orestes aus Mösien beziehungsweise Pannonien stammten.

Im fünften und sechsten Jahrhundert saßen Germanen in allen Winkeln des Reiches. Abgesehen von den großen Stammesniederlassungen und von den Garnisonen, begegnen wir z. B. auf der Balkanhalbinsel zahlreichen Enklaven von Goten (in Thrakien), die den Zug Theoderichs nicht mitgemacht hatten, von Langobarden in Apri u. s. w. Sollten wir die damaligen Zustände der Germanen zu uns zeitlich und neuerdings auch sachlich näher liegenden Verhältnissen in Parallele bringen, so müßten wir an die holländischen Bauern in Südafrika (die „Boers") erinnern — natürlich „mutatis mutandis".

Die Boers haben sich bekanntlich, um der am Kap etablierten englischen Herrschaft zu entgehen, wiederholt auf die Wanderschaft begeben; zuerst (1835) nach Natal, von wo aus 13 Jahre später ein zweiter Exodus erfolgte, nach den Gebieten der Flüsse Oranje und Vaal, an denen der Oranjefreistaat gegründet wurde. Derselbe Vorgang wiederholte sich hier nochmals; indem zwar der größere Teil der Boers, 10000 Köpfe, zurückblieb, hingegen die Minorität, d. i. 2000 holländische Männer, „die mit ihren Angehörigen viermal so viele Köpfe zählten", auswanderte, um jenseits des Vaalflusses die „südafrikanische Republik" zu begründen. In neuester Zeit sind weiter landeinwärts im Herzen von Südafrika sogar noch zwei halbunabhängige Abzweiger (Stellaland und Gosen) hinzugekommen.[1]

Nun, in ganz ähnlicher Weise zweigten sich im Zeitalter der Völkerwanderung Stämme und Teile von Stämmen ab, flohen die einen Goten vor den Hunnen, während andere deren Herrschaft sich fügten, wichen die Vandalen den Westgoten bis nach Afrika hin aus u. s. w. Die Gegensätze der letzteren Stämme zu einander können nicht schärfer gewesen sein, als die der Holländer gegen die Briten.

Die Analogie erstreckt sich auch auf die Zahlverhältnisse, wie denn die nach Afrika übersetzenden Vandalen, Alanen und sonstigen

[1] Die Zahlenangabe nach den Artikeln über die Boers in den „Grenzboten" 1885, Nr. 1 ff.

Zuzügler nach der einen Angabe, alles in allem genommen, 80 000 Köpfe stark gewesen sein sollen, während ein anderer Autor von in 8 Chiliarchien formierten 50 000 Waffenfähigen spricht.[1] Ebenso wird die Streitmacht der Ostgoten in Italien zu ihrer besten Zeit, alle Zuzüge eingerechnet, und gleichwohl vermutlich übertrieben, auf 200 000 Mann angegeben; was nach Maßgabe des bei den Boers vorhandenen Verhältnisses für eine viermal so große Kopfzahl des Volks sprechen würde.[2] Endlich ging auch die Wanderung der Germanen, z. B. der Ostgoten des Theoderich, ganz ähnlich von statten, wie nach den Schilderungen zeitgenössischer Autoren die der Boers.

Ein Stamm, der zur Wanderung entschlossen war, machte sippweise mobil, indem die fahrende Habe auf Karren und Wagen gepackt, die Weiber und Kinder hineingesetzt wurden, sofern sie es nicht vorzogen nebenher zu laufen. Die waffenfähige Mannschaft geleitete teils den Zug, teils marschierte sie an der Spitze desselben, um das Terrain zu ellairieren. Erst wenn alles richtig befunden war, setzten sich auf den gegebenen Befehl hin die Wagen und der sonstige Troß in Bewegung. Den Zug schloß ein Nachtrab.[1] Man kam auf diese Weise langsam aber sicher vorwärts.

Die Ortschaften, die man auf Reichsboden durchzog, mußten Quartier und Verpflegung bestreiten, nach den Vorschriften, die für durchmarschierende Truppen von Reichs wegen galten. Doch ging man auch darüber hinaus, indem man die Orte, die sich widerspenstig zeigten, brandschatzte, wie denn König Theoderich von der Stadt Heraclea in Macedonien (an der Via Egnatia, unweit des Sees Lychnitis) außer Getreide auch Wein als „viaticum“ verlangte,[2] und den Bewohnern der Stadt Teurnia in Noricum von durchziehenden Goten die für die Armen der Donaugegend gesammelten Kleidungsstücke weggenommen wurden.[3]

Wenn die Provinzialen in unzugängliche Orte flüchteten, bis

[1] Nach Procopius vermehrte sich die Zahl der Vandalen in Afrika beträchtlich, während sie Victor Vitensius abnehmen läßt; er will darthun, daß dieselbe viel geringer sei, als man glaube.

[2] Vgl. über andere Berechnungen Dahn, Könige II, 78. Wenn G. Kaufmann, Deutsche Geschichte bis auf Karl d. Gr. II, S. 75 (Leipzig, 1881) sagt: „wohl über 200 000 Köpfe zählte der Zug, darunter vielleicht 80 000 Krieger“, so hält er sich weder an den Wortlaut des Procopius b. Got. III, 21, noch beachtet er das mit Notwendigkeit sich ergebende Verhältnis der Waffenfähigen zur Gesamtmasse. Kaufmanns Angabe, S. 7: „das Heer des Geisarich war nicht über 20 oder 30 000 Krieger stark“ ist nach der Notiz des Victor Vitensis zurecht gemacht. — Sowohl Victor als auch Procop erwähnen das Bestreben der Vandalen, ihre Zahl größer erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit war.

[3] Vgl. die Schilderung, die Malchus S. 249, 255 f. ed. Bonn, von den Operationen des Königs Theoderich in Macedonien und Epirus gibt. Ennodius panegyr. p. 268 ed. Bartel für den Zug nach Italien.

der Zug vorbei war, wurden Repressalien geübt, so daß die Rückkehrenden nur Ruinen vorfanden.[1]

Man kann sich denken, daß die Strapazen eines solchen Zugs namentlich für die Frauen und Kinder keine geringen waren, und daß die wechselnden klimatischen Einflüsse, auch wenn man während des Winters in Quartier lag, ferner der Mangel an einer geordneten Verpflegung, sobald man durch menschenarme Gegenden zog, allerlei Krankheiten verursachte, wodurch die Menge decimiert wurde. Doch erholte man sich, wenn wieder bessere Tage kamen, verhältnismäßig leicht, da die Ueberlebenden keine Schwächlinge waren.

Eine weiterer Umstand war, daß nicht nur die häufig übelwollende provinziale Bevölkerung Schwierigkeiten machte, sondern daß auch die angesiedelten Barbarenhaufen, sowie mißgünstige Germanenstämme den Durchzug verweigerten, was langwierige Unterhandlungen und oft genug auch blutige Kämpfe zur Folge hatte, so von Seite Theoderichs auf dem Zuge nach Italien von Novä in Mösien aus gegen Bulgaren, Sarmaten, Gepiden. Erst als Sirmium erreicht war, von wo die Straße nach Aquileia durch wohlhabende Striche führte, hatte es mit der Verpflegung und mit den Barbaren keine Not mehr.

Während der ganzen Periode war von ausschlaggebender Bedeutung die Stellung, welche die Reichsregierung zu den germanischen Stämmen und Staaten einnahm, da eben auf dem Boden des Reiches die Aktion sich abspielte, bald im Gegensatze zur kaiserlichen Regierung, bald in Uebereinstimmung mit ihr, bald auf ihre direkte Veranlassung hin. Die meisten Herzöge oder auch Könige der Barbaren, selbst Attila, erstrebten römische Würden und Titel, um gegenüber der provinzialen Bevölkerung eine legitime Autorität zu besitzen. Dabei ist nicht außer acht zu lassen, daß das Reich seit dem Tode des Theodosius zwei Hauptstädte besaß, Byzanz für den Osten und (nach der Verlegung der Residenz von Mailand) Ravenna im Westen, die durch ihre excentrische Lage vor den Barbaren gesichert waren, solange nicht die Besatzung selbst revoltierte.

Indes war dies nicht die nächste Sorge, vielmehr spielte vorerst die Rivalität zwischen beiden Kaiserhöfen die Hauptrolle, da der Modus der Reichsteilung nicht nach allen Richtungen hin fixiert war und die ideale Einheit des „imperium Romanum“ gewahrt bleiben sollte.

In Ravenna war die leitende Persönlichkeit der „magister militum utriusque militiae“ Stilicho, ein „Römer“ vandalischer Abkunft (an welch letztere er nicht einmal erinnert werden

[1] Malchus, l. c. S. 250 bezüglich der Stadt Scampa auf dem Wege vom See Lychnitis nach Epidamnus.

wollte), der seit 394 an der Spitze der in Italien zum Kriege gegen Eugenius konzentrierten Armee stand. Stilicho beabsichtigte nach den Intentionen des Kaisers Theodosius, der ihm sterbend seine Söhne empfahl, die bisherige Politik fortzuführen: was jener dahin auslegte, daß er Generalissimus auch für das Ostreich sein und die Barbaren durch die Verträge im Zaum halten sollte.

Das war aber gegen die Meinung der Staatsmänner des östlichen Hofes, die von Ravenna und zumal von einem dort allmächtigen „magister militum“ (dessen Interessen, wie man später in die diplomatische Korrespondenz einfließen ließ, mit denen der Dynastie keineswegs identisch wären) sich unabhängig zu stellen beabsichtigten. Dies Ziel zu erreichen, setzte der Hof von Byzanz alle anderen Rücksichten beiseite. Als Stilicho Miene machte, an der Spitze der Armee die in Illyricum plündernden Goten hinauszuwerfen, trat man mit Alarich in geheime Unterhandlung: der Minister des Kaisers Arcadius soll sich persönlich als Gote verkleidet in dessen Lager eingefunden haben, während der „magister militum“ den Befehl erhielt, nach Italien zurückzugehen und die für den Osten bestimmten Truppen abzugeben. Zweimal wiederholte sich dieser Vorgang, das zweite Mal ging man so weit, daß Alarich, damit er für immer ein Gegengewicht gegen Stilicho böte, vom byzantinischen Hofe zum „magister militum per Illyricum“ ernannt wurde, d. h. zum kommandierenden General in eben jenen Provinzen, die er bisher verwüstet und beraubt hatte (397).

Diese Ernennung hatte ihre besondere Tragweite, einmal weil der Gotenführer vom letzten Kriege des Theodosius her mit Stilicho rivalisierte; dem letzteren war damit das Kommando über die gesamte Armee entrissen. Zweitens aber wurde dadurch das östliche Illyricum für Byzanz gesichert, das bisher bei den Reichsteilungen von dem westlichen (d. i. Pannonien und Dalmatien) nie getrennt worden war, bis es dem Theodosius so beliebte. Daran knüpften jene Unifikationsbestrebungen im Lande selbst, unter den Militärs u. s. w. an; wenn Stilicho hier das Uebergewicht gewann, so war sein Einfluß auch in Byzanz maßgebend, da der Ländersprengel Illyricums bis nach Griechenland hinunterreichte.[1]

Vier Jahre nachher brach Alarich in Italien ein, als Stilicho gerade an der rätischen Grenze zu thun hatte. Gleichwohl konzentrierte dieser, indem er rasch entschlossen die Grenztruppen abrief, ein Heer gegen die Goten, dem sie bei Pollentia und Verona unterlagen (402). Alarich mußte, um seinen Rückzug zu sichern, den Bund mit dem Ostreich aufgeben und sich Stilichos

[1] Vgl. Mommsens Auseinandersetzungen in dem Aufsatze über das Provinzialverzeichnis des Polemius Silvius (Abhandl. d. sächs. Ges. d. W. 1853), die Rosenstein bei „Alarich und Stilicho“ in den Forschungen zur deutschen Geschichte III, 379 ff. nicht gekannt zu haben scheint.

Politik anschließen; mit vereinter Kraft sollte das östliche Illyricum angegriffen und die Occupation durchgeführt werden.

Der Minister des Westens schien seinem Ziele nahe, als Ereignisse eintraten, die einen Umschwung herbeiführten. Während Stilicho sich mit Alarich beschäftigte und für nichts anderes Sinn hatte als für seine illyrische Politik, wurde Gallien von den Vandalen, Alanen und Sueven überzogen, kam Radagais mit seinen wilden Scharen bis in das Herz von Italien, wo er bei Fäsulä dem Stilicho und seinen hunnischen Bundesgenossen erlag (406). Bald darauf wurde, da man in Ravenna um die westlichen Provinzen sich gar nicht mehr zu kümmern schien, in Britannien ein gewisser Konstantin als Kaiser ausgerufen, was die Energie des Kaisers Honorius und seiner Regierung vollends lähmte.

Der junge Kaiser, der stupid und doch zugleich auf seine Autorität eifersüchtig war, warf sich jetzt der pfäffischen Hofpartei in die Arme, welche den Halbbarbaren Stilicho haßte und ebenso dessen Vorgehen gegen Ostrom, wie sein Einverständnis mit Goten, Hunnen und anderen Barbaren verdächtigte. Man benützte den Gegensatz der römischen Truppen gegen die „foederati", eine Konspiration zu organisieren, der Stilicho zum Opfer fiel (408); auf seinen Anhang und die Föderattruppen wurden die Regulären losgelassen, viele derselben mit Weib und Kind umgebracht. Zugleich kassierte man die Abmachungen, die Stilicho mit Alarich getroffen hatte, bezüglich einer Entschädigung für den Aufwand an Zeit und Geld, den ihn das gescheiterte illyrische Unternehmen gekostet hatte. Daraufhin unternahm Alarich, von seinem Hauptquartier in Aemona aus, den zweiten Zug nach Italien, der ihn ohne Widerstand bis vor die Mauern von Rom führte.

Während er die „ewige Stadt" belagerte, stellte Alarich dem in Ravenna eingeschlossenen Hofe drei Bedingungen, gegen die er sich zum Abzug verpflichten wollte: Auszahlung der Geldentschädigung, Lieferung von Lebensmitteln für die Goten, endlich die Einräumung und Abtretung von Venetien, Noricum, Dalmatien (410). Hier, an der Grenze zwischen der römischen und der germanischen Welt, wo man sich durch Zuzüge aus „Barbarien" stetig verstärken konnte, als Zünglein an der Wage zwischen Ost- und Westrom, hätte Alarich seine Stellung zu nehmen gewünscht, so wie im folgenden Jahrhundert während des großen gotisch-byzantinischen Krieges der Gedanke auftauchte, den Ostgoten die Po-Landschaft zu belassen, und nachher die Langobarden dort in der ligurischen Provinz, der blühendsten Italiens, den Sitz ihrer Herrschaft aufschlugen.

Indes Alarich starb, ohne daß die Verhandlungen zu einem Abschlusse gediehen wären, worauf sein Schwager Athaulf, der mit Hilfstruppen aus Pannonien gekommen war, die Goten nach

Gallien und Spanien führte. Die Nordostgrenze an der Donau war wieder frei, und der tüchtige Grenzkommandant Generidus, der zugleich über die Streitkräfte von Dalmatia, Pannonia superior, Noricum und Rätien gesetzt wurde, wußte sich bei Feind und Freund Achtung zu verschaffen.

Auch nachdem Aëtius als „magister militum" und „dux" die Führung übernommen hatte, wurde mit überlegener Sachkenntnis operiert. Aëtius, der aus Dorostorum (dem heutigen Silistria) stammte, hatte als Geißel erst mehrere Jahre bei Alarich, dann bei den Hunnen zugebracht (wie Theoderich in Byzanz), auch des Aëtius Sohn, Carpilio, war Geißel an Attilas Hofe, und die Sekretäre der Hunnenkönige von Aëtius erlesen. So hatte dieser die Gegensätze, die zwischen Hunnen und Goten obwalteten, genügend kennen gelernt, war auch sonst über die Verhältnisse stets unterrichtet, um sie verwerten zu können, selbst wenn die Politik des Hofes damit in Widerspruch war. Mit den pannonischen Goten befand sich die Regierung seit dem Jahre 427 in freundschaftlichen Beziehungen, aber Aëtius, der im Jahre 431 zurückgedrängt worden war, benutzte ohne Bedenken — wie sein Nebenbuhler Bonifacius die Vandalen — die Hunnen gegen die eigene mit den Goten verbündete Regierung. Seitdem unterhielt Aëtius mit den Hunnenkönigen Rugila, Attila und Bleda das beste Einverständnis, während die gelegentlich auf eigene Faust in Dalmatien einfallenden Goten an ihm ihren Meister fanden. Die Politik der Hunnen wurde gegen das Ostreich abgelenkt; als aber Attila anfing, sich zu überheben, und den Frieden mit dem Westreich unter vagen Vorwänden für hinfällig erklärte, stellte Aëtius ihm jene Koalition Roms und seiner Unterthanen mit den im Westen seßhaft gewordenen germanischen Stämmen, namentlich den Westgoten entgegen, an der sich auf den katalaunischen Gefilden im Jahre 451 die Allgewalt der Hunnen brach.

Die Kosten jener Schaukelpolitik des Aëtius hatte hauptsächlich die Provinz Pannonien zu tragen; die im Jahre 427 von den Goten anerkannte Oberhoheit Roms über diese Provinz wurde im Jahre 431 preisgegeben. Im Jahre 437 trat Kaiser Valentinian III., als er die oströmische Prinzessin Eudoxia heimführte, seine Rechte auf den westlichen Teil Illyricums an Byzanz ab, ein Schritt, der damals bei den Unterthanen viel böses Blut machte und nur wegen des wachsenden Uebergewichtes Attilas zunächst bedeutungslos blieb.

Nachdem aber die Donaugermanen in der Schlacht am Flusse Nedao [1] das Joch der Hunnen abgeschüttelt hatten, machte Kaiser Marcian die Rechte von Byzanz auf Pannonien geltend und setzte

[1] Dies ist die Lesung des Namens in Mommsens Ausgabe des Jordanes, der Fluß selbst sonst nie genannt, daher die Lage unbekannt.

deren Anerkennung bei den Ostgoten durch, auch intervenierte das Ostreich während der folgenden Jahrzehnte wiederholt in den pannonischen Händeln. Sirmium, das Bollwerk Italiens, behauptete die Regierung des Westens.[1]

Das Westreich war nach dem Sturze des Aëtius (454) in Agonie versunken, während welcher die außeritalischen Landschaften, namentlich Rätien und Noricum, mehr und mehr sich selbst und den Feinden überlassen wurden. Es bildeten sich daher jene Zustände aus, von denen Eugippius in seinem „Leben Severins" eine so anschauliche Schilderung gibt. Der letzte Statthalter von Noricum, den wir kennen, Primutus, begegnet im Jahre 448 als Gesandter der Ravennater Regierung an Attilas Hofe. Ob es zu Severins Zeiten einen gab, bleibt dahingestellt; es wäre wohl möglich, daß keiner vorhanden war, da in den Provinzen die Anarchie nicht weniger permanent war als am Sitze der Regierung.

Wir erinnern uns, daß einer der Freunde des ermordeten Aëtius, der in Dalmatien reich begüterte Marcellinus — wie es scheint ein Verwandter des Chronisten — in seiner Heimat, damals der kräftigsten Provinz des Westens, eine unabhängige Herrschaft begründete, ähnlich jener des Aegidius in Gallien und später seines Sohnes, des „rex Romanorum" Syagrius. Marcellinus hat sich in dieser Stellung 15 Jahre lang behauptet, bald die machtlosen weströmischen Kaiser bedrohend, bald ihnen Hilfe leistend; bis er im Jahre 468 auf einem Zuge gegen die Vandalen, den er auf Betreiben des Kaisers Leo als Bundesgenosse von Westrom unternahm, durch Mörderhand fiel. Sein Schwestersohn war Julius Nepos, der vorletzte Kaiser Westroms, der nach seiner Entthronung durch Orestes sich in Dalmatien hielt, nicht ohne daß in Byzanz, mit dessen Hofe Nepos verschwägert war, gelegentlich an seine Restituierung, mit Hilfe Theoderichs, gedacht worden wäre;[2] doch wurde er, ehe es dazu kam, im Jahre 480 in seiner Villa bei Salonä ermordet.

Von den alten Autoritäten blieb nur die kirchliche unangetastet; es ist dafür bezeichnend, daß Kaiser Glycerius nach seiner Entsetzung zum Bischof von Salonä ernannt wurde, in welcher Stellung er dem Nepos, seinem Nachfolger auf dem Throne wie in der Entthronung, Schwierigkeiten bereitete. Diese kirchliche Autorität bekam jetzt, da die politische Organisation zerfiel, für die Provinzialen eine erhöhte Bedeutung; sie hatte diese zu ersetzen. Die angesehensten Männer der Provinz wurden, oft fast mit Gewalt, zu Bischöfen erwählt, in welcher Stellung ihnen die Leitung des

[1] Attila hat es dem Westreich genommen, Theoderich es diesem vindiciert. Erst im sechsten Jahrhundert nimmt es Byzanz für sich in Anspruch.
[2] Malchus S. 255 ed. Bonn. Vgl. Dahn, Könige II, 73.

lokalen Widerstandes gegen die streifenden Barbaren oder die diplomatische Vertretung ihrer Herde bei den Königen der Germanen zufiel. Zugleich wurde die Sorge für die weggeschleppten Gefangenen, wie für die Armen gleichsam nach Art einer Assekuranz organisiert, welche die ganze Provinz umspannte. Ausnahmsweise hat auch ein Mönch, der im Geruche der Heiligkeit stand, wie Severin in Noricum, ähnliche ja vielleicht größere Gewalt geübt als irgend ein Bischof. Selbst Bischof zu werden hat er abgelehnt; dafür war er bis an seinen Tod (482) Vertrauensmann nicht nur der romanischen Bevölkerung, sondern auch der Könige der Rugen.

Die Rugen hatten nach dem Sturze der hunnischen Oberherrschaft sich im Nordosten von Noricum, in „Rugiland“ wie man es jetzt und noch lange nachher nannte, niedergelassen und hier unter den Königen Flaccitheus und Feva ein Staatswesen begründet, das auch auf das römische Ufer hinüber seine Hoheit erstreckte; die dortigen Romanen mußten ihnen Steuer zahlen, die königliche Familie bezog von daher ihre Revenüen; wofür die Provinzialen gegen die Brandschatzung durch andere Germanenstämme — namentlich die Alemannen und Thuringer — in Schutz genommen wurden.

Die Ostgoten, die unter ihren drei Fürsten sich in den Besitz Pannoniens geteilt hatten, betrachteten ebenso, wie es scheint, Innernoricum als ihre Domäne, wenigstens hören wir, daß den Rugen durch die Goten der Paß nach Italien gesperrt war, während wir andererseits von einer Brandschatzung Teurnias, der Hauptstadt des mittleren Noricums, durch die Goten vernehmen.[1] Ein solches Brandschatzungs- oder Steuergebiet hielten die Germanen zur Befriedigung mancher Bedürfnisse, sowohl an Nahrung wie an Kleidung, für notwendig; daher denn auch die Ostgoten, als sie nach 20 Jahren ihre Sitze in Pannonien aufgaben, dies unter anderem schon deswegen für notwendig erklärten, weil in den benachbarten Landschaften nichts mehr zu holen sei.[2]

Es folgte der Abzug der Goten und zwar der einen unter Widemir, dem jüngeren Bruder, nach Gallien zu den Westgoten, der des älteren, Theodemir, über die Save nach Illyricum; bis schließlich der Sohn Theodemirs, Theoderich, den Auftrag des

[1] Vgl. Eugipp. v. Sev. 5. 17. Ich erinnere daran, daß später die Langobarden Pannonien und Noricum für sich bekamen. Pannonien war schon lange „Barbarenland“; Noricum fühlte sich zu Severins Zeiten noch als Teil von „Romania“, Odovacars Autorität wurde anerkannt; aber auch Emigranten fühlten sich hier vor dem Regenten Italiens sicher. Erst als die Rugen mit Byzanz gegen ihn konspirierten, machte Odovacar mit Nachdruck seine Macht geltend, verlegte aber auch die Grenze definitiv von der Donau weiter nach Süden.

[2] Aehnlich galt auch „Rugiland“, seit durch Odovacar die romanische Bevölkerung aus Ufernoricum abgeführt worden war, für einen unwirtlichen Distrikt.

Kaisers Zeno zugleich annahm und hervorrief, durch die Goten den Sturz des „Usurpators“ Odovacar herbeizuführen.

Wieder ein Menschenalter später, unter Kaiser Justinian, wurde auch die Herrschaft der Ostgoten, die sich von Italien aus über die Länder an der mittleren Donau (Sirmium und Singidunum eingeschlossen) erstreckt hatte, für illegitim erklärt und die Föderatvölker gegen sie aufgeboten. Dies waren wesentlich Germanen, die teils neben, teils nach den Goten sich angesiedelt hatten: so Heruler, die seit 512 von Reichswegen in und um Singidunum saßen und Langobarden, die ebenso im Jahre 526 in Pannonien und Noricum Quartier bekamen, damit man sie gegen die Gepiden, mit denen seit 539 wegen des Besitzes von Sirmium gestritten wurde, und gegen die Goten in Italien verwenden könnte. In blutigen Schlachten, welche die Zeit Attilas in die Erinnerung zurückriefen, wurde das Ostgotenreich in Italien, bald darauf auch die Gepidenherrschaft in Altdacien vernichtet.

Damit war das Schicksal der Sieger vom Flusse Nedao besiegelt, die Zeit der Herrschaft gotischer Stämme in den Donauländern, die auf Attilas Reich gefolgt war, die Zeit der Rugen, Ostgoten, Heruler, Gepiden für immer vorüber. Ihr Stammverband löste sich nach den Niederlagen, welche die einzelnen erlitten hatten, auf, und ihr Name verschwindet, hier schneller, dort langsamer aus der Geschichte. So war es den Rugen ergangen, als Odovacar ihren König gefangen abführte, indem ein Teil derselben an Odovacar, der andere an Theoderich sich anschloß. So auch den Herulern, als sie nach Ausbruch der gepidisch-langobardischen Verwicklungen nicht wußten, ob sie den Langobarden, ihren Besiegern, oder den Gepiden, ihren eigennützigen Freunden, sich verbünden sollten: infolge dessen ein Teil dahin, der andere dorthin, der dritte in byzantinische Dienste ging. Also schloßen sich auch die Goten nach ihrer Besiegung durch Narses entweder den Byzantinern oder den aus den Alpen hervorbrechenden Alemannen an. Die Gepiden wurden zwischen ihre Sieger geteilt, indem die einen den Langobarden, die anderen den Avaren zufielen, beiderseits mit Verzicht auf den selbständigen Staatsverband, wie er durch ein eigenes Stammkönigtum zum Ausdruck gekommen war. Hingegen ist die sippweise Zusammensiedelung, wie sie die Heruler seit Odovacar, die Rugen unter der Herrschaft der Ostgoten in Italien behalten hatten, auch den Gepiden geblieben, so lange von ihnen noch die Rede ist.[1] In der Regel

[1] Sowohl in Italien, wie unter den Avaren. Die Königin Rosamunda entfloh nach der Ermordung Alboins nach Ravenna mit einem Gefolge von Langobarden und Gepiden, wie Agnellus berichtet. Ebenso erscheinen in den avarisch-byzantinischen Kriegen die Gepiden als eine selbständige Abteilung neben Avaren, Slaven und anderen Barbaren, wie im Jahre 601, so auch 623 bei der Belagerung von Byzanz. Vergl. Theophanes ed. de Boor ad a.

ging der Name des unterworfenen Stammes in dem des herrschenden auf.[1]

Nach der Auflösung des Gepidenstaates, dem der Abzug der Langobarden nach Italien unmittelbar folgte, vollzog sich eine Reaktion zu Gunsten der Hunnen, von denen die Avaren ein Stamm sind. Sie bemächtigten sich Altdaciens und Pannoniens, der Sitze Attilas; unter ihrer Aegide vollzog sich dann, da dem faulen Herrschervolk arbeitende Unterthanen von nöten waren, die große ethnische Umwälzung in den Donauländern und am Balkan, die bis auf den heutigen Tag nachwirkt.

[1] Wie z. B. auch die Alanen und andere Barbaren in Afrika unter den Vandalen aufgingen. Procop. b. Vand. I, 5. Die Bildung des Stammes der Baiuvaren aus dem Zusammenschluß der Markomannen mit zahlreichen kleineren Stämmen, wie Scyren u. s. w. mag ähnlich erfolgt sein. Da in den Alpenländern, namentlich in Tirol, manche Thäler einen eigentümlichen Typus germanischer Bewohner besitzen, wie z. B. das Passeier-, das Sarnthal u. s. w., sind Dahn, Steub u. a. wohl darauf verfallen, hier die Reste von Stämmen der Völkerwanderungsperiode, speciell in den genannten Thälern der Goten zu suchen. Erst neuerdings wieder hat Professor A. Busson (im Tiroler Boten 1884, Nr. 232, 233, Extrabeilage) über die „Meraner Goten" sich verbreitet.

Die Tellsage.

Von

Alfons Huber.

Seitdem Wilhelm Tell durch Schiller in einem seiner gelungensten Dramen verherrlicht worden ist, hat seine Persönlichkeit eine weit über die Schweiz hinausreichende Bedeutung erlangt, er ist aus einem schweizerischen ein allgemein deutscher Held, die Legende über denselben Eigentum des ganzen deutschen Volkes geworden. Wenn ich daher bemerke, daß schon vor mehr als dritthalb Jahrhunderten (1607) ein für jene Zeit nicht unbedeutender Geschichtsforscher, Guillimann, Professor in Freiburg, allerdings nur in einem Privatbriefe, die gewöhnliche Sage von Tell für eine bloße Fabel erklärt habe und daß nach langen Kämpfen diejenigen, welche Tell jede Bedeutung für die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft absprechen, jetzt in fachmännischen Kreisen sogar den Sieg davon getragen haben,[1] so werden die Leser gewiß fragen, worauf ein solcher Widerspruch gegen den durch Jahrhunderte geheiligten Glauben eines ganzen Volkes sich stütze. Sie werden es aber auch begreiflich finden, daß dieses Volk über jeden empört war, der eine Persönlichkeit, welche den Stolz desselben bildete, aus der Geschichte zu streichen wagte, daß die Schweizer in jedem Zweifel an der Ueberlieferung einen Angriff auf ihren Staat, einen Hochverrat erblickten. Als im Jahre 1760 der Pfarrer Freudenberger im Kanton Bern, bloß um bessere Beweise hervorzurufen, als man bisher für die Wahrheit der Tradition gebracht hatte, in einer anonymen Schrift mit dem Titel: „Guillaume Tell, fable danoise“ die Existenz

[1] Die bisherigen Ansichten über diese Frage habe ich zusammengestellt in meiner Schrift: Die Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden bis zu der festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft. Mit einem Anhange über die geschichtliche Bedeutung des Wilhelm Tell. Innsbruck, 1861.

Tells leugnete und eine deutsche Uebersetzung derselben diese Ansichten auch unter dem Volke zu verbreiten drohte, da ließ die Regierung von Uri dieselbe durch Henkershand verbrennen und verlangte dringend von den Regierungen der übrigen Kantone, daß auch sie ihr Mißfallen über diese Broschüre ausdrücken sollten.

Das war nun allerdings eine recht eindrucksvolle Widerlegung, und die Schweizer mochten glauben, den Glauben an Tell und seine Thaten für immer gerettet zu haben. Allein die Wissenschaft ließ sich ihr Recht der unparteiischen Prüfung des Ueberlieferten nicht nehmen, und die Angriffe auf die Tradition begannen bald aufs neue. Und es muß anerkannt werden, daß gerade ein Schweizer, der 1866 verstorbene Professor **Kopp** in Luzern, es war, welcher in der Ueberzeugung, daß „der Geschichtsschreiber nicht für etwas anderes Begeisterung fühlen mag, als für Wahrheit und Recht", in einer Reihe von Arbeiten über die ältere Schweizergeschichte die bisherigen Anschauungen schonungslos bekämpft und den Nebel, der dieselbe eingehüllt hatte, zu zerstreuen und der Wahrheit zum Siege verhelfen gesucht hat.

Prüfen wir die Frage näher, soweit dies in Kürze möglich ist!

Nach der traditionellen Anschauung der Schweizer, welche hauptsächlich auf der Darstellung Tschudis, eines Geschichtschreibers des 16. Jahrhunderts, beruht und auch in Schillers Tell Eingang gefunden hat, sind die Bewohner der Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden aus Schweden und Friesland eingewandert und haben sich nur freiwillig unter den Schutz des Deutschen Reiches begeben. Doch waren sie im Inneren ganz unabhängig, und nicht einmal der König durfte sich in ihre Verhältnisse einmischen. Dieser Zustand dauerte fort, bis im Jahre 1298 Albrecht von Oesterreich zum deutschen Könige gewählt wurde. Nur von dem Streben geleitet, die Besitzungen seines Hauses zu vergrößern, wollte derselbe auch die Bewohner der Waldstätte bewegen, sich statt dem Reiche lieber der Herrschaft des Hauses Habsburg zu unterwerfen. Als dieselben seinen Wünschen nicht nachkamen, schickte er zwei Edle, Hermann Geßler und Beringer von Landenberg, ersteren nach Schwyz und Uri, letzteren nach Unterwalden, welche gegen die bisherige Gewohnheit ihren Sitz im Lande selbst aufschlugen und im Auftrage des Königs die Landleute auf das härteste bedrückten, um sie dadurch mürbe zu machen und zur Unterwerfung unter die Herrschaft Oesterreichs zu bewegen. Der Uebermut der Vögte, der sich namentlich in der Blendung des alten Melchthal durch Landenberg und in dem Verfahren Geßlers gegen Tell zeigte, hatte endlich die Folge, daß im Jahre 1307 die entschlossensten und angesehensten Männer aus allen drei Kantonen in einer nächtlichen Zusammenkunft am Rütli einen Bund schlossen und sich verpflichteten, nach Kräften für die Be-

freiung des bedrängten Vaterlandes zu wirken. Da erfolgte die Ermordung Geßlers durch Tell in der hohlen Gasse bei Küßnacht und hierauf in der Neujahrsnacht 1308 die Vertreibung Landenbergs und die Zerstörung der Zwingburgen. Als der König aus allen Kräften gegen die Aufständischen rüstete, wurde er am 1. Mai 1308 durch seinen Neffen Johann ermordet. Sein Nachfolger auf dem deutschen Throne, Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg, erkannte die Freiheit der Schweizer wieder an, die sie dann 1315 durch den Sieg am Morgarten über Albrechts I. Sohn, Herzog Leopold, für immer sicherten.

Die kritische Geschichtsforschung, welche sich nicht auf späte Sagen, sondern auf gleichzeitige geschichtliche Aufzeichnungen und Aktenstücke stützt, liefert uns nun freilich ein ganz anderes Bild von dem Gang der Ereignisse.[1]

Schon der Dialekt der Bewohner der Waldstätte zeigt, daß sie ihrer Abstammung nach von ihren Nachbarn sich nicht unterscheiden und daß ihre Einwanderung aus dem Norden Europas eine Fabel sei, die erst im 15. Jahrhundert erfunden worden ist. Ebenso unrichtig ist natürlich die Behauptung, daß sich dieselben nur freiwillig unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt haben und nicht einmal der König das Recht hatte, seine Gewalt über sie geltend zu machen. Die meisten Bewohner dieser Gebiete waren nicht einmal freie Bauern, sondern größtenteils Hörige oder sogenannte Gotteshausleute, in Uri der Frauenabtei in Zürich, dem Ludwig der Deutsche 853 das Ländchen Uri geschenkt hatte, und einzelner weltlicher Herren, in Unterwalden der Grafen von Habsburg und verschiedener Klöster. Nur in Schwyz bestand der Grundstock der Bewohner aus freien Grundeigentümern. Die niedere Gerichtsbarkeit wurde überall durch Beamte ausgeübt, welche der Grundherr ernannte, die höhere, über Leben, Freiheit und Eigentum, in Schwyz und Unterwalden seit dem Ende des 12. Jahrhunderts, kurze Zeit auch in Uri, von den Habsburgern als Schirmvögten der hier begüterten Klöster oder als Inhaber der Grafschaften Aargau und Zürichgau, zu denen die Waldstätte gehörten.

Im Jahre 1231 nahm der deutsche König Heinrich, der Sohn Kaiser Friedrichs II., dem Grafen von Habsburg die Schirmvogtei über Uri wieder ab und stellte dieses Land unmittelbar unter das Reich, welches sich aber durch einen meist aus den

[1] Die Nachweise in meiner oben erwähnten Schrift. Von späteren Arbeiten sind namentlich beachtenswert: W. Vischer, Die Sage von der Befreiung der Waldstädte nach ihrer allmählichen Ausbildung. Leipzig, 1867. — A. Rilliet, Les origines de la confédération Suisse, Histoire et légende II. éd. Genéve et Bâle, 1868. Deutsch von Brunner. Aarau, 1873. — G. Meyer v. Knonau, Die Sage von der Befreiung der Waldstätte. Basel, 1873.

Einheimischen genommenen Landammann vertreten ließ. Die selbständigere Stellung, welche die Urner dadurch erlangten, verlockte auch die Schwyzer zu dem Versuche, unmittelbar unter das Reich zu kommen. Sie brachten es wirklich dahin, daß der Kaiser Friedrich II. sie 1240 von der gräflichen Gewalt des Hauses Habsburg befreite und sie nie mehr vom Reiche zu trennen versprach. Es geschah das kurze Zeit nachdem die Habsburger ihre Herrschaften geteilt hatten und die Besitzungen in den Waldstätten an die schwächere jüngere Linie gekommen waren. Als bald darauf zwischen dem Kaiser und dem Papste ein Kampf auf Leben und Tod entbrannte und von den Deutschen die einen diesem, die anderen jenem sich anschlossen, verbanden sich mit den Schwyzern, die auf Seite des Kaisers standen, habsburgische Unterthanen in Unterwalden und vielleicht auch die Urner, und es fanden um den Vierwaldstätter See mehrjährige Kämpfe statt, über deren Verlauf wir leider nicht näher unterrichtet sind. Endlich aber mußten sich die Schwyzer und Unterwaldner doch wieder der Herrschaft des Hauses Habsburg unterwerfen, und als 1273 Graf Rudolf, nachdem er von der jüngeren Linie die Besitzungen in den Waldstätten durch Kauf erworben hatte, zum deutschen Könige gewählt ward, konnten sie an eine Erhebung nicht denken. Doch haben die Schwyzer die einmal erlangte reichsunmittelbare Stellung nicht wieder vergessen. Kaum war König Rudolf tot und das Reich ohne Oberhaupt, so schlossen sie mit den Urnern und den Bewohnern von Nidwalden (der nordöstlichen Hälfte von Unterwalden) einen „ewigen“ Bund, der seinem Wortlaute nach zunächst allerdings nur zur Abwehr von Gewalt und Unrecht bestimmt war, aber doch einige Punkte enthielt, welche die Rechte Oesterreichs beeinträchtigten. Das Bündnis, das kurz darauf die Schwyzer und Urner mit der Stadt Zürich, welche damals mit Oesterreich im Kriege war, eingingen, legte die Tendenz der Waldstätte noch deutlicher an den Tag. Es kam denn auch bald zu Feindseligkeiten zwischen den österreichischen Beamten der umliegenden Gebiete und den Bewohnern der Waldstätte, die erst im Winter von 1293 auf 1294 beendet wurden. Als 1297 die Spannung zwischen dem neuen Könige Adolf von Nassau und dem Herzoge Albrecht von Oesterreich zu einem offenen Bruche führte, wußten sich auch die Schwyzer vom Könige eine Erneuerung ihres Freiheitsbriefes von 1240 zu verschaffen. Doch fand Adolf schon im folgenden Jahre im Kampfe mit seinem Gegner den Tod, und da nun Albrecht selbst zum Könige gewählt wurde, so blieb auch den Schwyzern nichts übrig, als sich der Herrschaft Oesterreichs wieder zu fügen. Solange Albrecht lebte, ist die Ruhe nicht weiter gestört worden. Erst als nach dessen Tode im Jahre 1308 mit Heinrich VII. von Luxemburg ein dem Hause

Habsburg feindseliger König den Thron bestieg, erhielten die Schwyzer wie die Urner eine Bestätigung ihrer früheren Freiheitsbriefe, ja der König dehnte die Reichsunmittelbarkeit auch auf Unterwalden aus. Durch die Schlacht am Morgarten haben die Waldstätte dann ihre Unabhängigkeit für immer begründet.

Man sieht leicht, wie sehr die wirkliche Geschichte mit der Legende in Widerspruch ist. Die drei Kantone am Vierwaldstätter See haben nicht eine politische Insel im Deutschen Reiche gebildet, die sich selbst regierte und sogar dem Könige gegenüber so gut wie unabhängig war. Sie sind vielmehr ebenso wie ihre Nachbarn unter verschiedenen geistlichen und weltlichen Herren gestanden, welche über sie richteten, die niederen Beamten ernannten und von ihnen Steuern und Abgaben empfingen. Nicht auf einmal durch die That eines Einzelnen, durch einen glücklichen Pfeilschuß, haben sie die Freiheit erlangt, sondern durch langes Ringen aller Bewohner und durch geschickte Benutzung der politischen Verhältnisse. Die Absendung von Reichsvögten durch den König Albrecht I. erweist sich als unmöglich, weil eben nur Uri, nicht aber auch Schwyz und Unterwalden, unmittelbar zum Reiche gehörte, und die Vögte brauchten die Schwyzer und Unterwaldner nicht durch harten Druck zur Anerkennung der Herrschaft Oesterreichs zu bestimmen, weil eben diese Ländchen schon unter der Herrschaft desselben standen.

Man könnte nun allerdings denken, daß die schweizerische Tradition wie manche andere, wenn sie auch im einzelnen ungenau wäre, doch einen wahren Kern enthalte. Man könnte etwa annehmen, daß König Albrecht einen Vogt nur nach Uri geschickt habe, wie ja die Geschichte von Geßler und Tell wesentlich in Uri sich abspielt, so daß also nicht die ganze, wohl aber die Hälfte der Legende auf Wahrheit beruhte.

Untersuchen wir also, ob wenigstens die Sage von Tell in den älteren Aufzeichnungen[1] eine Stütze finde.

Da muß nun vor allem betont werden, daß von allen Schriftstellern, die vor dem 15. Jahrhundert gelebt haben, kein einziger von Vögten, welche die Bewohner der Waldstätte bedrückt und dadurch die Erhebung derselben veranlaßt haben sollten, oder von Tell und seiner That irgend etwas berichtet. In der letzten Zeit Albrechts I. und kurz nach ihm verfaßte der steirische Ritter Ottokar in deutschen Versen ein sehr weitläufiges Geschichtswerk, das bis zum Jahre 1310 reicht. Der Verfasser zeigt eine besondere Vorliebe für sensationelle Ereignisse, denen sich eine poetische Seite abgewinnen ließ, und hätte sich die Ermordung eines tyrannischen Vogtes durch einen kühnen Schützen gewiß nicht ent-

[1] Eine vollständige Zusammenstellung derselben in meiner citierten Schrift und bei W. Vischer und Rilliet.

gehen lassen, wenn dieser Vorfall zu seiner Zeit sich ereignet hätte. Allein nicht ein Wort hierüber findet sich in seiner Reimchronik. Zur Zeit der Schlacht am Morgarten lebte im benachbarten Winterthur ein Knabe, dessen Vater an der Schlacht teilgenommen und der selbst den Herzog Leopold gesehen hat, wie er nach seiner Niederlage traurig in seine Stadt kam. Dieser Johann von Winterthur, der später Minorit wurde, begann im Jahre 1340 die Abfassung einer Chronik, in der er auch die Schlacht am Morgarten und die damit zusammenhängenden Ereignisse weitläufig erzählt. Aber trotz seiner großen Neigung, Anekdoten mitzuteilen, sagt auch er kein Wort von Vögten, die in die Waldstätte gesendet und ermordet oder vertrieben worden wären, oder von Tell und seinem Schuß, sondern gibt als Ursache des Krieges ganz trocken an, daß das Bauernvolk in den Schwyzer Thälern, vertrauend auf den Schutz seiner Berge und die festen Verschanzungen, sich der Botmäßigkeit, den Abgaben und den gewohnten Diensten, die es dem Herzoge Leopold schuldig war, entzogen habe. Auch andere Geschichtschreiber aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, welche über die Schlacht am Morgarten berichten, beobachten über die traditionellen Bedrückungen der Vögte und deren angebliche Ermordung oder Vertreibung ein vollständiges Stillschweigen.

Der nächste einheimische Chronist, der über die älteren Zustände der Waldstätte berichtet, ist Konrad Justinger, Stadtschreiber in Bern, der im Auftrage des Stadtrates im Jahre 1420 eine Berner Chronik begann. Ehe er auf die Schlacht am Morgarten zu sprechen kommt, bringt er Nachrichten über die Waldstätte, die besonders deswegen wichtig sind, weil er als Beamter einer mit diesen verbündeten Stadt für einen Vertreter der antiösterreichischen Anschauungen gelten kann und seine Angaben gewiß aus Mitteilungen von Leuten aus den Waldstätten geschöpft hat.

Nach der Erzählung Justingers hatten vor alten, langen Zeiten, ehe daß Bern gegründet ward, die drei Waldstätte große Kriege, zuerst mit der Herrschaft Habsburg, dann mit der Herrschaft Oesterreich d. h. zuerst mit der jüngeren, dann mit der ältern Linie des Hauses Habsburg. Der Ursprung des Krieges war, daß die von Schwyz und Unterwalden zugehören sollten einer Herrschaft Habsburg, Uri aber, das sich mit den anderen beiden Waldstätten von alters her verbunden hatte, dem Frauenkloster Zürich. Nun war Ursache des Krieges, daß die Herrschaft und ihre Vögte und Amtleute über die rechten Dienste neue Rechte und neue Fünde (Ansprüche) geltend machen wollten. Auch waren die Amtleute gar freventlich gegen biedere Leute, Weiber, Töchter und Jungfrauen und wollten ihren Mutwillen mit Gewalt treiben, was aber die ehrbaren Leute auf die Länge nicht ertragen mochten. Diese setzten sich also wider die Amtleute, und

so erhob sich große Feindschaft zwischen der Herrschaft und den Ländern. Die von Schwyz suchten auch Hilfe bei ihrer rechten Herrschaft, dem römischen Reiche, dem sie auch zugehörten, wie sie mit guten Majestätsbriefen bewiesen. Nachdem die Herrschaft Habsburg so lange gegen die Waldstätte gekriegt hatte, daß sie zuletzt müde wurde, verkaufte sie ihre Rechte in den Waldstätten um eine Summe Geldes an die Herrschaft Oesterreich. Als das einige Zeit gedauert hatte, suchten der Herrschaft Amtleute wieder neue Ansprüche, die aber die Länder nicht leiden mochten, und so erhob sich neuerdings Krieg zwischen Oesterreich und den Waldstätten, der dann bis zur Schlacht am Morgarten fortdauerte.

Der Bericht Justingers trägt deutlich den Charakter einer lange Zeit nur mündlich fortgepflanzten Erzählung an sich. Besonders spricht hierfür das vollständige Fehlen aller Zeitangaben, indem es nur heißt: „vor alten langen Zeiten“ und „lange Zeit“. Im übrigen gibt Justinger den Gang der Ereignisse im ganzen ziemlich genau wieder. Er weiß noch, daß Uri der Abtei Zürich, Schwyz und Unterwalden den Habsburgern gehörte; er hat gehört, daß die jüngere Linie dieses Hauses ihre Rechte in den Waldstätten der älteren Linie, der Herrschaft Oesterreich, verkauft hat; er unterscheidet den ersten Aufstand, der vor der Mitte des 13. Jahrhunderts ausgebrochen ist, vom zweiten, der dann zur Schlacht am Morgarten geführt hat. Selbst wenn er von unberechtigten Ansprüchen der Herrschaft und ihrer Amtleute spricht, so gibt er nur die Anschauungen der Waldstätte wieder. Denn diese haben nie geleugnet, daß die Habsburger in ihren Kantonen einzelne Rechte besitzen, und haben nur über die Ausdehnung derselben mit der Herrschaft gestritten. Neu und durch die urkundliche Geschichte nicht bezeugt ist eigentlich nur die Angabe, daß die Amtleute sich gegen Frauen und Töchter ungebührlich benommen haben, und es wird niemand behaupten wollen, daß einzelne solche Fälle nicht vorgekommen sein können. Nur verlegt Justinger dies in die Zeit des ersten Aufstandes der Schwyzer und Unterwaldner gegen den Grafen von Habsburg, der vor der Mitte des 13. Jahrhunderts ausgebrochen ist. Auch ein Züricher Chorherr, Felix Hemmerlin, hat in einer kurz nach 1450 verfaßten Schrift als Anlaß des Abfalls der Schwyzer und Unterwaldner die Ermordung eines habsburgischen Schloßverwalters durch zwei Schwyzer angegeben, mit deren Schwester derselbe ein verdächtiges Verhältnis gehabt. Als der Graf sie strafen wollte, erzählt Hemmerlin, verbanden sich mit ihnen zuerst zwei Verwandte, dann zehn, zwanzig, endlich alle Bewohner jenes Thales, kündeten ihrem Herrn den Gehorsam und zerstörten das Schloß im See. Darauf bemächtigten sich auch die Unterwaldner, während ihr Herr, der Landenberg, während der Christnacht in der Kirche

war, des Schlosses Sarnen, zerstörten dasselbe, vertrieben den Landenberg und verbanden sich mit den Schwyzern. Ihrem Beispiele folgten die Luzerner, Berner, Zuger und endlich auch die Urner. Wichtig ist, daß nicht bloß Hemmerlin, sondern auch der noch ziemlich gut unterrichtete Justinger von Geßlers Treiben in Uri und seiner Ermordung durch Tell gar nichts melden und überhaupt die Urner nur vorübergehend als Bundesgenossen der in erster Linie stehenden Schwyzer erwähnen, wie das auch dem wirklichen Gange der Dinge entspricht.

Von da an werden die Anschauungen über die älteren Zustände der Waldstätte und die Geschichte ihrer Befreiung immer unklarer, dagegen die Erzählungen über die Gewaltthaten der Beamten immer detaillierter.

In einer um das Jahr 1470, also ungefähr 50 Jahre nach Justinger abgefaßten Geschichte der Eidgenossenschaft im Archiv von Obwalden, welche man wegen der Farbe des Einbandes das „weiße Buch“ nennt, ist die Sage schon fast vollständig ausgebildet. Hier zuerst erscheint die Annahme von der ursprünglichen Unabhängigkeit der Waldstätte vom Deutschen Reiche, dem sie sich erst auf Zureden des Königs Rudolf von Habsburg unterwarfen, die Absendung von zwei Vögten, eines Geßler nach Uri und Schwyz, eines Landenberg nach Unterwalden, die Gewaltthaten gegen die Landleute und deren Frauen und Töchter, die Blendung des alten Bauern „im Melchi“, weil dessen Sohn einem Knechte Landenbergs, der ihm sein schönes Ochsengespann wegnehmen wollte, einen Finger entzwei schlug, der Mißmut Geßlers über das schöne Haus Stoupachers oder Stauffachers in Schwyz, die Verbindung Stauffachers mit einem Fürst von Uri und dem Flüchtling aus Melchi, die nächtlichen Zusammenkünfte am Rütli, die Aufsteckung eines Hutes durch Geßler in Uri, die Weigerung des „Tall“,[1] sich vor dem Hute zu neigen, der Befehl Geßlers an den Tall, seinem Sohne einen Apfel vom Haupte zu schießen, das Einstecken eines zweiten Pfeiles, die Bemerkung, daß dieser für Geßler oder einen der Seinigen bestimmt gewesen wäre, wenn der erste das Kind getroffen hätte, die infolge dessen geschehene Gefangensetzung Talls, der Sturm auf dem See, die Landung an der „Tellenblatte“, die Ermordung Geßlers in der hohlen Gasse bei Küßnacht[2] und die Brechung der Zwingburgen.

[1] „Der Tall“ oder Thall heißt es immer in dieser Chronik, welches Wort mit der Wurzel „dalen“ = läppische Dinge reden oder thun zusammenhängt. Daher Talls Aeußerung gegenüber dem Vogte: „Were ich witzig, ich hieße anders und nit der Tall.“

[2] Also an einer Stelle, wo ein habsburgischer Amtmann über Schwyz unmöglich jemals hat wohnen können, und zwar einfach darum, weil Küßnacht erst 1402 ein Bestandteil des schwyzerischen Landes wurde. Meyer v. Knonau a. a. O. S. 31.

Ueber die bekanntesten geschichtlichen Dinge legt der Verfasser dieser Chronik freilich eine unglaubliche Unwissenheit an den Tag. Er läßt das Geschlecht Rudolfs von Habsburg bald nach demselben aussterben und hierauf die Besitzungen desselben an die Grafen von Tirol kommen, welche mit Töchtern der Grafen von Habsburg vermählt waren und mit Unterstützung König Rudolfs auch Oesterreich erhalten haben. Die von den Grafen von Tirol oder Herzögen von Oesterreich in die Waldstätte gesendeten Vögte bedrücken die Leute auch nicht im Auftrage ihrer Herrschaft, sondern, um die Länder vom Reiche in ihre eigene Gewalt zu bringen. Eine Zeitbestimmung fehlt in dieser Chronik ganz, doch scheint der Verfasser die Vertreibung der Vögte in die Zeit unmittelbar vor der Schlacht am Morgarten zu setzen, die er übrigens auffallenderweise gar nicht erwähnt.

Also erst mehr als anderthalb Jahrhunderte nach dem Tode Albrechts I. und der Schlacht am Morgarten und etwa 220 Jahre nach der ersten Erhebung der Schwyzer und Unterwaldner gegen das Haus Habsburg können wir das Vorhandensein der Erzählungen über die Gewaltthaten Geßlers und Landenbergs und die Thaten Tells nachweisen. Es ist selbstverständlich, daß nach dem Verlauf von wenigstens fünf Menschenaltern verläßliche Nachrichten über diese Ereignisse nicht mehr vorhanden sein konnten, wenn sie nicht gleichzeitig aufgezeichnet worden waren. Daß aber dies nicht geschehen war, unterliegt keinem Zweifel, wenn wir den Charakter dieser Erzählung ins Auge fassen. Denn während der Verfasser die unbedeutendsten Umstände erwähnt, selbst die Reden der einzelnen Personen mitteilt, zeigt er sich sowohl über die wichtigsten Ereignisse als auch über die Zeit derselben gar nicht unterrichtet. Das schließt die Benutzung älterer Aufzeichnungen unbedingt aus und entspricht nur dem Charakter mündlicher Ueberlieferungen, welche weder die Zeit noch den oft verwickelten Gang der geschichtlichen Ereignisse festzuhalten vermögen.

Es hat aber auch nicht einmal eine übereinstimmende Ueberlieferung in den verschiedenen Kantonen gegeben.

Fast um dieselbe Zeit, wo in Unterwalden das „weiße Buch" zusammengestellt wurde, von 1482 an, verfaßte Melchior Ruß, Gerichtschreiber in Luzern, eine eidgenössische Chronik, in der er die ältere Geschichte der Waldstätte ganz nach Justinger erzählt. Wo dieser meldet, daß die Amtleute mit Weibern und Töchtern ihren Mutwillen treiben wollten, fügt er als specielles Beispiel hinzu: „als auch dem Wilhelm Tellen geschah, der von den Landvögten gezwungen ward, daß er seinem eigenen Kinde einen Apfel von dem Haupte mußte schießen; oder wenn er das nicht hätte gethan, so hätte er selbst müssen sterben. Wie es ihm hernach erging, werdet ihr hören in einem Lied." Später erzählt nun

Ruß, vielleicht auf Grund ebendieses erwähnten Liedes, daß Tell nach diesem Schusse, von dem nicht gesagt ist, wo er sich ereignete, nach Uri fuhr und bei der von ihm versammelten Gemeinde sich darüber beklagte, und daß der Landvogt ihn deswegen nach Schwyz in das Schloß im See führen wollte. Es wird dann der Sturm auf dem See, die Freilassung Tells und die Landung an der Tellenplatte erwähnt. Aber Ruß läßt den Vogt gleich hier erschossen werden, obwohl er als Luzerner ein besonderes Interesse gehabt hätte, den Vorfall nach dem benachbarten Küßnacht zu verlegen, wenn er etwas davon gewußt hätte. Auch die Namen der Vögte scheinen ihm nicht bekannt gewesen zu sein, sie werden wenigstens nicht mitgeteilt.

Ruß beruft sich, wie bemerkt, für die Geschichte Tells auf ein Lied, und es ist uns auch in der That „ein hüpsch Lied vom ursprung der Eydgnoschafft und dem ersten Eydtgnossen Wilhelm Thell genannt“ in einer Handschrift von 1501 erhalten. In der gegenwärtigen Form ist das Lied im Jahre 1477, also zwischen dem „weißen Buche“ und der Chronik des Ruß entstanden, doch scheinen gerade die ersten Strophen, welche die Geschichte Tells enthalten, älter zu sein. Da wird nun bemerkt, daß die Eidgenossenschaft in Uri entsprungen ist, und als Anlaß derselben mit wenig Worten erzählt,

> wie einer muſt ſim eigenen ſun
> ein epfel ab dem ſcheitel ſchon
> mit ſinen henden ſchieſſen.
> Der landvogt ſprach zu Wilhelm Tell:
> „nun lug, daß dir die kunſt nit fel,
> und vernim min red gar eben;
> trifſtu in nit am erſten ſchutz,
> fürwar es bringt dir kleinen nutz
> und koſtet dich din leben.“
>
> . . . .
>
> Alsbald er den erſten ſchutz hat gtan,
> ein pfil hat er in ſin göller gelan:
> „het ich min kind erſchoſſen,
> ſo hat ich das in minem mut,
> ich ſag dir für die warheit gut,
> ich wolt dich han erſchoſſen.“

Hierauf folgt nur noch die Bemerkung, daß daraus der erste Eidgenoß entstand und Gott die Landvögte wegen ihres Uebermutes, namentlich ihres Benehmens gegen die Weiber, strafen wollte. Auch hier fehlen alle näheren Zeitangaben und Details, wie die Namen der Vögte. Auch hier hat die kühne Antwort Tells über den Zweck des zweiten Pfeils für ihn gar keine weiteren üblen Folgen. Man sieht gerade aus diesem ältesten Tellenliede, welches die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Uri vorhandenen Anschauungen wiedergibt, daß der Pfeilschuß Tells in der

Ueberlieferung ganz isoliert stand, wie das ja auch noch bei Ruß der Fall ist, der sich wahrscheinlich ebenfalls an die Urner Tradition gehalten hat.

Aber gerade die Sage vom Pfeilschuß kann am wenigsten als geschichtliche Thatsache gelten, da sie in ganz ähnlicher Gestalt auch bei verschiedenen anderen Völkern, besonders bei den Nordgermanen vorkommt.[1]

Am meisten Uebereinstimmung mit der Geschichte Tells zeigt die dänische Sage, wie sie uns bei Saxo Grammatikus überliefert ist, der gegen Ende des 12. Jahrhunderts eine Geschichte Dänemarks geschrieben hat, die besonders in den älteren Teilen viele Sagen und Mythen enthält.

Toko, wird hier erzählt, der eine Zeitlang unter dem dänischen Könige Harald Blauzahn (935—985) gedient hatte, rühmte sich einst bei einem Gelage einer solchen Geschicklichkeit im Bogenschießen, daß er imstande wäre, den kleinsten Apfel durch den ersten Pfeil von einem Stocke herunter zu schießen. Als der König davon hörte, befahl er dem Toko, seinem eigenen Sohne einen Apfel vom Haupte zu schießen; träfe er ihn nicht beim ersten Schuß, so sollte er mit dem eigenen Haupte für seine leere Prahlerei büßen. Toko ermahnte seinen Sohn, unbeweglich zu stehen, nahm drei Pfeile aus dem Köcher und traf mit dem ersten Pfeile glücklich den Apfel. Auf die Frage des Königs, warum er drei Pfeile aus dem Köcher genommen, gab er zur Antwort: „Um an dir das Fehlen des ersten durch die Spitze der übrigen zu rächen.“ Später empörten sich die Dänen gegen den grausamen Harald, der das Volk mit ungewohnten Lasten drückte und sogar Menschen neben Ochsen an den Pflug spannte, und der König wurde von Toko im Dickicht eines Waldes zu Tode getroffen.

In Norwegen erscheint diese Sage in mehreren Formen. Nach einer derselben forderte Harald, ein König des 11. Jahrhunderts, Heming, den Sohn eines reichen Landmanns, zum Wettstreite im Bogenschießen heraus. Als er sich überwunden sah, zwang er Heming, bei Verlust seines eigenen Lebens seinem Bruder Biörn eine Haselnuß vom Haupte zu schießen, was demselben auch glücklich gelang. Als später im Jahre 1066 Harald einen Einfall in England machte, stellte sich Heming auf die Seite der Feinde und bezeichnete den König durch einen abgeschossenen Pfeil so genau, daß ein anderer Schütze ihn erkannte und glücklich traf.

Eine ähnliche Geschichte erzählt die Wilkinasage in Island von Eigil. „Da wollte der König (Nidung) einstmals erproben, ob Eigil so schießen könne, wie von ihm gesagt war. Er ließ Eigils dreijährigen Sohn nehmen und ihm einen Apfel auf den

[1] Die näheren Nachweise in meiner erwähnten Schrift S. 116 ff.

Kopf legen und gebot Eigil, danach zu schießen. Einen Pfeil nur sollte er schießen und nicht mehrere. Eigil nahm aber drei Pfeile, befiederte sie, legte den einen auf die Sehne und schoß mitten in den Apfel. König Nidung fragte Eigiln, warum er drei Pfeile genommen habe, da ihm doch nur gestattet worden, einen zu schießen. Eigil antwortete: Herr! ich will nicht gegen Euch lügen; wenn ich den Knaben mit dem Pfeil getroffen hätte, so waren Euch diese beiden zugedacht. Der König nahm dieses gut auf und dünkte alle, daß er biderbe gesprochen hätte."

In Stormarn im Holsteinischen erzählt man folgendes Ereignis. Heming Wulf, ein reicher Mann, Hauptmann und Anführer bei einer Empörung gegen den König Christian I. (1448 bis 1481), wurde geschlagen, gefangen und vor den König geführt. Da der König wußte, daß er der vortrefflichste Schütze sei, gab er ihm den Befehl, seinem einzigen jungen Sohne einen Apfel vom Haupte zu schießen; gelänge ihm dies, so sollte er frei sein. Heming holte Bogen und Knaben und that glücklich den Schuß, hatte aber vorher einen zweiten Pfeil in den Mund genommen. Auf die Frage des Königs, für wen dieser bestimmt sei, antwortete Heming, wenn er seinen Sohn getroffen hätte, sei der Pfeil für den König selber gewesen. Heming wurde deswegen geächtet und mußte die Flucht ergreifen.

Durch die Dänen oder vielleicht schon durch die Angelsachsen mag diese Sage nach England gebracht worden sein, wo sie den Inhalt einer Ballade bildet. William of Cloudesly war mit zwei Genossen wegen Uebertretung der strengen Jagdgesetze geächtet worden, hatte dann als Räuber gelebt, endlich aber sich dem Könige unterworfen. Da er auf Verwendung der Königin begnadigt wurde, erbot er sich freiwillig, seinem siebenjährigen Sohne einen Apfel vom Haupte zu schießen, um einen Beweis seiner Geschicklichkeit zu geben. Der glückliche Schuß bringt ihm Ruhm und Ehre.

Aber nicht bloß bei den nordischen Völkern, auch am Rheine findet sich diese Sage, deren Held dort Puncher von Rorbach bei Heidelberg ist. Auch er wird gezwungen, seinem Sohne einen Denar vom Haupte zu schießen; auch er steckt einen zweiten Pfeil zu sich und antwortet dem Grafen, der ihn um die Ursache fragt: „Wenn ich mein Kind getroffen hätte, würde ich mit dem anderen Pfeile Euch getötet haben."

Die Aehnlichkeit dieser verschiedenen Sagen untereinander und mit der Erzählung von Tell ist zu auffallend, als daß es einer weiteren Auseinandersetzung bedürfte. Wenn sie auch in Einzelheiten voneinander abweichen, was bei der lebendigen Fortbildung im Munde des Volkes nicht wunder nehmen darf, so stimmen sie doch im wesentlichen durchaus miteinander überein.

Nun wird wohl niemand behaupten wollen, daß dieselbe That in den verschiedensten Gegenden Europas, in Norwegen, Island und Dänemark, in Holstein und England, am Mittelrhein und in den Waldstätten sich wirklich zugetragen, daß der Schütz sogar an den meisten Orten, fast bis auf die einzelnen Worte übereinstimmend, dieselbe Antwort gegeben habe. Man wird auch zugeben, daß die Schweizersage, die ohnehin mit dem aktenmäßig festgestellten Gange der Geschichte in Widerspruch ist, nicht größere Ansprüche auf Glaubwürdigkeit machen könne als die übrigen. Für die Geschichte ist es dann ganz gleichgültig, ob, wie manche annehmen, die schweizerische Sage von der dänischen abgeleitet sei, oder ob wir hier eine allgemein germanische oder gar indoeuropäische Sage oder Mythe vor uns haben, die, wie die Mythologen meinen, den siegreichen Kampf der Sonne und ihrer Strahlen oder Pfeile gegen den Winter oder die Wolken und Nebelmassen symbolisch darstellt.

Soviel dürfte als Ergebnis dieser Untersuchungen feststehen, daß die traditionelle Geschichte der Befreiung der Waldstätte nicht haltbar, daß namentlich der Schuß des Tell keine historische Thatsache, Tell überhaupt keine für die Geschichte der Entstehung der Eidgenossenschaft irgendwie wichtige Person ist. Wird doch sein Name und seine That erst um das Jahr 1470 erwähnt, also zu einer Zeit, bis zu der eine irgendwie verläßliche Ueberlieferung unmöglich sich erhalten haben konnte, da seit der angeblichen Gewaltthat Geßlers, je nachdem wir die Sage in die Zeit des ersten Aufstandes der Schwyzer und Sarner um die Mitte des 13. oder in den Anfang des 14. Jahrhunderts verlegen, 160—220 Jahre verflossen waren. Auch die Grausamkeiten eines Geßler, Landenberg und Wolfenschießen sind nicht besser bezeugt. Keiner von ihnen erscheint in den noch erhaltenen Aktenstücken als Landvogt in einem der Urkantone. Die Eidgenossenschaft entstand überhaupt nicht durch die Thätigkeit von drei oder dreißig Männern, sie ist vielmehr ein Verdienst des Zusammenwirkens aller oder der meisten Bewohner der Waldstätte durch mehrere Menschenalter und eine Folge der günstigen Gestaltung der Verhältnisse Deutschlands.

Daß das Volk diese verwickelten Verhältnisse nicht lange klar festzuhalten vermochte, ist begreiflich. Sobald es aber einmal die wahren Ursachen der Befreiung von der habsburgischen Herrschaft vergessen hatte, mußte es sich nach neuen umsehen. Was war nun natürlicher, als daß es diese Ursache in unberechtigten Forderungen von Beamten fand, wie sie im Mittelalter nur zu oft vorkamen? Dies, nichts Weiteres, findet sich noch bei Justinger.

Hatte man aber überhaupt einmal Bedrückungen von Amtleuten als Ursache des Abfalls angenommen, so ist natürlich, daß man bald alle Sagen, in denen von tyrannischen oder ungeziemenden Handlungen eines Herrn gegen Untergebene die Rede war,

auf die übermütigen Vögte übertrug. Einen solchen Fall erzählt um 1450 der Züricher Chorherr Hemmerlin, dessen Bericht aus der Sage von der „weißen Dame von Schwanau" im Lauerzer See entstanden sein dürfte, welche jährlich in einer bestimmten Nacht den Burgvogt, der ihr Gewalt angethan hat, durch die Mauertrümmer und die ganze Insel verfolgt, bis er sich heulend in den See stürzt. In Uri hat man wieder die Sage, wie ein Vater, der daselbst Tell hieß, gezwungen wird, seinem Sohne einen Apfel vom Haupte zu schießen, mit der Befreiungsgeschichte in Verbindung gebracht. Im ältesten Tellenliede und bei Ruß steht dieselbe noch ganz isoliert. Im „weißen Buche" von Obwalden ist sie aber mit einer anderen Sage verknüpft, welche die Befreiung als Werk des geheimen Rütlibundes darstellt. Diese Verbindung ist indessen eine so lose, daß die eine wie die andere ein selbständiges Ganzes bildet, ein Umstand, den selbst Schiller nicht ganz zu verwischen vermocht hat. Die Sage vom Rütlibund ist gewiß älter, ursprünglicher und kann auch wirklich einen historischen Kern haben, besonders in der Form, die bei Hemmerlin vorliegt, der nur ein Zusammenwirken der Schwyzer und Unterwaldner annimmt. Denn die Bewohner von Schwyz und Sarnen haben sich ja wirklich vor der Mitte des 13. Jahrhunderts gleichzeitig gegen die Herrschaft der Grafen von Habsburg erhoben. Doch war die Sage vom Schusse Tells anziehender, die Phantasie anregender und sie fand daher vom Anfange des 16. Jahrhunderts an in alle Geschichtswerke Aufnahme, wenn auch, da dieselbe völlig in der Luft schwebte, lange Zeit fast jeder Chronist eine andere Zeit dafür angab, einer z. B. sie in das Jahr 1296, also vor die Erneuerung des Schwyzer Freiheitsbriefes durch König Adolf, ein anderer in das Jahr 1314, also vor die Schlacht am Morgarten setzte. Erst der Glarner Gilg Tschudi, der in seiner um die Mitte des 16. Jahrhunderts geschriebenen Schweizer Chronik ein eigentliches Nationalwerk geschaffen hat, verlegte die Sage von der Befreiung der Waldstätte in die letzte Zeit König Albrechts I., und indem er sich den Anschein ganz genauer und verläßlicher Kenntnisse gibt, jeder Person einen Vor- und Zunamen beilegt, von jeder Thatsache das Jahr und den Tag wissen will, hat er seiner Erzählung ein solches Ansehen verschafft, daß es in der Schweiz lange Zeit als Verbrechen gegolten hat, daran zu zweifeln. Durch Johannes von Müller und Schiller ist Tschudis Darstellung Gemeingut der ganzen gebildeten Welt geworden.

Dietrich von Niem.

Von

Theodor Lindner.

II. (Schluß.)

Dietrich ist ein Geschichtschreiber, der sein ganzes eigenes Sein eröffnet, und wenn wir auch nur durch dieses hindurch die Ereignisse sehen, so tritt uns doch der Zeitgenosse, und ein sehr wohlunterrichteter, so lebhaft entgegen, daß er uns seine Zeit in ihrem vollen warmen Pulsschlag enthüllt und uns unendlich tiefer blicken läßt als der große Durchschnitt der mittelalterlichen Chronikenschreiber.

Leider wissen wir nicht, auf wessen Einwirkung hin das Werk entstanden ist. Die Vorrede nennt keinen Namen, nur so viel geht aus ihr hervor, daß der Angeredete ein höherer Geistlicher war. Man könnte wieder an Friedrich von Köln denken; jedenfalls war das Buch nur für Deutsche berechnet. Aber es ist möglich, daß die Anrede nur eine formelhafte Wendung ist, um die Einleitung äußerlich einzuführen, daß die Schrift für die Allgemeinheit, nicht für eine besondere Person bestimmt war.

Dietrich war in trauriger Stimmung, als er sein Werk verfaßte. Er bezweifelt zwar nicht die Gültigkeit des Pisaner Konzils und hält Alexander V. und Johann für die rechtmäßigen Päpste gegenüber Gregor und Benedikt, aber ihm entging nicht, daß das Schisma nicht beseitigt, sondern nur noch verschlimmert war; die Auffassung, welche er von Anfang an gehabt hatte, war leider wahr geworden. Bitter klagt er und völlig trostlos sieht er in die Zukunft; nur Verfall und Entartung tritt ihm entgegen; selbst den Gedanken, daß die Herrschaft des Antichrist nahe bevorstehe, wie er bei vielen Zeitgenossen lebendig war, wagt er nicht zurückzuweisen. Sein Groll gilt zunächst dem Papsttum, welches durch seine Verderbnis alles Elend verschuldet habe. Immer und immer wieder kommt er auf die Geldhändel der Kurie zurück, auf die sittliche Versunkenheit der kirchlichen Kreise, ihren nackten

Ehrgeiz. Wie konnte da sein Urteil über die Stellung des Papstes sich mit dem des strammen Papalisten decken? Er bezweifelt die schrankenlose Machtvollkommenheit der Päpste, daß sie über kirchliches Gut frei verfügen, Menschen nach Willkür töten lassen dürfen. Auch der Papst kann fehlen und sündigen und muß dann gerichtet werden wie jeder irrende Mensch; er darf abgesetzt werden. Denn der Papst, der Böses thut und die Kirche skandalisiert, kann nicht Christi Stellvertreter genannt werden; „er ist eine Bestie, denn wer von der Vernunft abweicht, wird nicht als Mensch, sondern mit Recht als unvernünftiges Tier betrachtet".

Wer soll nun aber den Papst richten? Dietrich bleibt bei dem Gedanken, den er festgefaßt hatte: niemand anders als der Kaiser. Nochmals erläutert er das an dem Beispiel des großen Gotenkönigs Theodorich und Kaiser Ottos I. Die kaiserliche Gewalt ist nicht minder wie die päpstliche von Gott, und dem Kaiser steht das Recht zu, Konzilien zu berufen, wenn es gilt, über einen schlechten Papst zu richten. Wer hätte einem Otto I. gegenüber zu behaupten gewagt, daß der Papst nur von Gott gerichtet werden könne? So tritt hier der Gedanke, daß der Kaiser ein Konzil berufen müsse, um der leidenden Kirche zu helfen, greifbarer und bestimmter hervor als im Haine der Union, und es ist offenbar, daß er am Pisaner Konzil, dessen Rechtmäßigkeit an sich er nicht bezweifelte, gerade diesen Mangel auszusetzen hatte, dem er den üblen Ausgang zuschrieb. Aber wessen Schuld war das, als die des deutschen Königs? und so ist denn der Grundgedanke, der sich durch die Bücher über das Schisma hinzieht, die Verurteilung Ruprechts, gegen den die heftigsten Angriffe gerichtet werden. Niem mußte ja selber fühlen, wie wenig sich seine Ideale mit dem augenblicklichen Zustande Deutschlands vertrugen, und gewiß wird es ihm in seiner römischen Umgebung selbst von Gleichgesinnten nicht an Spott gefehlt haben. Daher gibt er auch zu, daß jene Ansprüche nur von solchen könnten erhoben werden, „welche der That und dem Namen nach römische Kaiser und Könige sind, nicht aber von jenen, welche träg oder nur dem Namen nach Kaiser sind, wie die römischen Kaiser und Könige, welche wir zu unseren Zeiten gehabt haben und noch haben. Und sie verdienen nicht so genannt zu werden, weil sie kleinmütig und weibisch sind". Aber seine grundsätzliche Ueberzeugung hielt er im ganzen fest. Als er das Schlußwort schrieb, wußte er noch nicht, daß der gescholtene König Ruprecht bereits auf der Totenbahre lag.

Zunächst war abzuwarten, wie der neue Papst auftreten werde, und es muß hervorgehoben werden, daß Dietrich in seinen bisherigen Schriften, wo er gelegentlich Johanns Thätigkeit als Kardinal zu erwähnen hatte, kein Wort sagt, was dessen Charakter

in zweifelhaftem Lichte erscheinen ließe. Federfertig, wie er war, erteilte er Johann in einem Schriftchen: „Ueber die gute Führung eines römischen Papstes“ wohlgemeinte, freilich ziemlich allgemein gehaltene Ratschläge. In der Furcht Gottes müsse der Papst alle an Tugenden übertreffen, da er höher stehe als alle, und sich wie einen Halbgott erweisen. Täglich oder mindestens drei- oder viermal in der Woche müsse er Messe lesen, nicht der Form halber und zerstreut, mit anderen Gedanken im Sinn, sondern dem heiligen Akte sich andächtig hingebend. Besonders müsse er wohltätig sein; habe er doch selber Gott gelobt, nie ein erbetenes Almosen abzuschlagen. Die Audienzen müßten beschränkt werden, damit der Papst Zeit behalte, in der Bibel zu lesen und Geschichte zu studieren, aber alle Gelehrsamkeit sei wertlos, wenn man nicht immer das Gute vor Augen habe. Endlich müsse der Papst bemüht sein, durch gute Ratschläge den allgemeinen Friedenszustand zu erhalten, und die laufenden Geschäfte pünktlich erledigen. Der gute Ratgeber wird wohl die Seiten hervorgehoben haben, von denen er wußte, daß sie die schwächsten des Papstes waren.

Daß Johann nicht imstande sein werde, seine beiden Nebenbuhler zu überwinden, konnte nicht lange zweifelhaft bleiben, und jeder, der unbefangenen Sinnes das allgemeine Wohl erwog, mußte sich sagen, daß man nicht vorwärts, sondern nur rückwärts gekommen war. Statt der zwei Obedienzen hatte man deren drei; Alexander war wenigstens noch der Erwählte der Kardinäle beider Obedienzen, Johann aber nur der Erkorene einer Partei, und er führte sich auch als solcher. Außerdem war es in Pisa zu der ersehnten Reform nicht gekommen, und die Aussicht auf eine solche rückte immer ferner. Neue Mittel und Wege mußten ersonnen werden, um zum Ziel zu gelangen, und die allseitige Fruchtbarkeit in der Hervorbringung kirchlich-politischer Schriften gewann neue Nahrung. Aber übrig blieb im Ernst nur noch der Konzilsgedanke, der, mit dem Schisma zugleich geboren, mit diesem zu immer größerer Bedeutung herangewachsen war. Freilich konnte auch er in sehr verschiedener Weise durchgeführt werden. Schon das Pisaner Konzil beruhte auf ihm, und der Mißerfolg desselben diente wenigstens dazu, die Idee zu vertiefen und eine Verwirklichung derselben zu suchen, welche die damals gemachten Fehler vermied. Das Konzil mußte nach Möglichkeit ein wirkliches allgemeines, ein ökumenisches Generalkonzil sein, welches die gesamte abendländische Christenheit vereinigte. Aber wer sollte es berufen, wie würden sich die drei Päpste dazu stellen, und welche Befugnisse sollte es demnach erhalten?

Fragen dieser Art sind bald nach der Wahl Johanns lebhaft erwogen worden, und auch Dietrich nahm dazu seine Stellung.

Wir besitzen schon aus dem Sommer und Anfang Herbst 1410 Aufzeichnungen von ihm, in denen er seine Ansichten entwickelt hat. Doch sind sie uns in einer nicht ganz klaren Gestalt überliefert; es ist schwierig zu erkennen, ob uns nur unvollendete Ausführungen vorliegen oder ob, was wahrscheinlich ist, durch spätere Abschreiber die ursprüngliche Anordnung gestört und verwirrt und mehrere ursprünglich nicht zusammengehörige Schriften, darunter auch eine, welche nicht von Dietrich herrührt, teils vereinigt, teils durcheinander geworfen sind. — Hier kommt es uns nur auf den Inhalt an.

Neben den nichtdeutschen Theologen, welche sich auf den Boden der universalen Kirche stellten, blieb Dietrich bei der Ansicht stehen, daß der Kaiser das Konzil berufen müsse oder allein alle Faktoren vereinen könne. Er soll auch den Vorsitz führen und für die Ausführung der Beschlüsse sorgen. Nun gab es freilich keinen Kaiser, da Ruprecht tot war und die Spaltung Deutschlands in die Obedienzen Gregors und Johanns nichts Gutes erwarten ließ, und auch als man erfuhr, daß Sigmund von Ungarn die meisten Aussichten habe, konnte Niem zu ihm keine Hoffnungen fassen. Er weiß freilich im Notfall aushelfenden Rat, aber in tiefstem Herzensgrunde erfüllte ihn doch die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang. Ganz entschieden ist er aber dagegen, daß die Kardinäle oder gar der Papst das Konzil berufen; in dem Falle sei es ganz nutzlos. Die Hauptsache sei, daß das Konzil über den Päpsten stehe, welche keineswegs wirklich die Gewalt im Himmel und auf der Erde besitzen, welche sie beanspruchen. Dem Universalkonzil gegenüber sind sie nur Glied der allgemeinen Kirche, nicht deren Haupt, und sie haben keine höhere Gewalt als die Bischöfe. Jenes vermag, wenn nötig, alle drei abzusetzen, und von seinen Beschlüssen kann niemand dispensieren. Weder einer der alten Päpste noch einer der jetzigen Kardinäle darf Papst werden, wenn das Werk der Reform durchgeführt werden soll; es muß ein besonderes Wahlkollegium gebildet werden. Diese Abneigung gegen die Kardinäle ist ein zwar sehr radikaler und kaum durchführbarer, aber seiner und verständiger Zug in Dietrichs Ansichten, welche sonst in Klarheit und logischer Entwickelung hinter denen anderer großer Theologen seiner Zeit zurückstehen. Er kannte eben die Kurie bis in ihre allergeheimsten Falten; kein Wunder, wenn auch seine Reformvorschläge am eingehendsten diejenigen Fragen behandeln, welche ihm von seinem Kanzleiamte aus geläufig waren.

Noch mußten sich Dietrich und seine Gesinnungsgenossen gedulden, bis die Politik des Papstes selbst sie zu dem ersehnten Ziele führte. Johann wandte seine ganze Kraft gegen den König von Neapel, den Begünstiger Gregors XII., aber Ladislaus eroberte im Juni 1413 wiederum Rom und zwang die Kurialen zu jäher, schreckensvoller Flucht. Auch der greise Dietrich mußte ihre

Mühseligkeiten durchkosten, während der König, welchen er in seinen Schriften so oft und leidenschaftlich angegriffen, wegen Majestätsbeleidigung seine Besitzungen in Rom einzog und einem seiner Anhänger schenkte. Erst nach langer Zeit erreichte der Beraubte durch eine Bittschrift an den König, daß die Herausgabe der Güter an das Nationalhospiz gestattet wurde.

Johann blieb nichts übrig, als sich in die Arme des römischen Königs Sigmund zu werfen, welcher nach dem Tode Josts, der Verzichtleistung Wenzels und durch eine zweite Wahl im Reiche allgemein anerkannt war und nun Johann zwang, in die Berufung eines allgemeinen Konzils nach Konstanz auf deutschem Boden zu willigen. So trat Deutschland an die Spitze der kirchlichen Bewegung; Dietrichs lange gehegtes Ideal war damit verwirklicht. Er säumte nicht, den neuen Umschwung durch ein litterarisches Denkmal zu bezeichnen, dessen Zweck hauptsächlich war, der Welt die Macht und Herrlichkeit der kaiserlichen Würde aus der Geschichte nachzuweisen. Die neue Schrift: „Privilegien oder Rechte des Imperiums“ ist in der letzten Hälfte des Jahres 1414 entstanden, während die Kurie in Bologna verweilte. Kurz vorher hatte Niem in Florenz einen Fund gemacht, der ihm für seine Zwecke höchst wichtig erschien, eine Handschrift, enthaltend Dekrete der Päpste Hadrian und Leo VIII. über Karl dem Großen und Otto dem Großen zugestandene Machtbefugnisse, von denen er freilich nicht wußte, daß sie Fälschungen waren.

Sollte die Schrift rechtzeitig wirken, so mußte sie schnell erscheinen, und die Zeichen hastiger Niederschrift trägt sie deutlich an sich. Sie ist vorwiegend historisch, die eigene Zeit tritt nur in Zwischenbemerkungen hindurch.

Das Kaiserideal beherrscht ganz und voll den Sinn des Schriftstellers. Die Einleitung entwirft ein überschwengliches Bild von der Stellung und Macht des Kaisers, welcher gleichsam der gegenwärtige und verkörperte Gott auf Erden ist, dessen Gericht auch der Papst unterworfen ist. Diese kaiserliche Gewalt liegt nun freilich so darnieder, daß ein beliebiger Soldbandenführer in Italien mehr gilt als Kaiser und König, und daher rührt alles Unheil her, dessen Ende nicht abzusehen ist. Aber einst war das anders. Es gilt nun, zu zeigen, welche Gebiete das Kaiserreich umfaßt, und da tritt hervor das „regnum Teutonicum“, das deutsche Königreich. Unter einer überreichen Fülle geographisch-historischer Bemerkungen und Schilderungen wird die Entstehung des deutschen Reiches unter Karl dem Großen und den sächsischen Kaisern, denen an Ruhm und Größe der Thaten nichts gleichkommt, oft mit behaglicher Breite erzählt. So war die Uebertragung des römischen Kaisertums auf die Deutschen der Christenheit notwendig und nützlich und ohne Zweifel von Gott selbst



angeordnet. Auch die Kirche stand durch die Fürsorge der Kaiser aufs glänzendste; die von diesen eingesetzten Bischöfe waren heilige Männer; wie anders sieht es jetzt mit den von den Päpsten beförderten aus. Wenn die Urheber des gegenwärtigen Schisma gleich hart gestraft würden, wie einst die schlechten Päpste von den Kaisern, dann wäre eine Einigung und Reform der Kirche leicht hergestellt. Eine bittere Klage, wie noch Friedrich I. und II. dem Emporkommen der fürstlichen Gewalt gewehrt, wie aber nun die Fürsten und Städte Titel und Einkünfte des Kaisertums an sich gerissen hätten, schließt den Hauptteil des merkwürdigen Buches. Der zweite beschäftigt sich besonders mit den Kreuzzügen, denn die Wiederaufnahme derselben war eine Lieblingsidee Dietrichs, die er auch schon früher oft ausgesprochen hatte. Doch fehlt hier die rechte Vollendung.

Das Konzil kam wirklich zustande. Noch vorher hatte Dietrich Zeit gefunden, ein Programm aufzustellen über die Gesichtspunkte, von denen die Kirchenreform auszugehen hätte. Seine „Sehr schönen Vorschläge über die Union und die Reformation an Gliedern und Haupt" gehören zu dem Besten, was er geschrieben hat; ohne allzu große Abschweifungen und weitläufige theoretische Erörterungen, mit verständigem Blick das Wichtigste und Nächstliegende erfassend, gehen sie unmittelbar auf die Sachlage ein; sie sind der Niederschlag der Erfahrungen eines langen, reichbewegten Lebens. Es sind im großen und ganzen die Ideen, welche er schon seit Jahren erwog.

Er hatte ja den Triumph erlebt, daß der deutsche König wirklich den entscheidenden Anstoß gegeben hatte. Wenn auch nur kurz, kommt er doch nochmals auf seine Lieblingsgeschichte von Otto I. zurück, und wenn er auch jetzt den schreienden Unterschied der Kaisergewalt von damals und heute nicht übersehen kann, so tröstet er sich damit, daß trotzdem dem römischen Könige oder Kaiser von den ihm Untergebenen zu gehorchen sei. „Damit durch sie das allgemeine Wohlsein der ganzen Christenheit auf jede Weise gepflegt werde, müssen wir immer zu Gott demütige Bitten richten, daß er ihre Würde zu gutem Erfolge geleiten möge." Zwischen Papst und Kaiser soll fortan ein fester Bund bestehen zur Verbesserung der Kirche und des Imperiums, und der Papst gehalten sein, für die Zurückerwerbung der verlorenen Reichsrechte zu sorgen.

Dabei bleibt er: alle drei Päpste müssen beseitigt und ein neuer darf weder durch die Kardinäle noch aus ihnen, sondern muß von einem besonderen Wahlkollegium ernannt werden. Dieser muß gebunden sein an die Beschlüsse des Konzils, und noch auf demselben ist die Reform der Kurie zu erledigen. Ihr gelten eine lange Reihe von Vorschlägen. Alle Reservationen, Exspektanzen, Dispensationen, Kommenden sind abzuschaffen; die Erteilung der Pfründen darf nur durch die gesetzlich dazu Berechtigten geschehen, und dabei sollen

die Studierten gebührend berücksichtigt werden. Kein Nepotenregiment fortan; kein Kardinal darf ein Bistum oder eine Abtei erhalten. Die entfremdeten Kirchengüter sollen zurückgestellt, die Bischöfe nicht wider ihren Willen versetzt werden. Die päpstliche Kanzlei ist auf den alten guten Stand zurückzuführen, und ihre Aemter sind nicht mehr käuflich zu vergeben. Vor allem aber denkt der Deutsche an den kirchlichen Zustand seiner Heimat. Die dortigen Bischöfe seien gegenwärtig mehr weltliche Ritter als Geistliche. Daher sollen die Gewählten spätestens innerhalb eines Jahres die Weihen nehmen; dann können die jetzt üblichen Weihbischöfe, welche nur zum Wucher mit geistlichen Dingen führen, abgeschafft werden. Nach altem Brauch, der ganz in Abnahme gekommen, sind die Provinzialsynoden wieder einzuführen. Als Krönung des ganzen Werkes denkt sich Niem, wie schon früher, den Kreuzzug zur Befreiung Palästinas, und sehr praktisch bemerkt er hierzu, dadurch würde man auch viel überflüssiges Gesindel los werden. Wahrhaft staatsmännisch ist der Schlußgedanke: der Hussitismus ist nur eine Frucht des römischen simonistischen Unwesens, und nur durch eine wirkliche Reform der Kirche kann er bekämpft werden!

Am 16. November 1414 fand die erste allgemeine Sitzung des Konzils statt, und in der Christnacht hielt Sigmund unter Fackelschein seinen feierlichen Einzug. Der König war voll stolzer Freude und glänzender Hoffnung; nicht minder hoch mag das Herz Dietrichs geschlagen haben, der nun am späten Abend seines Daseins das Ziel erreicht sah, dem er seine besten Kräfte in unermüdlicher Treue gewidmet hatte. Aber sein Leben sollte einmal reicher an Enttäuschungen als an Früchten sein. Er ist gleich daran gegangen, die Ereignisse mit seiner fleißigen Feder zu verfolgen und wahrscheinlich eine Art von Tagebuch zu führen. Leider ist uns dieses Werk, auf welches eine Aeußerung in dem bald zu erwähnenden „Leben des Papstes Johann XXIII.“ hinweist, verloren; denn eine andere Schrift: „Invektive auf den aus Konstanz flüchtigen Johann“, welche man für die von Dietrich bezeichnete Schrift gehalten hat, ist sicher nicht von ihm verfaßt.

Wir vermögen nicht zu erkennen, welche Rolle Dietrich bei den nun beginnenden Verhandlungen gespielt haben mag. Er kann natürlich nur unter der Hand gewirkt haben, aber deswegen nicht weniger einflußreich. Sicher darf man annehmen, daß er mit den Deutschen, denen die Reformfrage von besonderer Wichtigkeit war, sofort enge Beziehungen angeknüpft hat; ohnehin zählte er in ihren Kreisen gewiß manchen Bekannten von alters her, und ein Mann, der so vertraut war mit den päpstlichen Geschäften und dem römischen Hofe, war ein nicht zu verachtender stiller Mitarbeiter. Wer mit Dietrichs Weise vertraut ist, glaubt so manchmal seine Hand oder wenigstens seine Mitwirkung in Schrift-

stücken deutscher Herkunft zu erkennen, wie gleich in der Denkschrift, welche die Deutschen gegen Ende Januar 1415 über das Reformwerk einreichten; aber es hat seine Bedenken, solchen Vermutungen zu viel Gewißheit zu verleihen. Vielleicht, daß glückliche Funde und tiefere Erforschung der Akten des Konstanzer Konzils, für welche noch viel zu thun ist, uns dereinst sichere Aufklärungen geben.

Unbeschreiblicher Jubel erfüllte alle Versammelten und die ganze Stadt, als Johann am 2. März eine Erklärung abgab, in welcher er seinen Rücktritt, wenn ihn die Herstellung der christlichen Einheit erfordere, unumwunden zusagte. Aber nur mit Mühe war er dazu vermocht worden, und sein Bestreben war um so eifriger darauf gerichtet, durch Sprengung des Konzils seine Würde zu behaupten. Am 20. März entwich er heimlich mit Hilfe des Herzogs Friedrich von Oesterreich. Ganz Konstanz war in maßloser Bestürzung, und nur die entschlossene Haltung Sigmunds verhinderte, daß nicht das Konzil ein jähes Ende fand. Im Gegenteil, die konziliare Partei gewann die Oberhand, und in der fünften allgemeinen Sitzung vom 6. April wurde der berühmte Beschluß gefaßt, daß der Papst in allem, was sich auf den Glauben, die Ausrottung des Schismas und die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern beziehe, dem Konzile gehorchen müsse. Die Absetzung Johanns war damit unzweifelhaft geworden.

Dietrich als Beamter des Papstes war in eine Lage versetzt, ähnlich wie einige Jahre früher, als die Kardinäle Gregor XII. verließen. Johann befahl allen päpstlichen Dienern, bei Verlust des Amtes ihm nach Schaffhausen zu folgen, und die Kardinäle gerieten in den Verdacht, diese Verfügung als gültig zu betrachten; doch die allgemeine Aufregung bewirkte, daß ihr Vollzug hinausgeschoben wurde. Für Dietrich war es selbstverständlich, daß er in Konstanz blieb und sich nicht den Kollegen anschloß, welche noch bei Johann ihre Rechnung zu finden hofften. Er war überzeugt, daß die Kardinäle dieselbe Absicht hätten wie der Papst, das Konzil zu trennen und zu vereiteln. Die Superioritätserklärung vom 6. April, deren schärfste Spitzen der Kardinal von Florenz vergeblich abzubrechen versuchte, widersprach durchaus ihren Wünschen und Bestrebungen, während sie ganz der Auffassung Dietrichs entsprach. Ihm schien jetzt freie Bahn geschaffen; am 8. April heftete er heimlich an die Thüren des bischöflichen Palastes einen feurigen Anschlag, der den üblen Willen der Kardinäle bloßstellte, die Absetzung Johanns und die ungesäumte Inangriffnahme des Reformwerkes forderte. „Wenn ihr in Konstanz standhaft (constantes) seid, werdet ihr die Hilfe des Herrn über euch erblicken und das ewige Leben erhalten, was euch und mir der Höchste gewähren möge."

Die Ansicht Dietrichs, daß die Mitwirkung der Kardinäle nur der allgemeinen Sache schade, — bei ihm das Ergebnis der genauesten Personen- und Sachkenntnis, — fand auch in weiteren Kreisen Anklang, vielleicht eben durch ihn vertreten und verbreitet. Die Vorschläge, welche in der Sitzung vom 17. April durch einen unbekannten Prälaten gemacht wurden, daß die Kardinäle ihrer verdächtigen Haltung wegen nicht an den Verhandlungen teilnehmen dürften, daß sie sich selber des Wahlrechts bei der künftigen Papstwahl unwürdig gemacht hätten, daß vor allem die Reservationen aufzuheben seien, machen ganz den Eindruck, als wenn er seine Hand dabei gehabt hätte.

Endlich am 29. Mai wurde in feierlicher Sitzung die Absetzung des Papstes Johann ausgesprochen, ein freudenvolles Ereignis für alle diejenigen, welche sie von Anfang an als unerläßlich ersehnt hatten. Dietrich nahm davon Veranlassung, in Fortsetzung seiner drei Bücher über das Schisma nun auch das Leben des glücklich Beseitigten zu schildern und ihn von der Jugend an durch die kirchliche Laufbahn bis zum Schluß derselben zu verfolgen. Man kann sich denken, wie wenig schmeichelhaft das Bild ist. Die schwersten Vorwürfe werden auf den Mann gehäuft, und es ist unzweifelhaft, daß der von kirchlichem Eifer, wie von persönlichem Haß glühende Geschichtschreiber manches für gewiß ausgab, was nur unverbürgtem Gerede seinen Ursprung verdankte. Uebrigens hat das Konstanzer Konzil selbst zweiundsiebzig Anklagepunkte gegen Johann aufgestellt, von denen einige wahrhaft haarsträubend lauten. Die mittelalterlichen Parteien waren eben noch viel weniger imstande, dem Gegner persönliche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als die heutigen, und gegen die Parteifurie dieser gelobten Zeiten ist unser heutiger Parteihader nur ein freundschaftlicher Streit.

Trotz dieser einseitigen Haltung sind die Berichte Dietrichs von großem Interesse. Für die Vorgänge seit der Eröffnung des Konzils gab er einen zusammenhängenden Auszug aus seinen bisherigen Aufzeichnungen, von denen oben gesprochen wurde; von Anfang April aber sind seine Erzählungen bereits wieder tagebuchartig.

Welche Stellung er nach der Flucht und Verurteilung des Papstes eingenommen hat, läßt sich nicht deutlich erkennen. Den Titel eines päpstlichen Abbreviator führte er weiter, aber es mochte ihm schwer genug sein, unter den früheren Kollegen zu leben; er selbst erzählt, wie Leute seiner Gesinnung von den Kurialisten als Schismatiker behandelt und allen möglichen Schwierigkeiten ausgesetzt wurden. Es war naturgemäß, daß er sich der deutschen Nation anschloß, deren konziliare Tendenzen den seinigen entsprachen, und die Konzilsakten vom 17. August 1415 zeigen ihn in der That als einen Geschäftsführer derselben.

Dietrichs Aufzeichnungen reichen indessen weit über diesen Zeitpunkt hinaus. Sie tragen von nun an ganz den Charakter eines Tagebuchs, inhaltsreich und als die unmittelbaren Mitteilungen eines verständig und eifrig beobachtenden Zeitgenossen von besonderem Werte. Von dem großen principiellen Streit über die Reform, der nach wie vor das Konzil bewegte, finden sich allerdings nur wenige Andeutungen. Dietrich beschränkte sich mehr darauf, die laufenden Ereignisse zu verfolgen, aber er hat dabei nicht nur Konstanz, sondern die gesamten politischen Vorgänge im Auge. Mit Spannung folgt er der Reise Sigmunds nach dem fernen Westen, die einlaufenden Nachrichten mit Freuden buchend, und als dieser, statt zum Konzile zurückzukehren, sich nach Paris wandte, da bekämpft er entrüstet die bösen Zungen, welche allerhand hinterhaltige Pläne darin suchen und „die Majestät falsch und ungerecht" verunglimpfen. Er weiß es besser: der König will nur einen dauernden Friedensstand schaffen, um einen allgemeinen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu ermöglichen, und in der That trug sich Sigmund mit solchen phantastischen Plänen. Der Kampf gegen die Türken und Sarazenen war noch immer Dietrichs höchster Traum; deshalb zeichnet er fleißig alle Nachrichten, gute und schlechte, auf, welche von den Kriegsschauplätzen im Osten und Westen einliefen. Mit gleich ängstlicher Sorge sieht er auf die Entwickelung der böhmischen Verhältnisse. Daß Huß und Hieronymus verbrannt wurden, findet er ganz in der Ordnung; seine Entrüstung gegen sie wird noch vermehrt durch die deutschfeindliche Haltung der Tschechen. „Hieronymus hat in seinen Hals hinein gelogen," wenn er die Deutschen beschimpfte: seit Otto dem Großen waren die Böhmen den Kaisern unterworfen, und nur den Deutschen verdanken sie, die tierisch, wild und ungebildet waren, ihre Kultur. Noch jetzt pflegen sie viel zu essen und stark und häufig zu trinken; deswegen ist vielleicht der böhmische König zum Reichstruchseß (richtiger Mundschenk) ernannt worden. Durch solche Betrachtungen läßt er sich gelegentlich zu Abschweifungen verleiten. So spricht er, wie schon früher, sich bitter gegen den Deutschen Orden aus, weil dieser die Litauer noch immer bekämpft, obgleich diese Christen geworden sind; so vermag ihn die Aussicht, Burgund wieder fester ans Reich zu knüpfen, zu längerem Verweilen zu veranlassen. Ueberall zeigt er die lebendigste Teilnahme, eine völlig ungebrochene Geisteskraft.

Das Tagebuch reicht bis zum 3. Juni 1416; was Dietrich zum Abbruche veranlaßte, wie sich dann sein Leben gestaltete, ist unbekannt. Die letzte Kunde gibt uns das Testament, ausgestellt am 15. März 1418 in Mastricht. „Der geistigen Kräfte mächtig, aber schwachen Körpers und auf dem Krankenbett liegend," vermacht der hochbetagte Greis alle seine Güter in Hameln, Minden,

Köln, Mastricht und überhaupt diesseits der Alpen dem Hospital in Hameln, die übrigen in Rom und in Italien seinem deutschen Hospital in Rom. Er hatte sich nicht getäuscht, als er den Tod nahe vor Augen sah; wenige Tage später, am 22. März, ist er gestorben. Seine Leiche wurde beigesetzt in der Servatiuskirche zu Mastricht, deren Kanonikus er sich im Testamente nennt.

Es scheint ein nicht unbeträchtliches Vermögen gewesen zu sein, über welches Dietrich verfügte, wahrscheinlich erworben in seiner Stellung bei der päpstlichen Kanzlei. Er selbst sagt einmal, daß das Amt eines Abbreviators ehrenvoll und gewinnbringend sei und zum anständigen Leben ausreiche, so daß der Inhaber nicht zu unredlichen Mitteln zu greifen brauche. Aber wenn der Sterbende seine Schlußrechnung machte, mochte er wohl finden, daß der äußerliche Erfolg eines so langen, arbeitsreichen Lebens nur ein dürftiger war. Selbst das Kanonikat in Mastricht hat er erst in den allerletzten Jahren erlangt, wahrscheinlich eine Entschädigung für eine Pfründe, welche er unter Bonifacius in der Lütticher Diöcese erhalten haben mochte, aber wieder einbüßte, als diese sich von dem römischen Papste lossagte. Wie viel fettere Ernten trugen andere Kurialen davon! Aber das war durchschnittlich das Los der Deutschen, daß ihnen die hohen, einträglichen Aemter der Kurie verschlossen blieben, und ein so offener Charakter wie Niem, der so ganz anders gesinnt war, als es für ein Emporkommen am päpstlichen Hofe passend erschien, durfte kaum auf Beförderung rechnen. Daß durch solche Mißerfolge Niem verbittert, ja vielleicht seine Auffassung des Papsttums und der kirchlichen Verhältnisse beeinflußt wurde, wer will das der menschlichen Natur verdenken?

Noch ein anderer Gram mochte die letzten Tage des Hinsiechenden trüben. Er hatte noch erlebt, wenn auch nicht den Schluß des Konstanzer Konzils, doch die Wahl Martins V., welche die kirchlichen Ideen, denen Dietrich seine ganze Kraft gewidmet hatte, auf lange Zeit beiseite schob. Die kirchliche Reform fiel zu Boden; und was den ehemaligen Abbreviator am meisten erregen mußte: die von dem neuen Papst sofort aufgestellten Kanzleiregeln hielten alle jene Mißbräuche fest, deren Abschaffung ihm als die erste Bedingung jeder Kirchenverbesserung galt.

Ein leidenschaftliches, aber treues Herz stand nun still; nicht in dem verhaßten welschen Lande, in deutschem Boden, nicht fern von dem Lande seiner Geburt, hatte Dietrich von Niem seine letzte Ruhestätte gefunden.

Aber wir können von ihm noch nicht scheiden.

Denn neben der kirchenpolitischen Seite, welcher bisher vornehmlich die Betrachtung galt, enthalten seine Schriften noch so manche Züge, welche das Bild des Mannes erst zu einem voll-

ständigen machen und zugleich den Bildungsstand seiner Zeit klar erkennen lassen.

Es wäre durchaus irrig, anzunehmen, daß Dietrich in seinen kirchlich-religiösen Anschauungen dem späteren Protestantismus nahe gestanden hätte. Diesem enge verwandte Richtungen waren ja damals bereits vertreten, aber er wies sie weit von sich ab. Fragen über die päpstliche Gewalt, über den Ablaß waren noch vollkommen flüssig und zu keinem Abschluß gekommen; wie Dietrich, dachte die Mehrheit der in Konstanz Versammelten. Er ist nur gegen die maßlose Ueberhebung der Päpste, die Entartung der Kurie, denn noch über ihnen steht ihm die Kirche, und die Liebe zu dieser bildet den leuchtenden Leitstern seiner gesamten Empfindungen; aber die Institution des Papsttums an sich, seine göttliche Einsetzung und Herkunft von Petrus hat er nie bekämpft, und er verurteilte so gut wie das Konzil die wicliffitischen Lehrmeinungen, obgleich er diesen näher stand, als er selbst wußte. Ebenso verwirft er nicht die Ablässe an sich, sondern nur den Handel damit. Das Priestertum ist ihm eine hochheilige Institution, ganz nach der Lehre der Kirche; die Verehrung der Heiligen und der Reliquien betrachtet er als selbstverständlich, wenn er auch gegen damit getriebenen Betrug nicht blind ist, und die oft sagenhaften Heiligenlegenden benutzt er ohne Bedenken als geschichtliche Wahrheit. Almosengeben preist er nicht allein aus Herzensgüte, sondern weil es ein gutes Werk ist und in diesem und jenem Leben reichliche Vergeltung einträgt. Tiefe Abneigung erfüllt ihn gegen die ketzerischen Richtungen seiner Zeit, wie solche namentlich den Begharden und Beghinen zugeschrieben wurden; daß Gregor XII. solche Leute um sich duldete, macht er ihm oft zum Vorwurfe. Daß er die Verbrennung eines Huß und Hieronymus vollkommen gerechtfertigt fand, ist schon erwähnt worden. Seine Begeisterung für die Kreuzzüge, die so wenig zeitgemäß war, ging zwar zum guten Teil hervor aus der Furcht vor dem riesigen Wachstum der türkischen Macht, aber religiös-kirchlicher Schwung ist mitwirkend. Denn wie in fast allen Deutschen, wirkte in ihm ein mystischer Zug. Die heilige Hildegard vom Ruprechtskloster in Bingen, „eine göttlich begeisterte Prophetin von wunderbarer Heiligkeit", verehrte er mit gläubiger Begeisterung, andachtsvoll besuchte er ihr Grab und genoß die besondere Vergünstigung, die sorgfältig gehüteten Bücher derselben sehen zu dürfen. Wenn aber die religiöse Verzückung zur exaltierten Verzerrung ausartete, wie bei den Wallfahrten der sogenannten Weißen, welche um die Wende des Jahrhunderts Italien in Staunen versetzten, dann tritt bei ihm der nüchternste Verstand in sein Recht ein.

Vielleicht war ihm die heilige Hildegard um so werter, weil sie eine Deutsche war, denn den nächsten Platz nach der Kirche

behauptete in Dietrichs Herz das deutsche Vaterland. Oft genug wirft er seinen Blick auf die dortigen Verhältnisse, und es verlohnt sich wohl für uns Deutsche, zu hören, wie ein so viel erfahrener und dabei durch und durch patriotischer Mann die damaligen Zustände unseres Volkes beurteilt.

Gern wird die Gelegenheit benutzt, den Deutschen irgend ein Lob zu spenden. Das „schlichte und getreue" Volk der Deutschen zeichnet sich durch seine Lauterkeit vor allen anderen Nationen aus und ist das tapferste, wenige Deutsche schlagen Tausende von Welschen in die Flucht. Sie sind auch freigebig im Gegensatz zu den Italienern: die deutschen Prälaten legen zwar keine Schätze zurück und leben glänzend, aber sie geben reichliche Almosen den Armen, laden gern zu Tisch ein und bewirten herrlich. „Lieber will ich fröhlich sein mit einem Prälaten Deutschlands als mit einer heuchlerischen italischen Kapuze, die immer armselig und geizig ist."

Auch die Rolle, welche dem deutschen Könige in der Kirchenfrage zugeschrieben wird, stammt zum großen Teile, vielleicht unbewußt, aus der vaterländischen Gesinnung Dietrichs. Daß das deutsche Reich in der Gegenwart eine traurige Rolle spiele, konnte ihm nicht entgehen, um so mehr flüchtet er sich in die großen Zeiten der Vergangenheit, wo ein Dietrich von Bern, ein Karl der Große, dessen deutsche Nationalität er verficht, die Ottonen, die schwäbischen Kaiser bis auf Friedrich II., den allerhöchsten Ruhm erwarben. Seitdem ist das Reich zurückgegangen durch Schuld der Fürsten, wie durch Nachlässigkeit der Kaiser. Einem Schriftsteller des 13. Jahrhunderts, Jordanus von Osnabrück, den er überhaupt viel benutzte, entnimmt er die Ansicht, daß das Reich vier Hauptstädte habe: Rom, Mailand, Arles und Aachen. Aber von diesen vier Wänden, welche das Reich tragen sollen, ist Rom an die Päpste verloren, die Lombardei von Wenzel an den Visconti dahingegeben, das burgundische Königreich hat Karl IV. für ein gutes Frühstück an den Herzog von Anjou verkauft und an Frankreich noch den Delphinat hinzu überliefert. So steht nur noch die eine Wand, Deutschland, aber auch diese ist geschwächt.

Der Schmerz um den Verlust Burgunds hat sich bei Dietrich besonders tief eingegraben. Noch in seinem Konstanzer Tagebuch spricht er die Hoffnung aus, daß Sigmunds Reise nach Frankreich auch hier gute Früchte tragen könne. Denn Burgund gehört unmittelbar zum Reiche und ist ihm durchaus notwendig. Von dort aus konnten die Kaiser zu Wasser und zu Lande die Italiener, die Franzosen und andere Rebellen im Zaume halten. Aber seit hundert Jahren ist dieses Königreich durch die inneren Kämpfe in Deutschland und die Trägheit der Kaiser zerrissen und in fremde Hände geraten, in die weltlicher und geistlicher Großen. Daher steht das Land friedlos, aber man wagt es nicht, den Kaiser an-

zurufen, sondern wendet sich ans Ausland. Kein Statthalter des Reichs ist dort; es ist gleichsam ein Königreich ohne Kopf und König. Man sollte dort dem Grafen von Savoyen, der immer dem Reiche getreu war, die Gerechtigkeitspflege übertragen, ebenso in Tuscien und in der Lombardei. Jetzt wagt dort überall aus Furcht vor den kleinen Tyrannen keiner zu sagen, daß er kaiserlich und dem Reiche getreu sei. Wenn sie sähen, daß sie vom Kaiser nicht verlassen seien, würden sie auch treuer zum Reiche halten.

Karl IV., „der ausgezeichnete Heuchler, an Geiz ein zweiter Marcus Crassus", und Wenzel, „der das Reich verwüstete wie ein wilder Waldeber", galten ihm also als die eigentlichen Zerstörer des Reiches. Denn abgesehen von jenen frevelhaften Entfremdungen hat jener für die Wahl seines Sohnes noch Städte des Reiches verschenkt und verpfändet, und er würde noch viele Reichsstädte den Fürsten dahingegeben haben, wenn sich die Bürger nicht tapfer gewehrt hätten; die Mark Brandenburg und die Lausitz hat er an sich gerissen und zu Böhmen geschlagen, die Stellung des Mainzer Erzbischofs durch Errichtung des Prager Erzbistums geschmälert. Was der Vater begonnen, führte der Sohn fort, welcher lieber die Waldtiere jagte, als sich ums Reich kümmerte. Unter Ruprecht ist es nicht besser geworden, denn „was früher der Käfer nicht verzehrt hat, hat unter ihm die Raupe gefressen".

Viel Schuld liege aber auch bei den Fürsten. Es sei ja ganz in der Ordnung, daß unter dem einen Könige die Provinzen durch Herzöge, Markgrafen und andere regiert würden, aber die Fürsten machten ihre Fürstentümer erblich und vollziehen nun die Befehle des Kaisers, mögen sie noch so nützlich und gerecht sein, nur, wenn sie gerade Lust dazu haben; sie führen stolze Titel als Herren von Ländern, welche doch nicht ihnen, sondern dem Reiche gehören. Mancher Erzbischof und Bischof hat mehr Einkünfte als der König aus allen seinen Ländern, und mancher weltliche Fürst hat mehr Gebiet als der Kaiser. Unaufhörliche Kämpfe erschüttern das Reich, denn jeder fragt nur nach seinem Vorteil, während der Kaiser nicht wehren kann. Die Kurfürsten nicht achtend des geschworenen Eides, nur den Tüchtigsten zu wählen, verkaufen ihre Stimmen für Geld. So wächst die Macht der Fremden, namentlich Frankreichs, obgleich dessen Könige Deutschland dankbar sein sollten für die Wohlthaten, welche die alten Kaiser ihren Vorfahren erwiesen haben.

Die geistlichen Fürsten sind nicht besser als die weltlichen. Sie scheuen sich nicht, ihre Bistümer in Rom zu erkaufen; daher kommen zahlreiche Laien auf die Stühle. Natürlich sind diese nicht Hirten der Seelen, sondern Mietlinge oder Wölfe, welche die Einkünfte der Kirchen verschlingen, die nichts nützen, sondern nur sitzen, bis sie glücklich irgend eine weltliche Herrschaft erhaschen.

In schneidenden Sätzen sind die Ergebnisse solcher Zustände

zusammengefaßt. „Das deutsche Reich besteht mehr durch die Treue seiner Bewohner, welche sich von ihm nicht trennen lassen wollen, als durch das Verdienst seiner letzten Herrscher.“ Das Reich liegt danieder wie herrenloses Gut, was jeder nehmen kann, und wenn nicht Gott das Reich solange geleitet hätte, so daß wenigstens noch ein Schatten davon vorhanden sei, seine Regenten hätten es bereits zum völligen Untergange geführt.

Nur eine Hilfe ist noch möglich: die Errichtung eines Reichsgerichtshofes, an welchem die Unterthanen ihr Recht verfolgen und finden können. Bekanntlich hat derselbe Gedanke bei den späteren Reichsreformbestrebungen eine hervorragende Rolle gespielt.

Die Gerechtigkeit ist es überhaupt, auf welcher die Staaten beruhen; denn wenn die Schuldigen nicht bestraft werden, erzeugt die Straflosigkeit Verbrechen. Dietrich fügt gern Bemerkungen ein über die Pflichten eines guten Fürsten und die Schlechtigkeit der Tyrannen, welche den eigenen Vorteil über den öffentlichen Nutzen setzen. Er steht da ganz auf dem Boden des Aristoteles, aber von der Folgerichtigkeit, mit welcher die Lehre von dem natürlichen Widerstandsrechte der Beherrschten damals namentlich in Frankreich entwickelt wurde, welche sich bis zur Billigung des Tyrannenmordes verstieg, ist er weit entfernt. Er ist zwar auch von dem demokratischen Zuge, der seine Zeit auf kirchlichem und politischem Gebiete beherrschte, ergriffen, aber er bleibt auf dem halben Wege stehen, denn sein Kaiserideal hat ihn von scharfen Folgerungen zurückgehalten. Die Hochstehenden müssen in Ehren gehalten werden, denn die Erhöhung der Geringen erzeugt Aufruhr. Am meisten schadet dem Staate ein weibischer Fürst; dann gebrauchen auch seine Edlen und Ritter die kriegerische Kraft nicht zum Schutze des Staates, als wenn sie keinen Herren hätten, sondern entarten in Weichlichkeit und führen untereinander Kriege.

Die weiten Reisen, welche Dietrich gemacht hat, haben seinem Geiste reichen Bildungsstoff zugeführt. Er kannte ganz Italien sehr genau, Sardinien und wahrscheinlich auch Sicilien, vielleicht ist er sogar nach Griechenland hinübergekommen. Im südlichen Frankreich trat er seinen Dienst bei der Kurie an. Wiederholt hat er sein Heimatland wieder aufgesucht und einen großen Teil desselben bereist; bis nach Norwegen und möglicherweise selbst nach Schottland hinüber dehnten sich seine Fahrten aus. Ueberall beobachtete er aufmerksam Natur und Art des Landes wie der Menschen und suchte darauf seine Schlüsse zu bauen; nicht von Neugierde oder Neuigkeitskrämerei getrieben, sondern sich bewußt, daß zwischen dem Charakter des Landes und seiner Bewohner ein natürlicher Zusammenhang bestehe. Wenige der Zeitgenossen waren imstande, sich zu gleichen Anschauungen aufzuschwingen.

Der Anblick der Gegenden eröffnete dem Betrachtenden zu-

gleich das Verständnis der Ereignisse, welche dort sich abgespielt hatten, und der Menschen, welche diese bewirkten; Dietrich verbindet gern die Geographie mit der Geschichte. „Es ist nützlich, Länderbeschreibungen zu kennen, denn daraus können wir die Gesetze der Völker erfahren und sehen, welche nützlich und schädlich waren.“ Daneben kommt der praktische Zug, welcher ihm innewohnt, zur Geltung; seine erste Frage ist immer nach der Fruchtbarkeit und Gesundheit der Länder. Geschichte und Gegenwart, Natur und Menschen vereinigen sich ihm zum lebendigen Bilde. So sehr beherrscht ihn die geographische Neigung, daß er nicht leicht einen weniger bekannten Ort nennt, ohne seine Lage kurz zu erläutern.

Daher hat er auch gern in seine Schilderungen Beschreibungen von Ländern, Völkern und Städten eingeflochten und sogar ein großes Werk verfaßt: „Ueber die Regionen des Erdkreises und die Eigenschaften der Bewohner desselben“, dessen Verlust sehr zu bedauern ist.

Der Raum verbietet es, auf die ansprechenden und lebendigen Schilderungen einzugehen, welche Dietrich von italischen Gegenden entworfen hat; besonders begeisterte ihn das gesegnete Kampanien.

Ich will lieber einige Bilder aus Deutschland dem Leser vorführen. Von Süddeutschland kannte Dietrich allerdings wahrscheinlich nur den oberen Rhein, aber ganz Mittel- und Norddeutschland bis nach Preußen hin hat er sicher bereist.

Beginnen wir im Süden, indem wir ihn selbst reden lassen. Die Stadt Konstanz ist zwar klein im Vergleich mit anderen Städten Deutschlands, aber an sich schön und sehr lieblich gelegen; es ist dort eine gesunde Luft für jeden, auch den Fremden, und für jedes Lebensalter. Dort ist auch ein See, und die Stadt ist zum größten Teil zwischen Wasserläufen mit frischem Wasser gebaut, welche schiffbar sind. In der Stadt blüht ein gutes Bürgerwesen. Draußen und nahebei sind Weingärten, Ackerfluren, Gärten, Wiesen und Haine, alles so wie das Land, welches der Herr gesegnet hat. Man könnte kaum einen gleichen Ort finden, wo sich alles, was zum Leben notwendig ist, so mit gesunder Lage vereint. Freiburg im Breisgau ist eine der bedeutenderen Städte oder Festen, uneinnehmbar für Christen, mit den schönsten Gebäuden und breiten, gut angelegten Straßen, und auch sonst so schön geschmückt, daß es ein Wunder zu sehen ist. Durch alle Stadtviertel strömen Gewässer. Vierzehn Klöster verschiedener Orden, von Männern und Frauen, sind dort, und viel anderes Staunenswertes, alles stattlich, groß und anmutig. Die Bewohner sind sehr gesittet und wissen gutes Regiment und Verfassungswesen zu handhaben. Auch die Lebensmittel sind gut, der Markt ganz vortrefflich.

Köln ist eine höchst ausgezeichnete Stadt. Außerhalb der Mauern der alten Stadt liegt die überreiche Kirche St. Gereon,

welche Helena, die Mutter Konstantins des Großen, gründete. Das Dach war einst ganz und gar gedeckt mit dem schönsten Bernstein, so daß es im Sonnenschein weithin erglänzte. Die Hunnen hielten es daher für reines Gold und rissen die kostbare Bedachung ab. Die Reliquien der elftausend Jungfrauen und der heiligen drei Könige ziehen von den Meeresinseln und aus allen Himmelsgegenden zahllose fromme Verehrer hierher.

Daß Trier einst eine sehr große und mächtige Stadt war, beweist noch eine alte Ruine (die porta nigra?), aber wiederholt ist es zerstört und verbrannt worden. Heilige Reliquien locken auch hierhin zahlreiche Wallfahrer.

In Aachen steht die herrliche Münsterkirche, nach deren Muster ihm eine Basilika in Unteritalien erbaut schien. Hier ruht der große Karl; aber die Sage von dessen abenteuerlicher Beisetzung auf goldenem Throne in aller Kaiserpracht kannte Dietrich nicht. Auch Otto III. ist hier bestattet; die deutschen Könige empfangen die erste Krönung an dieser geheiligten Stätte.

Von den westfälischen Städten wird nur Dortmund näher genannt, die einzige Stadt, welche dort dem Reiche geblieben ist und ihre Freiheit mit Gottes Hilfe gegen den Erzbischof von Köln, dem fast das ganze übrige Land gehört, verteidigt hat. Die Landesbewohner holen sich hier in zweifelhaften Fällen Rechtsbelehrung.

Am liebsten und längsten verweilt Dietrich bei seinen Sachsen. Sie sind edelster Abstammung, von dem Heere des großen macedonischen Alexander. Zwei Scharen desselben zogen sich nach Deutschland zurück, die eine in das Oberland, von denen die Schwaben herkommen, die andere in das Niederland in die Gegend von Stade, von wo sie sich weiter ausbreiteten.

„Die Sachsen sind schönen Antlitzes und ragender Statur, kühn und feurig. Die Schwaben sind freilich auch tapfere und kriegerische Männer und schöner Gestalt, aber sie waren nie so mächtig und gebildet, wie es die Sachsen gewesen sind und noch sind.“ Von jeher waren diese standhaft, kriegerisch und hatten ihre eigenen Gesetze und Sitten, nach denen sie noch leben. Auch viele andere Länder haben diese angenommen, denn die Sachsen besetzten auch Britannien, und so sind ihnen die Engländer an Körper und Geist gleich, nur daß diese ruhiger sind, was entweder von dem Klima oder von der Vermischung mit anderen Völkern kommt. Besonders gefällt es Dietrich, daß nach sächsischem Rechte die Frauen kein Erbrecht in den Herrschaften hätten: „Ich, der ich so manche Königreiche und Länder durchwandert habe, in denen edle Herrinnen regierten, sah und hörte, daß viele jähen Todes starben, wider Recht, nur nach Willkür der Herrscherinnen.“ Die Hauptstadt war einst Engern, wo auch der Herzog Widukind begraben ist. Die Grenze des alten Sachsen, welches nun Westfalen heißt, gegen das



neue Sachsen bildet die Weser. Sie enthält die besten Fische in reicher Menge und mündet in den friesischen Gegenden. Friesland ist sehr lang, breit und groß, eben, fruchtbar und wasserreich, aber ohne eigenes Bistum. Doch gibt es dort viele Klöster und Kirchen. Die Friesen sind trinklustig, reich und habgierig; in keinem Lande der Christenheit gibt es so viel Gold wie hier.

Die alten Sachsen drangen nun über die Weser vor gegen die wendischen Völker, deren Wohnsitze einst von Braunschweig an über Stettin hinaus bis an das Süße Meer, welches Elbing heißt, sich erstreckten. Diese wurden besiegt und vertilgt, doch leben noch einige von ihnen in kleinen Dörfern und an sumpfreichen Orten. Die Sachsen aber begründeten Neusachsen, welches, weit und eben sich hinstreckend, fruchtbar und überreich an allen Gütern ist, gesegnet mit Acker- und Wiesenfluren, durch viele große und kleine Flüsse, durch den Ocean im Norden, durch Wälder und Seen geschützt.

Hier gründeten die sächsischen Kaiser viele Städte, besonders das herrliche und sehr mächtige Magdeburg und die edle Stadt Goslar mit dem Kaiserpalast von wunderbarem Bau, dessen Hallen nun leer und unbewohnt sind.

Mit Hilfe der deutschen Fürsten und Edlen ist noch mehr Land erworben worden, Preußen und Livland durch den Deutschen Orden. Merkwürdig, welche Abneigung Dietrich gegen diesen empfindet; er hielt es für schweres Unrecht, daß der Orden noch weiter gegen die Litauer kämpfte, obgleich sie nun Christen geworden waren. Er übersah vollkommen die Gefahr, welche dem Orden von Polen her drohte und eben durch die Tannenberger Schlacht aller Welt offenkundig geworden war.

An den Ordensbrüdern hat sich die deutsche Nation schlimme Sprößlinge gezogen. Mit Hilfe der deutschen Fürsten und Edlen haben sie ihr Land erobert, und nun halten sie für erlaubt, was ihnen nützlich ist. Sie kämpfen nicht mehr wie einst gegen die Heiden, sondern gegen die benachbarten Christen, die ihnen nicht unterworfen sind, und lassen niemand in Frieden. Was ihnen gefällt, wollen sie an sich reißen ohne Scheu vor kirchlichem und weltlichem Rechte. Niemand glaubt, welche weltlichen Reichtümer sie sich durch ihr feines Finanzwesen erworben haben, wer es nicht selber gesehen hat. Aber eines ist lobenswert: sie verteidigen ihre Unterthanen vortrefflich gegen alle Angriffe.

Die Samogitier hält Dietrich für Nachkommen der alten Sachsen, welche einst auswanderten, um sich dem Christentum und der fränkischen Herrschaft nicht unterwerfen zu müssen. Daher auch die begeisterte Schilderung von Land und Leuten, welche er entwirft. Das Land von Samogitien ist fruchtbar und weidenreich und höchst vortrefflich, voll von Flüssen, großen Wasserläufen und Quellen, welche sehr fischreich sind. Vorzüglich geeignet für Bienen

und Schafzucht, enthält es Wälder und anmutige Haine und erfreut sich eines gemäßigten und gesunden Klimas. Die Menschen sind hochgewachsen und wohlgesittet. Notzucht, Ehebruch, Meineid, Diebstahl und Raub werden dort sorglich vermieden, und man lebt anständig von dem Eigentum, von der Jagd auf Hirsche und andere Waldtiere und vom Fang der Vögel, deren es ungeheure Massen gibt. — Offenbar ist Dietrich bis in diese fernen Gegenden vorgedrungen. Vielleicht hat er da die Abneigung kennen gelernt, welche die preußischen Städte und Landsassen gegen den Orden hegten, und sich dadurch in seinem Urteil bestimmen lassen.

Wer soviel Sinn für die Natur besaß, mußte auch den geheimnisvollen Kräften derselben Aufmerksamkeit widmen. Ohnehin interessierte ihn die Medizin, von der er gern spricht und auch oft Bilder und Gleichnisse entlehnt.

Gewaltigen Eindruck machten auf ihn die vulkanischen Erscheinungen in Italien. Natürlich belächelt er die Fabel, daß der Aetna durch das Gebet des heiligen Priskus vom Festlande nach Sicilien versetzt worden sei. Lebhaft erregten seine Phantasie die heißen Quellen und Grotten von Puzzuoli, welche er mit großer Mühe durchkroch; er nahm auch dort mit vielem Behagen ein trockenes Schwitzbad und preist dessen wohlthätigen Einfluß. Mit Interesse beobachtet er das am Fuß der Somma hervorquellende Petroleum, welches zwar von den Aerzten als Heilmittel gegen jede Krankheit empfohlen wird, aber unerträglich stinkt. Manche meinten, fügt er erklärend hinzu, daß ewig brennende Schwefelberge unten im Meere einen Dampf aushauchen, der, sich mit dem Wasser vermischend, auf der Oberfläche fettartig erscheint.

Als einst behauptet wurde, daß König Karl sich durch eine vergiftete Quelle das Fieber zugezogen habe, meint er verächtlich, die mit den Naturwissenschaften Unbekannten erdichteten sich vielerlei; wer würde so boshaft oder so thöricht sein, eine starke Quelle, welche viele Bäche weithin entsende, zu vergiften, da ja der Uebelthäter leicht selbst daraus trinken könne. Jene Quelle könne in ganz anderer Weise infiziert worden sein. Einmal erzeugten nach Ansicht der Aerzte gewisse Stellungen der Gestirne Fäulnis im Innern der Erde; die näher liegende Ursache aber seien verdorbene Gase, welche faulende Dinge bei der geringsten Berührung mit der Luft ausströmen, wie geöffnete Keller oder verschlossene Räume zeigen. Außerdem verderben manche Gegenstände das Wasser, in welches sie geworfen werden, z. B. Flachs, Senf, Spelt, tote Körper, Bäume von übler Beschaffenheit, wie Feigenbäume. Es gibt noch andere Ursachen, welche das Wasser schädlich oder gar tödlich machen. Oft entsteht in Orten mit verdorbenem Wasser die Pest, und so möchte es wohl auch in jenem Krankheitsfalle Karls zugegangen sein.

So kommt öfters der gesunde Verstand bei ihm zum Durch-

bruch, soweit es damals möglich war, und ringt nach einer natürlichen Erklärung. Schwerer findet sich unser Gelehrter mit dem Aberglauben ab. Er glaubt einer freilich weitverbreiteten Erzählung, daß das Heer Ludwigs von Anjou durch die Beschwörungen eines Zauberers zerstreut worden sei; er hatte allerdings den Schwarzkünstler vorher in Rom selber gesehen, und daß der Verbrecher verbrannt wurde, mag ihm wohl als bester Beweis gegolten haben. Allen Ernstes verteidigt er das Gerücht, daß die Töchter des großen mongolischen Eroberers Tamerlan gegen die Länder, welche ihr Vater erobern wolle, vorher Beschwörungen in Wort und Bild und meist mit Erfolg richteten. Aus Schriftstellern und Geschichte belegt er die Möglichkeit, durch feierlich gesprochene Worte in die Natur einzugreifen, und geht sogar so weit, die Kraft des innigen Gebetes zu Gott als Beweis heranzuziehen.

Die hauptsächliche Bedeutung Dietrichs für uns liegt in seiner Geschichtschreibung, und er ist auf sie selbst sehr stolz gewesen. Er wird nicht müde, den Wert historischer Kenntnisse zu preisen. Mardochai wurde gerettet, weil dem schlaflosen König Ahasver durch das Vorlesen der Chroniken dessen frühere Verdienste in das Gedächtnis zurückgerufen wurden; die Makkabäer begeisterte zu kühnen Thaten die Erzählung des Vaters von der ehemaligen Herrlichkeit ihres Volkes. Aus den Geschichten der Alten lernen wir, was uns nützlich ist, und wie wir Gefahren meiden können; nur durch sie verstehen wir Wert oder Unwert von Gesetzen zu beurteilen. Auch den Verstorbenen kommt das Gedächtnis ihrer Thaten zu gute; die Nachkommen segnen sie und spenden für ihr Seelenheil Almosen und fromme Gebete. Freilich scheinen ihm für die „modernen Menschen“, welche nur für Trägheit, Wohlleben und eigenen Nutzen Sinn haben, die Geschichtsbücher vergeblich geschrieben zu sein; sie wissen nicht oder wollen nicht wissen, wie wertvoll die Zeit und große Thaten sind, wie schön es ist, mit dem letzten Hauch nicht auch das Leben gänzlich zu beenden.

Für Dietrich war aber die Geschichte die große Lebensquelle, aus welcher er immer wieder Hoffnung sog. Der Umfang seiner Kenntnisse ist auch ansehnlich. Die Geschichte der jüdischen und der damit zusammenhängenden Völker, Alexanders des Großen, der Römer sind ihm vertraut. Recht gut kennt er den gewaltigen Ostgoten Theodorich. Karl der Große, sowie die sächsischen Kaiser bis auf Heinrich II. sind ja seine Lieblingsfiguren, die uns bereits so oft begegneten. Auffallenderweise geht er über die salischen Kaiser und den Investiturstreit sehr flüchtig hinweg, vielleicht weil ihm hier seine Quellen nicht ergiebig flossen; erst Friedrich I. und seinen Nachfolgern widmet er wieder reichere Erzählungen. Seit dem Beginn der Kreuzzüge interessieren ihn vornehmlich diese Unternehmungen, und so kommt er ausführlich auf Friedrich II.

zu sprechen, welcher Jerusalem wiedergewann. Aber der Papst haßte und verfolgte ihn, und so ging das heilige Land verloren. Dietrich kannte Friedrichs II. Briefe und Konstitutionen, er fand überall in Unteritalien die Spuren von dessen großartigem Walten, welche er gern aufzeichnete; von dem Haß, den die Kurie dem gewaltigen Manne nachgetragen hat, ist nichts bei ihm zu merken. Den Erben Friedrichs, den unglücklichen Konradin, ließ Karl von Anjou hinschlachten, der dann, von mancherlei Unglücksfällen gebrochen, sich selbst erhängte. „Sic transit gloria mundi."

Das folgende Jahrhundert überschlägt Dietrich gänzlich, erst seine eigenen Zeitgenossen, Karl IV. und Wenzel, hat er der vernichtenden Kritik unterzogen, deren wir bereits gedachten.

Diese Kenntnisse sind nun freilich, nach unseren heutigen Anforderungen gemessen, höchst unsicherer und unzuverlässiger Natur. Die Zeitfolge der Ereignisse ist wenig beachtet, und ganze Jahrhunderte werden durcheinander geworfen. Das echt Historische ist überwuchert von einer unendlichen Fülle sagenhafter Ueberlieferungen und manchmal auch von eigener Erdichtung, so daß es oft schwer unter dieser bergenden Hülle zu erkennen ist, wie schon aus den obigen Mitteilungen hervorgeht. Dietrich war in der Benutzung seiner Quellen nicht wählerisch; er nahm, was er fand, ohne es lange zu prüfen. Legenden der trübsten Art erregen ihm keinen Zweifel, und ihre Nachrichten stehen neben denen aus Quellen bester Gattung. Aber auch diese hat Dietrich in seiner eigenen Weise benutzt. Er schrieb offenbar vorwiegend nach dem Gedächtnis, ohne noch einmal die gelesenen Werke aufzuschlagen, und so verdreht er manchmal die einfachsten Nachrichten in abenteuerlicher Form. Nirgends ist er kritisch, wirklich forschend; es ist ganz unmöglich, ihn irgend als Gewährsmann für die ältere Geschichte zu gebrauchen. Er erhebt sich eben in dieser Beziehung nicht über die Geschichtschreibung, wie sie im späten Mittelalter fast überall geübt wurde. Und doch steht er in einer Beziehung höher: es wird ihm alles lebendig, die Vergangenheit ist nicht tot, sondern sie wirkt noch auf die Gegenwart, und diese wieder ist noch die lebensvolle Zeugin des Dahingegangenen. So werden ihm die Ruinen beredt, welche er aufsucht und durchforscht, und die Sagen des Volkes sind ihm nicht verächtlich wie anderen Schriftstellern seiner Zeit, die doch den ganzen Fabelwust der gelehrten Ueberlieferung gläubig hinnahmen. In seiner Heimat lauschte er auf die Gesänge, welche die Bauern und Handwerker in deutscher Sprache von Dietrich von Bern sangen; er kennt die Sage vom Gral, wenn er es auch für thöricht hält, daß viele Deutsche sie an den Monte Barbaro bei Neapel knüpfen, in dem angeblich viele Menschen leben und leben werden bis zum jüngsten Tage, dem Tanze und der Lust hingegeben und von teuflischem

Blendwerk umstrickt. Er wirft hier die Gralsage mit der vom Tannhäuser zusammen.

In den Erzählungen über die vor ihm liegenden Perioden darf man Niems Bedeutung als Geschichtschreiber nicht suchen; sie sind für die Wissenschaft unbrauchbar — und selbst was er von Karl IV. berichtet, enthält manches Irrige, namentlich über die burgundischen Verhältnisse — und bilden nur einen willkommenen Beitrag zur Beurteilung der Persönlichkeit und der herrschenden Geschichtsauffassung. Ich will das über sie bereits Gesagte nicht wiederholen, nur das Urteil kurz zusammenfassen: Trotz der Unzuverlässigkeit, welche leidenschaftliche Parteinahme und sorglose Niederschrift hin und wieder verschulden, gehören sie doch zu den wichtigsten und fesselndsten Denkmälern der deutschen Geschichtschreibung jener Zeit. Durch die Fülle der Ereignisse, welche sie berichten, durch die weite Ausdehnung des Gesichtskreises, welcher fast das ganze Abendland umspannt, haben sie ihren Wert nicht allein für die deutsche, sondern für die gesamte Geschichte.

Sehr umfangreich ist die sonstige litterarische Bildung Dietrichs. Die Bibel und die kanonischen Bücher des Kirchenrechts sind ihm geläufig wie einem. Es würde den Leser ermüden, wollte ich die Liste der lateinischen Autoren zusammenstellen, welche er so in das Gedächtnis aufgenommen hat, daß ihm Citate überall in die Feder kommen. Namentlich liebt er die Dichter, vor allem den Horatius; ihm selber fügen sich die Worte einer allgemeinen Sentenz oft zum Hexameter.

Zu Dietrichs Lebzeiten ging in Italien der ungeheure Umschwung des geistigen Lebens vor, der mit dem Namen des Humanismus bezeichnet wird. Die großen Begründer desselben, Petrarca und Boccaccio, sind ihm wohl bekannt; er schlägt sie hoch an und übernimmt ganze Stellen aus ihren Werken in seine Schriften. Aber doch ist er nichts weniger als Humanist. Während diese ihre Ideale ganz allein im klassischen Altertum suchten, liegen die seinen im deutschen Mittelalter; er sieht nicht verachtungsvoll über die Gegenwart hinweg, sondern durchlebt sie teilnahmsvollen Herzens; die Kirche, das Christentum, das von den Humanisten als barbarisch verachtete Deutschland sind das höchste Gut, für welches er unablässig kämpft. Auch sein Stil ist trotz der klassischen Citate noch völlig der des späten mittelalterlichen Lateins, schwerfällig, unelegant, unrein in den Worten und im Satzgefüge, sich oft zu schwer verständlichen Sentenzen zuspitzend. Er ist noch aufgewachsen in der Scholastik, welche jene so sehr verachteten, und rang sich nie von ihr los; Aristoteles in der üblichen scholastischen Auffassung ist ihm der höchste Meister aller Philosophie, kurzweg „der Philosoph“.

Als das Bezeichnende der Humanistik gilt die Rückkehr zum

Rein-Menschlichen. Davon, denke ich, finden sich bei Niem Anklänge genug. Ihm ist der Mensch an sich der Beachtung wert, wie er sich zeigt im Zusammenhang mit der Geschichte und der Natur. Seine Zeitgenossen beurteilt er zwar zunächst nach ihren Thaten, aber das psychologische Moment geht ihm nicht verloren. Gerade deswegen war er imstande, uns Porträts zu entwerfen mit einer Schärfe, uns Menschen in ihrem persönlichen Sein zu zeichnen, wie es kein gleichzeitiger deutscher Geschichtschreiber thut. Auch sein Sinn für Natur bezeugt die freiere Auffassung. Der lange Aufenthalt in Italien ist nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben und hat zu seinem ursprünglichen Wesen manchen neuen Zug hinzugesetzt, ohne es jedoch aufzusaugen. Mit beiden Füßen im Mittelalter stehend thut er bereits Blicke in eine neue Zeit. Er lebte in einer Uebergangsperiode und ist deren getreuer Ausdruck. Ein solcher Wechsel der Zeiten vollzieht sich nie ohne Kampf und Erschütterungen. Auch Dietrich von Niem kostete seine Schmerzen durch und mußte viel Bitteres genießen, aber redlich und unermüdlich hielt er das Banner aufrecht, dem er sich angelobt hatte.

Anna Ovena Hoyer, eine holsteinische Dichterin des 17. Jahrhunderts.

Von

Paul Schütze.

„GOtt woll, das sich niemand wol schämn,
Von Frawn guth Exempel zu nehmen:
Wollst nur Leser diß perlegirn
Vnd darnach darvon Judicirn:
Der Heyliger Geist dich illustrir
Vnd dich zum Reich Gottes recht führ.“

Wie der Mensch und die ihn umgebende Natur festen, unwandelbaren Gesetzen unterliegen, so scheint auch in der äußeren und inneren Geschichte ganzer Völker eine gewisse Gesetzmäßigkeit zu walten. Aehnliche Erscheinungen wiederholen sich nach bestimmten Zeitabständen unter ähnlichen Bedingungen.

So beobachten wir in unserer Litteratur einen steten Wechsel zwischen Höhe und Tiefe, Blüte und Verfall. Dem 12.—13. Jahrhundert steht das 18.—19. parallel. Auch dem Inhalte nach berührt sich die Dichtung beider Zeiträume, und ihre socialen Voraussetzungen haben viel Analoges. Dort wie hier ist es die Hochstellung und geistige Herrschaft der Frau, welche den Charakter der Poesie wesentlich bestimmt. Zu ihren Höhen wird der Dichter auf den Fittigen der Liebe emporgetragen. Einer Gestalt wie Gottfried von Straßburg im 13. Jahrhundert mit seiner wunderbar tiefen Kenntnis von den verborgensten Eigenschaften des weiblichen Herzens und dem innersten Wesen der Liebe steht im 18. Jahrhundert Goethe gegenüber.

„Frauenhaft“ nennt diese Epochen Wilhelm Scherer, der zuerst die wechselseitige Beleuchtung und Erhellung analoger Kulturperioden tiefer zu begründen und für die Litteraturgeschichte direkt fruchtbar zu machen gesucht hat. „Männische“ Zeiten, deren Dichtung derb und realistisch ist und edler Weiblichkeit keine Rechnung trägt, gehen voran. Solch Gepräge zeigen das 10. und 16. Jahrhundert. Dann aber, im 11. und 17. nimmt jene Bewegung, welche dem sittigenden Einfluß der Frau Bahn brach, ihren Anfang. Die Frauen werden jetzt „litterarisch aktiv“. Mehrere geistliche Dichtungen aus dem 11.—12. Jahr-

hundert sind uns Belege dafür; aber auch die ersten Minnelieder verraten weibliche Verfasser. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in der modernen Litteratur-Epoche: zunächst eine Reihe von Dichterinnen geistlicher Lieder, meist Fürstinnen und adlige Damen; dann wird auch das weltliche Lied von den Frauen kultiviert, in den Sprachgesellschaften beginnen sie eine Rolle zu spielen, und es gibt sogar kaiserliche gekrönte Dichterinnen. Die bemerkenswertesten unter diesen dichtenden Damen sind: die früh verstorbene Greifswalderin Sibylla Schwarzin; Frau Katharina Regina von Greiffenberg, Philipp von Zesens begeisterte Anhängerin und in dessen Teutsch gesinnter Genossenschaft Vorsitzerin der Lilienzunft; die Königsberger Professorin Gertraud Möllerin, Mitglied des pegnesischen Blumenordens. Im 18. Jahrhundert reihen sich dann noch die Gottschedin und die Karschin an. Die herrschende Geschmacksrichtung, wie sie durch Martin Opitz wesentlich begründet, durch die Häupter der einzelnen Orden oder kleineren Dichterkreise weiter entwickelt worden, spiegelt sich mit einem mehr oder minder originellen Zusatze ihrer besonderen Individualität auch in der Poesie jener Damen wieder.

Abseits von dem wenig erfreulichen litterarischen Getriebe und der phrasenhaften Modedichtung des 17. Jahrhunderts steht eine aus Holstein hervorgegangene Dichterin, Frau Anna Ovena Hoyer (oder Hoyers, nach der Gewohnheit des Niederdeutschen, den Namen einer Verheirateten in genitivischer Form zu brauchen), ein höchst interessanter Charakterkopf, ein seltsames Menschenkind, aus dessen Dichtungen uns eine verschollene Zeit mit ihrer Liebe und ihrem Hasse fremdartig anblickt.

Ihr Leben erklärt ihr Dichten. Im Jahre 1584, also vor nunmehr drei Jahrhunderten, wurde sie zu Koldenbüttel, einem Dorfe in der Landschaft Eiderstedt geboren, einem alten angesehenen Geschlechte entstammend. Ihre Mutter verlor sie schon in früher Jugend. Ihr Vater war Hans Ovens, ein nicht unbekannter Astronom. Nach ihm heißt sie „Ovena“, und in einem ihrer geistlichen Lieder ist der stete Refrain: „Hanns Ovens Tochter Anna“; z. B. lautet die erste Strophe:

„AVff, auff Zion,
Vnd schmück dich schon,
Singe das Hosianna!
Frölich pfallier,
Es singt mit dir
Hanns Ovens Tochter Anna;“

die letzte:

„Sie musicirt,
Sie jubilirt,
Sie sing't das Hosianna,
Den Herrn erhebt,
So lang sie lebt,
Hanns Ovens Tochter Anna.“[1]

Vielleicht wurde schon im elterlichen Hause durch des Vaters Beschäftigung mit den Sternen der Grund zu jener religiösen Schwärmerei gelegt, die sich durch ihr späteres Leben hindurchzieht.

Am 15. April 1599, als fünfzehnjähriges Mädchen, verheiratete sie sich mit dem Staller (eine etwa dem heutigen Landrat entsprechende Würde) Hermann Hoyer auf Hoyersworth, dem sie das für die damalige Zeit enorme Vermögen

[1] In den Citaten ist die Schreibung des 17. Jahrhunderts beibehalten. Nur die Interpunktion ist sinngemäßer gestaltet.

von 100000 lübischen Mark (= 120000 Mark) zubrachte. Die Ehe war nicht besonders glücklich und entbehrte gegenseitiger Sympathie; doch gebar sie ihrem Manne 3 Söhne und 2 Töchter, deren Namen wir aus ihren Gedichten erfahren: Kaspar, Christian, Friedrich Hermann, Maria, Christina.

Erst nach dem Tode ihres Gatten (1622) neigte sie sich offen der damals in Schleswig-Holstein ihr Unwesen treibenden sektiererischen Richtung zu, die mit ihrer mystischen Lehre von den beiden Naturen Christi, von der Kreuzigung seines irdischen Leibes und der wirklichen „Einwohnung" des himmlischen Christus in den Gläubigen sich der herrschenden am Buchstaben und an der Oberfläche haftenden Auffassungsweise entgegenstellte und in dem geheimnisvollen Bunde der Rosenkreuzer ihre Fäden überallhin zog. Der schlesische Edelmann Kaspar von Schwenkfeld, der schon in der Reformationszeit auftrat, und später der Prediger Valentin Weigel zu Tschoppau bei Chemnitz waren die hervorragendsten Propheten derartiger Anschauungen gewesen. Als „Schwenkfeldianer" oder „Weigelianer" bezeichnete man daher auch die Anhänger jener Lehre. Im östlichen Schleswig-Holstein waren ähnliche Ansichten um die Mitte des 16. Jahrhunderts von den Niederlanden aus verbreitet worden, wo der zu Delft im Jahre 1501 geborene Prediger David Joris oder Georgii dafür Propaganda gemacht. Die „David-Joriten" hielten sich anfangs still und verborgen, bis die Geistlichkeit gegen Ende des Jahrhunderts auf sie aufmerksam wurde. Es kam zu Vorladungen und Kolloquien, zu Landesverweisungen und Gütereinziehungen. Aber der Streit zwischen Kirche und Ketzern loderte bald wieder auf und entbrannte besonders heftig, seitdem sich die Hoyer an ihm beteiligte. Derjenige, durch den sie in jene religiöse Richtung hineingezogen wurde, war Nikolaus Teting (genannt Knutzen). Ein Husumer Kind, hatte er in Leyden Medizin und Chemie studiert und sich dann in Flensburg als Arzt niedergelassen. Aber hier erregte er durch Verbreitung weigelianischer Lehren Anstoß und verließ mit seinem gleichgesinnten Freunde Hartwig Lohmann die Stadt. Bald darauf lud ihn Frau Hoyer nach ihrem mit adligen Privilegien ausgestatteten Gute Hoyersworth an das Krankenbett ihrer Kinder ein. Dort blieb er. Beide separieren sich nun von der bestehenden Kirche, halten Privatgottesdienst ab und prophezeien für das Jahr 1625 den Weltuntergang und den Beginn des Reiches Christi. In Husum, wo die Hoyer ein eigenes Haus besaß, setzten sie dann ihr Treiben fort. Natürlich mußte die Geistlichkeit gegen diese „enthusiastische Winkelkirche" einschreiten. Schriften für und wider wurden gewechselt und Religionsgespräche mit den Irrgläubigen veranstaltet. Teting und Lohmann wurden verbannt. Letzterer widerrief später; ersterer lebte in Hamburg als praktischer Arzt. Die Hoyer dagegen, gestützt auf ihren Reichtum und die Gerechtsame ihrer Familie, fand noch außerdem in der auf dem Schlosse in Husum residierenden Herzogin-Witwe Augusta eine Beschützerin und blieb so zunächst unangefochten, aber den Predigern des Landes ein nicht geringer Stein des Anstoßes, in Husum. Mit welcher Erbitterung sie in diesem Streite ihre Ueberzeugung verfocht, zeigen ihre gegen die Verderbtheit der „Pfaffen" in den maßlosesten Ausdrücken eifernden Gedichte, die wir hernach eingehender zu charakterisieren haben werden. Auch vor persönlichen Invektiven scheut sie nicht zurück. So macht sie die beiden

Flensburger Pastoren Dame und Johannis, die sich in der Bekämpfung der Ketzer besonders thätig bewiesen, furchtbar herunter:

„O Ihr verkehrte Pfaffenknecht,
Fritz Hannsen und Fritz Dame,
O Schlangen art, Ottern geschlecht,
Ja Satans eigner same,
Wie dürfft ihr euch so keck und frey
Der warheit wiedersetzen
Vnd mit ewer Schulfuchserey
So mannig Seel verletzen?"

Sie ruft Wehe über diese „Verkehrer" der Schrift und fragt:

„Wer hat zu lehren euch gesant?
Wer hat euch promoviret?
Hats Gott gethan? Ey seyts bekant,
Wer hat euch doch vociret?
Sagt mir, das fragen steht ja frey,
Solt von den Hohen schulen,
Da man lernet all' Büberey,
Gassaten gehn und Bulen,
Fressen, sauffen, dergleichen mehr,
Das ihr nicht dürfft bekennen,
Die ware Weißheit kommen her,
Nach der ihr euch lasst nennen:
Ehrwürdig, hoch- und wolgelehrt?"

Auch gegen Habakuk Meyer (den „Kuckuck-Meyer") wird sie ausfallend: dieser hatte, nachdem er eben in Tönning Pastor geworden, seine Gemeinde wieder verlassen, um ohne deren Mitwissen die Predigerstelle an der Marienkirche in Flensburg anzutreten, und sich durch dieses Benehmen den Spottvers zugezogen:

„Do Kuckuck quam, quam Habakuk,
Do Kuckuck floog, toog Habakuk."

Am Schlusse des Gedichtes fordert Anna Ovena alle Pfaffen auf, bei Teting und Lohmann in die Schule zu gehen. Für die Verbannung dieser ihrer Propheten rächte sie sich durch das in niederdeutscher Sprache abgefaßte Pamphlet „De Denische Dörp-Pape". Hier citiert sie auch David Joris:

„David Joris, Gottes knecht,
Hefft gesegt, verstaht idt recht:
De Papen maken veel Apen,
De Düwel hefft se geschapen!"

Ehe wir uns einer ausführlicheren Darstellung der dichterischen Individualität dieser merkwürdigen Frau zuwenden können, gilt es, die Schicksale ihres Lebens weiter zu verfolgen. In Husum war ihres Bleibens nicht lange mehr. Mildthätig bis zur Verschwendung verarmt sie; ihre früheren Freunde verlassen sie nun. Immer starrer wird ihre Stellung zur herrschenden orthodoxen Richtung. Schließlich sieht sie sich gezwungen, ihr Gut an die Herzogin-Witwe zu verkaufen. Dann schüttelt sie den Staub der Heimat, die sie doch nimmer vergessen kann, von ihren Füßen und siedelt, von ihren Kindern begleitet, nach Schweden über. Anfangs hielt sie sich in der gotländischen Stadt Westerwik auf. Dann schenkte ihr die verwitwete schwedische Königin Maria Eleonora, an die sie Augusta von Holstein empfohlen und der sie nicht lange nach ihrer Ankunft die wenigst ansprechende ihrer Dichtungen „Das Buch Ruth, In Teutsche Reimen gestellet und ans Liecht gebracht" gewidmet hatte, ein kleines Gut in der Nähe von Stockholm, welches sie Sittwik nannte. Hier begannen die pythagoreischen Vorstellungen von der Seelenwanderung ihren Geist zu beschäftigen und sie zu vegetarianischer Lebensweise zu führen. Kein Tier ließ sie töten, Fische aß sie nur im Zustande der Verwesung. Endlich brachte der Tod ihrer Seele den Frieden, der ihr im Leben versagt geblieben war. Sie starb am 27. November 1655,

71 Jahre alt. Noch in der Sterbestunde bekundete sie ihren starren, weltfeindlichen Sinn. Als sie das Nahen des Todes empfand, begab sie sich an einen einsamen Ort; keiner Tochter liebevoller Blick ruhte auf der Verscheidenden, keines Sohnes treue Hand drückte ihre brechenden Augen zu.

Schroff wie ihr Leben ist ihr Dichten. Mit der Durchschnittspoesie des 17. Jahrhunderts hat es nichts gemein. Wer es sich zur Aufgabe gemacht hat, die poetischen Erzeugnisse dieses Zeitraumes durchzulesen, dem wird gegenüber den stereotypen Widmungen, den langatmigen Vorreden an den „großgünstigen" Leser, den gedrechselten, mit Superlativen nicht sparsamen Empfehlungsgedichten gleichgesinnter poetischer Freunde und Bekannten, welche dem aufgebauschten eigentlichen Inhalte vorauszugehen pflegen, das Büchlein, in welchem die Dichtungen Anna Ovenas uns gesammelt vorliegen und welches all das Flitterwerk verschmäht, wie eine frische Oase in eintöniger Sandwüste erscheinen.

„ANNAE OVENAE Hoyers Geistliche und Weltliche POEMATA" — so lautet der Titel des zu „Amstelдam, Bey Ludwig Elzevieren. A⁰. 1650" erschienenen 300 Seiten starken Duodezbändchens.[1] Es ist eine jener sorgfältigen, in Perlschrift gedruckten Ausgaben, welche den Namen „Elzevier" für alle Zeiten berühmt gemacht haben. Ein Schwenkfeldianer, der schwedische Gesandte in England, Le Blond, besorgte sie. Das Büchlein ist selten; wurde es doch auch auf besondere, dem Herzoge Friedrich von seiten der Geistlichkeit gemachte Vorstellungen durch ein Mandat für ein ketzerisches, den früher auf dem Markte zu Tönning durch den Scharfrichter verbrannten joritischen Schriften gleichstehendes Schandbuch erklärt, das innerhalb 8 Tagen auszuliefern sei.

In den Dichtungen der Hoyer, von denen die meisten erst in Schweden entstanden sind, tritt uns ein sprödes, aber kräftiges und originelles Talent, ein energischer, männlicher Sinn, ein eiserner, unbeugsamer Wille entgegen. Von den neuen metrischen und sonstigen formalen Errungenschaften hat Anna Ovena keine Ahnung. Die gesamte opitzische Richtung existiert für sie nicht. Mit keinem der großen und kleinen Dichterhäuptlinge, mit keiner der aller Orten sich bildenden Sprachgesellschaften scheint sie in Beziehung gestanden zu haben. Sie ist eine völlig singuläre und irreguläre Erscheinung in dem nach ausländischen Mustern angelegten poetischen Lustgärtlein des 17. Jahrhunderts. Sie dichtet nach guter alter Sitte in Knittelversen und kurzen Reimpaaren, silbenzählend, die natürliche Hebung und Senkung der Worte nicht beachtend, Vokale elidierend, um dem Metrum gerecht zu werden. So lesen sich ihre Verse holperig, wie wenn man über einen Knüppeldamm fährt. Um schöne Form ist es ihr auch gar nicht zu thun; sie dichtet nicht, um zu erfreuen und ästhetischen Genuß zu bereiten, sondern um zu strafen und zu bessern, höchstens um zu erbauen. Ihr Dichten steht in erster Linie im Dienste ihrer religiösen Bestrebungen. Die Intoleranz der orthodoxen lutherischen Geistlichen, die jede Abweichung vom festgestellten Lehrbegriff mit Strenge ahnden zu müssen glaubten und darüber nur zu oft die Forderungen der christlichen Liebe vergaßen, der Widerspruch zwischen Lebensweise und Seelsorgeramt, der bei manchem von ihnen offenkundig war, dazu die unerquickliche, jeder tieferen Erfassung des Bibelwortes scheu aus dem

[1] Ich benutzte das Exemplar der Universitäts-Bibliothek zu Kiel.

Wege gehende Predigtmethode hatten an vielen Orten der Herzogtümer eine hochgradige Feindseligkeit und Abneigung gegen die bestehende Kirche hervorgerufen. Dieser Haß war auch in Anna Ovena lebendig; ihr überzeugungstreuer Sinn hielt ihn fest bis zum Tode. Und sie hat auch den Mut, ihrem Hasse Luft zu schaffen. In dem Wort- und Meinungsgefechte, das sich zwischen ihr und ihren Gesinnungsgenossen auf der einen und der Geistlichkeit auf der anderen Seite entspinnt, wehrt sie sich mit allen Mitteln ihrer Haut. Die Leidenschaft führt ihr die Feder und läßt sie vor den derbsten Ausdrücken nicht zurückscheuen, um die schneidende Schärfe ihrer Satire noch zu erhöhen. Schonungslos deckt sie die Mängel der lutherischen Kirche auf, und in erregten, zornbebenden Worten gießt sie die ganze Lauge ihres Spottes über die „Pfaffen" im allgemeinen und die Schleswig-Holsteins im besonderen aus. Und mögen auch die Farben bisweilen zu dick aufgetragen sein und Haß und Erbitterung ihre Zeichnung bestimmt haben, die Umrisse werden doch auf Aehnlichkeit Anspruch erheben dürfen. Aus anderen Berichten wissen wir, daß sich manche Prediger jener Zeit an den Zechgelagen ihrer Bauern beteiligten und ihnen Fluchen, Schwören und Tragen von Waffen verboten werden mußte. Viel Schlimmeres erzählt auch die Hoyer nicht, nur geht sie ins Detail und liefert so ein auf breiterer Grundlage ruhendes Kulturbild, das niemand ohne Interesse betrachten wird.

Ihr Haß gegen die Geistlichkeit ist zäh gewesen. Auch nach Schweden hat er sie hinüberbegleitet. Im Jahre 1642 richtet sie von dort ein „Schreiben An die Gemeyn Im Land Holstein", in welchem sie sich in höchst wirkungsvoller Weise direkt an ihre Leser wendet und vor den „Pfaffen" als den Urhebern aller Not und alles Elends in Deutschland warnt:

„Seht einmal auff, seyt nicht mehr blindt:
Wer hat doch das feur angezündt,
Das so sehr brennt im Römischen Reich?
Wisst ihrs? Sagt mirs, ich frage euch!
Hats nicht gethan der Pfaffen-Teuffel?
Ja freylich, daran ist kein zweiffel.
Er hat so lang das spiel regiert,
Die Herrn im streit zusamm'n geführt,
Daß so viel Stät sind destruirt,
Dörffer und Länder ruinirt,
Wie man üb'r all in Deutschland spührt;
Vnd nimmt der streit und die unruh'
Von tag zu tagen immer zu,
Wird auch wol nimmer haben end
Bey diesem Pfaffen Regiement."

Der Hintergrund des dreißigjährigen Krieges entrollt sich in diesen Versen vor uns. Die Dichterin gedenkt auch der Mißstände in der engeren Heimat; sie bittet, den Fürsten zur Duldsamkeit zu bestimmen, auf daß er nicht mehr die wahren Glieder der Kirche, die Frommen im Lande, verfolge,

„Wie Er vor diesem hat gethan
Seligen Teting und Lohmann,
Durch sein Fürstlich gestreng Mandaten,
Auff falsch angeben der Prälaten,
Husumer und Schleßwiger Pfaffen,
Die mit klaffen viel böses schaffen."

Ihr leidenschaftlicher Haß macht sich gern in gewissen Schlag- und Kraftworten Luft. Von der Kirche wird als dem ungeistlichen Babel gesprochen, von den Geistlichen als den Baalspriestern. In einem ebenfalls in Schweden (1644) verfaßten Gedichte „Deutsche Warheit" führen Frombhertz und Veritas ein Gespräch über die „boßheit, Tyranney, sünd und schande", die jetzt im Schwange sind; dabei erhalten die „Pfaffen" folgende Bezeichnungen:

„Die Cantzel-herrn von Hohen-schulen
Sind Babels allerliebste Bulen;
Die Titul-trager, frommen plager,
Warheit verklager und verjager,
Geitzige blutsaugende Jgel
Ligen für die Warheit alß Riegel,
Regieren das gantz Römisch Reich,
An macht ist ihnen keiner gleich:
Sie fressen lecker, schlaffen weich."

Aehnliche Verse begegnen öfters. Stadt- und Landgeistliche werden in ihrem Auftreten der Gemeinde gegenüber geschildert. Der Dorfpfarrer hat größere Freiheit; er will allein das Wort haben und keinen Widerspruch dulden:

„Spricht er schon, daß das krumm sey schlecht,
Daß schwartze weiß, es muß seyn recht,
Er bildets ein den Bauren,
Die nur auff ihren Priester sehn,
Vom recht und krumm nicht viel verstehn.
Ist diß nicht zu betrauren?"

Die Pfarrer in der Stadt haben ein gewitzteres Publikum vor sich und müssen die fromme und gelehrte Maske etwas fester vorbinden:

„Fein Gravitet'sch sie ihr Person
Agiren, und auch ihr Sermon
Mit Griechsch und Latein spicken:
Bleiben bey den Historjen nicht,
So gar schlecht alß im Dörff geschicht,
Können mehr ding einführen,
Die glaubens puncten baß umbrühren,
Scharf pro und contra disputirn,
Die Ketzer condemniren,
Haben ihr thun mit kunst geziert,
Außbündig Logicam studirt.
Darumb sind sie in Ehrn:
Auff Hochzeiten nnd Gästereyen
Sitzen sie oben bey den Freyen-
Edlen- und großen Herren" ꝛc.

Mit wenigen Strichen wirft unsere Dichterin ihre Predigertypen hin, zu denen ihr sicher zeitgenössische Pastoren als Modelle gedient haben. Ueberall erkennen wir eine aufmerksame Beobachtung des Lebens. Ihre Satire trifft offenbar den Nagel auf den Kopf.

Treffend ist auch die Kritik, welcher sie den dürren, bloße Thatsachen aneinander reihenden Predigtstil jener Zeit unterzieht. Von den Pastoren heißt es:

„Alles nach dem Buchstaben hin,
Weil sie nicht sehn des Geistes sinn,
Sie auff der Cantzel bringen;"

sind aber „Junker" in der Kirche anwesend:

„Da sind die Pfaffen ander Leut,
Bringen herfür von nah und weit,
Geschicht auß frembden Landen,
Von hohen Potentaten,
Wie sie geführt ihr Regiment,
Treffliche Krieg, wie excellent
Ihr anschläg sind gerathen.
So schicken sie sich in die zeit
Vnd wissen nach gelegenheit
Zierlich an tag zu geben,
Daß sie gelernet recht die kunst,
Dadurch man kan erhalten gunst,
Erlangen gelt darneben."

Das Schärfste und zugleich Interessanteste, was aus der Feder Anna Ovenas geflossen, ist „De Denische Dörp-Pape Im korten Tüge op Dütsch utstaffeert Schlecht un Recht". Es ist eine in plattdeutschem Dialekte verfaßte dramatische Scene, ganz in dem rohen Tone der niederdeutschen Bauernkomödien gehalten und mit ihrer derben realistischen Ausführung ebenso wie diese an gewisse niederländische Maler, an die Bauernbilder eines Brueghel, Brouwer, Teniers erinnernd. Das rohe

Treiben der Dorfgeistlichen wird an den Pranger gestellt. Zwei Pastoren, Herr Hans und Herr Hack, kneipen abends mit ihren Bauern in der Schenke. Man kommt sich nach einem festen Komment gegenseitig vor und nach. Grobe, unflätige Reden werden geführt. Die Pastoren fluchen und zoten wacker mit. Schließlich kommt es fast zu einer Schlägerei, nur mit Mühe wird sie vermieden. Die Bauern verlassen das Lokal; die Pastoren bleiben allein, um noch einen letzten Schoppen zu trinken. Das Bier mundet ihnen vortrefflich, und obwohl morgen Sonntag ist und sie predigen sollen, fürchten sie den Katzenjammer nicht:

„Wy hebbent gut mit den Postillen,
Könen daruth na unsen willen,
Mehr alß uns nödich, spreken."

Dann geht das Gespräch auf die Vorteile ihres Standes über. Sie freuen sich, daß sie es so gut haben, viel besser als die Prediger in den Städten:

H. Hack:
Dats wahr, wy hebben gude dage,
Lewen in rouw und ahne klage,
Beter alß de Soldaten.
Dat Offer bricht uns grot gewinn,
Vnse schwatzen bringt Järlich in
Mehr als der Advocaten.

H. Hanns:
Ja, wy hebben Authoritet,
Se menen, de uns deit verdreet,
Kan sin dag nicht gedyen.
Vor unsem Bann forchtt jeder sick,
Veel mehr alß vör des Bödels strick.
So schall menn Buhren brüyen."

Beide trinken sich noch einmal zu; dann gehen sie.

Eine wüste Bier- und Branntweinatmosphäre weht uns aus diesem dramatischen Intermezzo entgegen. Ihm folgt gewissermaßen zur Bekräftigung ein plattdeutsches Gedicht in Strophen, mit den heftigsten, alles bisher Citierte überbietenden Schimpfreden gegen die Pastoren. Ich teile die ersten beiden Strophen mit:

„WEh' juw Pastoren,
De't Kaff vör't Koren
Hebben genamen,
Mit Juwen lehren
De Schrifft verkehren!
Wo willt juw bekamen?

Gy dröge Kuhlen,
Gy blinde Ulen,
Wölfe und Bahren!
De Schap' gy biten,
Ja, gantz tho riten.
Wo will gy doch fahren?"

Der „Denische Dörp-pape" ist der kräftigste Streich, den die Hoyer gegen die Geistlichkeit geführt. Vielleicht zuerst als fliegendes Blatt verbreitet, muß er bei den Getroffenen einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen haben. Der Dialekt verleiht der Satire erst die rechte Würze. Die Hoyer ist in dieser Beziehung die Vorläuferin Johann Lauremberg's, dessen 1652 erschienene, ebenfalls in niederdeutscher Sprache verfaßte „Schertz Gedichte" sich gegen verschiedene gesellschaftliche Sünden seiner Zeit, gegen die Auswüchse der Mode, die Französierung der deutschen Sprache, das Ueberwuchern der Gelegenheitspoesie richten.

Zu der negativen Seite im Dichten Anna Ovenas stellt sich ergänzend die positive, die Empfehlung der neuen Lehre und ihrer Apostel. Besonders betont sie den Gegensatz zwischen dem Buchstaben und dem Geiste der heiligen Schrift:

jener ist „nur ein Figur, Des waren Worts contra-factur" und ohne die Erfassung dieses tot. Aber die Kinder der Welt wollen nichts davon wissen:

„Jedermann meynet, er sei klug,
Der Buchstab geb' ihm liechts genug.
Kompt einer her und sagt vom Geist,
Der wird sehr übel abgeweist
Vnd alß ein Ketzer hart verklaget,
Incarcerirt oder verjaget,
Genant Schwenckfelder und Phantast,
Rosencreutzer, Enthusiast,
Chiliast, Weigelianist,
Davidianer, Neutralist."

Doch Anna Ovena tröstet die Verfolgten, indem sie allen Schuldigen ein furchtbares Strafgericht prophezeit: Babel wird fallen, und einer wird dann zum andern sagen:

Frage: Wo ist Babel, die grosse Statt,
Zu der ein ieder zuflucht hatt?
Antw.: Sie ist zerstört durch Gottes hand,
Sein grimm'ger zorn hat sie verbrant.
Frage: Wo ist doch ihr Reichthum hinkommen?
Antw.: Von den Kriegs-leuten weg genommen.
Frage: Wo sind die Junckern doch geblieben?
Antw.: Die sind auch all' mit auffgerieben.
Frage: Wo ist das schöne Frawenzimmer?
Antw.: Hinweg, man wird es finden nimmer.
Ihr gassen gehn und einher schwäntzen
In Sammten Schuh' und Perlenkräntzen,
Sieht man nicht wie geschehn bißher,
Ihr eigen stät kennt sie nicht mehr ꝛc.

Origineller malt sie das Bild der Strafe in dem „Posaunenschall" benannten Gedichte aus: Ein gewaltiger Held wird auftreten und die Bösen zur Verantwortung ziehen:

„Der siedend topff
Wird übern kopff
Des Keysers außgegossen.
Babst, Cardinal,
Abt, Bischöff all,
Auch Münchesche dreckpatzen
Werden fur leid,
In traurigkeit,
Die Haer und Ohren kratzen,
Denn ihr gewinn
Ist schon dahin,
Ihr hoffnung ligt in bronnen;
Keiner ist, der
Nun tröstet mehr
Die hochbetrübte Nonnen."

Mit Babels Fall beginnt Zions Freude und eine neue goldene Zeit des Friedens. So träumt sich ihr erregtes Gemüt in allem Leide der Gegenwart in eine rosige Zukunft hinein.

In das Gebiet der religiösen Tendenzpoesie fallen die meisten ihrer Gedichte. Der Kreis ihrer sonstigen Vorwürfe ist eng gezogen. In einem „Schreiben an die gemein in Engellandt" spricht sie sich empört über die Ermordung des Königs Karl Stuart (ein in der deutschen Poesie des 17. Jahrhunderts öfters behandelter Stoff) aus. Bezeichnend für ihr starrsinniges, aber auf Wahrheit und Recht begründetes Denken sind die Worte:

Ein guter Christ kann
„Schelmen kein Ehr beweisen.
Wenn schon der Babst von Rom es thät,
Ja, stunds auch im Calender,
Wird doch A. O. H...
Nicht ehren die Gottschänder."

Zwei ihrer Gedichte, von denen das eine ihren Söhnen gewidmet ist, richten sich gegen die Verheiratung junger Männer mit alten Frauen. Eine solche Ehe wird mit derben Pinselstrichen ausgemalt. Am Schluß die Mahnung:

„Läßt alte Weiber unberührt,
Vnmolestirt und unturbirt,
Ins Hauß ein Junge Jungfraw führt,
Vnd damit ewern Ehstandt ziert,
Wer diß nicht thut, der ist veziert,
Schimpff er zum schaden haben wird."

An ihre Kinder wendet sie sich auch sonst mit treuherzigen, schlichten Ratschlägen. Sie faßt jedes an seiner schwachen Seite: Kaspar warnt sie „fur lieblich augenwinken" und dem „Trunckentrincken", Christina vor dem Geiz, Maria vor dem Zorn. —

Anna Ovena, ein Kind des Reichtums, mußte doch den Wechsel alles Irdischen erfahren. Wie so viele in jener wirren Zeit, verarmte sie völlig. Doch bietet sie dem Unglück mutig die Stirn. In dem „Liedlein von den Gelt-lieben-den Welt-Freunden" spricht sie sich klar und mit richtiger Erkenntnis der Ursachen über den Umschlag ihres Geschickes aus: So lange der Beutel voll ist, sind wir überall willkommen;

„Mit Reverentz fein zierlich
Setzt man uns oben an,
Präsentirt uns manirlich
Viel dienst und Freundschafft an."

Aber es steckt nichts dahinter. Die guten Freunde sind wie die Schwalben, die, wenn der Sommer vorbei ist, von dannen ziehen.

„Wirds aber unklar Wetter,
Schneyt uns Vnglück ins Haus,
So verleurt sich der Vetter,
Die Freunde bleiben auß,
Frembd stelt sich auch der Schwager,
Vnd kompt zu uns nicht mehr,
Wenn unser Supp ist mager,
Vnd unser Weinfaß lehr."

Ganz so ist es mir ergangen:

„Trauw wol hat mich veriret,
Glaub leicht auch mannigmal,
Sie haben mich geführet
Vom Berg herab ins Tahl,
Mein Pferd hinweg geritten,
Itzt muß ich gehn zu Fuß,
Narrn man nach alten Sitten
Mit Kolben lausen muß."

Einige Bemerkungen über den Stil der Dichterin und eine zusammenfassende Charakteristik derselben mögen die vorstehende Skizze abrunden helfen. Ihre Sprache ist eindringlich und fast immer klar. Die in der zeitgenössischen Dichtung sich breit machende hohle und gedankenlose Phrase liegt ihr fern. Ebenso weiß sie nichts von dem mythologisch-schäferlichen Apparat, der dort mit Opitz bedenklich ins Kraut schoß. Dagegen flicht sie gern Sprichwörter und Redensarten, wie sie das Volk gebraucht, ein; oder sie würzt ihre Verse mit Bildern, wie sie das Leben ihr darbot, drastisch und derb, oft nicht wiederzugeben: „Ander Zeit bringt ander Leut" — „Die Mauß wie ihre Mutter ist, die Katz sie endlich beide frisst" — „Wenn des Nachbarn hauß steht in brand, ist das feur nah an unser wand" — „Die den Brey hatten angerührt, sind

mit ihr'm eignen fett geschmiert" — „Ihr eigen ruth hat sie verletzt, die sie andern gebunden; ihr eigen Schwertt, das sie gewetzt, hat sie gantz überwunden; in die grub sie gefallen sind, die sie andern gegraben;" die irdische Lust ist ihr

„Ein überzuckert tödtlich speise,	Ein Netz, das er sein'n Vögeln stellt,
Damit Satan fangt seine meuse,	Ein garn und strick, das er fürhangt,
Das allerhöchste gifft der Welt,	Darin leichtfertig hertzen fangt;"

den Pastoren ruft sie zu: „Wenn ihr die Schaf allein mögt schern, so last ihr gern die Schwein dem Herrn;" das dänische „Alle smukke Pigers Skaal" verkehrt sie in „Drinckt aller alten Frawen Schaal". Eine ganze Reihe sprichwörtlicher Wendungen ist im Eingang des „Dörp-Papen" priamelnartig zusammengestellt:

„IM olden Spricktwort secht menn recht,	Alß de Mann iß, so iß de Quast,
Alß de Herr iß, so iß de Knecht,	Alß de Herder iß, sind de Schape,
Alß de Werth iß, so iß de Gast,	De Tohörer iß, alß sin Pape" ꝛc.

Hin und wieder klingen volksliedartige Töne an:

„Seht doch, da kompt ein Adeler	Tritt sein herein wie ein Captein,
Auß dem Krug-hauß geflogen her,	Ansehnlich, und bringt ein Brieflein
Zu einer alten Frawen,	An Sie in seinen klawen."

Noch sei einer Spielerei gedacht, die in dem mystischen Hange ihres Wesens, in dem Bestreben, aus den Worten einen tieferen Sinn herauszulesen, ihre Erklärung findet. Die oben citierte Amsterdamer Ausgabe ist nämlich ganz durchsetzt von Letternkreuzen, die aus den Anfangsbuchstaben einer kurzen Sentenz gebildet werden. Beispielsweise ergeben die beiden Verse:

„Komb Liebe Deutsche Warheit,
Bring Wieder Dein's Liechts Klarheit"

folgendes Letternkreuz:

K.
L.
D.
W.
K. L. D. W. B. W. D. L. K.
W.
D.
L.
K.

Die Buchstaben müssen sich also, mit Ausnahme des mittelsten, in umgekehrter Reihenfolge wiederholen.

Bei allen Extravaganzen ihres Wesens hat sich Anna Ovena doch Klarheit und Ursprünglichkeit bewahrt. Gegenüber den zahmen Sittenschilderungen anderer Dichter jener Zeit, z. B. ihres Landsmannes Joachim Rachel, die niemals in der Vorrede zu bemerken versäumen, daß sie sich nicht gegen bestimmte Personen, sondern gegen die Laster im allgemeinen wenden, ist die Satire der Hoyer so persönlich wie nur möglich. Auf sie ist ihres Zeitgenossen, des Epigrammendichters Friedrich von Logau, Sinngedicht nicht anwendbar:

„Wenn Weiber Reime schreiben, ist doppelt ihre Zier;
Denn ihres Mundes Rose bringt nichts als Rosen für.“

Anna Ovena gibt sich, wie sie ist; Heuchelei ist ihr fremd. Ihre Ueberzeugung ist ihr heilig; ihr opfert sie alles, ihr eigenes Glück und das ihrer Kinder. Lassen wir ihr noch einmal das Wort und hören wir, wie sie sich selbst charakterisiert:

„Sie bleibt bey warheit, liebt das Recht,
Lest sich daran genügen,
Hat ihren eignen Kopff (ist schlecht),
Wie die Gänß im Lande Rügen.
Sie ist ein Feindinn der boßheit,
Bleibts auch, wills recht entdecken,
Lest sich davon durch Satans neid,
Auch nicht durch Gecken schrecken.“

Sie rät, nicht mit ihr anzubinden: denn — und nun folgt wieder eines ihrer nicht sonderlich gewählten, aber bezeichnenden Bilder, mit denen sie eine Gedankenreihe abzuschließen pflegt:

„Wer sich an alten Kesseln reibt,
Derselb nicht unbesudelt bleibt,
Gern streitt mit alten Frawen,
Das sag ich euch in trawen.“

Nur ihren Kindern gegenüber tritt das Weib, die Mutter hervor. Sonst ist ihr Sinn hart und männlich.

Wir besitzen das Bild Anna Ovenas in der vornehmen Tracht damaliger Zeit, mit Pelzbarett, Spitzenkragen und Perlenhalsband. Auch hier finden wir den energischen Grundzug ihres Wesens: aus dem feingeschnittenen Gesichte blicken uns die Augen groß und scharf an.

Noch immer wie vor 300 Jahren, als unsere Dichterin das Licht der Welt erblickte, brausen die Wogen eintönig gegen das Gestade ihrer Heimat. Ueber den schäumenden Brandungswellen flattern die Möven mit verlorenem Schrei. Der Nebel liegt schwer über den Dächern der grauen Stadt, in der einst Anna Ovena gelebt. Sie selbst ruht drüben in schwedischer Erde. Wer kennt die Stätte, wo ihr leidenschaftlicher Geist Frieden fand? Wer kennt sie selbst, die ungestüme Kämpferin? Nur der Litterarhistoriker nimmt gelegentlich Notiz von ihr. In der Erinnerung ihrer Landsleute ist sie verschollen, vergessen. Und doch ist sie es wert, daß man ihrer gedenke. In der Reihe origineller Frauencharaktere, welche Deutschland aufzuweisen hat, nimmt sie einen der ersten Plätze ein. In ihrem Leben und Dichten bietet sie ein interessantes Stück Kulturgeschichte. Und ihre Bedeutung wächst noch, wenn man sie ihren dichtenden Zeitgenossen gegenüberstellt, sie mit ihrem männlichen Sinn diesem weibisch schwülstigen Gelichter. Hat sie auch grollend die Heimat verlassen, doch bleibt sie ein Blatt am heimatlichen Baume. Die Zeiten modeln wohl am Aeußern der Menschen herum, das Wesen bleibt im Grunde unangetastet. Die Töne, welche Anna Ovena in ihrer Selbstcharakteristik anschlägt, erklingen wieder bei einem Dichter unserer Tage, der jene Küstengegend ebenfalls seine Heimat nennt, bei Theodor Storm:

„Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue.“

Aus dem Leben einer deutschen Kleinstadt vor fünfzig Jahren.[1]

Von

Fritz Lening.

Es ist an einem Sonnabend-Abend des Spätherbstes. Bei dem unsicheren Licht des Schmiedefeuers ist der Meister samt Gesellen und Burschen am Wassereimer damit beschäftigt, den schlimmsten Ruß von den Händen zu entfernen; von der Küche her wurde soeben gerufen, daß das Abendbrot fertig sei; für heute ist Feierabend.

Frau Meisterin und die Kinder haben ihre Plätze am Tische schon eingenommen. Der kleine pausbäckige Junge scheint sich seiner Rechte als „Jüngster" insofern bewußt zu sein, als er sich unbekümmert um die Hausordnung, nach welcher Vater beim Essen den Anfang macht, mit seinem Blechlöffel schon in voller Thätigkeit befindet, während die älteren Geschwister mit gefalteten Händen dasitzen, um mit dem Tischgebet möglichst schnell fertig zu werden. Sind auch die Möbel im Zimmer einfach und ist bei Beschaffung derselben mehr auf Haltbarkeit als Eleganz gesehen worden, so sind dafür die Wände um so reicher geschmückt. Dort der Brautkranz der Frau Meisterin und hier das Führungsattest ihres Eheherrn, welches er vom Militär mitheimbrachte, legen im Verein mit dem Gesellen- und Meisterbriefe Zeugnis davon ab, daß wir uns in einem ehrbaren Bürgerhause befinden. Aber noch wichtigere Dokumente sind vorhanden, Dokumente, welche die Abstammung des Meisters bekunden und unter Glas und Rahmen aufbewahrt werden, um sie von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben. Da ist vor allem der Stammbrief des Urgroßvaters des Meisters, der, altersgrau und vergilbt, den Nachkommen zu wissen thut:

[1] Es ist keine geschichtliche Erzählung, kein neuer Posten zu der in stetem Wachsen begriffenen Summe historischer Thatsachen, mit dem wir unsere Leser durch diesen Aufsatz bekannt machen wollen, sondern ein Stimmungsbild mit historischem Hintergrunde, in welchem die Phantasie des Dichters für eine lebendige und anziehende Staffage gesorgt hat. Wir freuen uns, den Verfasser der „Dree Wiehnachten, 'ne Geschichte in märkische Mundart", der mit wohlverdienter Anerkennung und wahrhaft herzlichem Entgegenkommen von den Freunden mundartlicher Dichtung begrüßt wurde, auch als Kenner und gewandten Darsteller historisch gewordener socialer Verhältnisse in diesen Blättern einführen zu können. D. R.

„Seiner Königlichen Majestät in Preußen und churfürstlichen Durchlauchtigkeit zu Brandenburg, unsers Allergnädigsten Königs und Herren, Wir verordnete Bürgermeister und Rath Dero Stadt ..... uhrkunden und bekennen hiermit, daß untengesetzten Dato vor Uns im versammleten und sitzenden Rahte auf sonderliches Erfordern erschienen die Ehrbaren und Geachteten M. Hans Düring, Bürger und Botticher, und M. Andreas Richter, Bürger, Huf- und Waffenschmied, alhero Beide ehrliche und redliche Männer und mit entblößten Häuptern, außgestreckten Armen und aufgehobenen Fingern einen Eydt geschworen, und darmit bezeuget, daß Vorzeiger dieses unsres offenen Brieffes, Christian Thiele, von dem weyland Ehrbaren und Nahmhafften Hansen Thielen, seel., gewesenen Bürger allhier und dessen Ehelichen Hausffrau Susannen Dalckows, als von Vater und Mutter, von Christlichen und Ehrlichen Eltern, nach gehaltenem öffentlichen Kirchgange und geschehener Priesterlicher Copulation, zur rechten vollkommenen Zeit der Göttlichen Einsetzung und der Heyligen Christlichen Ordnung gemäs, aus einem reinen und unbepfleckten Ehebette echt und recht, nicht Jemandes Sasse noch Leibeigen, auch nicht Wendischer oder anderer Tadelhaften und verwerflichen Art Leuthe, sondern rechter freyer Deutscher Geburth und recht Zünft- und Güldenwürdig gebohren und Herkommens sey, gestalt der Zeugen solches wolwißend. Undt weil solches alles auch Uns, dem Rahte, und Männiglichen hieselbst mehr bekandt ist: Als gelanget an Jedermänniglíche unser nach eines jeden Standes Erforderung gebührliches Suchen, sie wollen nicht allein diesem allen, wie obstehet, guten Glauben beymessen, sondern auch bemeldeten Christian Thielen in Ansehung seiner ehelichen Geburth, auf sein Ansuchen in allen ehrlichen Gülden und Zünften guhtwillig auff- und annehmen, auch ihme sonst alle Freundschaft und guts Wills erzeigen und ihn also seiner Ehrlichen Geburth im Vollen wirklich empfinden lassen. Solches umb einer jeden Standesgebühr und für selbede Gelegenheit noch zu erwiedern sind wir willig und gefleißig.

Uhrkundlich unter unserm Insiegel gegeben.

So geschehen zu .... den 13 Marty Anno 1701.

Adam Düring, p. t. Consul regens nomine Senatus.“

Noch ist die große Kartoffelschüssel nicht vollständig geleert, als der Nachbar Bötticher eintritt, um alter Gewohnheit gemäß seinen Gevatter abzuholen. Jeden Sonnabend, so will es die gute Sitte, wird zum Biere gegangen; es ist eine Belohnung, welche man sich nach sechs arbeitsreichen Tagen zuerkennen darf, denn neben der Aussicht auf einen guten Trunk ist sicher darauf zu rechnen, daß man alles erfährt, was sich in der Stadt und sonstwo ereignet hat; kommen doch regelmäßig Leute dorthin, welche Zeitungen lesen oder wenigstens genau erfahren, was darin gestanden hat. Angethan mit grauem Schlafrock und in der Hand die lange Pfeife, betreten unsere Meister die Gaststube. An zwei großen Tischen, auf welchen je ein Talglicht brennt, haben die Gäste auf Holzschemeln Platz genommen, und hohe, mit Braunbier gefüllte Gläser kreisen in der Runde.

Noch hat das bayerische Bier seinen Siegeszug durch Norddeutschland nicht vollendet, und viel wird gestritten, ob man dem neumodigen Getränk neben dem guten alten Gebräu einen Platz einräumen darf; die Jugend ist sehr dafür, die

Alten dagegen weisen es als einen Eindringling entschieden zurück; Gevatter Brauer braucht nicht bange zu sein: seine Kundschaft steht zu ihm.

Dicht am Schenktische sitzt die Wirtin mit ihren beiden Töchtern am Spinnrade. Sie haben kaum so viel Zeit, den ankommenden Gästen die Hand zum Gruß entgegenzustrecken, denn wenn neben der sonstigen Hausarbeit täglich ein Stück gesponnen werden soll, dann müssen selbst die Minuten wohl ausgenutzt werden, und davon, daß man hier von der alten Sitte noch nicht abgekommen ist, spricht die lange Reihe kunstvoll zusammengedrehter Garnstricke, welche in der Nähe des Ofens über einer Stange hängen. Zuweilen bücken sich die jungen Mädchen wie auf Verabredung über ihre Spulen nieder, als wenn sie den Faden weiter haken müßten, denn ganz genau werden von den an den Tischen Sitzenden die Worte nicht abgewogen; aber im eifrigen Gespräch und bei kräftiger Beweisführung ist so etwas unvermeidlich. Heute geht es besonders lebhaft zu; der Bürgermeister hat sich wieder verschiedene Ueberschreitungen seiner Amtsbefugnisse zu schulden kommen lassen, und die Erbitterung gegen ihn ist eine allgemeine. Jeder Bürger hatte bis dahin das Recht, Schutt, Scherben und Unrat dicht vor den Thoren abzuladen; die Berge, welche sich mit der Zeit dort anhäuften, sind die besten Urkunden für die verjährten Rechte der Bürger. Jetzt thut der Mann einen Machtspruch; es soll nicht mehr sein, und weit ab von der Stadt hat er einen Platz dazu angewiesen. „Gerade wie im vorigen Jahre ist es, als er der Schuljugend verbot, sie solle nicht mehr dicht vor der Stadt im Mühlengraben baden. Lauter Neuerungen führt er ein, aber sie werden zu unserem Nachteile ersonnen. Woher nur soll das Geld zu den drei neuen Straßenlaternen wieder kommen, die jetzt angeschafft sind, und welchen Zweck sollen sie haben; wir finden unsere Häuser auch so, wenn wir nach Hause gehen; nun, vielleicht ist es der Spitzbuben wegen, damit die besser sehen können, wo etwas zu holen ist. Wir hatten recht, als wir keinen so gelehrten Bürgermeister wollten; die Art hat immer große Ideen, und wie schwer es ist, Geld zu verdienen, davon hat sie keine Vorstellung, sonst würde sie es nicht so leichtsinnig verschwenden. Soll da zu Ostern schon wieder ein neuer Lehrer angestellt werden, einer, der in fremden Sprachen Unterricht geben kann; Gott soll uns bewahren; zuletzt verstehen wir unsere eigenen Kinder nicht mehr! Sie haben so schon so viel auf, daß es ein Jammer ist, mitanzusehen, wie sie sich quälen müssen. Wenn es noch einen Nutzen hätte! Haben wir nicht alle reichlich so viel gelernt, wie wir gebrauchen? Sie werden die Lust zur Arbeit verlieren und uns über die Schulter ansehen, aber heutigestages soll jeder fein werden. Es ist bloß schade, daß wir von der Freiheit und Bildung nicht leben können. Wie lange wird es noch dauern, dann heißt es, die Schulhäuser seien nicht mehr groß genug oder sie seien den Ansprüchen der Zeit nicht entsprechend. Die Dickköpfigen hat er ja immer auf seiner Seite, denn wenn es zum Bezahlen geht, wissen sie es so zu schieben, daß die Last auf unsere Schultern kommt; sonst würden sie sich wohl mehr widersetzen, wenn alle Augenblicke Leute von außerhalb hereinziehen wollen. Hat doch der Bürgermeister erst neulich gemeint, dadurch hebe sich der Verkehr; es wäre sogar gut, wenn Neubauten entstünden und wenn sich die Stadt vergrößere. Seine Freunde haben zu seiner Rede

natürlich mit den Köpfen genickt; sie sind ganz damit einverstanden, wenn die Lebensmittel teurer werden und wenn uns der Verdienst genommen wird. Nach der Stadtmauer müßte man mit ihnen gehen und fragen, ob sie nicht wissen, wozu unsere Vorfahren die gebaut haben; um die Accise ist es nicht allein gewesen; die waren klüger als wir; sie haben sich die vom Leibe gehalten, welche ihnen das Brot nehmen wollten. Ein reines Wunder ist es, daß sich im vorigen Jahre noch so viele vernünftige Leute gefunden haben, die gegen den Chausseebau aufgetreten sind; viel fehlte nicht, dann hätten wir die Straße gepflastert, damit es die Landstreicher recht bequem haben, wenn sie bei uns betteln wollen; vor unseren Nachkommen müssen wir uns schämen, wenn wir zu solchen Streichen unsere Zustimmung geben."

Die Unterhaltung wird einen Augenblick unterbrochen, denn der Herr Wachtmeister ist eingetreten. Dichter Nebel hüllt nachgerade alles ein, und die Flammen der Talglichte ermatten mehr und mehr, obwohl ihr Docht mit den dazu bereit gelegten Scheren alle Augenblicke gestutzt wird. Der Herr Wachtmeister als ein Mann von Stand und Bildung ist sich seines Werthes sehr wohl bewußt; man ist zusammengerückt, und er nimmt seinen Platz mit einer Miene ein, wie jemand, der solche Rücksicht wohl beanspruchen darf. Vielleicht plaudert er heute aus der Schule, denn unzweifelhaft weiß er mehr davon als andere Leute, wie es in der Welt aussieht; soll doch in den Zeitungen gestanden haben, daß es möglicherweise Unruhen geben könnte, wenn Verwickelungen eintreten würden, die sich auf diplomatischem Wege nicht lösen ließen. Vor einigen Tagen erst hat man beobachtet, wie mehrere Offiziere lange in eifrigem Gespräche standen; jedenfalls wurde die Kriegsfrage besprochen, aber die strengen Kriegsartikel schließen ihnen den Mund; sie dürfen die Geheimnisse nicht verraten, welche sie in ihrer Stellung erfahren. Eigentliche Ursache, uns zu fürchten, ist — streng genommen — gar nicht vorhanden. Wir stehen unter russischem Schutze, denn es wäre doch zu schlecht, wenn ein Schwager dem anderen nicht beistehen wollte, ganz abgesehen vom Oesterreicher, der nach den bestehenden Verträgen verpflichtet ist, uns zu Hilfe zu kommen. Nein, Frankreich wird es nicht wagen, uns anzugreifen; sehe doch bloß einer den Wachtmeister an, was für ein strammer Kerl der ist; durch die halbe Stadt hört man es, wenn er kommandiert, der fürchtet sich vor keinem Franzosen, und wohin er reitet, da müssen seine Leute mit.

Inzwischen hat Frau Wirtin den Haspel herbeigeholt; die Rocken sind leer, denn keine gute Spinnerin wird am Sonnabend das Rad bei Seite setzen, bevor sich nicht der Flachs auf der Spule befindet. Jetzt wird die Probe gemacht, ob die Töchter die Hände fleißig gerührt haben. Das freundliche Gesicht der Mutter und ihr zufriedenes Kopfnicken sagt ihnen, daß das Resultat günstig war; mit einem halben Blicke auf die Gäste, ob sie beobachtet werden, nehmen sie die Spinnräder und verschwinden geräuschlos im Nebenzimmer. Die Zeit ist heute überaus schnell vergangen; der Kuckuck in der alten Wanduhr, welcher sich jedenfalls durch das vieljährige Einatmen des Tabaksrauches ein chronisches Halsleiden zugezogen hat, verkündet mit heiserer Stimme, daß der Augenblick gekommen ist, wo er ein Recht hat, allein zu sein; die Bierreste in den Gläsern werden möglichst gewissenhaft eingeteilt, und bald darauf sind die Lichter ausgelöscht.

Sonntag, Ruhetag; heute kann der Bursche eine Stunde länger im Bette bleiben, denn Frau Meisterin hat sich auch eine Extrazulage an Schlaf gegönnt. Jedenfalls ist es viel angenehmer, heute die duftenden Salzkuchen vom Bäcker zu holen, als in den Wochentagen das Schmiedefeuer anzuzünden; fallen ihm doch auch einige davon zu, während es sonst bei einem Schmalzbrote sein Bewenden hat. Bald nach dem Kaffee sitzt der Meister an dem großen Tische, um nach den auf einer Schiefertafel gemachten Notizen die in der Woche gefertigten Arbeiten in sein Buch einzutragen. Sein ältester Geselle sitzt ihm gegenüber, um der Mutter daheim durch einen Brief von seinem Wohlergehen Kenntnis zu geben. Noch kommt der Geselle mit dem schwarzen Felleisen auf dem Rücken, den mit Wachsleinwand überzogenen Hut auf dem Kopfe und dem dicken Knotenstock in der Hand und bittet nach üblichem Gruß und Spruch um Arbeit. Er wird examiniert, woher und wohin; der Wanderpaß wird geprüft, und wenn alles so ist, wie es sein soll, dann heißt es: „Lege ab, Geselle.“ Von diesem Augenblick an wird er als ein zur Familie gehöriges Mitglied angesehen; er nimmt teil an den Leiden und Freuden der Familie und darf das Haus des Meisters als sein schützendes Asyl betrachten. Vor der Thür auf der grünen Bank, auf der man die Sommerabende zu verbringen pflegt, hat er des Abends seinen bestimmten Platz; dorthin kommen auch Bruder Schuster und Gevatter Böttcher, um zu horchen, wie er die Sitten und Gebräuche seiner Heimat schildert. Wie muß doch in der fernen Gegend alles so ganz anders sein als bei uns. Das beste Fleckchen Erde bewohnen wir unbedingt, und eine schönere Stadt als die unsere gibt es nicht mehr.

Der Meister hat eifrig geschrieben; jetzt wirft er einen Blick auf die Wanduhr. Es wird Zeit, daß er sich rüstet, denn in einer halben Stunde beginnt der Gottesdienst; und was würde der Herr Superintendent sagen, wenn sein Platz leer bliebe? Zu denen mag er nicht gezählt werden, die sich Lichtfreunde nennen und meinen, sie würden ihren Weg schon allein finden, die das Thun und Lassen des Herrn Superintendenten wie das eines gewöhnlichen Menschen bekritteln und gar nicht bedenken, daß er ihnen früher oder später die Grabrede halten wird. Ja, wenn die Grabreden nicht wären! Man könnte sich dann zuweilen mehr gegen ihn herausnehmen; aber es ist doch schrecklich, anzuhören, wenn er alle Register zieht und die sündige Urnatur des Menschen schildert, mit der der Verstorbene so besonders schwer und erfolglos gekämpft hat. Wenn er laut verkündet, daß die Demut vor dem Herrn allein segenbringend ist, wogegen der Hochmut nimmer taugt, dann ist es ja klar und verständlich ausgesprochen, was der Herr Superintendent von seinen Beichtkindern will, und thöricht würde es sein, einer solchen Aufforderung zu trotzen.

Inzwischen hat sich nebenan in der Kammer wiederholt ein ganz bedenkliches Kindergeschrei vernehmen lassen, aber gestört hat es den Meister nicht, denn aus den zuredenden oder auch scheltenden Worten seiner Frau hat er erkannt, daß es sich um die große Sonntagswäsche handelt. Jetzt öffnet sich die Thür, und die Mutter erscheint hinter ihren drei geputzten Kindern auf der Schwelle; sie muß doch sehen, wie sich Vater zu ihnen freut, und darf auch gewiß erwarten, daß er ihre Kunstfertigkeit anerkennt, denn sie blickt mit Stolz auf die Anzüge,

die sie mit eigener Hand gefertigt hat. Freilich scheint sie für die nächsten Jahre eine ganz bedeutende Entwickelung ihrer Kinder und besonders des ältesten Jungen zu erwarten, denn sowohl die Jackenärmel wie die Hosenbeinlinge sind eingeschlagen, aber ihr Mann ist mit dieser Vorsicht sehr einverstanden; der Stoff ist gar teuer, und zu häufig dürfen sich solche Ausgaben nicht wiederholen. Viel weniger scheinen die Kinder von den neuen Kostümen entzückt, denn sie stehen so unbeholfen da, als ob sie in eine fremde Haut gekrochen wären; aber gleich nachher sind sie bei den gewohnten Spielen, und die Ermahnungen der Mutter, das neue Zeug nicht schmutzig zu machen, sind bald vergessen.

Frau Meisterin ist auch durch die Uhr belehrt worden, daß keine Zeit mehr zu verlieren ist, wenn sie in gewohnter Weise die Kirche besuchen will. Schnell werden dem Burschen noch einmal die vorher schon gegebenen Befehle wegen Beobachtung des am Feuer stehenden Erbsentopfes wiederholt, die Kinder werden unter Aufsicht des Gesellen gestellt, und während die Glocken zum Kommen einladen, schreitet sie, geschmückt mit der Bandhaube, dem Zeichen ihrer Frauenwürde, und umhüllt mit dem rotblumigen Umschlagetuche, an der Seite ihres Eheherrn dem Gotteshause zu. Sie weiß mit ihren Füßen geschickt die größten Steine des holperigen Pflasters auszuwählen, und ihr Mann hat oft Gelegenheit, sich über ihre weit ausgeschnittenen Schuhe zu freuen, welche trotz der über Kreuz befestigten schwarzen Bänder die weißen Kirchstrümpfe sichtbar werden lassen. Sein Bräutigamsrock, der den Meister schmückt, ist in der Länge immer noch mehr als ausreichend, aber in der Schultergegend macht sich eine bedenkliche Enge bemerkbar, und ob er seinen Traurock bis zum Lebensende tragen kann, wie es sich doch für einen guten Bürger ziemt, ist eine Frage, die der Meister sich schon öfter mit Betrübnis vorgelegt hat.

Mit seinem Sonntagsanzuge zugleich hat der Meister aus dem im Koffer versteckten Beutel das nötige Geld genommen, um beim Kaufmann seine Eisenrechnung zu berichtigen. Auf dem Rückwege aus der Kirche hat er die beste Gelegenheit, das zu bezahlen, was er in der Woche verbraucht hat; nur keine Schulden! Er würde ja kein Recht mehr haben, erhobenen Hauptes durch die Straßen zu gehen, wenn er fürchten müßte, jemandem zu begegnen, der noch Forderungen an ihn hat.

Der Kaufmann sitzt in seiner Wohnstube am Sekretäre; Papiere allerlei Art liegen um ihn her ausgebreitet, und so eifrig ist er beschäftigt, daß er kaum den Eintretenden bemerkt. Um aber einen guten Kunden zu begrüßen und Geld in Empfang zu nehmen, muß immer Zeit sein; der Meister wird auf das freundlichste bewillkommnet.

Vielgewandt muß der Kaufmann sein, wenn er sich den Ruf wahren will, daß er einer der ersten in der Stadt ist, und davon hängt viel ab, denn wer möchte von sich sagen lassen, daß er seine Waren von einem Krämer holt, oder welcher Bauer will bei einem Kaufmann ausspannen, der nicht eines der besten Geschäfte hat; er würde von seinesgleichen über die Schulter angesehen werden. Der Kaufmann kennt seine Landkundschaft genau; er ist sowohl in Bezug auf Vermögen wie auf Familienangelegenheiten orientiert und stets in der Lage, guten Rat zu geben. Soll eine Heirat geschlossen werden, so treffen sich die

Parteien ganz sicher bei ihm, um in seinem Beisein über das Heiratsgut, das Altenteil, die Hochzeitskosten und dergleichen zu beraten; er weiß, was Gebrauch ist, und kann zu hohe Forderungen durch Anführung ähnlicher Fälle herabstimmen, wie umgekehrt dem Geize des anderen entgegentreten. Er geht mit nach dem Gerichte, damit die Verschreibung ordnungsmäßig geschieht, denn der Herr Patrimonialrichter hat es immer so eilig, daß sich die Leute gar nicht so aussprechen können, wie sie möchten; er aber weiß ihm entgegenzutreten, und hat mehr als einmal bewiesen, daß er ein gesetzeskundiger Mann ist. Schon viele haben Nachteil davon gehabt, daß sie gegen seinen Willen gehandelt haben; von keinem werden die Ersparnisse so sicher untergebracht, wie von ihm; hält er doch eine Zeitung, aus der er täglich ersehen kann, wie hoch die Staatsschuldscheine im Kurs stehen, und wenn es auch noch andere zinstragende Papiere geben mag, der Bauer kauft nur diese; er will bloß mit dem König von Preußen zu thun haben; dann weiß er wenigstens, daß er seine Zinsen bekommt und sein Geld nicht verliert.

Aber auch in der Stadt selbst ist der Kaufmann von Bedeutung. Der Kundschaft wegen sucht er mit jedermann auf möglichst gutem Fuß zu stehen; wenn er jedoch städtische Interessen zu vertreten hat oder wenn es sich um die Schützengilde handelt, dann kennt er keine Rücksichten. Die Honoratioren wollen ihn freilich nicht in ihren Kreis aufnehmen; dafür weiß er sich aber zu rächen, und wenn er bei jenen eine wunde Stelle findet, so wird sie schonungslos den Blicken seiner lieben Mitmenschen preisgegeben. Kein Festtag im Jahre ist für ihn so wichtig wie das Königschießen. An diesem Tage sind die Augen seiner Mitbürger auf ihn gerichtet, denn sie wissen, er wird eine Rede halten, wenn er den König proklamiert und ihm die Kette überreicht. Es ist viel, eine Rede so ganz auswendig, aber er kann es. Daß der Bürgermeister mit seiner Frau den Ball eröffnet, scheint ihm ebenso natürlich, als daß er selbst die Frau Bürgermeister bei der Polonaise führt; heut steht er ihnen mindestens gleich, und ob er nicht mehr darauf gehen läßt als der Herr Stadtrichter, welcher dort am Arme seiner großen Gattin einherschreitet, ist sehr die Frage. Gewiß will sich die stolze Frau heute wieder bewundern lassen, sonst hätte sie den neuen Strohhut nicht aufgesetzt; man soll eben sehen, daß sie mehr ist als andere Leute. Es ist ja richtig, daß es von ihrem Manne abhängt, wer in Prozeßsachen recht bekommt, und ratsam ist es nicht, sich ihre Feindschaft zuzuziehen, denn er steht unter dem Pantoffel und muß die Erkenntnisse gewiß so abfassen, wie sie verlangt; es wäre uns lieber, wenn sie bei ihresgleichen bliebe; aber so gemütlich wie bei der Schützengesellschaft soll und kann es bei den Bällen der Honoratioren lange nicht zugehen. Unser Kaufmann erklärt dem Herrn Wassermühlenbesitzer, daß er jene durchaus nicht beneidet und um keinen Preis dabei sein möchte. Da kommen sie angefahren, die Herren Amtleute und Pastoren mit ihren vielen tanzlustigen und heiratsfähigen Töchtern; sie kennen sich gegenseitig kaum, und bis dahin, wo das zweite Ballfest stattfindet, sind sie sich längst wieder fremd geworden. Alle Herren tragen Leibröcke, als ob ein anderer Rock nicht ebenso gut wäre, und in den engen weißen Handschuhen können sie die Finger nicht bewegen. Fein sind sie freilich, aber wie es mit den Ballkleidern der Damen steht, Herr Gevatter, und

wann die bezahlt werden, das ist jedenfalls eine sehr bedenkliche Frage; ich weiß ein Lied davon zu singen.

Ein Ball ist überhaupt ein Ereignis, das noch lange besprochen wird. Die Ballmütter mit den Bandhauben halten gute Wache, und ihren scharfen Augen entgeht nichts; aber merkwürdig: für manche Einzelheiten findet sich das richtige Verständnis erst nach Wochen, und zwar im Austausche mit anderen Frauen.

Frau Gerichtssekretär hat vor einigen Tagen große Wäsche gehabt, und heute sind die lieben Freundinnen nach alter Gewohnheit geladen, die getrocknete Wäsche legen zu helfen. Vorsichtig werden die defekten Stücke zur rechten Zeit beiseite geschafft; es ist besser, sie im stillen Kämmerlein aufzubewahren, als sie den Blicken der lieben Schwestern preiszugeben. Zunächst aber eine Tasse Kaffee, dabei plaudert es sich so schön, und in einer Stadt wie die unsere passieren ja täglich Dinge, die des Erzählens wert sind. Sollte man es denn meinen, daß sich neulich auf dem Balle der fremde Musterreiter in des Gregorius Tochter verliebt hat? Einen langen Brief hat er ihr geschrieben, und geantwortet hat sie auch, denn sie hat sich einen Briefsteller geborgt und bis heute noch nicht wiedergebracht; vielleicht denkt sie, ihn zu behalten, solange die Liebschaft dauert; mögen sich die Leute doch selbst einen solchen anschaffen; bei anderen kommt es auch gar nicht so selten vor, daß Briefe geschrieben werden und daß wir ihn selbst haben müssen. Später kann sie sich ja ihre Briefe drucken lassen. Heißt es doch, daß jetzt hier sogar eine Druckerei eingerichtet werden soll, um ein Wochenblatt herauszugeben, in das alles eingerückt werden kann, was verkauft werden soll oder zu kaufen gesucht wird; gerade wie in Berlin kommt es noch, denn mit den Dienstmädchen ist es leider schon so; mit ganz funkelnagelneuen weißbunten Kattunkleidern gehen sie des Sonntags nach dem Tanzboden und tanzen Schottisch; nichts lassen sie den Bürgertöchtern mehr voraus, und wenn sie auf der Straße gehen, dann haben sie eben so lange Kleider an wie die feinen Damen. Die Herrschaften haben den größten Schaden davon, denn von Jahr zu Jahr steigt der Lohn, weil sie sonst nicht Geld genug haben, allen Band und Tand zu bezahlen. Achtzehn Thaler, denken Sie doch bloß, achtzehn Thaler bekommt Apothekers Guste schon; wie lange wird es dauern, dann verlangen unsere ebensoviel, denn wenn sich die eine neuen Putz anschaffen kann, dann müssen doch die anderen auch so gestellt werden, daß sie nicht abstechen. Wenn das Beispiel besser wäre, das ihnen gegeben wird, so möchte wohl manches anders sein; aber seit einigen Tagen laufen ja Steuereinnehmers Töchter mit ganz schiefen Scheiteln umher! Wie die Jungens haben sie sich frisiert, und das wollen anständige Mädchen sein! Wie es wohl mit der Ausstattung aussehen mag, wenn sich die Aelteste nun zum Frühjahr verheiratet; ein Sofa soll freilich bestellt sein, von der Wäsche hat man aber noch nichts gehört, und mit den beiden Betten wird es auch nicht weit her sein. Sie waren ja immer zu schwächlich und konnten das fortwährende Sitzen am Spinnrade nicht aushalten; jetzt wird sich nun wohl die Schwäche im Leinwandkoffer zeigen. Der Bräutigam hat freilich als Lehrer ein schönes Gehalt, beinahe dreihundert Thaler, aber sie wollen sich auch ganz herrschaftlich aufführen und wollen gar kein Vieh halten.

weil sie meinen, sie kommen ebensogut zurecht, wenn sie ihr Fleisch pfundweise kaufen. Denken sie doch bloß, Frau Gevatterin, solche Ansichten; zwei und einen halben Silbergroschen kostet das Pfund schon; man geht ja bei besonderen Gelegenheiten auch hin und kauft etwas, zu oft darf es aber nicht vorkommen, wenn man Familie hat und für die Kinder etwas zurücklegen will. Die Mandel Eier hat schon drei Silbergroschen gekostet; es ist zu arg; die Landleute wissen nicht mehr, was sie nehmen sollen; unsere Vorfahren würden sich wundern, wenn sie die heutigen Preise für Lebensmittel kennen lernten. Dabei steigen die Ansprüche immer mehr; es wird noch dahin kommen, daß die Dienstmädchen Kartoffeln und Hering nicht für ein ordentliches Mittagbrot ansehen!

Die Dämmerung ist inzwischen eingetreten, und man erinnert sich daran, daß es Zeit ist, nach Hause zu gehen. Noch sind die Laternen nicht angezündet, und die liebe Jugend, welche mit Vorliebe den ungepflasterten Marktplatz zu ihren Spielen benutzt, ist so zahlreich vertreten und so ausgelassen, daß es nicht ungefährlich ist, denselben zu passieren. Der Ton eines Posthorns macht allen Spielen ein Ende; im Wettlaufe kommen die Knaben und Mädchen beim Postgebäude an, als der Wagenschlag geöffnet wird und zwei Reisende demselben entsteigen. Als ein mit der Oertlichkeit bekannter und vielgereister Mann überläßt der eine sein Gepäck dem Hausknecht, welcher von dem feinen Gasthofe dorthin entsendet ist, um die Fremden in Empfang zu nehmen; wogegen sich der andere erkundigt, ob er nicht in der Nähe ein gutes, aber billiges Gasthaus haben könne. An Führern fehlt es ihm nicht, wenn es auch der größte Teil der Jugend vorzieht, den feinen Fremden anzustaunen, welcher in Hut und Pelz dem großen Gasthofe mit dem prunkenden Namen „Hotel zum Kronprinzen“ zuschreitet. Das Gastzimmer desselben ist heute gut gefüllt; an jedem Freitag ist man sicher, Gesellschaft zu treffen; dann pflegen sich die außerhalb wohnenden Ressourcenmitglieder einzufinden, um die edle Kunst des Whistspielens zu betreiben oder, an dem großen runden Tische sitzend, sich zu unterhalten.

Der Reisende ist für die meisten der Anwesenden kein Fremder; aus dem Rheinlande kommt er; seine Weine sind als gut bekannt, und gern wird ihm ein Platz am Räsonniertische eingeräumt. Schier erstaunlich ist es, was der Mann zu erzählen weiß von seinen Reisen, von den Eisenbahnen, die bereits fertig sind und die noch gebaut werden sollen. Er glaubt nicht an die Wahrheit der Entgegnung, daß der König auf die Beschwerde der Frachtfuhrleute, welche sich in ihrem Erwerbe gestört sehen, den Bau der Bahnen verboten hat. Er sieht eine vollständig neue Zeit nahen. Freilich sagt man ihm, daß eine weitere Verbesserung des Verkehres kaum möglich und auch nicht einmal wünschenswert sei, daß Briefe und Zeitungen schon viermal in der Woche ankommen, und daß der „Beobachter an der Spree“ des Sonntags erzähle, was während der Woche in Berlin geschehen ist. Der Mann schüttelt trotzdem bezeichnend genug mit dem Kopfe, alles soll neu und besser werden — wunderliche Gedanken hat er im Kopfe — wenn er auch seinen Kunden gegenüber die Worte vorsichtig abwägt. Vielleicht ist ihm die Einrichtung des Hotels hier auch noch nicht fein genug, hier, wo die „Königlich privilegierte berlinische Zeitung“ für jedermann ausliegt, nachdem sie der Herr Superintendent, der Bürgermeister und Stadtrichter

gelesen haben, wo ihm ganz allein ein Zimmer mit weißem Bette zur Verfügung steht, und wo ein Marqueur allezeit seines Winkes gewärtig ist. Ja, diese Musterreiter verlangen viel. Man erinnert sich noch ganz genau, daß sein Verhalten im Theater vor einigen Jahren auch sehr tadelnswert war. Unsere Schauspieler waren soeben angekommen und hatten in der Warenremise des Kaufmanns R. wie gewöhnlich ihre Bühne aufgeschlagen. Alles freute sich der kommenden genußreichen Stunden und sah in Spannung der ersten Aufführung entgegen. „Muttersegen" war angekündigt; der Stadtmusikus übte schon seit mehreren Tagen die schwermütigen Weisen, und der Herr Direktor versicherte jedermann, daß ein ergreifenderes Stück noch nie gespielt sei. Er hatte recht; durch ungezählte Thränen sprach das Publikum seinen Beifall aus, und lautlose Stille herrschte im ganzen Raume, als mit einemmal jemand in ein schallendes Gelächter ausbrach. Gottlob, aus unserer Stadt war es keiner gewesen! Uns durften die Schauspieler für diese Taktlosigkeit nicht verantwortlich machen; jeder fühlte sich von dem fremden Menschen beleidigt und bedauerte nachher, daß jener nicht hinausgewiesen war.

Gewiß ist der zweite Reisende, der mit der Post ankam, weniger anspruchsvoll. Er hat, wie er es wünschte, ein Gasthaus zweiten Ranges getroffen. In der einen Ecke des großen Zimmers steht der große Tisch, an welchem auch die Familie des Wirtes die Mahlzeiten einzunehmen pflegt; denn Wohn- und Gastzimmer sind dasselbe. Alle Möbel sind einfach, aber reinlich gehalten, und daß ihm die eintretende Magd ebenso, wie es die Kinder gethan haben, die Hand mit den Worten: „Seien Sie willkommen!" zum Gruß entgegenstreckt, ist ihm mehr anheimelnd als störend. Dicht an der Thür steht das große Milchspind, und ob der säuerliche Geruch, welcher sich bemerkbar macht, diesem entströmt oder ob ihn die Käse verschulden, welche, auf langen Brettern nebeneinander geschichtet, den ganzen oberen Teil des braunen Ofens einnehmen, bleibt zweifelhaft. Jedenfalls söhnt sich der Reisende mit dem nicht ganz angenehmen Duft aus, als ihm nach der Biersuppe von letzteren eine Exemplar von gereiftem Alter vorgesetzt wird; er beweist durch die That, daß die lobenden Worte, welche er der Wirtin gegenüber ausspricht, ernst gemeint sind. Muß er auch sein Zimmer mit einem anderen Reisenden teilen, sind es auch nur blau gemusterte Ueberzüge von grobem Hausleinen, mit denen sein Bett bezogen ist: er streckt sich doch mit dem behaglichen Gefühl darin aus, daß er diese Nacht gut untergebracht ist; gewiß wird er von den Lieben daheim träumen, die ihn auch sicher in ihrem Abendgebete nicht vergessen haben. Draußen verkündet der Wächter durch Spruch und Hornruf, daß die zehnte Stunde geschlagen hat; die Straßenlaternen werden ausgelöscht, und bald liegt die ganze Stadt in tiefem Schlaf.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

Eberhard im Bart, erster Herzog von Württemberg.

Von

J. A. Schneider.

„Mein gnädige Fürstin und Fraw, Fraw Mechtild, Gräfin zu Würtemberg ꝛc., gebohrne Pfalzgrävin, ist eines Sohnes genesen, genannt Eberhard (der Aelter), auf Samstag den 11. Tag Decemb. in A. 1445. Als nun hochermeldte Fraw Mechtild diesen Sohn gebohren: da war mein gnädiger Herr, Graf Ludwig zu Würtemberg, nit inheims, sondern zu Herrenberg. Und ward zu ihrer Gnaden geschickt meiner gnädigen Frauen Knecht, Hanß Schneider, das Bottenbrod zu bringen. Schenckt ihm mein gnädiger Herr zu Bottenlohn 15 Gulden." So berichtet einer der Taufzeugen, der Propst Spenlin von Herrenberg. Acht Tage nach seiner Geburt wurde der junge Graf in Urach vom Bischof Heinrich von Konstanz getauft.

Sein Vater, Graf Ludwig, welcher in der Teilung mit seinem Bruder Ulrich dem Vielgeliebten (Nürtingen, den 25. Januar 1442) den sogenannten Uracher Anteil der Herrschaft Württemberg erhalten und seinen Sitz in Urach genommen hatte, während seinem Bruder der östliche Teil mit dem Sitz in Stuttgart zugefallen war, war ein ernster, christlicher Mann und vortrefflicher Fürst, der im Städtekrieg sich neutral hielt, seinem Lande hierdurch viel Elend ersparte und dasselbe durch vorteilhafte Käufe mehrte.

Dessen Gemahlin Mechtild, Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, war eine fromme, verständige und hochgebildete Frau; an ihrem Hofe war strenge Zucht und Sitte. Sie war mit den römischen Schriftstellern wohl vertraut und schrieb lateinische Briefe. Auf ihrem späteren Witwensitz brachte sie einen Vorrat von 94 mittelalterlichen Dichterwerken zusammen. Ihr hatte Hermann von Sachsenheim seine „Mörin" gewidmet, ihr Püterich von Reichertshausen 1462 seinen „Ehrenbrief" zugeschrieben, und für sie und ihren Sohn Eberhard übersetzten Niklas von Wyle, Antonius von Pfore und Heinrich Stainhövel aus fremden Sprachen.

Graf Eberhard war der dritte Sohn seiner Eltern und hatte folgende Geschwister: Graf Ludwig (geb. 3. April 1439, gest. 3. November 1457); Andreas, als Kind gestorben; Mechtild (vermählt 1454 an Landgraf Ludwig von Hessen, gest. 1495); Elisabeth (vermählt 1470 an Graf Johann von Nassau-Saarbrück; 1474 an Graf Heinrich von Stolberg, gest. 1505).

Am 23. September 1450 starb der Vater, Graf Ludwig, unvermutet zu Urach an der Pest und wurde in der Kartause Güterstein beigesetzt. Nun übernahm der Oheim, Graf Ulrich, die Vormundschaft über die Waisen. Die Mutter Mechtild zog sich auf ihren Witwensitz Böblingen zurück und heiratete im Sommer 1452 den Erzherzog Albrecht von Oesterreich. Man nannte sie nun „das Fräulein von Oesterreich".

Der kränkliche, an Körper und Geist schwache Graf Ludwig wurde schon im November 1453 mündig erklärt. Statt seiner regierte der mütterliche Oheim Pfalzgraf Friedrich. Als Graf Ludwig am 3. November 1457 starb, erhielt Graf Ulrich die Vormundschaft wieder. Aber schon 1459 gelang es dem jungen Grafen Eberhard, unterstützt von seiner Mutter Mechtild, seinem Oheim Friedrich und der Landschaft, die Regierung selbst zu erlangen als ein fünfzehnjähriger Knabe!

Er war gesund, klein von Statur, mit herrlichen Geistesgaben, besonders mit einem vortrefflichen Gedächtnis ausgestattet. Auch einen vortrefflichen Erzieher hatte er, den Priester Johannes Vergenhans (Nauclerus), dessen guten Absichten aber viele Hindernisse bereitet wurden, so daß Unterricht und Erziehung des Knaben teilweise Not litt. Die Räte, welche sich bei ihm in Gunst erhalten wollten, verboten seinem Lehrer, ihn in der lateinischen Sprache zu unterrichten, indem sie sich hierfür auf ein Verbot des Vaters beriefen, der ihnen auf dem Totenbett deshalb einen Eid abgenommen habe. Es sei genug, wenn der junge Herr deutsche Schriften und Bücher lesen und das Notwendigste schreiben könne. Da nun Eberhard mit Studien nicht angestrengt wurde und das Wenige, was er lernen mußte, leicht faßte, blieb ihm viel Zeit zu kindischem Spiel und Mutwillen. Der Vormund, der seine eigenen Söhne nicht gut erzog, beaufsichtigte ihn viel zu wenig; die Mutter war fort, dem Lehrer Vergenhans hielten die Räte Widerpart, und so wurde der junge Herr ein wilder, ausgelassener Junge, mit 15 Jahren unabhängig und Regent von Land und Leuten.

Eberhard ließ dem knabenhaften Uebermute erst recht die Zügel schießen; er verachtete die alten Räte und hörte desto williger auf die Vorschläge der jungen adeligen Herren. Vergenhans war als Pfarrer nach Brackenheim gekommen und mit ihm jeder lästige Mahner entfernt. Jagen, Vogelstellen, Rosselenken, Rennen, Tanzen, Spielen und gar ausgelassenes Zechen gefiel

dem jungen Herrn überaus. Allerdings brachte er es in allen ritterlichen Uebungen zu großer Gewandtheit und Ausdauer, allein die Ueberanstrengung und das viele Trinken legten einen Keim zu manchen Gebresten und Krankheiten in späteren Jahren. Es gingen starke Klagen um über das ausgelassene Treiben des jungen Herrn, der sogar mit seinen Gesellen in Frauenklöster eindrang.

Auch in Geldverlegenheiten kam er dadurch, so daß er 1463 auf vier Jahre den sogenannten Wochenpfennig ausschrieb und bei Klöstern Geld aufnehmen mußte: bei Bebenhausen 5000 Gulden, von Blaubeuren und Hirsau je 1500 Gulden, von Herrenalb 1000 Gulden. Dafür befreite er sie bis zur Heimzahlung der Schuld von der Verköstigung seiner Person, seiner Diener und Knechte, von der Jäger- und Falkneratz und der Hundelegung.

Vergenhans hatte aber in das Herz seines jungen Zöglings doch einen guten Grund von Gottesfurcht und Frömmigkeit gelegt; desgleichen übte die Mutter Mechtild, die nach dem schnellen Hinscheiden ihres Gemahls zu Wien (1463) ihren Wohnsitz in Rottenburg a. N. aufgeschlagen hatte, einen guten Einfluß auf ihren Sohn aus. Auch der ehrwürdige Konrad von Münchingen, Prior in Güterstein, und der Abt Johannes von Herrenalb, der in Kürze das volle Zutrauen des jungen Herrn sich erwarb, wirkten auf das vorteilhafteste auf ihn ein, so daß er, der trotz seines jugendlichen Alters die Regierung mit Klugheit und Geschick führte, bald von seinen Verirrungen zurückkam.

Schon im Jahre 1468 war eine solche Wendung im Gemüte Eberhards vor sich gegangen, daß er beschloß, eine Pilgerfahrt nach Palästina zu unternehmen. Die Erzählungen seines Rates, des vielgereisten Ritters Georg von Ehingen, schienen diesen Entschluß wach gerufen zu haben. Sein Testament hinterlegte er bei dem Abte Johannes von Herrenalb. Am 1. Mai 1468 bestimmte er zur Verrichtung der gewöhnlichen Geschäfte fünf Räte, welche in wichtigen Angelegenheiten, wie wenn man Geld aufnehmen müßte, und wozu man überhaupt das große Siegel brauche, den Abt Johannes von Herrenalb und den alten Vater von Güterstein beiziehen sollten, so daß jedesmal sieben bei dem Siegeln zugegen wären. Sollten aber noch größere und schwerere Sachen vorfallen, so sollten jene Sieben etliche Amtleute, die zugleich Räte sind, berufen und mit denselben die Sachen verhandeln 2c.

Die Reisegesellschaft bestand aus 24 Edelleuten; ferner waren noch zugegen: zwei Kapläne und des Grafen Leibarzt Dr. Hans Münsinger, der diese Reise in einem Kalender beschrieben, ein Barbier, zwei Kammerdiener, ein Seidenstricker, drei Trompeter, zwei Köche und zwei Schützen.

Am 10. Mai 1468 legte Graf Eberhard in der Kartause zu Güterstein, an der Grabstätte seines Vaters, vor dem Hochaltar

knieend das Gelübde der Pilgerschaft ab und empfing mit seiner Reisegesellschaft den feierlichen Segen. Die Pilger reisten noch an demselben Tage ab, zogen über den Brenner und kamen am 21. Mai nach Venedig; hier beschauten sie am Himmelfahrtsfeste den Prachtzug des Dogen zum Meere, mit dem er sich durch Hineinwerfen eines goldenen Ringes feierlich vermählte. Dieser Zug war gerade in jenem Jahre ganz besonders bedeutungsvoll, denn der Sultan Mohammed II. hatte gedroht, er selbst wolle den Dogen von Venedig mit dem Adriatischen Meere vermählen. Am 4. Juni (Pfingstsonntag) gingen die Reisenden in Venedig unter Segel und langten am 28. Juni vor Jaffa an, wo sie warteten, bis ihnen aus Jerusalem sicheres Geleit verschafft wurde. Am 2. Juli betraten unsere Pilger das heilige Land. Sonntags (den 3. Juli) in der Nacht kamen sie nach Rama, wo sie Rast machten. Donnerstags (den 7. Juli) ritten sie von Rama aus vier Meilen bis nach Emmaus gegen Jerusalem hin. Den folgenden Freitag morgens früh zogen sie in Jerusalem ein und wurden darauf den 9. Juli von dem Guardian des Franziskanerklosters herumgeführt, um an den vielen heiligen Orten ihr Gebet zu verrichten. Am 10. Juli waren die Pilger in Bethlehem. Am 12. empfing Graf Eberhard mit seinen adeligen Begleitern den Ritterschlag. Dies war ein feierlicher, entscheidender Tag seines Lebens: als christlicher Ritter begann er jetzt ein ganz neues Leben und wurde ein Vorbild ritterlicher und fürstlicher Tugend. Den 15. Juli zogen sie an den Jordan; den 16. gegen Bethanien und wieder nach Jerusalem zur Kirche des heiligen Grabes. Am 17. ritten sie nach Rama und schifften sich in Jaffa ein; die Reise ging über Cypern und Rhodus nach Candia, wo Graf Eberhard am 24. August von dem Statthalter der Insel mit Trompeten und Pfeifen empfangen und beim Abschied am 4. September ebenso bis ans Meer begleitet wurde. In Korfu schickte der Graf den größten Teil seines Gefolges nach Venedig, während er selbst die weitere Heimreise über Italien machte. Am 22. September landete er in Otranto und kam am 5. Oktober nach Neapel, von König Ferdinand am 10. Oktober herrlich traktiert, mit einer goldenen Kette und von dessen Sohn mit zwei Pferden beschenkt. Am 16. Oktober kam er nach Rom und blieb bis zum 19. Ueber Florenz, Bologna traf er am 25. in Venedig mit den Seinigen zusammen und kam am 2. November in der Kartause Güterstein an. Am 3. November ritt er nach Rottenburg zu seiner über die glückliche Rückkehr hoch erfreuten Mutter. Unterwegs besuchte er sein Jagdschloß Einsiedel im Schönbuch und setzte dort ein Hagedornsträuchlein, das er aus dem heiligen Lande auf seinem Hute mitgebracht, in die Erde. Der Strauch grünte, trieb Wurzeln und wurde zu einem großen Baum, welcher von Zeit zu Zeit abstarb (nach der Sage,

so oft ein Zweig des württembergischen Regentenhauses ausstarb) und dann aus der Wurzel wieder neue Sprossen trieb. Im Jahre 1580 hatte der Baum sich 52 Ellen im Umfang ausgebreitet, und seine Aeste ruhten auf 40 steinernen Säulen. Auch Cedern vom Libanon soll Graf Eberhard mitgebracht haben, welche im Schloß in Mömpelgard gepflanzt worden seien und von denen eine noch im vorigen Jahrhundert gegrünt habe.

Am 4. November ritt Graf Eberhard in Urach ein. Die Freude über seine Rückkehr bezeigten das ganze Land, Verwandte, Klöster, Ruralkapitel, Landstädte, Reichsstädte, der Bischof von Speier durch Zusendung ansehnlicher Geschenke an Geld, Kleinodien, Silberbechern, Hengsten und Ochsen.

Graf Eberhard hatte auf der Reise den Bart wachsen lassen und behielt ihn von da an bei; daher wurde er zum Unterschiede von Graf Eberhard dem Jüngeren Eberhard im Bart, der Bärtige oder der Bartmann genannt. In sein Wappen nahm er die Palme auf, umwunden mit seinem Wahlspruch: „Attempto“ (ich wage es).

In den nächsten Jahren beschäftigten den Grafen Eberhard zwei Fehden: mit Markgraf Karl von Baden und Hans von Geroldseck, die er glücklich durchführte und beendete, worauf eine friedlichere Zeit und heitere Festtage folgten: die Hochzeit mit Barbara Gonzaga, Tochter des Markgrafen Ludwig von Mantua und der Barbara von Brandenburg.

Brautwerber war Graf Ulrich der Vielgeliebte, der durch den Ritter Georg von Ehingen die Angelegenheit glücklich besorgte. Der Vater selbst führte die Tochter ins deutsche Land. Am 4. Juli 1474 wurde die Hochzeit herrlich zu Urach gefeiert. Außer den Gliedern des Hauses Württemberg waren zugegen: die Markgrafen Albrecht von Brandenburg — Stifter der Ehe — und Karl von Baden, die Pfalzgrafen Philipp und Otto, die Bischöfe der Nachbarschaft, 16 Aebte und Pröpste, die Abgeordneten von den Landkapiteln, von 14 Reichsstädten und den württembergischen Aemtern; viele von Adel. Ueber 3000 Pferde waren an jenem Tage in Urach. An den Tischen sollen 14000 Menschen gezählt worden sein. In dem Schlosse zu Urach war vor der Speisekammer ein Weinbrunnen mit drei Röhren zugerichtet, und in dem Kasten lagen Becherlein aus Tannenholz, daraus jedermann trinken konnte. Verspeist wurden 20000 Herrenbrote, 120000 Gesindbrote, 25000 Schnittbrote: in allem 165000 Brote. Gebraucht wurden an Wein: 4 Eimer Malvasier, 12 Eimer Elsässer, 500 Eimer Landwein und 1 Fuder Essig. Die Hochzeitsgäste brachten wertvolle Geschenke, so Abt Nikolaus von Lorch 25 Gulden in Gold, die Stadt Ravensburg einen Becher von 23 Pfund, die Stadt Tübingen eine große silberne Kanne.

Die Braut brachte 20000 Gulden bei, wogegen Graf Eberhard dieselbe Summe als Widerlage und 6000 Gulden als Morgengabe unter Verpfändung Böblingens, Sindelfingens und des Zolles von Vaihingen versprach. Barbara war eine sehr schöne, talentvolle und gebildete Frau. Sie war an dem glänzenden Hofe ihres Vaters auf das sorgfältigste erzogen worden, besaß viele Kenntnisse, schrieb lateinische Briefe und verstand die deutsche Sprache vollkommen. Italienische Bildung, feinen Geschmack und Ergebenheit gegen den Papst brachte sie an den württembergischen Hof.

Die junge Fürstin fühlte sich in ihrer neuen Heimat bald heimisch. Zu allem Guten half sie treulich mit, und manche gute That ihres Gemahls wurde von ihr angeregt. Ihr Hof zeichnete sich durch Einfachheit und Sittsamkeit aus. Da Gott ihr außer einer Tochter, die bald starb, keine weiteren Kinder schenkte, wendete Barbara ihre mütterliche Liebe ganz den Armen und Bedrängten zu. Als einst das Land von Teuerung heimgesucht war, hörte man sie auf der Weinsteige bei Stuttgart sagen, „sie wolle gern mit den Landleuten Speck und Erbsen essen". Diese Rede ist zu ihrem Andenken lange ein Sprichwort des Volkes geblieben. In der Frömmigkeit und Gottesfurcht war sie allen ein Vorbild, und sie sprach es selbst aus, daß alle diejenigen Leute, welche Gott lieben, auch von ihr um dessen willen geliebt werden und alle Hilfe erhalten. Wollte sie sich eine besondere Erholung gönnen, so hielt sie sich einige Tage bei den Klosterfrauen in Kirchheim auf.

Drei Jahre nach seiner Hochzeit (im Jahre 1477) stiftete Eberhard die Universität zu Tübingen. Er pflegte zu sagen, niemanden sei die Wissenschaft der Künste und Sprachen so nötig als einem Fürsten, und war daher bestrebt, selbst zu lernen und in seinem Lande Bildung zu verbreiten. Es fehlte auch zu seiner Zeit in Württemberg nicht an Schulen; solche gab es bei den meisten Klöstern, wie Hirsau, Alpirsbach, Bebenhausen, Blaubeuren, Herrenalb; und in den größeren und vermöglicheren Städten Württembergs findet man schon im 13. und 14. Jahrhundert Schulrektoren. Diese Schulen waren zunächst Lateinschulen; doch wurde in denselben auch Deutsch-Lesen und -Schreiben gelehrt. Noch günstiger waren die Schulverhältnisse für das weibliche Geschlecht; fast in allen Städten und größeren Orten der Herrschaft Württemberg befanden sich Frauenklöster, sogenannte Sammlungen des dritten Ordens des heiligen Franz von Assisi, in welchen sich die Klosterfrauen mit Unterricht und Erziehung der Mädchen befaßten.

Am 11. Mai 1476 gab Papst Sixtus IV. die Erlaubnis zur Uebertragung der meisten Pfründen des Stiftes Sindelfingen nach Tübingen und erhob die dortige Pfarrkirche zur Stiftskirche. Durch Bulle vom 13. November 1476, am 11. März des folgenden Jahres zu Urach von Abt Heinrich von Blaubeuren in ansehn-

licher Versammlung feierlich verkündet, erlaubte der Papst, ein allgemeines Studium jeder Fakultät und erlaubten Wissenschaft zu errichten, Lehrstühle aller Fakultäten zu begründen und Verfassung und Statuten der Universität anzuordnen. Die Dotation wurde aus Kirchengütern genommen; dazu kamen Schenkungen. Die jährlichen Einkünfte dürfen auf 1000—1200 Gulden gerechnet werden.

Der eigentliche Stiftungsbrief Eberhards ist datiert Urach, den 3. Juli 1477. Statt einer genaueren Schilderung der Universitätsverfassung mag folgende Stelle aus demselben dienen. „Zur Gründung dieser Hochschule bot sich ganz geschickt der Ort unserer Stadt Tübingen dar, dessen Annehmlichkeit, Fruchtbarkeit der Gegend und gesunde Luft mehr in die Augen fallen, als sie von uns erst gerühmt zu werden brauchen. In dieser so berühmten und angenehmen Stadt haben wir mit Bewilligung des heiligsten Vaters in Christo und unsers Herrn Herrn Sixtus IV., durch Gottes Vorsehung Papstes und Leiters der heiligen römisch-katholischen Kirche, öffentliche Schulen und ein allgemeines Studium der vortrefflichsten Wissenschaften errichtet und gegründet, dessen guter Fortgang unter zehn Doktoren und vier Magistern der freien Künste, welche öffentliche Vorlesungen halten, gedeihen soll; von diesen sollen drei sich mit den Büchern und Schriften der heiligen Theologie beschäftigen; ebenfalls drei sollen es sein, welche die geheiligten Rechte der Päpste oder das kanonische Recht lehren; zwei, welche die weitläufigen Bücher der Gesetze und ihre Schwierigkeiten erklären; ebenso viele in der Medizin, welche mit dienlicher Heilung die Krankheiten und die menschlichen Körper heilen; endlich vier, welche, mit den freien Künsten beschäftigt, die Ursachen und Natur der Dinge durch scharfsinnige Forschung ergründen. Daß nun alle, mit festen und hinreichenden Besoldungen versehen, in jeder Fakultät umsonst lesen (damit die Armut niemand hindere, zur Kenntnis der Wahrheit zu gelangen) und mit eifrigem Studium und Fleiß den einzelnen Fakultäten vorstehen; ferner, daß die studierenden Jünglinge etwas haben, worauf sie ihre Hoffnung setzen und mit gutem Vertrauen den Lohn ihrer Arbeiten erwarten dürfen, haben wir diese Hochschule mit Verleihung von mehr als 30 Pfründen begabt und mit geziemenden Freiheiten, Privilegien und lobenswerten Anstalten gar sehr gezieret. Zum Besuche derselben ermahnen und laden wir ein euch wissenschaftliche und gelehrte Männer; euch alle, ihr Jünglinge von vorzüglichem Geiste und Liebhaber der wahren Weisheit, die ihr begierig seid, den Weg der Tugend und Wissenschaft zu betreten und die wahre Glückseligkeit zu erlangen. Es werden euch nicht fehlen Männer, welche durch Unterricht und Ansehen eure Herzen und euren Geist unterweisen und euch täglich tauglicher machen sollen,

das Leben durch Wissenschaft und gute Sitten einzurichten und zu bilden, nach deren Unterricht ihr euch leicht auszeichnen und zu den höheren Graden und Wegen der Würde hinansteigen und hineilen könnet. Und damit euch ein so fruchtbares und lobenswertes Gut nicht allzu lang hinausgeschoben werde, so erwartet und nehmet auf den günstigen und glücklichen Anfang dieser neuen Pflanzung von den gelehrtesten Männern, welche in jeder Kunst und Wissenschaft anfangen am 1. Oktober; hernach möge sie in alle Zeit zum Lobe des höchsten und ewigen Gottes und des ganzen himmlischen Hofes zunehmen und immerdar bestehen."

Den 14. September 1477 wurden die Matrikel der Universität eröffnet. Am 1. Oktober begannen die Vorlesungen. Am 9. Oktober wurde die erste Sitzung des akademischen Senats gehalten, in welcher der Freiheitsbrief Graf Eberhards und die von Abt Heinrich verfaßten Statuten der Universität übergeben wurden. Der kaiserliche Freiheitsbrief ist datiert vom 20. Februar 1484. Der erste Rektor der Universität Tübingen war Johannes Vergenhans, Dr. Decretorum; der erste Kanzler Johannes Tryon, artium Magister, Propst der Stiftskirche in Tübingen; ihm folgte bald in der Propstei und Kanzlerwürde Johannes Vergenhans (gest. 1510).

Von 1470—1486 wurde die Stiftskirche unserer lieben Frau und des heiligen Georg und Martinus in germanischem Stil neu gebaut. Der Chor, auf dessen nördlichem Fenster das Bild Eberhards und Barbaras gemalt ist, war zugleich Kapelle der Universität und wurde nicht bloß zu feierlichem Gottesdienst, sondern auch zu akademischen Feierlichkeiten benutzt; 1478 wurde hier die erste Magisterkreation vorgenommen. Ferner wurden gebaut das Universitätshaus oder die Sapienz, die Gebäude mit Hörsälen, das Fakultätshaus und das Cancellariatshaus. „Das muß," heißt es in Klüpfels und Eiferts Beschreibung der Stadt und Universität Tübingen, „ein unbeschreibliches Leben und Treiben gewesen sein zu jener Zeit in den engen Gassen der Stadt Tübingen, wo an allen Ecken und Enden sich Neues erhob und ein großes Bauwesen das andere drängte und jetzt erst der Stadt das Aussehen gegeben wurde, das sie im allgemeinen bis auf unsere Zeit behalten hat. Und der größte Teil von all diesen Schöpfungen gestaltete sich wie auf Eberhards Veranlassung, so unter seinen Augen und unmittelbarster Aufsicht. So oft als möglich war er in Tübingen und belebte durch seine Gegenwart und belohnte durch seinen Beifall den Fleiß, und überall war rührige Thätigkeit, wo der ernst-freundliche, schmächtige Herr mit dem klaren, geistvollen Gesichte, im dünnen, rötlichen, nicht sehr langen Bart eintrat, um selber zu schauen und zu leiten."

Der Aufenthalt in Tübingen erhielt für Eberhard immer

größeren Reiz; er war bestrebt, die Versäumnis seiner Jugend gut zu machen. Deutsche Bücher las er sehr eifrig und ließ viele wichtige Werke in die deutsche Sprache übersetzen; die alten Inschriften auf alten Grabstätten und Münzen konnte er wohl lesen; gelehrte Männer schätzte er hoch; die Professoren in Tübingen mußten ihm Bücher übersetzen und erklären.

Wenn er nach Tübingen kam, ließ er sein Gefolge auf das Schloß reiten; er selbst stieg in dem kleinen Cancellariatshause bei der Kirche ab und verweilte mehrere Tage bei seinem väterlichen Freund, dem Kanzler Vergenhans. Morgens frühe widmete der Graf drei Stunden den Geschäften und Beratungen; die Schreiber mußten gegenwärtig sein, um die Befehle auszufertigen. Hierauf ging er mit dem Kanzler in die Kirche. Nach dem Gottesdienste speiste er in dessen Haus zu Mittag, wozu zwei oder drei vom Adel und von den Doktoren eingeladen wurden. Das Mittagsmahl war nicht kostbarer als das gemeiner Bürger, die Unterhaltung dagegen sehr interessant. Nach dem Essen konnte jedermann zur Audienz kommen. Allen antwortete der Graf freundlich und bestimmte ihnen die Zeit, wann sie die Resolutionen abholen könnten. Nachher ruhte er ein wenig und hielt sodann Vesper. Vor dem Abendessen kam er wieder mit dem Kanzler und den anderen zusammen, um weitere Geschäfte zu erledigen, oder es wurden die ausgefertigten Befehle durchgelesen. Beim Abendessen liebte er scherzhafte Reden, um sich zu erholen und den Schlaf zu fördern. Zum Vogte in Tübingen hatte er seinen vertrauten Rat Ritter Georg von Ehingen ernannt.

Mit den Lehrern der Hochschule verkehrte der Graf auf das freundlichste; die Professoren Konrad Summenhard, Wendel Steinbach, Joh. Widmann genossen sein ganzes Vertrauen und wurden von ihm als Freunde behandelt. An dem Emporkommen der Hochschule war ihm alles gelegen; dafür sprechen die großen materiellen Opfer, die er für dieselbe brachte, die großen Freiheiten, die er ihr und ihren Mitgliedern verlieh, sowie die weisen Vorschriften, die er in seinen beiden Universitätsordnungen vom 23. April 1481 und 21. Dezember 1491 erlassen hat. Trotz seiner Unkenntnis des Lateinischen ging er doch fleißig in die theologischen und juridischen Disputationen und harrte unverdrossen aus, wenn sie oft lange dauerten, während Professoren ungeduldig fortgingen. Als er am 12. Oktober 1489 der feierlichen Doktordisputation des Konrad Summenhard und Wendel Steinbach anwohnte, war er hierüber so erfreut, daß er alle Unkosten bezahlte. Die Studenten nannte er nur seine Söhne und grüßte sie aufs freundlichste, wenn sie vorbeigingen. Durch seine Gegenwart wurde die Ordnung unter den Studenten besser aufrecht erhalten als durch die Statuten.

Ein bedeutender Teil seines Lebens wurde dem Grafen Eberhard verbittert durch Irrungen, welche ihm seine nächsten Anverwandten verursachten. Da wurden Verträge geschlossen und von den leichtsinnigen Verwandten alsbald wieder gebrochen. Eberhard blieb stets derselbe gleichmütige, gerechte, immer zur Versöhnung bereite Mann. Ein bleibendes Denkmal seines herrlichen Charakters und seines weiten staatsmännischen Blicks sind die der Zeit nach weit auseinander liegenden Hausverträge, durch welche die Unteilbarkeit des Landes eingeführt und das unmittelbar darauf fest bestimmte Erstgeburtsrecht angebahnt wurde.

Ulrich der Vielgeliebte hatte zwei Söhne: Eberhard, geb. 1. Februar 1447, und Heinrich, geb. 7. September 1448, die ihm wenig Freude und desto mehr Sorgen verursachten. Eberhard der Jüngere, am burgundischen Hofe erzogen, seit 1467 mit Elisabeth von Brandenburg vermählt, war ohne männlichen Charakter, verschwenderisch, vergnügungssüchtig und führte auch nach seiner Verehelichung einen sehr unordentlichen Wandel. Heinrich, zum geistlichen Stande bestimmt, aber nicht geistlich geworden, verlangte von seinem Vater einen Landesteil. Der Vater wandte sich an Eberhard den Aelteren, und dieser trat in dem Vertrag zu Urach, datiert 12. Juli 1473, bei welchem auch die Abgeordneten der Städte und der Aemter mitwirkten, dem Grafen Heinrich die Grafschaft Mömpelgard nebst den burgundischen und elsässischen Herrschaften „aus getreuer Liebe und Freundschaft zu seinem Oheim und Stamm und Namen Wirtemberg" ab, wogegen Ulrich Wildberg und Bulach, den Schirm über Kloster Reuthin samt einem Anteil an Sulz übergab und die Schuldforderung von 40000 Gulden wegen Mömpelgard erließ. Wenn Eberhard der Aeltere einer- oder Ulrich und dessen Sohn Eberhard der Jüngere andererseits ohne männliche Nachkommen stürben, so wurde die Wiedervereinigung der geteilten Herrschaft Württemberg zugesichert. Man verglich sich auch, ein und denselben Titel und dasselbe Wappen zu führen.

Am 24. Juli d. J. verglichen sich die Grafen, einander treu und hold zu sein, also daß, wer dem einen ein Leid thue, „die andern auch im Haare haben solle".

Heinrich war in Mömpelgard nicht glücklich. Herzog Karl von Burgund ließ ihn im April 1474 gefangen nehmen und mit dem Tode bedrohen. Nach Karls Tod im Jahre 1477 wurde er frei gegeben und kam am 3. April, an Geist und Körper krank, ohne Dienerschaft in armseliger Kleidung zu seinem Vater nach Stuttgart.

In den Zwistigkeiten zwischen Eberhard dem Jüngeren und dessen Vater Ulrich machte Eberhard der Aeltere oft den Vermittler und brachte am 9. November 1478 eine neue Hofordnung und Erneuerung der Kanzlei- und Landesverwaltung zustande. Graf

Ulrich genoß nach diesem Vertrag, welchen die Landschaft mit bestätigte, noch einige Ruhe für seine alten Tage. Im Herbste 1480 besuchte er Eberhard den Aelteren auf der Hirschjagd zu Leonberg. Da wurde ihm plötzlich übel, und er starb an demselben Tag, den 1. September. Graf Eberhard der Jüngere schloß am 23. Juli 1481 eine neue Einung mit seinem Vetter, und es ging anfangs alles gut.

Heinrich äußerte laut seine Unzufriedenheit über den Uracher Vertrag, durch welchen er verkürzt worden sei, und schloß nach weitläufigen Verhandlungen mit seinem Bruder Eberhard in Reichenweiher den 26. April 1482 einen Vertrag, wonach er an diesen gegen ein Jahrgeld von 5000 Gulden die Grafschaft Mömpelgard und die burgundischen Herrschaften abtrat und sich allein die elsässischen Herrschaften Honburg, Reichenweiher und Bilstein vorbehielt. Im übrigen sollte der Uracher Vertrag aufrecht erhalten werden.

Einige Monate nach dieser Vereinigung zeigte der leichtfertige Graf Eberhard der Jüngere seinem Volke an, das Regieren sei ihm entleidet und er geneigt, die Wiedervereinigung der beiden Landesteile zuzulassen. Die Unterhandlungen wurden eingeleitet, und so kam am 14. Dezember 1482 zu Münsingen mit Rat der Prälaten, Ritter und Landschaft der Wiedervereinigungsvertrag zustande. Der Hauptinhalt des sogenannten Münsinger Vertrages ist dieser: 1) Das Land Württemberg soll zu ewigen Zeiten ungeteilt bleiben. 2) Zu diesem Zwecke werfen beide Herren ihre Lande zusammen und soll Eberhard dem Aelteren gehuldigt werden als regierendem und Eberhard dem Jüngeren als zukünftigem Herrn. 3) Jeder ältere Herr von Württemberg, welcher von einem der beiden Eberharde abstammt, soll regieren, und erst, wenn sie keine Erben hätten, soll das Land an Heinrich und seine Erben fallen. — Den 14. Februar 1484 wurde der Münsinger Vertrag vom Kaiser bestätigt.

Graf Eberhard der Aeltere verlegte 1483 seine Residenz nach Stuttgart. In dem südöstlichen Bau des alten Schlosses daselbst, welcher von Herzog Christoph nicht abgebrochen wurde und noch steht, ist die „krumme Stube, darin Graf Eberhard der Aeltere seine gewöhnlich Wohnung hat". Daselbst hinter dem Schlosse kaufte er etliche Gärten zu einem Burggarten zusammen um 217 Pfund 8 Schilling und übergab ihn seiner Gemahlin Barbara zur Nutznießung. Graf Ulrich der Vielgeliebte hatte in Stuttgart viel gebaut und nach Kräften zu dessen Vergrößerung und Verschönerung beigetragen. Dasselbe that nun auch Eberhard.

Der Münsinger Vertrag war für den Grafen eine Quelle vieler Verdrießlichkeiten und Zwistigkeiten. Sein jüngerer Vetter hätte denselben gern wieder aufgehoben, weil ihm die ausgesetzten

Einkünfte nicht genügten. Allein Räte und Landschaft erklärten am 18. Dezember 1483 einstimmig, Eberhard der Aeltere solle bei der Regierung bleiben. Diesem Gebaren seines Vetters gegenüber blieb der Graf ruhig, aber fest. Nach vielen Verhandlungen kam endlich am 22. April 1485 der Stuttgarter Vertrag zustande, wonach Eberhard der Aeltere beim Regiment blieb und Eberhard der Jüngere Kirchheim, Owen, Weilheim und Winnenden, die Jagdhäuser zu Melchingen und Steinhülben mit bestimmten Jagdbezirken und einigen Rechten und Einkünften erhielt.

Eberhard der Jüngere blieb eine Zeitlang ruhig auf dem Schlosse zu Nürtingen, welches ihm der Vetter nebst einigen Dörfern gegen einen Teil des Kirchheimer Amtes auf sein Begehren gegeben hatte. Allein bald begann er seine alte tolle Lebensweise wieder mit Reiten, Jagen, Turnieren, zog an verschiedenen Höfen umher, geriet in Schulden, bedrückte seine Unterthanen und hielt das Frauenkloster in Kirchheim in förmlicher Belagerung. Die Reformation des Dominikanerinnenklosters 1478, die Bedrängnis durch den jüngeren und die Befreiung durch den älteren Grafen Eberhard ist von der Schwester Magdalena Krämerin in der einfachen Sprache jener Zeit sehr ausführlich beschrieben. Aus diesem für die Kulturgeschichte jener Zeit sehr wertvollen Bericht heben wir einige Stellen aus.

Eberhard der Aeltere nahm im Februar 1488 mit Waffengewalt die seinem jüngeren Vetter angewiesenen Aemter, befreite am 10. Februar das Kloster Kirchheim und entsetzte ihn sofort der Herrschaft überhaupt.

„Um die Vesperzeit kam unser Fürst und getreuer Vater und gnädiger Herr mit viel Edlen seines Hofes und wollte auch bei uns im Kloster sein. Da bereitete man Seiner Gnaden ein besonderes Gemach in der Siechenstube und eine große Kammer dazu, und wir waren froh, als man uns sagte, daß der Herr selbst im Kloster sei. Zur Stunde kam er zur Priorin und Subpriorin und etlichen anderen Schwestern, die er erfordert und fragte, wie es uns gegangen wäre, was wir gelitten hätten. Da ihm alles gesagt war, sprach er: ‚Liebe Mutter Priorin! seid getröstet; ich will nun fürbaß selbst euer Schirmherr sein, solange ich lebe, und will euch nicht mehr von mir geben.‘ Da dankte ihm die Priorin. Danach war es Zeit für die von Kirchheim, daß sie Antwort gaben, ob sie sich ergeben oder nicht? Sie verzogen die Antwort. Da rüsteten sich die von Stuttgart zum Streit hier im Kloster mit Ordnung, eine jegliche Schar zusammenzufügen, die zusammen gehörte: die mit Büchsen zusammen, mit Armbrust, desgleichen mit Spieß und Aexten. Und war ein groß Leben vor dem Kloster mit Schreien, Rufen und Blasen mit den Hörnern. Auch hatten sie große Büchsen zugerichtet um das Kloster gegen

die Stadt. Da wurde uns alles gesagt, und unsere Angst und Not war groß. Darauf kam bald Antwort derer von Kirchheim, daß sie morgen sich ergeben wollen. Zur Stund kam unser gnädiger Herr wieder zur Priorin vor die Thür des Refektoriums und gewann demütig das Botenbrot, daß es wohl gehen möge. Da sie ihm gedankt, sprach sie: ‚Ach, gnädiger Herr! wäre doch unser Keller ledig aus dem Turm.‘ Der Graf sagte: ‚Er muß noch vor Nacht heraus, lebendig oder tot.‘ Ueber eine kleine Weile war der Keller aus dem Turm, war aber so schwach, daß man ihn bis ins Kloster führen mußte; er fiel unserm gnädigen Herrn zu Fuß, als auch billig war.

„Diese ganze Nacht lag das Halbteil der Mann im Kloster und sollte schlafen; aber da war keine Ruhe; die andern lagen um das Kloster und sollten wachen und hüten: wir waren wohlverschlossen im Dormitor. Aber keine Ruhe noch Schlaf wollte uns werden, wie die vergangene Nacht. Als es Tag war, ging der gnädige Herr in die Kirche, wo man Meß las, und nach der Meß ging er allein zu dem Konvent in den Chor. Da fielen wir alle vor ihm auf die Knie und lobten Gott und dankten Seiner Gnaden für die väterliche Hilfe und Erlösung. Er hieß uns gleich aufstehen und nahe zu ihm hingehen. Da fing er an, zu uns zu reden, so weise und geistlich, als ob er ein geistlicher, gelehrter Vater unseres Ordens wäre, und er dankte dem Konvent, daß wir mit Gottes Hilfe so fest widerstanden wären unseren Widersachern und also einhellig zusammengehalten hätten, und wegen dieser Einhelligkeit habe er sich unser angenommen, die Ehre Gottes und unser geistliches Leben dabei zu handhaben, darin wir zunehmen sollen. Und wenn jemand unzufrieden unter uns wäre, sollen sie ihre Herzen zufrieden setzen; wir sollen alle friedsam miteinander leben als geistliche Leute; und da der Konvent antwortete, wir wollten dieses gern thun, empfahl er uns der Mutter Priorin, daß sie Mitleid mit uns haben, wir aber ihr folgen sollten. Danach empfahl er sich in unser Gebet und sprach: ‚Ich werde jetzt in die Stadt gehen und sie auch einnehmen, wie das Kloster.‘ Und da er aus dem Chor ging, sagte er: ‚Ich will euch meine Hausfrau schicken, macht sie mir auch wohl geistlich.‘“

Nun klagte Eberhard der Jüngere den Vetter des Landfriedensbruches an und verlangte seinen Landesteil zurück. Dieser erließ eine gedruckte Verantwortung, datiert 24. April 1488, in welcher er mit Ruhe und Würde das Verhalten Eberhards des Jüngeren wahrheitsgetreu schilderte und allen Ernstes erklärte, daß derselbe der Herrschaft überhaupt entsetzt sei und bleibe.

Eberhard der Jüngere wandte sich vergeblich an die Landstände, an verschiedene Fürsten und an den Kaiser. Er bewirkte zwar, daß

seine Sache einem Schiedsspruch des Königs Maximilian und des Bischofs Wilhelm von Eichstädt unterstellt wurde. Dieser sogenannte Frankfurter Entscheid, datiert 30. Juli 1489, bestimmte, Graf Eberhard der Aeltere solle sein Lebtag beide Landesteile regieren und seinem Vetter jährlich 8000 Gulden und dessen Gemahlin 2000 Gulden, noch mehr Silbergeschirr und nach Monatsfrist für alle Forderungen ein für allemal 12000 Gulden geben. Nach des Aelteren Tod soll der Jüngere nur den Landesteil seines Vaters erben, aber ohne Stuttgart. Eberhard der Jüngere hielt sich nun ruhig und zufrieden; deshalb räumte ihm sein Vetter das Schloß Nürtingen wieder ein.

Graf Heinrich hatte im Januar 1485 Elisabeth von Zweibrücken geheiratet. Sie gebar am 8. Februar 1487 einen Sohn, Ulrich, und starb schon am 17. desselben Monats. Graf Eberhard ließ das Kind nach Stuttgart an seinen Hof holen, wo sich immer adelige Jünglinge, unter anderen auch zwei Schwesternsöhne, befanden, welche daselbst erzogen wurden. Eberhard hatte dieselben fleißig unter seinen Augen und beaufsichtigte ihren Unterricht. Er ließ sie zuweilen selbst ihre Lektionen und den Katechismus aufsagen, ermunterte die Fleißigen und bedrohte die Nachlässigen. Den kleinen Ulrich hatte er zu seinem Erben ausersehen, was im Frankfurter Entscheid angedeutet ist. Den Grafen Heinrich verdroß dies sehr; er machte bei seinen Hofdienern Schulden, ließ einen pfälzischen Rat gefangen nehmen und wollte seine Herrschaft verkaufen. Da ließ ihn Graf Eberhard im August 1490 nach Stuttgart einladen und auf die Festung Hohen-Urach abführen; seine zweite Frau, Eva von Salm (geehelicht 21. Juli 1488), folgte ihm in diese Haft; er starb daselbst am 25. April 1519 und Eva am 26. April 1521. Kaiser Friedrich bestellte am 22. Oktober 1492 Eberhard den Aelteren zum Vormund Heinrichs, welcher „lange Zeit her ein unordentlich, wütend, tyrannisches Wesen geführt habe“, und zum Verwalter für dessen Herrschaft und Unterthanen.

Als Eberhard der Aeltere im Jahre 1492 gefährlich erkrankte, bemühte sich Heinrich der Jüngere bei den eben auf dem Bundestag in Eßlingen anwesenden Fürsten um Abänderung der ihm ungünstigen Bestimmungen des Frankfurter Entscheids. Diese vermittelten am 2. September 1492 den sogenannten Eßlinger Vertrag, nach welchem „die Herrschaft Wirtemberg ungesondert und ungetrennt bei einander bleiben“ und nur, wenn beide Eberharde noch Söhne bekämen, die alte Landesteilung wieder eintreten sollte. Sonst sollte nach Eberhards des Aelteren Tod der Jüngere das ganze Land erhalten; aber es solle mit ihm ein von Eberhard dem Aelteren bestelltes „Regiment“ (Landhofmeister und Räte, einer von den Prälaten, einer von der Ritterschaft und einer von der Landschaft) „regieren“. Dieses Regiment habe auch für Graf Heinrich, wenn er beide Eberharde überlebe, und nach Heinrichs Tod bis zum 20. Jahre seines Sohnes Ulrich

zu regieren. Wenn Ulrich sterbe und der Vater „mehrere Leibeserben überkäme, so solle allwegen die Herrschaft Wirtemberg ungetrennt für und für auf den ältesten fallen“.

Hiermit schloß sich eine Reihe von Verhandlungen, deren wichtigste Bestimmungen im Jahre 1495 in den Herzogsbrief aufgenommen wurden.

Eberhard der Aeltere war ein vortrefflicher Regent. Von Statur klein und schmächtig, war er ein freundlicher Herr, mit klarem, geistvollem Auge; ein dünner, rötlicher, nicht sehr langer Bart umrahmte das schmale, feingeschnittene Angesicht.

Bei der Wahl seiner Diener und Räte ging er mit größter Vorsicht zu Werke. Keinem schenkte er sein Vertrauen, den er nicht wohl geprüft hatte; diejenigen aber, die er als treu und brauchbar erfunden, behielt er und wechselte mit ihnen nie ohne besonders wichtige Gründe.

Eberhard hörte seine Räte, bewahrte sich aber ihnen gegenüber volle Selbständigkeit. Worauf er einmal seinen Sinn gerichtet, das führte er auch durch. Er sprach viel, geläufig, scharf und manchmal mit schneidendem Witz. Was er einmal versprochen, hielt er fest und unerschütterlich.

In seinem Haushalt herrschte die größte Ordnung und Sparsamkeit. Seine Lebensweise war sehr einfach; er trank bloß Landwein aus goldenem Becher, den er sich selbst hatte anfertigen lassen. Wo es aber die Umstände erforderten, wußte er als Fürst aufzutreten: zu den Reichstagen, zu der Heeresfolge des Kaisers erschien er mit einer wohlgeübten stattlichen Schar. 1473 kam er im Gefolge des Kaisers Friedrich III. nach Straßburg. In ehrenvoller Weise beteiligte er sich an dem Reichskriege gegen Karl von Burgund 1474/75.

Der ernste Mann versäumte auch heitere Feste nicht, hielt Turniere und besuchte solche, sowie Hochzeitfeste deutscher Fürsten. Den 7. Januar 1484 hielt er in Stuttgart ein prächtiges Turnier, welchem drei Fürsten, zwölf Grafen, acht Freiherren, zweiundvierzig Ritter, neunzehn vom niederen Adel und über hundert edle Frauen anwohnten. Im Februar d. J. besuchte er die Hochzeit des Erzherzogs Sigmund in Innsbruck mit glänzendem Gefolge.

Gegen Arme und Notleidende war er gut und barmherzig. Es wird ihm aber auch nachgesagt, daß er oft, wenn er um etwas gebeten worden sei, sein Gesicht abgekehrt oder Geschäfte vorgeschützt habe, um so die Bitte abzuwenden. Blieb der Bittende aber beharrlich, so verweigerte er das Verlangte, oder wenn er es nicht wohl abschlagen konnte, verschob er die Angelegenheit; wurde er aber dann wieder an eine solche Angelegenheit erinnert, so nahm er es selten gut auf. Ganz unleidlich aber war es ihm, wenn seine Räte für jemand Fürbitte einlegten. Wer seine Armut

selbst verschuldet, erhielt von ihm keine Gnade; er schloß ihn von den Wohlthaten seiner milden Stiftungen aus.

An der Ehre Gottes, Aufrechterhaltung der katholischen Kirche, an dem Aufblühen seines Landes und dem Wohle seiner Unterthanen war dem edeln Fürsten alles gelegen. Auch im Haushalte des Landes mußte alles in bester Ordnung sein. Alle unnötigen Ausgaben wurden vermieden, die Schulden, die er angetreten, bezahlt und nur wenige Erwerbungen durch Kauf und Tausch gemacht. Eberhard sorgte für gute Münze und errichtete zu Tübingen 1472 eine Münzstätte. Zu dem Münsinger Landtage berief er auch die Prälaten der Klöster, welche unter seinem Schirm standen. Von da an blieben die Ritter weg. Dagegen erschienen die Prälaten auf den Landtagen, errangen großen Einfluß und trugen einen großen Teil des Landschadens. Die einzige und für das Land so wohlthätige landständische Verfassung Altwürttembergs hat Graf Eberhard wo nicht gegründet, so doch gefestigt und fortgebildet. Wo es sich um gute Anstalten handelte, kannte Eberhard keine Sparsamkeit. Obwohl friedfertig, war er stets gerüstet. Sein Büchsenhaus zu Urach war nach einem alten Verzeichnis vom Jahre 1470 („Graf Eberhards und der Landschaft Kriegszeug") mit Geschützen, Zeug und Waffen aller Art wohl versehen. Sein größtes Geschütz hieß die „Murfel". Es wog 63 Centner und 36 Pfund, war 11 Fuß lang, schoß einen Stein mit 161 Pfund und war mit 350 Steinen versehen. Zur Bedienung dieses Geschützes waren erforderlich hundert starke Mann mit dem zugehörigen Wagen, Pferden und sonstigem Kriegsgerät.

Die eigenen Güter des Grafen wurden auf das fleißigste angebaut und sehr zweckmäßig verwaltet. Im Jahre 1460 errichtete Eberhard auf dem Einsiedel im Schönbuch ein Gestüt für schwere Rosse und Renner und überließ es 1492 dem St. Petersstift daselbst. Barbara von Mantua errichtete auf dem sogenannten Hasenhof bei Waldenbuch eine Meierei von auserlesenem Rindvieh; sie hatte die unmittelbare Aufsicht über dieselbe, weilte oft und gern daselbst.

1477 errichtete Eberhard in Urach die erste Papiermühle im Lande und belehnte damit den Papiermacher Antonio Threiner aus Kastilien. 1475 war in Blaubeuren ein Buchdrucker Konrad Mancz, und von 1481 82 hatte Konrad Fyner von Gerhausen eine Buchdruckerei im Stifte zu Urach.

Mit größter Sorgfalt wachte der Graf über die Sicherheit der Straßen und trat daher am 14. Februar 1488 dem schwäbischen Bunde bei. Gegen die Raubritter zog er oft selbst aus, überfiel ihre Schlupfwinkel mit eigener Gefahr und strafte die Landfriedensbrecher streng. Zur Zeit der Frankfurter Messe setzte er sich oft selbst an die Spitze des Geleits für Kaufleute. Dadurch

entstand eine große Sicherheit auf den Straßen, was zur Hebung des Handels, namentlich des Weinhandels, aus Württemberg nach Eßlingen, Reutlingen und besonders auch Ulm sehr viel beitrug. Daher unterhielt der Graf zu den Reichsstädten die freundschaftlichsten Beziehungen und trat mit mehreren in Einung zu gegenseitigem Schutz. Mit den Häuptern des Städtebundes in Ulm und Augsburg stand er in persönlicher Freundschaft. An festlichen Hoftagen in der Grafenburg zu Urach, Tübingen und Stuttgart fehlten die reichen Patrizier aus den Reichsstädten nie; sie erschienen mit stattlichen Ehrengeschenken, welche durch freundliche Sendung von Wildbret erwidert wurden. Ebenso kam der Graf mit anderen Fürsten und Adeligen gern zu den heiteren Festen der Reichsstädte. In schwäbischen Bundesangelegenheiten weilte er öfters und gern in dem herrlichen Ulm.

Gerechtigkeit und unparteiische Rechtspflege lagen dem edeln Fürsten sehr am Herzen. Alle seine Gesetze gingen darauf aus, seine Unterthanen zu Fleiß, Sparsamkeit und guter Haushaltung anzuhalten. Sobald er zur Regierung kam, verbot er das Spielen gänzlich. Wer nicht arbeitete oder seine Schulden nicht bezahlte und seine Kinder betteln ließ, durfte in kein Wirtshaus gehen. Wurde er darin betroffen, so wurde er sogleich in den Turm gelegt. Dem römischen Rechte, welches damals durch die gelehrten Rechtslehrer in Deutschland bekannt wurde, war er nicht hold. Dagegen ließ er die alten Gewohnheiten und herkömmlichen Rechtsgrundsätze sammeln, um das Brauchbare beizubehalten und nach den Verhältnissen und Bedürfnissen des Volkes zu verbessern. Dies geschah vornehmlich durch drei in den Jahren 1492—1495 erlassene „Ordnungen", welche der Rechtslosigkeit, Unterdrückung und Verarmung der Unterthanen steuerten. Die Stuttgarter Stadtordnung enthält genaue Vorschriften über das Gerichtswesen, die Gerichtsbarkeit des Vogtes, Gerichts und Büttels, über Verträge, Prozesse, eine Gantordnung, polizeiliche Verfügungen über Reinlichkeit der Straßen, über Verhalten bei Feuersgefahr. Das Tübinger Stadtrecht handelt fast ausschließlich vom Privat- und Civilrecht, von der Marktlosung und dem Erbrecht. In der Landesordnung wird den Amtleuten befohlen, für Anlegung und Unterhaltung guter Straßen, für richtiges Geleit, billige Herberge, Unterdrückung des Wuchers, betrüglicher Käufe und Verkäufe, für richtiges Maß und Gewicht, gute Ordnung in ihren Aemtern, Bestrafung frevelhafter Handlungen, Schonung des Waldes, Ausführung der Bauvorschriften, Behütung vor Feuersgefahr und Errichtung wöchentlicher Kornmärkte zu sorgen.

Graf Eberhard war seiner Kirche treu ergeben, voll Glauben und Religiosität, ein Fürst, der Gottes Ehre liebte und alle Diener Gottes und geistlichen Leute ritterlich beschirmte. Er besuchte den

Gottesdienst fleißig und wußte tüchtige Priester und gute Prediger auszukundschaften. Die heilige Schrift kannte er sehr gut und hatte sie treu im Gedächtnis; besonders gefielen ihm die Sprüche Sirachs und Salomos. Die Meditationen und Selbstgespräche des heiligen Augustin waren seine gewöhnliche Lektüre. Wie er die katholische Kirche liebte und ihre Gebote treu hielt, so verlangte er dies auch von seinen Unterthanen. Um dem Papste Sixtus IV. seine Ehrfurcht persönlich zu bezeugen, unternahm Eberhard Mitte Februar 1482 eine Reise nach Rom, begleitet vom Kanzler Joh. Vergenhans, Propst Peter Jakobi, Gabriel Biel und dem 26jährigen Joh. Reuchlin. Auf dem Hinweg besuchte er den Herzog Lorenzo Medici in Florenz, welcher ihm aufs freundlichste alle Sehenswürdigkeiten seines Palastes zeigte: die Prachtzimmer, Marställe, das Zeughaus, den Citronengarten auf dem Dach, die Goldkleinodien und das Silbergeschirr, sowie die Büchersammlung. Darauf sagte Lorenzo: „Ich habe noch einen größeren Schatz in meinen Kindern als in meinen Büchern," und führte den Grafen in ein Zimmer, in welchem auf der einen Seite die Söhne mit ihrem Hofmeister Angelus Politianus, auf der anderen die Töchter mit ihrer Mutter ihren Fleiß bethätigten. Ueberrascht rief der Graf aus: „Was gibt es Schöneres als Zucht und Ordnung!" Er blieb von da an in fortwährender Verbindung mit Gelehrten Italiens und sandte junge Württemberger dahin, um griechische Sprache und Philosophie zu erlernen. Am 15. März 1482, an einem Freitag, hielt der Graf, er selbst und seine Begleiter schwarz gekleidet, mit ungefähr 60 Pferden seinen Einzug in die heilige Stadt auf der rechten Tiberseite durch die Porta Leonina des Vatikans, genannt das Thor St. Peters. Die Dienerschaft aller Kardinäle und des Papstes selbst zog ihm entgegen und geleitete ihn zu der bereit gehaltenen Wohnung im Deutschordenshaus. Die Glückwünsche, welche ihm dargebracht wurden, beantwortete er mittels eines Dolmetschers. Bald darauf, am 4. Sonntag der Fasten (den 17. März), war Hochamt in der Peterskirche, welchem der Papst beiwohnte. An diesem Sonntag (Lätare) weiht der Papst die goldene Rose. Sixtus IV. überreichte sie dem Grafen Eberhard „wegen seiner Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl und als Lohn für die gefahrvolle Reise zu demselben". Mit dem heiligen Vater hatte Eberhard mehrere Unterredungen und erhielt verschiedene Gnaden: eine Bulle für die Universität, die Erlaubnis, auf Hohen-Tübingen eine Pfarrei und das Stift St. Peter in Einsiedel zu errichten. Eberhard soll vor dem Papste sein Patronatsrecht standhaft verteidigt haben. Am 16. April verließ er die ewige Stadt; zwei Kardinaldiakone, darunter sein Schwager Franz von Gonzaga, gaben ihm das Geleit.

Ueber Klerus und Klöster in Schwaben wird im 15. Jahr-

hundert von gleichzeitigen Schriftstellern, und zwar von ernsten, gut denkenden Männern, in verschiedener Beziehung Klage geführt. Mit Unrecht jedoch werden solche Mißstände der katholischen Kirche selbst zur Last gelegt. Hätte man ihre Vorschriften beobachtet, so hätten diese Aergernisse nicht vorkommen können. Aber auch jene Zeit hatte ihr Gutes, und es gab unter den deutschen Bischöfen, Welt- und Klostergeistlichen viele, welche ihren Stand zierten.

Eine Verbesserung des Weltklerus beabsichtigte die Kongregation der Kleriker vom gemeinsamen Leben oder der sogenannten Windsheimer Chorherren, gestiftet von Gerhard Groot van Deventer (gest. 1384). Diese Priester lebten gemeinsam in einem Bruderhaus, beteiligten sich am christlichen Volksunterricht, studierten fleißig, schrieben Bücher ab und machten sich hoch verdient um die Buchdruckerkunst; in ihrem Hause zu Marienthal hatten sie schon 1468 eine eigene Buchdruckerei, deren Verdienst zum gemeinsamen Unterhalt diente. Diese Bestrebungen suchte Eberhard auch für sein Land fruchtbringend zu machen. Wie zum Papste, stand er auch zu den Bischöfen von Konstanz, Speier, Augsburg, Würzburg und Worms, in deren Diöcesen sein Land gelegen war, in freundlichstem Verhältnis; ebenso zu den Prälaten der schirmverwandten Klöster. Er unterstützte ihre Bemühungen um kirchliche Zucht mit seiner weltlichen Macht, half bei der Reformation der Frauenklöster zu Offenhausen, Pfullingen, Tübingen und Söflingen und unterstützte die Bestrebungen zu Verbesserung der Disciplin in den Männerklöstern. Von den Weltgeistlichen verlangte er Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und ehrbaren Wandel. Wenn Pfarrsprengel zu groß waren, half er gern zu Gründung neuer Pfarreien, damit den Unterthanen der Besuch des Gottesdienstes und der Empfang der heiligen Sakramente erleichtert wurde.

Das gesegnete Wirken der Kleriker des gemeinsamen Lebens war ihm nicht entgangen; er führte sie ein in dem neu gegründeten Stifte zu Urach 1477, dem er die goldene Rose schenkte, zu Sindelfingen und Herrenberg 1481, Dettingen bei Urach, Tachenhausen und auf seinem Schlosse zu Tübingen. Die Lieblingsstiftung Eberhards war das Stift der blauen Mönche zu St. Peter in Einsiedel. Neben seinem Jagdschloß erbaute er aus dem Nachlaß seiner Mutter das St. Peterstift aus Eichenholz mit einer steinernen Kirche 1492. Er ernannte den Professor Gabriel Biel zum ersten Propst und gab dem Stift eine ganz eigentümliche Einrichtung mit Verbindung der „drei Stände" seiner Herrschaft: „Geistlichen, Adel und Ritterschaft, Städt und gemein Volk", indem er für einen Propst (als Vorstand des Ganzen), 12 Kanoniker (Priester und Kleriker), einen Meister (Obersten in weltlichen Geschäften), 24 Laienbrüder (12 rittermäßige und 12 bürgerliche) Pfründen stiftete, bei welchen man, „wenn man in Ruhe und Ab-

geschiedenheit Gott dienen wollte und doch die Strenge anderer Orden zu scharf fand, unter dem süßen und sanften Joche dieser heiligen Versammlung mit Besserung des Lebens Gott getreulich dienen möchte".

Von dem regen kirchlichen und religiösen Geist, der damals in Württemberg herrschte, geben Zeugnis die Stiftung von Predigtpfründen, Spitälern und die vielen herrlichen Kirchenbauten. Von letzteren nennen wir hier nur drei: die schöne Klosterkirche in Blaubeuren, deren Chor Jörg Sürlin der Jüngere mit schönem Altar und Chorgestühle zierte; der Kreuzgang zu Hirsau, der den Klostergarten umschloß, wurde 1482—1501 erbaut und mit 40 Fenstern geschmückt, welche 1491 und die folgenden Jahre nach den Holzschnitten der Armenbibel prachtvoll gemalt wurden. Die baukundigen Mönche von Bebenhausen, welche 1335 ihr schönes Sommerrefektorium und 1407—1409 durch Bruder Georg von Salem den unvergleichlichen Glockenturm errichtet hatten, bauten 1460—1481 den wunderschönen Kreuzgang ihres Klosters und 1488 die Kirche in Breitenstein.

Durch seine Weisheit, Frömmigkeit und erprobte Tüchtigkeit hatte sich Graf Eberhard solches Ansehen im Reiche erworben, daß ihm langwierige Streitigkeiten zur Schlichtung unterstellt wurden, König Maximilian I. in ein besonders freundschaftliches Verhältnis zu ihm trat und ihm 1491 den Orden des goldenen Vließes verlieh. Maximilian hatte auf März 1495 einen Reichstag nach Worms ausgeschrieben, welcher von vielen Reichsfürsten besucht wurde. Auch Eberhard erschien mit zahlreicher Begleitschaft, darunter der oftbenannte Kanzler Johannes Vergenhans und Dr. Joh. Reuchlin. Weil er die Reichslehen noch nicht empfangen, verlieh ihm der König am 11. April 1495 seine Grafschaft nebst den dazu gehörigen Herrschaften und bestätigte ihm am 15. d. M. alle Freiheiten und Rechte. Bei einem großen Gastmahle der Herzöge von Sachsen kam die Rede der Fürsten auf die Vorzüge ihrer Länder. Eberhard hörte schweigend zu. „Nun," sprach Herzog Albert von Sachsen, „warum lassen wir den Grafen von Württemberg nicht auch von seinem Lande reden?" Eberhard erwiderte mit Bescheidenheit: „Ich weiß wohl, daß eure Länder das meinige an Macht und Reichtümern übertreffen, und ich will mich nicht mit euch messen. Doch bin ich, gottlob! mit dem meinigen zufrieden. Ich darf rühmen, daß ich in jedes Unterthanen Schoß sicher schlafen kann." Die Fürsten gaben zu, er hätte bessere Schätze und Güter denn sie.

Dieses schöne Wort führte er auch sonst gern im Munde. Seine großen Verdienste um das Reich, seine Tüchtigkeit in Ordnung der inneren Angelegenheiten seines Hauses und die Vortrefflichkeit seines Gemütes bewogen den König auf diesem Reichstage,

ganz aus eigenem Antrieb den Grafen zum Herzog zu erheben und so des Reiches Abgang an Herzogtümern durch Württemberg zu ersetzen.

Am 21. Juli 1495 saß König Maximilian I. im prächtigen Ornate unter freiem Himmel zu Worms zwischen der St. Martins- und der Karmeliterkirche auf dem Königsstuhl im Kreise der Kurfürsten und Fürsten, und vor ihn hin begleiteten den Grafen Eberhard rechts zu dessen Seite seine beiden Neffen, Wilhelm der Mittlere und der Jüngere, Landgrafen von Hessen, und zu seiner Linken der Fürst Rudolf von Anhalt. Da hielt nun Veit von Wolkenstein eine lange zierliche Rede, in welcher er die Verdienste Eberhards um Kaiser und Reich aufzählte. Das Haus Württemberg habe fürstenmäßiges Ansehen in alleweg löblich behauptet und daher die Königliche Majestät dem Grafen Eberhard den Antrag gemacht, ihn zu fürstlichem Stande zu erheben, worin der Graf dankbarst eingewilligt habe. Darauf bekleidete der König den Grafen mit dem herzoglichen Rock, Mantel und Hut und gab ihm das Herzogsschwert in die Hand, das Recht, die Witwen und Waisen zu beschützen und das Unrecht zu strafen und sich des Schwertes mit Vorführen und Tragen zu gebrauchen als ein Herzog und Fürst. Es wurde ihm auch verliehen ein gemehrtes Wappen, in welchem die Hirschhörner als Stammwappen das erste Feld, die teckischen Wecken das zweite, die Reichssturmfahne das dritte, die mömpelgardischen Fische das vierte einnahmen. Nun ergriff ihn Friedrich, der Kurfürst und Erzmarschall des Reiches und Herzog von Sachsen, bei der Hand und führte ihn an seinen Platz nach den älteren Herzögen vor allen Markgrafen und Landgrafen. Jetzt ritt Eberhard in den herzoglichen Kleidern in seine Herberge und schickte die Grafen Otto von Hennenberg, Adolf von Nassau und Hugo von Werdenberg zum Königsstuhl, die dann von den Rossen stiegen, vor dem König einen Fußfall thaten und anstatt des neuen Herzogs baten, diesem möge der König das Fürstentum Württemberg, auch die kurfürstlichen Regalien und Lehen leihen, was Seine Majestät zusagte. Darauf ließ der neue Herzog den Königsstuhl nach Gewohnheit der Fürsten mit schwarzgelben Fahnen dreimal berennen, erschien sodann selbst in eigener Person mit vielen Trompetern und dreihundert schwarzbekleideten Rossen, an denen Schellen hingen, und rannte über den weiten Platz zum Königsstuhl. In einiger Entfernung von demselben stieg er ab, ging zu Fuß zum König und empfing knieend seine Lehen unter fünf Fahnen. Darauf wurden die Fahnen vom Stuhl herab unter das Volk geworfen und von diesem zerrissen. Am Abend gab der König dem neuen Herzog ein prächtiges Gastmahl, welchem auch die Königin anwohnte.

Noch am selbigen Tage fertigte der Erzkanzler, Kurfürst

Berthold von Mainz, den Herzogsbrief aus, in welchem die Unteilbarkeit des Landes und das Erstgeburtsrecht zum Reichsgesetz erhoben wurden. Die Standeserhöhung fand allenthalben, besonders in Württemberg, Beifall.

Am 28. August ritt Herzog Eberhard vom Petersstift aus in Tübingen ein und wurde mit großer Prozession von allen Ständen ehrenvoll empfangen. Hier, wo Herzog Georg von Bayern am 30. Oktober ihm zu seiner neuen Würde Glück wünschte, blieb er zu seiner Erholung drei Monate und hielt erst am 9. Dezember in Stuttgart seinen feierlichen Einzug: gleichfalls von jedermann köstlich und stattlich empfangen. Städte, Klöster, Stifte, Landkapitel wetteiferten, dem Fürsten Geschenke zu bringen.

Der neue Herzog kam bald wieder nach Tübingen. Hier besuchten ihn die benachbarten Fürsten und Herren und Freunde aus den Reichsstädten. Sein Geist war heiter und ungetrübt; aber die Kräfte des Körpers nahmen ab. Mit Ergebung in den Willen Gottes sah der Fürst den Tod herannahen, auf den er sich längst vorbereitet hatte. Er ließ seine Räte rufen und ermahnte sie, wie bisher, also auch forthin dem gemeinen Nutzen treulich vorzustehen. Er erinnerte jeden an die Pflichten seines Amtes, und wie sie das Wohl des Vaterlandes sich sollten angelegen sein lassen, welches zu thun sie ihm mit weinenden Augen versprachen. Am Tage vor seinem Hinscheiden erholte er sich wieder und sprach: „Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, ich bitte dich, gib mir zu erkennen, ob meine Regierung jemand wider Recht und Billigkeit beschwerlich gewesen; es soll ihm alles aus meiner Hinterlassenschaft mit allen Unkosten ersetzt werden. Und wenn dir auch dadurch keine Genugthuung geschehen kann, so hast du hier meinen Leib, gütiger Schöpfer, welchen ich dir anbiete und übergebe. Schlage und züchtige ihn wacker zu meiner Aussöhnung." Darauf empfing er die heilige Kommunion. Am 24. Februar 1496 abends 5 Uhr verschied er sanft und selig auf dem Schlosse zu Tübingen. Nach seiner Anordnung wurde sein Leichnam, in das blaue Kleid des St. Peterstiftes gekleidet, in der dortigen Kirche beigesetzt. Sein Grab bezeichnete auf glattem Stein die Inschrift: „Eberhard der Fromme, erster Herzog zu Württemberg und Teck, Graf zu Mömpelgard und Stifter des St. Peterklosters im Schönbuch, wo er begraben liegt, starb den 24. Februar A. D. 1496."

Sein Testament hatte er wiederholt gemacht, zum letztenmal zu Urach am 26. Dezember 1492. Dasselbe ist ein herrliches Zeugnis für seinen christlichen Glauben, seine Gottes- und Nächstenliebe und seine Gerechtigkeit. Zum Erben seines meisten Privatvermögens bestellte er, nach Abzug der Legate, den nachherigen Herzog Ulrich.

Wir führen aus dem Testament folgende Stelle an: „Item

Wir verordnen, daß von Stunde nach unserem Abgange allen Pfarrern der Herrschaft Württemberg befohlen werde, ihren Unterthanen zu verkünden die Meinung, die wir an unserm Todbette erlassen haben, also lautend: Item unser gnädiger Herr selig hat begehrt, ob er durch unziemliche Nachrede jemand an seiner Ehre oder gutem Leumund geschädigt hätte, wie und aus was Ursach sich solches begeben hätte, daß dieselben Personen um Gottes willen verzeihen sollen; er bittet auch alle, die solches von ihm gehört haben, daß sie niemanden seiner Rede halber anders halten, denn ob Sämtliches von ihm nicht geredet wäre, und er entschuldigt sie auch in allen solchen nachgeredeten Sachen, wie er das von göttlicher und brüderlicher Liebe wegen zu thun schuldig ist gewesen. Er hat auch befohlen, euch alle und jeden insbesondere zu bitten, ob es wäre, daß er jemand erzürnt oder geschädigt hätte an Leib oder Gut, wie das wäre, daß ihm dieselben geschädigten Personen um Gottes willen verzeihen wollen, und wäre es Sache, daß jemand gläublich möchte beibringen, von ihm unziemlich beschädigt zu sein, so hat er in seinem letzten Willen gesetzt, daß demselben von seinen Erben Wiederkehrung geschehen solle."

Im Jahre 1537 ließ Herzog Ulrich Eberhards Gebeine nach Tübingen bringen und im Chor der Stiftskirche beisetzen.

Barbara von Mantua betrauerte den Hintritt ihres Gemahls aufrichtig und lebte fortan auf ihrem Wittumsitze zu Böblingen, wo sie am 21. Mai 1503 starb. Ihrem Wunsche gemäß erhielt sie die Ruhestätte in der Kirche des Frauenklosters in Kirchheim, wo sie bei Lebzeiten so gern geweilt hatte.

Die Zeitgenossen spendeten Eberhards Tugenden und großen Verdiensten um Religion, Kirche, Land und Reich volle Anerkennung und gaben ihm die ehrendsten Beinamen. König Maximilian ehrte ihn beim Besuche seines Grabes am 29. Mai 1498 durch den Ausspruch: „Hier liegt ein Fürst, welchem ich im ganzen römischen Reich an Verstand und Tugend keinen zu vergleichen weiß."

Mit Eberhards irdischer Hülle schien das Glück und die Wohlfahrt des Landes auf lange Jahre in das Grab gesenkt worden zu sein. Herzog Eberhard der Jüngere regierte kaum zwei Jahre, als er der allgemeinen Unzufriedenheit weichen mußte. Sein Nachfolger Ulrich hatte herrliche Geistesgaben; aber seine Vormünder erzogen den jungen Fürsten nicht gut, und so bildete sich in ihm ein verschwenderisches und tyrannisches Wesen aus. Seine treuen Unterthanen bedrückte er so hart, daß dieselben im Jahre 1514 im sogenannten „Armen Konrad" sich offen empörten; dieselben Unterthanen, deren Treue und Anhänglichkeit der edle Eberhard bei jeder Gelegenheit mit Stolz erwähnte.

Ein kastilischer Reichstag im 16. Jahrhundert.

Die Cortes von Santiago-Coruña 1520.

Von

Konrad Haebler.

Von Calahorra aus, einer Stadt an der Grenze von Aragon und Kastilien, berief Karl V. am 12. Februar 1520 die Städte Kastiliens auf den 20. März zu einem Reichstage nach Santiago di Compostella. Seit Karl am 19. September in Villaviciosa auf kastilischem Boden gelandet, hatte er fast nichts gethan, als Reichstage abgehalten. Zuerst in Valladolid, wo ihm die Städte Kastiliens huldigten, dann in Saragossa, wo die vier Brazos des Königreichs Aragon ihn anerkannten, dann in Barcelona, wo die Estamentos der Grafschaft ihm den Treueid leisteten. Die Kastilianer hatten ihn nur zwei Monate aufgehalten, die Aragonesen aber schon neun und die Katalonier sogar elf Monate. Da war er es müde geworden, auch noch in San Matteo die Stände des Königreichs Valencia anzuhören. Er schickte an seiner Stelle den Kardinal-Bischof von Tortosa, seinen alten Lehrer Adrian, dahin und machte sich auf den Weg nach der Hafenstadt La Coruña, wo eine Flotte seiner harrte, um ihn nach den Niederlanden zurückzuführen. In Barcelona nämlich war eine Deputation der deutschen Kurfürsten zu ihm gekommen, hatte ihm seine Wahl zum deutschen Kaiser angekündigt und ihn gebeten, sobald als möglich in Aachen sich die Krone Karls des Großen auf das Haupt setzen zu lassen. Am liebsten wäre Karl V. wohl ohne Aufenthalt nach dem Hafen geeilt und hätte Spanien den Rücken gekehrt, das ihm damals gar nicht zusagte, allein ein gewichtiges Motiv verhinderte ihn daran. Es fehlte an Geld. Die Bewerbung um die Kaiserkrone hatte größere Summen gekostet, als

seine spanischen Königreiche ihm aus Anlaß seiner Thronbesteigung bewilligt hatten, und die Reise und die Krönung erforderten neuen bedeutenden Aufwand. Da sollten denn „die treuen Unterthanen von Kastilien" noch einmal um neue Bewilligungen angegangen werden. Das waren die Gründe für die Reichstagsberufung aus Calahorra, die an die achtzehn Städte, die Stimme im Reichstag hatten, gerichtet war. In älteren Zeiten waren auch alle drei Stände zum Reichstage berufen worden, wie in Aragon und Katalonien. Allein seit die Reichstage nicht viel mehr zu thun hatten, als Steuern zu bewilligen, erschienen die Ritter und Geistlichen nur noch dann, wenn es galt, einem neuen Regenten den Eid der Treue zu leisten. Auch von den Städten pflegten früher mehr an dem Reichstage teilzunehmen. Im Jahre 1315 waren hundert Städte auf dem Reichstage vertreten. Erst unter der Regierung Ferdinands und Isabellas war das Herkommen zum Privileg erhoben worden, das nur achtzehn Städten Sitz und Stimme im Reichstage gewährte. Neun von diesen waren die Hauptstädte der alten Königreiche, aus denen sich Kastilien gebildet hatte. Burgos, die Hauptstadt von Altkastilien und das Haupt des ganzen Reiches (cabeza del reino), Toledo führte die Stimme von Neukastilien, Sevilla für Andalusien, Zamora für Galicien, Leon, Cordoba, Murcia, Jaen, Granada für die gleichnamigen Königreiche. Die andern neun waren große Städte Kastiliens, die für die Provinzen, deren Hauptstädte sie waren, im Reichstage das Wort führten. Es waren: Valladolid, Toro, Madrid, Salamanca, Avila, Guadalajara, Cuenca und Soria. An diese achtzehn Städte richtete sich die Berufung von Calahorra, und durch den königlichen Befehl waren sie gehalten, unverzüglich zur Wahl ihrer Vertreter zu schreiten. — Die Wahl der Reichstagsabgeordneten war durch kein Landesgesetz geregelt. In alter Zeit war nicht einmal die Zahl der Vertreter, die jede Stadt zum Reichstage sendete, festgestellt. Das hatte aber damals keine große Bedeutung, da nicht die Vertreter, sondern die Stadt Inhaberin der Stimme war. Im sechzehnten Jahrhundert war aber das Herkommen schon feststehend, daß jede Stadt zwei procuradores, dies der Name der Abgeordneten, zum Reichstage sandte, und für die Cortes von Santiago war dies noch ausdrücklich durch königlichen Befehl vorgeschrieben worden. Unter gewöhnlichen Umständen war die Wahl der Vertreter kein wichtiges Ereignis. Dieselbe geschah durch den Stadtrat (consejo) im Einverständnisse mit dem königlichen Beisitzer (corregidor), nach dem Herkommen in verschiedenen Städten auf unterschiedliche Weise. In den meisten Orten wählte das Los aus der Mitte des Stadtrats diejenigen Mitglieder aus, die zum Reichstage abgeordnet werden sollten. Nur in Burgos wurden die Vertreter vom Stadtrate gewählt, in Avila wechselten die

Mitglieder des Rates in der Vertretung der Stadt ab, und in einigen andern Städten wurde dem einen Vertreter, der aus dem Stadtrate durch das Los bestimmt war, ein zweiter beigesellt, den die Bürgerschaft wählte. — Die Wahl der Persönlichkeit war deshalb nicht von entscheidender Bedeutung, weil der Vertreter nicht nach seiner persönlichen Ueberzeugung im Reichstage handeln durfte, sondern von dem Rate der Stadt eine bestimmte Instruktion erhielt, an die er mit seinem Thun und Lassen gebunden war, und über die hinaus er keine Verbindlichkeiten im Namen der Stadt eingehen konnte. Aus diesem Grunde pflegten die Könige Kastiliens die wichtigeren Vorlagen, die dem Reichstage gemacht werden sollten, schon in dem Berufungsschreiben anzudeuten, damit der Stadtrat seine Vertreter mit genügenden Vollmachten ausstatten konnte, und diese nicht, wie es unter Ferdinand dem Katholischen vorgekommen war, neue Vollmachten einholen mußten, während der Reichstag schon versammelt war.

Diesmal hatte Karl sich aber einen Eingriff in die Rechte der Stadtmagistrate gestattet, indem er verlangte, daß die Vollmacht, die eine jede Stadt ihrem Abgeordneten erteilen sollte, auf das bestimmteste einem Schema entspreche, das er mit dem Berufungsschreiben den Städten zugehen ließ. In diesem aber war nur von einer Vorlage die Rede, von der Bewilligung einer neuen dreijährigen Steuer, die die Städte dem scheidenden Könige bewilligen sollten. Es war nichts Unerhörtes, daß den Städten die zu erteilende Vollmacht vorgeschrieben wurde. Im Jahre 1506 hatte Ferdinand der Katholische es ebenso gemacht, aber damals galt es, einen Vertrag zwischen ihm und Philipp I. zu ratifizieren, der dem Lande zum Segen gereichen sollte. Mit der gegenwärtigen Verordnung aber machte Karl das Bewilligungsrecht der Städte völlig illusorisch, indem er die unbedingte Vollmacht für die im Reichstage zu bewilligende Steuer von vornherein zur Vorschrift machte.

Darüber erhob sich denn auch in Kastilien ein heftiger Sturm. Die Steuerforderung an sich stand schon im Widerspruch zu dem Abschied der Cortes von Valladolid vom Jahre 1518. Da hatte Karl auf die achtundachtzigste und letzte Petition der Abgeordneten das Versprechen gegeben, vor Ablauf der drei Jahre, für die ihm Kastilien je 100 000 Dukaten bewilligt hatte, keine neuen Steuern zu beanspruchen. Diese drei Jahre aber liefen erst mit dem Ende des Jahres 1520 ab. Doch auch sonst waren Gründe genug für die Unzufriedenheit der Kastilianer vorhanden. Nur ein Jahr hatte Karl in Kastilien, und dieses fast ausschließlich in Valladolid zugebracht, und nun wollte er, der seinen meisten Unterthanen noch fremd geblieben war, sich wieder auf Jahre von Spanien entfernen. Dazu kamen zahllose Verletzungen der spanischen Ge-

setze, die Karls Regierung sich zu schulden kommen ließ, welche zum Teil wohl durch Unkenntnis entschuldigt werden konnten, teils aber ganz den Charakter der Geringschätzung an sich trugen. Da waren die besten Pfründen und die einträglichsten Aemter des Landes, gegen alle Gesetze und im Widerspruche mit den Versprechungen, die Karl dem Lande auf dem Reichstage von Valladolid gegeben, immer und immer wieder an seine Niederländer verliehen worden. Da hatte nicht nur der Kanzler Jean le Sauvage, sondern selbst der allmächtige Minister Karls, Guillaume de Croy, Seigneur de Chièvres, die kleineren Aemter und Würden an jeden verkauft, der sie bezahlte. Und diese Quelle unrechtmäßiger Einnahmen befriedigte die niederländische Habsucht bei weitem nicht, sie legte ihre Hand auch auf die Staatseinnahmen und selbst auf die Sendungen aus dem neuentdeckten Amerika. Und all dies Gold wanderte, ohne dem Lande den geringsten Nutzen zu gewähren, nach den Niederlanden, die an sich schon reicher waren als Kastilien. Schon lange hatte die Unzufriedenheit in den Gemütern gegärt, nun brachte sie die Ladung zum Reichstage zum Ausbruch. Karl sollte selbst Gelegenheit haben, diese Stimmung seiner Unterthanen kennen zu lernen. In Burgos fand die Beratung über die Wahl der Vertreter und deren Instruktion statt während des Aufenthaltes Karls in dieser Stadt. Schon da kam es zu sehr aufgeregten Szenen, und nur dem direkten Einflusse des Hofes war es zuzuschreiben, daß die Vollmacht den Vertretern in der vorgeschriebenen Weise erteilt wurde. Dagegen war in Valladolid selbst die Anwesenheit des Hofes nicht mehr imstande, dem Befehle Karls über die Instruktion der Abgeordneten Anerkennung zu verschaffen. In dem Stadtrate war die Opposition fast gleich stark wie die Schar der Gefügigen, und als letztere unter dem Einflusse des Ministers de Chièvres die Opponenten aus dem Sitzungssaale hinausschaffen ließen, war dies die Veranlassung zu einem Volkstumulte, der den Hof zwang, die Stadt zu verlassen. Aehnliche Szenen hatte die ungesetzliche Vorschrift für die Vollmachten der Abgeordneten in allen Städten veranlaßt, und Burgos war schließlich die einzige, die ihren Vertretern eine solche erteilt hatte, wie die Regierung es verlangte. In Toledo bestimmte das Los die Vertreter zum Reichstage, und es hatte zwei Mitglieder des Stadtrates getroffen, die ganz der Regierung ergeben waren. Allein die Mehrzahl des Stadtrates war anderer Meinung, und davon gab die Instruktion, die den Abgeordneten erteilt wurde, ein unzweifelhaftes Zeugnis. Da sich nun die zwei erwählten Mitglieder weigerten, mit dieser Instruktion zum Reichstage abzugehen, eine Neuwahl aber eine Verletzung des Herkommens in sich geschlossen hätte, sandte Toledo statt der Abgeordneten eine Gesandtschaft an König Karl, um ihm

in dieser Form ihre Beschwerden zu übermitteln. Auch Madrid erteilte seinen Vertretern eine sehr beschränkte Vollmacht, und das Bemühen der Regierung, diese noch nachträglich ändern zu lassen, blieb vollkommen erfolglos.

Aus all diesen Anzeichen ließ sich vorhersehen, daß der Reichstag nicht in der friedlichen, schnellen Weise den königlichen Wünschen nachkommen werde, wie Karl es durch Erlaß seines Befehls über die Vollmachten der Vertreter zu bewirken gesucht hatte. Und davon gab denn schon die erste Sitzung des Reichstags am 31. März 1520 den Beweis. Seinem Rechte gemäß hatte Karl den Vertretern der Städte zwei Mitglieder seines Rates, den Bischof von Badajoz, Pedro Ruiz de la Mota, und seinen Kanzler Mercurino de Gattinara als Präsidenten und vier Juristen seines Hofes als Berater des Reichstags beigesellt. Als Sitzungssaal für den Reichstag war die Kapitularkapelle des Franziskanerklosters vor den Mauern von Santiago auserſehen worden. Der Raum selbst war ein Viereck, dessen drei Seiten von den Plätzen der Abgeordneten eingenommen wurden. Die vierte Seite war offen, und in deren Mitte erhob sich eine Estrade von vier Stufen, auf der der Thronsitz für den König aufgestellt war. Neben und hinter diesem nahmen die Granden und Prälaten ihre Plätze, die den König zu der feierlichen Eröffnung des Reichstags begleiteten. Zu Füßen der Estrade stand oder saß, je nachdem der König zugegen war oder nicht, der Präsident der Cortes, und vor der Estrade zu beiden Seiten hatten die juristischen Beiräte und die Sekretäre des Reichstags ihre Plätze.

Die Sitzordnung der Abgeordneten war keine willkürliche, besonders da mit ihr der Vortritt und das Recht, die königliche Botschaft vor den anderen zu beantworten, verbunden war. Zwar die Provinzialstädte Kastiliens bewahrten keine feststehende Reihenfolge, mußten aber den Städten den Vortritt lassen, die sich rühmen konnten, die alten Königreiche zu vertreten. Unter diesen wieder nahm Granada, als die jüngste Eroberung Kastiliens, zweifellos die letzte Stelle ein. Dagegen bestand ein großer Wettstreit um den ersten Platz. Ihn hatte jahrhundertelang Burgos unangefochten eingenommen, da trat in den Cortes von Alcalá im Jahre 1348 Toledo mit dem Anspruche auf denselben hervor und behauptete ihn mit solcher Hartnäckigkeit, daß eine Aenderung des alten Herkommens vorgenommen werden mußte, um den Streit zu schlichten. Burgos behielt zwar in der Reihe der Plätze im Sitzungssaale den ersten Platz, damit aber Toledo sich dadurch nicht verletzt fühle, wurde seinen Vertretern eine besondere Bank in der Mitte des Vierecks aufgestellt. Damit war der Streit um die Plätze erledigt, nicht aber der um das Recht, die Thronrede zuerst zu beantworten und an erster Stelle seine Stimme abzu-

geben. Dazu mußte noch eine andere Auskunft ersonnen werden, und dies geschah auf folgende Weise. Nach der Thronrede forderte der König die Abgeordneten auf, ihre Meinung über diese zu äußern, mit den Worten: „Die von Toledo werden thun, was ich ihnen befehlen werde, das sage ich für sie, und nun spreche Burgos.“ Darauf gaben denn alle Abgeordneten ihre Stimmen ab, Burgos voran, und erst nachdem die Vertreter der letzten Stadt geantwortet hatten, erhoben sich die Abgeordneten von Toledo, um ihre Stimmen abzugeben. Dieses Ceremoniell erfuhr in Santiago insofern eine Aenderung, als Toledo auf dem Reichstage überhaupt nicht vertreten war. Die erwählten Abgeordneten weigerten sich noch immer, mit jener beschränkten Vollmacht im Reichstage zu erscheinen, ebenso entschieden aber beharrte der Stadtrat in seiner Weigerung, ihnen eine Vollmacht nach der Vorschrift der Regierung zu erteilen. So mußte der Reichstag ohne die Vertreter von Toledo abgehalten werden, und alles Protestieren der Toledaner Gesandtschaft am königlichen Hofe vermochte nicht, daran etwas zu ändern.

Am Morgen des 31. März hatte ein feierliches Hochamt den König mit seinem Gefolge und die Abgeordneten, soweit sie schon eingetroffen waren, in der Hauptkirche von Santiago vereinigt. Dann fand im Sitzungssaale die erste Versammlung des Reichstages statt, um die Geschäfte zu erledigen, die der Eröffnung durch den König vorauszugehen hatten. Das war in erster Linie die Prüfung der Vollmachten durch die Präsidenten und die juristischen Beisitzer des Reichstages. Dieselben wurden bei allen Abgeordneten für genügend befunden, nur die Vertreter von Salamanca wurden von der Teilnahme am Reichstage ausgeschlossen, da ihre Vollmacht nicht von dem Stadtrate in der vorgeschriebenen Weise ausgestellt war. Während noch über deren Zurückweisung unterhandelt wurde, brachte ein Diener des königlichen Korregidors von Salamanca neue, genügende Vollmachten für die Vertreter der Stadt. Da aber diese sich weigerten, mit denselben im Reichstage Sitz und Stimme für die Stadt zu übernehmen, mußte der Bote des Korregidors die Vollmachten auf dem Präsidialtisch niederlegen, während die Abgeordneten, zwei Anhänger der äußersten Opposition, den Reichstag verließen. Ferner mußten die Abgeordneten einen Eid ablegen, alle Gegenstände, die im Reichstage zur Sprache kommen würden, mindestens für die Dauer der Sitzungen geheim zu halten, wenn ihnen nicht ein entgegengesetzter Befehl erteilt würde. Ein Beisitzer verlas die Eidesformel, und die Abgeordneten antworteten darauf mit den Worten: „So schwöre ich, Amen.“ Damit waren die Angelegenheiten der vorläufigen Sitzung erledigt, und der Präsident machte den Abgeordneten die Mitteilung, daß der König an demselben Nachmittage zu ihnen

zu sprechen wünsche, und forderte sie auf, sich sämtlich zur vorgeschriebenen Stunde im königlichen Palaste einzufinden, wozu sich diese einstimmig bereit erklärten.

So versammelten sich am Nachmittage des 31. März die Vertreter von vierzehn Städten in einem Saale des königlichen Palastes — die Abgeordneten von Cordoba und Leon waren noch nicht eingetroffen, die von Toledo und Salamanca schlossen sich freiwillig von dem Reichstage aus — und nahmen gegenüber dem Thronsitze in der oben geschilderten Weise ihre Plätze ein. Als alles geordnet war, erschien Karl V. mit seinem glänzenden Gefolge und nahm auf dem Thronsitze Platz. Dann erteilte er dem einen Präsidenten, dem Bischof von Badajoz, den Befehl, in seinem, des Königs Namen, die Thronrede zu verlesen. Der Präsident nahm seinen Ausgang von der Liebe, die zwischen dem Könige und seinem Volke herrsche, wie zwischen Haupt und Gliedern eines Körpers, von der Liebe, die mit Jauchzen den jugendlichen Monarchen empfangen habe, ihn nur ungern nach Aragon habe ziehen lassen, und die sich nun in Trauer verwandele, da die neuen Pflichten der kaiserlichen Würde den König noch einmal von seinem Volke trennten. Es seien dies Pflichten, die er nicht leichtsinnig, sondern mit dem Beirate aller seiner getreuen Diener und Räte übernommen habe, deren Erfüllung er aber nun nicht länger hinausschieben könne. Deshalb müsse der König jetzt nach Deutschland zurückkehren, um sich die Kaiserkrone aufzusetzen, deren Ruhm in seinem Könige auch Spanien bestrahle. Er gebe aber seinen Unterthanen das tröstende Versprechen, daß er spätestens binnen drei Jahren, vom Tage seiner Abreise, wieder in ihrer Mitte sein werde. Auch habe er für die Ruhe im Innern und für die Sicherheit der Grenzen und Küsten die umfassendsten Vorkehrungen getroffen und die Summen sicher gestellt, die zu deren Aufrechterhaltung für drei Jahre nötig seien. Nicht minder werde er eine angesehene, würdige Persönlichkeit damit betrauen, ihn zu vertreten. Eine unerhörte Wohlthat aber werde er dem Lande erzeigen, indem er mit seinem königlichen Worte verspreche und mit einem Eide sich verpflichten wolle, mindestens für die Dauer seiner Abwesenheit kein Amt in Spanien an einen Ausländer zu verleihen. Da aber nicht nur die Erlangung der Kaiserkrone, sondern auch die Vorbereitungen für seine Reise und Abwesenheit große Kosten verursacht hätten, bitte der König die Abgeordneten seines Landes, mit derselben Bereitwilligkeit und Schnelligkeit, wie auf dem Reichstage von Valladolid, eine weitere Steuerbewilligung für drei Jahre zu machen, damit die ganze Welt sehe, daß der König in Frieden und Freundschaft von seinen Unterthanen scheide.

In ehrfurchtsvollem Schweigen hatten die Abgeordneten die Rede des Präsidenten angehört. Da erhob sich, nachdem dieser

zurückgetreten, Karl selbst und sprach: „Was euch der Bischof verkündete, hat er auf meinen Befehl gethan. Nur drei Dinge will ich euch wiederholen: erstens, daß ich ungern von Spanien scheide, allein dringende Gründe machen es mir unmöglich, anders zu handeln. Zweitens verspreche ich euch mit meinem königlichen Wort, daß ich binnen drei Jahren, vom Tage meiner Abreise, zu euch zurückkehren werde. Und drittens beschwöre ich euch, um euch zu beruhigen, daß ich während meiner Abwesenheit kein Amt an einen Ausländer verleihen werde." — In Erwiderung der königlichen Ansprache trat der Bruder des Bischofs von Badajoz, Garcia Ruiz de la Mota, Abgeordneter für Burgos, vor und gab dem Schmerze des Landes darüber Ausdruck, daß König Karl in die Notwendigkeit versetzt sei, noch einmal von seinen Unterthanen zu scheiden, die ihn in der Hoffnung empfangen hätten, daß er in ihrer Mitte bleiben und von Spanien aus die weiten Reiche regieren würde, die seinem Scepter unterthan seien. Mit Dank hätten sie von den Vorkehrungen gehört, die er zum Wohle des Landes getroffen, und da sie die dringende Veranlassung der königlichen Forderung wohl einsähen, bewillige er im Namen der Stadt Burgos, die das Haupt des Reiches sei, die Verlängerung der Steuer auf weitere drei Jahre, in der Hoffnung, daß die anderen Abgeordneten seinem Beispiele folgen würden. — Allein die anderen Abgeordneten begnügten sich, dem Könige den Dank für seine wohlwollenden Absichten darzubringen, und erbaten sich Bedenkzeit, um in gemeinsamen Unterhandlungen sich über manches zu einigen, was ihre Auftraggeber ihnen anempfohlen. Diese ward ihnen gewährt, indem König Karl sich von seinem Throne erhob und damit der Sitzung ein Ende machte.

Am Vormittage des nächsten Tages, des 1. April, versammelten sich die Abgeordneten wieder in der Kapelle des Franziskanerklosters. An diesem Tage führte der Großkanzler Karls, Mercurino de Gattinara, den Vorsitz. Ehe der Präsident die Sitzung eröffnete, meldeten sich die Abgeordneten von Leon und von Cordoba am Präsidialtische, um ihre Vollmachten prüfen zu lassen, und als dieselben für genügend befunden worden, wurden sie, nachdem sie den Eid der Geheimhaltung geleistet hatten, zum Reichstage zugelassen. Dann eröffnete Gattinara die Sitzung, indem er die Abgeordneten aufforderte, sich nun über die königliche Forderung schlüssig zu machen; auf ihren Wunsch habe ihnen der König Zeit gelassen, sich untereinander zu besprechen, und wiederhole hier durch ihn die gestern gemachten Versprechungen. Darauf erhoben sich zunächst wieder die Vertreter von Burgos und erklärten, mit Berufung auf ihre gestrige Antwort, die Bereitwilligkeit der Stadt, die neue Steuer zu bewilligen. Ehe aber die andern Städte ihre Stimmen abgaben, überreichten die Ver-

treter von Leon eine Bittschrift folgenden Inhalts: die zum Reichstage erschienenen Abgeordneten hätten dem Könige vor Eröffnung desselben einige Punkte zur Erwägung übergeben. Es sei nun die Bitte aller Abgeordneten, der König wolle befehlen, daß nicht eher zur Tagesordnung übergegangen werde, als bis diese Punkte eine gnädige Erledigung gefunden hätten. Dies bezog sich auf eine Beratung der Abgeordneten der Oppositionspartei mit den Gesandten von Toledo, worin letztere die Vertreter zur Annahme von fünf Forderungen bewogen hatten, von deren Bewilligung die Abgeordneten ihr Verhalten im Reichstage abhängig machen sollten. 1) Daß Karl nicht abreisen, oder doch so schnell als möglich zurückkehren solle. 2) Daß er für die Dauer seiner Abwesenheit den Infanten Ferdinand, seinen Bruder, der nach den Niederlanden gebracht worden war, zum Regenten mache. 3) Daß er keine Fremden anstelle und deren bisherige Anstellungen widerrufe. 4) Daß er die Ausfuhrverbote von Gold, Brot und Pferden aufrecht erhalte, und 5) daß er keine neue Geldbewilligung verlange. Dies stand freilich in direktem Widerspruche mit dem, was Karl von dem Reichstage erwartete und verlangte, und infolge davon konnte der Präsident eine Antwort auf diese Petition nicht erteilen. Den Abgeordneten von Leon folgten die von Cordoba und überreichten gleichfalls eine Petition, die von dem Stadtrate von Cordoba abgefaßt und unterzeichnet war. Derselbe bat darin, der König wolle befehlen, daß nicht eher zu Reichstagsverhandlungen geschritten werde, bis die Instruktionen erledigt seien, die die einzelnen Städte ihren Vertretern mitgegeben hätten. Dieser Antrag deckte sich in der Hauptsache mit dem von Leon, hatte aber den Vorteil einer minder schroffen Fassung. Die Bitte um Erledigung der einzelnen Petitionen, die auf jedem Reichstage dem Könige vorgetragen zu werden pflegten, war weniger beleidigend für die Majestät des Königs, als die Forderung, sich über ein Programm zu erklären, wie die Opposition ein solches aufgestellt hatte. Für Karl war er aber ebenso unannehmbar, da es sich für ihn darum handelte, den Reichstag bald zu beendigen, die Erledigung der einzelnen Beschwerdeschriften aber lange Zeit in Anspruch nahm. Der Präsident Mercurino de Gattinara erwiderte daher, es sei bei früheren Reichstagen beständige Sitte gewesen, daß die Vertreter erst die Steuern bewilligten und dann die Erledigung ihrer Bitten stattgefunden hätte. Er müsse sich entschieden weigern, irgend einer Aenderung der bestehenden Geschäftsordnung statutzgeben, und fordere sie deshalb auf, über die Steuerbewilligung ihre Stimmen abzugeben.

Allein bei der folgenden Abstimmung erklärten sich nur Burgos, Granada und Sevilla für die königliche Forderung, Avila enthielt sich der Abstimmung, und Cuenca, obwohl es gegen die

Steuerbewilligung stimmte, erklärte doch, einem königlichen Befehle gehorchen zu wollen. 11 Städte aber von den 16 anwesenden wiesen den königlichen Antrag zurück. Darauf schloß der Präsident die Sitzung, indem er erklärte, er werde dem König über deren Verlauf Bericht erstatten.

Die nächste Sitzung fand am Nachmittag desselben Tages statt. Wiederum führte Gattinara den Vorsitz und eröffnete die Sitzung mit dem Berichte über den Vortrag, den er dem König über die Sitzung vom Vormittag gemacht habe. Der König habe erklärt, so verkündete er, daß er in keine Aenderung der Geschäftsordnung willigen könne und deshalb darauf bestehe, daß die Steuerbewilligung der Erledigung ihrer Denkschriften vorangehe. Er verspreche aber, daß er vor seiner Abreise von denselben Kenntnis nehmen und für ihre Erledigung Sorge tragen werde. Der Präsident forderte daher die anwesenden Abgeordneten auf, unter diesen Umständen noch einmal über den königlichen Antrag abzustimmen. Jetzt fiel die Abstimmung bedeutend günstiger aus als am Vormittag. In entschiedener Opposition blieben nur 7 Städte, während ebensoviel sich für die dreijährige Verlängerung der Steuer aussprachen. Von 2 Städten, Granada und Jaen, stimmte je ein Abgeordneter für und einer gegen die Vorlage. So war der Erfolg eine Gleichheit der Stimmen. Das Herkommen war aber, daß nicht eher der Reichstag geschlossen wurde, als bis eine Uebereinstimmung aller Abgeordneten hergestellt war. So endigte diese Sitzung wie die des Vormittags, indem der Präsident erklärte, er werde dem König Mitteilung machen.

Zu der nächsten Sitzung am Vormittag des 2. April wurden nur die Vertreter der 9 Städte beschieden, die unentschieden oder gegen die Vorlage der Steuerbewilligung gestimmt hatten. Ihnen machte der Großkanzler Gattinara die Mitteilung, daß Karl auf seinem Verlangen bestehe und erwarte, daß sie sich dem königlichen Wunsche fügen würden. Allein es gelang ihm nur, die eine Stimme von Granada zurückzugewinnen, die nach der Sitzung vom Abend des 1. April abgefallen war. Die anderen Abgeordneten blieben beharrlich bei der Forderung, die Erledigung ihrer Beschwerden solle der Steuerbewilligung vorangehen. Damit fand auch diese Sitzung ihren Abschluß wie die früheren.

Am 3. April wurde gar keine Sitzung abgehalten, erst am 4. April wurden die Abgeordneten der Opposition noch einmal nach der Franziskanerkapelle beschieden. Der Präsident Gattinara hatte auch heute keine neue Vorlage zu machen. Er berichtete, daß das Präsidium dem König die Vorgänge der letzten Sitzungen vorgetragen hätte, daß Karl aber in eine Abänderung des bisherigen Bewilligungsmodus nicht willigen könne. Der König lasse daher den Abgeordneten die Frage vorlegen, ob sie einer weiteren Steuer-

bewilligung entgegen seien oder nicht? So kam die gleiche Forderung noch einmal in anderer Form vor die Versammlung; es wurde aber den Vertretern durch diese Fassung schwer gemacht, ihre Opposition fortzusetzen, ohne ihre Unterthanenpflicht zu verletzen. So kam es, daß nur die Abgeordneten für Madrid den Mut hatten, zu erklären, sie hätten keine Vollmacht, eine Steuerbewilligung zu machen. Alle anderen beriefen sich teils auf die ihnen von ihren Auftraggebern erteilten Instruktionen, teils erklärten sie, einer Steuerbewilligung nicht zu widerstreben, nur bäten sie um Erledigung der vorgebrachten Beschwerden. Es war immerhin ein Erfolg, daß die Opposition dahin gebracht worden war, wenigstens im Princip der neuen Bewilligung beizustimmen.

Unterdes waren die Vorbereitungen für Karls Abreise so weit gediehen, daß die Uebersiedelung des Hofes in die Hafenstadt wünschenswert wurde. Infolge davon wurde der Reichstag vertagt und für seinen Wiederzusammentritt ein noch zu bestimmender Tag, als Ort aber La Coruña ausersehen.

Hatten schon die Sitzungen mit den Abgeordneten der Opposition nur den Zweck gehabt, dieselben zu überreden, so wurden andere Mittel auch nicht verschmäht, ein besseres Resultat herbeizuführen. Außer den Sitzungen hatten die Präsidenten und andere einflußreiche Persönlichkeiten des Hofes wiederholt Zusammenkünfte mit einzelnen Abgeordneten der Opposition gehabt und hatten mit Vorstellungen und Bitten, ja selbst mit Angeboten von Geld und Ehrenstellen nicht gegeizt, um so nach und nach die Widersprechenden zur Annahme des königlichen Antrages zu gewinnen. Dies wurde auch eifrig fortgesetzt während der Pause, die die Uebersiedelung des Hofes in die Reichstagsverhandlungen brachte. Aber auch anderes noch wurde versucht. Um die Mitwirkung von Toledo und dessen Stimmen für den Antrag der Regierung zu gewinnen, wurde der Stadtrat von Toledo reformiert. Eine Anzahl der entschiedensten Oppositionsmänner, die darin saßen, ward durch königliche Verordnung aus der Stadt verwiesen. Gelang es dann, die Neuwahl auf ergebenere Männer zu lenken, so konnte die beschränkte Vollmacht vernichtet werden, deren Annahme die erwählten Vertreter verweigerten, und eine neue Instruktion konnte ihnen die Möglichkeit erteilen, im Sinne der Regierung zu wirken. Allein das Verbannungsdekret konnte schon in Toledo nicht zur Ausführung gebracht werden, und bald machte der Aufstand, der in Toledo ausbrach, allen Bemühungen um die Stimmen der Stadt ein Ende.

Ein anderes Mittel sollte die Abgeordneten von Zamora, die mit der Opposition stimmten, gefügig machen. Das Königreich Galicien hatte mehr als einmal den Anspruch auf eine selbständige Vertretung im Reichstage erhoben, hatte denselben aber nicht

zur Geltung bringen können. Jetzt ließ die Regierung den Galicianern unter der Hand Hoffnung machen, daß ihre Ansprüche berücksichtigt werden könnten, und das genügte, um in Santiago Unruhen hervorzubringen, mit dem demonstrativen Zwecke, den Abgeordneten von Zamora die Vertretung des Königreichs Galicien zu entziehen. Allein bei der Wiedereröffnung des Reichstages zeigte sich die Erfolglosigkeit auch dieser Bemühungen.

Am 22. April wurden die Vertreter in Coruña zu einer neuen Sitzung versammelt. Als Versammlungsort war die Eremitage des heil. Geistes neben dem dortigen Franziskanerkloster gewählt, und hier eröffnete der Kanzler Gattinara die neuen Sitzungen. Er nahm Bezug auf die Verhandlungen in Santiago, wo der königliche Antrag nicht habe zur Annahme gelangen können. Der König habe sich deshalb entschlossen, ihren Wünschen noch mehr entgegenzukommen. Damit gab er einem Sekretär den Auftrag, die Verordnungen zu lesen, die König Karl neuerdings erlassen habe. Dieselben betrafen die Ausfuhrverbote von Gold und Pferden. Dann nahm der Kanzler wieder das Wort: die Abgeordneten ersähen daraus, wie der König für das Wohl des Landes sorge und seinen Versprechungen nachkäme. Es würden ihnen auch noch weitere Verordnungen in Bezug darauf bekannt gegeben werden. Mit den Dankesbezeigungen der Abgeordneten hatte die Sitzung ihr Ende, eine Abstimmung fand nicht statt.

Am nächsten Tage, den 23. April, fand im gleichen Saale eine neue Sitzung, die siebente des ganzen Reichstags, die fünfte Plenarsitzung statt. Der Präsident eröffnete dieselbe, indem er abermals durch einen Sekretär zwei königliche Verordnungen verlesen ließ. Die eine betraf das königliche Versprechen, während der Dauer seiner Abwesenheit keine Fremden in kastilischen Diensten anzustellen. Die andere enthielt das Versprechen, daß Karl eine angesehene, würdige Persönlichkeit als seinen Statthalter zurücklassen und ihn mit solchen Vollmachten und Mitteln an Geld und Truppen ausstatten werde, daß er die gesamte Staatsverwaltung im rechten Gange erhalten und für Recht und Gerechtigkeit Sorge tragen könne, ohne daß durch Rekurs an den König selbst Schwierigkeiten und Verzögerungen veranlaßt würden.

Dann forderte der Präsident die Abgeordneten auf, sich nun zum letztenmal und endgültig über die Steuerbewilligung zu erklären, nachdem der König ihnen durch die That bewiesen habe, wie er ihre Bitten zu erfüllen gedenke. Allein das Resultat der Abstimmung entsprach keineswegs den Erwartungen, die die Regierung von dem Erfolge des königlichen Entgegenkommens sich gemacht hatte. Die Opposition der 7 Städte stimmte wieder geschlossen gegen die Bewilligung der Steuer vor Erledigung der Beschwerden, während die anderen 9 Städte, wie früher, sich

dazu bereit erklärten. Der Präsident schloß die Sitzung, indem er sagte, er werde dem König dies als endgültige Entscheidung des Reichstags überbringen. Aber noch ehe der Präsident den Sitzungssaal verlassen hatte, gaben die Abgeordneten von Valladolid, die bisher mit der Opposition gestimmt hatten, die schriftliche Erklärung ab, daß sie für diesmal die Steuer bewilligten, damit die Einigkeit zwischen dem Fürsten und dem Volke nicht in Zweifel gezogen werden könne.

Darauf fand denn am 23. April der Schluß des Reichstags statt. Die Abgeordneten wurden in einen Saal des Franziskanerklosters berufen — in diesem hatte Karl Quartier genommen —, und da fand in Gegenwart des Königs die letzte Sitzung statt. Wieder sprach der Bischof von Badajoz im Namen Karls. Aus drei Gründen habe der König den Schluß des Reichstags bis jetzt verzögert: zuerst wegen der Uneinigkeit der Abgeordneten untereinander, dann, weil er ihre gemeinsame Entscheidung vor Schluß des Reichstags zu vernehmen wünschte, endlich, um die Verordnungen zum Wohle des Landes zuvor zu erlassen. Er danke den Abgeordneten für die Bewilligung der Steuer und zürne auch denen nicht, die dagegen gestimmt hätten. Als Regenten lasse er den Kardinal-Bischof Adrian von Tortosa zurück und erwarte von seinen Unterthanen, daß sie auch während seiner Abwesenheit, die nicht lange währen solle, den Gehorsam und die Treue bethätigen würden, die er von ihnen gewohnt sei.

Darauf erwiderten nun die Städte einzeln. Die Abgeordneten von Burgos dankten Karl für die Sorge, die er für Kastilien bezeigt, versprachen, wie sie in Bewilligung der Steuer die ersten gewesen, im Gehorsam es den anderen zuvor zu thun, und baten nur demütig um Erledigung der Bitten, die die Abgeordneten der Regierung vorlegen würden. Auch die Vertreter Murcias dankten Karl mit kurzen Worten, baten aber dringend um Berücksichtigung ihrer Wünsche. In betreff des Regenten ersuchten sie den König, womöglich die Verletzung der Gesetze zurückzunehmen, die in der Wahl eines Nichteingeborenen liege, mindestens aber möge er erklären, daß das betreffende Gesetz für die Zukunft in Kraft bleiben solle. Wegen der verweigerten Steuerbewilligung beriefen sie sich auf ihre beschränkte Vollmacht, sprachen aber die Zuversicht aus, daß die Stadt trotzdem dem königlichen Wunsche willfahren werde. Zamora erklärte seine dankbare Zufriedenheit mit den Anordnungen Karls, beharrte aber bei seiner Steuerverweigerung. Volle Anerkennung und unbedingte Erfüllung der königlichen Wünsche sprachen die Vertreter von Avila aus, während Segovia mit kurzen, kühlen Worten nur für die Ernennung des Bischofs von Tortosa zum Regenten dankte. Sehr einsichtsvoll äußerten sich die Abgeordneten von Cuenca. In Erinnerung

an den beständigen Zwiespalt zwischen dem Kardinal-Regenten Jimenez und dem Staatsrate baten sie um Vorkehrungen, damit die Einigkeit im Schoße der Regentschaft gewahrt bleibe. Dann aber ersuchten sie den König, auch die Einigkeit unter den Abgeordneten betreffs der Steuerbewilligung herbeizuführen, damit die alte Gewohnheit einmütiger Reichstagsbeschlüsse nicht in Verfall gerate. Valladolid schloß sich betreffs des Regenten den Wünschen Murcias an in der Bitte, einen Eingeborenen mit dieser Würde zu betrauen. Soria und Guadalajara dagegen äußerten nur dankbare Anerkennung für die Anordnungen Karls und Versicherungen treuen Gehorsams. Unerschüttert in ihrem Oppositionsgeiste blieben die Abgeordneten von Cordoba. Die Anerkennung des Regenten, dessen Person mit den Landesgesetzen in Widerspruch stehe, überschreite ihre Vollmacht, die Steuern aber würden sie gern bewilligen, wenn die Regierung ihren Bitten Gehör gäbe. In gleichem Sinne sprachen die Vertreter von Leon. Wie diese beiden Städte den Widerstand mit ihren Anträgen eröffnet hatten, so schlossen sie ihn ab, durch Beharrung in demselben. Jaen und Granada erklärten sich völlig zufriedengestellt, Madrid berief sich auf seine beschränkte Vollmacht, aber Toro konnte es auch jetzt nicht unterlassen, seine Steuerverweigerung zu wiederholen. Einen freundlichen Schluß für die bewegten Scenen des Reichstags bildete die Rede von Sevilla. Sie begann mit den Segenswünschen für eine glückliche Reise und baldige Rückkehr des Monarchen, dankte ihm für seine Anordnungen und schloß mit der Versicherung, daß die Bürger Sevillas lieber ihr letztes Eigentum verkaufen würden, als hinter den Wünschen ihres Königs zurückbleiben. Mit diesem Segenswunsche verließ Karl den Sitzungssaal, und der Reichstag war geschlossen.

Nachher ließen sich auch noch die Vertreter von Zamora und Leon für die Steuerbewilligung gewinnen. Allein die Städte hatten bereits ihr Bewilligungsrecht für sich reklamiert. Die Entrüstung über die Feilheit der Vertreter, von denen viele ohne Vollmacht die Steuer bewilligt hatten, war allgemein, und Segovia gab das Zeichen, wie man sie zur Rechenschaft ziehen solle, indem es den einen wirklich, den andern wenigstens in effigie richtete. Zwar hatte Karl die überreichten Bitten noch vor seiner Abreise und günstig beschieden, allein kaum hatte er Kastilien den Rücken gewandt, so loderte es in hellem Aufstande auf, und von den Beschlüssen, Bitten und Verordnungen des Reichstags blieb nichts übrig als die toten Buchstaben.

Wiener Bürger in Waffen.

Von

Adalbert Horawitz.

Umsonst sucht der Forscher in Wiens Vorzeit nach der Schilderung so gewaltiger Kämpfe, wie sie die Industriestädte Deutschlands und Hollands während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters durchwogten! Wenige Spuren nur von ähnlichen Erscheinungen, wie sie die „Chroniken der deutschen Städte" fast auf jedem Blatte zeigen, wie sie in höchst anziehender Weise u. a. Löher (in seinem Werke über Jakobäa von Bayern) für Holland geschildert. Fast nichts von dem Kampfe zwischen den Geschlechtern und Zünften, den Patriziern und der Demokratie der Städte, fast nichts von einem Streite, ähnlich dem zwischen dem popolo grasso und popolo minuto in den mächtigen Gemeinwesen Italiens. Und doch fehlte es auch den Wiener Bürgern nicht an Kampf und Streit! Wer kennt sie nicht, die heldenmütigen Thaten der Wiener Gewerbegenossen für ihre Herzöge, für Kaiser und Reich? Wer unter uns denkt da nicht freudigst der zwei Türkenbelagerungen, wer hat sie nicht im Geiste mitgemacht, die Angst und Sorge, wer hat nicht das stolze Selbstbewußtsein, die an Verzweiflung grenzende Hoffnungslosigkeit und den endlichen Siegesjubel der damaligen Generationen getreulich in der eigenen Seele nachempfunden und mitgefühlt?! Solche Ruhmesblätter unserer Vergangenheit, welchen wahren Mann sollten sie nicht mit gerechter Befriedigung erfüllen? —

Aber freilich dieselbe kühne Wagehalsigkeit, dieselbe freudige Siegeszuversicht, wie das leichte Blut der Wiener, das ihnen in den ärgsten Gefahren noch stets den frohen Mut erhielt, sie haben doch mitunter das Völklein der Stadtgenossen aufbäumen lassen gegen ehrsame Obrigkeit, ja selbst gegen den Fürsten — im Mittelalter allerdings gar nichts Ungewöhnliches! Doch muß man den Wienern die Gerechtigkeit widerfahren lassen: meist dann erst be-

gannen sie den Aufstand, wenn die materiellen Sorgen ihre Existenz in Frage stellten. Auch in dem Kampfe, den die folgende Darstellung zum Gegenstande hat, waren die materiellen Interessen mit eine Ursache der Bewegung.

Wien, das in dem Bruderzwiste zwischen Friedrich III. und und Albrecht VI. anfänglich treu zum Kaiser gehalten, erhob sich 1462 gegen diesen. Gewiß, die albertinischen Agenten haben dazu das Ihrige gethan, der Hauptgrund aber lag doch in dem Umstande, daß Friedrich den Klagen und Beschwerden des Landes und der Stadt Wien keine Abhilfe verschaffen konnte. Man muß Berichte aus jenen Tagen lesen, um eine Vorstellung von dem heillosen Ruin Niederösterreichs zu erhalten, von einem Niedergange gerade zu einer Zeit, als in Matthias Corvinus für Ungarn, in Girzik Podebrad für Böhmen geniale, frisch zugreifende Herrscher sich erhoben, in diesen Ländern das nationale Bewußtsein gewaltige Kraft gewann. Man lese u. a. die schlichte Relation des gutmütigen vaterländischen Chronisten Thomas Ebendorfer, und man wird nicht anstehen, auszusprechen, daß Oesterreich damals Aehnliches erlitten wie Deutschland im Dreißigjährigen Kriege. Die Greuelthaten der unbezahlten tschechischen Söldner, die Mordgeschichten der Zebraken, der Räuberbanden des Nabuchodonosor Anckelsreuter u. a. wirkten lähmend und entsetzenerregend; begreiflich, daß bei der Unsicherheit im Lande und den furchtbaren Verwüstungen auch Handel und Wandel rapid zurückgingen! Umsonst klagen die Landtage zu Stockerau und Göllersdorf über die zunehmende Verschlechterung der Münze (Schinderlinge), die Erhöhung der Steuern und die Schmälerung ihrer Rechte. — Namentlich litt aber Wien. Die Forderungen der stets geldarmen Regierung lasteten so schwer auf den Finanzen der Stadt, daß die Interessen der Schulden einen großen Teil des Einkommens aufzehrten. Dazu kamen die Forderungen zur Heeresfolge gegen die Ungarn. Wien sollte u. a. dreihundert Reiter und fünfhundert Fußsoldaten ausrüsten. Endlich nahmen die Gewerbetreibenden die schlechte Münze nicht mehr an, das Räuberunwesen störte die Zufuhr, Folge davon war die Teuerung (der Metzen Weizen kostete 32 fl.). Das Erträgnis der Weingärten sank völlig herab, der neue schwere Ausfuhrzoll auf den Wein beraubte Wien auch dieser Einnahmsquelle; so mieden denn die Kaufleute die Stadt und kauften in Ungarn ein. Alles kam zusammen, um den Ruin Wiens herbeizuführen, die Studenten begannen zuerst die teure Stadt zu verlassen. Trotz mehrfacher Weiterungen mit Friedrich III. hielten die Wiener aber doch an ihm fest, ja sie trennten sich von den Ständen, bis endlich durch einen Mißgriff des Kaisers selbst die albertinische Partei siegte. Die Seele dieser Partei war der bekannte Bürgermeister Wolfgang Holzer. Zu spät kam der Kaiser, den die getreuen Wiener oft

genug — aber stets fruchtlos — gerufen hatten, in die Stadt; Holzer, immer kühner werdend, benutzte die Schwäche Friedrichs, um die Bürgerschaft zu aggressivem Vorgehen gegen ihn zu veranlassen. Alle Vorbereitungen waren getroffen, plötzlich ward der vom Kaiser eingesetzte Stadtrat beseitigt, ja man schritt bis zu dem äußersten Grade von Kühnheit. Es kam zu jener denkwürdigen Belagerung der Hofburg durch die Wiener Bürgerschaft, die uns der Kaiserin Poet, der Sulzbacher Michel Behaim, in seinem wenig kunstreichen, aber für Wiens Geschichte äußerst dankenswerten „Buoch der Wiener" beschrieben. Behaim, ein Mann von mäßigen Gaben, aber treuer Anhänglichkeit an die kaiserliche Familie steht natürlich völlig auf seiten Friedrichs, sein Buch soll nichts anderes sein als ein Pamphlet gegen die falschen, meineidigen, ungetreuen Wiener, ein ewiges Denkmal ihrer Schande. Und in der That, jeden einzelnen unter den Aufständischen, den er kannte, hat er genannt, bei vielen hat er es an einer pikanten Chronique scandaleuse nicht fehlen lassen; wo er nichts Uebles zu sagen weiß, schimpft er recht weidlich, vielfach verleitet ihn wohl auch der Reim, der bei ihm in der unmöglichsten Weise angewendet wird, zu Epitheta, die alles, nur keine ornantia sind. Wie verlockend ist es da z. B., wenn ein Bürger Wolfgang Strobel heißt, zu reimen:

„Einer hieß Wolfgang Strobel,
Ein böser Galgenhobel!"

So sind denn die Wiener alle möglichst schwarz gemacht, wir hören in Behaims Knüttelversen schon die Grundmelodie des arg abgeleierten Liedes von der kleinen, aber mißleiteten Partei, das die späteren Offiziösen singen. Aber freilich ist auch nur das Zehntel von dem wahr, was Behaim sagt — und viele Züge sind echt wienerisch —; so trieben es die damaligen Bürger recht arg, von Loyalität und pietätvollem Wesen wird man wenig spüren; rücksichtslos, mit kecken Witzen, wie mit groben Geschossen um sich werfend, Weiber und Wein, Jubilieren und Späße liebend war damals schon dies Völklein, das sich Sonnabend, den 2. Oktober 1462, anschickte, seinen Herzog zu belagern. Leider fehlt es dieser Erhebung für die städtischen Rechte und die Privilegien der Stadt nicht an Erscheinungen der widerwärtigsten Art. Leute, wie der Bäcker Mestenraben (nomen omen), der die Speise, die ein Gutherziger dem hungernden Prinzen Maximilian schickte, unter frechem Gelächter zertritt, oder der Gewändler Grünsbamlein, dessen cynische Roheit gegen Frauen — so sehr sie von völliger Verkommenheit zeugt — dennoch Belacher und Nachahmer fand, lassen sich mit den Scheusalen der französischen Revolution, mit jenem elenden Schuster Simon und dergleichen Bodensatz der Gesellschaft vergleichen. — Aber man würde doch irren, nach diesem Abschaum

die ganze Bewegung zu beurteilen. Es ist eine wunderliche Allianz zwischen dem gewaltigen Herzog Albrecht VI., den Landherren, Aebten und vielen Städten Niederösterreichs; die einen, wie Albrecht und Holzer, treibt die Herrschsucht, die andern die Angst um ihre ständischen Rechte, die Bürger Sorge um des Tages Notdurft und auch ein antipäpstlicher Zug, ja ein Skepticismus und Hohn gegen das Kirchliche, der wohl durch die Hussiten in die Stadtbevölkerung gekommen war. Dies zeigt sich unter anderem in dem, was Führer und Bürgerschaft vom Papste und der kirchlichen Lehre denken. Von Holzer erzählt Behaim, er sei ein Ketzer aller Ketzer gewesen, der gemeint, wenn er stürbe, seien Leib und Seele gleich dahin, er hätte nie gebeichtet und nicht an die Auferstehung geglaubt u. s. w. Die Wiener aber hätten das Gebet des Priesters für den Papst abschaffen wollen, indem sie, wie Behaim dichtet, gesagt:

„Der Babst ist nit frumen,
Ein Ketzer und Verirrer tumen,
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Weßhalb wollen wir beten für'n Babst,
Sein Wesen ist doch auf das grabst (gröbste)" —

Man bedenke, es ist die Zeit nach dem Basler Konzil, die Theorie selbst vieler Geistlichen erkannte aber das Konzil als über dem Papst stehend, als höchste Autorität in Kirchensachen an; fügte sich der Papst nicht, so galt er als Ketzer. Drum lachten die Wiener auch seiner Bannandrohungen. „Was macht es denn," sagten sie, „wenn wir im Banne sind; was machen sich die Venediger draus, oder die von Böhmen, die alle zwei doch lange im Banne gewesen?" Und der allzeit bereite Wiener Witz fabrizierte sofort ein freilich nicht besonders tiefes Wortspiel, dessen Pointe in der Aussprache des österreichischen Dialektes liegt; sie sagten: „Wenn wir der banen (Bohnen) nimmer han, so wollen wir in die arwais (Erbsen) gan." Sie lachten über Bann, Acht und Aberacht und erklärten, sie wollten „auf sich selber stan". Mit diesen antipäpstlichen Strebungen vereinte sich die Antipathie gegen Friedrich — der allerdings von der ohnehin so schwer belasteten Bürgerschaft noch sechstausend Gulden für seine böhmischen Söldnerhauptleute Hinko und Simko verlangte —; sogar ein kaiserlicher Berichterstatter meint, der Ruf: „Lieber türkisch als kaiserlich!" sei damals in Wien allgemein gewesen. Und auch ein Hofdichter klagt, Friedrich sei überall verschmäht worden, kein Handwerksknecht sei gewesen, der nicht sein „bös Gespei" gegen ihn erhoben hätte, „selbst die Bettler vor den Kirchen, sich gegen ihn warn zwirchen" (wendeten sich von ihm ab). So weit freilich darf man nicht gehen, zu meinen, Kaiser Friedrich hätte gar keine Partei gehabt; in Wien war sie ziemlich

gering; aber wie treu hingen Neustadt, Krems und Stein, Korneuburg, Bruck an der Leitha, Haimburg, Marpeck, Waidhofen a. d. Th., Weitra und Eggenburg an ihm. Im Gegensatze zu diesen von Behaim mit Lob überschütteten und von Kaiser Friedrich durch Auszeichnungen geehrten Städten hielten Tuln, Klosterneuburg — namentlich durch sein Adelsgeschlecht, die Wisent dazu gebracht —, Ybbs u. a. zu den Ständen, bei denen man denn auch fast alle Prälaten findet, an ihrer Spitze Simon Heundl von Klosterburg, Ludwig Gössel von Herzogenburg und Hans von Melk, dessen Wert Behaim durch die Bemerkung herabsetzen will, daß er von geringer leichter Art gewesen:

„Nur von Geschlecht ein Bauer,
Sein Vater war ein Hauer." —

Dazu kamen noch Mert von Göttweig, der Abt der Schotten und Herr Peter von Lilienfeld (Lilgenveld). Bei dem Prälaten von St. Dorothe zu Wien findet Behaim den Abfall begreiflich, er that ja nur nach der ungarischen Art, die ihm angeboren war. „Stets soll man sich ja merken, wie es komme, kein Ungar wird je so fromm, daß er nicht falsche Tücke in sich habe." —

Klug und vorsichtig hielten sich die Vorstände von Mariazell, Gaming und Heiligenkreuz, sie blieben neutral. — Man sieht, die Bewegung war über das ganze Land verzweigt, alles kam darauf an, ob der Kaiser die rechten Mittel besaß, den Sturm zu beschwören. Wahrlich, er mochte wohl guten Willen haben, doch fehlte es ihm an Macht, Geld und, wie es scheint, an rechtem Verständnisse für die ständischen Wünsche. Dazu hatte er sich nun auch seinen Feinden in die Hand gegeben; er ward in seiner Burg eingeschlossen. Dem Sturme auf diese ging eine Versammlung von zweihundert Meistern und Gesellen voraus, hier ward wohl der Angriff geplant; bei den Kämpfen gewahren wir stets die Zunftgenossen in erster Linie, als Anführer erscheinen aber fast nur Ausländer, so z. B. der erste Doktor der Medizin und Chirurgie der Wiener Universität, Johannes Kirchhammer, „ain's Pinders Sun aus Schwaben", wie Behaim spöttisch bemerkt, Friedrich Ebner, eines Fragners Sohn aus Franken, Jakob Storch aus Landshut, Bernhard, ein Goldschmied aus Heidelberg. Stark vertreten waren — wie immer als Bewegungselement — die Schneider — Behaim schimpft sie Wadenbeißer —, neben ihnen aber auch die Bäcker und Schlosser, davon einer (Schwingenhammer) den Belagerten die Brunnen abgrub. Außerdem zählt der Poet zahlreiche Schleifer, Oehlerer, Metsieder, Kürschner, Drechsler, Münzer, Krämer, Gerber, Fischer, Sporer, Säckler, Wachsgießer, Schuster (Lederkauer und Beißdendraht nennt er sie), Färber, Taschenmacher, einen Huterer mit großem rotem Bart, Messerer, Goldschmiede und schließlich auch sechs Apenteker

(Apotheker), „gar arge Schälk und Lecker" auf. In diesem endlosen Handwerkerkataloge finden wir, freilich damals noch spärlich, auch slavische Meister, wie Janko aus Olmütz, und sogar einen getauften Juden Gutentag erwähnt. — Bevor nun die Wiener Gewerbe vor die Burg zogen, hielt Holzer eine Ansprache an sie. Hierauf marschierten sie wohl an die zehntausend mit großem Gelärme durch das Peilerthor.

Geharnischt mit Panzer und Platten, gerüstet mit Schild und Dolch, Armbrust, Büchse und manchem Geschoß, mit Keulen, Hacken, Spießen und Schwertern kamen sie einhergeschritten, weithin hörte man das Dröhnen der wuchtigen Schritte, das Klingen und Rasseln der Waffen, das Murmeln der sich Besprechenden. Sie kamen, ihrem Herrn den Gehorsam aufzusagen. Es war der Anfang furchtbarer Kämpfe, die nun zwischen Burg und Stadt durch acht Wochen hin und her wogten, wohl kein Beweis für die Loyalität der „guten alten Zeit".

Begreiflich, daß die in der Burg befindlichen Hofdamen und Fräulein — es waren ihrer zwanzig — Schreck erfaßte; da wurden manch rosiges Mündlein und lilienweiße Wangen bleich und mißfarb und manches schöne Auge naß und trüb, und manche süße Stimme ward bitter, wie unser Poet klagt:

„Sy warn in angst und ziter".

So fürchteten sie sich, wie Königin Esther vor Mardochäus.

Aber es fehlte auch nicht an kühnen Recken. Georg, Propst von Preßburg, der Kaiserin Kaplan, wird von dem vergleichungsbegierigen Dichter mit Bischof Turpin und dem „fraidigen" Mönch Ilsan zusammengestellt. Alle Ritter, das Hofgesind, nicht minder aber auch die Edelknaben und Geschützmeister, Trompeter, Köche und Kellner, Barbiere und Boten, die sich in der Burg befanden, werden in einer ihre Namen für alle Zeiten sichernden Genauigkeit, allerdings nicht zur Erhöhung der poetischen Wirkung, aufgezählt. Es waren bei sechsthalbhundert Personen, darunter aber nur über zweihundert wehrhafte Männer; freilich, meint Behaim, waren es Helden, wie man sie in dreier Könige Heeren nicht findet.

Gar bald hatten sie Gelegenheit, ihre Tapferkeit zu zeigen. Denn am 2. Oktober, einem Sonnabend, schlichen nächtlicherweile die Wiener da und dort gegen die Burg heran; Holz, Bretter, Fässer schütteten sie zu einer Terrasse auf, von der sie das Schloß beschießen konnten. Doch die Belagerten waren auf ihrer Hut, von allen Seiten krachten die Büchsen, flogen Klötze und Pfeile, gewaltig erhob sich der Lärm; der Büchsenmeister Konrad Zirkendorfer aber warf Raketen und Feuerspieße aus der Burg, um den Platz taghell zu erleuchten, dann schoß man Pfeile in die Fässer, bis die Wiener sich zurückzogen. Aber schon am frühsten Morgen kamen sie wieder; es war für die Kaiserin Eleonora ein trauriger

Sonntag. Denn hinter den Barrikaden wie aus ihren Häusern schossen die Bürger gegen der Kaiserin Zimmer und mit solchem Erfolg, daß sich die Fürstin samt ihrer Umgebung eiligst zurückziehen mußte. Rachedürstend erwiderten nun die vom Hofe das Feuer, „so daß sy gar vil wurffen auff dy heut". Doch es kam immer ärger; Tag für Tag fuhren die Wiener fort, mit furchtbarem Tumulte alle möglichen Geschosse in die Burg zu senden; aus Büchsen, Armbrüsten und Bogen flogen die unfreundlichen Grüße der Städter, denen Steine und anderes nachfolgten. Als ob es Haberschrecken (Heuschrecken) gewesen wären oder dichter Schnee vom Himmel fiel, sagt Behaim, so massenhaft kamen die mörderischen Geschosse herangesaust. Viele waren noch dazu vergiftet und manche so gefertigt, daß beim Auffallen das Eisen vom Schafte brach, oder mit Widerhaken versehen, so daß sie Fleisch und Adern mitzerrten und man sie herausschneiden mußte. Dabei war das Getöse des Angriffs so arg, daß mancher meinen mochte, der Himmel falle ein; ehe einer ein Ei geschält hätte, so bemerkt sehr unpoetisch der Hofdichter, hätte er wohl hundert Schüsse zählen können; aus sechsundsechzig steinernen Büchsen — die kleinen und großen Hakenbüchsen nicht gerechnet —, deren vier Steine von drei Centnern hineinwarfen, schossen sie. Wie bei einer Orgel ließen auch hier die verschiedenen Schußwaffen die verschiedensten Töne vernehmen; das währte aber nicht bloß den ganzen Tag, sondern auch des Abends; wenn Meister und Gesellen sich tüchtig angetrunken, begannen sie aufs neue und setzten das Schießen und wüste Schreien die ganze Nacht fort. Und wie der Wiener auch heute noch das ernsteste Beginnen gerne mit heiteren Schwänken verbindet, so pflegten sie damals *vor* jedem Schusse — sehr irrational — mit Pauken, Trompeten und Posaunen förmliche Intraden ertönen zu lassen, nach dem Schusse aber jauchzten sie hell auf (juchiczen), höhnten und spotteten und begannen dann mit Saitenspiel und Gesängen, in denen sie die Gegner herausforderten. Es fehlt da nicht an Scenen, wie sie die alten Volkssagen schildern. Ein Wiener, Heinrich Pfirter, sendet u. a. den zarten Hoffräulein seinen Gruß; der Hofmann Hans Ratinger hört es, verwundet ihn mit einem Pfeil und ruft dabei: „Nimm hin, das ist der Gruß, den ich dir hier nun schenken muß, den schickt dir eine schöne Jungfrau aus der Kaiserin Zimmer, den du von ihr sollst haben, du kühner Degen!" Pfirter aber entgegnet: „Ei nun, dank' dir der Teufel ihren Gruß; sind ihre Grüße alle so roh, so habe ich ihrer bald genug, ich nehme durch ihn Schaden am Leibe, es sind doch ungefüge Weiber. Auf ihre Scherze will ich nicht länger warten." — So rief er und ritt verwundet von dannen; zum Schaden trug er noch den Spott heim.

Doch was half es, wenn man *einen* vertrieb, Hunderte

waren stets auf dem Plan und setzten alle Erfindungsgabe daran, die Belagerten zu Fall zu bringen. Dem Dichter scheint es wider die Natur, daß sie selbst die Zeit der Ruhe für alle Geschöpfe zum Sturm mißbrauchen. In der Finsternis schleichen sie heran, um den Brunnen durch Schüsse zu verschütten; doch die Hofleute wachten gut, Friedrich von Ungerspach und der Büchsenmeister Gerstner verjagen nach hartem Kampfe die Angreifer. Aber in einer anderen Nacht drangen sie durch den Garten der Augustiner bis zur „Altane" der Hofburg vor, um diese zu überrumpeln. Wie still sie auch sein mochten, wie finster es auch war, so hörte man doch ihre Harnische, Panzer, Schild und Schwert erklingen. — Heinrich Vogt, der dort auf der Warte stand, rief die „außerwelten Degen" her. Da erhob sich vieles Getöse, Rumor und lauter Schall, bis daß die Bürger wichen und fünfzehn Tote hinter sich ließen. — Getreulich berichtet unser Poet wie eine Tageschronik alle Stürme und Heldenthaten. Es mutet uns ähnlich wie Benvenuto Cellinis Artillerieberichte an, wenn die Leistungen des Kadauer oder des Zinkendorffer mit grausiger Ausführlichkeit beschrieben werden; wie etwa der letztere in die Vorstadt zielt (mit einer Haufferniczen groß), einem das Haupt, dem anderen den Arm, dem dritten ein Bein wegschießt, „daß man die Trümmer von den dreien sah in die Luft fliegen von dan"; oder wie der Ratinger vom Turme aus einem den Pfeil ins Ohr schießt, daß der gleich tot bleibt; wie Hans Koch ins Hirn getroffen wird, oder der Zirkendorffer die Erdkörbe, hinter denen die Bürger sich deckten, auseinander wirft, und es einem den Kopf zerbrach, „daß man das Hirn da liegen sah, zerstreut unter dem Schirme, aim ging auch auß daz derme". Behaim kann es nicht unterlassen, den tüchtigen Büchsenmeister mit Alexander und dessen List gegen des Porus Elefanten zu vergleichen. — Auch an das Aergste gewöhnt man sich überraschend schnell; den Hofleuten lag es nicht ferne, die wilde Poesie dieses Lebens amüsant zu finden; nach dem Dejeuner pflegten sie einander zur „Pürsch" auf die Wiener einzuladen. Wie einer von diesen durch die Straßen ging, schossen sie „raschlichen" (schnell) auf ihn und warfen viele auf die „Pelk" (auf den Balg nieder); Spottreden flogen vor und nach den verderbenbringenden Pfeilen hin und wieder; Belagerer wie Belagerte sannen stets auf Listen, sich zu schaden; höchst gefährlich wäre es für die Stadt gewesen, wenn der Plan, die dürren Schindeldächer bei heftigem Winde durch Feuerpfeile zu entzünden, nicht an der Gutmütigkeit des Kaisers eine Schranke gefunden hätte. Als man später aber doch daran ging, die Feuerpfeile auf die Dächer zu werfen, wollte es nicht brennen, da alles voll Schnee und Wasser war, trotz der grimmigen Flüche Behaims, der „alle Teufel in der Hölle" anrief.

In Wien regte sich übrigens, während die Belagerten Angst, Not und Aerger ausstanden, auch eine loyale Partei für die Versöhnung. Ja für die Unterwerfung unter den Kaiser war sie thätig. Ein Franziskanermönch predigte und rief, man solle die Intervention der Geistlichkeit zum Friedensschlusse benutzen, jedoch Holzers Spottrede tilgte jeden Versuch. Zu gut wußte das Haupt der Wiener Oppositionspartei, wie nahe die Unterstützung sei, welche den Bürgern von Erzherzog Albrecht VI. zu teil ward: nicht für Versöhnung, sondern für nachdrücklicheren Angriff war die Zeit gekommen. Alles hatte Erzherzog Albrecht vorbereitet, um seinen wenig energischen Bruder zur Abtretung von Niederösterreich und Wien zu zwingen. Es fehlte nur noch der letzte Schlag. Und Albrechts Rücksichtslosigkeit zauderte keinen Augenblick, des Bruders Situation ganz unhaltbar zu machen. An einem Dienstag — es war der 2. November — kam er herein; mit vielen Schüssen aus zwei Donnerbüchsen, die er mitgebracht, begrüßte er den Kaiser, eine That, die ihm Maximilian noch nach vielen Jahrzehnten nicht verzeihen konnte. Dann ließ er die kaiserlich gesinnten Bürger ins Gefängnis werfen, ihr Vermögen aber konfiszierte er. Wir staunen bei den Angaben Behaims über das große Vermögen, das mancher besaß; Jakob Raichweins Habe z. B. wird auf 6000 fl. geschätzt, unser Gewährsmann beziffert das bare Geld mit 2150 fl.! Simon Potlins Gut ward auf 16000 fl. veranschlagt, Konstorfers Silbergeschirr und Hausgerät waren 7000 fl. wert. Es ging dabei wohl nicht ohne tumultuarische Auftritte ab; Bettler und arme Handwerker, klagt der Reimpoet, Hauer, Weinzieher und Freiheiter (Vagabunden), die sonst kein Hemd besaßen, sah man nun in Zobel- und Marderpelzen gehen.

Dabei war man aber nicht müßig in der Belagerung; da alles Schießen und Stürmen nichts ausrichtete, beschloß man, die Besatzung zu überrumpeln, indem man — „wie die Hamster und Maulwürfe“, schimpft Behaim — durch Minengänge in die Burg zu kommen suchte. Doch Meister Toman Siebenburger schoß vier Pfeile ins Schloß, auf denen er den Kaiserlichen Kunde von den gefährlichen Anschlägen gab. So gewarnt, hielt man in Kellern und Gewölben sorgsame Wache. Und es war auch sehr von nöten. Denn in einer finsteren Nacht brachen die Wiener plötzlich bei einem Loche herein; schnell aber waren Sigmund v. Sebriach und Georg v. Kunach dabei, und böhmische Soldaten warfen mit Piken, Hacken und Spießen die Eingedrungenen zurück und stopften rasch Pech, Pulver, Polster, Bettgewand u. dgl. in die Mine, entzündeten das Material, so daß die Minierer vor Dampf und Rauch entfliehen mußten. Aber sie kamen nun täglich wieder, und es bildete sich bald die Gewohnheit, in dem Stollen sich zu bekämpfen, bis man müde wurde, dann aber Waffenstillstand zu schließen

und sich in dieser Zeit mit Musik zu vergnügen. Man gab sich die Hände und begann sodann mit mancherlei „süsser und sanfter Melodei, lieblichen Jubeliren und mit Saiten Psaliren“. Aus der Tiefe tönte es so wie aus dem Wasser der Gesang der Sirenen, Saitenspiel und auch Singen hörte man widereinander klingen. Wenn dies eine Weile gedauert hatte, fingen sie dann wieder an mit Schießen, Schlagen und Werfen. Dabei sparte man nicht an der Minierarbeit, das ganze Schloß, behauptet Behaim, sei untergraben gewesen.

Bald bedrängte sie auch der Hunger, nichts gab es mehr als langweilige Kost von Gerste und Erbsen, und nicht einmal von dieser war genug vorhanden; sechs Mann wurde so wenig zugemessen, daß einer nicht satt geworden wäre, Krusten und Schnitten von altem, oft schimmeligem Brot galten als Leckerbissen und schmeckten wie Zucker; ein kostbarer Fund waren zwei Fässer Weizen, aus denen man Mehl erzeugte und Bugetschen (weiße Brotlaibchen) buk. Hunde und Katzen wurden geschlachtet, selbst ein Geier, der über dreißig Jahre in der Burg gelebt, mußte damals dran, nur ein Dachshündchen und ein possierlicher Rabe erhielten Pardon.

Unter solchen Umständen konnte man die Belagerung wohl nicht mehr lange aushalten, man mußte versuchen, Entsatz zu gewinnen. Hier war es nun Andreas Baumkircher, der eine außerordentliche Thätigkeit zur Befreiung Friedrichs III. entwickelte. Bald hatten des Kaisers Räte Söldnerhaufen zusammengebracht: die Namen der Führer zeigen, daß man es mit undeutschen Stämmen, wahrscheinlich mit den böhmischen Brüdern zu thun hat, die damals alles unsicher machten. Behaim spricht wenigstens von einem Schmidgosogi, einem Lepgo, Bodmagergy, Gambergi und Sgeredi; Tschechen und Magyaren bildeten ja das Gros jener Söldnerbanden, die ähnlich wie die Armagnacs (Armengecken) wirtschafteten. Einer ihrer Hauptleute — Tabotschoßgy nennt ihn der Poet — nahm einen Brückenkopf der Donau durch Ueberrumpelung und suchte von dort aus in die Stadt zu kommen. Das gelang nun wohl nicht, denn Bürgermeister Holzer erschien mit einer stattlichen Schar, und die Tschechen mußten abziehen und wurden von den Wienern bis Enzersdorf verfolgt, wo sie sich, verstärkt durch die Ihrigen, wendeten und den Wienern manchen Schaden zufügten. Friedrichs Anhang beschloß nun, den König von Böhmen selbst um Hilfe zu bitten. Giřik Poděbrad spielte jedenfalls ein doppeltes Spiel, doch mußte ihm eben deshalb viel daran liegen, daß die Sache nicht zu weit ging und ihm statt des schwachen Friedrich nicht etwa einzig und allein der rücksichtslose Albrecht gegenüberstand. So erwies er sich denn dem Ritter A. Baumkircher, der in drei Tagen nach Prag geritten war, willfährig. Man muß bei Behaim, der offenbar aus bester Quelle schöpfte,

lesen, was Baumkircher gethan, um den Kaiser zu entsetzen, abgesehen von jenem Ritte, den er mit vierzig Genossen begann und mit dreien endete — alle anderen hatten es nicht ausgehalten. Aber auch sonst noch that er, was nur ein treuer Mann thun konnte. Er verpfändete seine Güter dem Könige, sein Weib und seine zwei Söhne bot er als Geiseln an. „Der dritte liegt in der Wiegen," sagte er, „ich will dich nicht betrügen, willst du den auch, so nimm ihn hin, nur das eine leiste: erlöse den Kaiser!" Podĕbrad hörte alles an, sah wohl eine Viertelstunde ruhig zum Himmel empor, dachte nach, versprach dann, bald zum Entsatz zu erscheinen, und wies Baumkircher an, sich auszuruhen und heimwärts zu reiten. Damit beschloß er die Audienz. Doch der steierische Gutsherr ließ sich nicht so ohne weiteres heimschicken, er bat dreist und entschieden, der König solle ihm seinen Sohn Viktorin mitgeben, daß man gleich den rechten Ernst sehe. Podĕbrad wies ihn nochmals an, in seine Herberge zu gehen, schickte aber doch am anderen Morgen seinen Sohn samt ansehnlicher Begleitung, mit der nun Baumkircher eiligst zu Friedrich aufbrach. Die energischen Bemühungen Baumkirchers muß man sich vergegenwärtigen, um den Undank zu würdigen, da er diesen zweimaligen Retter in der Not — schon 1452 hatte er zu Wiener-Neustadt jene berühmte Heldenthat geleistet, die Enea Silvio preist — trotz der Bürgschaft freien Geleites am St. Jörgenabend 1471 ergreifen und sofort hinrichten läßt, eine That ähnlich der Ermordung Wallensteins.

Durch einen Pagen, Matthias Rakawiz, gab Baumkircher Friedrich Kunde von des Königs Herannahen und auch den Rat, sich so lange als möglich zu halten; ermatte aber der Widerstand, so solle man eine weiße Fahne und brennende Fackeln ausstecken als ein Zeichen; man werde dann schon mit den vorhandenen Streitkräften den Entsatz versuchen. In der Burg herrschten Hunger, Frost, Not und Angst, man konnte die Befreiung kaum noch erwarten, als Baumkircher ihnen sagen ließ, sie sollten nur getrost sein, am anderen Morgen würden sie kommen. So war es auch, am 19. November, es war ein Freitag, griffen sie von der Donau bis zur Kirche von St. Ulrich, also in einer großen Kurve, an: es waren Steierer, Kärntner, Krainer und Böhmen. Wir begegnen wohlbekannten Namen der österreichischen Aristokratie unter den Führern (Sternberg, Saurau, Tschernembl, Hohenwart, Auersperg, Apfaltern, Paradeiser, Harrach, Lichtenstein, Puchaim), daneben magyarischen und tschechischen Söldnern. Sie waren ungemein siegesgewiß, sie fühlten sich zu sicher; Behaim tadelt dies sehr und meint: Niemand solle seinen Feind verachten, gewiß sei gar nichts; dies habe man auch bei diesem Sturm gesehen, der in thörichter, unweiser Art begonnen ward. Bei hohem Tag rückten sie vor, mit Schreien, Rufen, Musik von Pauken und Trompeten; hätten sie es

lieber bei Nacht unternommen, von allen Seiten zugleich angegriffen und wären heimlich und still gewesen, so wäre der Erfolg wohl ein anderer geworden. Aber sie machten solchen Lärm, daß die Adligen Herzog Albrechts von allen Seiten herankamen; auch unter ihnen fehlt es nicht an berühmten Namen (Schaumberg, Pottendorf, Polheim, Lichtenstein, Traun, Starhemberg, Losenstein). Dazu kam der „Povel“ von Wien unter seinem Bürgermeister Holzer, wohl an 20000 Mann oder mehr, die Zahl darf nicht wundernehmen: waren es ja doch nach Behaims Angabe 75000 Einwohner. — Tapfer fochten sie nach unseres Berichterstatters Urteil nicht, sie gaben mehrmals Fersengeld: da „schmierten und strichen“ ihnen aber die Hofleute die „Bälge“, mit Prügeln und Knütteln hieben sie auf sie los und trieben sie wieder zu dem Zaun, der die Städter schützte. Er war hoch genug, dazu noch durch einen tiefen Graben gedeckt. Auch der frischgefallene Schnee war für die Angreifer nicht günstig, sie glitten überall aus. Dazu fehlte ihnen das zum Sturme so nötige Zeug, Leitern, Haken und dergleichen. Doch sie gingen mit grimmiger Wut drauf, das Geschrei der Stürmenden und Abwehrenden, das Knattern der Schüsse, das Schwirren der Pfeile erzeugte so furchtbaren Lärm, daß man meinen mochte, das wütende Heer sei losgelassen. Angstvoll sahen die Belagerten, die alle Türme und Zinnen besetzt hatten, in die Vorstadt hinaus, „und manches harte Herze ward weich vor großem Schmerze“, wenn man sah, wie es den Seinen schlecht ging, wie man sie tötete und gefangennahm; gerne hätte man ihnen, die schweren Schaden litten, durch einen Ausfall geholfen, doch erhielt man nicht die Erlaubnis. Die Angreifer verloren zahlreiche Mannen, viele von den Führern wurden verwundet, Andreas Hohenwart und auch der junge Herr von Lichtenstein, der seinen ersten Heereszug unternahm, wurden verletzt, Graf Ulrich von Schaumberg, der oberste Anführer, war im Graben schon in arger Lebensgefahr, da hoben ihn sein Hofmeister Hans Winzerer und Jörg Wartnauer heraus. Groß, sehr groß war die Anzahl der Adligen, die bei dem Sturm beschädigt wurden. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich nach Gumpendorf und endlich bis nach Simmering und Himberg zurückzuziehen, wo sie wieder Verstärkungen erhielten.

Nochmals versuchten die Wiener, die nun im „Jubilieren“ kein Ende fanden, durch Listen aller Art die Wachsamkeit der Belagerten zu schwächen, sie richteten die Uhren falsch, daß sie bei der Nacht die unrechten Stunden angaben, dann läuteten sie wieder Sturm, schlugen an und erregten die Burgleute aufs äußerste. Hatten diese nunmehr auch wenig Hoffnung, bald entsetzt zu werden, so waren sie doch um so vorsichtiger und jederzeit kampfgerüstet, selbst der Kaiser, sonst kein Freund kriegerischer Rüstung, trug nun den

Harnisch; ja Behaim läßt ihn sogar die tapfern Worte sprechen: „Diese Schälke und Bluthunde sollen uns nimmer fangen, wir wollen uns nicht ergeben, eher wollen wir unser Leben lassen!“ Wenn es aufs Aeußerste käme, keine Speise mehr da sei, dann solle man einen Ausfall machen und schauen, wer so übermütig wäre, seine Hände in des Kaisers Blut zu waschen. — Doch als Friedrich und die Seinen nur mehr an einen ehrenvollen Ausgang dachten, kam Podèbrads Intervention ihnen zu Hilfe. So wurden sie der langen Pein und Angst erledigt; am St. Barbaratage zog der Kaiser mit Herzog Viktorin, der ihm einen roten Zelter schenkte — ohne diesen hätte er zu Fuße gehen müssen — zu dem Böhmenkönig nach Korneuburg. Am 5. Dezember traten in einer weiten Stube der Kaiser, Podèbrad und endlich auch Herzog Albrecht zum Friedensschluß zusammen, Kaiser und König standen in einer Fensternische; als nach Albrecht geschickt wurde, war er gleich da (er war längst beim König), neigte sich tief vor dem Kaiser, der ihn gar nicht beachtete, und als es zur Verhandlung kam, den Herzog keines Wortes würdigte, sondern durch Jörg von Volkenstorf ansprechen ließ. Als Albrecht sich darüber beschwerte, bemerkte der Kaiser mit verletzender Geringschätzung: „Jörg, rede du über diese Sache, du weißt wohl unsere Gewohnheit, mit keinem solchen reden wir nicht.“ Schamrot stand Albrecht da, aber freilich der Erfolg entschied für ihn, für acht Jahre erhielt der Herzog Oesterreich und die Stadt Wien. Noch zuletzt konnte eine gewisse Hefe der Bevölkerung jene brutale Roheit nicht verleugnen, die allem Pöbel eigen ist; sie beschimpften die Kaiserin und ihre Hoffräulein auf eine Art, die sich jeder Beschreibung entzieht und mit Recht Behaims Zorn herausforderte. Ein Wappen hat er ihnen denn auch „blasoniert“, das an Galgen, abgehauenen Händen und anderen wenig ehrenhaften Emblemen reich ist.

Von der Kanzel im St. Stephansdome las Herzog Albrecht den Wienern die Uebereinkunft mit seinem kaiserlichen Bruder vor. Mancher mochte meinen, es sei eine Friedensbotschaft, und die eiserne Zeit des Bruderzwistes, der Parteikämpfe sei zu Ende. Doch das war eine arge Täuschung. Wiens Bürger blieben in Waffen, und nur zu bald erdröhnte die schöne Stadt an der Donau von neuem Kampf und Streit. Der Bürgermeister Holzer war es wieder, der den Anlaß gab, er und „sein Herzog“ traten als heftige Gegner einander gegenüber. Ein unholdes Kapitel aus Wiens Stadtgeschichte, aber ein in vielen Beziehungen interessantes ist es, das von diesem Strauße handelt: es wird vielleicht uns ein andermal beschäftigen.

Zur französischen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Von

Eugen Guglia.

I. Konservative Tendenzen in der Litteratur vor der Revolution.

Jede Zeit hat ihre besonderen ästhetischen und sittlichen Ideale, die sich nicht unverändert von Geschlecht zu Geschlecht überliefern, sondern einem fortwährenden Wechsel unterworfen sind. Der Zwiespalt, der zwischen Ideal und Wirklichkeit immer besteht, tritt aber auf dem Gebiet der Kunst und im gesellschaftlichen Leben nur selten bedeutend hervor, gewöhnlich gehen hier Theorie und Praxis Hand in Hand dieselben Bahnen. Anders ist es auf dem politischen Gebiet. Von dem was im Staate wirklich besteht, ist das Ideal, das sich die Generation vom Staate gebildet hat, zumeist ziemlich weit entfernt. Aber niemals ist dies wohl so sehr der Fall gewesen als im Frankreich des 18. Jahrhunderts. Nicht als ob die Utopien, welche andere Zeiten ersonnen haben, weniger phantastisch gewesen wären, aber niemals waren so weite Kreise von Utopien erfüllt: selbst jene Gesellschaftsschichten, deren eigentliches Amt es gewesen wäre, das faktisch Bestehende zu verteidigen, können sich derselben nicht erwehren. Mit den grellsten Farben und vielleicht nicht ohne Einseitigkeit hat Hippolyte Taine uns geschildert, wie die Doktrin des Jahrhunderts — hervorgegangen aus einer Verbindung der popularisierten Naturwissenschaft mit dem klassischen Geist des Siècle de Louis XIV. — das gesamte geistige Leben der Nation durchdrang, wie sich ihr Prinzen des königlichen Hauses, Pairs und Staatswürdenträger nicht verschlossen, wie man sie selbst von den Kanzeln herab verkündigt hören konnte: es gab Priester, die Christus nicht mehr den Erlöser zu nennen wagten, sondern nur den „Gesetzgeber der Christen".

Daneben aber bewegte sich die staatliche Praxis schier unent-

wegt auf dem Geleise der Tradition. Wohl herrschte in den ersten Edikten des Regenten eine Sprache, die an 1789 mahnt, und einige Reformen schienen das Eindringen der Doktrin in das Kabinett anzukünden, aber dies war nur wie eine Anwandlung; die mittelalterlichen Formen wurden doch auf religiösem, juridischem und — wenn wir von Handel und Industrie absehen — wirtschaftlichem Gebiet bis zur Revolution fast durchaus festgehalten: bis ins Jahr 1788 genossen die Protestanten gesetzlich keine Duldung auf französischem Boden, noch in der zweiten Hälfte von Ludwigs XV. Regierungszeit waren Prozesse möglich wie die von Calas und La Barre, und mit knapper Not fanden die sterblichen Ueberreste Voltaires eine Ruhestatt auf geweihtem Boden. Unzählige Opfer einer despotischen Kabinettsjustiz haben das ganze aufgeklärte Zeitalter hindurch in französischen Kerkern geschmachtet, fünf Jahre nach dem Erscheinen der „Persischen Briefe" leuchtete noch ein Scheiterhaufen auf dem Grèveplatz, und derselbe Ort sah die namenlosen Greuel der Hinrichtung Damiens zu einer Zeit, da Voltaire schon über zwei Dezennien schriftstellerischer Wirksamkeit hinter sich, Montesquieu die seine längst beendet, Diderot sie schon begonnen hatte. Und vierundzwanzig Millionen Menschen lebten in Zuständen dahin, die Gewöhnung nicht mildern, nur in Stumpfheit oder Wahnsinn wenden kann. Einzig auf dem Gebiet der Verwaltung waren Theorie und Praxis prinzipiell in keinem Gegensatz: wie Alexander Tocqueville gezeigt hat, übernahm hier sogar die Revolution die Resultate der Umwälzung, die unter Richelieu begonnen, unter Ludwig XIV. und seinen Nachfolgern weitergeführt wurde, — bildete sie wiederum fort und vererbte sie dem Frankreich des 19. Jahrhunderts.

Der große Zwiespalt war aber nicht nur vorhanden, er wurde bald auch gefühlt. Da mußte nun das Bestreben entstehen, ihn zu beseitigen. Die Philosophie wollte sich nicht auf den Bezirk der Spekulation beschränken, sie dachte daran, die Wirklichkeit zu verändern, den Gedanken zur That zu machen, — zuerst auf dem kirchlichen, dann auch auf dem politischen Gebiet. Die Autoritäten in Kirche und Staat mußten sich der Gefahr, die ihnen drohte, doch auch versehen. Mit dem einfachen Verbot der revolutionären Schriften, mit der Verbrennung derselben durch Henkershand, mit der Verbannung der Autoren war es nicht gethan; wohl oder übel mußte man selbst zur Feder greifen oder sich Federn dingen, um den Argumenten der Aufklärung die Argumente der alten Ordnung entgegenzustellen. Dies ist denn in der That auch das ganze Jahrhundert hindurch und bis in die letzten Tage des Königtums geschehen. Litterarischen Wert freilich besitzen die Produkte dieser Richtung nicht, auch sind sie längst vergessen, und die Litteraturgeschichte hat sich nie viel um das gekümmert, was da vorgebracht

wurde. Konnte man es doch leicht erraten: hier stritt man immer noch mit den alten Waffen, welche die Theologen und die Theoretiker des Königtums von Gottes Gnaden dereinst geschmiedet hatten. Auf den innigen Zusammenhang von Kirche und Staat wurde immer wieder verwiesen; lebhaft betont, wie jeder Angriff gegen Dogma und religiöse Autorität auch zugleich gegen Thron und Gesellschaft gerichtet sei; aufs neue behauptet, daß der König seine Gewalt nur von Gott empfangen habe, daß er über den Gebrauch derselben nur dem himmlischen Richter Rechenschaft abzulegen habe. In diesem Sinne eiferten um die Mitte des Jahrhunderts — wir wollen mit diesem Zeitpunkt unsere Betrachtungen anheben — Jesuiten und Jansenisten um die Wette. Die letzteren führten 1752 in einem Schriftchen aus, wie gefährlich die Lehre sei, daß die Quelle der Souveränität des Königs Gott und die Nation sei; dies könne schließlich zu der Meinung verführen, das Volk habe das Recht, den Monarchen abzusetzen. Der Bischof von Montauban erinnerte 1753 in einem Hirtenbrief an die englische Revolution und das Ende Karls I.: solchen ungeheuren Geschehnissen, schloß er, steuerten auch die französischen Zustände entgegen. Das Parlament von Paris, das sich ja damals der klerikalen Regierung sehr energisch entgegenstellte, sei fähig, dem König den Prozeß zu machen, ja ihn aufs Schafott zu bringen. In den „Actes sur la religion,“ welche die Generalversammlung des französischen Klerus im Jahre 1765 veröffentlichte, war den Besorgnissen, welche diesem die Litteratur der Zeit einflößte, sehr entschieden Ausdruck gegeben: Die Majestät des höchsten Wesens und die der Könige sei beleidigt, heißt es darin, man könne sich nicht verhehlen, daß der Geist des Jahrhunderts die Ordnungen des Glaubens, der Sitten und des Staates mit einer Revolution bedrohe, die einen gänzlichen Ruin, eine völlige Zerstörung fürchten lasse. Im Jahre 1770 überreichten die Bischöfe dem Könige eine Denkschrift, „über die verhängnisvollen Folgen der Denk- und Preßfreiheit,“ in der es u. a. heißt, daß die Religion die Völker lehre, geduldig ihr Joch zu tragen und ohne Widerstand die Ketten des Despotismus auf sich zu nehmen. Zugleich wurde eine „Belehrung an die Gläubigen des Königreiches über die Gefahren des Unglaubens“ in alle Diöcesen hinausgesandt, in der die alten Doktrinen klerikaler Staatslehre in populärer Fassung aufs neue dargelegt waren. Der Pater Bonhomme wurde beauftragt, die besten zu Gunsten der Kirche geschriebenen Bücher zu sammeln und herauszugeben.[1]

Aber auch aus eigener Initiative erhoben sich damals Mitglieder des französischen Klerus, um die herrschende Philosophie

[1] Siehe über diese Flugschriften und Memoires: Roquain, Esprit révolutionnaire avant la révolution S. 152. 175. 251. 275 f.

litterarisch zu bekämpfen. Das sogenannte „Journal von Trévoux", bereits im Jahr 1701 als polemisches Organ der kirchlichen Partei gegründet, nahm unter der Redaktion des P. Berthier einen neuen Aufschwung. Der Grundsatz, der schon im Prospekt ausgesprochen worden war, in allen Dingen Unparteilichkeit zu beobachten, nur nicht in dem, was Religion, Staat und Moral betreffe — denn da sei Neutralität niemals erlaubt — wurde unverbrüchlich festgehalten.[1] Auch die Zeitschriften „Suppléments aux Nouvelles ecclésiastiques", die „Lettres édifiantes", deren Hauptmitarbeiter der Jesuit Patouillet war, sowie das Journal „Chretien" dienten dem klerikalen Interesse. Durchblättert man ein bibliographisches Handbuch, so staunt man, wie regsam in den fünfziger und sechziger Jahren die französischen Theologen in litterarischer Beziehung waren.[2] Der immer kühner auftretende Unglaube drückte so manchem die Feder in die Hand, selbst der Verfasser von „Manon Lescaut", Abbé Prévost, trug sich in seinen letzten Lebensjahren mit dem Gedanken, der herrschenden Philosophie mit einer ausführlichen Streitschrift entgegenzutreten.[3] Guyon schrieb 1759 das „Orakel der neuen Philosophen", Chaudon publizierte von 1767—1769 einen „Dictionnaire antiphilosophique", ihm folgte 1772 der Jesuit Nonnotte (1711—1793) mit dem „Dictionnaire philosophique de la religion", das jedenfalls als der bedeutendste Versuch gelten darf, die katholische Theologie der gebildeten Welt noch einmal mundgerecht zu machen. In dem „Avertissement" rühmt sich der Autor, in seinem Werke alles vermieden zu haben, was irgendwie an die Scholastik erinnern könnte. In einem „Discours préliminaire" wird Ursprung und Wesen des „sogenannten" philosophischen Geistes untersucht, seine furchtbaren Wirkungen auf den Staat und die Gesellschaft klargelegt, endlich auf die Mittel verwiesen, die das weit vorgeschrittene Uebel etwa noch zu heilen imstande wären. Nicht ohne Wahrheit ist das Bild, das von dem litterarischen Treiben der philosophischen Sekte gezeichnet wird: Nonnotte geißelt vor allem ihre Heuchelei, mit der sie — namentlich ihr Führer — so oft ihre Religiosität beteuerten, ihre versteckte Bosheit, ihre Intoleranz, ihre Verdrehung historischer Thatsachen, er spottet über ihre Geistesarmut, die sie nur immer dieselben Phrasen wiederholen lasse. Schließlich wendet er die berühmten Worte, die Voltaire im Oedipe Jocaste über die Priester hatte sagen lassen, mit leiser Modifikation auf die Philosophen an:

[1] Ueber Geschichte und Inhalt des „Journals von Trévoux" unterrichtet man sich am besten bei Sommervogel, Table méthodique des Mém. des Trévoux. 2 vol. 1864. Ueber P. Berthier ebend. I. S. LXXIX.

[2] Siehe z. B. die entsprechenden Abschnitte in Brunets Manuel lit. vol. II.

[3] Siehe Arnd, Geschichte der franz. Nationallitteratur II. S. 142.

„Ces hommes ne sont pas ce qu'un vain peuple pense
Notre perversité fait toute leur science".

In den einzelnen Artikeln werden dann die hauptsächlichsten Dogmen der katholischen Kirche in leichtfaßlicher Weise erörtert, wobei auf die Einwürfe der Gegner mit lebhafter Polemik, die sich bisweilen bis zur dramatischen Form hinreißen läßt, eingegangen wird. Interessant ist namentlich der Artikel über die Toleranz, — wie man weiß eine der Lieblingslehren des Jahrhunderts. Duldung, heißt es da, könne man doch nur in gleichgültigen Dingen üben, nicht dort wo es sich um das Heiligste handle, wie in der Religion. Die Intoleranz, welche von den Philosophen fortwährend zum Gegenstand so heftiger Deklamationen gemacht werde, gehöre zu den notwendigen Attributen der katholischen Kirche, sie bilde einen der stärksten Beweise ihrer Göttlichkeit. Uebrigens sollten die Philosophen am allerwenigsten Toleranz verlangen, da sie selber ja so überaus intolerant, ja geradezu fanatisch seien. So wird denn die Obrigkeit — die geistliche sowohl wie die weltliche — von Nonnotte ausdrücklich aufgefordert, mit aller Strenge gegen die Feinde des Glaubens einzuschreiten — nicht bloß zum Beschützer, auch zum Rächer der Religion sei sie berufen.

Mit dem Ausgang der siebziger Jahre ermattete aber die klerikale Kampfeslust sichtlich. Das „Journal von Trévoux" führte nach Aufhebung des Jesuitenordens, der ihm seine fähigsten Redakteure und Mitarbeiter geliefert hatte, bis zu seinem völligen Eingehen im Jahre 1782 eine sehr friedliche, aber auch fast unbemerkte Existenz. Die Wortführer der Partei verstummten allmählich, Chaudon und Nonnotte zogen sich ganz auf das Gebiet der antiquarischen Forschung zurück. Aber auch neue Talente erwuchsen der Kirche nicht mehr, sie schien ihre Sache verloren zu geben. Die Belehrung, welche die Bischofsversammlung von 1785 an die Gläubigen des Königreiches wiederum richtete, begnügte sich mit sehr schwachen Gemeinplätzen; der Buchhändler Hardy, dessen Memoiren eine gute Quelle für die Geschichte der damaligen Zustände darbieten, findet, sie könnte ihrer Fassung nach ebensogut für Muhammedaner wie für Christen bestimmt sein. Auch das gelegentlich der Neuausgabe von Voltaires Werken erscheinende Sendschreiben des Bischofs von Amiens wiederholt nur die alten Anschuldigungen gegen die Philosophen, und die gleichzeitige Flugschrift „Ululate et Clamate", die derselbe Anlaß hervorgerufen hatte, ist durchaus im trivialsten Tone gehalten.[1]

Sehr häufig wurden die Lehren der Aufklärer allerdings auf den Kanzeln bekämpft. Aber zu oratorischen Leistungen, die selbst nur mit denen Massillons hätten verglichen werden können, erhob

[1] Abgedruckt bei Loménie, Beaumarchais et son temps II. S. 570 f.

sich kaum Einer. Jaques Bridaine, der schon 1767 starb, wird von seinen Zeitgenossen noch am meisten gerühmt; der Abbé Maury teilt in seiner Studie über die geistliche Beredsamkeit das Bruchstück einer Predigt desselben — „Ueber die Ewigkeit" — mit, das bei aller beschränkt kirchlichen Gesinnung ein hinreißendes Pathos verrät. Aber Bridaine wirkte doch mehr auf das niedrige Volk — man nannte ihn wohl den „Bossuet vom Dorfe" —; auch wurden seine Reden erst lang nach seinem Tod gesammelt, die litterarische Welt seiner Zeit nahm keine Notiz davon.

Nicht der Klerus allein erkannte indes die Gefahren, welche der herrschenden Ordnung aus der neuen Philosophie erwuchsen. Zur Zeit der Fehde zwischen den Parlamenten und dem Kanzler Maupeou begann die Regierung, Federn zur Verteidigung der überkommenen Zustände zu besolden. In manchen Schriften wurde nun der Despotismus, als von göttlichem Ursprung, in überschwenglicher Weise verherrlicht: so in dem „Voeu de la nation", wo die Möglichkeit, daß im Rate eines Königs Intrigen oder Leidenschaften jemals entscheiden könnten, überhaupt in Abrede gestellt wird; der Rat eines Königs sei immer eine Versammlung von Gerechten, die göttliche Allmacht sorge dafür. In ähnlichem Tone war ein anderes Pamphlet „Le fin mot de l'affaire" gehalten. Die direkt vom Kanzler inspirierten Schriften bekämpften die subversiven Tendenzen der Magistratur mit dem Hinweis auf den göttlichen Ursprung des Königtums, dessen Autorität jede freche Usurpation unterdrücken müsse. Die neue Lehre, daß in der Nation eine von dem König abgesonderte Gewalt vorhanden sei, wird verworfen: die Interessen und Rechte jener seien ganz identisch mit denen der Krone, sie ruhen alle in des Monarchen Hand. Zur selben Zeit reichte der Generaladvokat Seguiers eine Anklage gegen die jüngst erfolgten Publikationen Voltaires, Helvetius', Diderots, Rousseaus ein, in der mit starkem Pathos die Philosophie des Jahrhunderts ebenfalls als staatsgefährlich verfehmt wurde. Mit Triumph konnte Nonnotte auf diese, von der weltlichen Obrigkeit ausgehende energische Anklage verweisen. Aber auch Männer, die sich nicht schon durch ihre sociale Stellung aufgefordert fühlen mußten, für die bedrohten Autoritäten einzutreten, ließen sich in ähnlicher Weise vernehmen. Denis François Secousse von der Académie des Inscriptions (1691—1754), und nach ihm besonders Etienne Lauréault de Foncemagne, Gouverneur des Herzogs von Chartres (1694—1779), hatten in ihren historischen Schriften wiederholt die Meinung, daß dem König von Frankreich keine unumschränkte Gewalt — exekutiv sowohl wie legislativ und richterlich zustehe — als falsch und gefährlich bezeichnet. Der Dichter Le Franc de Pompignan sprach 1760 bei seiner Aufnahme in die Akademie von der „entarteten Litteratur, der korrumpierten Moral, der hoch-

mütigen Philosophie, welche die Grundvesten des Thrones ebenso wie die des Altares untergraben."[1] Fréron, der bekannte Gegner Voltaires (1718—1776), hatte schon 1753 eine Kritik von Montesquieus „Geist der Gesetze" veröffentlicht, in welcher er — ganz dem Sinne des großen Publikums entgegen — den alten französischen Institutionen den Vorzug vor den englischen gab. „Der König hat (in England) nur die Exekutivgewalt, er ist der Beamte der Nation," schreibt er, „das entspricht nicht der Idee, welche sich die Welt von dem Königtum gebildet hat: der König, dessen Gewalt ein Ausfluß der göttlichen ist, kann nur als Herr, niemals als Diener gedacht werden." Aus der Stellung, welche nach Montesquieu der König in dem englischen Staatswesen einnehme — so führt Fréron weiter aus — würde sich seine Verantwortlichkeit gegenüber der Nation notwendig ergeben, und so wäre dann auch der Tod Karls I. gerechtfertigt. Montesquieu helfe sich nur durch Sophismen aus diesem Dilemma.[2] Zu denselben Konsequenzen, wie Fréron, mußte man auch von der abstrakten Staatslehre Burlamaquis (1694—1748) gelangen, dessen Schriften um die Mitte des Jahrhunderts in allen französischen Rechtsschulen verbreitet waren. Er sieht nämlich das Recht der Souveränität weder auf die physische Gewalt gegründet wie Hobbes, noch auf die geistige Ueberlegenheit wie Pufendorf, sondern sucht dessen Quelle in einer höheren Macht, in dem allweisen und allgütigen Schöpfer aller Kreaturen.[3]

Werfen wir einen Blick auf die schöne Litteratur und die litterarische Kritik. Auch hier finden wir fast alles im Bann der neuen Doktrinen. Aber an Widerspruch fehlte es doch auch hier nicht. Freilich entsprang derselbe viel öfter persönlichen Motiven als principieller Abneigung, so in der ersten Hälfte des Jahrhunderts bei dem berüchtigten Abbé Desfontaines, der zuerst in den Paradoxes littéraires, später in der Zeitschrift „Observations sur quelques écrits modernes" (1733—1743) namentlich gegen die Poesie Voltaires einen hartnäckigen Kampf führte, den nach seinem Tode der schon genannte Fréron in den „Lettres sur quelques écrits" (1749—1754) und in der „Année littéraire" (1754—1776) wieder aufnahm; die beiden Kritiker wendeten sich namentlich gegen das Tendenziöse der neuen Dichtung: mußten doch bei Voltaire — und ihm folgten darin immer mehr Nachahmer — das lyrische und das epische Gedicht, die Epistel und die Erzählung, das Lustspiel wie das Trauerspiel vor allem als Vehikel der modernen Ideen über Religion und Staat, Natur und Gesellschaft dienen. Fréron kündigte sich übrigens in seinem Journal ausdrücklich als ein religiöser, den Philosophen feindlicher Schrift-

[1] Bei Maynard, Voltaire II. S. 492 ist ein Bruchstück der Rede abgedruckt.
[2] Siehe Fréron (Elie Cathérine) Opuscules vol. III. S. 177 f.
[3] Siehe Système du Droit naturel. 1. Aufl. 1747. I. Kap. IX. S. 93 f.

steller an. Bei jeder Gelegenheit hebt er litterarische Produkte hervor, die im Geist und der Form des 17. Jahrhunderts gehalten waren; den Kanzelrednern widmet er eine ganz besondere Aufmerksamkeit; bei Besprechung von Mabouls Oraisons funèbres ist er ganz entzückt von dem Pathos, mit welchem da gegen die Ketzer gedonnert wird, rühmt in der Kritik zum „Temple de la Gloire“ an Corneille recht im Gegensatz zu Voltaire dessen frommen Sinn, nennt Jean Baptiste Rousseau die „letzte teure Spur“ des großen Zeitalters Ludwigs XIV., eifert gegen die Encyklopädie auch vom Standpunkt des Geschmackes, sucht endlich die Bemühungen der Philosophen, ihre Lehren ins praktische Leben umzusetzen — so Voltaires Auftreten in dem Proceß Calas — vor der guten Gesellschaft lächerlich zu machen. Fréron zur Seite stand Palissot (1730—1814), nur daß sich dieser weniger gegen Voltaire, als gegen Rousseau, Diderot und die Materialisten wendete. Schon 1755 verspottete er diese in dem Lustspiel „Le cercle ou les Originaux“, 1757 gab er die „Petites Lettres sur des grands Philosophes“ heraus, in denen er namentlich die Encyklopädie der stärksten Kritik unterzieht. Die Lehre von der ursprünglichen Gleichheit nennt er da „kindisch und gefährlich“, macht auf den unanständigen Ton aufmerksam, mit dem die Philosophen ihre Dogmen vortrügen, als sei jeder Zweifel, jeder Widerspruch Frevel; bezichtigt dieselben der Intoleranz, ja des Fanatismus. Im Jahre 1760 ging sein Lustspiel „Die Philosophen“ über die Bühne und machte großes Aufsehen. Die Philosophen erscheinen darin als schlechte, gewissenlose Menschen, welche vor keinem Betruge zurückscheuen und zuletzt noch des Betrogenen spotten. Im II. Aufzug (1. Scene) sucht einer von ihnen, Valère, den schwachköpfigen Carondas für ihre spitzbübischen Pläne zu gewinnen, „mit Enthusiasmus“ macht er ihm begreiflich, daß ja die Moral nun endlich ganz dem Genie unterworfen sei, ein einziger Despot herrsche nur mehr auf der ganzen Erde: das persönliche Interesse. Im III. Aufzug (4. Scene) wird das vage Weltbürgertum, der Mangel an patriotischem Sinn, den die Philosophen zur Schau tragen, gegeißelt. „Ich kümmere mich wenig um das Land, das ich bewohne,“ sagt Dortidius, „der wahre Weise ist Kosmopolit.“ „Aber man hängt doch an seinem Vaterland,“ wagt Cydalise schüchtern einzuwenden. „Pfui!“ erwidert jener, „es heißt sich selbst beschränken, wollte man sich als Bürger fühlen.... Der Weise ist sich selbst Monarch, sich selbst Gesetzgeber.“ In der 7. Scene desselben Aktes sagt Theophrast — auch ein Philosoph — von Rousseaus Buch „Ueber den Ursprung und die Gründe der Ungleichheit unter den Menschen“, es sei ein wahrer Schatz, es mache die Menschen zu dem, was sie sind: zu Tieren. In der 9. Scene läßt sich der Diener Crispin, der Spaßmacher des Stückes, als Philosophen bei der Gesellschaft melden

und kriecht dann auf allen Vieren in das Zimmer. Seine Neigung zur Philosophie, so berichtet er, habe ihn bestimmt, unter die Vierfüßler zu gehen; er ist sehr zufrieden mit seinem Zustande und fordert die Anwesenden auf, das Gleiche zu thun. Diese sind zuerst verblüfft, finden ihn aber bald originell, und Marton ruft aus: „Niemals hat mir ein Philosoph so sehr gefallen". In einer eigenen Flugschrift suchte Palissot die Angriffe seiner Komödie zu rechtfertigen: wiederum werden da die Philosophen als eine despotische Sekte dargestellt, die, anstatt zu belehren, nur zerstöre und voll Fanatismus jede Autorität bekämpfe.[1]

In der 1764 erschienenen „Dunciade oder der Krieg der Dummköpfe" stellt er die Encyklopädie als das größte Werk der Göttin „Dummheit" dar, und in der an den Herzog von Choiseul gerichteten Vorrede rühmt er seine Verdienste um das Gemeinwesen, indem er es gegen den Ansturm destruktiver Lehren verteidigt. Fünf Jahre später gab er einen Abriß der Litteraturgeschichte heraus, in dem er natürlich nicht verfehlt, seiner alten Antipathie Ausdruck zu geben. Schwer sei es, keine Satire zu schreiben, ruft er mit dem römischen Dichter aus, wenn man das Treiben der Philosophen betrachte: mit hochmütiger Unwissenheit hätten sie sich gegen alle jene Grundsätze erhoben, welche die französische Nation bis dahin von Barbaren unterschieden haben, mit dem Mantel der Tugend bedeckten sie die abscheulichste Zügellosigkeit, zerreißen alle Bande der Gesellschaft, untergraben die Grundfesten der Moral, schreiben giftige Schmähschriften und schwärmen doch dabei heuchlerisch von Toleranz und Menschlichkeit. Dieselbe Schilderung der Philosophen finden wir auch im „Homme dangereux" (I. Akt, 2. Scene), einem Lustspiel, das Palissot schon 1770 drucken ließ, aber das erst 1782 zur Aufführung kam. Und bis in die Tage der Revolution blieb er unermüdlich in der Bekämpfung der alten Gegner; — wie seine Produktionskraft erschöpft war, legte er das längst Erschienene mit unwesentlichen Modifikationen dem Publikum immer wieder aufs neue vor. Man darf nicht vielleicht hinter dieser Hartnäckigkeit Principientreue und innerliche Ueberzeugung suchen, Palissot war ebenso wie Desfontaines und Fréron nichts als ein ehrgeiziger Streber, der von sich reden machen wollte; selbst von der Bildung des Jahrhunderts erfüllt und angekränkelt von der Philosophie, die er unausgesetzt befehdete, war er — ebenso wie jene beiden — durch äußerliche Rücksichten in die Stellung gedrängt worden, die wir ihn in der litterarischen Bewegung seiner Zeit einnehmen sehen. Aber uns berührt hier nur die Thatsache, daß die

[1] Rosenkranz, Diderots Leben und Werke II. S. 91 citiert die „Lettres de l'auteur de la comédie des Philosophes au public pour servir de préface à la pièce"; der in der Lütticher Ausgabe von 1777 dem Stück vorgesetzte „Avis préliminaire" II. S. 152 ist wohl mit denselben identisch.

antiphilosophische Tendenz in die schöne Litteratur, ja auf die Bühne gedrungen war, hier nicht unbemerkt blieb und von sich reden machte, wenn sie auch auf die vorhandenen Zustände ganz ohne Einfluß blieb. So wie die Recensenten zweiten und dritten Ranges — ein Patte, ein Trublet, ein Sabatier de Castres den Spuren Dessfontaines' und Frérons folgten, so der Dichter Dorat (1734 bis 1780) mit seinem Lustspiel „Les Prôneurs“ denen Palissots. Aber in den siebziger Jahren erstand dieser ganzen Richtung in dem jungen Nicolas Joseph Gilbert (1759—1780) zum erstenmal ein Vorkämpfer von kräftiger, origineller Begabung. Man hat ihn lange Zeit von konservativer Seite gleichsam als ein Opfer der Intrigen und des Cliquenwesens der Philosophen darzustellen geliebt. So weit wird man nun nicht gehen dürfen; gewiß ist aber, daß seine ersten Produktionen, eben weil sie der herrschenden Tendenz so gar nicht zu dienen bemüht waren, der Ermutigung entbehren mußten, die dem aufstrebenden Talente so notwendig ist. Später genoß Gilbert die Protektion des Erzbischofs von Paris, des Prinzen von Salm-Salm, ja der Königin Maria.

Kein Zweifel, daß die Beziehung zu solchen Persönlichkeiten, die Rücksichtnahme, die er ihnen schuldete, seine Auffassung von der Philosophie des Jahrhunderts, wie er sie in seinen Poesien zum Ausdruck brachte, immer schwärzer und feindseliger gemacht hat. Aber es lag schon in seinem ganzen dichterischen Wesen etwas, das ihm jene Richtung von vornherein antipathisch machen mußte. Das kühl Verstandesmäßige, das Systematische und Typische, das den litterarischen Hervorbringungen der Philosophen doch fast immer eigen war, mußte eine wirklich poetisch veranlagte Natur abstoßen. In Gilbert ist etwas, das an Jean Jaques Rousseau erinnert: wie dieser verbindet er ein lebhaftes Gefühl für die Schönheiten der Natur mit einem tief religiösen Sinn, wie dieser ist er von der sittlichen Verderbtheit der Gesellschaft, in der er lebte, erschüttert und empört. Dabei ist er aber weit entfernt, politische Konsequenzen, die auf eine Umwälzung, ja Zerstörung des Bestehenden abzielen, zu ziehen: wie überaus naiv erscheint uns mitten im 18. Jahrhundert seine Auffassung des Verhältnisses zwischen Fürsten und Volk, wenn er in der Lobrede auf Leopold von Lothringen meint: der Gesellschaftsvertrag bestehe darin, daß der Fürst sich selbst die Schranken seiner Gewalt setzt und so seinen Unterthanen eine Bürgschaft gegenüber seinen Leidenschaften gibt: „Seid frei,“ sagt er zu seinen Sklaven, „und lasset uns einen Vertrag miteinander schließen; ihr werdet mir (dafür) ohne Murren gehorchen“.[1] In seinen schönsten Dichtungen knüpft Gilbert an den älteren Rousseau, namentlich aber an Malfilâtre (1732—1767) an: er besingt Gottes

[1] Siehe Gilbert, Oeuvres complètes (Paris An V.) S. 179.

herrliche Schöpfungen voll inniger Frömmigkeit, bearbeitet biblische Stoffe in zarten Idyllen und ergeht sich in Variationen von Psalmenmotiven: Vorstellungen aber wie die vom jüngsten Gericht können ihn auch zu großartigem Pathos hinreißen, und so deutet er denn vielfach auf den größten französischen Dichter der nächsten Generation, auf André Chénier hin.

Es war ein Heraustreten aus seinem eigentlichen Genre, als er im Jahre 1775 in der „Satire des 18. Jahrhunderts" — wie ein Litterarhistoriker sich ausdrückt — seinem ganzen Zeitalter den Fehdehandschuh hinwarf. Das Gedicht ist Fréron gewidmet, und der Verfasser beruft sich am Schluß auf den Beifall, den er mit demselben vor dem Erzbischof gefunden habe. Die Aufklärungsphilosophie wird da als ein Ungeheuer geschildert, das in Paris seine Lager aufgeschlagen, es wolle das höchste Wesen aus dem Himmel, aus dem Körper des Menschen die Seele vertreiben. Indem er sich anschickt, dasselbe zu bekämpfen, weiß er wohl, daß sich die öffentliche Meinung gegen ihn wenden wird. „Wie," hört er schon erstaunt ausrufen, „mir scheint gar, Ihr glaubt an Gott? Das war eine Schwäche, die unseren Ahnen erlaubt war, heute aber nicht mehr verziehen werden kann." (V. 30 f.) Er schildert dann die Haupttendenzen der Philosophie, wobei er namentlich ihr negatives Wesen betont, das den gesellschaftlichen Zuständen schon so verhängnisvoll geworden sei: denn welche Schranke halte fürder noch den Verbrecher zurück, welche Hoffnung tröste noch den Armen und Elenden? (V. 195.) Pathetisch beklagt der Dichter die von ihren eigenen Kindern verratene, einsam in ihren verlassenen Tempeln klagende Religion; energisch wendet er sich gegen die pietätlose Neuerungssucht, welche auch auf dem Gebiet des Geschmackes durch die Philosophen eingebürgert worden sei und die ehrwürdigen Traditionen des 17. Jahrhunderts zu vernichten drohe, er spottet gar bitter über die großherzigen Wilden, die in den modernen Tragödien so beredt von Menschlichkeit schwärmen, über die thränenreichen Apostel der Philosophie, welche in keinem neuen Lustspiel mehr fehlen dürfen (V. 229 f.). In der Epistel „Meine Apologie" führt er wieder einen Philosophen ein, der ihm vorwirft, wie er denn so viel kritisieren könne, ohne ein einzigesmal die Könige zu belehren, ohne eine einzige Phrase mit dem Wort „Toleranz" zu würzen (V. 27). Wie Nonnotte und Palissot nennt er die Aufklärer „Fanatiker, die gegen den Fanatismus predigen" (ibid. V. 78), ruft an einer anderen Stelle aus: Intoleranz und Fanatismus haben sich in ihre Sekte geflüchtet! Aber wie treffend auch alles das sein mochte, das er da vorbrachte: Eindruck machte er damit kaum. Es war schon viel, wenn man nicht ebenso verächtlich über seine Dichtungen zur Tagesordnung überging, wie über die Hirtenbriefe und Predigten und Traktätchen der Bischöfe, wenn man ein

bedauerndes Achselzucken dafür hatte, daß ein so schönes Talent so falsche Pfade betreten. Gilbert ist seiner Zeit vorausgeeilt, er ist der poetische Apostel einer Reaktion, die erst sich zwei Dezennien später in der öffentlichen Meinung Frankreichs energischer zu regen begann.

Noch fremdartiger, noch seltsamer und unbegreiflicher inmitten seiner Zeit tritt uns aber in den siebziger Jahren noch eine andere Erscheinung der französischen Litteraturwelt entgegen: es ist der „unbekannte Philosoph", Louis Claude de St. Martin (1743 bis 1803). Fern von dem Getriebe der Welt, in einer abgelegenen Provinzstadt von frommen Eltern auferzogen, durch die zarteste Gesundheit früh zum Stillsitzen in der Stube und zur Einsamkeit genötigt, hatte er die erste geistige Nahrung aus alten Erbauungsbüchern geschöpft, aus des frommen Hugenotten Jacques Abbadie, „Kunst sich selber zu erkennen", oder aus dem mystischen „Leben der heiligen Väter", in die sich auch der junge Bernardin de St. Pierre, der Verfasser von „Paul und Virginie", so gerne versenkte. Als Jüngling bezog er die Rechtsschule zu Orléans, aber weder das Chaos des überkommenen, thatsächlich geltenden Rechtes, noch jenes formale Naturrecht, das damals schon überall gelehrt wurde, vermochte ihn zu fesseln. Von Burlamaqui mag er beeinflußt worden sein, mehr aber noch von dem frommen Hugenotten Jean Barbeyrac (1674 bis 1744), der die Basis aller rechtlichen Beziehungen des Menschen nur in seiner Abhängigkeit von Gott, der ihn geschaffen, sehen wollte.[1] Ueberaus unsympathisch dagegen erschien ihm die deistische Philosophie, und mit Abscheu erfüllten ihn die materialistischen Doktrinen, die sich gerade damals ziemlich direkt hervorzuwagen begannen. Rousseau sprach ihn an, aber befriedigen konnte ihn auch dieser nicht. Er gab das Rechtsstudium bald auf und trat in den Soldatenstand: bei dem damaligen Zustand der französischen Armee brachte die Stelle eines Offiziers, die St. Martin durch Empfehlungen erlangte, fast keine Verpflichtungen mit sich, er konnte hier seinen kontemplativen Neigungen ruhig weiter leben. In Bordeaux, wo er in Garnison lag, hielt sich damals ein portugiesischer Jude Namens Martinez Pasqualis auf, den die Inquisition aus seinem Heimatlande vertrieben haben mochte. Dieser Mann, auf dessen Leben und Treiben noch immer ein tiefes Dunkel ruht, versammelte in der reichen Garonnestadt eine kleine Gemeinde um sich, die er zu eigentümlichen Lehren bekehrt hatte. So viel sich erkennen läßt, vereinigte er kabbalistische Mystik, Araberweis-

[1] Frank (La philosophie mystique à la fin du XVIII. siècle S. 28) findet ihn von Burlamaqui beeinflußt. Wir werden später darauf zurückkommen, daß er wenigstens in der Auffassung der Souveränität gerade von diesem abweicht und Barbeyrac, dem Uebersetzer von Gronovius, Leibnitz und Pufendorf folgt, den Burlamaqui: „Système du droit naturel" I. Kap. IX. §. 5 bekämpft.

heit und altiranische Theosophie, die 1771 durch eine Uebersetzung der Zenda Vesta auch in Frankreich Eingang gefunden, zu einer neuen Religion, der auch Wunder und Visionen nicht fehlten.[1] St. Martin gehörte bald zu ihren Eingeweihten, namentlich den metaphysischen Teil derselben nahm er mit Begierde auf: die Lehre von der Emanation des Göttlichen in alle Wesen, die vom Sündenfall — dessen Spuren nicht nur dem Menschen, sondern auch der leblosen Kreatur deutlich aufgeprägt seien —, die von der Fähigkeit, endlich die verlorene Hoheit durch Versenken in sich selbst wieder zu gewinnen. Aber welcher Kontrast zwischen dem, was er bei Pasqualis vernahm und dem, was er rings um sich her als das Evangelium der Zeit verkünden hörte, was er in den Büchern las, die von den tonangebenden Schriftstellern geschrieben waren, was er endlich in Kirche, Staat, Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst als treibendes Motiv walten und wirken sah. Welche ruhige Harmonie, welch stiller Friede war dorten, welche unendliche Zerfahrenheit hier! Sollte aber dieser Gegensatz gar nicht ausgeglichen werden können? St. Martin dachte diesem Problem tief und lange nach, endlich glaubte er die Lösung gefunden zu haben. Zweiunddreißigjährig trat er mit dem merkwürdigen Buch „Von den Irrtümern und von der Wahrheit"[2] auf, in welchem er alle die disparaten Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten menschlicher Thätigkeit und in den verschiedenen Kreisen menschlicher Zustände auf ein einheitliches Princip — „la Cause active et intelligente" — zurückgeführt meint. Nur mit Lächeln können wir heute lesen, was er über Mathematik, Astronomie und Heilkunde voll Ueberzeugung vorbringt, obwohl er von diesen Wissenschaften nur sehr allgemeine Kenntnisse besaß; dagegen erfüllen uns die Abschnitte über Religion und Staatswesen mit dem höchsten Interesse. Wenn er die kirchlichen Institutionen auf ihren inneren geistigen Wert prüft, so verwahrt er sich dabei ausdrücklich, als wollte er damit die Gleichheit und Gleichgültigkeit der verschiedenen Kulte proklamieren. Wiederholt ergeht er sich in heftigen Aeußerungen wider die Materialisten und Atheisten, die er mit Blindheit geschlagen

[1] Auf Martinez hat zuerst Matter in dem Buche „St. Martin, le philosophe inconnu, sa vie et ses écrits, son Maître Martinez et leurs groupes" (1862) aufmerksam gemacht, er konnte u. a. auch ein Manuskript desselben, betitelt: „De la réintegration des êtres dans leurs premières proprietés, vertus et puissances spirituelles", benutzen. Frank a. a. O. hat die ersten 26 Blätter desselben im Anhang (S. 203 f.) abgedruckt.

[2] Der vollständige Titel des seltenen Buches ist: „Des Erreurs et de la Vérité ou les hommes rappelés au principe universel dans la science. Par un Ph . . Inc . . . . . Edimbourg (Lyon) 1775. — Frank, a. a. O. S. 72 erwähnt es nur ganz flüchtig, ohne auf den Inhalt näher einzugehen, ebenso Jul. Schmidt, Geschichte der französischen Litteratur seit der Revolution I. S. 60.

nennt, er findet es ungereimt, daß materielle Vergehen wie Mord und Diebstahl von dem Gesetze so schwer geahndet werden, während die viel ruchloseren geistigen Frevel, deren sich jene schuldig machen, frei ausgehen (S. Des Erreurs etc. f. 320, f. 349). Aber auch den Deisten erklärt er sich abgeneigt, vor allem betont er, daß die Moral nicht die Religion ausmache, nicht ihr Wesen erschöpfe, sondern nur ein äußeres Merkmal derselben sei (ibid. S. 230). Dann tritt er jenen heftig entgegen, welche die Religion als eine menschliche Institution ansehen, die ihren Ursprung nur der Furcht vor dem zerstörenden Walten der Naturkräfte zu verdanken habe (ibid. S. 243). Ihm ist die Religion unendlich mehr, etwas Ewiges und Heiliges, dem Menschengeist Eingeborenes, das von Gott selber stammt. St. Martin hat diese Auffassung in den folgenden Jahren noch öfters laut bekannt und sie immer mehr mystisch vertieft und verdunkelt.[1] Denn das Mysterium ist ihm ein wesentliches Moment der Religion, und er rühmt es an der katholischen Kirche, daß sie dies erkenne und so sehr zur Geltung bringe (Des Erreurs S. 226).

Wie er sich dann zu den politischen Theorien wendet, verwirft er gleich zuerst wie Burlamaqui die Hobbessche — dynamische — Ansicht von der Bildung des Staates als eine Ungeheuerlichkeit. Aber auch die Lehre vom Gesellschaftsvertrag kann er nicht wahr finden. Die Souveränität entspringt ihm aus demselben Princip, von dem er alles innere und äußere Leben ableitet — von dem höchsten Wesen, dem Urquell alles Seienden, der Gottheit, wenn man will.[2] Als Träger derselben auf Erden ist aber nicht der intelligentere, auch nicht der in der handelnden Welt moralisch höher stehende Mensch, sondern derjenige, der das göttliche Wesen in sich am unverfälschtesten bewahrt hat, der sich in dieses am tiefsten versenkt hat. Einem solchen Menschen stehe die Herrschaft über die übrigen, die nicht so sind, zu. Selbst den entschiedensten Despotismus findet St. Martin für den Fall gerechtfertigt, daß

[1] Vor der Revolution veröffentlichte er noch das „Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers“, 1782 erschienen, das wir nur aus Frank und Jul. Schmidt kennen; eine „Suite des Erreurs“ (Salomonopolis, chez Androphile à la Colonne inébranlable 5784), wohl von 1784, wo S. 286 f. wieder über Religion gehandelt und u. a. die Trennung von Staat und Kirche gefordert wird, endlich 1790 das Erbauungsbuch „L'homme de désir“ (Par l'auteur des Erreurs et de la Vérité, Lyon 1790), wo er S. 59 noch einmal die Philosophie des Jahrhunderts in der gewaltigsten Apostrophe verdammt.

[2] Barbeyrac im „Iugement d'un Anonyme“ sagt: Il n'y a proprement qu'un seul fondement général d'obligation au quel tous les autres se réduisent: c'est la dépendance naturelle où nous sommes de Dieu. Burlamaqui will keine „Verpflichtung“ zugeben, solange sie nicht von der Vernunft anerkannt wird. Darin weicht doch St. Martin ganz von ihm ab und steht Barbeyrac viel näher.

die Mehrzahl eines Volkes heillos verderbt ist (Des Erreurs S. 283). Dem Souverain schreibt er eine besondere innere Erleuchtung zu, die er gleichsam mit seiner Krone erhält und die ihn fähig macht in allen Dingen, selbst in Fragen der Kunst und der Krankenpflege (Des Erreurs S. 285), endgültig zu entscheiden. Natürlich erkennt er ihm somit auch die Legislative zu, worauf er auch noch später einmal zurückkommt (Suite des Erreurs S. 292). Ebenso ist ihm der Souverain die höchste richterliche Instanz: wenn er nur seinem inneren Lichte folge, könne er in seinen Urteilen niemals irren, die Tortur sei also überflüssig. Das Recht der Rebellion spricht er dem Volk ganz unbedingt ab; wenn es von einem schlechten Herrscher bedrückt werde, so dulde es nur eine gerechte Strafe, welche die Gottheit gesendet und die ruhig hingenommen werden müsse (Des Erreurs S. 359). In der Fortsetzung des Buches „Von den Irrtümern" warnt er vor der falschen Auffassung des Begriffes „politische Freiheit": diese sei mit keiner Staatsform unvereinbar, auch bestehe sie nicht etwa in der Befugnis der Nation, den Herrscher abzusetzen, falls er tyrannisch handle: davon könne niemals die Rede sein. Was nun aber St. Martin unter politischer Freiheit eigentlich verstanden wissen will, wird nicht mit klaren Worten gesagt (Suite des Erreurs S. 265 f.). Es handelt sich seiner Meinung nach auch in dieser Frage nur darum, daß jedem die Möglichkeit gegönnt werde, jenem Urprincip ungehindert zu folgen: d. h. sein inneres, geistiges, gemütliches Leben voll zu entwickeln.

Es wird uns nicht wunder nehmen, wenn wir hören, Voltaire habe nach der Lektüre der „Irrtümer" an d'Alembert geschrieben (am 22. Oktober 1777): „Ich glaube nicht, daß jemals etwas Absurderes, Dunkleres, Wahnsinnigeres, ja Dümmeres gedruckt worden ist." Die übergroße Mehrzahl der Leute, die damals an geistigen Bestrebungen Anteil nahmen, hatten keine Beziehung, kein Verständnis für eine Individualität, die wie St. Martin gleichsam außerhalb des Jahrhunderts stand. Daß irgend etwas von dem, was er vorbrachte, einen inneren absoluten Wert hätte, wird heute niemand behaupten, aber wir finden darin zuerst jene theosophisch-romantische Richtung angedeutet, die einst in Joseph de Maistre und Bonald ihre klassischen Vertreter finden sollte.[1]

Wenn wir nun alle die konservativen Tendenzen in der französischen Litteratur des Aufklärungszeitalters, die wir bis jetzt angedeutet haben, übersehen, so werden wir doch nirgends eine Spur jener Denkweise entdecken, die heute in Europa so ziemlich die herrschende geworden ist; nirgends kündet sich auch nur leise die historisch-politische Ansicht vom Staate an, die das 19. Jahr-

[1] Wie viel J. de Maistre St. Martin verdankt, hat Frank a. a. O. S. 55, 130—134 ausgeführt.

hundert charakterisiert. Und doch war sie schon vor der Revolution im Keime vorhanden, und während der Revolution tritt sie bereits bedeutend hervor. Ein Irrtum ist es, anzunehmen, daß sie erst als die Reaktion der während der Schreckensherrschaft ernüchterten Vernunft entstanden sei. Auch hat es nicht etwa erst jenes warnenden Rufes, der frühzeitig von England herüber drang, bedurft, um den Grundsätzen der historischen Politik auch in Frankreich litterarische Anhänger zu erschaffen, wenn auch der englische Einfluß nicht gering geschätzt werden darf.[1]

Jede geistige Bewegung gelangt im Verlauf ihrer Entwickelung auf einen Punkt, wo sie gleichsam an sich selbst irre zu werden beginnt. So erwuchsen der Doktrin des 18. Jahrhunderts in ihrem eigenen Schoße Gegner, lange bevor sie ihre letzten Konsequenzen gezogen, lange bevor sie ihre Gedanken in die Praxis des Staats- und Gesellschaftslebens völlig umgesetzt hatte. Selber aufgeklärt, wurden sie über die Resultate der Aufklärung bedenklich, erschrocken über die Geister, die sie selbst rufen geholfen hatten. Freilich, gleich weit entfernt von beiden Extremen — der radikalen Philosophie, die alles Bestehende vernichtet haben wollte, und dem starren Dogma der absoluten Monarchie von Gottes Gnaden — führte die neue Richtung Jahrzehnte hindurch ein ziemlich unbemerktes Dasein: nicht gewürdigt von den Politikern des Tages, ohne Geltung beim großen Publikum, verurteilt von den Autoritäten erhielt sie sich dennoch kräftig genug, um in dem Augenblick, da die Revolution ausgebrochen und erklärt war, den Kampf gegen die Tendenzen derselben aufzunehmen und in nicht bedeutungsloser Weise führen zu können.

Montesquieu hatte 1721 in den „Persischen Briefen“ das positive Christentum heftig angegriffen und im siebzehnten Brief dem katholischen Kirchenglauben nur mehr eine kurze Dauer verheißen. Ganz anders ließ er sich aber 1748 im „Geist der Gesetze“ (XXIV. ch. 3) vernehmen: hier preist er das Christentum, weil es in politischer Beziehung wohlthätig gewirkt habe und noch wirke. Schon La Harpe hat auf diese Sinnesänderung mit dem Bemerken verwiesen, daß man unmöglich die Aufrichtigkeit Montesquieus in dieser Sache bezweifeln könne: Klugheit hätte ihm Stillschweigen auferlegen können, wenn er anderer Meinung gewesen wäre; nichts aber forderte ihn auf, gerade so zu sprechen. Voltaire sprach sich

[1] Die Dupontsche Uebersetzung von Edmund Burkes „Betrachtungen über die französische Revolution“ — sie war infolge der überstarken Nachfrage binnen 8 Tagen gedruckt worden, was nur möglich war, indem man die Blätter des Manuskriptes in drei Druckereien verteilte — erlebte innerhalb eines Jahres 18 Auflagen. Nicht nur die Ultraroyalisten, auch die gemäßigten Liberalen nahmen sie mit Enthusiasmus auf, Lally-Tolendal nannte sie ein „unsterbliches Werk“. Siehe die Einleitung der von J. A. A. im Jahre 1819 besorgten französischen Uebersetzung von Burkes Werk (Paris, Egron) S. 6.

wenigstens ausdrücklich gegen den Atheismus aus und gab zu, daß der Staat ein Interesse an der Existenz der positiven Religion habe.[1] Die Physiokraten hielten an dem göttlichen Ursprung der Monarchie fest, sie bewunderten die Weisheit und Güte Gottes in den Gesetzen, die er dem Menschen gegeben habe. Der junge Turgot hielt in der Sorbonne einen Vortrag „über die Vorteile, welche das Aufkommen des Christentums dem menschlichen Geschlecht verschafft hat".[2] Wie er dann in die Praxis der Staatsgeschäfte eingetreten war, wußte er den Einfluß, den der Klerus auf dem flachen Lande immer noch besaß, sehr wohl zu schätzen und dachte daran, denselben im Dienste der Verwaltung auszunützen. Der ältere Mirabeau sprach noch 1776 — in seiner Abhandlung über die Pflichten — von den Vorteilen der Religion für die menschliche Kultur. Der Abbé Maury, der in seinen ersten Reden und Schriften — dem Zeitgeschmack huldigend — vom Christentum nur als einer „erhabenen Philosophie", einer „Philosophie der Unglücklichen" gesprochen hatte, besann sich bald eines anderen und merzte diese Stellen aus, indem er sie durch solche von streng kirchlicher Fassung ersetzte. In einem Panegyrikus auf den heiligen Vincent de Paula — der nicht etwa im Dienst einer Autorität geschrieben, auch nicht von blindem Glaubenseifer erfüllt war — weist er darauf hin, wie der öffentliche Geist in Frankreich immer schwach gewesen sei, der Kirche allein danke dies Land nützliche Einrichtungen, — die Philosophen hätten dem Staat noch gar nichts genützt. Und ein Journalist, der ganz auf dem Boden der Aufklärung stand, gab dem Abbé hierin recht, kein Schriftsteller des großen Jahrhunderts habe daran gedacht, Spitäler, Armenhäuser u. dgl. zu errichten, selbst Voltaire nicht.[3]

Malesherbes, der als Direktor der Censur in den mannigfachen Weiterungen der oppositionellen Schriftsteller mit den Vertretern der alten Ordnungen seine volle Unparteilichkeit zu wahren wußte, erscheint in seinen Denkschriften von der modernen Feindseligkeit gegen das Christentum durchaus frei. Necker veröffentlichte noch am Vorabend der Revolution — 1788 — eine Abhandlung „über die Wichtigkeit religiöser Meinungen". In der Einleitung spricht er von den majestätischen Ideen, welche die gesellschaftliche und staatliche Organisation des menschlichen Geschlechts an ein höheres, unendliches Wesen — den Urgrund und Beweger des Universums — ketten. Allerdings den Standpunkt eines bestimmten

[1] Siehe bes. die „Histoire de Jenny" (1775). Vgl. auch R. Mayr, „Voltaire-Studien" in den Sitzungsberichten der Akad. der Wissensch. Hist. phil. Klasse 1880, S. 116 f.

[2] Turgot, Oeuvres ed. Daire-Dussard vol. II. S. 586 f. (in der Collection des principaux économistes vol. IV.).

[3] Sayous, Mémoires et Correspondances de Mallet du Pan I. S. 135.

Kirchenglaubens wagt er nicht einzunehmen, im XI. Kapitel will er zeigen, „daß die bloße Idee eines Gottes genüge, um das Gebäude der Moral zu stützen.“ Aber selbst diesem zahmen Deismus begegnet man ja in der glaubenslosen Litteratur des damaligen Frankreich so selten.

Auch die absolute Monarchie fand unter den Aufklärern selbst Verteidiger. Voltaire, der 1769 für die ständischen Vorrechte und gegen die königliche Autokratie aufgetreten war, schrieb schon zwei Jahre später ganz im Sinne der letzteren, wie sie der Kanzler Maupeou aufrecht erhalten und befestigt wissen wollte. Die Physiokraten verwarfen die Lehre Montesquieus von der Teilung der Gewalten im Staat, stimmten dem Despotenhasse Rousseaus nicht bei, sahen sogar in dem despotisch regierten China ihr Ideal. Noch im Jahre 1775 rief Linguet mit seinen „Théories des lois civiles“ einen Sturm von Entrüstung hervor, weil er darin das patriarchalische Königstum zu verteidigen wagte. Und derselbe Linguet bewies sich doch in dem „Essai sur le Monachisme“ als einer der radikalsten Kirchenfeinde, er vindiciert darin der Philosophie seiner Zeit ein größeres Verdienst, als selbst Luther errungen. So gingen verschiedene Richtungen ineinander über und schier Unvereinbares wurde vereinigt — man darf eben unter Aufklärung nicht eine dogmatische Lehre, die keinerlei Nuancen und Abweichungen zugelassen hätte, verstehen. Als um diese Zeit die Frage von der Reorganisation der Provinzialversammlungen in Fluß kam, da traten die aufgeklärtesten Minister, die das Jahrhundert an der Seite des französischen Thrones gesehen hatte, entschieden der Ansicht entgegen, es könnte oder sollte jenen Körperschaften ein Anteil an der Regierung, an der Souveränität übertragen werden.[1] Und so wurde die Staatslehre Montesquieus vor der Revolution in die Praxis des französischen Staatslebens gar nie eingeführt, und als es dann durch die gemäßigten Mitglieder der Nationalversammlung endlich versucht wurde, war es bereits zu spät: den Männern des Tages galt sie für längst überwunden.

In dem Festhalten positiver religiöser Meinungen — namentlich an der Verbindung der moralischen und politischen Ordnungen mit einem überirdischen Wesen — und in der Anerkennung der unumschränkten Autorität des Königtums scheinen nun allerdings konservative Tendenzen zu liegen. Aber die Männer, bei denen wir soeben beides nachgewiesen haben, faßten dies keineswegs so auf: ihre Ansichten entsprangen durchaus nicht einem Gefühl der

[1] Turgot in dem „Mémoire sur les municipalités, sur la hierarchie qu'on pourrait établir entre elles etc.“ Oeuvres II. S. 502 f., und Necker in dem „Mémoire sur les Assemblées provinciales“. Oeuvres ed. Staël vol. III. S. 333 f., bes. 338, 345.

Achtung für das Ueberlieferte, sondern indem sie ganz spekulativ den Bedingungen des besten Staates nachdachten — wobei sie von dem historisch Gegebenen ebenso entschieden absahen wie nur die radikalsten unter den Aufklärern — gelangten sie wie zufällig zu einem Resultat von konservativem Inhalt. Voltaire empfindet vor der geschichtlichen Ueberlieferung bisweilen ein völliges Grauen, wie er dies am bedeutendsten in der „Ode über Vergangenheit und Gegenwart" ausspricht, wo er die traurige Muse der Geschichte beschwört, nicht länger mehr dem Andenken zu erhalten, was besser auf ewig untergehe: sie habe ja nichts gesehen als Greuel und Wahnwitz, die Annalen jedes Reiches seien nur Archive von Frevelthaten. Die Physiokraten wollten von einer Berechtigung des historisch Gewordenen ebensowenig etwas wissen, die geschichtliche Entwickelung bedeutete auch ihnen nichts. Wenn der ältere Mirabeau einmal daran gedacht hatte, die Reste der politischen Adelsprärogative zu verwenden, um Frankreich zu regenerieren, so erschien ihm dies später wie eine Jugendthorheit. Necker sagt in jener Schrift über die religiösen Meinungen ausdrücklich, er wolle sich nicht auf geschichtliche Erörterungen einlassen, bloß durch das „Raisonnement" die Wichtigkeit der Religion für den Staat beweisen. In der Abneigung vor der Vergangenheit war das ganze Jahrhundert einmütig. Die historischen Studien zogen sich in die engsten Kreise zurück, die gelehrten Arbeiten der Benediktiner erregten keineswegs die Aufmerksamkeit der Gebildeten. In den Kollegien wurde Geschichte oft gar nicht vorgetragen, Heinrich IV. kannte man nur mehr dem Namen nach; wie die Bourbonen auf den Thron gekommen waren, interessierte niemanden. Es gab Politiker, die geradezu gestanden, sie verabscheuten die Geschichte. Und diese Antipathie wuchs immer mehr und mehr. Bréquignys „Recueil des diplômes" und des Fräuleins Lezardière „Théories des lois françaises," die erst während der Revolution gedruckt wurden, konnten gar nicht mehr in den Handel gebracht werden.[1]

Gab es also niemanden, der das Frankreich des 18. Jahrhunderts auf seine geschichtlichen Wurzeln aufmerksam gemacht hätte, der davor gewarnt hätte, den Staat von diesen Wurzeln gänzlich zu lösen? Einigermaßen anregend wirkte in diesem Sinne die schon erwähnte litterarische Fehde zwischen den Parlamenten und der Regierung unter dem Kanzler Maupeou. Die Anhänger und Verfechter der ersteren forschten doch wenigstens den Traditionen nach, auf welchen die französische Magistratur beruhte.[2] Allerdings geriet man auch hierbei oft auf ganz revolutionäre Schlußfolgerungen — wie u. a. die bedeutendste Erscheinung dieser Fehde, die

[1] Siehe Monod, Du progrès des Etudes historiques en France in der Revue hist. I. S. 26.

[2] Siehe Flammermond, Le Chancelier Maupeou, S. 415 f., 537 f.

„Maximes du droit public français", — aber es gab doch auch Autoren, die bloß durch eine mehr oder weniger getreue Darstellung der Vergangenheit Frankreichs und der Geschichte seiner Institutionen nur den Gedanken an die Wiederbelebung und Fortbildung derselben zu erwecken suchten und — in kleinen Kreisen allerdings — auch wirklich erweckten. In diesem Sinn hatte Renauldon schon 1765 einen „Traité des droits Seigneuriaux" geschrieben, in dem er u. a. die Justiz- und Polizeibefugnisse, welche noch manche Adelige auf ihren Gütern besaßen, die ältesten, ehrwürdigsten und berechtigtsten aller Privilegien nennt. Ihm folgte De la Pair de Freminville (1775) mit dem „Dictionnaire ou Traité de la Police générale des villes, bourges, paroisses et Seigneuries", und endlich Henrion de Pansey, dessen „Dissertations féodales", die Frucht langjähriger Studien, das tragische Schicksal hatten, gerade in einem Moment die Presse zu verlassen, da ihr Inhalt ganz und gar akademisch geworden war, — im Sommer 1789, nach den Beschlüssen vom 4. August.

Indes nicht das Studium der Geschichte allein ist es ja, das den konservativen Politiker, der seine Staatskunst auf die Weiterbildung des historisch Gegebenen gründet, heranzubilden vermag; auch die Praxis der Regierungsgeschäfte, auch die Ereignisse sind dies imstande. Das französische Kabinett, das so häufig äußeren Impulsen, nicht den Forderungen des Staatswohles zu folgen hatte, in dem sich zu anderen Zeiten wieder Doktrinen breit machten, die zu keinem Kompromiß mit den faktischen Verhältnissen geneigt waren, konnte freilich wenig geeignet sein, in dieser Beziehung Schule zu machen, wohl aber das Frankreich benachbarte Genf, das gerade in den 25 Jahren vor der Revolution eine vielbewegte und äußerst lehrreiche Geschichte hatte, und wo Teilnahme an der Staatsverwaltung einen großen Teil der Bürger vor doktrinären Träumereien bewahrte.

Nach den unedierten Aufzeichnungen des Genfers Ph. Cramer hat denn auch schon im Jahre 1767 im Rat der kleinen Republik eine zwar durchaus nicht beschränkt reaktionäre, aber doch konservative, radikalen Neuerungen abgeneigte Strömung sich bemerkbar gemacht.[2] Nebst der Kenntnis der englischen Verfassung und einem gründlicheren Studium der Vergangenheit, als es sonst unter den damaligen Politikern üblich war, ist es denn auch vorzüglich die Einsicht in die staatliche Praxis des Genferländchens, welcher der hervorragendste Vertreter konservativer Principien mit fortschrittlicher Tendenz, der in Frankreich vor der Revolution litterarisch aufgetreten ist, seine Bildung verdankt. Wir meinen Mallet du Pan. Dieser gab vom Jahre 1783 an unter dem Motto „Nec temere, nec timide" ein Journal, die „Mémoires historiques et littéraires", heraus, in dem er die litterarischen Erscheinungen und —

[1] Sayous a. a. O. I. S. 64, Anmerkung.

so weit dies gestattet war — die politischen Ereignisse des Tages bespricht.[1] Gelegentlich einer Analyse von Raynals „Geschichte beider Indien“, die ganz im Sinne der radikalen Philosophie, wie sie die französische Gesellschaft damals beherrschte, gegen das Bestehende in Kirche und Staat einstürmte, verficht der junge Journalist die Principien der historischen Politik. Es gibt keinen Freund der Freiheit, so führt er aus, der zugeben würde, eine politische Autorität, die tausend Jahre besteht, könnte ohne Umstände aufgehoben werden; es sei ein Unding, zu behaupten, die Gesellschaft, die heute ihre Regierungsform ändern wolle, hätte nicht anders zu handeln, als ob sie sich noch in der Geburtsstunde der Civilisation befände. „Nimmt denn Herr Raynal die Völker und Reiche Europas für Kalmückenhorden und Irokesendörfer?“ ruft er aus; „er gebe uns unsere Wälder zurück, unsere ursprüngliche Unabhängigkeit und unsere Keulen; er nehme uns unsere Leidenschaften, unsere Laster, unsere Reichtümer, alle die Ketten, die uns an die heutige Gesellschaftsform fesseln und uns erdrücken: dann erst wird er keinen Unterschied zwischen Herrn und Knecht mehr finden, und die Gesetze werden dann deshalb (freiwillig) beobachtet werden, weil es keine geben wird; — bis dahin aber verbergt eure Banner der Rebellion!“ Der Vermessenheit, mit der die Staatstheoretiker aus der Schule Rousseaus und der Encyklopädisten an die Konstruktion neuer Gemeinwesen gingen, gibt er zu bedenken, daß eine neue Gesetzgebung nicht mit einem Schöpfungswort aus dem Nichts hervorgerufen werden kann, daß klingende Perioden, rednerische Gesten und Gemeinplätze da nicht genügen. Er spricht zuerst von einem „Wahrheitsfanatismus“ und fordert Maß und Ueberlegung in allen Dingen, die den Staat betreffen. Den Angriffen Raynals wider die positive Religion setzt Mallet die Frage entgegen, ob denn die Philosophen ihr sittenloses Jahrhundert wohl für den passenden Zeitpunkt erachten, die Anzahl der Motive, die zur Tugend bewegen können, zu verringern. In einem Privatbrief beklagt er sogar die Wut, mit der Voltaire gegen Priestertum und heilige Schrift gekämpft hatte, ja er billigt jenes Sendschreiben des Bischofs von Amiens, das gelegentlich der Neuherausgabe von dessen Schriften auf die Staatsgefährlichkeit derselben verwies: in der That, das hieß in den Augen der gebildeten Welt von damals eine arge Ketzerei aussprechen, die Mallet um so weniger verziehen werden konnte, als er sich ja doch den aufgeklärten, politische Freiheiten fordernden Schriftstellern zuzählte. Er aber schwamm getrost weiter gegen den Strom des Tages, und im Mercure, dessen Mitarbeiter er schon 1784 war, wiederholte er nochmals: es scheine sehr leicht, die Welt mit Allgemeinheiten zu regieren, sobald man an die Stelle der Erfahrung die Metaphysik, an Stelle der Diskussion die Eloquenz setze. Zwei

[1] Auszüge und Bruchstücke bei Sayous a. a. O. I.

Jahre später spricht er verächtlich von der Menge seichter, frivoler Schriftsteller, die über Regierungen aburteilen wie über eine Oper. Ganz im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen schätzt er die Theorie in den Staatswissenschaften eher zu gering als zu hoch. Dies zeigt sich am besten in seiner Besprechung von Grotius (1786): „Ob der Krieg aus irgend einem Recht deduciert werden kann oder nicht, ist gleichgültig," heißt es da, „er besteht deshalb nicht weniger, und die Fürsten lassen es sich nicht beifallen, ihre Manifeste nach den Regeln einer dunkeln Philosophie abzufassen: Herkommen und Verträge, das sind die einzigen Instanzen, die man dabei befragt ... Vielleicht," so schließt er dann, „ist die einfache Geschichte des Völkerrechts lehrreicher als die ganze willkürliche Jurisprudenz der Gelehrten." Er ist nimmer müde, die Politiker des Tages auf die so sehr vernachlässigte Geschichte zu verweisen. Die Fackel der Gesetzgebung müsse an den Funken der historischen Wahrheit entzündet werden. ...

Wenn er auf die politischen Ideale der Zeit selbst eingeht, findet er auch hier gar viele Illusionen zu zerstören, zu zweifeln und zu warnen. Er glaubt nicht, daß das Volk jemals durch Revolutionen gewinnen könne, und bricht über das demokratische System überhaupt den Stab. „In Frankreich," schreibt er im September 1788, „werden Gesetz und vollziehende Gewalt immer nur so lange geachtet, als die Achtung durch die Furcht erzwungen wird."

Mit solchen Ansichten stand Mallet du Pan wohl ganz isoliert inmitten der geistigen Bewegung seiner Zeit. Mirabeau, der später so manchen seiner Gedanken aufnehmen sollte, zeigt in den Schriften, die er vor der Revolution geschrieben, kaum die Spur einer historisch-politischen Denkweise, einer konservativen Tendenz. Wenn er in den Lettres de Cachet (I, 194—198) die Volksherrschaft verurteilt, so thut er es doch mehr aus spekulativen Gründen.

So sehen wir denn konservative Tendenzen inmitten des radikalen Jahrhunderts oft genug auftauchen. Kirche und Staat selbst wehrten sich; den philosophischen Coterien entstanden Gegner, die den Widerstreit der Principien in die litterarische Kritik, ja in die Hervorbringungen der schönen Litteratur selber hineintrugen; endlich erfuhr die ganze rationalistische Bildung der Zeit einen Rückschlag des Gefühls, der zuletzt zu mystischen Anwandlungen führte. Zugleich aber wurde man im philosophischen Lager selbst an so manchen Konsequenzen der herrschenden Doktrin frühzeitig irre: der Zusammenhang des Staates mit der moralischen Weltordnung, eine von der Nation im Wesentlichen unabhängige Königsgewalt, die Berechtigung des historisch Gewordenen, die Unmöglichkeit, ein Gemeinwesen von Grund aus neu zu schaffen: dies alles wurde schon vor der Revolution behauptet und verfochten. So war nicht nur die romantisch-theosophische Richtung De Maistres und Chateaubriands, sondern auch die historisch-politische Rivarols vorbereitet.

Mitteilungen und Berichte.

Ein Tumult in Neapel im Jahre 1728.

Der obere Teil des alten Neapel kann ebenso als eine geistliche Gegend bezeichnet werden, wie der untere als eine kommerzielle. Wer Volksgewühl, bunte Läden, Geschrei, kurz was man Volksleben nennt, sehen will, geht durch die engen Gassen von Pendino und Porto, wer sich an verhältnismäßiger Stille zwischen hohen Mauern, hie und da durch eine Palastpforte oder Kirchenthür unterbrochen, erholen will, durchwandert die ebenso engen Gassen, welche sich zwischen der letzten der großen parallelen Arterien Neapels, der Via dell' Anticaglia, so genannt von den Ueberresten römischer Bauten, welche die Straße überbrücken, und der alten Stadtmauer im Westen und Norden hinziehen. Hier drängt ein ehemaliges oder jetzt noch benutztes Kloster das andere, so daß man die Furcht begreifen kann, welche im vorigen Jahrhundert manche erfüllte, es möchte schließlich der ganze Grund und Boden der Stadt Neapel in geistliche Hände kommen.

Einen gewaltigen Raum nimmt hier das große Hospital der Incurabili, die Casa santa, ein, das sich beständig zum Wohle der leidenden Menschheit und auch zum Nutzen der Studien erweitert hat, da es, nach Art der englischen Spitäler, als nichtoffizielle medizinische Schule dient. Es wurde im Anfang des 16. Jahrhunderts durch eine wohlthätige reiche Frau, Maria Longo, gestiftet. Die Pflege der Kranken übernahmen zwei neben dem Hospital entstandene Nonnenklöster vom 3. Orden des heil. Franziskus, gebildet aus Frauen, welche sich vom unsittlichen Leben zu Bußübungen und guten Werken geflüchtet hatten; das eine genannt della Monaca di Legno, man weiß nicht weshalb; das andere, von strengerer Zucht, della Riforma. Im Hospital der Incurabili waren in früherer Zeit außer gewöhnlichen und unheilbaren Kranken auch Wahnsinnige, die eine besondere weiße Kleidung trugen. Südlich stieß an den westlichsten Teil der Incurabili das Kloster der Hieronymitenmönche (vom Volke Padri Bottizelli genannt) S. Maria delle Grazie, und an dieses wieder im Süden das adlige Nonnenkloster Regina Coeli, beide jedoch im Osten noch von den Gebäuden jener Franziskanernonnen begrenzt.

Es war im November 1728. In Neapel regierte im Namen des deutschen Kaisers, als Erben der spanischen Besitzungen des kontinentalen Italiens, Fra Gioachino Fernandez Portocarrero, Bailli des Malteser Ordens, Marquis von Almanara und Graf von Palma als Stellvertreter des designierten Vicekönigs, Grafen von Harrach. Als in der Nacht vom 3. auf den 4. November die dienenden Brüder von S. Maria delle Grazie nach den unteren Räumen des Klosters stiegen, um das Brotbacken zu beginnen, begegnete ihnen eine Menge von Nonnen, die Hymnen sangen und Kruzifixe trugen. Sie meinten, es seien andere Laienbrüder, Kollegen, die sich einen Spaß machen wollten; aber da riefen jene: „Wir sind Nonnen, Väter!“ Es kamen mehr Laienbrüder, auch die geistlichen Väter, durch den Tumult aus dem Schlafe geweckt, halb oder ganz gekleidet; man merkte, daß die Nonnen von der Casa santa her durch in die Mauer gebrochene Oeffnungen eingedrungen waren. Es entstand ein Handgemenge; man trieb sie hinaus; aber da brachen aus jenen Oeffnungen Hunderte von als Wahnsinnige gekleideten Individuen in das Mönchskloster, und die Mönche wurden definitiv hinausgeschlagen. Die Gouverneure der Casa santa ließen am folgenden Tage die Straßenpforten des eroberten Mönchsklosters vermauern, damit die Mönche nicht wieder hinein könnten, und die Kirche, welche offen blieb, von als Wahnsinnige Verkleideten und Studenten der Medizin bewachen. Das Volk sah von der Straße zu; seine Sympathien waren auf Seite der Casa santa, und es war auch neu, aus den Fenstern der Mönche Nonnen ausschauen zu sehen.

Was war mit diesem wunderlichen Ueberfalle beabsichtigt? Der Raum der Casa santa war zu eng geworden; die Bottizelli lebten bequem in ihrem verhältnismäßig großen Eigentum und hätten ein Stück desselben zur notwendigen Vergrößerung des Hospitals abgeben sollen — notwendig, weil nur nach dieser Richtung hin sich das Hospital ausdehnen konnte —, aber sie wollten nicht, und sie zu zwingen, war bei den etwas verwickelten Aufsichtsverhältnissen schwer. Die Verwaltung der Casa santa wollte eine vollendete Thatsache schaffen und hatte deshalb den Ueberfall erdacht, welcher einen Präcedenzfall hatte in einer in demselben Jahre geschehenen Occupation des Jesuitenkollegs von Barletta durch die Nonnen des nahen Klosters della Vittoria, denen die Jesuiten auf Grund des nachbarlichen Verbietungsrechtes die Möglichkeit abschnitten, ihre Räume durch Anbau zu erweitern. Den Nonnen von Barletta hatte es nichts genützt, sie hatten infolge des Dazwischentretens der militärischen Autorität ihre Bauten nicht ausführen können; aber man hatte gesehen, was man in solchen Fällen wagen konnte.

Die verjagten Bottizelli mußten in anderen Klöstern und Privathäusern um Aufnahme bitten; sie beklagten sich bei der geistlichen und weltlichen Autorität, und die Sache kam an seine Excellenz, den Vicekönig, der nach der Gratulationscour des Vormittags — der 4. November ist der Tag des heil. Karl, war also der Namenstag des Souveräns, Kaiser Karls VI. — wohl recht ungern seinen Staatsrat, das sogenannte Collaterale, versammelte. Er trug vor, wie er schon den Fürsten von Bisignano, einen der vornehmsten Großen des Reiches, welcher der erste Gouverneur der Casa santa war, beauftragt habe, die

Nonnen wieder in ihr Kloster zurückzubringen; er habe noch keine Antwort von ihm, wolle aber wissen, was er zu thun habe, wenn der Fürst keinen Erfolg haben sollte. Der Präsident des Collaterale, zugleich Deputierter bei der Casa santa, war krank; die anwesenden Mitglieder erkannten an, daß die Casa santa zu eng sei, die Betten ständen nicht nur nebeneinander wie die Bücher in einer Bibliothek, sondern in zwei Etagen übereinander, so daß die armen Kranken schon vor Hitze und Gestank umkämen. Aber ebenso einig war man darüber, daß die Selbsthilfe nicht geduldet werden könne; die Nonnen müßten also zunächst das Kloster räumen, dann sollte ihnen der halbe Garten der Mönche überlassen werden. Der Rat Ventura ward mit der Ausführung des Beschlusses beauftragt.

Er fand aber größere Schwierigkeiten, als er erwartet hatte. Zunächst wollten die etwa 300 Nonnen, welche ins Mönchskloster gedrungen waren, nicht auf die vernünftigen Zureden des Rates hören; sie trauten der Sache nicht; sie meinten, wenn sie erst wieder heraus wären, so wäre ihre Sache verloren, schrieen und weinten und warfen sich auf die Erde. Aber noch größer ward die Verwirrung durch die Einmischung anderer Nonnen. Die adligen Damen von Regina Coeli hatten die Nachbarschaft der ruhigen und wenig zahlreichen Hieronymitenmönche gern; das Hospital und die vulgären Frauenzimmer, welche dort Nonnen waren, wollten sie nicht noch näher haben. Schon im Jahre 1701 hatten sie sich einer Erweiterung der Incurabili nach ihrer Seite hin widersetzt mit Excessen, die, wie ein Zeitgenosse sagt, weder in der alten noch in der neueren Geschichte ein Beispiel haben, indem sie Steine, Wasser und Feuer aus ihren Loggien auf die Arbeiter schleuderten und die ganze Stadt in Aufruhr versetzten. Der Erzbischof hatte die Arbeiter und sogar die Gouverneure der Casa santa exkommunizieren müssen, um die Damen zu beruhigen, die einen vollständigen Sieg davongetragen hatten. Diesmal wollten sie sich ebensowenig die Sache gefallen lassen. Sie stiegen auf ihre Loggien und Belvederes und erhoben einen furchtbaren Lärm gegen die Nonnen des Hospitals. Diese antworteten vom occupierten Garten aus, und, sagt der Berichterstatter, wenn man bedenkt, was diese Frauenzimmer früher gewesen waren, so kann man sich vorstellen, welche Schimpfworte sie gebrauchten. Aber die adligen Damen setzten auch ihre Verwandten in Bewegung; der Vicekönig wurde aus dem Theater geholt, und er befahl nun mit Entschiedenheit, daß die Nonnen sich zurückziehen sollten. Es geschah das auch schließlich am Abend des 7. November, doch blieben noch die angeblichen Wahnsinnigen und die Studenten der Medizin in den Sälen der Mönche zurück. Am nächsten Morgen trat der Kardinal-Erzbischof von Neapel in den Streit ein, nicht derselbe vom Jahre 1701, aber in demselben Sinne. Es war wie immer ein sehr vornehmer neapolitanischer Adliger, diesmal ein Pignatelli. Er exkommunizierte feierlich die ganze Kommunität der Casa santa „wegen des Bruches der Klausur" und ließ die Exkommunikation an alle Ecken in der Nähe derselben anschlagen; ein verstellter Wahnsinniger riß sie aber „ohne jede Rücksicht" ab.

Vom 9. bis zum 13. November wurde an der Scheidewand gebaut, welche durch den Garten der Väter gezogen wurde, um, dem Wunsche der Nonnen

entsprechend, den ihnen zugewiesenen Teil von dem den Mönchen gelassenen definitiv abzusondern. Am 13. abends kamen einige von diesen zurück, um sich die ihnen nun wieder zur Verfügung gestellten Räume in ihrem jetzigen Zustande zu betrachten, aber ihren feierlichen Einzug wollten sie erst am nächsten Tage halten. Und das war recht gethan, denn mitten in der Nacht brachen mit einemmal die Nonnen wieder ein unter dem Vorwande, wie ein ihnen nicht günstiger Bericht sagt, daß alles bisher Zugestandene nur dem Hospital zu gute komme und sie auch etwas für sich haben wollten.

Nun riß dem Collaterale wirklich die Geduld, und der capo di ruota dei Sacro Regio Consiglio (Senatspräsident des obersten Tribunals) Andreassi wurde mit 200 Sbirren gesandt, um die Nonnen hinauszutreiben. Das gelang ihm aber noch nicht. Er hielt sich bei Präliminarien auf. Zunächst ward die Schuld auf den Oberkrankenwärter geschoben, der die Nonnen aufgereizt habe, und dieser, trotz seines Protestes, daß man sich in einer Kirche befinde, verhaftet und in das Kriminalgefängnis der Vicaria gebracht. Aber die Nonnen wichen nicht aus dem Mönchskloster. Deshalb ward eine neue Sitzung des Collaterale gehalten, in welcher auf energisches Betreiben des Vicekönigs beschlossen wurde, nun wirklich Gewalt anzuwenden, und zwar, da die Nonnen sich vor den Sbirren nicht fürchteten, durch Soldaten. Ein kluger und besonnener Kommandant solle mit Beistand des Rates Andreassi und der Beamten des Erzbischofs, des päpstlichen Nuntius und des Korrektors (geistlichen Obern) der Casa santa die Nonnen zum Abzug zwingen und alles in pristinum statum setzen — das hieß, auch die neugezogenen Scheidemauern niederreißen. Die Mönche waren dem Erzbischof und dem Nuntius des Papstes untergeben, die Casa santa aber, welche unter königlicher Jurisdiktion stand, hatte ihren eigenen geistlichen Obern, dessen Mitwirkung nicht übergangen werden konnte. So erschien denn am 16. November um 10 Uhr nach italienischer Zeit, d. h. bei Tagesanbruch, vor dem Kloster S. Maria delle Grazie die aufgebotene Streitmacht (150 Reiter, 50 Grenadiere, 300 Infanteristen und eine Menge Milizsoldaten) und besetzte alle Zugänge. Um 12 Uhr rissen sie die zugemauerten Straßenöffnungen nieder und besetzten das Kloster. Um 13 Uhr erschienen die Gouverneure der Casa mit dem Rat Andreassi, den Fiskalen des Erzbischofs und des Nuntius nebst vielen königlichen und apostolischen Notaren. Don Domenico Bruno, Gouverneur der Casa, und die beiden Fiskalen ermahnten brüderlich die Nonnen, sich in ihr Kloster zurückzuziehen. Aber diese warfen sich auf die Kniee mit Kruzifixen in den Händen und erklärten mit kläglicher Stimme, sie wollten lieber als Märtyrer sterben für ihren Herrn Jesus Christus, als sich zurückziehen. Das dauerte drei viertel Stunden.

Ueber die folgenden Vorgänge lassen wir den zeitgenössischen Bericht reden.

Als zuletzt die Behörde sah, daß die Nonnen nicht weichen wollten, sagte Herr D. Giuseppe Andreassi zu den Herren Fiskalen und Gouverneuren, was man thun müsse, und diese antworteten, daß die Soldaten ihre Schuldigkeit thun würden. Deshalb entfernten sie sich ein wenig und machten den Soldaten Raum, welche in der Zahl von hundert zu dem Orte hinaufstiegen, wo die Nonnen standen, und nachdem sie sich in Reihe gestellt hatten, befahlen die

Majore des Regiments den Soldaten, die Bajonette auf die Musketen zu pflanzen; aber die Nonnen fürchteten sich noch nicht. Zuletzt sahen die Soldaten, daß es nichts half, holten die Ladestöcke heraus, welche sie auf der Brust stecken hatten, und fingen an die Nonnen damit tüchtig zu schlagen, welche nunmehr schnell durch die Thüre zurückliefen, durch welche sie gekommen waren. Ein zweiter Bericht bemerkt hierzu noch, daß die Nonnen anfangs auch jetzt noch nicht weichen wollten, sondern den Soldaten die Stöcke aus der Hand zu reißen suchten, worauf diese noch kräftiger schlugen. Und einige Offiziere, welche sahen, wie junge Nonnen von hübschem Aussehen Schläge bekommen sollten, warfen sich dazwischen und bekamen die Schläge selbst. Und die Nonnen von Regina Coeli freuten sich über die Not der armen Frauen, und um ihre Freude zu beweisen, schoben sie durch gewisse Oeffnungen den Soldaten Süßigkeiten zu und schimpften sogar auf die armen Frauen und nannten sie mit einem sehr derben Ausdrucke puttane, worauf diese schleunig erwiderten, das wären sie früher gewesen, aber jetzt hätten sie aufgehört, es zu sein, und an ihrer Stelle wären es jetzt noch die in der Welt lebenden Schwestern der Damen von Regina Coeli.

Als die Nonnen nun endlich in ihr Kloster zurückgekehrt waren, wurden die neuerbauten Quermauern niedergerissen, die Väter zogen wieder in ihr Kloster ein, die Soldaten marschierten ab, mit Ausnahme von 60 Infanteristen, welche noch als Besatzung zurückblieben. Nun strömten auch viele neugierige Neapolitaner hinein, um die Verwüstung zu schauen, welche in dem Kloster angerichtet war, besonders in dem sauber mit Nußbaumholz möblierten und bekleideten Refektorium, und man schrieb diese Zerstörung weniger den unruhigen Nonnen und den wirklichen Wahnsinnigen zu, die eingedrungen waren, als ihren Helfershelfern, den Dienern und den Geächteten — denn nach dem Gebrauche jener Zeit fanden in den Kirchen flüchtige Verbrecher Zuflucht, und das Hospital der Incurabili beherbergte eine Anzahl solcher, welche in dem großen Hause wahrscheinlich zu manchen niedrigen Diensten verwendet wurden. Man stellte eine Untersuchung an, wer von den Dienern des Hospitals, zu denen auch die pratici oder Studenten der Medizin gerechnet wurden, am schuldigsten gewesen sei, und 22 derselben wurden in das Gefängnis des Kastell Capuano geführt und verhört; wie sie bestraft wurden, hören wir nicht. Sie gaben übrigens als Entschuldigung an, sie seien von ihren Obern unter Androhung von Stockschlägen gezwungen worden, sich am Tumulte zu beteiligen.

Im Dezember trat an die Stelle des bisherigen ersten Gouverneurs der Casa santa, des Herzogs von Bisignano, der sich kompromittiert hatte, da er offenbar der Urheber des Tumultes gewesen war und seine Sache doch nicht hatte durchführen können, weil die allzu hitzigen Nonnen das zweite Mal gegen alle Befehle eingebrochen waren, der Fürst della Rocca aus dem edeln Hause Filomarino.

Am 1. Januar begab sich der neue Vicekönig, Graf von Harrach, mit dem königlichen Collateralrat feierlich an Ort und Stelle, um genaue Kenntnis von der Sachlage zu nehmen und darüber nach Wien berichten zu können. Immer noch waren die 60 Soldaten im Kloster, was den Mönchen große Sicherheit bereitete, aber, wie der Berichterstatter sagt, auch eine gran spesa esorbitante.

Am 4. Januar wurden auch diese zurückgezogen, da die Gemüter der Nonnen sich beruhigt hatten.

An demselben Tage kam aus Rom die Entscheidung über die vom Kardinal Erzbischof Pignatelli verhängte Exkommunikation der Casa santa, die natürlich nicht aufrecht gehalten werden konnte, und die Absolution wurde an den Erzbischof selbst geschickt. Aber von ihm wollten sich die Nonnen nicht absolvieren lassen, wohl aber, wie sie sagten, von jedem anderen Erzbischof; sie schrieben nach Rom und baten sich dies als Gnade aus, und so kam denn von Rom der Auftrag an den Illustrissimo und Reverendo Monsignore Nunzio Vinc. Alemanni, Erzbischof von Seleucia, welcher die Funktion feierlichst am 30. Januar in folgender Weise vollzog. Er begab sich in das Kloster della Riforma und in das der Monaca di Legno, bekleidete sich dort mit seinen Pontifikalgewändern und ließ die Nonnen zu zweien an sich vorbeiziehen, wobei er sie mit dem Stabe an der entblößten Schulter berührte und sie von der Exkommunikation absolvierte.

Wie ward es nun aber mit der Erweiterung des Hospitals? Von der Abtretung des halben Gartens der Väter ist nicht mehr die Rede; die Nonnen scheinen diese durch ihren zweiten, nicht befohlenen Einbruch verscherzt zu haben. Aber dann mußte auf andere Weise dafür gesorgt werden, daß das in ganz Neapel geachtete und beliebte Institut zu seinem Rechte kam. Vor dem Kloster S. Maria delle Grazie war ein freier Platz, den mußte die Stadt an das Hospital gegen eine geringe jährliche Rente verkaufen und die anstoßende Stadtmauer ebenfalls abtreten. So blieb für den öffentlichen Verkehr so viel Raum, daß eine Kutsche fahren konnte. Der Berichterstatter findet jedoch nur das zu beklagen, daß das dort errichtete hohe Gebäude zum Nachteil des Klosters S. Maria delle Grazie gereiche, welches so an Aussehen verliere, daß, während es früher eine delizia gewesen sei, es nun ein limbo — bekanntlich die Bezeichnung der Vorhölle — wurde. So schlimm war es nun nicht.

Noch heute bestehen die drei Gebäudegruppen, die Incurabili mit ihren Annexen, das Mönchskloster S. Maria delle Grazie und das adlige Nonnenkloster Regina Coeli, durch keine Straßen getrennt, nebeneinander, nur sind in die beiden letztgenannten Klöster andere Orden eingezogen.

Im Westen gegenüber liegt eine ungeheure Gebäudemasse, das ehemalige adlige Nonnenkloster S. Gaudioso, das in den Unruhen des Jahres 1799 vom Volke selbst zerstört und ausgeplündert wurde und wo dann eine gute medizinische Schule, das Collegio medico, viele Jahre bestand. Dieses Gebäude ist jetzt der Sitz des Istituto Froebel geworden, dessen Zweck ist, der Erziehung des weiblichen Geschlechtes in Neapel eine bessere Basis zu geben. H.

Anm. Vorstehende Darstellung beruht auf den von G. de Blasiis im Archivio storico per le province Napoletane, Anno IX, Nap. 1884, S. 670—709 unter dem Titel „Un tumulto di monache" gesammelten und mit Erklärungen versehenen Aktenstücken.

Eine Fußwaschung des Kaisers auf dem Reichstag zu Regensburg 1653.

Als ich vor einigen Jahren für den leider zu früh heimgegangenen v. Stintzing im K. S. Hauptstaatsarchive die auf den betreffenden Regensburger Reichstag und den jüngsten Reichsabschied bezüglichen Akten durchsah, um den Nachweis zu liefern, daß die sächsischen Gesandten bei der ganzen Reform überhaupt nicht mitgewirkt haben (vgl. Stintzing-[Landsberg], Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, 2. Abt. S. 95), kam ich u. a. auch auf den hier teilweise mitzuteilenden Bericht. In dem „Diarium, so ufm Reichstag zu Regensburg gehalten worden Ao. 1652—54" Locat 10225) befindet sich Bl. 257 ein Originalbericht Heinrich von Friesens, Hans Ernst Pistoris' und Augustin Strauchs an den Kurfürsten Johann Georg I., in welchem es u. a. (Bl. 258b flgd.) also heißt: (31. März 1653) „Nach geendigter meße kamen i. mt. (der Kaiser Ferdinand III.) von den churfürsten zu Cölln, Trier, Pfaltz, marggrafen von Baden, pfaltz Simmern undt vielen bischoffen und hohen personen begleitet, in die ritterstube, darinnen vorhero 12 alte männer, so zusammen 925 jahre macheten, von einem keyserlichen bedienten, nach dem alter und ordnung, wie sie mit namen aufgezeichnet, an eine taffel gesetzt waren, ihre mait. ließen sich nieder auf einen stuhl, so aber von der taffel abseits stundt, darauf wurden die eßen aufgetragen, in kleinen rothen schüßeln, welche meistentheils ihre königl. mt. in Böhmen, wie auch etliche die herren churfürsten, von denen pagen namen und ihrer keys. mt. überreichten, die sie vor einen ieglichen der armen absonderlich aufn tisch setzeten, und bekam ein ieder der armen 4 schüßeln, wie solches verrichtet, hieß ihre maj. sie eßen und setzten sich wieder auff ihren stuhl. Es war auch vorhin schon auf die taffel vor ieden ein becher wein, krüglein bier und eine höltzerne saltzbüchse, darauf ein roßmarinstrauch stack, gestellet. Der erste arme brachte es ihrer keys. mt., die es ihm gesegneten, annahmen undt wieder wegsetzeten. Wie sie nun von denen fürgesetzten eßen gegeßen, wurden vor eines ieden armen orthe wie wannen auß der taffel gezogen, darein ihre maj. bey etwa vieren die schüßeln wieder abnahmen und in gedachte wannen fleißig und rathsamb einlegeten, bey denen übrigen theteus die herren churfürsten und meistentheils Churpfaltz, wornach andere speisen aufgetragen wurden, damit es, wie bey denen ersten, in allen gehalten wardt, außer, daß ihre mt., wie sie sahen, daß bey dem einen die schüßeln etwas ungleich und zu weit von einander stunden, dieselbe zu rechte setzeten.

Wie gleichergestalt davon gegeßen, ward vorgedachter maßen wieder aufgehoben und der nachtisch, so in käse, äpffeln und nüßen bestandt, aufgesetzt und wiederumb weggereumet. Darauff von einem geistlichen, so ein silbernstückin pontifical anhatte, die historia von fußwaschen Johann. 13 lateinisch gesungen wardt, und alß er auf die wortte kam: surrexit a coena et deposuit vestes etc. erhuben sich ihre mt. von dero stuhl, gaben ihren degen graff Maximilian von Wallenstein, nahmen ein tuch und bundens umb, da ward zugleich die taffel weggeschoben und zogen die armen einen strumff auß, darunter, alß der eine nicht stracks damit fertig werden konte, halff ihm einer von der clerisey und

zog ihn vollendts auß. So brachten auch 2 geistliche in chorröcken eine lange zwehle[1] und etliche hohe officirer ein gießbecken und gießkanne nebenst einem schemmel, auf welchen vor ieden der armen das gießbecken gesetzet, hernach von dem churfürsten zu Trier gehalten, von dem churfürsten von Kölln aber das waßer, so rosenwaßer war, auf den fuß gegoßen wardt, dabei ihre maj. sich bücketen, den fuß mit fleiß wuschen, abtrucneten und gar helle, daß es wohl zu hören, küßeten, darmit wardt von einem zu dem andern gegangen und auf gleiche maße continuiret. Der graff von Wallenstein trug allezeit den schemel fort und setzte ihn wieder vor dem armen nieder, ihre maj. hiengen einem ieden zugleich einen beutel, darinnen 30 gl. seyn solten, an den halß, waren auch vorhero in schwartz tuch gekleidet worden. Wie solches alles verrichtet, trat einer unter den armen, so der zehende war, herfür und danckete in aller namen ihrer keys. mt., daß sie sich so viel gedemüthiget undt nach Christi exempel sie gespeiset und gewaschen, wündscheten, daß der Allerhöchste es ihrer mt. mit reichen segen vergelten, gute gesundheit, langes leben und glückliche regierung verleihen wolle, darumb sie die himmlische güte anzuruffen schuldig weren, ihre maj. neigeten sich dafür mit dem haupte, thaten die schürtze wieder ab und giengen in ihr gemach."

Dresden. Theodor Distel.

[1] Ein Handtuch.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

Die Entwickelung unserer bürgerlichen Freiheit.

Studien zur alten und neuen Gesellschaftsgeschichte.

Von

Christian Meyer.

I. Einleitung. Aelteste germanische Zustände. Wanderleben.

Die Geschichte der Stände und unserer gesellschaftlichen Einrichtungen gehört zu den lange unbeachtet gebliebenen Gebieten unseres geistigen Lebens. Es hängt diese Vernachlässigung in erster Reihe zusammen mit der auf Aeußerlichkeit gerichteten Tendenz unserer früheren Geschichtschreibung; sie hat aber auch noch zwei andere Gründe. Weniger geräuschvoll als politische Begebenheiten pflegen die Veränderungen des socialen Lebens vor sich zu gehen. Sie finden nicht in einem plötzlich eintretenden, alle Augen auf sich ziehenden Ereignisse ihren Ausdruck, und selbst dem Historiker, der auf größere Zeiträume zurückblickt, wird es nicht selten schwer, den Beginn und Verlauf solcher gesellschaftlichen Processe in ihren Einzelheiten festzustellen. Zerstreut auf ein weites Territorium, entwickeln sie sich im Innern der Familien und der Haushaltungen, sie wachsen wie das Gras und die Saat, und indem sie sich aus Atomen aufbauen, bemerken wir ihr Wachstum erst, wenn irgend ein bedeutender Abstand gegen frühere Verhältnisse erreicht ist; auch noch ein drittes Moment hinderte eine unbefangene Würdigung unserer Socialgeschichte: das belebende Princip aller gesellschaftlichen Entwickelung, die Freiheit, war aus dem Bewußtsein unserer Nation und ihrer Denker entschwunden, und es bedurfte erst einer Reihe schwerer Prüfungen und Demütigungen, ehe sich unser Volk aus tiefem Fall wieder aufrichten konnte. In jenen Tagen der Schmach fingen unsere Väter an, wieder Einkehr bei sich selbst zu halten und den Blick nach rückwärts auf die eigene alte Geschichte zu richten. Aus dieser Zeit datiert die Begründung unserer altdeutschen Philologie und Rechtsgeschichte. Aber man blieb nicht bei einer theoretischen Wiederbelebung stehen: in den großen Re-

formen des Freiherrn von Stein zeigt sich ein unmittelbares Zurückgreifen und Anknüpfen an altdeutsche Einrichtungen, vorab in der Städteordnung vom Jahre 1808, welche späterhin, nach der Niederwerfung des französischen Cäsarentums, das Muster für fast alle deutschen Städte wurde.

Werfen wir nun zunächst einen Blick auf die ältesten deutschen Zustände!

Als die Deutschen aus ihrer östlichen Heimat in das Land vordrangen, das ihnen Gott bestimmt hatte, waren sie bereits ein ackerbauendes Volk geworden: noch roh und unentwickelt, aber geistig begabt und bildungsfähig wie kein anderes Volk der Welt. Sie fanden das Land fast ganz mit Urwald bedeckt; unerschöpft wie ihre eigene Kraft war die des Bodens. Denn die Celten oder Gallier, die vor ihnen das Land besaßen und nun nach dem Westen zurückgedrängt wurden, hatten nur in den Flußthälern einen zerstreuten und dürftigen Ackerbau getrieben. Erst die Deutschen machten das Land urbar und nahmen den Anbau mit ihrer ganzen Energie in die Hand. Ein recht intensiver Ackerbau ist überhaupt erst durch die Germanen in die Geschichte eingeführt worden. Die alten Völker hatten fruchtbareren Boden, wärmer schien ihnen die Sonne; sie konnten sich darum rascher entwickeln, aber die Entwickelung blieb eben deshalb eine unvollkommene, sie schritt zu höheren Stufen fort, ehe sie den Inhalt der früheren nach allen Seiten entfaltet hatte. Die Art und Weise, wie der Ackerbau getrieben wird, ist immer auf die ganze Geschichte eines Volkes von Einfluß. Der Ackerbau ist die Mutter aller Kultur. Nomadenvölker haben keine festen Wohnsitze, keinen Staat, keinen Reichtum, keine Bildung; sie sind wohl hie und da erobernd aufgetreten, haben gewaltige Stöße versetzt und große Reiche gegründet, aber es gehört mit zum Wesen ihrer Reiche, daß sie ebenso schnell auseinanderfallen und verschwinden, als sie gegründet werden, weil ihnen die dauernde Grundlage aller staatlichen Ordnung fehlt. Mit dem Ackerbau beginnt das Eigentum am Boden, ein eigenes Privatrecht, ein wahrer Staat; indem er die Thätigkeit des Menschen anstrengt, weckt er dessen schlummernde Kraft; selbst die roheste Bodenkultur setzt immer schon eine gewisse Kunstfertigkeit und die Kenntnis verschiedener Handwerke voraus. Solange der Ackerbau indes die einzige Beschäftigung oder jede andere ihm dienstbar ist, bleibt das Volk dessenungeachtet auf einer relativ niederen Bildungsstufe.

Diese Zustände finden wir auch bei unseren Vorfahren. Die Indogermanen sind bereits vor ihrer großen westlichen Wanderung und Scheidung in die jetzigen Völkerstämme ein vorwiegend Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk gewesen. Man weiß es jetzt, — die vergleichende Sprachforschung hat es gelehrt — daß schon in Centralasien die Germanen die Anfänge des Ackerbaues gekannt und

gepflegt haben; das bloße Jäger- und Hirtenleben war bereits überwunden, und ein freilich sehr wenig intensiver Bau gewisser dankbarer Fruchtarten verband sich mit dem immer noch geübten periodischen Wechsel der Jagd- und Weideplätze. In langsamer, fast unmerklicher Weise sind die Germanen nach der Trennung von den übrigen Ariern im Laufe von fast zwei Jahrtausenden jagend, weidend und gleichwie im Vorüberziehen säend und erntend, immer weiter nach Westen gewandert; das Umkehren, auch das Stehenbleiben auf die Dauer wurde durch die Ausnutzung der abgeweideten und ausgebreiteten Länder, durch das Nachdrängen anderer Stämme unmöglich gemacht. Die agrarischen Verhältnisse dieser ältesten germanischen Zeit, wie sie uns von Cäsar und Tacitus geschildert werden, werden von denjenigen der indogermanischen Zeit kaum irgendwie tiefer verschieden gewesen sein. Ich darf sie als hinlänglich bekannt voraussetzen und mich daher auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken. Zuvörderst ist es klar, daß, solange die eigentliche Wanderung, die Einfälle und Raubzüge in Gallien noch andauerten, von einer intensiveren Bodenwirtschaft keine Rede sein konnte. Dazu kam noch, daß erst das Christentum die Arbeit adelte. In der heidnischen Zeit galten Krieg und Jagd allein als ehrenvoll, während der Ackerbau mit Verachtung angesehen und nur soweit betrieben wurde, als nötig war, um zu der tierischen Nahrung auch etwas Brot zu gewinnen.

Unter dem Einfluß dieser noch halbnomadischen Agrarverhältnisse konnte selbstredend eine ständische Gliederung des Volkes noch nicht Platz greifen. Die gesellschaftliche Grundlage, auf der alles in seinen bestimmenden Wurzeln ruht, bildet in jener ältesten Zeit die Freiheit. Die freie Gemeinde und mit ihr das demokratische Princip nimmt die erste Stelle im germanischen Volksleben ein. Trotzdem aber darf dieses Freiheitsprincip nicht so gedeutet werden, als ob unter ihm nicht doch eine eigentümliche Abstufung der Rechte möglich wäre. Wenn wir auch den Zustand unseres Volkes, wie er uns von den großen römischen Geschichtschreibern geschildert wird, als den Naturzustand desselben annehmen wollen — was er, beiläufig bemerkt, keineswegs ist — so dürften wir dennoch in ihm nicht das Evangelium der Freiheit und Gleichheit erblicken. Der Naturzustand eines Volkes ist vielmehr stets die freiwüchsige Auseinandersetzung aller ursprünglichen Unterschiede, die im Natur- und Menschenwesen vorhanden sind. Die Gleichheit tritt erst als historischer Proceß auf, in der Natur ist sich nichts gleich, am allerwenigsten der Mensch. Jene beiden im ältesten germanischen Gesellschaftsleben gegeneinander ringenden Principien — auf der einen Seite die Freiheit als Grundlage des ganzen socialen Baues, auf der anderen das tief in der Natur schlummernde Bestreben nach Vernichtung dieser allgemeinen Freiheit und Gliederung der

Gesellschaft vielmehr nach Stufen der Ungleichheit — werden wir scharf im Auge behalten müssen, wollen wir anders das merkwürdige Bild unserer frühesten socialen Zustände richtig verstehen. Das erste hängt aufs innigste mit der ältesten Wirtschaftsgeschichte unseres Volkes zusammen, das letztere ist nebenbei namentlich auch durch den äußeren Gang der Geschichte gefördert worden. Ein Viehzucht und Weidewirtschaft treibendes Volk, wie das unserige noch zu Cäsars, in gewisser Beschränkung auch noch zu Tacitus' Zeiten war, wird immer in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen das Bild demokratischer Gleichheit aller darbieten; wenn sich dabei aristokratische oder monarchische Bildungen offenbaren, bewegen sich solche doch lediglich in den Grenzen des Patriarchalismus, der von der Freiheit und den Rechten aller nur gerade so viel an sich nimmt, als zur Wahrnehmung der gemeinsamen Interessen absolut notwendig ist, und seine sanfte Gewalt überdies noch in der natürlichen Form einer Herrschaft der Familienältesten zur äußeren Erscheinung bringt. Die Nachklänge eines solchen Wirtschaftssystems und einer solchen Verfassung liegen noch wahrnehmbar in der Germania des Tacitus vor; was in der Schilderung nicht zu diesen Tönen stimmt, kommt auf Rechnung eines mehr äußerlichen geschichtlichen Processes, den unser Volk vor und während der Zeit seines römischen Sittenschilderers durchgemacht hat. Ich meine seine Wanderungen von Osten nach Westen, die höchst wahrscheinlich zu Cäsars Zeiten noch in vollem Flusse waren, zu denjenigen des Tacitus jedenfalls einen gewissen Abschluß erreicht hatten, wenngleich ein definitives Ende erst durch die große Völkerwanderung herbeigeführt worden ist. Wären jene ersten Wanderungen friedlich vor sich gegangen, so würde dennoch das Kulturbild unseres Volkes wenig verändert worden sein; daß das Vordringen nach Westen auf ernste Hindernisse stieß, daß alteingesessene Völkerschaften sich mit Waffengewalt den wandernden Germanen entgegenstellten und von diesen mit denselben Mitteln niedergeworfen werden mußten, — das wissen wir, nicht etwa aus Mitteilungen griechischer oder römischer Geschichtschreiber, die darüber vielmehr absolutes Stillschweigen beobachten (wahrscheinlich, weil jene Wanderungen Jahrhunderte hinter der Blüte von Hellas und Rom zurückliegen) sondern einzig und allein aus den in der Schilderung des Tacitus von dem Wirtschaftsbild eines Hirtenvolkes abweichenden Linien und Konturen. Das Bild, das uns die Germania von dem Kulturzustand unserer Altvordern entwirft, weist deutlich die Spuren einer früheren Unterwerfung fremder Völkerschaften auf. Denn nur aus mit Waffengewalt Unterjochten können, da die von Tacitus aufgeführten Quellen der Unfreiheit numerisch gar nicht in Betracht kommen, die jedenfalls zahlreichen Sklaven hergeleitet werden. Erwägt man, daß auf diesen nahezu die ganze Last der wirtschaft-

lichen Arbeit ruhte, und daß diese letztere selbst von den freien Germanen mit Verachtung betrachtet wurde, so ist der Schluß wohl kein voreiliger, daß die Klasse der Unfreien, wie sie numerisch die der Freien weit übertroffen haben wird, auch qualitativ in scharfem Gegensatze zu dieser gestanden haben muß. Denn nach einer bei allen erobernd vordringenden Kulturvölkern gemachten Beobachtung kann dieser Gegensatz nur einer der Rasse, des Blutes gewesen sein. Dies war die erste, durch den äußeren Gang der Geschichte herbeigeführte Durchlöcherung des ursprünglichen Freiheitsprincips, wenn es nicht vielleicht richtiger ist, das Princip der Unfreiheit, als einen fremden Blutstropfen unserem Volke durch die Berührung mit tiefer stehenden Stämmen aufoktroyiert, überhaupt nicht als Durchbrechung der germanischen Freiheitsidee gelten zu lassen.

Erklärt sich so in ungezwungener Weise das Vorkommen eines zahlreichen Sklavenstandes bei einem, die gemeine Freiheit so nachdrücklich an die Spitze seiner Verfassung stellenden Volke, so ist dagegen die daneben auftretende Erscheinung eines über den Freien stehenden Adelstandes schwer zu verstehen. Leider sind die wenigen Nachrichten, die uns Tacitus hinsichtlich desselben gibt, eben nicht durch klare Durchsichtigkeit ausgezeichnet. Ganz dunkel bleibt namentlich sein Ursprung. Man hat an eine Verbindung desselben mit dem Priestertum gedacht: sei es in historischer, sei es in fernliegender Urzeit, hätten bestimmte Familien in priesterlicher Würde gestanden und um deswillen auch höherer Auszeichnung sich erfreut, als besonderer Ehre teilhaftig, vielleicht selbst in gewissem Maße als heilig gegolten. Aber wenigstens in den Zeiten, von denen wir Kunde haben, ist nichts der Art vorhanden. An sich würde es auch vielmehr einen Priesterstand als einen Adel begründen, und jenen hat es nach bestimmten Zeugnissen bei den Deutschen nicht gegeben. Daß ein solcher früher vorhanden war, ist an sich nicht wahrscheinlich, daß er seinen ursprünglichen Charakter aufgegeben und in einen Adel ohne priesterliche Funktionen sich verwandelt habe, nicht denkbar; auch gar nichts in den Verhältnissen des Adels weist auf einen solchen Ursprung hin. Die Vorsteher des Volkes, die Könige, haben wohl auch priesterliche Funktionen geübt, aber weder hat dies bei den Königen etwas mit ihrem Adel zu thun, noch hat sich daraus ein Standesvorzug ergeben, ein Adel gebildet.

Noch weniger darf an eine Stammesverschiedenheit gedacht werden: weder ist er so zahlreich, noch nimmt er eine solche Stellung ein, daß davon irgend die Rede sein könnte. Adel und Freie zusammen bilden vielmehr, wie wir gesehen haben, einen herrschenden Stamm und Stand gegenüber der abhängigen, unfreien Bevölkerung.

So werden wir uns denn bescheiden und den Ursprung des deutschen Adels als ein Rätsel der Geschichte, wie so manches andere,

hinnehmen müssen. Jedenfalls reicht er mit seinen Wurzeln in die graue Vorzeit zurück, indem er vielleicht zugleich mit der ersten Ordnung und Gliederung des Staates entsprungen ist. Darauf deutet seine sagenhafte Anknüpfung an Götter oder Helden überirdischen Ursprungs hin.

Was ist nun das Wesen des ältesten deutschen Adels? Die Antwort ist nicht leicht, und wir werden zu einer richtigen Vorstellung erst auf dem Umweg gelangen, daß wir vorerst die Punkte feststellen, die nicht seinen Inhalt ausmachen. Vor allem müssen wir uns hüten, in ihm etwa verwandte Anklänge an die römische Nobilität zu finden. Der Adel, von dem Tacitus spricht, ist kein Ritterstand im Sinne der Römer. Da er sich auch bei solchen Stämmen vorfindet, wo von Königen nie die Rede ist, so ist auch das Königtum nicht die Quelle desselben; vielmehr waren die edlen Geschlechter der Urzeit, aus welchen die Könige gewählt wurden, denselben völlig ebenbürtig — eine Anschauung, welche sich durch das ganze Mittelalter hindurch erhalten hat. Stirbt das königliche Haus aus, so daß sich gar kein Sprößling desselben auch in weiter Ferne mehr findet, so wird dasselbe meist wieder durch ein anderes edles Geschlecht ersetzt, und wie großen Wert man dabei auf den Adel legte, zeigt sich namentlich auch darin, daß sogar ein besonders edles Geschlecht eines fremden Stammes auf diese Weise zur Herrschaft berufen werden konnte. Der Adel der alten Deutschen beruht auch nicht auf besonderem Landbesitz, wie überhaupt die Beschaffenheit des Grundbesitzes, den er hat, von keinem Belang für seine Stellung gewesen ist. Auch den Anspruch auf ein höheres Wergeld dürfen wir ursprünglich nicht als ein Vorrecht des Adels ansehen; es beruht jener vielmehr zu Anfang lediglich auf der höheren Macht und thatsächlichen Anerkennung, welche dem Adel zu teil wurde: erst in einer Zeit, in welcher die alten Zustände überhaupt sich schon umgestaltet hatten, wurde die thatsächliche Bevorzugung in Wergeld und Buße zu einer rechtlichen. So kommt denn auch nirgends ein Verbot der Wechselheiraten zwischen Edlen und Gemeinfreien vor, wie ein solches für die Heiraten zwischen Freien und Unfreien, ja sogar zwischen Freien und Halbfreien allgemein besteht. Von besonderen Abhängigkeits- oder Schutzverhältnissen anderer Klassen der Bevölkerung zum Adel finden sich in der Urzeit keine Spuren. Das Recht, ein Gefolge zu halten, gebührt nur den Fürsten, obwohl es scheint, daß durch große Kriegsthaten oder auch durch ein gewaltsames Hervordrängen von Macht und Stellung jene Berechtigung gewonnen werden konnte. Bestimmte politische Rechte lassen sich außer dem Anspruch auf das Königtum überall nicht nachweisen.

Näher kommen wir einem richtigen Verständnis, wenn wir uns der Art und Weise erinnern, auf welche die alten Deutschen

in den Besitz des von ihnen schließlich zu dauernden Siedelungen okkupierten Landes gelangt waren. Wir haben aus der frühesten Wirtschaftsgeschichte unseres Volkes heraus den Beweis entnommen, daß die Klasse der Unfreien von fremden unterjochten Stämmen ihren Ursprung genommen. Der Krieg war also schon in der grauen Vorzeit, wie noch zur Zeit der römischen Geschichtschreiber ein hervorragendes Element der Volksgeschichte. Auf dem nämlichen Principe nun, auf welchem der Gegensatz zwischen Freien und Unfreien beruht, beruht auch der zwischen dem gemeinen Freien und dem Adel. Wie einerseits die Ueberwundenen ihre kriegerische Ehre und ebendamit Recht und Freiheit verloren, so gewannen andererseits einzelne hervorragende kriegerische Persönlichkeiten eine höhere Bedeutung unter ihren Volksgenossen. Um angesehene Krieger sammelte sich leicht eine Schar rüstiger, ihnen treu ergebener Männer, anfangs zu vorübergehenden Kriegszügen, späterhin als ständige Gefährten. Durch solche Komitate gehoben, erlangten Gefolgsherren nicht nur bei auswärtigen Völkerschaften, sondern auch bei ihrem eigenen Volke ein höheres Ansehen; sie bildeten die natürlichen Häupter desselben, und man durfte sie füglich die Ersten (principes), die Mächtigeren (potentiores, potentissimi) ihres Stammes nennen. Daß ihnen eine besondere öffentliche Bedeutung zukam, kann nach dem Gesagten nicht mehr befremden. Auch die Quellen bestätigen es ausdrücklich. Sie erhielten von den einzelnen Gliedern der Volksgemeinde freiwillige Gaben zum Unterhalte ihrer Gefolgschaften; aus ihrer Mitte, als den Tüchtigsten der Nation, wählte man vorzugsweise die Volks-Richter und Heerführer; ihnen überließ man die Besorgung der unbedeutenderen und die Vorberatung der bedeutenderen Volks-Angelegenheiten.

Neben dem Gegensatz zwischen plebs und principes erwähnt Tacitus noch einen zweiten: den zwischen ingenui und nobiles. Die Abstammung von einem persönlich bedeutenden Vater, von einem princeps, zeichnete dessen Sprößlinge unstreitig vor anderen Freien aus; allein wirkliche Vorrechte waren damit nicht verbunden. Eine edle Geburt gewährte nur insofern einen Vorzug, als die nobiles einen weiteren Sporn zu persönlicher Auszeichnung darin fanden und ihren Bestrebungen das günstige Vorurteil ihrer Volksgenossen zu statten kam. Schon in frühester Jugend verschaffte ihnen die Gunst eines Gefolgsherrn die ersten Rangstufen im Komitate; waren sie zu Männern herangewachsen und hatten sie durch ihre persönlichen Eigenschaften ihrer Geburt entsprochen, so mochten sie um so leichter eine ständige Gefolgschaft um sich versammeln und aus der Masse des Volks, der sie bis dahin angehört hatten, in die Reihe der proceres treten. Der Gegensatz zwischen nobiles und ingenui beruhte somit auf einem Unterschiede der Geburt, der Gegensatz

zwischen der plebs und den principes aber auf einem Unterschiede der politischen Bedeutung. Sofern sich also die letztere auf eine hervorragende Persönlichkeit gründete, konnte man die principes als eine Art persönlichen Adels bezeichnen; insoweit ihnen ihre Abstammung zu jener verhalf, auch als eine Art von Geburtsadel. Beide Gegensätze deckten sich nicht: eine höhere politische Bedeutung stand wohl mit einer ausgezeichneten Geburt in einiger Verbindung, nur in keiner rechtlich notwendigen.

Zwei Hauptmerkmale ergeben sich uns also bezüglich des ältesten deutschen Adelsbegriffs: einmal eine Reihe bedeutender thatsächlicher Vorzüge, sodann die vollständige Unabgeschlossenheit desselben nach unten. Die alten germanischen Geschlechter stellen durchaus keine Kaste mit erblichen Vorrechten dar: wäre dies der Fall, so ließe sich schwer begreifen, wie eine so kerngesunde und freiheitliebende Nation, wie die deutsche bei ihrem Eintritt in die Geschichte war, dem Adel so neidlos den ersten Rang in ihrem Gesellschaftsbau überließ. Das demokratische Princip der ältesten Verfassung unseres Volkes ist absolut unvereinbar mit erblichen Vorrechten eines einzelnen, in sich geschlossenen Standes. Was dagegen recht wohl neben jenem Platz fand, ja mit innerer Notwendigkeit aus ihm sich ergeben mußte, das war ein nach unten offener Stand der Tüchtigsten des Volkes, der sich nur dann vom Vater auf den Sohn forterbte, wenn er von diesem durch eigenes Verdienst neu erworben wurde, und der sich mit Vorzügen begnügte, die ihm die öffentliche Meinung freiwillig darbrachte. Der älteste deutsche Adel stellt nur die Vorzüge der ganzen deutschen Nation auf höchster Stufe an sich dar und gleicht sich dabei in jeder Weise mit dem Volke aus, in dessen Mitte er lebt und von dessen Art er ist. Nur der freien Wahl desselben verdankt er seine Stellung, nicht eigenem, festgegründetem Rechte. Im engsten Anschluß an das übrige Volk zieht er alle seine Kraft lediglich aus dem Verbande mit diesem. Daher die eigentümlich begeisterte Anhänglichkeit, die das Volk überall an seinen Adel zeigt, die sich am deutlichsten in der bereits hervorgehobenen Anknüpfung desselben an die Gottheiten und Helden des Volkes äußert. Die Urgeschichte des deutschen Adels ist unzertrennbar verflochten mit der deutschen Heldensage. Wie sich die Freien überhaupt den Unfreien gegenüber als edlerer Art betrachteten, wie selbst ein Volk vor dem anderen den Vorzug höheren Adels ansprach, so wieder die hervorragenden Geschlechter gegenüber den freien Stammgenossen; wie das gesamte Volk seine Freiheit und seinen Adel auf die Abkunft von den Göttern stützt, so wieder im einzelnen dessen edelste Geschlechter. Auch hier erscheint demnach der Adel keineswegs als eine außer oder über dem Volke stehende Klasse, sondern lediglich als der persönlich gewordene Ausdruck des innersten Wesens der gemeinen Freiheit; es hat der-

selbe seine Grundlage in den Freien und besitzt alle Eigenschaften dieser letzteren nur in weit höherem Maße.

Das ist ungefähr das Bild, das uns Tacitus von dem Wesen des ältesten deutschen Adels entwirft. Vergessen wir jedoch nicht, uns dabei eines Umstandes zu erinnern, der die volle Glaubwürdigkeit des Berichts einigermaßen abzuschwächen geeignet sein dürfte.

Wir kennen die Ereignisse und Zustände der Vergangenheit nur noch aus den Beobachtungen anderer, unserer eigenen sinnlichen Wahrnehmung bleibt dagegen nur ein sehr beschränktes Feld der Beobachtung, und sogar diese ist zahlreichen Schwankungen und Irrtümern unterworfen. Der Geschichtschreiber vollends hat bei seiner Arbeit vorwiegend ein künstlerisches Interesse im Auge: er will wohl Begebenheiten erzählen, Zustände und Charaktere schildern, aber er will dies nur in einer schönen Form, zu einem bestimmten Zwecke thun. Unter dem Einfluß der ersteren nehmen die unvermittelt nebeneinander liegenden Bausteine seiner Erzählung eine Gestalt an, von der wir nicht wissen, ob sie dem wirklichen Bilde entspricht, oder ob sie nicht vielmehr lediglich ein Erzeugnis der künstlerischen Phantasie des Historikers ist. Ist dann weiter die Absicht desselben über das rein künstlerische Interesse an dem schöngefügten Werke hinaus auf die Erweckung bestimmter Affekte in dem Gemüte des Lesers gerichtet, dann sinkt, genau in dem Maße, als der künstlerische und sittliche Wert der Quelle sich steigert, ihr rein geschichtlicher Wert für denjenigen, dem es lediglich um die nüchterne Beobachtung des faktisch Geschehenen und Bestandenen zu thun ist. Wir bewundern mit vollem Recht die Germania des Tacitus als eine der künstlerisch vollendetsten Kulturstudien aller Zeiten. Seiner in Sinnenlust und Knechtsinn entarteten Nation wollte der große Geschichtschreiber in der Schilderung eines keuschen und freiheitliebenden Naturvolkes einen Spiegel vorhalten, in welchem sie ihre eigene Schande gewahr werden sollte: ist er hier nicht zu weit gegangen, indem er die fremden Sittenzustände nicht genau schildert, wie sie wirklich waren, sondern wie er sie sich dachte, wie er sie brauchte, um ein wirksames Gegenbild zu dem Sittenbild seines eigenen Volkes zu gewinnen? Einzelnes mag auch der Beobachtung des Historikers entgangen oder von ihm mißverstanden worden sein. Jedenfalls ist eine Aristokratie, wie sie Tacitus als bei den ältesten Deutschen bestehend annimmt, in der Geschichte noch nicht da gewesen, oder wenn sie einmal existiert hat, so hat sie doch sehr bald diesen reinen idealen Charakter eingebüßt. Ein Umstand ist es namentlich, der sich dem längeren Fortbestehen eines solchen Musteradels feindselig entgegenstellt: tief in der Menschennatur begründet liegt das Streben, erworbene Vorzüge auf die Nachkommen forterben zu lassen, gleichgültig, ob diese durch eigene Verdienste der

gleichen Auszeichnung sich würdig machen oder nicht. Diesem Streben kommt dann auf seiten der Menge ein gewisser aristokratischer Grundzug entgegen, man ist geneigt, den Abkömmlingen die Verdienste ihrer Voreltern ohne weiteres zu gute zu schreiben, in ihnen die gleichen Vorzüge vorauszusetzen. Es läßt sich ja auch nicht leugnen: die Eltern leben in den Kindern fort. Auf dieser Uebertragung und Fortpflanzung des eigenen Wesens beruht die Kontinuität der Familie, der Gemeinde, des Volkes und des Staates. Man leugnet sie wohl gelegentlich in der Theorie, aber beobachtet sie täglich in der Praxis. Die Kinder spiegeln schon in ihrem Körperbau, in ihrer Physiognomie, in ihrer Haltung, in ihrer Stimme das Bild ihrer Eltern wieder. Und wie könnten wir von Familien und Geschlechtern reden, wenn diese natürliche Erbgemeinschaft nicht da wäre? An diesen Umstand knüpft die Umwandlung des Personaladels in einen Erbadel an, und auch bei den alten Germanen werden sich Einflüsse dieser Art wirksam gezeigt haben, wenngleich hier das demokratische Freiheitsprincip gegen die Ausbildung eines eigentlichen Geburtsadelsstandes unübersteigbare Schranken aufgerichtet hat.

Bei einzelnen deutschen Stämmen hatte sich daneben noch aus grauer Vorzeit her ein echter Erb- und Geburtsadel erhalten. Freilich viel wissen wir von ihm nicht. Er scheint, da wir zuerst von ihm hören, vielleicht schon im Absterben begriffen zu sein. Jedenfalls ist er für die Entwickelung des späteren Adels völlig einflußlos geblieben; nur wenige leise Spuren deuten in der folgenden Periode auf eine vereinzelte Fortdauer desselben über die heidnische Zeit hinaus hin. Auf ihn bezieht sich jene vorchristliche Sage des Nordens, welche, wie die Entstehung der Stände überhaupt, so auch den Ursprung des Adels als eines erblichen Standes auf die erste Erzeugung der Menschen zurückführt und, ähnlich der göttlichen Schöpfung der indischen Kasten, Hörige, Freie und Edle aus drei verschiedenen Zeugungen des menschenschaffenden Gottes entstehen läßt. Nach dem Liede in der Edda vom Asen Rigr, dem Schöpfer der Stände, war schon zuvor der Stand der Unfreien und der der Freien geschaffen. Dann erst erhob sich der Gott zur Erzeugung der erhöhten Freien und der Edeln. Die Bilder, welche das alte Lied von der besonderen Erscheinung und Lebensart der Urstände gibt, sind sehr bezeichnend für die Auffassung jenes alten Erbadels. Der Freie hat „eine freie offene Stirne, gekämmten Bart, funkelnde Augen, rote frische Farbe", sein Weib „trägt den Halsschmuck, auf dem Haupt die Haube, ein Tuch um den Nacken, aber in eng anschließendem, knappem Kleide; sie wechseln unter sich die Ringe". Aber glänzender ist das Aeußere der Edeln. Die edle Frau erscheint in „wallendem, weitem Gewand, ein Geschmeid auf der Brust, glänzender die Braue, weißer die

Brust, lichter der Nacken als leuchtender Schnee". Der neugeborene Jarl (der Edle), in Seide gelegt, hat „lichte Locken, leuchtende Wangen, die Augen scharf, als lauerten Schlangen". In schlichtem Hause wohnt der Freie, ein Bauer, der seine Aecker bestellt, die Scheune füllt, seine Stiere zähmt oder auch Tücher webt. Ihm hilft die Hausfrau in der Arbeit und spinnt vom Rocken ihr Garn ab. Der Edle dagegen wohnt in weiten Hallen und ist reich an Erb und Eigen und Schlössern, reich an Gütern, die er an seine Mannen und Knechte verteilt, reich an schlanken Pferden, an Schmuck und Geschmeiden.

II. Aelteste Ansiedelungen.

Die im ersten Abschnitt geschilderten gesellschaftlichen Zustände basierten im wesentlichen auf dem halbnomadischen Leben, das unsere Vorfahren in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung führten. Sobald daher dasselbe in feste Grenzen gebannt und der Uebergang zur vollen Seßhaftigkeit bewirkt war, mußte sich auch ein Umschwung der socialen Verhältnisse vollziehen. Erst mit der Gründung des fränkischen Reichs ist diese Zeit gekommen. Mit dem Ende des fünften und in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts hörten die Einfälle und Wanderungen auf, die in immer steigender Heftigkeit zweihundert Jahre lang fortgedauert und schließlich mit der Eroberung von Gallien geendigt hatten. Es trat jetzt eine Zeit der Ruhe ein. Die nunmehr beginnenden Ansiedelungen zeigen folgenden Verlauf. Entweder eine einzige große Familie, oder — weitaus häufiger — mehrere Familien zusammen geben die Nomadenwanderung auf und schließen ein Stück Landes ein, das sie zu gemeinsamer Heimat sich auswählen. Das zusammenhaltende Band in jenen Horden konnte nicht Ackergemeinschaft sein, sondern, wie gegenüber nichtgermanischen Stämmen, die man auf der langen Wanderung getroffen hatte, die Nationalität, so gegenüber den anderen Germanen, ja gegenüber den Horden desselben Stammes, der Sippeverband. Jedes Geschlecht hält als solches innig zusammen, und die Mitglieder sind einander gleich. Wenn eine oder mehrere solcher Sippen in eine bisher von anderen Siedlern bewohnte Landschaft eingedrungen und der Widerstand der vorgefundenen Bevölkerung gebrochen war, so wurde zunächst das ganze Landgebiet, soweit man es brauchte, in feierlicher Absteckung der Grenzen unter sakralen Handlungen als Gemeingut in Besitz genommen. Hierauf folgte die von der Gemeinde vorzunehmende Ausscheidung desjenigen Teils des okkupierten Landes, welcher in Sondereigen der einzelnen Familienhäupter zerschlagen werden, und des unvergleichlich größeren Teils, welcher im Eigen-

tum der Gemeinde verbleiben und nur durch Einräumung von Nutzungsrechten der Jagd und Weide, des Holzbezugs und jeder anderen Ausbeutung der damaligen Wirtschaft den einzelnen Familien der Gemeinde dienstbar gemacht werden sollte. Selbstverständlich bestimmte man nun zur Verteilung in Sondereigen jene Strecken des okkupierten Landes, welche von der vorgefundenen Bevölkerung bereits mehr oder minder für die Kultur erobert waren, also vor allem Haus, Hof und Garten der überwundenen und verknechteten oder doch zu Halbfreien herabgedrückten alten Insassen, dann das von diesen bereits für den Pflug gewonnene Ackerland. Dagegen blieb unverteiltes Almendegut, was bisher von der Kultur nicht in Angriff genommen war, das, was sich seiner Natur nach der Verteilung und Sonderbenutzung entzog: also der Urwald, der noch unberührt überall einen großen Teil des okkupierten Landes bedeckte, dessen Wild, Holz und Streu massenhaft von der damaligen Wirtschaft in Anspruch genommen wurde; Sumpf und Moor, Heide und Weide, die Felsen und Höhenzüge der Berge, endlich die Dünen der See und alles größere Gewässer. Im bestgelegenen Teil baut man das Dorf, dessen Häuser, Höfe und Gärten in gewissem Sinne das erste unbewegliche Privateigentum bilden. Ich muß dabei gleich hier einem vielfach verbreiteten Irrtum entgegentreten: aus einer Stelle bei Tacitus, wo derselbe die Bemerkung macht, daß die alten Deutschen sich gern an ihnen besonders zusagenden Orten, in einem Thal, an einem Hain, an einer Quelle anbauten, hat man schließen wollen, daß die ältesten Ansiedelungen nicht Dörfer, sondern Einzelhöfe gewesen seien. Die allerdings zahlreich vorhanden gewesenen Einzelhöfe gehörten, soweit sie auch auseinander liegen mochten, immer zu einer Gemeinschaft und waren keineswegs ganz selbständige und isolierte Niederlassungen, deren Besitzer außer allem öffentlichen Verband standen. Alle Ansiedelungen im alten Deutschland waren entweder Dörfer mit Feldgemeinschaft oder Hofanlagen ohne Feld-, aber doch mit Waldmark- und Weidegemeinschaft.

Die Form der ältesten Dörfer pflegt in deutlichem Zusammenhang mit den Zwecken der Feldgemeinschaft zu stehen. So besonders bei der Rund- oder Hufeisenform der altslavischen Dörfer mit ihrem einzigen Zugang. Aber auch die uralte deutsche Form, wo die Häuser planlos durcheinander liegen, bezeugt wenigstens, daß sich die individuell freie Wahl des Hausgrundstücks nicht durch viele Rücksicht auf die Lage der dazu gehörigen Aecker zu binden hatte.

Für den Ackerbau wurden in der Flur verschiedene Felder angelegt, wie es nach Bodenart, Lage, etwaiger Gefahr durch Ueberschwemmungen u. s. w. agronomisch verschiedene Klassen von Grundstücken in der Gemarkung gab. Jeder solcher Kamp zerfällt

in so viel schmale, vom Wege auslaufende Streifen, wie die Gemeinde Hufenbesitzer zählt, so daß jeder vom nahen und fernen, guten und schlechten Lande genau gleichviel erhält. Noch heutzutage sind sie kenntlich an den langen Streifen, welche an den einzelnen Aeckern die fortlaufende Grenze bilden. Auf die Art der Verteilung wirft der Name Los für die Güter der Gemeindegenossen hinlängliches Licht. Die in allen Feldfluren dem einzelnen Genossen zugeteilten Parzellen heißen zusammen seine Hube. Dieses Gesamtlos war immer und überall darauf berechnet, daß seine Frucht für den Unterhalt eines Haushalts hinreichte, es wechselte daher seine Größe je nach der größeren oder geringeren Ergiebigkeit des Bodens. Die Regel war die gleiche Größe der einzelnen Lose. Noch heutzutage lassen sich die Rangstufen der ländlichen Bevölkerung an sehr vielen Orten auf die uralte Institution der Feldgemeinschaft und Markgenossenschaft zurückführen: 1) solche, die über das Niveau der Feldgemeinschaft hinausgewachsen sind, größere Landbesitzer (namentlich die Einzelhöfe); 2) solche, die noch jetzt auf den uralten Ackerlosen der Feldgemeinschaft sitzen, Vollbauern, Vollerben, Hufner (Halbbauern bei späterer Teilung); 3) solche, die sich unter dem Niveau der Feldgemeinschaft angesiedelt haben (unbeerbte Bauernsöhne, freigewordene Leibeigene, zugewanderte Fremdlinge), und zwar a) Eigentümer von Häusern mit einer kleinen Ackerwirtschaft (Kossaten, Käthner, Söldner u. s. w.), b) Eigentümer von bloßen Häusern, die sich von der Bewirtschaftung eines gepachteten Grundstückes, von Tagelohn, Dorfhandwerken u. s. w. nähren (Häuslinge, Büdner), und c) die Unansässigen (Hausgenossen, Heuerleute, Einlieger).

Die große Gleichmäßigkeit der später vorkommenden Zahlen in den Angaben über die Größe des gewöhnlichen Ackerlandes weist darauf hin, daß schon im frühen Altertum auf solche Zahlenverhältnisse Rücksicht genommen wurde. Man rechnete nach Morgen oder Tagewerken, und 30 sind das gewöhnliche Maß, das man bei der Austeilung zu Grund gelegt hat. Es sollte eben Land sein, welches zur Beschäftigung eines Pfluges, zur bäuerlichen Ernährung einer Familie hinreichte. Dabei muß aber einerseits an die große Extensität der mittelalterlichen Wirtschaft, andererseits an die Menge der Nebennutzungen vom Gemeindelande erinnert werden. Für die Abgrenzung der einzelnen Ackerflächen ist Messung mit dem Seil bekannt gewesen; im skandinavischen Norden ward dieselbe als Sonnenteilung bezeichnet, im Gegensatz zu der freieren Hammerteilung, die auf dem Wurfe eines Hammers beruhte.

In der allerfrühesten Periode mag der Anteil der einzelnen Landbesitzer an der Feldmark ein bloß ideeller gewesen sein, wie Cäsar dies von den Sueven berichtet. Die zum Teil mehrdeutigen Worte des Tacitus lassen eine ähnliche Auslegung wenigstens zu.

Ein starkes Zeugnis von der Feldgemeinschaft auch des bebauten Landes gibt der Zusatz zur Lex Salica bei Pertz L. L. II. S. 4. In einem Gesetze Gilperichs vom Jahre 574 wird den Töchtern ein Erbrecht am Boden zugesprochen, welches dem der Nachbarn vorgeht; dies war also früher nicht der Fall. Späterhin ist aus jenem mehr ideellen nach und nach ein freies Nutzungsrecht zu Erb und Eigen geworden. Jedenfalls mußten auch jetzt noch die einzelnen Parzellen nach einem gemeinsamen Bewirtschaftungssystem bebaut und für gemeinsame Beweidung brachgelegt werden. Schon wegen des Durcheinanderliegens der Grundstücke war dies notwendig. Es entstehen Dorfwillküren darüber, oft Jahrhunderte lang unverändert, weil z. B. eine neue Fruchtfolge beim Grundgedanken der Feldgemeinschaft lauter neue Vermessungen u. s. w. nötig machen würde. Das gewöhnlichste Bewirtschaftungssystem war die Dreifelderwirtschaft. Die Germanen des Tacitus haben sie schwerlich schon gekannt, vielmehr ein bedeutend roheres Feldsystem gehabt. Die Worte: „arva per annos mutant et superest ager“ müssen nicht notwendig auf Dreifelderwirtschaft gehen, sondern können offenbar von jeder Wirtschaft gesagt werden, die nicht alles Land alljährlich anbaut. Dagegen war unter Karl dem Großen die Dreifelderwirtschaft üblich; schon in Urkunden von 779 und 791 erscheinen Sommer- und Winterfelder, gleichzeitig heißt der Juni Brachmonat.

Was jenen Mangel an Sondereigen anlangt, so mag darauf hingewiesen werden, daß ähnliche Verhältnisse in Hinsicht des Feldbesitzes und der Feldbenutzung für manche deutsche Stadt und Dorfschaft bis auf die jüngste Zeit sich erhalten haben, wo man für die Weise, die Schlichtung und Wechselung des Bauens, für Saat und Ernte, für Weide und Gut und für hundert andere Verhältnisse durch die Ordnung des Ganzen mit seinem Sondereigen oft knechtisch gebunden war. Erst jetzt beginnen wir in Hinsicht auf unsere Städte und Dörfer allmählich ein wirkliches Sondereigen in der sonst meistens gemeinsamen Feldflur zu gewinnen. Sonst lag in den meisten deutschen Landen alles in der gemeinsamen Feldflur vielfach verschlungen, gebunden und gefesselt, und der einzelne Besitzer konnte höchstens nur einen beschränkten Raum von einigen Morgen Land, zunächst um Haus und Garten, frei nach Gefallen bewirtschaften.

Nicht alles Land wurde zum Ackerbau benutzt; anderes von oft bedeutend größerem Umfang war Wald oder diente zur Weide. Und das ward gar nicht geteilt: ebensowenig Wege und Stege, öffentliche Plätze, Flüsse, Quellen und Brunnen. Daran hatten alle Nutzungsrecht, auch wohl nach gewisser Regel, in gemessenem Umfang. Sie trieben Rinder und Schafe auf die Weide, Schweine zur Mast, schlugen Holz und machten anderen Gebrauch. Dieser ideelle Nutzungsanteil an dem Gemeindeland bildete die Pertinenz

des einzelnen Hofes. Daß dieses ursprünglich bedeutend war und sein mußte, ergibt sich aus dem naturgemäßen Ueberwiegen der Viehzucht bei den erst ansässig gewordenen Nomadenstämmen, aus dem Fortschritt des Ackerbaues aber umgekehrt ebenso die allmähliche Reduktion des Gemeindelandes und das Herbeiziehen neuer Feldfluren zur Verteilung. Daß bei ungestörter Entwickelung des Markenwesens eine Verteilung der Gemeindegründe im allgemeinen ebenfalls eingetreten wäre, ist bei dem Fortschritt, welchen insbesondere die Stallfütterung bereits gemacht hat, wohl nicht zu bezweifeln. Es widerlegt sich dadurch die Furcht, als ob das deutsche Markenwesen ein Fortschreiten zu besserer Kultur gehindert hätte. Ein weiterer naheliegender Irrtum wäre, in der deutschen Mark ein kommunistisches Princip zu wittern. War auch die ursprüngliche Verteilung unter die Genossen — bei dem Mangel eines Grundes zu einem anderen Maßstab — eine gleichheitliche, und wirkte auch der ursprüngliche Maßstab für spätere Verteilungen noch fort, so war doch der Erwerb aus dem Feldbau nur Sache des einzelnen. Sein Fleiß und Geschick, sein anderweitiger Besitz an Sklaven und sonstigem Kapital bestimmte die Größe seiner Ernte. Noch ein weiteres ist im Auge zu behalten: durch Erbschaft, Kauf und Tausch Felder aus den Losen anderer Genossen zu dem eigenen hinzuzuerwerben, war im allgemeinen rechtlich durchaus erlaubt. Auch von einer rechtlichen Aushilfe, einer lex agraria, wodurch der im Laufe der Zeit entstandenen Ungleichheit des Grundbesitzes hätte abgeholfen werden können, ist in Deutschland nie etwas bekannt gewesen.

Bei der Mark kommt jedoch wohl in Betracht, daß kein Zwang bestand, in einer Markgenossenschaft zu stehen oder nur innerhalb der Mark zu besitzen. Es galt vielmehr freiestes Okkupationsrecht. Fühlte sich ein mächtiger Adeliger reich genug, allein ein Besitztum zu schützen — was freilich bei der ersten Ansiedelung und noch lange fort seine Schwierigkeit haben mochte — so stand ihm, so wenig als jedem anderen Volksgenossen das Recht hindernd im Wege, eine Einzelansiedelung zu gründen, wozu das arm bevölkerte Deutschland Raum genug bot. Es ist nicht zu bezweifeln, daß eine Reihe von solchen Einzelansiedelungen auf diese Weise entstanden ist. Allein es bildete weder ein Vorrecht des Adels, noch hatte das von der Einzelansiedelung inbegriffene Land irgend einen rechtlichen Vorzug vor dem Marklande. Jeder Gedanke an einen rechtlichen Zusammenhang solcher Einzelansiedelungen mit den späteren Grund- und Landesherrlichkeiten, welchen gegenüber das Markland und mit ihm der freie Bauernstand in Deutschland, wie — nebenbei gesagt — in Frankreich und England, und zwar beinahe gleichzeitig um die Mitte des 11. Jahrhunderts, zu verschwinden oder untergesteckt zu werden anfing, jeder solcher Ge-

danke muß wohl vermieden werden. Allerdings ist ein faktischer Zusammenhang nicht zu verkennen, im Gegenteil steht fest, daß der an die Stelle des alten Volksadels getretene neuere Adel wenigstens allmählich Vorrechte erhielt, und zwar Vorrechte in solcher Ausdehnung, daß nach Jahrhunderten die alte königliche Gewalt, von welcher die Vorrechte freigebig verliehen worden waren, in Deutschland gegen diese neuen, ihrerseits zu königlicher Macht sich emporschwingenden Gewalten ganz in den Hintergrund trat. Daß nun Einzelansiedelungen häufig der Kern späterer landesherrlicher Territorien oder wenigstens mächtiger Grundherrschaften wurden, ist nicht zu bezweifeln; allein, wie gesagt, der Keim des Rechts ist nicht in den frühesten Zeiten, vielmehr erst in der karolingischen Zeit und zunächst in dem Kapitular Karls des Großen vom Jahre 807 zu suchen, wenn auch hiedurch vorerst nur die Heerverfassung eine durchgreifende, den großen Grundbesitz an die Spitze schiebende Aenderung erlitt. In diesem Kapitular ist nämlich verordnet, daß nicht mehr wie früher eine ganz gleiche Heerbannspflicht bestehe, sondern daß neben den königlichen Lehensträgern die großen Grundbesitzer (Besitzer von fünf Huben) zunächst zum Kriegsdienst verpflichtet sein sollten.

Doch wir greifen damit dem Gange unserer Untersuchung vor, die vorerst nur die ersten Ansiedlungen nach dem Ende der großen Wanderung und die persönlichen Verhältnisse der Ansiedler zum Gegenstand haben soll. Was nun diese letzteren anlangt, so geht schon aus der obigen Ausführung soviel hervor, daß die ständebildende Zeit damals noch nicht gekommen war. Wohl gab es einen Adel, aber derselbe war noch durch keine größeren Vorrechte — und nur solche machen den Begriff des Adels aus — vor den übrigen Volksgenossen ausgezeichnet. Noch weniger vermochte der geistliche Stand, namentlich so lange er noch um die vielfach gefährdete äußere Existenz zu kämpfen hatte, sich irgendwie eine bevorrechtete Stellung innerhalb der Volksgemeinde zu erringen. Der Bürgerstand endlich gehört vollends erst der Zeit des Mittelalters an. Wo demnach der Schwerpunkt des ganzen wirtschaftlichen Lebens so vorwiegend in der Bodenwirtschaft liegt, wird man wohl von Bauern, aber von keinem Bauernstand sprechen können.

Die socialen Verhältnisse dieser frühesten Ansiedler weisen folgendes Bild auf. Auf der untersten Stufe stehen die Sklaven, die jenen ältesten Ansiedlern ebensowenig gefehlt haben werden wie den Germanen des Cäsar und Tacitus, ja ohne welche wir uns für die damalige Zeit eine Bodenwirtschaft kaum denken können. Wurde auch jetzt die Arbeit von dem freien Manne nicht mehr als verächtlich betrachtet, so liegt doch auf der Hand, daß der einzelne Hausvater mit seinen Familienangehörigen allein nicht imstande war, die nötigen Feld- und Hausarbeiten zu besorgen,

namentlich wenn man den größeren Umfang der einzelnen Güter und die größeren Schwierigkeiten, die die Bewirtschaftung eines neugebrochenen Landes mit sich bringen mußte, hinzunimmt. Auf jedem Hofe befand sich vielmehr zweifelsohne eine größere oder geringere Zahl unselbständiger Arbeiter zur Unterstützung des Hofherrn. Daß diese Unselbständigkeit in jener frühesten Zeit aber nur Leibeigenschaft sein konnte, geht, abgesehen von der Analogie der altgermanischen Zustände, zur Genüge aus der Art und Weise hervor, wie die Deutschen in den Besitz des neuen Landes gelangt waren. Wo sie sich auch schließlich seßhaft niedergelassen hatten, überall hatten sie wenigstens mit Bruchteilen der alten Bevölkerung abzurechnen, da es kaum denkbar ist, daß dieselbe entweder bis auf den letzten Mann den Neueindringenden Platz gemacht hat oder von diesen ausgerottet worden ist. Es widerspricht dies letztere insbesondere auch der späterhin seitens deutscher Einwanderer gegen die alteingesessene Bevölkerung geübten Praxis. Niemals haben sie diese ausgetilgt, wie beispielsweise orientalische Stämme dies gethan haben, sondern an alter Stelle belassen und ihnen an Rechten nur soviel genommen, als zur Sicherung ihrer eigenen Existenz absolut notwendig war. Zumeist war diese Form der Unterwerfung persönliche und dingliche Unfreiheit: die Unterworfenen blieben auf dem Gute des Herrn als dessen leibeigene Knechte sitzen. Nur hüte man sich, diese Form als eine allzu strenge aufzufassen! Jedenfalls stellte sich in der Praxis eine mildere Handhabung schon sehr bald als vorteilhaft für den Hofherrn heraus. Nichts hinderte ihn, seine Leibeigenen zur Belohnung treu geleisteter Dienste insoweit etwas unabhängiger zu stellen, daß er ihnen ein Stück Land zu selbständiger Bewirtschaftung überließ. Land gab es ja in Fülle, namentlich Wald, der mit seinem Reichtum an wilden Tieren ebensosehr ein Feind der Viehzucht als des Feldbaues, dessen Beschränkung und Zurücktreibung daher im Interesse des gemeinen Nutzens war. Blieb ja doch der Arbeiter nach wie vor zum Herrnhof gehörig, für dessen Bedürfnisse er weiter, wenn auch nicht in der früheren Ausschließlichkeit, arbeiten mußte. War aber erst einmal dieser erste Schritt gethan, so war das Fortschreiten zu größeren Rechten und Freiheiten kaum mehr aufzuhalten. Ein Umstand ist hierbei insbesondere für die ebenso rasche als vollständige Abschüttelung persönlicher und dinglicher Bande in unserer Wirtschaftsgeschichte von förderndem Einfluß gewesen: ich meine den engen Zusammenhang, in dem bei den germanischen Stämmen Arbeit und Eigentum von jeher zu einander gestanden haben. Ein gut Teil des letzteren ist geschichtlich aus ersterer entstanden, wie wir dies im deutschen Recht für die Besserung, die Aufzucht von Vieh, die Anfertigung von Geräten und Werkzeugen allgemein anerkannt finden.

Zu diesen in persönlicher Unfreiheit Verbleibenden gesellten sich jedenfalls schon in der frühesten Zeit solche, welche, ohne ihre persönliche Freiheit aufzugeben, abgeleiteten Besitz inne haben, dem Eigentümer einen Zins von dem Lande bezahlen. Auch die Anfänge dieses Instituts dürften bis in die Zeit der ersten Niederlassungen hinaufreichen. Neben der völligen Unterwerfung der alten Einwohner durch die Neueinwandernden ist wohl auch die mildere Praxis geübt worden, daß das unterworfene Volk nur einen Teil der Ländereien abtrat, den übrigen für sich fortbehielt, nur daß dieser von jetzt ab mit einem Zins an den Eroberer belastet wurde. Es scheint dies die früheste Form dinglicher Abhängigkeit bei persönlicher Freiheit zu sein. Zur weiteren Anwendung konnte dieselbe dann späterhin in der ausgebildeten Markenverfassung in allen denjenigen Fällen gelangen, wo einerseits überschüssiges Land, andererseits zahlreiche freie Elemente vorhanden waren. Und ein solcher Fall konnte auch dann, wenn die Landverteilung unter die Einwandernden auch noch so gleichmäßig stattgefunden, nicht allzulange ausbleiben, vielmehr wird — da eine weitere gleichheitliche Austeilung jedenfalls nicht mehr statthatte — schon nach wenigen Jahrzehnten das anfängliche Bild socialer Gleichheit eine starke Trübung erfahren haben. Nichts stand im Wege, daß sich in der Hand des einen oder anderen Markgenossen durch Erbgang, Kauf, Tausch u. s. w. allmählich ein größerer Besitz ansammelte, während andererseits ein ursprünglich gleich großes Besitztum durch Erbteilung, Mißwirtschaft u. ä. so zusammenschmolz, daß es nicht imstande war, den Inhaber noch weiter zu ernähren. Lag es da nicht nahe, daß der Reichbemittelte dem Wenigbemittelten von seinem Ueberfluß abgab und damit eine weitere Klasse abgeleiteten Besitzes geschaffen wurde, welche — so verschieden auch der Entstehungsgrund und die persönliche Stellung der Inhaber war — doch das eine gemeinsame Moment hatte, daß von beiden ein Grundzins an den Eigentümer entrichtet wurde?

Diese hauptsächlichste Zweiteilung wird man für die folgende Untersuchung im Auge behalten müssen. Sie zieht sich als roter Faden durch die ganze spätere Geschichte unseres Bauernstandes. Immer und überall stoßen wir da auf die beiden Hauptklassen der Landbauer: die in strengerer oder gemilderter Leibeigenschaft Stehenden und die zwar persönlich Freien, aber dinglich Belasteten. Unter diese beiden Kategorien werden sich alle noch so zahlreichen und verschiedenartigen Formen als Unterabteilungen unterbringen lassen müssen. Streng geschlossen war dabei keine Klasse gegen die andere. Wie ein Aufsteigen von der Leibeigenschaft durch Freilassung in den Stand der Freigelassenen, so existierte umgekehrt auch ein Herabsinken aus letzterem in völlige Unfreiheit.

Von einem eigenen Bauernstand kann auch jetzt noch keine Rede sein. Will man aber als solchen die Gesamtheit aller derjenigen verstehen, welchen Bestellung des Bodens Lebensberuf war, so wird man doch gleich hinzufügen müssen, daß sich von diesen noch alle diejenigen trennen sollten, die späterhin das Material zum Adel- und Bürgerstand abgeben mußten. In dem damaligen Bauernstand ruhen, wie die Wurzeln des späteren Bauern-, so auch diejenigen des Adel- und Bürgerstandes. Trotzdem sind die von uns geschilderten Verhältnisse von dem größten Einfluß auf die künftige Gestaltung des Bauernstandes gewesen, nicht allein weil sie die materielle Unterlage für jene sind, sondern auch weil in dem Institut der Leibeigenen, aber daneben mit Herrengut ausgestatteten Knechte und der zinspflichtigen Freien die ersten Keime späterhin zur weitesten Ausdehnung gelangter Formen vorliegen.

III. Feudalität und ritterliche Gesellschaft.

Wo die Freiheit die gesellschaftliche Grundlage des Adels bildet, da muß dieser untergehen, sobald erstere als ständebildender Faktor verschwindet. Der älteste deutsche Adel, aufs engste mit der Demokratie verbunden, stand und fiel mit dieser. In dem monarchischen Staatswesen, wie es sich seit dem Ausgang des fünften Jahrhunderts von dem fränkischen Gallien aus als allein gültige Staatsform über alle Lande der Christenheit verbreitete, war kein Platz für Ansprüche, die ihre Quelle wo anders als in dem alles bestimmenden Willen des Herrschers suchten. Daher die auffallende Thatsache, daß in den ältesten Quellen der fränkischen Periode keine Spur eines Adelselements im alten Sinne sich vorfindet. Das fränkisch-salische Rechtsbuch weiß nichts von einem Geburtsadel, noch überhaupt von persönlichen und rechtlichen Vorzügen, die in einem ständischen Element begründet liegen könnten. Als persönlicher Vorzug, der durch die Höhe des Wergeldes bestimmt wird, tritt statt des Adels die Zugehörigkeit zur Gefolgschaft des Königs oder der Dienst im Heere ein. Von einem Adel, wenn wir unter einem solchen eine Gesellschaftsklasse mit anerkanntem Vorrang vor den übrigen Klassen des Volks verstehen, kann dabei noch keine Rede sein. Aber die fruchtbaren Keime zur Bildung eines neuen Adelsstandes waren gegeben. Wir haben in einem früheren Aufsatz auf die hohe Bedeutung des Gefolgschaftswesens für den Charakter des ältesten deutschen Adels hingewiesen, das Institut des Principats ruht sogar mit seinen Wurzeln vollständig auf der im Kriege, inmitten einer Schar treuergebener Waffengefährten gewonnenen, ausgezeichneten Stellung. Es leuchtet daher ohne weiteres ein, daß in einer Zeitperiode, in welcher der

Krieg mit allen seinen Abenteuern fast den ausschließlichen Inhalt der Volksgeschichte ausmachte — und das war gerade in den letzten Jahrhunderten der antiken Welt, im ersten Jahrhundert der fränkischen Zeit der Fall — gerade jenes altgermanische Gefolgschaftswesen eine weitere Fortbildung erhalten mußte. In erster Reihe äußerte diese erhöhte Bedeutung des kriegerischen Komitats ihren Einfluß auf die Bildung einer größeren Anzahl mächtiger Fürstengeschlechter. Der germanische princeps war, trotz der Auszeichnung, die ihm und seinen Abkömmlingen in der Volksgemeinde zustand, doch immer nur ein Organ derselben gewesen, das mit allen seinen Befugnissen lediglich auf der Gewalt des Volkswillens basiert war; der Gefolgsherr der späteren Zeit löste sich, eben weil die Grundlage des ganzen Volkslebens eine völlig andere geworden war, mehr und mehr von jener Unterlage der Volksherrschaft ab, um seine Gewalt auf das Recht seiner eigenen Persönlichkeit zu stellen. Hatte er ursprünglich ein kriegerisches Gefolge bloß zu vorübergehenden Gelegenheiten um sich versammelt, und war dasselbe nach dem Ausgang des Kriegs- oder Raubzugs meist wieder auseinander gegangen, so schloß das jetzt zur Regel, zum ausschließenden Lebensinhalt gewordene kriegerische Handwerk Führer und Gefolge zu einem dauernden Verbande zusammen. Konnte es nach altgermanischer Auffassung noch zweifelhaft sein, ob nicht die strenge Abhängigkeit im Dienste eines Gefolgsherrn die Standesehre schmälere, so galt jetzt solcher Dienst als eine Auszeichnung unter sonst gleichstehenden Genossen. Gerade der Umstand, daß der Germane, dem im übrigen jeder Dienst — und bestände derselbe auch nur in einem von ihm innegehabten, einem Anderen eigentümlich zugehörigen Grundstück — wie eine mit dem Principe der gemeinen Freiheit unvereinbare Fessel erschien, den kriegerischen Dienst im Gefolge eines Mächtigen für nicht freiheitschmälernd ansah — nec rubor inter comites adspici sagt Tacitus — gibt den schlagendsten Beweis von dem hohen Ansehen, in welchem das Institut der Gefolgschaft schon bei den ältesten Deutschen gestanden hat, wenn gleich dieses Ansehen vorerst noch nicht so hoch gestiegen war, daß der Gefolgsdienst höhere Standesehre verliehen hätte. Dies letztere wurde erst möglich, als das alte demokratische Gemeindeprincip aufgehört hatte, die alles bestimmende Grundlage des Volkslebens auszumachen. Ein förmlicher Codex gefolgschaftsrechtlicher Bestimmungen bildet sich nunmehr aus. Strenger Gehorsam auf der einen, Gewährung von Schutz und Anteil an den Errungenschaften des Krieges auf der anderen Seite bildeten die Grundbedingungen des Verhältnisses. In der Verherrlichung des Führers erblickten seine Getreuen den Gegenstand ihrer heiligsten Verpflichtung; sie wetteiferten unter sich in Thaten der Tapferkeit, deren Vollbringung jedoch nicht ihnen selbst, sondern ihrem Führer

zum Ruhm gereichte. Wenn er im Kampfe fiel, war es entehrend für das ganze Leben, den Fürsten überlebend aus der Schlacht gewichen zu sein. Die Begleiter stritten nur für den Fürsten, der Fürst für den Sieg. Die Gefolgsherren dagegen, deren Ansehen nächst ihrer eigenen Tüchtigkeit auf dem Glanze ihres Gefolges beruhte, strebten durch das zahlreichste und tapferste Komitat sich die überwiegendste politische Bedeutung zu sichern. Daher die reichen Zuwendungen an Waffen und Rossen, an Kriegsbeute und sonstigen äußeren Vorteilen. Im übrigen bestand die Gefolgschaft keineswegs bloß als eine Geleitschaft im Kriege, sondern bildete ebenso im Frieden, wenn auch in verringerter Anzahl, das Ehrengefolge des Führers. Da mithin alle Bestrebungen der Gefolgschaft auf einen Mittelpunkt, auf ihren Führer, zusammentrafen, und dieser die ihm zu Gebot stehenden Kräfte nicht sowohl für ein Standesinteresse gegen die Freien, als vielmehr für die Erweiterung seines eigenen politischen Einflusses gegenüber anderen principes einsetzte, so ist es auch erklärlich, wie sich vorerst das monarchische Princip kräftiger als das aristokratische entwickelte, und wie gegen das Ende dieser Periode nicht etwa ein scharf ausgeprägter Adelsstand, sondern eine größere Anzahl von Fürstengeschlechtern hervortrat. Gerade nun aber in den Mitgliedern einzelner fürstlicher Familien, welche vermöge Geburtsrechts succedierten, kam zuerst ein eigentlicher Geburtsadel zur Erscheinung.

Die Aufgabe, alle diese zahlreichen größeren und kleineren Stammesfürsten unter einer einzigen Herrschaft zu vereinigen, war einem genialen Häuptling der salischen Franken vorbehalten. Die Gründung des großen Frankenreiches durch Chlodovech ist auch für die Entwickelung des deutschen Adels von einschneidendster Bedeutung geworden. Was wir eben über die Ausbildung des Gefolgschaftswesens bemerkt haben, gilt in gesteigertem Maße auch für die erste Zeit des fränkischen Reiches. Das Dienstgefolge des fränkischen Königs bildet einerseits gleichsam das Musterbild, die höchste Blüte der Entwickelung, wie es andererseits wieder der Ausgangspunkt für eine völlig neue Schöpfung, wie sie uns fertig in dem Feudaladel des Mittelalters vorliegt, geworden ist. Versuchen wir es, in kurzen Zügen das Wesen des königlichen Dienstgefolges zu schildern!

Eine Bezeichnung desselben ist es vorerst, die uns einen tiefen Blick in den Charakter des Verhältnisses thun läßt: die Bezeichnung des Gefolges mit convivae regis. Es drückt diese das enge Band aus, in dem König und Gefolge nicht nur im Kriege, sondern auch während der ganzen übrigen Zeit ihres Lebens zu einander stehen. Namentlich der eigentliche Hofdienst, der vorzugsweise in jene Bezeichnung mit eingeschlossen ist, ist für die spätere Gestaltung des Adels bedeutsam und vorbildlich geworden. Am

Hofe war jedem Gefolgsmann sein eigenes Geschäft angewiesen, und hieraus entwickelte sich, zum Teil im Anschluß an byzantinische Einrichtungen, eine Reihe von Hofämtern, deren jedes ursprünglich nur für die Privatbedürfnisse des Königs zu sorgen hatte, die aber später geradezu in wahre Staatsämter übergingen. Der König war durchaus an keine Bedingungen hinsichtlich derer gebunden, welche er in sein Dienstgefolge und in die Umgebung seiner Person aufnehmen wollte. Dieser monarchische Dienstadel wurde im Gegensatz zu dem alten demokratischen Nationaladel aus allen Elementen der Gesellschaft zusammengeschöpft; es kam dabei zunächst so wenig auf das Blut in den Adern dieses neuen Adels an, daß selbst Freigelassene die Leiter des Königsdienstes bis zu den höchsten Stufen emporklimmen konnten. Diese Gefolgsleute nun gebraucht der König naturgemäß als seine nächsten Ratgeber. Besondere Vertrautheit mit ihm einerseits und großes Ansehen beim Volke wegen ihrer kriegerischen Lebensweise andererseits befähigten sie dazu vorzugsweise. Aus ihnen nimmt er die Anführer zu Kriegszügen, Statthalter über unterjochte Länder, ja sogar Könige für unterworfene Völker, Vormünder für minderjährige Könige; die Geschichtschreiber nennen in dieser Beziehung vornehmlich ehemalige Sklaven als damit Beauftragte. Seinen Gefolgsleuten überträgt der König wohl auch am liebsten die ständigen Aemter eines Herzogs, Grafen, Aldermannes, Schultheißen und dergleichen, sobald er über diese zu verfügen die Macht hatte.

Die Auszeichnungen für diese Königsdienstleute beginnen mit der Hochstellung ihres Wergeldes. Der König ließ sich für die Tötung oder Verletzung eines ihm Dienstbaren neben dem, volksrechtlich dem Verletzten gebührenden, Betrage von Wergeld oder Buße noch eine weitere Summe für die Verletzung seines Schutzrechts bezahlen; später wurde diese von ihm, wie es scheint, dem Beleidigten selbst überlassen, so daß nunmehr dessen Wergeld und Buße erhöht erscheint. Für den Antrustio beträgt dasselbe gerade dreimal so viel als für den freigeborenen Franken, während der römisch-geborene Dienstgefolgsmann, der vorzugsweise als Tischgenosse des Königs bezeichnet wird, in dieser Abstufung nur halb so viel gilt als der fränkisch-geborene Antrustio. Da der Antrustio zunächst als ein unter dem besonderen Königsschutz stehender Freier betrachtet wird, so steht dadurch seine Schätzung zu einem dreifachen Wergeld an ihrer richtigen Stelle; denn es erscheint als ein allgemeines Princip in den Volksgesetzen, daß die zum königlichen Dienstgefolge Gehörigen nach einem um das Dreifache erhöhten Maßstab geschätzt werden. Dieser Maßstab der Verdreifachung des Wertes kehrt dann auch im Felde wieder, wo die Schätzung des Antrustio sich auf 1800 Solidi steigert, aber auch nur wieder in regelmäßiger Einhaltung der Skala, indem dann auch der Gemeinfreie, der sonst

200 gilt, auf 600 erhöht wird. Die übrigen Vorzüge, deren der Antrustio genoß, erscheinen deshalb weniger formuliert, weil sie ganz der individuellen Entwickelung angehörten, die sein persönliches Verhältnis zum Herrn nahm. Seine Stellung vor Gericht scheint aber nicht minder eine bevorzugte gewesen zu sein.

Doch ist das Gefolge nicht der einzige Bestandteil der neu sich bildenden Aristokratie: als ein zweiter kommen noch hinzu die Staatsbeamten. Diese waren wahrscheinlich schon zur demokratischen Zeit durch höhere Buße und höheres Wergeld geehrt. Als die Macht der Volksgemeinde in die Hand des Königs übergegangen war, wurden die Beamten von diesem ernannt; in ihrer äußeren Stellung änderte sich aber dadurch weiter nichts, als daß sie die Treue, die sie bisher der Gemeinde geschuldet hatten, nunmehr auf den König übertrugen. Damit traten sie aber sofort in ein Verhältnis, welches dem der Gefolgsleute sehr ähnlich war, obwohl man sie mit diesen keineswegs zusammenwerfen darf; wie die Gefolgsleute sind auch sie nunmehr dem König zu besonderer Treue verbunden und genießen daher dessen Schutz, während sie andererseits ihren alten Einfluß sich größtenteils erhalten haben. Aus beiden Elementen, der Gefolgschaft und den Staatsbeamten, entwickelt sich nunmehr eine Aristokratie des Dienstes, welche, erst schwankend und nichts weniger als selbständig, allmählich sich befestigt und zuletzt zu einem wahren Adel heranwächst.

Was dem neuen Dienstadel in den ersten Jahrhunderten seiner Entwickelung noch fehlte, um für einen in sich abgeschlossenen Adelstand gelten zu können, war namentlich das Princip der Erblichkeit. Dieses lag durchaus nicht in der Natur des neuen Verhältnisses, das aus individuellen Beweggründen eingegangen und aus denselben wahrscheinlich auch wieder gelöst werden konnte. Doch beginnen derartige Stellungen oder wenigstens ihre Vorzüge hier und da bereits auf die Söhne sich zu übertragen. Es wurde das in gleicher Weise durch die Interessen der Krondienstleute wie des Königs geboten. Den ersteren gewährte der Königsdienst zu bedeutende Vorteile, als daß sie denselben die Unabhängigkeit des einfachen freien Grundherrn vorgezogen hätten; der König hingegen mußte bei den zahlreichen inneren Streitigkeiten stets dafür Sorge tragen, diese einflußreichen Familien immer von neuem an sich zu fesseln. Dies letztere scheint aber hauptsächlich durch die Knüpfung der Aristokratie an den Grundbesitz vermittelt worden zu sein, wie solche in dem Benefizialwesen sich ausspricht; doch ist nicht zu verkennen, daß auch abgesehen hiervon der durch das ganze deutsche Rechtsleben gehende Trieb nach Erblichkeit öfter zu Erscheinungen geführt hat, aus welchen ein solcher Adel erwachsen konnte.

Aber auch sonst mußte die volle Entfaltung dieser neuen Aristokratie durch einige andere Umstände vorerst noch zurück-

gehalten werden. Einmal genoß, trotz des Ueberganges des Herrschaftsprincips von der Volksgemeinde auf den König, die gemeine Freiheit immer noch eine so hohe Bedeutung, daß sogar Adel und Freiheit geradezu für identische Begriffe galten, und selbst der Eintritt in das königliche Dienstgefolge von manchem als eine beschimpfende Erniedrigung der angestammten Freiheit betrachtet wurde. Gleichwohl gestalteten sich schon in der gegenwärtigen Periode — abgesehen von dem Aufkommen des Königsdienstes — manche Verhältnisse, welche den Wert der gemeinen Freiheit herabzudrücken drohten. Wegen mangelnden Grundbesitzes waren viele Freie genötigt, sich auf den Gütern wohlhabender Grundherren niederzulassen und sich denselben, gleich den Unfreien, entweder als Bauern zu Abgaben oder als Vasallen zu gefolgschaftlichen Obliegenheiten zu verpflichten. Hierdurch wurde zwar im allgemeinen ihre politische Stellung noch nicht verrückt: sie huldigten dem Könige, sie dienten im Heerbanne und erschienen auf dem Grafen-Dinge wie die freien Allodialbesitzer. Wurde also auch durch solche Abhängigkeitsverhältnisse die persönliche Freiheit nicht aufgehoben, so blieb doch eine Schmälerung derselben zurück, welche wiederum auf die Schätzung der von ihr Betroffenen ungünstig einwirken mußte. In dem Maße aber, in welchem ein Teil der gemeinen Freien unter das Niveau der Freiheit herabsank, stieg ein anderer — eben die reichen und angesehenen Grundherren — über dasselbe hinaus. Diese fielen aber vorerst keineswegs mit den königlichen Gefolgsleuten zusammen; es konnte vielmehr neben denselben noch eine Anzahl von jedem Dienstverbande unabhängiger vornehmer Freien existieren, die an äußerer gesellschaftlicher Schätzung die Erstgenannten aufwogen, vielleicht sogar überboten. Jedenfalls sind wir nicht befugt, diese unabhängigen vornehmen Freien in einer Zeit, in welcher der neue Adelsbegriff sich noch so wenig fixiert hatte, von diesem auszuschließen: die Teilnahme am Gefolge des Königs war bislang wohl der wichtigste, nicht aber der einzige Faktor in diesem Werdeprocesse. Das Wort Adel findet demgemäß vorerst auch noch Anwendung auf die verschiedenartigsten Verhältnisse, in denen Volksgenossen als hervorragend über die Menge erscheinen, vorzugsweise gerade auf diejenigen, welche auf eigenem Grund und Boden saßen und aller der Rechte teilhaftig waren, die von Alters her den Freien zustanden. In den Schenkungsurkunden aller Stämme wird „adelig“ unzähligemale in diesem Sinne gebraucht, auch Standesgenossen oder derselben Person, sei es abwechselnd, sei es zugleich, Adel und Freiheit beigelegt: man spricht von freiem Adel, vom Adel der Freiheit. Und wenn mitunter Adelige und Freie nebeneinander genannt werden, so ist es eben auch nicht anders, als wenn die verschiedensten Ausdrücke für diese zusammengefügt sind, um den weiten Umfang, den der

Stand der Freien hat, vollkommen zu begreifen und die verschiedensten Bestandteile desselben zusammenzufassen, unter Umständen vielleicht wieder die angesehenen derselben herauszuheben. So stehen die Adeligen auch allgemein im Gegensatz zu dem gemeinen Volk, den Bauern: man teilt das ganze Volk in Adelige und Unadelige.

Solange nun die äußere Stellung der Dienstleute noch keine vor dem übrigen Volke wesentlich ausgezeichnete war, konnte von einer eigentlichen Aristokratie des Dienstes noch keine Rede sein. Diese Bezeichnung wird erst möglich, nachdem die Gefolgschaft sich über die ganze vornehmere Klasse des Volkes ausgedehnt und allen oder doch fast allen Einfluß im Staate an sich gezogen hat. Ein weiteres Hindernis der Bildung einer wahrhaften Aristokratie lag darin, daß die rechtliche und thatsächliche Stellung der Königsdienstleute lange Zeit hindurch von der freien Willkür des Königs als Dienstherrn abhängig war. Ein bedeutsamer Fortschritt zur Gewinnung eines freieren Standpunktes lag nun bereits in der von uns schon oben namhaft gemachten Erhöhung des Wergelds und der Buße, beziehungsweise der Zuschlagung der Königsbuße zu dem einfachen Wergeld des Gefolgsmanns. Aber auch sonst gelang es den Königsdienstleuten, ihre Stellung mehr und mehr zu festigen. Zu statten kam ihnen bei diesem Bestreben namentlich die Schwäche der späteren merovingischen Könige und deren Verwickelung in zahllose Kriege. Es bildete sich unter solchen Einflüssen eine förmliche Korporation königlicher Dienstmänner aus, mit bestimmten Rechten und Ansprüchen nicht sowohl gegen das übrige Volk, als vielmehr gegen den König. Und von Franken aus verbreitete sich diese Entwickelung nach dem inneren Deutschland und nach Italien, zu den Westgoten und Angelsachsen. Hatte bis dahin der König als der absolute Spender aller Rechte und Gnaden gegolten, so daß das persönliche Verhältnis zu ihm ausschließlich den größeren oder geringeren Grad von Bedeutsamkeit jedes Staatsangehörigen geregelt hatte, so betrachtete das Volk nunmehr die Ehre und die Vorzüge der Dienstleute als in ihrer eigenen Stellung begründet; der König sah dieselben sich gegenüber zu einer selbständigen Macht erwachsen, die zu brechen ihm die Kraft fehlte. Alle bedeutenderen Aemter des Staates und Hofes werden ihnen anvertraut, bei allen wichtigen Angelegenheiten müssen sie zu Rate gezogen werden.

So vollendete sich allgemach die Umwandlung der alten Geburtsstände in Herrschaftsklassen. Nächst dem Uebergang des Mittelalters in die neuere Zeit ist keine Periode von solcher Wichtigkeit für die Gesellschaftsgeschichte als gerade die Epoche der merovingischen Könige. Allgemein tritt in dieser eine durchgreifende Umwandlung der Geburtsstände hervor, beruhend auf der steigenden Bedeutung aller herrschaftlichen Verhältnisse, verbunden mit dem

Zurückweichen der genossenschaftlichen. Einst standen Adelige, Freie und Liten in scharfer ständischer Sonderung und unter ihnen die unfreien Knechte; nur die Freilassung bahnte den Uebergang von der Rechtlosigkeit dieser wenigstens zu einem besseren Rechte. Nun sind die alten Ordnungen in Auflösung begriffen. Ein Proceß der Zersetzung ist von unten nach oben immer weiter geschritten. Die zahlreichen Freilassungen, welche bald nicht bloß die mindere, sondern auch die volle Freiheit gaben, brachten der Volksgemeinde stets neue Elemente zu, welche doch nicht so ohne weiteres mit dem alten Stamm der Bevölkerung verwachsen konnten. Zu den Formen des heimischen Rechts kommen die fremden hinzu, zu den Abhängigkeitsverhältnissen, welche dort mit der Erteilung von Land zusammenhingen, die des Patronats und der Klientel, welche sich dann wieder mit denen des deutschen Mundiums und mit anderen freieren, auf Treue und persönliche Ergebenheit beruhenden Verbindungen mischten. Auch Deutsche, die kein eigenes Land hatten oder einen mächtigen Schutz suchten, treten freiwillig oder gezwungen in solche Verhältnisse ein, aber auf verschiedene Weise: bald dienten sie für den Preis ihrer Freiheit, bald wurden sie Kolonen; hier gaben sie sich in persönlichen Schutz, dort übertrugen sie ihr Land und behielten bloß einen Nießbrauch. Zugleich brachte die Eroberung größere Landbesitzungen in eine Hand, die zu veränderten Wirtschaftseinrichtungen Anlaß gaben und den Inhaber häufig auch zu einem Herrn über zinspflichtige Ackerbauer machten. Besonders in den westlichen und südlichen Gegenden des erweiterten deutschen Landes war dies der Fall: diese wurden der Sitz großer Grundbesitzer, die Wiege mächtiger Geschlechter. So schwand die alte Regelmäßigkeit in der Verteilung der Aecker, auf der die Gleichberechtigung der Freien wesentlich beruht hatte. Dagegen erlangten alle Verbindungen, mochten sie auf Amt und persönlichem Dienst oder auf dem Empfang königlicher Güter beruhen, eine steigende Wichtigkeit. Es ist nicht mehr die Genossenschaft der Freien allein, welche in Betracht kommt, sondern das Volk in allen seinen Bestandteilen und seiner mannigfachen Gliederung. Es ist nicht die Gesamtheit wesentlich gleichstehender, gleichberechtigter Volksgenossen, welche den Staat ausmacht, sondern verschiedene Reihen sich übereinander erhebender Personen und Gewalten führen hinan bis zu den Stufen des Throns. Die einen haben sich den anderen übergeordnet, ja sie fangen an, diese so von sich abhängig zu machen, daß sie aus der unmittelbaren Verbindung mit dem Oberhaupt des Staates und mit dem Staate selbst heraustreten.

Ganz besonders kam diese Umwandlung den königlichen Dienstleuten zu statten. Dazu trat dann noch als ein weiteres, die Gleichartigkeit der ihrer Klasse Angehörigen, ihre feste Abschließung begünstigendes Moment: die Ausdehnung des königlichen Dienst-

verbandes über die ganze vornehme Klasse des Volkes. Dies letztere war das Ergebnis der stetig wachsenden Bedeutung des Benefizialwesens, welches in seinen Anfängen wiederum aufs engste mit dem Gefolgschaftswesen zusammenhängt. Schon Montesquieu hat mit intuitivem Scharfblick den Ursprung des gesamten Lehenswesens, dieses spezifisch germanischen Instituts, in der Gewohnheit der alten Germanen gefunden, sich, wo es sich um die Ausführung eines größeren Eroberungs- oder Raubzugs handelte, freiwillig unter den Befehl eines princeps zu stellen und dessen Führerschaft unbedingt anzuerkennen. So oft nun ein germanisches Volk einen neuen Landstrich eroberte und besetzte, wurde ein Teil des Grund und Bodens unter die Eroberer verteilt und von diesen in Besitz genommen. Der König erhielt natürlich die größten Ländereien, und von diesen überließ er gewöhnlich solchen, die bei ihm in besonderer Gunst standen oder die sich durch Tapferkeit um das Gelingen des Eroberungszuges besonders verdient gemacht hatten, größere oder kleinere Stücke als Lehen. Im übrigen beließ man den Boden im ruhigen Besitz des unterjochten Volkes — nicht aus irgend welcher, der damaligen Zeit unverständlicher Großmut, sondern aus dem einfachen Grunde, weil in den dünnbevölkerten und durch fortwährende Kriege arg dezimierten Landstrichen noch genug herrenloser Grund übrig war, der für den Sieger vollständig ausreichte. Das Benefizialwesen ist also der Schlußpunkt des neuen ständischen Umbildungsprocesses, aber auch die alle mittelalterlichen Lebensverhältnisse beherrschende, befruchtende und erfüllende Idee. Nur wer ein auch noch so geringfügiges Glied in der Kette ausmacht, die nunmehr, von dem Könige als letztem und oberstem Herrn alles Bodens und Inhaber aller Rechte ausgehend, die ganze Gesellschaft mit allen ihren Rechten und Pflichten, allem ihrem Thun und Lassen umschließt, hat Anspruch auf politische und sociale Geltung. Auch andere Volksklassen, wie der Bürger- und Bauernstand, andere Lebenskreise, wie die Kirche, haben sich diesem allbeherrschenden Einfluß der Lehensidee nicht entziehen können: doch ist es naturgemäß, daß ihre Wirkungen sich am lebhaftesten und einschneidendsten bei derjenigen Gesellschaftsklasse fühlbar machten, bei welcher sie zuerst zur Erscheinung gekommen waren, deren ganze Lebensart und sociale Aufgabe die engste Verwandtschaft mit ihr aufwies, die endlich ihrer Spitze, dem Könige als oberstem Lehensherrn, zunächst in der Rangordnung stand. Die Vornehmen des Volks — beruhe nun die Grundlage ihrer Auszeichnung auf ihrer Verbindung mit dem Könige, auf großem Grundbesitz, auf Abstammung von einem besonders verdienten Geschlechte oder auf Vorzügen irgend welcher Art — hatten bis dahin eine natürliche Aristokratie, wie sie jedes Kulturvolk in sich schließt, gebildet; in dem Dienstgefolge des Königs war dann aus ihrer Mitte eine Gesellschaftsklasse auf-

getreten, welche den fruchtbaren Keim zu einem wirklichen Adel in sich trug: das Streben nämlich, faktisch an die Einzelperson geknüpfte Vorzüge in erbliche Familien- und Standesvorrechte zu verwandeln — ein Streben, das Verwirklichung namentlich dadurch erfuhr, daß, während bis dahin der Genuß persönlicher Auszeichnung ein Gnadenakt des Königs war, nunmehr die Gefolgsleute in korporativem Zusammenschluß ihrem Herrn gegenüber sich zu einem gleichberechtigten Faktor emporarbeiten und ihre dadurch bereits wesentlich gefestigten Vorrechte noch weiter dadurch zu stützen sich anschicken, daß sie dieselben dinglich radizieren, mit Grundbesitz in Zusammenhang bringen. Oberflächlich betrachtet, änderte dies an dem Wesen ihrer Rechte noch nichts, da die Lehen von Anfang an ebenfalls nur auf Ruf und Widerruf gegeben wurden, der Verleiher nicht bloß ideeller, sondern faktischer Eigentümer blieb. Aber es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob die Erteilung von Vorrechten lediglich an die Person des Begnadigten geknüpft ist oder mit ihr zugleich jene Landleihe verbunden wird. Es mag eine solche auch in der dem Beliehenen wenigst günstigen Form, sie mag auch ganz ohne inneren Zusammenhang mit der persönlichen Stellung desselben erfolgt sein, so wird sich doch alsbald ein doppelter Vorgang bezüglich des Verhältnisses zwischen Leihendem, Belehntem und Leihgegenstand bemerkbar machen. Zunächst trachtet die flüchtige Form nach fester, dauernder Gestalt: aus der Leihe auf Zeit wird eine solche auf Lebenszeit des Empfängers, dann eine Erbleihe; in diesem Stadium erhält sich dann das Verhältnis lange Zeit, weil meist das faktische Besitzrecht des Erbbelehnten dem wahren Eigentum sehr nahe kommt, bis schließlich die Umwandlung in echtes Eigen fast kaum mehr als Vorteil empfunden wird. Noch merkwürdiger ist die Wandlung, welche das Verhältnis zwischen dem Belehnten und dem Lehensstücke erfährt. Wir machen hier nämlich schon bald die Beobachtung, daß der Belehnte seine persönlichen Vorrechte so sehr mit dem von ihm leihweise besessenen Grund und Boden in Zusammenhang bringt, daß nicht mehr die Person, sondern das Gut als der Träger der ausgezeichneten Stellung seines Inhabers erscheint. Es ist das eine wirtschaftliche Thatsache, die ihre Erklärung zumeist in dem konservativen Charakter alles Grundbesitzes, aller der Boden-Bearbeitung zugewandten Hantierungen findet. Es ist daher ein Ereignis von der größten Tragweite gewesen, als die königlichen Gefolgsleute aufhörten, ihre Zeit nicht mehr zwischen Krieg und Hofdienst zuzubringen, sondern daneben sich der Bewirtschaftung des ihnen vom Könige verliehenen Landes zu unterziehen. Aber noch ein anderes folgte aus dieser Radizierung des Königsdienstes auf Grundbesitz. Bis dahin hatte nämlich eine scharfe Trennung zwischen den Gefolgsleuten und den übrigen angesehenen Persön-

lichkeiten des Volkes bestanden; es hatte an einem Bande gefehlt, das alle diese hervorragenden Volkselemente zu einer Korporation mit gemeinschaftlichen Interessen zusammengeschlossen hätte; der königliche Dienstmann befand sich, wenn er nicht in kriegerischen Unternehmungen auswärts war, am Hofe des Fürsten, der reiche Grundherr dagegen saß vereinsamt, ohne den geringsten Zusammenhang mit dem Getriebe des Hoflebens und der Staatsverwaltung, auf seinem Herrengut, umgeben von zahlreichen Hörigen und sonstigen Abhängigen, über die er allerdings wie ein kleiner Fürst herrschte, ohne daß jedoch dieser sein Herrschaftsbezirk in näherem Kontakt mit dem Staate als solchem stand. Die alten Grundlagen der Volksfreiheit, die solche kleinen und kleinsten Herrschaftskreise wesentlich zu ihrer Unterlage gehabt hatte, war geschwunden und an ihre Stelle die absolute Monarchie getreten: noch bestanden allerdings die alten Formen der demokratischen Zeit, aber sie waren taube Schalen geworden, in denen der volle Fruchtkern auf ein Minimum zusammengeschrumpft war; noch immer besuchte der freie Grundbesitzer die alten Volksdinge, ja er wurde dann und wann zu allgemeinen Hof- und Reichstagen entboten, aber dort präsidierte jetzt ein königlicher Beamter, das Urteil wurde in dessen Namen gefällt und von seinen Unterbeamten vollzogen, hier stand die Berufung völlig in der Willkür des Königs, und auch so erschien die Einholung des Volkswillens fast nur noch als eine Formalie; auf die Fassung der wichtigsten Beschlüsse ist derselbe so gut wie einflußlos gewesen. Jetzt dagegen war die Möglichkeit gegeben, auch ohne daß man den strengen Anforderungen des Gefolgsdienstes sich unterzog, in ein diesem ähnliches persönliches Verhältnis zum König zu gelangen. Der König hatte selbst die betreffende Parole ausgegeben, indem er seinen Dienstmannen Güter, Höfe und Forsten anwies. Diese Belehnung wurde nun Vorbild und Antrieb für die unabhängigen Grundherren. Wenn sie in Form und Ehre mehr sein wollten als Grundbesitzer, die bloß durch die größere Zahl der Aecker und Hörigen sich von den gemeinen Freien unterschieden, so gab es jetzt eine bequeme Art, dies zu bethätigen, eben jene persönliche Verbindung mit dem Fürsten, welche das Lehensband gewährte. Das war das Mittel, um bei Hoffesten und bei anderen Gelegenheiten einen hohen Stand einzunehmen. Und lockte nicht auf diesem Wege die Aussicht, Aemter und Güter zu erlangen, Zölle, Zehnten und Vogteirechte über Kirchen und Klöster, die man nicht selbst gestiftet? Auch sanfte Gewalt des Fürsten mochte mitwirken, daß allmählich die großen freien Grundbesitzer sich in seine Lehensmannen umwandelten. Sie trugen ihm ihre Güter auf, d. h. der Form wegen übergaben sie ihm dieselben, um sie unter dem feierlichen Treugelöbnisse als Lehngüter wieder zu empfangen. Nur wenige erhielten sich frei von aller Lehns-

Pflicht, sie trugen ihre Burg samt den zugehörigen Höfen von keinem zu Lehen als von der Sonne, welche Turm und Aecker in ihren Strahlen glänzen ließ. Man nannte ihr Besitztum ein Sonnenlehen. War ihr Gebiet einigermaßen ansehnlich, so trachteten sie reichsunmittelbar zu werden.

Auf diese Weise vollzog sich die Verschmelzung der Dienst- und Lehensmannen zu einem mächtigen Adelsstande mit bestimmten Staatsinteressen. Wohl lebte in den Lehensmannen die Erinnerung, daß sie mit Person und Gut, nicht wie die Dienstleute, aus der Unfreiheit hervorgegangen. Doch das gleiche adelige Leben, das gleiche Vermögen und Ansehen bei Hofe und im Lande, der gemeinschaftliche Dienst bildete ebensoviel leichte Uebergänge zwischen beiden Klassen. Wo das Wesen einer Sache besteht, bleibt auf die Dauer auch der Rang nicht aus. Die Erben der vornehmsten Hofämter saßen mit ihren glänzenden Titeln längst auf ihren Gütern, nur bei seltenen und feierlichen Anlässen verrichteten sie noch ihr Amt. Die stolzesten Lehensmannen hatten kein Bedenken mehr, sich um solche Aemter voll Ehren und mit wenig Dienst zu bewerben. Was aber Lehens- und Dienstmannen mehr verschmolz als gleiches Ansehen und Besitztum, war der gemeinschaftliche Gewinn und Schaden; ihre Anstrengungen hatten ganz dasselbe Ziel nach oben und nach unten. Fest verbündet standen die Belehnten dem Herrn gegenüber und schirmten jedes ihrer Mitglieder mit den Waffen in der Hand bei seinem Besitze. Wollte jener Gehorsam, so fand er stillen Widerstand, der nicht zu brechen war; wollte er Dienst in der Not, so mußte er ihn mit neuen Gütern und Zugeständnissen erkaufen.

So wurde die königliche Herrschaft allmählich ihres Inhalts entleert. Das Land zersplittert in unabhängige Herrschaften, der König nichts als Häuptling der Adelsherren — das war das Ideal der Vasallen. Durch Lehens- und Diensthörigkeit waren die großen Grundbesitzer hindurchgegangen, um zuletzt sich wieder in germanischer Weise frei und eigenherrlich auf ihrem Gebiet zu finden, zahlreicher und mächtiger als jemals in der alten Zeit. Bloß in Deutschland gab es kein Hemmnis gegen diese unglückliche Zersetzung. In Spanien fesselte der Kampf gegen den maurischen Erbfeind alle Kräfte der Nation, daß sie an den König gebunden blieben. In England hatte die normannische Eroberung ein ähnliches Resultat. In Frankreich wurde es erreicht durch die Jahrhunderte lang fortgesetzte Politik eines einzigen Königshauses, welches schon von den Römern her die Gewöhnung an eine centrale Regierung vorfand. In dem weiten deutschen Reiche fehlten alle diese Thatsachen: hier mußte der Lehensstaat zuletzt das Reich in Fürstentümer zersplittern, aber dasselbe Princip suchte auch die Fürstentümer in Baronien zu zersetzen.

Heidelberg und der Humanismus.

Von

Karl Hartfelder.

II.

Zweite Blütezeit.

Den 12. Dezember 1476 war Friedrich der Siegreiche noch in kräftigem Alter stehend gestorben und seinem Wunsche gemäß in einfachem Kleide im Heidelberger Barfüßerkloster beigesetzt worden. Es folgte ihm sein Neffe Philipp, welchen die Geschichte den Aufrichtigen (ingenuus) genannt hat. Der tapfere und kriegerische Geist seines gefürchteten Oheims fehlte ihm, und der einmalige Versuch, die kühne und rücksichtslose Eroberungspolitik seines Vorgängers fortzusetzen, ist traurig mißlungen. „Er war eine stille, in sich zurückgezogene Natur; ein innerliches Leben, echter Geistesgenuß und friedliche Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst war ihm ebenso angeboren, als seinem Vorgänger der Drang nach äußerer Thätigkeit und der unermüdliche Trieb, nach außen hin zu schaffen und zu ordnen," sagt Ludwig Häusser in der Geschichte der rheinischen Pfalz. Philipp wurde der Beschützer der Gelehrten, und die mit ihrem Lobe in der Regel nicht geizenden lateinischen Poeten feierten den freigebigen kurfürstlichen Mäcen in zahlreichen Gedichten. Wenn die Universität auch jetzt noch eine Abneigung gegen die fahrenden Lateinmeister hatte, so waren diese droben in dem schönen Schlosse um so willkommener. Die Arx Heidelbergensis und der Pfälzer Löwe, das Wappentier der Kurfürsten, kehren häufig in den eleganten Reden und Gedichten der Humanisten wieder. Da der Kurfürst, obgleich ohne Kenntnis des Griechischen und vermutlich auch des Lateinischen nur mäßig kundig, doch die Schönheit klassischer Autoren genießen wollte, so

entsteht ein Wetteifer im Uebersetzen. Griechen und Lateiner werden in das treuherzige Deutsch jener Zeit übertragen, damit auch Philipp sie lesen kann. Für den Unterricht seiner zahlreichen Kinderschar (seine Gemahlin Margareta hat ihm 14 Kinder, darunter 9 Söhne, geboren) wählt er Männer mit gediegener humanistischer Bildung, wie Werner von Themar, Reuchlin und Oekolampad. Bald war die kurfürstliche Residenz in einen Musenhof umgewandelt, dessen Ruhm weithin durch die Lande ging.

Die Seele und der Mittelpunkt dieses Hofes war Johann von Dalberg. So oft eine neue geistige Strömung die Gemüter ergreift, gliedern sich die Anhänger derselben in zwei Gruppen, in solche, die selbst mitschaffend sich an der Bewegung beteiligen, und in solche, die mehr genießend, den Stoff in sich aufnehmend und verarbeitend, der Sache kaum weniger förderlich sind. Oft wären diese mehr rezeptiv angelegten Köpfe auch imstande, selbst schaffend ihrer Sache zu dienen, aber eine hohe Stellung mit ihren Zerstreuungen und Abhaltungen, vielseitige Amtsgeschäfte oder andere Ursachen lassen dieselben nicht zu der inneren Sammlung und Ruhe kommen, die unbedingtes Erfordernis für bedeutendere litterarische Schöpfungen ist.

Zu dieser zweiten Gattung gehörte Johannes von Dalberg, der einflußreiche Kanzler am kurfürstlichen Hofe, zugleich Bischof von Worms, aus dessen Feder wir zwar nur noch dürftige Reste besitzen, der aber nach den Urteilen der Zeitgenossen so gut wie irgend einer die Fähigkeit zu bedeutenderen schriftstellerischen Leistungen besessen hat.

Er entstammte einem der ältesten und vornehmsten Geschlechter des rheinischen Adels. Im 14. Jahrhundert heiratete ein gewisser Gebhard Kämmerer die Erbtochter des Hauses Dalberg, und so wurden die Kämmerer oder Camerarii, wie sie latinisiert heißen, Freiherren von Dalberg. Der Vater unseres Johann, Wolfgang von Dalberg, heiratete 1444 Gertraud Greifenklau von Vollrath, und aus dieser glücklichen Ehe entsprossen 16 Kinder, deren ältestes eben unser Johann war. Derselbe wurde im Jahre 1445 zu Oppenheim in der Pfalz geboren. Wo und von wem er seinen ersten Unterricht genoß, ist unbekannt, doch gab es damals im Gebiete des oberen Rheinthals mehrfach Schulen, auf denen man sich die für die Hochschule vorbereitenden Kenntnisse erwerben konnte. Später bezog er die Universität Erfurt, wo damals die humanistischen Fächer besondere Pflege fanden, und wurde unter dem Rektorate von Jodocus Sartoris von Herborn immatrikuliert. In der Fastenzeit des Jahres 1470 erwarb er das Baccalaureat der Philosophie. Wann er Erfurt verlassen und wo er die nächsten Jahre seines Lebens verbracht hat, ist nicht mit unbedingter Sicherheit anzugeben. Als er das 30. Jahr

erreicht hatte, zog er nach Italien, um seine Ausbildung in den klassischen Studien zu vollenden. Er wählte Ferrara, wo damals der berühmte Grieche Theodorus Gaza lehrte. Hier lernte er den Friesen Rudolf Agricola kennen, wenn dies nicht schon in Erfurt geschah, auch einen anderen Deutschen, Dietrich von Plenningen, mit denen ihn bald innige Freundschaft verband. Es sollte das für ihn wie für die Freunde, auch für Heidelberg von Bedeutung werden. Doch dauerte der Aufenthalt keine zwei Jahre; denn schon im August des Jahres 1478 befindet er sich wieder in Ingolstadt. Während seines Aufenthaltes in Ferrara war auch Dalbergs Vater im Jahre 1476 gestorben, noch ehe sein Sohn die glänzenden Würden des pfälzischen Kanzlers und Bischofs von Worms erlangt hatte. Dagegen war es der Mutter Dalbergs beschieden, noch große Freude an ihrem Sohne zu erleben.

Im Jahre 1480 wurde Dalberg Dompropst zu Worms und damit auch Kanzler der Universität Heidelberg. Mit dem Jahre 1482 erlangte er neue Würden. Zunächst berief der Kurfürst Philipp Dalberg mit seinem Freunde Dietrich von Plenningen in seinen Rat und machte ersteren zu seinem Kanzler. Damit wurde der Schwerpunkt von Dalbergs Thätigkeit nach Heidelberg verlegt, und bald war sein Haus der vielbesuchte Mittelpunkt der Humanisten in der ganzen Rheingegend. Die Freunde aus Mainz, Speier und anderen Städten fanden hier ein gastliches Absteigequartier und konnten sicher sein, an der reichbesetzten Tafel des Kanzlers, auf der auch die guten Rheinweine nicht fehlten, außer dem geistreichen Wirte selbst noch andere Gesinnungsgenossen zu treffen. Besonders erlangten die abendlichen Zusammenkünfte im Dalbergschen Hause bedeutenden Ruf, und trotz des geistlichen Kleides, das außer Dalberg selbst auch noch andere Mitglieder dieses Kreises trugen, wurde dem Becher tapfer zugesprochen und mancher kecke Scherz gewagt.

Von seinen Geschäften als Kanzler, wodurch er sich um Kurfürst Philipp und den Kaiser Maximilian I. verdient gemacht hat, und die ihn mit seinem Freunde Agricola nochmals auf den klassischen Boden Italiens geführt haben, von seinen Kämpfen mit der Wormser Bürgerschaft, die sich in ihrem trotzigen Unabhängigkeitssinn dem Bischof Dalberg nicht fügen wollte, kann hier nicht die Rede sein, obgleich diese Dinge gewiß auch auf seine humanistische Ueberzeugung eingewirkt haben. Ein besonderes Verdienst um die Wissenschaft erwarb er sich durch die Sammlung einer Bibliothek. Es ist allerdings nicht richtig, wenn man gesagt hat, Dalberg sei der Stifter der berühmten Bibliotheca Palatina, deren tragisches Schicksal im 17. Jahrhundert bekannt ist. Heidelberg besaß lange vor Dalberg seine Bibliothek, ja sogar seine Bibliotheken. Auch haben wir keine zuverlässigen Angaben darüber, daß er die Heidelberger

Bibliothek vermehrt habe, obgleich dies nicht unwahrscheinlich ist. Wohl aber ist aus mehreren zuverlässigen Angaben bekannt, daß er kein Geld und keine Mühe scheute, um für sich Handschriften und gedruckte Bücher zusammenzubringen. Seine humanistischen Freunde mußten ihm Agentendienste dabei leisten, und Vigilius oder Heinrich von Bünau reisten nicht leicht nach Frankfurt oder einer anderen Stadt, wo die Buchdruckerei blühte, ohne daß sie Aufträge Dalbergs mitbekamen. Die von allen Seiten zusammengebrachten Handschriften- und Bücherschätze wurden im bischöflichen Schloß zu Ladenburg, unweit Heidelberg, aufgestellt, wo Dalberg gerne mit Agricola weilte. Gemäß der liberalen Art, die alle Handlungen Dalbergs rühmlich kennzeichnet, gestattete er die Benützung seiner wissenschaftlichen Schätze auch anderen, obgleich seine Güte mehrfach schlecht belohnt ward. Auch machte es ihm ein großes Vergnügen, solche Männer, die er auszeichnen wollte, selbst unter seinen Schätzen herumzuführen, ihnen eigenhändig die wertvollen Handschriften zu reichen und zu erläutern. Einen besonders kostbaren Bestandteil seiner Sammlung bildeten Handschriften aus dem benachbarten uralten Kloster Lorsch, die er, wir wissen nicht auf welchem Wege, an sich zu bringen gewußt hat.

Ueber seinen freundschaftlichen Verkehr mit Reuchlin, Werner von Themar und anderen Humanisten soll unten noch gehandelt werden. Größere Schriften Dalbergs besitzen wir nicht mehr. Die von ihm in Rom vor dem Papste gehaltene Rede ist vermutlich eine Arbeit Agricolas, wenn sie gleich zweimal in Rom unter seinem Namen gedruckt wurde. Nichtsdestoweniger hat Dalberg mancherlei und zwar in lateinischer und griechischer Sprache geschrieben, wie uns sein Freund Trithemius berichtet. Seine vielen amtlichen Geschäfte ließen ihn aber nicht dazu kommen, seinen Arbeiten die letzte Feile zu teil werden zu lassen, und so ist bei seinen Lebzeiten nichts von ihm veröffentlicht worden. Leider hat sich nur weniges erhalten, wenn nicht seine Arbeiten handschriftlich in irgend einer Bibliothek versteckt ruhen sollten. Trithemius bezeugt, daß er vortreffliche prosaische und metrische Arbeiten geschaffen habe, und zählt folgende namentlich auf: ein sapphisches Gedicht auf den Tod seines Lehrers Rudolf Agricola, eine Schrift de origine et ratione monetae, mehrere elegant geschriebene Reden, viele Gedichte und Epigramme, Briefe an verschiedene Männer und noch manches andere. Was unter diesem „manchem anderen" zu verstehen, erfahren wir von demselben Trithemius bei einer anderen Gelegenheit. Er fügt da noch bei: mehrere Werke über Mathematik, ein Buch de origine nobilitatis, ein ferneres de numerorum arcanis mysteriis, dann große Sammlungen de convenientia linguarum Graecae et Teutonicae, und Uebersetzungen einiger griechischen Reden ins Lateinische. Außerdem scheint er

auch Bucolica gedichtet zu haben, wie nach einem Gedichte Adam Werners anzunehmen ist. Trithemius bürgt dafür, daß Dalberg diese lange Reihe schriftstellerischer Arbeiten in der That geschrieben; denn er hat sie selbst in der Bibliothek des Bischofs zu Ladenburg gesehen. Von alledem dürfte sich aber nichts erhalten haben als ein lateinisches Gedicht in Distichen auf den Besuch des Kaisers Friedrich III. im Kloster Maulbronn, zwei Epigramme auf die sächsische Nonne Roswitha, und einige Briefe an Reuchlin und Celtis. Nach solchen dürftigen Resten können wir uns kaum ein Bild seiner schriftstellerischen Fähigkeiten machen, sondern wir müssen es den Zeitgenossen aufs Wort glauben, daß dieselben groß gewesen sind. Doch reichen die Briefe hin, ihn wenigstens als gewandten Stilisten erscheinen zu lassen.

Unerwartet riß ihn ein frühzeitiger Tod (er war erst 58 Jahre alt) den 23. Juli 1503 zu Ladenburg aus dem Kreise seiner Freunde. Was ein Mann für seine Zeit gewesen, erfährt man am besten aus den Aeußerungen und Urteilen der Zeitgenossen. Abgesehen von den Bürgern von Worms, die in ihm den bevorrechteten Bischof und nicht den Menschen haßten, ist nur eine einzige Stimme über ihn. Alle, die mit ihm in Berührung kamen, sind voll der reinsten Bewunderung für ihn. Trithemius, Konrad Celtis und Sebastian Brant haben ihm in ihren Werken uneingeschränktes Lob gespendet, seine umfassende Bildung und sein männliches Auftreten gepriesen. Er ist der Schöpfer der zweiten Blütezeit des Humanismus in der Pfalz. Den ersten Schritt dazu that er mit der Berufung Rudolf Agricolas.

Der Friese Agricola gehörte zu jenen in der Renaissancezeit nicht seltenen Männern, die bedeutender waren, als ihre hinterlassenen Schriften vermuten lassen. Wer seine Bedeutung bloß nach dem nicht eben dicken Bande lateinischer Schriften schildern wollte, welcher lang nach seinem Tode von Alardus in Köln herausgegeben wurde, und der gewiß weitaus das meiste, was aus seiner Feder geflossen, enthält, würde dem Manne nicht gerecht werden. Wenn irgendwo, sind hier die Zeugnisse der Zeitgenossen abzuhören, nach deren einstimmiger Aussage Agricola zu den leuchtendsten Sternen am Himmel deutscher Gelehrsamkeit gehört. Nicht als ob wir in ihm eine früh abgeschlossene Natur fänden, die sich in ihrem Schaffensdrang selbst genügt und in der glücklichen Zufriedenheit, welche erfolgreiche Thätigkeit verleiht, für andere zum geliebten Vorbilde wird. Im Gegenteil, durch sein Leben geht ein tiefer Zug des Mangels an Befriedigung, der ihn am Abend seines Lebens von den Klassikern ab noch zur Theologie führt. Mochte dies nun körperlich bedingt sein oder nicht — wer will das entscheiden? — in seinen Schriften erscheint er uns fast als eine durchaus ernste Natur, und das

mönchhafte Aeußere, welches sein Bild uns zeigt, widerspricht dem nicht. Und doch hat der Mann auf alle, die mit ihm in Berührung gekommen sind, auf das bedeutendste eingewirkt, und ein guter Teil seiner Gedanken, die als grundlegende in seinen Schriften enthalten sind, hat lange nach seinem Hinscheiden eine Auferstehung durch Philipp Melanchthon gefeiert, durch den sie dann ein Gemeingut des protestantischen Deutschlands geworden sind.

In Italien war Dalberg mit Agricola bekannt geworden, und Dalbergs Empfehlung bei dem Kurfürsten dankte er auch die Berufung nach Heidelberg im Jahre 1482. Im Mai 1483 traf er daselbst ein, aber es waren ihm nur noch zwei Jahre der Arbeit vergönnt. Denn schon 1485 raffte den in bester Kraft Stehenden ein früher Tod hinweg. Diese zwei Jahre waren aber eine Zeit reichster Aussaat; eine große Zahl dankbarer Schüler, darunter viele reife Männer, haben in dieser kurzen Zeit zu seinen Füßen gesessen und Anregungen für ihr ganzes Leben empfangen. Nicht bloß in Heidelberg selbst, auch im nahen Ladenburg, dem Lieblingsaufenthalt Dalbergs, und in Worms scheint er gelehrt zu haben. In seinen Vorlesungen interpretierte er lateinische Schriftsteller, führte in das Griechische und sogar in das Hebräische ein, wobei ihm Dalbergs reiche Bibliothek sehr zu statten kam. Auch hat er über Logik, Physik und des Aristoteles Naturgeschichte der Tiere vorgetragen. Dabei scheint er aber keineswegs dem Verbande der Universität angehört zu haben. „Er schauderte zurück vor dem Lehramte," sagt sein Heidelberger Biograph, „und er war nicht ordentlicher Professor an der Universität Heidelberg. Mehr als billig nämlich liebte er die Freiheit und ließ sich nicht für ein Amt gewinnen noch auch durch einen Gehalt dazu zwingen, seine Wissenschaften mitzuteilen. Er lehrte deshalb nach Belieben, wenn und wann er wollte, bald zu Heidelberg, bald zu Worms in Begleitung des Bischofs, dessen Gastfreundschaft er zu genießen pflegte." Der beste Beweis für des Mannes seltene Tüchtigkeit ist die dankbare Erinnerung, welche ihm sein so gänzlich anders gearteter Schüler Konrad Celtis noch lange nach seinem Tode bewahrt hat; als mehr denn 20 Jahre später der Student Melanchthon die Universität Heidelberg bezog, da lebte noch in ungebrochener Frische die Erinnerung an den Freundeskreis Dalbergs, dessen bedeutendstes Mitglied unstreitig Rudolf Agricola war. Noch im Jahre 1539 erweckt Melanchthon in einer lateinischen Rede im fernen Wittenberg aufs neue die Erinnerung an den schon vor einem halben Jahrhundert Dahingeschiedenen.

Mit Dalberg und Agricola auf das innigste verbunden erscheint Dr. Dietrich von Plenningen oder Plieningen, Ritter zu Schonbeck und Eysenhofen, der schon in Italien der dritte in diesem schönen Freundschaftsbunde gewesen zu sein scheint. Nach

der Sitte der Zeit hat Agricola des Freundes Namen in Plinius latinisiert. Er hat am pfälzischen Hofe die Stelle eines kurfürstlichen Rates bekleidet und auch eine Zeitlang die pfälzische Ratstelle am Reichskammergerichte innegehabt. Warum er später den pfälzischen Dienst verließ, ob ihn der Tod seiner besten Freunde in Heidelberg dazu veranlaßte oder ob andere Ursachen bestimmend gewesen, ist einstweilen nicht bekannt. Sicher ist, daß er später den pfälzischen Dienst mit dem bayerischen vertauschte, wie denn auch die meisten seiner Schriften erst später, als der Heidelberger Humanistenkreis schon längst zerstreut war, in Landshut gedruckt wurden. Der pfälzische Rat mit seinem lateinischen Namen war ein gern gesehener Gast bei den Zusammenkünften im Dalbergschen Hause, und er dürfte die gleichstrebenden Genossen durch die Vorlesung seiner Uebersetzungen römischer und griechischer Klassiker erfreut haben. Seine fleißige Feder übertrug Abschnitte aus Cicero, Sallust, Seneca, Plinius, den man im Heidelberger Kreise besonders hochhielt, Horaz, Lucian und anderen Schriftstellern. Wie viele davon erst später, als er schon in bayerischen Diensten stand, übersetzt wurden, ist freilich eine schwer zu entscheidende Frage.

Bezüglich des Wertes dieser Uebersetzungen, die nicht alle gedruckt worden sind, möge es gestattet sein, ein an anderer Stelle gefälltes Urteil des Verfassers hier zu wiederholen, daß sie nämlich nicht mit dem Maßstabe einer späteren Zeit gemessen werden dürfen. Sie teilen mit den ähnlichen ersten Versuchen die Ungelenkigkeit und Schwerfälligkeit des Ausdrucks. Man merkt ihnen sehr wohl an, daß Luthers gewaltiges Sprachtalent damals noch keinen Einfluß auf die deutsche Darstellungsweise geübt hatte. Sie wimmeln von oberdeutschen Provinzialismen, welche erst durch Luthers Schriften aus der Schriftsprache verdrängt worden sind. Die Darstellung ist unbeholfen, manchmal schwer durchsichtig, oft aber auch durch Naivität und Gemütlichkeit anziehend. Doch bleibt immer zu bedenken, daß diese Uebersetzungen die Arbeiten eines praktisch thätigen Staatsmannes sind, der nur in seinen von Geschäften freien Mußestunden sich mit wissenschaftlichen Dingen beschäftigen konnte. Wenn sich in Worms die Reichstagsarbeiten in die Länge zogen und ihm nichts zu thun übrig blieb, da griff er zur Feder, um seine geliebten Klassiker mit einem deutschen Gewande zu versehen und die köstlichen Gedanken der antiken Historiker und Dichter seinen bildungsbedürftigen Landsleuten zugänglich zu machen. Es ist der beste Beweis für den großen Einfluß, welchen Rudolf Agricola auf Freunde und Schüler geübt hat, daß ein vielbeschäftigter Jurist noch lange nach dem Tode des geliebten Lehrers seine beste Erholung in den bewunderten Alten sucht.

Ueber die Veranlassung zu seinen Uebersetzungen hat sich Plenningen in den Vorreden oder Widmungsepisteln mehrfach aus-

gesprochen. Nicht aus Begeisterung für die Schönheit der Antike hat er übersetzt, sondern aus didaktischen Gründen. Die Schriften der Alten schienen ihm die besten Wegweiser für das menschliche Handeln zu sein. So überträgt er die erste Catilinaria Ciceros, weil dieser ein Meister der Kunst sei, „wie man dem allerbösesten Menschen übel und sträflich zureden, und wie man einen Frommen loben soll". Es sei nützlich, Historien zu lesen, weil die Historie „ein Gezeug der Zeit, ein Licht der Wahrheit, eine Meisterin des Lebens, eine Verkünderin der Geschichten" sei. Seine verschiedenen Fürsten gewidmeten Schriften bezeichnet er als „Spiegel", in denen sie ihre Fehler erkennen können.

So ist Plenningen zwar keiner der ersten Namen in der Geschichte der deutschen Renaissance, aber doch eine achtungswerte Erscheinung, anziehend als der Freund von zwei sehr bedeutenden Männern, anerkennenswert als ein Bahnbrecher der deutschen Uebersetzungskunst. An dieser Uebersetzungsthätigkeit des Heidelberger Kreises beteiligte sich auch ein anderer Humanist, welcher an Ruhm die meisten seiner Zeitgenossen überstrahlt hat: Johannes Reuchlin aus Pforzheim, der tapfere Vorkämpfer der Wissenschaft gegen die Dunkelmänner, der Wiedererwecker des hebräischen Sprachstudiums und der Förderer der griechischen Sprachkenntnis in Deutschland.

Freilich hat er nur vorübergehend diesem Kreise angehört. Als er sich seit dem Tode des Herzogs Eberhard von Württemberg in Stuttgart wegen seiner einflußreichen Gegner nicht mehr sicher fühlte, da erinnerte er sich der freundlichen Einladung, die ihm einst Johann von Dalberg geschickt hatte. Flüchtig verließ er unter Zurücklassung seiner Frau im Jahre 1496 Stuttgart und wandte sich nach Heidelberg, wo ihn die humanistischen Gesinnungsgenossen mit offenen Armen aufnahmen. Eine Professur an der Universität erlangte er nicht; wir wissen aber auch nicht, ob er sie erstrebt hat. Doch machte ihn der Kurfürst Philipp zum Vorstand der Bibliothek, die einst Rudolf Agricola verwaltet hatte, und bestellte ihn zum kurfürstlichen Rat und obersten Zuchtmeister seiner Söhne, in welcher Eigenschaft er eine jährliche Besoldung von 100 Gulden, zwei Pferde und ein Hofkleid erhielt. Mehrfach hat er mit seiner diplomatischen Gewandtheit und seinen juristischen Kenntnissen dem pfälzischen Hofe wertvolle Dienste geleistet, und seine amtlichen Aufträge haben ihn sogar bis nach Rom geführt. Solange er in Heidelberg weilte, nahm er in vollen Zügen teil an dem humanistischen Treiben. Wenn die Freunde beisammen saßen, da drehte sich das Gespräch bald um theologische Fragen oder, wie Reuchlin einmal sagt, um „die Schätze der alten Dogmen", bald kamen ihre eigenen litterarischen Leistungen und die humanistischen Zeitgenossen an die Reihe. Ja es gab kaum einen wissenschaftlichen

Gegenstand, für welchen sich die Zeitgenossen interessierten, der nicht gelegentlich hier zur Sprache gekommen wäre. Reuchlin hatte oft einen Theologen zum Gegner, dessen Beredsamkeit, wenn er warm wurde, einem reißenden Waldbach glich, und der in seinem Eifer alle Zweifel und Bedenken niederzudonnern suchte. Reuchlin, der seine Freude daran hatte, bei jedem Gegenstande das Pro und Contra zu erörtern oder, wie er nach dem Vorgange Ciceros dafür irrtümlich sagt, alles auf „aristotelische Weise“ zu behandeln, gab sich aber nicht so leicht gefangen und brachte trotz des gegnerischen Eifers seine skeptischen Bedenken mit der größten Ruhe vor, so daß er sich selbst als ein zweiter Arkesilas oder Karneades erschien. Eine persönliche Verstimmung trat deshalb unter den Streitenden nicht ein. Ja es kam oft vor, daß, wenn derselbe Theologe das Bett hüten mußte, Reuchlin ihn aufsuchte und bis tief in die Nacht hinein, bis 2 und 3 Uhr mit ihm debattierte. Aber nicht bloß im gelehrten Disput, auch beim Becher stellte er seinen Mann. David Friedrich Strauß spricht in seiner plastischen Art von der „stattlichen imponierenden Gestalt Reuchlins, der, so mäßig er für gewöhnlich lebte, es bei Gelegenheit doch wohl ertrug, einmal mit seinem Freunde Vigilius in Heidelberg bis tief in die Nacht dessen Weine durchzukosten, auf die Gefahr hin, im Nebel des Erwachens am anderen Morgen die Kleider mit denen des Freundes zu verwechseln“. Auch in der Umgegend scheint Reuchlin sich Freunde gemacht zu haben, wenigstens sehnte sich der Pfarrer des am Neckar oberhalb Heidelberg schön gelegenen Städtchens Neckarsteinach später sehr nach Reuchlin, als dieser Heidelberg wieder verlassen hatte.

In Heidelberg dichtete Reuchlin auch seine Komödie Sergius, seit den Werken der Gandersheimer Nonne Roswitha die erste lateinische, im Stile des Terenz geschriebene Komödie in Deutschland. Die Dichtung ist gegen seinen Feind am Hofe des Herzogs Eberhard d. j. von Württemberg, den Mönch Holzinger, gerichtet. Das Stück darf nicht nach den Gesetzen beurteilt werden, welche wir jetzt bei dramatischen Dichtungen anwenden; denn es fehlt ihm beinahe ganz an dramatischer Entwickelung. „Geistlos ist das Stück keineswegs, nicht ungeschickt in der Erfindung, aber durchaus arm an szenischer Einrichtung.“ „Das Stück macht ohne Zweifel im Lesen einen besseren Eindruck als beim Spielen,“ sagt Ludwig Geiger, der Biograph Reuchlins. Aufgeführt wurde das Stück nicht, weil Dalberg als zu gefährlich davon abriet. Um aber das Verlangen der jungen Leute nach einer Theateraufführung zu befriedigen, schrieb Reuchlin die Scenica progymnasmata oder Henno, eine lustige Farce, der es aber nicht an einer höheren Tendenz fehlt. Daneben übersetzte er griechische Texte ins Lateinische, ferner auch griechische und lateinische ins Deutsche. Ja Dalberg

hatte ihm diese Uebersetzerthätigkeit zu einer Art von Ehrenpflicht gemacht. Von den Uebertragungen in das Deutsche hat sich nur eine Probe erhalten, das erste Buch der Tusculanen von Cicero, welche aber erst in Stuttgart abgeschlossen wurde. Reuchlin schickte sie in einer schön geschriebenen Pergamenthandschrift, die in Heidelberg noch zu sehen ist, an Kurfürst Philipp, den er damit über den Tod seiner Gemahlin Margareta trösten wollte. Denn Cicero zeige in den Tusculanen, wie wir auf dem Wege der Vernunft uns der Beschwerung durch tägliche Bekümmernis entledigen können. Seine Sprache hat übrigens zahlreiche Eigenheiten des schwäbischen Dialektes, ist aber für damalige Zeiten leicht verständlich und fließend.

Indessen hatten sich in Stuttgart die Verhältnisse geändert, und Reuchlin dachte an die Rückkehr, denn seine Bestallung von seiten des Kurfürsten Philipp lautete nur auf ein Jahr. Doch hat er sich bei seinem Weggang von Heidelberg im Jahre 1499 nicht definitiv verabschiedet. Die Freunde hofften vielmehr und wohl auch er selbst auf eine baldige Rückkehr. Nachdem der treffliche Mann geschieden war, empfand man schmerzlich den großen Verlust: keiner der Heidelberger konnte die große Lücke ausfüllen, und es beginnt nun die Reihe der Versuche, den Gelehrten wieder in den Heidelberger Kreis zurückzulocken. Ja Dalberg schickte sogar der Gattin Reuchlins gelegentlich einen Wagen mit gutem Pfälzer Wein, damit sie ihren Gemahl wieder ziehen lassen solle. Aber solche handgreiflichen Gründe wie die schönsten lateinischen Briefe waren erfolglos: Reuchlin kehrte nicht mehr wieder. Er hat später, als er seine Stuttgarter Stellung zum zweitenmal aufgeben mußte, nicht am Neckar, sondern in Bayern eine neue Heimat gefunden. Ohnedem war dem fröhlichen Heidelberger Kreise nur noch ein kurzes Leben bestimmt, was freilich im Jahre 1499 niemand ahnen konnte. Im Leben Reuchlins, dem es an düsteren Schlagschatten nicht fehlte, ist der kurze Heidelberger Aufenthalt eine sonnige Episode, ein schönes Idyll, das wir Heidelbergs und seinethalben nicht missen möchten.

Wenn Reuchlins bedächtiges und ernsthaftes Wesen sich auch gelegentlich von dem pfälzischen Frohsinn mit fortreißen ließ und er unter guten Freunden kein Spielverderber war, so bleibt doch der charakteristische Zug seiner Persönlichkeit das schwäbische Grübeln, ja die schwäbische Schwerfälligkeit. Er bildet dadurch einen entschiedenen Gegensatz zu einem anderen Humanisten, der ihn so hoch verehrte, daß er ihn in einer panegyrischen sapphischen Ode mit fast klassischem „Flügelschlag“ gefeiert hat, **Konrad Celtis**. Dieser war von der Natur nicht zum grübelnden Gelehrten bestimmt. Er ist eine echte Künstler- und Poetennatur. Ihn charakterisiert nicht schwäbischer Tiefsinn, in ihm pulsiert das warme Blut der lebensfrohen und genußliebenden Mainfranken. Ueber

die meisten humanistischen Zeitgenossen ragt er durch dichterische Begabung um eines Hauptes Länge hervor.

Früh schon regte sich in dem lernbegierigen Bauernsohn, dessen Durst nach Wissen in dem Heimatsdorf Wipfeld am Main nicht gestillt werden konnte, die Wanderlust, die ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat. „Er liebte ausdauernd," sagt die Lebensbeschreibung, welche seine rheinischen Freunde nach seinem Tode verfaßten, „die Sonne, Wälder, Berge, Wanderungen und Bäder." Heimlich dem ländlichen Vaterhause entfliehend, wandte er sich nach Köln, um an der dortigen Universität sich die ersehnten Kenntnisse zu sammeln. Aber auch hier war seines Bleibens nicht, und der glänzende Ruhm Rudolf Agricolas zog ihn nach Heidelberg, wo er wenigstens für einige Zeit noch den gefeierten Friesen hören konnte. Dessen bald darauf erfolgter Tod drückte ihm von neuem den Wanderstab in die Hand, und sein unruhiger Geist führte ihn weit durch die deutschen Lande nach Italien und von da nach halbjährigem Aufenthalt wieder nach Deutschland und Polen.

Wenn er auch nicht lange in dem gefeierten klassischen Lande, dem Gegenstand der Sehnsucht für jedes Humanistenherz, hatte bleiben können, so hatte er doch z. B. in Florenz gesehen, welche Förderung den humanistischen Wissenschaften aus dem Zusammenschluß gleichstrebender Gelehrten erwuchs. Wenn seine von den übermütigen Italienern barbarisch gescholtene deutsche Heimat dem durch Natur und Geschichte ungleich mehr begünstigten Italien ebenbürtig an die Seite treten wollte, mußte sie ähnliche Einrichtungen schaffen. An tüchtigen Gelehrten, welche die Altertumswissenschaft pflegten, hatte Deutschland keinen Mangel; aber dieselben lebten zerstreut da und dort, und außer dem idealen Bande gleichen Strebens verknüpfte sie keine engere Gemeinschaft. Ein reger Briefwechsel verband zwar einzelne, die persönlich befreundet waren, aber nirgends gab es in Deutschland eine Einrichtung, die etwa mit der platonischen Akademie in Florenz verglichen werden konnte.

Celtis hat nun bei seinen vielen Kreuz- und Querzügen durch das deutsche Land an vielen Orten Versuche gemacht, gelehrte Gesellschaften zur Pflege der klassischen Studien ins Leben zu rufen. In seinen Epigrammen nennt er selbst vier solcher Sodalitates; aber nur zwei, die Sodalitas litteraria Rhenana und Danubiana, die rheinische und die Donau-Gesellschaft, scheinen thatsächlich Leben gehabt zu haben. Wenn er aber gelegentlich von sieben solcher Gesellschaften spricht, so unterliegt wohl keinem Zweifel, daß wir darin bloß Zukunftspläne des unermüdlichen Mannes oder gar Phantasien des Dichters Celtis vor uns haben. Es existieren keine Thatsachen, daß dieselben je vorhanden gewesen sind.

Von der rheinischen Gesellschaft wußte die Phantasie und Pragmatik früherer Zeiten sehr viel zu erzählen, aber obgleich seit etwa 100 Jahren die handschriftliche Briefsammlung des Celtis auf der Wiener Bibliothek der Wissenschaft zugänglich geworden, welch wichtige und reich fließende Quelle früher so gut wie unbekannt war, so sind die Angaben über die rheinische Gesellschaft doch sehr dürftig. Vergeblich sucht man in den Schriften des Celtis und seiner zahlreichen Freunde nach Angaben über die Statuten oder Einrichtungen der Sodalitas. Die Zeit der Gründung mußte durch gelehrte Kombination erschlossen werden, und ihr Ende kennt man nicht. Die Lebensbeschreibung, welche die rheinische Gesellschaft von ihrem Stifter veröffentlicht hat, schweigt gleichfalls auffallenderweise vollständig über alle berührten Punkte. Die Namen ihrer Mitglieder sind nur dadurch bekannt, daß sie der von Celtis besorgten Ausgabe der Werke der Roswitha je ein Distichon beigefügt haben. Aber ob früher die Zahl der Sodales größer oder kleiner gewesen, und welche die Namen der Folgezeit sind, ist ebenfalls nicht bekannt. Im ganzen sind es gelegentliche und spärliche Angaben bei Celtis und anderen, durch deren sorgfältige Sammlung sich die Geschichtschreibung ein ungefähres Bild der rheinischen Gesellschaft zu entwerfen strebt. Diese Dürftigkeit des Materials ist gewiß kein Zufall. Die rheinische Gesellschaft hat vermutlich nie die große Bedeutung gehabt, welche die phantasiereiche Geschichtschreibung späterer Zeit ihr beilegte. Oder sollte ein absichtliches Verschweigen die Ursache von allem dem sein? Sollte man in der That mit bewußter Tendenz über die Bestrebungen des rheinischen Humanistenkreises den Schleier des Geheimnisvollen ausgebreitet haben, etwa aus Furcht vor der Kirche, wie man schon gemeint hat, da diese solcher Neuerung abhold war?

Gegen das Ende des Jahres 1490 wanderte Celtis von Bayern durch Schwaben nach dem Rhein und besuchte dabei jedenfalls auch Heidelberg, wo das Haus Dalbergs und Wackers (Vigilius) das Quartier fahrender Poeten war. Hier mögen die vorbereitenden Schritte für die Gründung der Societas stattgefunden haben, aber Heidelberg selbst war nicht zum dauernden Sitz ausersehen. Daran war wohl weniger die ablehnende Haltung der Universität gegen den Humanismus schuld als der Umstand, daß Mainz für die Humanisten am mittleren Rhein (man denke z. B. an Trithemius in Sponheim) ein günstigerer Mittelpunkt war als das entlegene Heidelberg.

So wurde denn am 1. Februar 1491, am 32. Geburtstage des Celtis, zu Mainz die Sodalitas litteraria Rhenana, nach dem Stifter auch Celtica genannt, eröffnet. Den Vorsitz übernahm Johann von Dalberg, der sich durch seine einflußreiche Stellung und seine humanistische Bildung für dieses Amt eignete. Trotzdem

darf Celtis als der Mittelpunkt und die Seele der Gesellschaft angesehen werden. In verständiger Bescheidenheit zog er sich von dem Ehrenamt zurück, um der Sache zu nützen. Auch befähigte ihn seine Wanderlust, die ihn selten lange an dem nämlichen Orte duldete, wenig zum Leiter einer Gesellschaft, wenn dieselbe feste Gestalt gewinnen sollte. Wenn wir auch keine ausdrücklichen Nachrichten darüber haben, welches die Gegenstände waren, die in den Sitzungen behandelt wurden, so können dies doch kaum andere gewesen sein als humanistische.

Alles, was der weite Rahmen humanistischer Gelehrsamkeit einschloß, nicht bloß Kenntnis der klassischen Sprachen, auch die Realien, Altertümer, Astronomie, Geschichte u. s. w., wurden gewiß in den Bereich dieses Kreises gezogen. Der bekannte Codex epistolaris des Celtis dürfte uns ein ungefähres Bild von dem Treiben dieser Männer geben. Mit dem Ernste wissenschaftlichen Strebens verband sich die Lebenslust und Heiterkeit der Rheinländer. Wissenschaftliche Disputationen und witzige Scherzreden beim fröhlichen Becher, bei denen manchmal das erlaubte Maß in ungebundener Lebenslust überschritten wurde, hielten die frischen Gesellen oftmals zusammen, und selbst das geistliche Gewand einzelner Mitglieder war kein Hindernis, daß man nicht auch gelegentlich der Göttin der Schönheit opferte. Für das heitere Gemüt des Celtis war eine solche Gesellschaft, in welcher er seine Jovialität zur Geltung bringen konnte, ein Bedürfnis, und zugleich bot sich ihm hier ein dankbares Auditorium für seine litterarischen Arbeiten.

Von 14 Männern wissen wir bestimmt, daß sie Mitglieder der Gesellschaft gewesen sind, da sie als solche in der Ausgabe der Roswitha von Celtis genannt werden: voran steht der als Princeps sodalitatis litterariae per universam Germaniam bezeichnete Johann von Dalberg, Bischof von Worms. Es folgen sodann Johann von Trittenheim, Abt zu Sponheim, der sächsische Edelmann Heinrich von Bünau, Gesandter des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, der schwäbische Humanist Eitelwolf von Stein, genannt Hololycus de Lapide, der berühmte Willibald Pirkheimer zu Nürnberg, Johann Tolhopf oder Tolophus, Probst zu Forchheim und Domherr zu Regensburg, der Gräcist Heinrich Groninger oder Grieninger aus München, der Mathematiker Johann Werner, Pfarrer zu Wörth bei Nürnberg, Martin Pollich von Mellerstadt, Leibarzt des sächsischen Kurfürsten Friedrich, zugleich Dichter und Gelehrter, Johann Ziegler, latinisiert Lateranus, der Mathematiker Johann Stabius, der Rhetoriker Urbanus Prebusinus, beide zu Ingolstadt, Sebastian Sprenz (Sperantius) zu Dinkelsbühl und Konrad Celtis.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch noch andere Humanisten zu der Gesellschaft gehörten, aber wir können es kaum von einem

einzigen mit Sicherheit behaupten. Jedenfalls beweist die Zusammensetzung der Gesellschaft aus Mitgliedern, die meist weder in Heidelberg noch in Mainz lebten, daß der Schwerpunkt der Sodalität nicht in den vielleicht regelmäßigen, vielleicht auch nur gelegentlichen Zusammenkünften lag. Mehrere der erwähnten Sodales haben weder Heidelberg noch Mainz jemals in ihrem Leben betreten. Die rheinische Sodalität war eine Art von humanistischer Gelehrten-Republik, in der manche Mitglieder sich bloß durch brieflichen Verkehr nahe traten. Wenn Mainz oder Heidelberg als der Sitz derselben bezeichnet werden, so kann das nur den Sinn haben, daß die Gründung der Gesellschaft in Mainz erfolgt ist, und daß in der Folge zu Heidelberg, dem Wohnorte des Präsidenten Dalberg, mehr Mitglieder waren als an anderen Orten. So wurde Heidelberg, wenn man auch bei der Stiftung von der schönen Neckarstadt abgesehen hatte, doch das Centrum für den Humanistenkreis in West- und Süddeutschland.

Wir haben keine Nachrichten darüber, wie lange die rheinische Gesellschaft bestanden hat. Vermutlich hat sie mit dem Tode Dalbergs im Jahr 1503 aufgehört. Celtis war durch seine Berufung nach Wien dem rheinischen Kreise entrückt worden. Ohnedem bot ihm die Donaugesellschaft für seine Person reichen Ersatz für Mainz und Heidelberg. Gesellschaften mit so lockerer Organisation sind in ihrem Bestande an die Thätigkeit einzelner Personen, speziell des Präsidenten gebunden. Hört diese auf, so stirbt auch die Vereinigung eines stillen und schmerzlosen Todes, und ähnlich dürfte es der Sodalitas Rhenana ergangen sein.

Ein längerer Bestand wäre für die Gesellschaft vielleicht dadurch ermöglicht worden, wenn eine größere Anzahl Mitglieder, die nahe bei einander wohnten, sich in einem engen Kreis vereinigt hätten. Celtis selbst scheint etwas derart beabsichtigt zu haben. In seiner Schrift Septenaria Sodalitas zählt er nicht vier, sondern sieben solcher Gesellschaften auf, darunter einen Coetus Rhenanus Vangionus, einen Necaranus Hercinianus. Hätte dieser Vorschlag Gestalt gewonnen, so würde die rheinische Sodalität in zwei zerfallen sein, deren Mitglieder sich räumlich näher gerückt waren. Trithemius z. B., der eines der wichtigsten Mitglieder der Sodalitas Rhenana war, würde von seinen Heidelberger Freunden abgetrennt und dem Humanistenkreis von Worms-Mainz zugewiesen worden sein. Höchst wahrscheinlich blieb aber dieser Plan des Celtis, wie so vieles andere, was sein phantasiereicher und unruhiger Geist ausgedacht hat, bloß Projekt. Immer wieder neu auftauchende Pläne verdrängten die alten, und der frühe Tod des Dichters hat sie alle sterben lassen.

Sein ausgedehnter Briefwechsel macht uns noch mit mehreren anderen Männern dieses Kreises bekannt, die an Bedeutung zwar

nicht an Agricola, Dalberg, Reuchlin und Celtis heranreichen, die aber trotzdem nicht übergangen werden können. Dem Celtis am verwandtesten dürfte Johannes Wacker, bekannter unter dem humanistischen Namen Vigilius, gewesen sein. Er stammte aus dem Städtchen Sinsheim im Kraichgau, unweit Heidelberg, und war seit 1492 Professor der Jurisprudenz an der Hochschule. Mit Dalberg, Reuchlin und den anderen Heidelberger Freunden lebte der heitere und zugängliche Mann in ungetrübter Freundschaft, und auch bei Hofe galt er viel durch seine geschäftsgewandte Art. Ein großer Gelehrter scheint er allerdings nicht gewesen zu sein. Wenigstens hört man nichts von litterarischen Leistungen. Um so brauchbarer war er für Abwickelung praktischer Aufgaben gewesen. Wenigstens rühmte Kardinal Raimund, dem ihn die Universität zur Ordnung seiner Geschäfte beiordnete, seine Geschicklichkeit und Klugheit. Die Briefe des Vigilius an Celtis sind höchst unterrichtend für die Zustände in Heidelberg. In einem derselben ladet er den damals schon in Ingolstadt weilenden Celtis ein, nach Heidelberg zu kommen, um mit ihm und Jakob Wimpfeling eine gemeinsame Rheinreise zu Trithemius im Kloster Sponheim zu machen. Als Celtis nicht kam, mußten sie die Reise ohne den Freund antreten, und Vigilius berichtet sodann getreulich, wie sie in Frankfurt drei Tage lang bei allen Buchhändlern herumliefen, alle möglichen Bücher aufkauften, sodann von Dietrich Gresemund in Mainz sehr freundlich aufgenommen wurden, und Ostern mit Trithemius im Kloster Sponheim feierten, wo alles, nicht bloß Abt und Mönche, sondern selbst Hund und Steine griechisch seien. Es sei alles sehr schön gewesen, nur habe ihnen eines gefehlt, nämlich Celtis. Vigilius war vermöge seines heiteren pfälzischen Temperamentes so recht zur Freundschaft geschaffen, und Celtis hat den Freund durch eine schöne Ode gefeiert, in welcher er seine Freiheit von schmutziger Habsucht, seine Begeisterung für die Wissenschaften preist. „O wie hold," ruft er aus, „sind mir die Zeiten dahingegangen, da ich mit dir gemeinsam die Studien betrieb und unsere Herzen von wechselseitiger Liebe glühten!"

Weniger bedeutend, aber sehr dankbare Schüler des Celtis waren der sächsische Edelmann Heinrich von Bünau, Geheimschreiber der Herzöge Friedrich und Johann von Sachsen, und der Prämonstratensermönch Jakob Drakontius. Besonders der letztere hat seinen Lehrer warm ins Herz geschlossen und in fast zu überschwenglichen Ausdrücken ihm seine Dankbarkeit ausgesprochen. Ebenfalls mit Celtis in Verbindung steht der damals in Heidelberg sich aufhaltende Heinrich Spieß oder Cuspidius, aus dessen Feder wir einen Brief besitzen, in dem das Treiben des Heidelberger Kreises anschaulich geschildert ist. Vor allem aber

darf nicht vergessen werden, daß Celtis auch am Hofe des Kurfürsten Philipp vorübergehend eine Stellung als Lehrer der Prinzen gehabt hat, als ihn die Pest aus Ingolstadt vertrieben. Jedenfalls bleibt der Name des Celtis, dieses genialen Vertreters der deutschen Renaissance, unzertrennlich verbunden mit Heidelbergs humanistischer Blütezeit. Lernend und lehrend hat er dem hochbedeutenden Kreise angehört, durch welchen am Ende des 15. Jahrhunderts Heidelbergs Name durch alle Lande flog, und erst im fernen Wien hat er wieder Verhältnisse gefunden, die den in der Pfalz herrschenden verwandt und ebenbürtig waren. Des Celtis schöne lateinische Ode, in der er Heidelbergs malerische Lage besingt, ist eines der ersten Glieder in der langen Kette von Poesien, mit welchen die folgenden Jahrhunderte bis herab zur jüngsten Gegenwart die schöne Neckarstadt geschmückt haben.

Wenn des Celtis kirchliche Anschauungen stets problematisch gewesen sind, da sich wenigstens in seinen Werken ebenso viele skeptische als gläubige Aeußerungen finden, so ist das bei einigen Männern, welche ebenfalls dem Heidelberger Kreise angehören, vollständig anders. Obgleich mehr oder weniger von dem Geiste der Renaissance erfaßt, wurzeln sie doch so fest in der mittelalterlichen kirchlichen Anschauung, daß diese durch den Geist des klassischen Altertums nicht erschüttert wird. Nicht bloß der hl. Schrift, sondern auch den Vätern und Kanones der Kirche bringen sie die gleiche Achtung entgegen wie den griechischen und römischen Klassikern. Sie gestehen den heidnischen Schriftstellern, an deren Schönheit auch sie sich erfreuen, im Grunde nur einen formalen Wert zu. Die gereinigte lateinische Sprache sollte das Mittel hergeben, um den Glaubenswahrheiten ein zeitgemäßeres Gewand zu verleihen. Es lebte in ihnen kein Gegensatz zur Scholastik; das, was sie verwarfen, war nur das schlechte Latein und die abstruse Form der damaligen Wissenschaft. In ihrem Geiste hatte mittelalterliche Gläubigkeit und die Begeisterung für das klassische Altertum eine Art von Vernunftehe geschlossen, bei der sich leben ließ, ohne daß eine innere Verschmelzung der beiden widerstrebenden Elemente auch nur versucht wurde. Diese Männer, die zu den ersten Namen des oberrheinischen Humanismus zählen, heißen Jakob Wimpfeling, Johannes Trithemius, Abt zu Sponheim, Adam Werner von Themar und Pallas Spangel. Diese vier untereinander geistesverwandten Männer stehen aber in keinem Gegensatz zu den früher genannten, selbst zu Konrad Celtis nicht, dessen Denkweise der ihren am fremdartigsten ist. Vielmehr sind sie alle durch unlösliche Bande der Freundschaft verbunden. Der leichtsinnige und unsittliche Celtis ist der hochgeschätzte Lehrer und geliebte Freund des frommen Trithemius, und letzterer ist stolz darauf, dem fahrenden Poeten in seinem Kloster Sponheim Gast-

freundschaft angedeihen lassen zu können. So dichtet z. B. der fromme Werner eine lateinische Ode an Hasa, die polnische Geliebte des Celtis, worin er dieselbe auffordert, die nicht sehr platonischen Wünsche ihres Liebhabers zu erfüllen. Der sittenstrenge Wimpfeling wechselt herzliche Briefe mit Celtis, obgleich dieser mit fast cynischer Offenheit seine zahlreichen Liebeshändel, bei denen es oft sehr derb hergeht, in seinen Amores gebeichtet hat. Es ist in der That ein merkwürdiges Bild, welches der inhaltreiche Briefwechsel dieses Gelehrtenkreises bietet. In den zahlreichen Schreiben, welche uns selbst das innerste Treiben dieser Männer enthüllen, begegnet uns bei aller Verschiedenheit des Berufes, der Anlagen und Bestrebungen nirgends ein störender Mißton. Es herrscht unter diesen Männern eine gegenseitige Achtung und Verehrung, die oft fast an Vergötterung streift. Die gemeinsame Begeisterung für die Schönheit der Antike verband sie zu einer edeln Freundschaft, die frei blieb von dem Neide und der Mißgunst gegen den begabteren Mitstreiter, ein schöner Beweis, daß die humanen Wissenschaften auch ihre Vertreter zu humanen Menschen machen können.

Jakob Wimpfeling aus Schlettstadt, „der Altvater des deutschen Schulwesens“, ein rechter Vertreter des oberrheinischen Humanismus in seiner Tüchtigkeit wie seiner Beschränktheit, hat zweimal dem Heidelberger Kreise angehört, das erste Mal von 1469—1483 als Lernender und Lehrer, das zweite Mal von 1498—1501 ausschließlich als Lehrer der Hochschule. Er ist der einzige unter den genannten Männern, welcher auch die so schnell vergangene erste Blütezeit des Heidelberger Humanismus erlebt hat. Trotz seiner strengen Grundsätze ist er ein Freund des Matthias von Kemnat gewesen, der ihn so hoch geschätzt hat, daß er von seinen nichts weniger als eleganten lateinischen Versen Proben in seine Chronik verwebte. Als er das zweite Mal nach Heidelberg kam, hatte er bereits einen schriftstellerischen Namen, und schon früher hatten sich auch Beziehungen zu dem kurpfälzischen Hofe entwickelt. Während seines zweiten Heidelberger Aufenthaltes entstanden zwei seiner pädagogischen Hauptschriften, Agatharchia und Adolescentia, letztere im wesentlichen eine Art von Blütenlese aus den Klassikern, nach pädagogischen Gesichtspunkten ausgewählt. Der Kurfürst Philipp nahm den regsten Anteil an Wimpfelings Bestrebungen und war ihm ein gütiger Patron. Wimpfeling vergalt diese Gunst mit der größten Dankbarkeit und Ergebenheit gegen den Fürsten und seine Familie. Die Verbindung mit Celtis datierte schon aus früherer Zeit: letzterer schenkte ihm seine neuen Gedichte, und Wimpfeling schickte ihm dafür seine eigenen, damit er sie verbessere. Besonders befreundet war er mit dem geistesverwandten Werner von Themar, wovon noch geredet werden soll.

Unter den briefschreibefrohen Humanisten gibt es wenige, deren Verbindungen so mannigfaltig und weitverzweigt waren als die des Abtes **Johannes Trithemius** vom Kloster Sponheim, eines vertrauten Freundes Wimpfelings und der anderen Mitstrebenden, des Verfassers einer ganzen Reihe historischer Arbeiten, von denen einige bis zur Stunde unentbehrliche Quellen für den Historiker sind. Kaum findet sich unter den Zeitgenossen ein bedeutenderer Gelehrter im westlichen Deutschland, mit welchem er nicht persönlich oder brieflich verkehrt hat. Die zwei von Freher veröffentlichten Bücher seiner Epistolae familiares enthalten nur einen kleinen Teil seiner vielseitigen und langjährigen Korrespondenz. Sein Kloster bildete ein beliebtes Reiseziel für wandernde Humanisten, und die gastliche Art, womit der freigebige Abt die lateinischen Poeten aufnahm, dürfte mit ein Grund gewesen sein, daß später die unzufriedenen Mönche ihren gelehrten Abt der Verschleuderung des Klostergutes beschuldigen konnten. Trithemius erfreute sich auch am Heidelberger Hofe hohen Ansehens, und bei verschiedenen Gelegenheiten bediente sich Kurfürst Philipp seines Rates. Im Jahre 1501 besuchte letzterer sogar mit seinen Söhnen Ludwig und Ruprecht den gelehrten Abt in seinem Kloster, in der Absicht, mit Trithemius sich zu unterreden und seine viel besprochene und besungene Bibliothek, das Wunder der Zeit, zu besichtigen. Umgekehrt lud auch Philipp später den Abt nach Heidelberg ein, welcher Einladung der gefällige Mann trotz seines Wechselfiebers Folge leistete.

Ein litterarisches Denkmal seines Verkehrs mit dem Kurfürsten Philipp ist seine Schrift über die bayerischen Herzöge und Pfalzgrafen: Chronicon successionis ducum Bavariae et comitum Palatinorum, welche er dem fürstlichen Gönner gewidmet hat. Der gelehrte Abt hatte sich bisher durch theologische Schriften bekannt gemacht: mit dem Chronicon beginnt die lange Reihe seiner historischen Arbeiten, denen er bis zum Erwachen der historischen Kritik in der Neuzeit seinen Hauptruhm zu verdanken hat. Die Schrift, welche biographisch geordnet ist, beginnt mit dem „Herzog Boiarus, der vor dem trojanischen Krieg mit einem ungeheuren Heer aus Armenien in das Bayerland gekommen sein soll, allwo er die bisherigen noch rohen und von Eicheln lebenden Einwohner ausgetrieben hat“.

Die Darstellung ist bis zur Gegenwart heruntergeführt, ohne daß jedoch Philipp selbst behandelt wäre. Auch über dessen großen Vorgänger, „den bösen Fritz“, geht er kurz hinweg. Nachdem er seines Verhältnisses mit Klara Dettin und der daraus entsprungenen zwei Söhne gedacht hat, bemerkt er, weil die Thaten und Kriege Friedrichs allgemein bekannt seien, wolle er sie mit Stillschweigen übergehen.

Da anzunehmen ist, daß das Buch auf Wunsch des Kurfürsten

Philipp entstanden ist, bleibt es ein weiteres Zeugnis dafür, daß am damaligen Pfälzer Hofe Gelehrsamkeit und Bildung eine verständnisvolle Pflege gefunden haben. Insbesondere aber ist es ein Beweis, wie man die Geschichte hochgehalten hat. Es ist eine weitverbreitete Vorstellung, daß das wiedererwachende Verständnis des klassischen Altertums im 15. Jahrhundert sich ausschließlich auf das Begreifen und Erneuern der schönen Form der klassischen Litteratur beschränkt habe. Man denkt sich unter Humanisten gerne solche Gelehrte, die mit einer ziemlichen Geringschätzung des Inhaltes ihr Hauptstreben auf die Nachbildung klassischer Formenschönheit verwendeten. In der That gab es auch solche, die in der Nachahmung ciceronischer Perioden oder vergilischer Verse den höchsten Triumph der „besseren Wissenschaften" sahen. Aber dieses rein formale Ideal würde ein kurzes Leben gehabt haben, wenn nicht schon frühzeitig das Interesse für den Stoff hinzugetreten wäre und der äußeren Form Fleisch und Blut und damit frisches Leben verliehen hätte. Man fragte bald nicht mehr bloß, wie haben Cäsar, Livius, Plinius u. a. dieses oder jenes dargestellt, sondern zur Frage nach dem „wie" gesellte sich auch die nach dem „was". So wurde die Erneuerung der klassischen Form zu einer Wiederbelebung der antiken Gedankenwelt. Die humanistischen Lehrer ließen sich ebensosehr die Pflege der sogenannten Realien, der Geschichte, der Mathematik, der Astronomie und manche auch die der Astrologie wie der Sprachenkenntnis angelegen sein. Der Name des Humanisten Matthias von Kemnat hat auch in der Geschichte der Historiographie einen guten Klang. So hat Agricola oder Reuchlin oder vielleicht beide zusammen auf Verlangen des Kurfürsten Philipp eine Weltchronik zusammengestellt, die uns leider verloren gegangen ist. Die historischen Leistungen Wimpfelings sind zu bekannt, um noch besonders erwähnt werden zu müssen.

Außer Wimpfeling ist im ganzen Heidelberger Kreise dem frommen Trithemius keiner mehr geistesverwandt als Adam Werner von Themar an der Werra. Wo er seine erste Ausbildung erhalten hat, ist nicht bekannt. Später hat er in Heidelberg studiert. Seine humanistische Bildung verschaffte ihm eine Lehrerstelle an der Lateinschule zu Neustadt a. H. Vermutlich empfahlen ihn seine dortigen Erfolge dem kurpfälzischen Hofe in Heidelberg, an den er 1488 als Erzieher berufen wurde. In einem lateinischen Gedichte nahm er Abschied von seinen bisherigen Schülern, und zugleich richtete er eine sapphische Ode an die Gottesmutter, worin er dieselbe anfleht, daß sie seine Schüler zum Rechten führen möge.

Der Kurprinz Ludwig, den er zunächst zur Erziehung anvertraut erhielt, war damals zehn Jahre alt; doch hat Werner auch bei der Erziehung anderer Söhne des kinderreichen Kurfürsten mitgewirkt. In dieser Stellung weilte er meist in Heidelberg; doch

zog er auch gelegentlich mit dem Hofe in die schönen pfälzischen Schlösser Dilsberg am Neckar, Lindenfels im Odenwald und Schwetzingen in der fruchtbaren Rheinebene, besonders wenn das stets wiederkehrende Uebel jener Zeit, die Pest, Heidelberg heimsuchte.

Seine Bemühungen als Erzieher scheinen von Erfolg gekrönt gewesen zu sein. Es gelang ihm in der That, seinen Zögling für die Wissenschaften zu interessieren: als derselbe 1494 ins Feldlager ziehen mußte, nahm er den Humanisten Jodocus Gallus aus Ruffach mit sich, „wie einst Alexander der Große seinen Aristoteles und Kallisthenes mit sich führte," sagt ein höflicher Humanist, um auch unter dem Lärme der Waffen der wissenschaftlichen Unterhaltung nicht zu entbehren. Der Kurprinz lernte sogar lateinische Verse machen, von denen wir noch Proben besitzen. Wenn auch der Erzieher nicht alles aus seinen Zöglingen machen kann, so darf doch bei wohlgelungener Erziehung ein Teil des Verdienstes dem Pädagogen zugerechnet werden, der in mehrjähriger Arbeit auf den heranreifenden Jüngling eingewirkt hat. Der ruhige Ernst Ludwigs V. und die Gemessenheit seines ganzen Wesens, seine bedächtige und solide Art ist ein Segen geworden für die Pfalz.

Die Thätigkeit des Erziehers erfüllte jedoch nicht alle Wünsche Werners. Auch scheint ihm noch freie Zeit zu anderweitiger Beschäftigung geblieben zu sein. Er las an der Universität über klassische Autoren, 1489 über Persius, 1491 über Juvenal und 1492 über Statius. Nicht alle Erfahrungen, die er in dieser Stellung machte, waren angenehmer Natur, und er mußte sogar gelegentlich eine poetische Aufforderung an einzelne Zuhörer richten, ihm doch auch das Kollegiengeld zu bezahlen. Aber selbst diese Doppelthätigkeit gewährte seinem strebsamen Geist nicht volle Befriedigung. In einer schönen lateinischen Ode klagte er im Jahre 1492 dem Kurfürsten sein Leid, wie ihn seine Neigung zur Rechtswissenschaft hinziehe. Wenn andere sich an Krieg oder Jagd oder Reichtum erfreuten, so strebe er nach Erkenntnis des Rechts. Zugleich fleht er die Freigebigkeit Philipps an, um sich die akademischen Grade in der juristischen Fakultät erwerben zu können. Seine Bitte fand ein geneigtes Ohr, und bald konnte Werner in lateinischen Distichen dem Kurfürsten, „der Zierde des Vaterlandes," für Erfüllung seines Wunsches danken.

Damit hatte Werner in der That das Feld gewonnen, auf dem er die Hauptthätigkeit seines Lebens entfaltet hat. Er wurde Lehrer der Rechtswissenschaft an der Universität Heidelberg. Es ist bemerkenswert, wie viele unter den Humanisten Juristen geworden sind. Nicht bloß der berühmte Ulrich Zasius in Freiburg war Lehrer der Jurisprudenz, auch in Heidelberg selbst gehörte, abgesehen von Dalberg und Dietrich von Plenningen, auch Johann Wacker oder Vigilius von Sinsheim, der juristischen Fakultät an.

Die poetische Thätigkeit ist von da an für Werner nur nebensächlich. Sie füllt seine seltenen Mußestunden aus, und öfters klagt er seinen Freunden, wie ihn die Pandekten nicht loslassen und ihm deshalb die sanften Musen zürnen.

Werner hat sich auch an jenem Streite über die unbefleckte Empfängnis der Maria beteiligt, welcher um die Wende des 15. Jahrhunderts die Gemüter von Humanisten und Mönchen lebhaft erhitzt hat. Die Frage, ob Maria in Erbsünde oder ohne sie von ihrer Mutter Anna empfangen worden sei, war schon eine Streitfrage des Mittelalters gewesen. Während der Orden der Dominikaner die unbefleckte Empfängnis leugnete, behauptete der gegnerische Orden der Franziskaner sie um so entschiedener. Das Konzil von Basel hatte in seiner 36. Sitzung den 17. September 1439 die unbefleckte Empfängnis der Maria als orthodoxe Lehre festgesetzt, aber da das Konzil mit der Zeit häretisch geworden war, so blieb die viel verhandelte Frage trotz dieses Beschlusses eine offene. Im oberen Rheinthal scheint schon lange der Glaube an die unbefleckte Empfängnis verbreitet gewesen zu sein. 1492 schrieb Jakob Wimpfeling eine Verherrlichung der Maria, betitelt „De triplici candore Mariae", und teilte das Manuskript seinen Freunden mit. Eine Anzahl derselben beantwortete die Zusendung mit lateinischen Gedichten, darunter auch Werner, welcher in Distichen den Wunsch aussprach, Wimpfeling möge seine Schrift drucken lassen. Dieser Aufforderung entsprach Wimpfeling 1493, und unter den das Werk empfehlenden Gedichten des Anhangs steht auch das Werners.

Aber der Streit war damit nicht beendet: er wurde vielmehr jetzt mit noch größerer Heftigkeit geführt. In Heidelberg trieben es Dominikaner und Franziskaner, bei denen dieser Streit erblich geworden war, allmählich so schlimm, daß der Kurfürst im Jahre 1501 den Mitgliedern der Universität verbot, einer angekündigten Disputation über die unbefleckte Empfängnis Mariä zwischen den beiden Orden beizuwohnen, und als sich trotz des Verbotes dennoch einzelne beteiligten, wurden sie um sechs Gulden gestraft. In Frankfurt a. M. predigten der Franziskaner Johann Sprenger und der Dominikaner Wigand Wirt, welch letzterer schon früher Wimpfeling befehdet hatte, gegeneinander, und Wirt verklagte schließlich seinen Gegner bei seinen Vorgesetzten. Die Sache wurde Thomas Wolf d. ä. in Straßburg zur Entscheidung vorgelegt, und Sprenger wählte sich Sebastian Brant zum Rechtsbeistand. Wirt bekam Unrecht und appellierte nun nach Rom. Wie sehr die Gemüter über diese echt scholastische Frage erhitzt waren, ergibt sich daraus, daß sogar der leichtfertige Celtis mit seiner Dichtergabe an diesem Streite teilnahm. Als Freund des Trithemius war er ein Gegner Wirts, und in lateinischen Distichen greift er den streitbaren Dominikaner an, welcher die Jungfrau Maria beflecke und für die Gelehrten bereits zum Gespötte geworden sei.

Papst Alexander VI. legte übrigens beiden Teilen Stillschweigen auf, aber ohne Erfolg; denn im Juni 1502 erschien eine Schmähschrift gegen Sebastian Brant und seine Gefährten, und auffallenderweise findet sich hier Werner von Themar unter den Gegnern seiner früheren Freunde. Derselbe Werner, welcher ein Lobgedicht auf die hl. Anna, die Mutter der Gottesgebärerin, seinem Freunde Trithemius geschickt, damit es derselbe mit seinem eigenen Gedichte auf die hl. Anna drucken lasse, derselbe Werner, der in panegyrischer Weise nach Humanistenart Wimpfelings Verherrlichung der Maria gepriesen hatte, erscheint plötzlich im feindlichen Lager, ohne daß wir den Grund dieser auffallenden Erscheinung mit Bestimmtheit wüßten. Wie mag sein innig geliebter Trithemius diese Sinnesänderung aufgenommen haben?

Es können hier Werners vielfache Beziehungen zu dem Theologen Eychmann, dem pfälzischen Kanzler Ramung, seine poetische Feindschaft gegen den Franzosen Gaguinus nur flüchtig erwähnt werden. Besonders vertraut war er mit mehreren Mönchen, z. B. mit Nikolaus von Neidenstein, Abt in dem benachbarten Cisterzienserkloster Schönau, und dem Mönche Wendelin in dem gleichen Kloster, ferner mit Konrad Leontorius in der berühmten Abtei Maulbronn. Auch an dankbaren Schülern hat es ihm nicht gefehlt: es seien Augustin Brechtel aus Neustadt a. H. und Johann Herbst aus Lauterburg namentlich erwähnt.

Einen bedeutenden Bestandteil seiner Gedichte bilden die Marienlieder. Wenn ihm sonst der Vers manchmal schwer wird und häufig der Ausdruck sehr weit entfernt ist von der durchsichtigen Klarheit und Anschaulichkeit etwa eines Celtis, so scheinen sein Talent jeweils einen höheren Schwung, seine Verse schöneren Fluß, sein Ausdruck größere Freiheit zu bekommen, wenn er religiöse Stoffe behandelt. Man fühlt es diesen Gedichten recht wohl an, daß hier sein Herz mit dabei war. Das Marienlied, welches dem Klerus vielfach die Stelle des Minneliedes vertrat, ist ein echt mittelalterliches Erzeugnis, und doch haben die erste und zweite Humanistengeneration trotz vielfachen Widerspruches gegen kirchliches Wesen dasselbe mit vollster Hingebung gepflegt. Neben den schönen Liedern auf die Gottesgebärerin von Brant und Wimpfeling werden aber auch Werners Lieder ihre Stelle behaupten. Für Werner ist die Himmelskönigin in allen Nöten seine letzte Zuflucht. Kommt die Pest ins Land oder drücken ihn schwere Sorgen, so wendet er sich an Maria. Sie ist keusch und rein, sie thront hoch oben über den Sternen und hat Macht über die ganze Welt. Ein Gebet oder Gelübde zu Maria hilft in allen Fällen. Einen tiefen Blick in die religiöse Stimmung des Dichters läßt besonders ein Gedicht thun, in welchem der Dichter in seinem Sündenbewußtsein die Gottesmutter um Wunden anfleht. Ganz im Geiste mittel-

alterlicher Mystik versenkt er sich in die Betrachtung der Leiden Christi und der Schmerzen Marias: er will lernen diese Schmerzen mitzufühlen, und dazu bittet er, daß sein Herz durchbohrt werde.

Eine besondere Vorliebe hat Werner für metrische Epitaphien. Keine Gelegenheit zu einem Epitaphium läßt er sich entgehen, und oft dichtet er für denselben Toten gleich mehrere. Manche derselben ahmen den Stil des klassischen Altertums insofern nach, als sie den Toten in erster Person zum Leser sprechen lassen. Als einfache Grabschriften erheben übrigens die meisten nicht den Anspruch auf epigrammatische Schärfe.

Werner selbst dachte sehr bescheiden, vielleicht zu bescheiden über seine poetische Gabe. Am besten gelingt ihm die Odenform. Daneben hat er sich auch noch Verdienste als Uebersetzer klassischer Autoren ins Deutsche erworben, die er beinahe alle dem Kurfürsten Philipp gewidmet hat. Werners Muse verstummte mit den Jahren, und seine letzten Gedichte scheinen aus dem ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts zu sein. Die Beschäftigung mit der Jurisprudenz, welche ihm seine Professur an der Universität auferlegte, hat vermutlich lähmend auf seine poetische Produktion gewirkt. Vor allem aber dürfte die vollständige Isolierung von gleichstrebenden Männern, wie sie schon das zweite Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts für Heidelberg gebracht hat, das Verstummen dieses lateinischen Sängers erklären. Alle die Männer, mit welchen und für welche er gedichtet hat, waren weggezogen oder gestorben. Wo die Anregung und die dankbaren Hörer fehlen, da versiegt auch allmählich der Quell der Poesie, besonders wenn zahlreiche Berufsgeschäfte den Geist mit anderem Inhalt füllen. Werner starb erst den 7. September 1537 und wurde in der Heiligengeist-Kirche beigesetzt. Auf seinen Grabstein setzte man das Distichon:

Volvere qui legum, Wernhere, volumina noras,
Doctor Adam, hic tandem conderis, orte Themar.

Zu den geistesverwandten Persönlichkeiten, mit denen Werner freundlich verkehrte, gehörte auch Pallas Spangel aus Neustadt a. H. Er ist eine der einflußreichsten Persönlichkeiten an der Heidelberger Universität um die Wende des 15. Jahrhunderts, seit 1470 Lehrer an der theologischen Fakultät und später Vice-Cancellarius der Hochschule. Bei verschiedenen wichtigen Gelegenheiten wurde er zum Sprecher der Universität bestimmt. Er ist eine Persönlichkeit, die in Charakter und Bildung vielfache Aehnlichkeit mit Wimpfeling hat, dessen Lehrer und Freund er auch war. Wie dieser ein Gegner der alten scholastischen Methode, war er doch kein unbedingter Vertreter des neuen Geistes, und bei verschiedenen Gelegenheiten hat er auch öffentlich gezeigt, wie wenig Neigung er hatte, mit den unbedingten Vertretern des Humanismus zu gehen. Dieser hatte für ihn wesentlich eine formale Bedeutung,

mit ihm wollte er dem alten Gedanken eine neue Form geben, die mehr nach dem Geschmack der Zeit war. Seine Hauptbedeutung hat Spangel dadurch, daß er tüchtige Schüler herangezogen hat. Der bedeutendste unter diesen ist unstreitig Philipp Melanchthon. Dessen freier Geist ließ ihn auch in späterer Zeit, als er bereits in der neuen Kirche Stellung genommen hatte, über seinen ehemaligen Lehrer in der anerkennendsten Weise urteilen. Melanchthon hat ihm zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrt. Noch im Jahre 1539, also viele Jahre nach Spangels Tod, rühmt er von ihm, daß er ein reineres und sorgfältigeres Latein sprach und ein gewichtigeres Urteil hatte als alle seine theologischen Kollegen.

Die litterarische Thätigkeit Spangels war keine ausgedehnte. Die ihm öfters zugeschriebene Ausgabe der Sermones Humberti rührt nicht von ihm her. Schwerlich hat er außer Gelegenheitsreden wissenschaftliche Werke veröffentlicht. Seine Stellung und seinen Ruf verdankte er offenbar seiner Lehrgabe auf dem Katheder, indem man in jener Zeit bei Berufungen nicht in erster Linie auf die Zahl wissenschaftlicher Publikationen, sondern auf die Lehrbefähigung sah. Mit diesem didaktischen Talente vereinigte Spangel eine Reihe schöner Eigenschaften, die ihn als Menschen verehrungswürdig machten. Nach einer 36jährigen Thätigkeit an der Universität starb er den 17. Juli 1512. Er ist eine eigentümliche und für die Universität charakteristische Persönlichkeit: aufs innigste befreundet und verbunden mit Humanisten, die ihn zum Teil als ihren Lehrer hoch verehren, lebt er doch ganz in der altkirchlichen Weltvorstellung. Das bessere Latein, das er von Agricola gelernt hat, hat bei ihm bloß formalen Wert. Dabei bleibt er eine erfreuliche Erscheinung als ein sittenreiner und edler Kleriker in einer Zeit, da die Klagen über die Unsittlichkeit und Unwürdigkeit der Geistlichen ganz allgemein waren.

Das waren die hauptsächlichsten Vertreter des Humanismus in Heidelberg. Die Hochschule selbst kann nicht unbedingt als Repräsentantin des neuen Geistes bezeichnet werden, wie z. B. Erfurt. Nur einige der genannten Männer hatten eine feste und geachtete Stellung, und schon im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts löst sich der glänzende Humanistenkreis auf. Agricola ist längst gestorben, Dalberg und Spangel folgen ihm im Anfang des Jahrhunderts; Reuchlin, Wimpfeling, Celtis und andere ziehen weg, um nie wieder zurückzukehren. Von der ganzen vielbewunderten Schar bleibt einzig Werner von Themar übrig, bei dem die Pandekten die Musen verscheuchen. Das „goldene Zeitalter“ Heidelbergs, wie Melanchthon sich ausdrückt, war von kurzer Dauer, und erst die reorganisierte und protestantisch gewordene Universität in der Mitte und zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts strahlt wieder in ähnlichem Glanz wie die Zeit Agricolas und Dalbergs.

Es liegt nahe zu fragen, wie sich denn die Studentenschaft zu dem glänzenden geistigen Leben Heidelbergs verhalten habe? Wurde sie von demselben ergriffen und fortgerissen, oder ist sie stumpf und teilnahmlos geblieben? Wir sind gewohnt, die mittelalterlichen Studenten uns als renommierende und faulenzende Bummler oder halbgelehrte Landstreicher zu denken, die, das Barett mit wallender Feder auf dem Haupte, den scharfgeschliffenen Degen an der Seite, in theatralischer Kleidung auf den Straßen der Städte oder sonst im Lande sich beschäftigungslos umhertreiben und ungeheure Quantitäten von Spirituosen zu sich nehmen können; Leute, denen alles mehr am Herzen liegt als die Aneignung von Kenntnissen. Es ist das ein Zerrbild der Wirklichkeit, an dem gewisse Kulturhistoriker nicht geringe Schuld tragen, welche die Auswüchse studentischen Lebens so drastisch zu schildern lieben, daß über dem Auswuchs der gesunde Teil akademischer Art ganz vergessen wird. Mit demselben Rechte könnte man heute die Bedeutung und Leistungen einer deutschen Universität nach der Zahl der farbigen Mützen in den Straßen oder der Zahl der Nachtskandale bemessen. Wahr ist, daß der mittelalterliche Student häufig ein „flotter Bursche" war, der mit dem Degen und dem Humpen besser Bescheid thun konnte als mit der hl. Schrift oder dem Corpus juris. Es ist auch zuzugeben, daß auf sämtlichen mittelalterlichen Universitäten sich viele Studenten befanden, die in wüstem Treiben die beste Zeit ihres Lebens und die Gesundheit ihres Körpers nutzlos vergeudeten, aber neben diesen gab es doch offenbar auch sehr viele fleißige und arbeitsame junge Leute, die das Studium zu ihrem Hauptzwecke machten. Von diesen gewiß zahlreicheren Studenten spricht man weniger, weil sie sich weniger laut gebärdeten. Man darf deshalb das studentische Leben nicht sowohl nach den Kriminalakten der Universitätsarchive als nach den zahlreichen Denkmälern wissenschaftlichen Strebens darstellen.

Ein solches Denkmal besitzen wir gerade für Heidelberg in einem Manuale scholarium, dessen Veröffentlichung ein Verdienst Zarnckes ist. Da auf der Universität das Lateinsprechen verlangt wurde, viele Studenten aber dessen nicht mächtig waren, wenn sie die Hochschule bezogen, so suchte der unbekannte Verfasser des „Studentenhandbuchs" durch lateinische Gespräche, welche sich auf alle möglichen Gegenstände erstrecken, worüber sich Studenten unterhalten, zu der genannten Fertigkeit anzuleiten.

Die Sprache des Buches beweist freilich, daß die humanistischen Kenntnisse des Verfassers sehr gering waren. Aber es ist bei ihm der gute Wille für die That zu nehmen. Wenn er auch nur schlechtes Latein schreibt, so verteidigt er doch die Poetae und Oratores gegen die Angriffe der Philosophen und Juristen. Bereits zeigt sich eine Abneigung gegen scholastische Klopffechtereien; da=

gegen wird Cicero als Philosoph und Lehrer für das Leben empfohlen.

Zu den fleißigsten Studenten, die Heidelberg je gehabt hat, gehört der kleine Philipp Schwartzert, dessen Name der berühmte Großonkel Reuchlin in Melanchthon gräzisierte. Ein Manuale scholarium brauchte der erst zwölfjährige Knabe nicht zu studieren, als er 1509 die Universität bezog; denn er brachte tüchtige Kenntnisse im Lateinischen und Griechischen von der Pforzheimer Lateinschule mit. Als er im Jahre 1509 immatrikuliert wurde, war die humanistische Blütezeit Heidelbergs vorbei; von dem glänzenden Kreise von ehemals waren nur noch Werner von Themar und Pallas Spangel übrig. In des letzteren Hause fand der Neuangekommene Aufnahme. Aber die Erinnerung an die kaum entschwundene Blütezeit lebte noch in ungebrochener Frische daselbst, und die Erzählungen Spangels sowie anderer älterer Männer wurden für Melanchthon ein Schatz, von dem er sein ganzes Leben gezehrt hat. Vielfach in Reden und Briefen hat er diese schöne Zeit geschildert, wo Philipp seinen Musenhof um sich versammelt hatte und Heidelberg eine der glänzendsten Leuchten der Wissenschaft in Deutschland war. Die zwei ältesten lateinischen Gedichte, die wir von Melanchthon besitzen, sind in Heidelberg gedichtet worden, und Jakob Wimpfeling, der Freund seines Pflegevaters Spangel, hat sie durch den Druck bekannt gemacht. Diese lateinischen Verse beweisen, daß der jugendliche Verfasser seinen Vergil mit Erfolg gelesen hat. Den 11. Juni 1511 erhielt der 14jährige Student die Würde eines Baccalaureus. Als er aber später auch die Würde eines Magister liberalium artium erlangen wollte, wurde ihm das abgeschlagen, indem einige Professoren seine große Jugend geltend machten. Freilich ist es nicht unwahrscheinlich, daß der eigentliche Grund nicht in seiner Jugend, sondern in seinen humanistischen Neigungen zu suchen ist. Als nun im Juni 1512 der verehrte Spangel starb, verließ Melanchthon noch im Herbste Heidelberg, um in Tübingen seine Studien fortzusetzen. Die Engherzigkeit der scholastischen Professoren hat Heidelberg um den Ruhm gebracht, die erste Stätte der Lehrthätigkeit des großen Praeceptor Germaniae gewesen zu sein. Für sein späteres Wirken wurde trotzdem der dreijährige Heidelberger Aufenthalt von großer Bedeutung. Melanchthon steht keinem unter den früheren deutschen Humanisten näher als dem Friesen Agricola. Das in Heidelberg erloschene Licht glimmte später wieder in Wittenberg auf; geschützt von der welthistorischen Bewegung der Reformation, hat es im deutschen Norden ein längeres Leben gehabt und mächtiger geleuchtet als seinerzeit in der schönen Neckarstadt.

Die Unglückstage von Mantua.

Von

H. v. Zwiedineck-Südenhorst.

Mantua liegt nicht an einer Hauptlinie der landesüblichen italienischen Reiserouten, bei Tage erreicht man es nur in Personen-Zügen, denen man in einer so einförmigen, also langweilenden Gegend, wie es die Strecke Modena-Verona ist, gern aus dem Wege geht. Von dem modernen Mantua werden sich wenige unserer Leser eine Vorstellung machen, und was bedeutet es auch? Eine Landstadt, umschlossen von einem Ringe verfallender Befestigungen, eine Landstadt mit Getreidehandel, Gerbereien, Mühlen, Pferdemärkten, elenden Gasthäusern, aber einer ungewöhnlich großen Zahl gut erhaltener Kirchen, ruinenhafter Paläste und altertümlicher Bauwerke. Wo aber wären die letzteren auf italischem Boden nicht zu finden? Um ihrer willen setzen sich behagliche Reisende doch nicht gerne der Sumpfluft aus, die hier nur zu häufig böse Fieber im Gefolge hat. Man verschmerzt es, die Corte Imperiale, S. Andrea, den Palazzo Te und die Accademia Virgiliana nicht gesehen zu haben, wenn man den Po oder die Etsch wieder hinter sich hat und die gesunde Luft atmet, die vom Apennin oder von den Alpen her weht. Die historische Erinnerung reicht für Mantua im allgemeinen auch nicht sehr weit zurück, man besinnt sich allenfalls, daß Mantua dereinst den festesten Punkt des Festungsviereckes gebildet hat, in welchem Oesterreich seine letzten italienischen Besitzungen verteidigen zu können gehofft hatte, man denkt an die Todesstätte des vielbesungenen Andreas Hofer, an die Ausdauer des braven, aber unglücklichen General Wurmser, der den Platz neun Monate gegen den jungen Bonaparte hielt, und schließlich dämmert in dem Kenner der „Emilia Galotti" oder des „Rigoletto" eine ziemlich unsichere Vorstellung von dem lockeren Hofleben der Gonzaga auf, „die hier in dem Schlosse gehauset".

Dennoch gehörte Mantua dereinst zu den schönsten und reichsten Residenzen der ganzen Halbinsel, es war als Kunststadt berühmter als Florenz und überragte an Glanz und Ueppigkeit Mailand und Genua. Kaum zwei und ein halbes Jahrhundert sind verflossen, seitdem das herrliche Leben, wie es Hof und Adel Mantuas führen konnte, im Munde der gebildeten Welt gepriesen und — manchmal nicht ohne Grund — verlästert zu werden pflegte. Heute ist es selbst in der einheimischen Bevölkerung nahezu vergessen, nur die gelehrte Welt und einzelne Freunde der Kunst- und Altertumswissenschaft bemühen sich seit einigen Jahrzehnten, von der verschollenen Pracht Kunde zu geben und die schriftlichen Denkmäler mantuanischer Geschichte zu sammeln und zu bewahren, wie es namentlich in dem pietätvoll geleiteten „Archivio Gonzaga" geschieht. Die Mittel hierzu sind aber nicht sehr belangvoll, und es scheint wenig Anregung zur Vermehrung derselben gegeben zu werden, denn merkwürdigerweise hat man in den jüngsten Tagen nicht etwa daran gedacht, einen Fond zur Erhaltung der dem Ruin entgegengehenden Prachtbauten, wie des durch die großartigen Freskobilder Giulio Romanos berühmt gewordenen Palazzo Te zu schaffen, sondern man hat eine weitgreifende Agitation für ein grandioses Denkmal Virgils in Scene gesetzt, obwohl dem Andenken dieses mit besonderem landsmannschaftlichen Stolze gefeierten Dichters, dessen Wiege in Pietole nächst Mantua gestanden haben soll, bereits eine Büste auf der Piazza Virgiliana gewidmet ist. Ein römischer Kritiker hat in der Besprechung meines ersten Bandes der „Politik der Republik Venedig während des dreißigjährigen Krieges" in exaltierten Worten dem Gefühle der Scham darüber Ausdruck gegeben, daß die dankbarsten und interessantesten Partien der italienischen Geschichte immer zuerst von Fremden behandelt werden; er möge es mir nun verzeihen, wenn ich mich neuerlich erkühne, unseren Lesern Einiges von der Blüte und dem tiefen Falle Mantuas zu erzählen, für deren Kenntnis die italienischen Historiker mit Ausnahme des rühmlich zu erwähnenden Carlo d'Arco sehr wenig oder richtiger fast nichts gethan haben. Durch den Genannten wurden für die Geschichte des Kunstlebens in Mantua, sowie der städtischen Verfassung und Verwaltung äußerst wertvolle Dokumente veröffentlicht, die Katastrophe, welche dem Wohlstande der hervorragendsten Residenz der vielverzweigten Gonzaga ein jähes Ende bereitete, erwähnt er aber nur flüchtig, da ihn eine genauere Darstellung derselben zu tief in die politische Geschichte geführt hätte. Auch die allgemeine Geschichte hat sich bis jetzt nur sehr oberflächlich mit dieser Partie beschäftigt, fällt sie doch mitten in eine Fülle von Ereignissen, welche alle Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nehmen, gerade in die Zeit der ersten Abdankung Wallensteins, des Regensburger Konventes und der Vorbereitung der

schwedischen Invasion durch Gustav Adolf. Man hat lange Zeit kaum eine Ahnung davon gehabt, daß der Verlauf des „Mantuaner Erbfolgekrieges" und das siegreiche Auftreten Wallensteinscher Corps in Oberitalien nicht wenig zur Beschleunigung der Landung des großen Schwedenkönigs auf deutschem Boden mitgewirkt haben.[1] Indem ich diese Beziehung zu den großen Hauptaktionen, von denen alle Welt weiß und immer mehr zu wissen wünscht, nur beiläufig andeute, glaube ich doch bei manchem Leser, der allzu weitschichtiges Detail als verwirrend und ermüdend meidet, die Sanktion für meine Erzählung erwirken zu können, da ich ihm die Aussicht eröffne, durch die hervorragendsten Momente derselben eine Vervollständigung und Bereicherung jener historischen Bilder zu gewinnen, die ihm längst vertraut geworden und bedeutungsvoll erschienen sind.

Francesco Bertelli, ein gelehrter und umsichtiger Topograph, dessen „Teatro delle cittá d'Italia" gerade in demselben Jahre in dritter Auflage erschienen ist, in welchem Mantuas Glücksstern zu erbleichen begann, widmet dieser Stadt sehr begeisterte Worte, er hält sie — eingeschlossen von Seen und Sümpfen — für eine der festesten von Italien. Sie erscheint ihm weit, gut gebaut und geziert mit reich ausgestatteten Palästen, in welchen er die Bilder Andrea Mantegnas und die in der „Grotte" des Palazzo bei Signori aufgehäuften Kostbarkeiten besonders bewundert. Die Antiken und Seltenheiten, deren Vereinigung an dieser Stelle er dem Kunstsinne der Isabella von Este, Gemahlin des Markgrafen Franz II. († 1519), zuschreibt, seien danach beschaffen, jeden großen Geist in Verwunderung zu setzen („far maravigliare ogni grande ingegno"), die Bewohner seien ebenso geneigt, sich mit den Waffen wie mit den Wissenschaften, mit Handel und Gewerbe zu beschäftigen; sie hätten an allem Ueberfluß, was man zum irdischen Leben gebraucht. Ganz entzückt spricht Bertelli von dem Schlosse Marmirolo unweit Mantua mit königlich eingerichteten Zimmern, früchtereichen Gärten und staunenerregenden Wasserkünsten, sowie von den Fresken Giulio Romanos im Palazzo Te (d'Alté). Unser Martin Zeiller, dessen bei Merian verlegte Reisebücher jedem Kunstsammler bekannt sind, war in den Jahren 1628 und 1629 wiederholt in Mantua und weiß daher Wunderdinge von den dort aufgespeicherten Schätzen zu berichten. Er muß jedoch zu größtem Leidwesen erwähnen, daß zur Zeit, als er die Beschreibung verfaßte (die erste Auflage des Itinerarium Italiae erschien 1640), von all den Herrlichkeiten nur noch sehr wenig erhalten gewesen sein dürfte. Seine Neugierde wird namentlich durch die Natu-

[1] Durch den zweiten Band meiner „Politik der Republik Venedig" und Johannes Bührings „Venedig, Gustav Adolf und Rohan" dürften die in dieser Hinsicht wünschenswerten Aufklärungen geboten werden.

raliensammlung erregt, er wird auch nicht müde, die Seltenheiten derselben aufzuzählen. Da fanden sich Petrefakte, „eines Menschen Herz, daran man noch die Adern und die Feiste gesehen“, Ameisen in Kristall, schwarze und weiße Korallen, Austern an einem Degen, „ausgebalgte fünf Krokodil“, „ein Hydra mit sieben Köpfen“, „ein Meerpferd aus Aegypten“, Paradiesvögel, Salamander u. s. w. Besonders kostbare Gegenstände, wie die prachtvollen Waffen, mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt, ein 15 Schritt langer Kasten mit etlichen Centnern Silbergeschmeid, ein Tisch aus Silber, zwölf Apostel aus Silber, die vordem dagewesen sein sollen, waren bei Zeillers Anwesenheit nicht mehr vorhanden, sondern — wie er meint — nach Venedig in Sicherheit gebracht, oder — wie wahrscheinlicher — zu Rüstungszwecken in Geld verwandelt. Auch das berühmte 7 Fuß lange „Einhorn“ fand er nicht vor. Trotzdem waren eine Menge der schönsten Kunstschreine noch immer mit den mannigfachsten Objekten von hohem Werte angefüllt, darunter mit sehr vielen antiken Bronzen und Statuen, geschnittenen Steinen, Spiegeln in Gold und Diamantenfassung, türkischen Rüstungen mit Rubinen und Türkisen, einem „ganzen Kasten voll von Uhrwerk und mathematischer Sachen, heidnischer Götzen und dergleichen unzählbar viel Dings“. Und doch verschwindet dieses vielgerühmte Geräte vor der Bedeutung der Gemäldegalerie, über welche uns ein Inventar, an dem man vom 12. Januar bis 3. März 1627 gearbeitet hat, erwünschten Aufschluß gibt.[1] Es werden darin bei tausend Bilder aufgezählt und im Gesamtbetrage auf 74000 Lire Mantuane geschätzt, die ungefähr einem Geldwerte von 19000 Franken entsprechen. Heute würde man durchschnittlich für jedes einzelne Bild diese Summe bezahlen; denn es befanden sich darunter 42 Giulio Romano, 15 Mantegna, 14 Tizian, 9 Breughel (Jan), 4 Guido Reni, 2 Correggio, 2 Andrea del Sarto, 1 Rafael, 1 Leonardo da Vinci, 1 Paolo Veronese u. s. w. Aus den übrigen inventarisierten Gegenständen wollen wir nur einzelne namhaft machen, jedoch auch deren Schätzwert beisetzen, der von ihrer Kostbarkeit eine Vorstellung gibt, wenn man die Ziffern in das Verhältnis zu der für die Gemälde angesetzten Summe bringt; da gab es einen Schreibtisch aus Ebenholz (Augsburger Arbeit) mit Silberfiguren (12000 L.), einen anderen Schreibtisch in Form eines Triumphbogens (2400 L.), 2 Bergkristallspiegel in Ebenholz mit Diamanten, Rubinen und Perlen (10000 L.), eine „Anconetta“ von Bergkristall, Ebenholz, Diamanten und Perlen (27000 L.), ein Altarstück aus Silber und Edelsteinen (12000 L.) u. dgl. Und dies alles war nicht durch Zufall, aus leidenschaftlichem Sammeleifer oder Geiz zusammengebracht worden, sondern aus Freude an

[1] Im zweiten Bande von Carlo d'Arcos „Delle arti e degli artefici di Mantova“.

Schönheit und Luxus. Inmitten des Glanzes und einer Welt von Kunst bewegte sich ein Geschlecht von fürstlichem Rang und fürstlicher Gesinnung, das den Lebensgenuß in seiner höchsten Steigerung zu würdigen verstand und für sich in Anspruch nahm. Ja, diese Gonzaga waren die echten Kinder der Renaissance, anregungsfähige, empfängliche Naturen, ritterlich, schnell bereit, den Degen zu ziehen und sich mit ihren Feinden zu messen oder auch als Bundesgenossen des Kaisers gegen die Ungläubigen zu kämpfen, dann wieder in Gesellschaft von Künstlern und schönen Frauen Wochen und Monate zu schwelgen, künstlerische Entwürfe zu prüfen und in den neu geschaffenen Prunkgemächern, in den lauschigen Laubgängen ihrer Gärten oder auf dem magisch beleuchteten Spiegel der dieselben durchziehenden Gewässer wundervolle Feste zu feiern. Und diese Frauen! Es gibt wenige Familien, in welchen Frauenschönheit und Geist durch Generationen hindurch in so auffälliger Weise herrschend gewesen wäre, als bei den Gonzaga. Die schon genannte Isabella eröffnete den Reigen in den Tagen der schönsten Blüte der Renaissance als die reizendste Personifikation derselben, sie war die Freundin Ariosts und des Aldus Manutius, der die berühmten Klassikerausgaben in seiner Offizin zu Venedig veranstaltet hat, sie studierte die Unterschiede zwischen dem Cupido des Praxiteles und dem des Michel Angelo, welche sie beide für ihre Sammlung erworben hatte,[1] und führte Korrespondenzen mit den hervorragendsten Kennern der Antike und der damals modernen Kunst. Eine Porträtmedaille Isabellas, welche das kaiserliche Münzkabinett in Wien bewahrt, wird Benvenuto Cellini zugeschrieben, Leonardo da Vinci malte sie im 24., Tizian im 58. Lebensjahre.[2] Sie war wesentlich beteiligt an der Schöpfung des Mantuaner Theaters, welches nebst dem von Ferrara das am vollkommensten entwickelte von Italien war, besonders was äußeren Prunk und scenische Ausstattung betraf. Ihre Tochter Eleonore, vermählt an den Herzog Franz von Urbino, jedoch lange Zeit im Exil in Mantua lebend, scheint die Mutter an Schönheit noch übertroffen zu haben, sie saß Tizian, der sie viermal porträtiert hat, zu seiner „Venus von Urbino", ihr Bruder Federigo war im intimsten Verkehre mit Tizian und Giulio Romano, der sich dauernd in Mantua niederließ. Der Kunstsinn dieses ersten Herzoges von Mantua vererbte sich auf seinen Enkel Vincenz I., der nicht nur

[1] Bentelli bringt darüber den seltsamen Satz: „Doi Cupidini uno antico e l'altro moderno; questo prima vedendolo pare cosa meravigliosa, ma paragonandolo al primo tanto par mancare di reputatione quanto perde un' animale vivo da un morto."

[2] Darüber handelt ausführlich J. Wastler in s. Aufs. „Kunst und schöne Frauen an einem italienischen Fürstenhofe". Beil. zur Wiener Abendpost 1879. S. 134, 135, 136.

Isabellas Sammlungen vermehrte, sondern auch die Freude an dem persönlichen Umgange mit Künstlern dadurch bewies, daß er Rubens mit einem Jahresgehalte von 400 Dukaten an seinen Hof berief und ihm sechs Jahre hindurch Gelegenheit bot, an den bedeutendsten Kunststätten Italiens Genuß und Bildung zu suchen. Leider verstand es dieser Fürst aber nicht mehr, seine künstlerischen Neigungen mit seinem Vermögen in Einklang zu erhalten und die Ordnung des eigenen wie des Staats-Haushaltes vor Lockerung zu hüten. Der Luxus, der seine Ahnen zu Wohlthätern ihres Landes gemacht, weil er in den Schranken verständiger Mäßigung gehalten wurde, artete unter ihm zu sinnloser Verschwendung aus, die den Rückgang des Wohlstandes seiner Familie und des Herzogtums zur Folge haben mußte. Das Verständnis für den Ernst und die Weihe der Kunst war ihm verloren gegangen, sie war ihm nur ein Mittel der Zerstreuung, wie seine Kriegszüge gegen die Türken auf kein anderes Ziel gerichtet waren, als sich in glänzendem militärischen Aufzuge, umgeben von eleganten Kavalieren und reichgekleideter Dienerschaft, vor den deutschen Fürsten zu zeigen. Es kann uns nicht überraschen, daß unter solchen Verhältnissen auch die Moralität des Mantuaner Hofes in ein bedenkliches Schwanken geriet, das selbst die nachsichtigsten Zeitgenossen verurteilen mußten. Seit Vincenz' I. Regierung sinken die Ehen im Hause Gonzaga zu Formalitäten herab oder sie werden die Quelle von Streit und politischen Zerwürfnissen; an Stelle der legitimen Frauen herrschen Maitressen und ähnliche Frauenzimmer, der Familiensinn schwindet mehr und mehr, die Familie selbst siecht dahin, verwelkt, stirbt ab. Von Vincenz' I. drei Söhnen starb Franz IV. zehn Monate, nachdem er zur Regierung gekommen war (1612), und hinterließ eine Tochter aus der Ehe mit Margarete von Savoyen, die Prinzessin Maria; Ferdinand († 1626) und Vincenz II. († 1627) blieben ohne eheliche Nachkommenschaft. Der letztere, der in den 11 Monaten seiner Regierung Zeit gefunden hatte, eine große Zahl von Bildern der besten Meister, Tizian, Correggio, G. Reni, Andrea del Sarto, Tintoretto, an den König von England zu verkaufen, führte einen höchst ärgerlichen Scheidungsprozeß mit seiner Gemahlin Isabella Gonzaga da Novellara, Witwe des Prinzen von Bozzolo, in welchem er dieser den Vorwurf machte, sie habe ihn durch Zauberkünste an sich gelockt und gezwungen, sie zum Weibe zu nehmen.

Mit Vincenz II. erlosch die Hauptlinie der Mantuanischen Gonzaga. Der Eintritt dieser Thatsache war seit Jahren vorausgesehen und von der europäischen Diplomatie in reifliche Erwägung gezogen worden. Ganz plötzlich war daraus eine cause célèbre, eine „Frage" geworden, und dieselbe Stadt, die bis dahin der Mittelpunkt sorglosesten Wohllebens gewesen war, das höchstens

durch pikante Damenintriguen angenehm unterbrochen wurde, kam auf einmal zu der zweifelhaften Ehre, ein Mittelpunkt der Politik zu werden, welchen die drei christlichen Großmächte Europas, Spanien, Frankreich und der Kaiser in den Kreis ihrer Macht zu ziehen sich bemühten. Der durch das Erbrecht zunächst zur Nachfolge berufene Zweig der Gonzaga war nämlich der französische. Der dritte Sohn des Herzogs Federigo, der schöne Lodovico, hatte sich am Pariser Hofe aufgehalten und dort Gelegenheit gefunden, eine „brillante Partie“ zu machen. Es war Henriette, die einzige Tochter des letzten frankoburgundischen Herzoges, welche ihm die schönen Herzogtümer Nevers und Rethel zubrachte, als deren Besitzer er Pair der Krone Frankreich und selbstverständlich auch sehr bald französisiert wurde. Denn an dem Hofe der Maria von Medici assimilierte sich italienisches und französisches Wesen sehr rasch und leicht, auch konnte es dem Prinzen eines Hauses, das keine besonders ausgesprochene politische Tradition besaß und die Lehensabhängigkeit vom deutschen Kaiser nie für etwas anderes als eine bedeutungslose Form anzusehen gewohnt war, nicht besonders schwer fallen, seine eigenen Interessen mit denen der Krone Frankreich in Wechselwirkung zu bringen. Lodovicos Sohn Karl war der nächste Anwärter des Herzogtums Mantua und als solcher der natürliche Bundesgenosse Frankreichs in dessen Kampf gegen die Tendenz Spaniens, sich in Oberitalien eine unbeschränkte Herrschaft zu gründen. Als offener Gegner des Herzogs von Nevers trat Karl Emanuel von Savoyen auf, der das Montserrat, das mit Mantua verbunden war, für sich in Anspruch nahm. Eine Verständigung auf Grund des Teilungsprincipes war da ausgeschlossen, denn für Frankreich war gerade das Montferrat mit seiner festen Hauptstadt Casale der erwünschteste Besitz. Von dieser aus konnte man mit größter Leichtigkeit die für Spanien so wichtige Verbindung zwischen Genua und Mailand stören, zugleich hatte man Savoyen ganz in der Gewalt und eine Etappe auf der Straße nach Graubünden, wo ja französischer und spanischer Einfluß längst sich zu messen gewohnt waren. Mit den Interessen Frankreichs gingen die der Republik Venedig Hand in Hand, da diese von der Vergrößerung der spanischen Macht in Oberitalien am meisten zu besorgen hatte. War ihr Gebiet von dem der deutschen und spanischen Habsburger völlig eingeschlossen, dann konnte bei günstiger Gelegenheit das Verlangen der letzteren nach den wohlhabenden Städten und Landschaften der Terraferma unwiderstehlich und ein Kampf um die eigene Existenz für die Republik unvermeidlich werden. Die Gefahr schien um so drohender, seitdem die konservative Politik des Wiener Hofes durch Wallenstein in ihr Gegenteil verkehrt worden war. Kaiser Ferdinand II. beschränkte sich vorläufig darauf, die kaiserliche Autorität über das

Reichslehen Mantua zu wahren, er hatte keine Ursache, die friedliche Lösung der Erbfolgeangelegenheit auszuschließen, solange seine militärischen Kräfte durch den dänischen Krieg an der Ostsee gebunden waren. Außerdem übten die verwandtschaftlichen Beziehungen zum Hause Gonzaga einigen Einfluß auf sein Verhalten. Die Kaiserin Eleonore war die Schwester der Herzoge Franz, Ferdinand und Vincenz II., sie wünschte lebhaft die Erhaltung der Selbständigkeit ihres Stammlandes und ihrer Familie, welche sich gerade bei ihrer Vermählung zum letztenmal im vollsten Glanze gezeigt hatte. Von den Festlichkeiten, die zum Abschiede der Prinzessin in Mantua veranstaltet worden waren, hatte man in ganz Europa gesprochen, besonders von dem Festspiele, welches der Ingegniere Bertazzolo in Scene gesetzt hatte.[1] Eleonore bewies durch ihre Erscheinung, daß sie schöne Frauen unter ihren Ahnen zählte, der Nuntius Caraffa nennt sie „una bellezza più che ordinaria", und zudem brachte sie ihrem kaiserlichen Bräutigam nicht nur ein schönes Stück Bargeld, dessen er stets sehr bedürftig war, sondern auch eine kleine Schatzkammer als Mitgift mit, die sich der berühmten Rudolfinischen Sammlung würdig angereiht hat. Ein Inventar ihres Besitzes an Silber, Gold und Geschmeide, das sich im kaiserlichen Hausarchive zu Wien vorfand, weist allein 3600 Diamanten auf. Ferdinand war ihr mit großer Liebe zugethan, sein sehnsüchtiges Verlangen nach einer zweiten Ehe, das ihm nach dem Tode seiner ersten Frau Maria Anna von Bayern so viele unbehagliche Stunden bereitet hatte, war in einer Weise befriedigt worden, die seine schönsten Hoffnungen zu übertreffen geeignet war. Die große Anhänglichkeit an den Fürsten von Eggenberg, seinen vertrautesten Minister und Ratgeber, war durch das Gelingen der Werbung, welche der Fürst in Mantua vorgebracht hatte, noch befestigt und gesteigert worden. Eggenberg selbst trug sich gerade damals mit der Absicht, einen engeren Anschluß der italienischen Staaten, namentlich Venedigs, an die kaiserliche Regierung zu-

[1] Bertazzolo hat sein Werk, das den Sieg Amors (der reinen Liebe) über Cupido (die sinnliche Liebe) behandelt, der Nachwelt in einem sehr wertvollen Büchlein beschrieben. Die ganze Götterwelt erschien darin, teils in den Wolken, teils auf der Erde, man sah ein Schneegestöber, einen Meeressturm, segelnde Schiffe, Walfische, Tritonen u. s. w. J. Wastler bemerkt in seiner bereits erwähnten Abhandlung: „Wenn uns berichtet wird, daß nach einer Scene finsterer Nacht, in welcher es kein anderes Licht gab, als das von den Sternen und vom Monde kommende, allmählich die Finsternis schwand und am Himmel ‚una bellissima Aurora' sich erhob, so dürfen wir bei der Gewissenhaftigkeit, mit der die Renaissance alles Antike nahm, voraussetzen, daß diese Aurora nicht nur wirklich bellissima war, sondern auch in Erscheinung und Kostümierung sich insofern an das Griechische anschloß, wie wir es in unserer heutigen, durch die Bühnenpolizei und die modernen Schicklichkeitsgesetze etwas verwässerten Theaterantike nicht zu sehen gewohnt sind, und daß auch die Venus, welche im Stücke spielt, an historischer Treue nichts zu wünschen übrig gelassen haben wird."

stande zu bringen; er hatte daher Ursache, die Stimmung Italiens für den Kaiser günstig zu gestalten, andererseits war er klug genug, sich in keinen Gegensatz zu der Kaiserin zu setzen, wenn ihn nicht die Umstände gebieterisch zwangen. Von seinem guten Willen, ihr in den Angelegenheiten ihres Hauses zu dienen, sollte Eleonore zum mindesten überzeugt werden.

Der Herzog von Nevers sandte zu Ende des Jahres 1627 seinen Sohn, den jugendlichen Prinzen Karl von Rethel, ins Mantuaner Land, um beim Absterben des regierenden Herzogs sofort von Stadt und Gebiet im Namen seines Vaters Besitz zu ergreifen; auch hatte er die Aufgabe, das Haus Nevers noch fester an die Gonzaga zu knüpfen, indem er die einzige vorhandene Erbtochter, die aus der Ehe Franz' IV. mit Margarete von Savoyen entsprossene Prinzessin Maria zum Weibe nahm. Als der Prinz, der schon in Paris ein Liebling der Frauen gewesen war, vor dem Kloster erschien, in welchem Maria bis dahin zurückgehalten worden war, flog das Mädchen ihrem Befreier in die Arme und ließ sich sofort zum Traualtar führen. Am Christtage um 3 Uhr nachmittags wurde in aller Stille Hochzeit gemacht, um 8 Uhr abends war Herzog Vincenz II. eine Leiche. Als die Gesandten von Spanien und Savoyen von der jungen Ehe Kenntnis erhielten, die man ihnen verheimlicht hatte, half ihr Protestieren so wenig als der Aerger und Verdruß des Großvaters Karl Emanuel: Marias Erbrecht verstärkte das ihres Gemahls, der im Namen seines Vaters die Regierung der mantuanischen Lande unter der lauten Zustimmung der ganzen Bevölkerung antrat. Nevers hatte unterdessen in Paris seine Sache der Königin-Mutter dringend ans Herz gelegt und alles zu Geld gemacht, was er an entbehrlichen Wertgegenständen besaß. Damals kamen die Kartons der berühmten „Trionfi“ von Andrea Mantegna, sowie eine Serie antiker Statuen nach England. Für die ersteren wurden 200 spanische Doppien (beiläufig 2000 Franken), für die letzteren 10 300 Pfund Sterling gezahlt. Für Juwelen und Geschmeide war Maria von Medici Käuferin gewesen. All das schöne Geld wurde schon jetzt für Soldaten ausgegeben, deren Aufstellung den Mächten beweisen sollte, daß Herzog Karl II., der sich für einen großen Feldherrn hielt, bereit sei, sein Erbe mit gewaffneter Hand zu verteidigen.

Dieses Schwertergerassel, das sich schon 1628 in Mantua erhob, war von großem Uebel, es war nicht geeignet, den Kaiser von der Unterwürfigkeit seines Lehensmannes zu überzeugen, und es tönte dem letzteren selbst so stark in den Ohren, daß er sich für mächtiger hielt, als er war, und für Vergleichsvorschläge immer weniger zugänglich wurde. Er ließ es darauf ankommen, daß der Graf von Nassau, welcher als kaiserlicher Kommissär nach Mantua entsendet worden war, unverrichteter Dinge wieder abzog, und daß

Spanien und Savoyen mit Heeresmacht im Montferrat einfielen, ohne daß seine Bundesgenossen, Frankreich und Venedig, am Platze erscheinen konnten, und ohne an seinem kaiserlichen Oberherrn eine Stütze gegen die Friedensstörer zu haben. In Wien veränderte sich die Sachlage sehr zu Ungunsten der Nevers. Auf Geheiß von Spanien trat dort Don Cesar von Guastella, auch ein Gonzaga, als Prätendent auf und verhinderte im Bunde mit dem durch spanische Pensionen und Trinkgelder gewonnenen Grafen von Trautmannsdorf alle Ausgleichskombinationen, für deren Annahme sich die Kaiserin lebhaft einsetzte, die durch den Besuch ihres Vetters, des Erbprinzen Karl, noch mehr für die Rechte des Hauses Gonzaga-Nevers auf ihre Vaterstadt gewonnen worden war.

Als Richelieu durch die Einnahme von La Rochelle den Hugenottenkrieg, wenn auch noch nicht gänzlich beendet, so doch im wesentlichen zu Gunsten der königlichen Macht entschieden hatte, steigerte sich das Vertrauen Karls von Nevers auf französische Hilfe; er erwartete in kürzester Zeit den Einmarsch des Königs in Savoyen und rechnete auf die Truppen, welche Venedig zufolge der Vereinbarungen, die mit Frankreich zu Susa getroffen worden waren, an der mantuanischen Grenze aufstellte. Die Entscheidung über die ihm vom Kaiser gestellten Bedingungen suchte er in die Länge zu ziehen, um den Eindruck abzuwarten, den die Ankunft der Franzosen jenseits der Alpen hervorrufen würde. Diesen seinen diplomatischen Zug zu durchschauen, war man aber in Wien auch erfahren genug, die Eggenberg, Werdenberg, Questenberg, Slawata brauchten sich von Nevers keine Lektionen in der höheren Politik erteilen zu lassen und waren längst zur Ueberzeugung gekommen, daß es jetzt gelte, ernstlich gegen Frankreich Stellung zu nehmen und gegenüber Richelieu das Prävenire zu spielen. Der Kardinal hatte sich im Frühjahre 1629 mit einer großartigen Demonstration, mit einem forcierten Alpenübergange und der Züchtigung des treulosen Savoyers begnügt. Sobald dieser zu Paaren getrieben und gezwungen worden war, die Spanier vor Casale preiszugeben, gingen der König und sein Mentor wieder nach Südfrankreich zurück, um dort die letzten Reste hugenottischer Widerstandskraft zu vernichten. Am 28. April trat Ludwig XIII. den Heimritt von Susa nach Lyon an, am 25. Mai zog die Avantgarde eines kaiserlichen Korps unter Graf Merode von Bregenz aus rheinaufwärts — Welschland zu. Ganz heimlich, ohne alles Aufsehen hatte der kriegsgewandte Wallone, eine der brauchbarsten Persönlichkeiten im Stabe Wallensteins, seine Rüstungen durchgeführt, mit bewundernswerter Sicherheit erzwang er sich und dem nachrückenden Gallas den Durchzug durch die Bünde — Anfang Juni 1629 wurden die Sturmfahnen des deutschen Kaisers in italischen Boden gerammt, wo sie seit den Tagen Frundsbergs nicht mehr gesehen worden waren.

Bis zum Herbste operierten die kaiserlichen Regimenter in Verbindung mit den von Spinola kommandierten spanischen Truppen vor Casale und am oberen Po, im September waren sie auf eine Stärke gebracht, die eine selbständige Unternehmung gestattete; 20 000 Mann unter Führung von Rambold Collalto, Gallas und Aldringen rückten gegen die Grenzen des Herzogtums Mantua vor. Es waren die Regimenter zu Pferd: Albrecht von Sachsen, Anhalt, Lüneburg, Merode, Ferrari, Haußmann, Isolani, die Regimenter zu Fuß: Alt-Collalto, Conti, Aldringen, Albrecht von Sachsen, Rudolf Colloredo, Merode, Brandenburg, Dietrichstein. Im Verlaufe von acht Tagen waren alle vorgeschobenen Posten von den Kaiserlichen genommen, am 29. Oktober wurde bereits ein Sturm auf das Fort S. Carlo unternommen, welches unmittelbar vor den Thoren Mantuas lag. Während desselben genas die Prinzessin Maria eines Söhnleins, des nachmaligen Herzogs Karl III., der nach dem frühen Tode seines Vaters dem Großvater auf dem herzoglichen Throne folgte. Von einer Ueberrumpelung der Stadt, welche die kaiserlichen Generale nach den leicht errungenen Erfolgen der letzten Tage gehofft hatten, konnte jedoch keine Rede sein, davor bewahrte sie die Festigkeit ihrer Lage und der Mut des Herzogs und seiner französischen Offiziere, welche wieder gutzumachen trachteten, was die Ungeschicklichkeit, Ratlosigkeit und Feigheit der venezianischen Truppen, die an allen Orten vor den Kaiserlichen das Hasenpanier ergriffen, verdorben hatten. Mantuas Hauptstärke lag in dem Gewässer, das seine Mauern umspülte, in den Sümpfen, welche das Anrücken an seine Thore verhinderten. Ueber den See gab es zwei Brücken, den Ponte Molini, welcher zur Citadelle führte, und eine uralte steinerne Brücke, welche die Verbindung mit der befestigten Vorstadt San Giorgio herstellte. Von der letzteren nahm Aldringen am 3. November Besitz. Der Abbruch der Brücke, welchen der Herzog versucht hatte, war wegen der Härte des Materials nicht vollständig gelungen, sie war jedoch derart unterbrochen, daß die Stadt an dieser Stelle immerhin für sturmfrei gelten konnte. Zu einer vollständigen Einschließung reichte die Zahl der kaiserlichen Truppen nicht aus, die Zufuhr konnte nicht ganz abgeschnitten, sondern nur erschwert werden. Es war daher eine längere Dauer der Belagerung vorauszusehen. Den Antrag Collaltos, ihm die Citadelle zu übergeben und die Feindseligkeiten bis zur Entscheidung der Rechtsfrage durch den Kaiser einzustellen, hatte Nevers zu seinem und seiner Residenz Unglück zurückgewiesen. Er wurde durch die Aussicht auf französische und venezianische Hilfe getäuscht, durch den eifrigen Zuspruch des venezianischen Residenten an einer objektiven Beurteilung der Sachlage gehindert. Für Venedig war die Verteidigung von Mantua allerdings eine Frage von

größter Bedeutung. So lange die kaiserlichen Truppen vor den Thoren dieser Stadt lagen, war das venezianische Gebiet ziemlich sicher. Sobald Mantua gefallen oder in ein Vertragsverhältnis zum Kaiser getreten war, welches dem letzteren die freie Verfügung über den größeren Teil seiner italienischen Armee zurückgab, war die Terraferma den Launen und Gelüsten der Generale preisgegeben, welche in der Wallensteinschen Schule nichts besser gelernt hatten, als wie man — auch ohne formelle Aufhebung des Friedensstandes — ein Land zu Grunde richten könne. Die gesegneten Fluren auf beiden Ufern der Etsch, Städte wie Verona, Padua, Vicenza und alle die wohlgebauten Dörfer dazwischen mit den schlanken Campanilen, die Schlösser und Villen, welche sich die venezianische Aristokratie so wohnlich zum Sommeraufenthalt eingerichtet hatte, hätten die prächtigste Gelegenheit gegeben, das System der Kontribution und Requisition auf seinen vollen Wert zu prüfen und den Säckel der Herren Obersten und Hauptleute ausgiebig zu kräftigen. Der Widerstand Mantuas hat den Venezianern, trotz der horrenden Summen, die sie für ihr beinahe wertloses Heer und die zahlreichen Subsidien ausgeben mußten, noch immer sehr viel Geld und Gut erspart.

Die Wintermonate 1629—1630 vergingen ohne wesentliche Aenderung der Lage. Aldringens Versuch, über die Brücke von San Giorgio in die Stadt zu stürmen, wurde durch die Umsicht eines tapferen Monferinen, des Kapitäns Trussa, vereitelt, und bald darnach sah sich Collalto gezwungen, die Belagerung aufzuheben und die Regimenter in Winterquartiere jenseits des Po zurückzuziehen. War ein Winterfeldzug überhaupt schon wenig beliebt bei Offizieren und Mannschaft, auf deren guten Willen jeder Heerführer jener Zeit angewiesen war, so trugen auch die in den Lagern vor Mantua ausgebrochenen Krankheiten zu dem Entschlusse Collaltos bei. Die schrecklichste Hinterlassenschaft der Kaiserlichen in ihren Baracken vor Mantua war — die Pest. Sie war seit 1623 an verschiedenen Punkten Europas aufgetreten, hatte 1629 in Frankreich, der Schweiz, in Deutschland und Böhmen schon viel Opfer gefordert und trat nun als Gefolge des Krieges in Italien auf. Ob es gerade die kaiserlichen Truppen waren, welche das verderbliche Gift zuerst in die gesegneten Fluren der Poländer getragen haben, oder ob schon die von Mailand, Savoyen, Mantua, Venedig geworbenen Söldner ihnen zuvorgekommen waren, wer will das entscheiden? Die Thatsache aber ist konstatiert, daß die Lagerstätten vor Mantua infiziert waren, bevor auch nur ein Fall in der Stadt vorgekommen war. Die Freude über den Abzug der ungebetenen Gäste war in Mantua selbstverständlich sehr groß. Alles lief vor die Thore, besah sich die von den Kaiserlichen aufgeworfenen Schanzen, ihre Wohnungen, ihre Reliquien. Da gab

es eine enorme Zahl von Leichen und Tierkadavern auf dem Lande und — was das Schlimmste war — auch in den zahlreichen Kanälen aufgehäuft. Es wurde den Soldaten und den Bewohnern verboten, irgend etwas aus dem verlassenen Lager in die Stadt zu bringen, die Juden aber sollen, wie der Chronist Amadei erzählt, das Verbot nicht beachtet und mit den erbeuteten Gegenständen das verheerende Kontagium in die Stadt gebracht haben. Man suchte die ersten Fälle zu verheimlichen, als aber die Zahl der in den Privathäusern Gestorbenen im Januar 1630 schon auf 1176 stieg, wuchs die Angst von Tag zu Tag. Auf dem flachen Lande, wo die Kaiserlichen sich die Herausgabe von Lebensmitteln und Kontributionen erzwangen, kam es zu grausamen Schlächtereien zwischen ihnen und den Landleuten. Die Berichte der Zeitgenossen sind voll von Schilderungen der furchtbaren Greuel, die von beiden Seiten verübt wurden. Die Offiziere gaben sich auch keine Mühe, diesen beklagenswerten Vorkommnissen entgegenzuwirken, sie suchten den Fasching so lustig als möglich zu verleben. Gallas und Aldringen machten Hochzeit mit zwei Schwestern Arco. Die beiden Damen wurden unter einer starken Bedeckung von Kavallerie von Goito nach Bozzolo geführt, als ihnen ein mantuanisches Streifkorps begegnete, das zu fouragieren bestimmt war. Die beiden Parteien kamen ins Handgemenge, die Kaiserlichen verloren viele Leute und mußten nach Goito zurück, um die Damen in Sicherheit zu bringen, welche ihre reiche Garderobe und ihre Betten in den Händen des Feindes zurückgelassen hatten.

Im Februar und März nahm die Pest im Mailändischen und Venezianischen derart überhand, daß das Entsetzen der Bevölkerung fortwährend gesteigert wurde. Die Wut der Leute wendete sich gegen die fremden Truppen, und es kam an vielen Orten zu Verzweiflungskämpfen mit denselben, in welchen sich mehr und mehr eine geradezu bestialische Grausamkeit bemerkbar machte. In Mantua starben nahezu 3000 Personen in jedem Monate, und noch immer suchten die Aerzte das Volk durch die Vorspiegelung zu beruhigen, man habe es mit einem bösartigen Fieber, das Beulen am Körper hervorrufe, zu thun. Anfang April mußte man endlich von Amts wegen das Auftreten der Pest konstatieren, und sofort entschloß sich der Herzog zu einer wirkungsvollen sanitären Maßregel: es wurde eine großartige Prozession veranstaltet, an der er selbst samt dem Erbprinzen sich beteiligte. Die Prinzessin kam mit ihren zwei Kindern und deren Ammen in das Kloster San Ursula, wo sie bis zur endlichen Katastrophe verblieb. Die Heftigkeit der Krankheit war bald so groß, daß ganze Familien ausstarben und deren Häuser geschlossen werden mußten. Auch der Krieg begann wieder in unmittelbarer Nähe;

die Erwartung, das kaiserliche Heer werde gegen Richelieu gesendet werden, der einen neuen Alpenübergang unternommen hatte, erfüllte sich nicht, denn der Kardinal war nach der Besetzung der wichtigen Paßsperre Pignerolo wieder nach Frankreich zurückgekehrt, da die Uneinigkeit zwischen den spanischen und kaiserlichen Generalen und dem Herzog von Savoyen einen Angriff auf die starke französische Stellung kaum befürchten ließ.

Nachdem das kaiserliche Heer sich unbehelligt wieder um Mantua konzentriert hatte, ging Gallas daran, die Venezianer, welche einige Meilen vor Mantua 10—12 000 Mann stark aufgestellt waren und die Verbindung zwischen Mantua und Verona aufrecht hielten, durch einen Vorstoß zurückzuweisen. Die Gefechte von Goito und Valeggio (29. und 30. Mai) vernichteten die Landmacht der Republik, welche von da an fast jede Bedeutung für die Verteidiger von Mantua verlor. Damit war das Schicksal der Stadt entschieden, und Nevers hätte um jeden Preis seinen Frieden mit dem Kaiser machen müssen, wenn er seine Lage einigermaßen erfaßt hätte. Er ordnete aber Maifeste und wiederholte Prozessionen an, versprach dem heil. Joseph einen Kirchenbau, in der Absicht, die schwer heimgesuchten Bürger seiner Residenz zu ermutigen und ihre Hoffnung zu beleben. Das Sterben aber dauerte unvermindert fort; im April zählte man in den Privathäusern 2336, im Mai 4087 Tote; was in die Spitäler kam, war ohnehin geopfert. Als Aldringen im Juni wieder von San Giorgio Besitz nahm, welches ganz zur Aufnahme von Pestkranken bestimmt gewesen war, fand er daselbst ungezählte Haufen von Leichen. Die Teuerung war bereits enorm, und alle Bemühungen der Regierung, den Wert des fremden Geldes vor weiterer Steigerung zu bewahren, vergeblich. Die italienische Doppie, welche sonst mit 29 Lire Mantuane bezahlt wurde, galt jetzt 146, die venezianische Zechine, sonst 16, jetzt 72 Lire, ein Sack Getreide kostete 24 Skudi, ein Faß Wein 100 Doppien, ein Brot 3—4 Lire. Ochsenfleisch gab es nicht mehr, selbst die Fische waren kaum mehr zu erschwingen, obwohl sie ohnehin jeder vermied, der noch irgend eine andere Nahrung aufzutreiben vermochte, denn man fürchtete sich vor der Infektion wegen der zahllosen Kadaver, die im See herumschwammen. Das Holz war gänzlich ausgegangen, man mußte zum Brotbacken die Fensterläden aus den oberen Geschossen der Häuser nehmen. Der Zudrang zu den Bäckern war so groß, daß schon am frühesten Morgen beim Verkaufe des Brotes Schlägereien stattfanden; es wurde daher jedem, der noch Mehl besaß, gestattet, Brot zu backen und es zu verkaufen. Die Landleute, welche in großer Zahl aus der Campagna in die Stadt geflohen waren, verlangten 20 Skudi für jeden Toten, den sie aus der Stadt brachten. Es war zwar das Verbrennen der Leichen an-

geordnet, aber man hatte kein Feuerungsmaterial, um die Anordnung durchzuführen.

Der Herzog, der sich im Ertragen aller Widerwärtigkeiten äußerst gefaßt erwies und mit seinen Unterthanen jede Entbehrung teilte, entnahm dem Leihhause 6000 Skudi, um wenigstens den Sold seiner geworbenen Mannschaft bezahlen zu können. Daß die Unzufriedenheit und Ungeduld der fremden Söldner trotzdem kaum mehr zu besänftigen war, läßt sich leicht ermessen. Es gab in der unglücklichen Stadt nichts mehr zu verdienen, dagegen lauerte der Tod auf allen Straßen, in allen Häusern, innerhalb und außerhalb der Thore. Ein Schweizer war es, der dem unerträglichen Zustande ein Ende machte, indem er den Kaiserlichen den Weg in die Stadt sicherte. Leutnant Polino versah mit 20 Mann die Wache bei dem Thore von San Giorgio, das man durch den Abbruch der Brücke vollkommen gesichert zu haben glaubte. Dem Verrate aber bot es erwünschte Gelegenheit. Polino setzte sich durch seinen Trompeter mit Aldringen ins Einvernehmen und bot ihm an, er werde Alarm und Widerstand zu verhindern wissen, wenn die Kaiserlichen einen nächtlichen Ueberfall ins Werk setzen würden. Aldringen ging auf den Plan ein und bereitete die für einen alten Kriegsmann gewiß reizvolle Unternehmung mit aller nötigen Schlauheit vor. Der Herzog von Mantua erhielt eine Warnung, daß man im kaiserlichen Lager sich für einen Sturm rüste, er spottete jedoch derselben, da er nicht mit Unrecht behauptete, dazu hätten sie viel zu wenig Kräfte. Von großem Vorteil für das Vorhaben Aldringens war auch der Umstand, daß die Galeeren und Barken, die Monate hindurch auf dem See Wache gehalten hatten, im Mai in den Stadthafen zurückgezogen und außer Dienst gesetzt worden waren. In der Nacht vom 17. auf den 18. Juni kam der Anschlag zur Ausführung. Oberst Colloredo führte in eigener Person 80 deutsche Knechte auf eigens zugerichteten Barken in lautloser Stille über den See an der steinernen Brücke vorüber zu dem Stadtthore, welches das dunkle Gewölbe genannt wurde. Polino hatte seinen Leuten gesagt, es würden in dieser Nacht venezianische Hilfstruppen erwartet, was nicht ohne Wahrscheinlichkeit war, da der Proveditore Erizzo thatsächlich in den letzten Wochen 400 Mann in die Stadt gebracht hatte. Wenn sie Barken auf dem See wahrnehmen und Truppen landen sehen sollten, so hätten sie sich still zu verhalten, damit die Feinde in San Giorgio nicht aufmerksam würden. In dem Augenblicke, als Colloredo beim Volto oscuro anlangte, wurden zwei blinde Kanonenschüsse abgegeben, als Signal für die vor den Thoren von Cerese und Pradella harrenden Sturmkolonnen, die nun sofort ihr Feuer eröffneten und den Angriff mit großem Lärm in Scene setzten. Jetzt fuhr alles in Mantua auf. Der Herzog und

der französische Marschall d'Estrée, die von den Vorgängen bei San Giorgio noch nichts ahnten, schickten Sukkurs nach den beiden früher genannten Forts. Erst als Colloredo durch eine Petarde das Thor sprengte, welches durch den Bogengang von San Barbara zum herzoglichen Palast führte, gewahrte man die nähere und größere Gefahr. Der Marchese von Pomaro glaubte vom Hofgarten aus den eingedrungenen Feinden in den Rücken fallen zu können, es war jedoch schon zu spät. Von San Giorgio aus kam jetzt Aldringens Fußvolk an der Brücke vorüber in die Stadt und ergoß sich mit solcher Raschheit in dieselbe, daß bald die Straßen und Plätze von demselben erfüllt waren. Die beiden Herzoge und der Marschall warfen sich aufs Pferd und sprengten mit kleinem Gefolge der Mühlbrücke zu, um sich in die Citadelle zu retten. Es gelang auch noch, die Prinzessin Maria aus dem Ursulakloster in die Citadelle zu retten. Die Besatzung des Forts San Carlo hatte anfangs den Kampf mit den stürmenden Kaiserlichen mannhaft aufgenommen, wobei ein Graf Orsini geblieben war. Der Rest konnte sich auf Barken zum Herzoge in die Citadelle zurückziehen.

Am Morgen des 18. Juli waren (nach Amadeis Angabe) 12 400 Mann zu Fuß und 1650 Mann zu Pferd in Mantua eingerückt. Aldringen besetzte den herzoglichen Palast, stellte Posten vor die Gemächer, die er sich selbst vorbehielt, und überließ dann die übrigen Räume der Plünderung. Nach der Stimmung, die unter den Soldaten infolge des langen Widerstandes, der Heimtücke der Landleute und der Pestfurcht herrschte, konnte dieselbe nicht anders als von einem gräßlich mordlustigen Wüten begleitet sein. Wir beschränken uns in unseren Angaben auf die sehr maßvolle Erzählung Amadeis, der an die Tradition mit aufrichtiger Kritik herantritt und einen möglichst objektiven Standpunkt einzunehmen sucht. Wie gewöhnlich glaubte das entsetzte Volk in den Kirchen Schutz zu finden, schleppte Kranke, Greise, Weiber und Kinder und das Kostbarste seiner Habe in dieselben, um dadurch ihr Schicksal nur noch trauriger zu gestalten. Denn die Kriegsleute waren sich bewußt, daß die Plünderung eines mit den Waffen gewonnenen Platzes ihr gutes, verbrieftes Recht war, und daß jeder, der ihnen dasselbe zu schmälern versuchte, ihrem Schwerte verfiel. Sie sahen auch die Inwohnerinnen der Nonnenklöster als teilweise sehr willkommene Beutestücke an, während ihre eigenen Weiber, die, wie üblich, im Trosse mit nach Welschland gezogen waren, sich durch schändlichen Unfug aller Art schadlos hielten. Sie warfen auf offenem Markte ihre zerlumpten Gewänder ab und stürzten sich mit wüstem Freudengeschrei in die herzoglichen Zimmer und Kammern, um sich aus dem Kleidervorrate der Nichte der Kaiserin und ihrer Damen zu holen, was ihnen vorkam. Dann tanzten

sie in den glänzenden Roben auf den Straßen herum, nannten sich gegenseitig „Principessa" und empfingen ihre Aushälter, die sich mittlerweile die schönsten Wehrgehänge, Degen und Schärpen umgehängt hatten, als „Principi" und „Altezza Serenissima". Zur Sicherung seiner Schätze hatte Nevers gar nichts gethan, er hatte leichtsinnigerweise zu sehr der Festigkeit Mantuas vertraut. Die Plündernden brauchten nur die Hände auszustrecken, um sich mit Juwelen, Gold, Silber und den tausend und aber tausend Kunstwerken zu beladen, welche den Stolz der Gonzaga ausgemacht hatten. Was Herzog Vincenz I. an gestickten Stoffen, die mit Perlen und Edelsteinen besetzt waren, aufgehäuft hatte, wurde jetzt zerschnitten und in Stücke zerrissen, damit sich jeder Dragoner oder Hakenschütze seinen Lappen in den Ranzen schieben konnte. Einer davon erwischte den Degen, welchen Heinrich IV. dem genannten Herzoge zum Geschenk gemacht hatte; er war durchaus mit großen Diamanten besetzt und soll einen Wert von 30000 Dukaten gehabt haben. Er überließ ihn seinem Obersten um 20 Realen und gab ihm noch den zugehörigen Dolch darauf. Aldringen ließ sich von den zwölf Kaiserporträts Tizians elf aus den Rahmen schneiden, das zwölfte, das zu fest in einer Mauernische stak, wurde zerschnitten und verdorben. Es war in diesem Zustande als ein Denkmal der traurigen Verwüstung bis 1737 an Ort und Stelle zu sehen. Auch die auserlesenen Bücher der herzoglichen Bibliothek fanden keine Gnade, sie wurden damals in alle Welt zerstreut; denn sofort nach der Nachricht von dem Falle Mantuas waren Mailänder Kaufleute dahin gereist, welche den Soldaten ihre Beute abhandelten und dann die schönsten Geschäfte damit machten. Viele Prachtwerke sandte Aldringen an einen deutschen Bischof, vermutlich an einen seiner Brüder, deren einer Bischof von Seckau, der andere Suffragan von Salzburg war. Das große Barvermögen, das der General hinterließ, soll aus dem Erlöse der Mantuaner Beute entstanden sein.

Drei Tage dauerte die Plünderung, und die Gewaltthätigkeit der Kaiserlichen war dabei fortwährend im Zunehmen, weil die später Kommenden sich nicht mehr so reichlich entlohnt sahen als ihre glücklicheren Kameraden. Endlich wurden jene Einwohner, bei denen man nichts mehr fand, gepeinigt und gemartert, um ihnen die Bekanntgabe geheimer Verstecke zu erpressen. Es werden von den Chronisten nicht wenige jener Torturen berichtet, mit denen uns wieder Simplicissimus und Philander von Sittewald bekannt gemacht haben. Das war anno 1630 Kriegsgebrauch!

Aus den Klöstern, die noch nicht entvölkert waren, liefen die Nonnen, denen man kein Stücklein Brot gelassen hatte, in die Quartiere der Soldaten, um zu betteln. „Solcher Skandal," meint der fromme Amadei, „und die offenkundige Gefahr für die Tugend

der Nonnen bewog die Prälaten und Kardinäle der Nachbarstädte, den verhungerten Schäflein Geld zukommen zu lassen, damit sie sich Lebensmittel kaufen konnten."

Am 21. Juli ernannte Aldringen den Marchese Gianfrancesco di Gonzaga, dem einige italienische Historiker fälschlich den Verrat der Stadt zugeschrieben haben, zum Stadthauptmann von Mantua im Namen des Kaisers, und dieser bestellte einen Magistrat zur Leitung der öffentlichen Geschäfte. Die Plünderung wurde als geschlossen erklärt, und jeder Soldat, der noch zu rauben versuchen würde, mit dem Tode bedroht. Die Häupter der vornehmsten Familien leisteten im Namen ihrer Mitbürger dem Kaiser den Treueid, wonach allen Bewohnern die Waffen abgenommen wurden. Gleichzeitig wurde den Juden, die bis dahin geschont, ja durch aufgestellte Wachen in ihrem Besitze geschützt worden waren, befohlen, insgesamt binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen. Keiner durfte mehr als drei Dukaten bei sich tragen. Was man mehr bei ihm fand, gehörte den Soldaten. In der Zahl von 1800 zogen die Juden beiderlei Geschlechts aus dem Ghetto und wurden von einer Abteilung Kavallerie nach Mirandola geführt, wo man sie ihrem Schicksale überließ. Zwölf ihrer angesehensten Genossen behielt man in Mantua zurück, damit sie in dem leeren Ghetto alle vorhandenen Reichtümer auslieferten. Man überließ alles, was nicht Bargeld oder Edelmetall war, Mailänder Händlern um den Pauschalpreis von 20000 Dukaten. Die Mailänder sollen dafür 200000 Dukaten eingenommen haben. In den fünf Leihhäusern des Ghetto sollen hierauf die Soldaten für 800000 Dukaten Gold, Silber und Seidenwaren gefunden haben, welche die Christen bei der herrschenden Teuerung verpfändet hatten, um ihr Leben zu fristen. Vier Monate hindurch fuhren die Wagen und Karren des Aldringen aus dem Ghetto in seine Wohnung im Schlosse, um ihm seine Beutestücke zuzubringen; 14 Monate nach dem Falle von Mantua konnte man noch beobachten, daß geraubte Güter zu Lande und zu Wasser teils nach Deutschland, teils nach Mailand spediert wurden. Aus diesen Notizen kann man sich erst eine Vorstellung von dem Reichtume bilden, der vorher in Mantua aufgehäuft war. Und bei aller Mühe, die man sich gab, die Plünderung recht gründlich durchzuführen, hatte man doch noch vieles zurücklassen müssen, was bei der Großartigkeit des außerdem Gebotenen nicht des Transportes wert schien. Von den Bildern blieben diejenigen unberührt, die in den Mauern gut befestigt waren und deren Wert nicht erkannt wurde. Die Zerstörungslust hatte auch ihre Grenze erreicht, die Kunstgegenstände verloren ihren Reiz, nachdem man sie nicht mehr so leicht an den Mann bringen konnte. Daher erklärt es sich, daß Octavio Piccolomini, als er auf Befehl des Kaisers im Januar 1631 eine Inventur der noch

im herzoglichen Schlosse vorhandenen Gegenstände vornahm, auf Grund derselben berichten konnte, die Nachrichten über den Raub seien übertrieben, denn man habe noch sehr viel Schönes gefunden. Der Bericht ist leider sehr oberflächlich und ungenau, man konnte wohl beiläufig die Zahl der geretteten Gemälde, nicht aber ihre Beschaffenheit und die Meister, von denen sie herrührten, bestimmen. Das Inventar von 1665, das ebenso, wie das früher genannte, von d'Arco mitgeteilt wurde, beweist jedoch, daß auch nach der Anwesenheit Piccolominis noch so manches Stück abhanden gekommen ist. — Die Einwohnerzahl, welche 1629 von einzelnen Schriftstellern mit 38000, von anderen mit 50000 berechnet wird, betrug nach Forti Ende 1630 noch 7000, und Amadei zählt 89 adelige Familien namentlich auf, welche in dem Jahre des Krieges und der Pest in Mantua erloschen sind. Für immer erloschen war der Ruhm von Mantua als Stätte der Kunst und des Wohllebens, denn es fehlten alle Bedingungen einer allmählichen Wiedergeburt. Weder das Haus Gonzaga, das ja in kurzer Zeit durch die Diplomatie zurückerhielt, was ihm der Krieg an Hoheitsrechten genommen, noch sein Volk fand in sich die Kraft zu neuem blühenden Leben. Die letzten selbständigen Herzöge von Mantua, deren Reihe im Jahre 1707 schließt, gefielen sich wohl in der leichtsinnigen Schwelgerei ihrer Vorfahren, der Sinn für echte Kunst war ihnen fremd geworden. Und die Mantuaner, sie wurden die Kleinbürger und Landbauern, die sie heute sind, ein genügsames, aber schwungloses Geschlecht, an welchem auch die nationalen Errungenschaften neuerer Zeit wenig zu verändern vermocht haben. Seit die Oesterreicher abgezogen sind, gibt es kein Leben mehr in Mantua. Mit unsäglicher Langweile sieht der Wachtposten an der Porta Pusterla oder Pradella zu, wie der Mörtel von den Mauern der Ravelins bröckelt, auf denen einzelne Festungskanonen ihr vergessenes Dasein in stiller Abgeschiedenheit dahinschleppen. In den Gräben weiden die Kühe, über den sumpfigen See streicht ab und zu eine reisbeladene Barke. Wer sich im Waggon zweiter Klasse, der ihn aus dem Bereiche der Fieberluft bringt, mit den Passagieren, die in Mantua eingestiegen sind, in ein Gespräch einläßt, der kann von den Landsleuten Virgils vernehmen, daß die Geschäfte heute nicht mehr so gut gehen wie damals, da die „Tedeschi“ in ihren weißen Waffenröcken vor den Kaffeehäusern der Contrada verde saßen und die blanken „Zwanziger“ unter die Leute brachten. Von den Gonzaga und Nevers, von Tizian und Giulio Romano wird man ihm wenig erzählen.

Mitteilungen und Berichte.

Eine neue Schillerbiographie.

Es ist kein unbekannter Autor und keine unbekannte Arbeit, die ich hier — nicht kritisch besprechen — nein, nur durch einen kurzen Hinweis zur fleißigen Lesung empfehlen möchte. Die beiden ersten Hefte dieses Jahrgangs haben bereits ein Kapitel, es ist das dritte, von Weltrichs Buch den Lesern dieser Zeitschrift vorgeführt. Die erste[1] von den vier Lieferungen, in denen die Biographie erscheinen wird, enthält vier abgeschlossene Kapitel und den Anfang des fünften Kapitels. Geburt und Elternhaus. — Heimat und Kindheit. — Herzog Karl und seine pädagogischen Schöpfungen. — Schiller als Zögling der herzoglichen Militärakademie (S. 141—330). — Schiller als Regimentsmedikus in Stuttgart. Die Räuber. Die Gedichte der Anthologie. Schillers Flucht. — so lauten die Ueberschriften der stoffreichen fünf Kapitel. Mit der Besprechung der ersten Ausgabe der Räuber am Jubilatesonntag des Jahres 1781 und einer zusammenfassenden Charakterisierung ihres ethisch-politischen Gehaltes endet das vorliegende erste Heft.

Will man sich über Wert und Bedeutung einer neu erscheinenden Arbeit klar werden, so sind zwei Fragen zu beantworten. War eine neue, eine umfassende Behandlung dieses Gegenstandes überhaupt und gerade jetzt geboten oder statthaft? Wie hat der Autor sich der zu behandelnden Aufgabe gegenüber gestellt und sie gelöst? Nun weiß ich wohl, die Notwendigkeit einer neuen umfassenden Schillerbiographie werden viele bestreiten. Wie Lewes und Hermann Grimm das Bedürfnis nach einer Goethe-Biographie, so befriedigt der in immer neuen Auflagen erscheinende Palleske die Nachfrage weiterer Kreise nach einer Beschreibung des Lebens und der Werke Schillers. Und darf man gerade in der Gegenwart von einem solchen Bedürfnis weiterer Kreise denn überhaupt reden?

[1] Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. Von Richard Weltrich, königl. Professor an der Kriegsakademie und dem Kadettenkorps zu München. Erste Lieferung. (24 Bogen mit Vorrede.) Mit dem Bildnis der Danneckerschen Schillerbüste. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1885. XII und 384 S. 8⁰. Preis 4 M.

Wohl die meisten haben es in ihrem Einzelnleben erfahren, daß sie in jugendlicher Begeisterung von dem idealen Pathos der Schillerschen Poesie aufs heftigste ergriffen wurden, während ihnen Goethes erhabene Ruhe als Kälte abstoßend, ja unleidlich erschien. In reiferen Jahren dringt man dann in die Kunstweise Goethes ein; seine Tiefe und Klarheit erregt staunende Bewunderung, und ganz rückhaltslos möchten wir uns in den einzigen Geist versenken. Da zürnen wir wohl dem Dichter, der unsere Jugend einseitig begeistert, wir suchen in ihm statt in unserer eignen Unreife die Fehler. Eine Vernachlässigung, ja Unterschätzung Schillers bemächtigt sich unser. Schlagen wir aber endlich nach langer Pause Schillers Werke wieder auf, so tritt uns der große Denker und Dichter als ein ganz anderer entgegen. Er, den wir als einen Dichter für die Jugend und die Frauen anzusehen uns gewöhnten, erscheint als der durchweg männliche Führer und Leiter. Nicht Sentimentalität, aber Energie und Heroismus erkennen wir dann als die charakteristischen Eigenschaften des Verfassers der Briefe über die ästhetische Erziehung, des Dichters von Ideal und Leben, Spaziergang und Wallenstein. „Anders lesen Knaben den Terenz, anders Grotius.“ Nun wohl; nachdem Jahrzehnte hindurch nur eine engbegrenzte stille Gemeinde Goethe und seinen Werken völlige Gerechtigkeit angedeihen ließ, hat sich das seit 1870 wesentlich geändert. Die Nation im ganzen macht in ihrem Verhältnis zu Goethe und Schiller eine ähnliche Entwickelung durch wie der einzelne. Wir befinden uns gegenwärtig in der zweiten Periode der Entwickelung. Der Vernachlässigung Goethes ist die Verkennung von Schillers Bedeutung gefolgt. Daß die Litterarhistoriker sich mit größtem Eifer dem Studium Goethes hingeben, so daß auf fünfzig Arbeiten über Goethe kaum eine über Schiller trifft, ist aus verschiedenen Ursachen sehr erklärlich. Es versteht sich von selbst, daß mit der allgemeinen Hinwendung zur Naturwissenschaft und Abkehr von der Philosophie auch die Teilnahme an dem Schüler Kants zurücktreten muß vor dem Interesse an Goethe als dem Geistesgenossen von Darwin und Lamarck. Bedenklicher wird es, wenn die endliche, freudig zu begrüßende Erkenntnis Goethes sich zur gehässigen Verkennung Schillers umwandelt und dann gar Goethe als norddeutschen Genius dem unbedeutenden schwäbischen Poeten, als dem Vertreter süddeutschen Wesens, entgegenstellen will. Es war eben der Verfasser vorliegender Schillerbiographie, der solchen partikularistischen Tendenzen gegenüber mannhaft als Kämpfer „zur Ehre Schillers“ auftrat (Beil. z. Allgem. Zeitung 1880 Nr. 31 und 32). Konnte eine solche Rettung einundzwanzig Jahre nach dem maßlosen Jubel des Schiller-Jubiläums notwendig werden, so war eben damit der Beweis geliefert, daß die Erkenntnis von Schillers wahrem Wesen noch keineswegs genügend vorhanden sei. Bereits Goethe hatte es ausgesprochen, daß man auch für das Verständnis der neueren Dichter „Noten“, d. h. Erklärungen ihrer Werke, ihrer Absichten, ihres Strebens nötig haben werde. Dem Verteidiger Schillers mußte der Gedanke nahe liegen, der geistreichen, aber wegen einer Einseitigkeit ihm bekämpfenswert erscheinenden Goethebiographie ein Werk über Schiller gegenüberzustellen. Ein solches Werk war auch durch andere Gründe geboten.

Es ist durchaus kein Verdammungsurteil gegen die zum Teil höchst anerkennenswerten Biographen Schillers, wenn man ihre Leistungen doch nicht

mehr genügend findet. Die älteren Arbeiten von Karoline von Wolzogen und Körner, von Boas, Viehoff, Hoffmeister haben eine für jeden folgenden Biographen unentbehrliche Grundlage geschaffen. Die zur Säkularfeier herausgegebene, prachtvoll ausgestattete Schrift „Schiller und seine Zeit" ist gewiß eines der gehaltvollsten von den vielen Büchern, die Johannes Scherr geschrieben. „Schillers Leben" von Heinrich Düntzer reiht sich seinen ähnlichen Arbeiten über Goethe und Lessing würdig an. Was Thomas Carlyle bereits 1825 in seinem Life of Friedrich Schiller geleistet, das hat Goethe selber noch eingehend gewürdigt. Eine auch nur annähernd erschöpfende wissenschaftliche Behandlung von Schillers Leben und Wirken, wie für Lessing sie Danzel geliefert hat, für Herder R. Haym bald vollenden wird, wie sie Dav. Fr. Strauß für Hutten und Nikodemus Frischlin in anziehender Form geschrieben, ist von keinem der bisherigen Biographen Schillers angestrebt oder erreicht worden. Die Ansprüche, welche man an eine große Biographie eines Dichters des 18. Jahrhunderts stellt und stellen muß, sind aber selbst seit Danzels Tod ganz andere, umfassendere und tiefer greifende geworden. Die historische Auffassung hat sich strenger ausgebildet, Leben und Thaten der großen Führer unserer Litteratur haben eine ungeahnte kulturhistorische Bedeutung erlangt. Weitere, umfassendere Gesichtspunkte müssen den Biographen leiten, zugleich aber wird ihm die Pflicht einer streng philologischen Akribie auferlegt, von der man noch vor dreißig Jahren in der Behandlung unserer neueren Litteraturgeschichte wenig wußte. Zwischen 1867 und 1876 ist im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung die „historisch-kritische Ausgabe" von „Schillers sämtlichen Schriften" in siebzehn Bänden (der Numerierung nach fünfzehn, doch haben der 5. und 15. Band zwei Teile) erschienen. Was Lachmann 1838 in seiner Lessing-Ausgabe in engen Grenzen angebahnt, ward hier auf weitester Grundlage ausgeführt: eine wirklich vollständige Ausgabe eines modernen deutschen Klassikers mit vollständigem kritischen Apparat. Die Bereicherung, welche Schillers Werke hier erfahren, war eine höchst ansehnliche; die Art und Weise, wie Schiller zu arbeiten pflegte, unermüdlich seine dramatischen Pläne zu vervollkommnen suchte, ist uns erst durch diese Ausgabe anschaulich vor Augen geführt worden. Ja der Entwickelungsgang von Schillers Geist ist nun ganz anders als früher übersehbar geworden. Die Entstehungsgeschichte des „Dom Carlos", wie sie hier in den beiden Teilen des 5. Bandes geschlossen vorliegt, läßt Schillers Reifen in einer bisher kaum erkennbaren Weise anschaulich werden. Daneben eröffnete das Bekanntwerden der ersten Originalform der „Briefe über ästhetische Erziehung" einen ganz neuen Einblick in den Gang von Schillers philosophischer Bildung. Die sich um Schiller gruppierende Brieflitteratur erfuhr zur selben Zeit durch Düntzer, Gödeke, Urlichs, Fielitz, Hennes u. a. die ansehnlichste Bereicherung. Klaiber und der rastlos forschende v. Schloßberger durchsuchten mit Erfolg die Archive nach Dokumenten, die Einzelheiten in Schillers Leben erläutern sollten. Werden auch hoffentlich noch einzelne Gedichte, mehr oder minder zahlreiche Briefe Schillers in Zukunft ans Licht gezogen werden, wie dies erst vor kurzem durch Speidel und Wittmann mit solchen an Schiller geschah, in der Hauptsache ist die Quellenforschung für Schillers Leben und Werke abgeschlossen, nachdem der von Schillers Erben pietätvoll gesammelte

Handschriftenschatz in verständigster Weise allgemein nutzbar gemacht worden ist. Möchte in nicht zu ferner Zukunft ein gleiches vom Goethearchiv zu rühmen sein! Auf Grundlage der historisch-kritischen Ausgabe und der um sie gruppierten Publikationen mußte nun der Versuch gemacht werden, eine ganz neue und abschließende Geschichte von Schillers Leben und Wirken zu schreiben. Aus all den vielen Arbeiten mußte das Resultat gezogen, das hochgetürmte Gebäude gekrönt werden. Der Gleichgültigkeit und dem Mißverständnisse gegenüber, die sich zwischen Schiller und sein Volk zu schieben drohten, mußte in großen festen Zügen sein Wesen und Wirken mit Verständnis und Liebe geschildert werden. Eine neue umfassende Schillerbiographie, so beantworten wir die erste der gestellten Fragen, war seit dem Abschluß der historisch-kritischen Ausgabe in bisher nicht vorhandener Weise möglich und ihre Ausführung in der gegenwärtigen Lage dringend geboten.

Die Antwort auf die zweite Frage aber: wie hat Richard Weltrich seine Aufgabe gelöst?, die möchte ich am liebsten nur mit den Worten beantworten: kommt selbst und seht, kommt und lest selber. Gewiß läßt sich an Weltrichs Arbeit manches aussetzen; ich finde z. B., daß er in dem Bestreben, streng chronologisch zu verfahren, sich einigemale wiederholt und dadurch weitschweifig wird. Das Urteil über Herzog Karl und seine Karlsschule hätte nicht so oft ausgesprochen werden sollen. Es wirkt höchst ermüdend, daß an zwei getrennten Stellen wir mit Schilderungen der steifen Schulfeste unterhalten werden. Dem Nachweis eines ersten und zweiten Planes der Räuber stimme ich teilweise bei; für die meisten Leser wird aber ganz entschieden der Zusammenhang gestört, wenn in solch scharfer Trennung und räumlicher Entfernung die ursprünglichen und die späteren Motive gruppiert werden. Ich gehöre nicht der Klopstockgemeinde an, allein gegen das Urteil (S. 236), „Klopstock ist ein mittelmäßiger Dichter“, muß ich doch aufs entschiedenste Verwahrung einlegen. Ueberhaupt zeigt sich in dieser ersten Lieferung, die allerdings durch ihren Inhalt dies mit verschuldet haben mag, Weltrichs Urteil in rein litterarischen Dingen weniger sicher treffend als in allem übrigen. Ich räume somit selber ein, daß man gar manche Ausstellung an Weltrichs Buch wird machen können. „Es ist jetzt öffentlich,“ sagten einmal englische Herausgeber des 17. Jahrhunderts, „und ihr werdet, das wissen wir, auf euren Privilegien bestehen, zu lesen und zu kritisieren.“ Weltrich hat dieses Kritisieren nicht zu scheuen. Die Engländer würden ein solches Werk über ihren Nationaldichter, wie Weltrich über Schiller uns geliefert, den standard works beizählen, die in keiner gebildeten wohlhabenden Familie fehlen dürfen. Deutsche Sitte ist das nun freilich leider nicht.

Es liegt nahe, den Vergleich zwischen der neuesten Lessing-Biographie, von der ja bis jetzt auch nur der 1. Band vorliegt, und Weltrichs Schillerbuch zu ziehen. An litterarischer Belesenheit und Geschicklichkeit im Portrait-Zusammensetzen kann sich Weltrich nicht mit Erich Schmidt messen. Der schillernde Glanz des Geistreichen fehlt dem Schiller-Biographen gänzlich. Erich Schmidt weiß geschickt die ungeheure Mühe seiner Arbeit, die Gründlichkeit seiner Studien unter einem kurzgefaßten Feuilletonstil, der nun nicht eben jedermanns Geschmack sein mag, zu verbergen. So eigentlich geistreich ist Weltrich nirgends, an Gedanken-

tiefe steht er ihm nicht nach, nicht elegant aber tüchtig, gediegen, so recht aus echtem Schwabenschrot und -Korn ist sein Buch. Wenn das Buch auch nicht „meinem Lehrer Herrn Dr. Friedrich Theodor von Vischer in treuer Verehrung gewidmet" wäre, den erfreulichen Einfluß des Stuttgarter Aesthetikers würde doch jeder aufmerksame Leser in Form und Inhalt erkennen. Der Stil Weltrichs steht gleichweit ab von Danzels unlesbaren Perioden im altfränkischen Pedantentrott deutscher Gelahrtheit, wie von Erich Schmidts koketter Modeschönheit bald graziösen, bald kecken Wendungen. Nicht anmaßend aber selbstbewußt hebt Weltrich die Mühe seiner Arbeit hervor und hält mit Sympathie und Antipathie nirgends zurück. Die Empörung über das Lottertreiben der deutschen Rokokofürsten findet etwas oft ihren Ausdruck; der Autor ist mit vollem Herzen bei seiner Sache. Als praktischer Pädagoge urteilt er über die pädagogische Mißwirtschaft an der hohen Karlsschule und als Schwabe über seinen großen Stammesdichter. Das ethische und politische Moment überwiegt hier im ersten Teile das litterarische, und ich glaube, dem Dichter der Räuber gegenüber trifft Weltrich damit das Richtige. In seiner Vorrede hebt er hervor, was wir bei der Beurteilung nicht vergessen dürfen, daß im vollendeten Ganzen manches etwas anders erscheinen wird, als es hier im ersten Fragmente sich dem Blicke darbietet. Nach dem jetzt vor Augen stehenden Unterbau dürfen wir mit nicht geringer Erwartung der Vollendung der ganzen Statue entgegensehen. In breiter Unterlage, ich möchte sagen im Sinne der Darwinschen Vererbungs-Theorie, hat Weltrich die sozialen und ethnologischen Bedingungen, die gestaltend auf Schillers Geist einwirkten, dargestellt. Den Schwaben Schiller stellt er dem Franken Goethe gegenüber. „Die vorliegende Biographie möchte überhaupt auf Art und Erscheinen des deutschen Volkstums, wo immer ein Anlaß gegeben ist, Bezug nehmen." So gibt Weltrich die Charakteristik des württembergischen Schwaben: „Es sind innerliche Menschen; tiefkräftig, schwer zugänglich, in sich gefestet, voll Eigenwillens; natürlich begabt für jede höchste Thätigkeit des Geistes, auf das Phantasieleben angelegt, das in Lied und Sage, in der Anschaulichkeit der Rede gleich einer immer sprudelnden Quelle hervorbricht, nicht minder jedoch auf den philosophischen Gedanken, auf die unerbittliche Strenge der Forschung."

Doch ich wollte ja nicht in Besprechung der Einzelnheiten von Weltrichs Arbeit eingehen. Zum Lesen des Werkes anreizen, nicht durch Wiedergabe des Inhalts dem Neugierigen diese Mühe ersparen, soll dieser Hinweis auf die erste und einzige, nach allen Richtungen hin die Schlußresultate zusammenfassende Schillerbiographie, die, des Dichters und seines Volkes würdig, uns vier Jahre nach der Säkularfeier des ersten Erscheinens der Räuber geliefert und hoffentlich recht bald in gleich tüchtiger Weise wie sie begonnen vollendet wird.

Marburg i. H. Max Koch.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

Das deutsche Fürstentum in der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Von

Moriz Ritter.

I.

Die staatliche Entwickelung Deutschlands bewegt sich seit dem 15. Jahrhundert in der immer fester angewiesenen Richtung auf Schwächung der centralen Reichsgewalten und auf staatliche Kräftigung der großen Fürstentümer. Bei der Betrachtung dieses Ganges der Dinge geschieht es leicht, daß der Geschichtschreiber, bewußt oder unbewußt, für die Einheit des alten Reiches Partei ergreift und dann die Erhebung des deutschen Fürstentums verurteilt, ehe er die Gründe derselben erkannt hat. Dem gegenüber möchte ich in der folgenden Abhandlung gerade auf die Gründe hinweisen, welche in der Zeit des ausgehenden Mittelalters bis etwa zur Mitte des 16. Jahrhunderts die innere Kräftigung der Fürstentümer bewirkt haben. Erschöpfend freilich wird meine Darlegung nicht sein. Denn ich beschränke die Betrachtung auf solche Verhältnisse, welche bereits im 15. Jahrhundert deutlich hervortreten und bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts mit voller Kraft weiter wirken. Eine andere Reihe von Erscheinungen dagegen, die besonders mächtig auf die Entwickelung, von der ich handle, eingewirkt haben, die kirchliche Umwälzung des 16. Jahrhunderts nämlich, schließe ich aus, weil sie zwar mit ihren Anfängen in das 15. Jahrhundert zurückreicht, aber in ihrer Eigenart doch erst im Zeitalter der Reformation hervortritt und außerdem zu groß ist, um nicht für sich behandelt werden zu müssen.

Andererseits wird es nicht angehen, das Emporsteigen der Fürstentümer zu verfolgen, ohne einen Seitenblick auf die anderen autonomen Herrschaften und Gebiete des Reichs zu werfen, vor allem auf die Reichsstädte, welche allein mit der Bedeutung der Fürsten zeitweilig zu wetteifern vermochten. Es wird sich zeigen, wie deren Niedergang schon in dem Zeitraum, der uns beschäftigt, entschieden war.

Die Macht eines deutschen Fürsten beruhte in ihrem Ursprung auf drei sehr verschiedenen Rechten: auf der Grundherrlichkeit, der Lehenshoheit und der Grafengewalt. Und wenn man noch für das 16. Jahrhundert den Bestand eines deutschen Fürstentums sich deutlich machen will, so muß man damit beginnen, die in der Verschiedenheit jener Befugnisse begründete Einteilung des Gebiets sich zu vergegenwärtigen. Da tritt zunächst ein verhältnismäßig sehr ausgedehnter Bereich hervor, besetzt mit Dörfern und Höfen, mit Märkten und kleinen Städten, über den der Fürst die Befugnisse bald des eigentlichen Grundherrn, bald des Vogt- oder Schutzherrn besaß: es war dies das Gebiet, welches man als fürstliches Kammergut im weiteren Sinne des Worts bezeichnen kann. An zweiter Stelle gab es eine Fülle von großen und kleinen Herrschaften, mit gutshörigen Bauern, Dörfern und kleinen Städten besetzt, im Besitz von adeligen Herren oder auch von Städten, Bürgern und geistlichen Stiftern befindlich, über deren Inhaber der Fürst die Rechte des Lehensherrn ausübte. Gleichmäßig endlich über Kammergut und Lehensgüter, sowie über ein drittes nicht lehenbares Gebiet, das mit autonomen Städten, allodialen Gutsherrschaften, geistlichen Stiftern und den Resten freier Bauerngüter erfüllt war, erstreckte sich die öffentliche Gewalt des Fürsten, überall gleich in ihren obersten Befugnissen, im einzelnen verschieden nach der größeren oder geringeren Autonomie der Untergebenen. Diese obrigkeitliche Gewalt ist es, die zur Erkenntnis der Natur des Fürstentums vor allem in Betracht kommt.

Ursprünglich erhielt sie nichts weiter als die Befugnis, die Rechtsprechung im Auftrag des Kaisers und nach Maßgabe des geltenden Rechtes zu leiten, die militärischen Kräfte des Landes im Dienst des Reiches oder zum Schutz des vom Reich angeordneten Friedens und Rechtes zu befehligen, und endlich auf Grund besonderer kaiserlicher Verleihung gewisse nutzbare Rechte zu üben, besonders Münze zu prägen und an bestimmten Durchgangsstätten größeren Verkehrs einen Zoll zu erheben. In ihrer allmählichen Entwickelung dagegen wurde sie zu einer Gewaltsfülle, kraft deren die Fürstentümer aus dem Zuschnitt bloßer Verwaltungsbezirke zu dem Range wirklicher Staaten emporstiegen. Dieser Gang der Dinge war in der Mitte des 16. Jahrhunderts noch keineswegs vollendet, aber er war im vollen und kräftigen Zug. Unsere Aufgabe wird es also sein, den in jenem Zeitpunkt erreichten Zustand und die dabei wirksamen Kräfte zu erfassen. Soll von vornherein das Hauptziel der ganzen Entwickelung bezeichnet werden, so kann man sagen: es bestand in der Erweiterung der staatlichen Aufgaben des Fürstentums und in der daraus hervorgehenden reicheren und einheitlichen Gestaltung seiner Verfassung. Wenn aber die Gründe gesucht werden, welche solche Neubildungen hervorriefen, so muß die

Betrachtung über die Formen der Verfassung zu allgemeineren Verhältnissen zurückgehen, und zwar zunächst zu Verhältnissen wirtschaftlicher Natur.[1]

Der mächtige Aufschwung, der sich in der Wirtschaft des deutschen Volkes während des Mittelalters vollzog, war bedingt durch die Fülle unbebauten Bodens und den Drang rasch anwachsender Nachfrage, welche die wirtschaftliche Arbeit herausforderten und lohnten. Es boten sich gleichsam ungemessene Räume zur Entfaltung der Kräfte. Wie nun aber der Einzug der Kultur in diese Räume erfolgte, geschah es zunächst, daß allerwärts selbständige, nach außen abgeschlossene Mittelpunkte wirtschaftlicher Thätigkeit begründet wurden. Zur Pflege der Bodenkultur erwuchsen die großen Grundherrschaften, und teils unter, teils neben ihnen die Gemeinden des Dorfs und der Mark. Für jedes Herrengut und jede Gemeinde, für jede Mark oder jede im Bezirk des Untergerichts zusammengefaßte Gruppe von Gemeinden wurde die Feldbestellung und die Nutzung des gemeinen Landes besonders geregelt, und wurden die mit der Nutzung des Bodens und des Gemeinlandes zusammenhängenden Rechte und Pflichten der Insassen besonders bestimmt: die Grundherrschaft und die Dorf- und Markgemeinde, die Schöffen des grundherrlichen oder des öffentlichen Gerichtes waren die Organe, welche die mit der Bodenkultur zusammenhängenden Thätigkeiten und Rechte, jeder in seinem kleinen Kreise, selbständig regelten.

Und nicht anders ging es mit Handel und Gewerbe. Als die festen Standorte für diese Zweige der Wirtschaft erwuchsen die deutschen Städte. In ihnen bildeten sich für Handwerk und Gewerbe die Zünfte, für den Handel die Zünfte, Gilden oder speziellen Genossenschaften der Kaufleute. Die Zünfte hatten mittels ihrer Verfassung und ihrer Statuten für Teilung der Arbeit und Regelung des Wettbewerbs, für solide und kunstgerechte Ware zu sorgen; sie hielten ihre Mitglieder unter einheitlicher Zucht, die sich um so schärfer gestaltete, je mehr seit Ausgang des Mittelalters die Zahl der gewerblichen Körperschaften durch Spezialisierung der Gewerbe und durch Einordnung der nicht zünftigen Betriebe in die Zunftverfassung zunahm, je mehr die Statuten der Zünfte anwuchsen und ins Einzelne eindrangen. Die Einrichtung der Zünfte aber, sowie die Festsetzung ihrer Statuten erfolgte für jede Stadt und jede Genossenschaft besonders durch Anordnung der Stadtregierung oder der Genossen oder beider zusammen. Ebenso

[1] Hätte ich den folgenden Auseinandersetzungen ein Motto vorzusetzen, so würde ich es dem Aufsatz Schmollers im Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung &c. im Deutschen Reich, Neue Folge VIII, S. 39 entnehmen: „Im Lauf des 15.—17. Jahrhunderts war die Bildung der deutschen Territorialstaaten nicht bloß eine politische, sondern auch eine wirtschaftliche Notwendigkeit.“

wurde der Handel jeder Stadt für sich geschützt und gefördert durch Privilegien, welche die Kaufleute erhielten, durch Marktrecht, Stapelrecht, Zollbefreiungen, welche die Stadt empfing. Verschiedenheit des bürgerlichen Rechtes, schwierige Wege u. dgl. kamen zu jener Sonderbildung der gewerblichen Rechte und Vorrechte hinzu, um die Städte in industrieller und kommerzieller Hinsicht als geschlossene Gebiete einander gegenüberzustellen. Vornehmlich waren es nur die auswärtigen Handelsplätze, wo wenigstens vielfach der „deutsche Kaufmann" oder der Kaufmann großer Gruppen von Städten gleichmäßige Verkehrsrechte genoß und unter gleichen Bedingungen handelte.

Aber diese Isolierung der Kräfte mußte weichen vor einer neuen Ordnung der Dinge. Es trat etwa seit Mitte des 15. Jahrhunderts eine Zeit ein, wo die deutsche Volkswirtschaft auf eine Höhe und zu einem Haltpunkt gelangt war: bei angewachsener Bevölkerung schienen mit einemmal der Mittel zum Leben nicht mehr genug und der Arbeitskräfte zu viel zu sein; in den plötzlich zu eng gewordenen Räumen erhob sich ein Kampf der wirtschaftlichen Interessen, in dem die Streitenden für sich selbst freieren Raum, für die anderen engere Begrenzung verlangten. Am deutlichsten trat dieser Kampf zwischen den beiden größten Mittelpunkten wirtschaftlicher Arbeit hervor, zwischen Stadt und Land.

Unter den älteren und einfachen Verhältnissen hatte es sich von selbst verstanden, daß, wie die Landwirtschaft auf dem Lande getrieben ward, so das Gewerbe und der Handel ihren Sitz ausschließlich in den Städten nahmen. Aber wie nun der Wettbewerb zunahm, warteten unternehmende Händler nicht, bis der Bauer sein Getreide, seine Wolle u. dgl. zum städtischen Markt brachte, sie kauften diese Erzeugnisse in den Dörfern selber auf, um sie zum Wiederverkauf dahin zu führen, wo der Markt am vorteilhaftesten war. Und umgekehrt, die Erzeugnisse des städtischen Gewerbfleißes wurden von Hausierern, Bauern und anderen Händlern in die Dörfer getragen und hier in Wirtshäusern oder in den Wohnungen feil gehalten. Dem Handel folgten Handwerk und Gewerbe. Um unmittelbar für die ländliche Kundschaft zu arbeiten, oder um die billigeren Produktionskosten auszunutzen, oder auch um sich loszumachen vom Zwang der städtischen Zunftordnung, siedelten sich Gewerbe verschiedenster Art auf dem Lande an und machten dem städtischen Betriebe empfindliche Konkurrenz. Dies alles rief laute Klagen der Städte gegen den ländlichen Wettbewerb hervor.

Aber auch der Bauer hatte seine Beschwerden, welche sich gegen die Städte und daneben gegen den Adel richteten. Für den Bauer brachten die neuen Wirtschaftsverhältnisse vor allem ein erhöhtes Bedürfnis nach Geld, d. h. nach Kredit. Für dieses Bedürfnis bot das überkommene Recht nur die beiden Grund-

formen des von seiten des Gläubigers frei kündbaren, also kurz befristeten Darlehens, das jedoch keine Zinsen trug, und des auf lange Dauer berechneten Rentenkaufes, der wohl Zinsen trug, aber dem Gläubiger das Recht der Kündigung vorenthielt. Wie die neuen Verhältnisse dagegen den raschen Umschlag des Geldes mit sich führten, so entstand für den Entleiher die Notwendigkeit eines nach dem Wechsel von Geldmangel und Geldüberfluß zeitig gewährten und zeitig wieder eingelösten Kredits, für den Kapitalisten der Anspruch auf die Verbindung von Verzinsung und freier Kündbarkeit seiner Darlehen. Unter letzteren Bedingungen zeigte sich der städtische Geschäftsmann und vielfach neben oder hinter demselben der gewinnbedürftige Edelmann[1] gern bereit, dem Bauer Kredit zu gewähren, unter Sicherung des Darlehens durch Verschreibung des Grundeigentums oder des Viehs, der kommenden Ernte und der bevorstehenden Schafschur. Aber solche neue Formen widersprachen dem alten Recht wie der alten Wirtschaft; und wie es bei solch doppeltem Gegensatz zu gehen pflegt, es stellte sich eine unerschöpfliche Fülle von Kunstgriffen zur Umgehung des Gesetzes, zur Ausbeutung der Not, zum schnödesten Wucher im Gefolge der Neuerung ein. Die Klagen, die sich darüber in den Kreisen der Bauern erhoben, waren vielleicht weniger laut, aber wohl noch eindringlicher als die des städtischen Gewerbsmannes.

Von beiden Seiten also, von den Städten und vom Land, rief man um Schutz gegen die neuen Eingriffe, um Schutz in Gestalt einer Regelung der städtischen und der ländlichen Wirtschaft. Unmöglich aber konnte eine solche Regelung etwas fruchten, wenn sie nicht in einem größeren Gebiete gleichmäßig durchgeführt wurde; das einzige größere Gebiet aber, welches sich dazu geeignet zeigte, war dasjenige des großen Fürstentums. Also an die öffentliche Gewalt des Fürstentums drängte sich der Hader der Interessen.

Diese Streitigkeiten, wie sie so aus den Beziehungen zwischen Stadt und Land erwuchsen, waren jedoch keineswegs die einzigen Gegensätze, die das neue Leben erzeugte. Treten wir den kleineren wirtschaftlichen Kreisen näher, die innerhalb jener großen Formen sich bewegten, so finden wir immer neue Konflikte im landwirtschaftlichen, im gewerblichen und kommerziellen Leben.

Auf dem flachen Lande war der Streit über kleine und große Güter entstanden. Da, wo die bäuerliche Bevölkerung stark anwuchs und die Bodenkultur sich ausgiebiger gestaltete, vornehmlich im fränkischen und schwäbischen Gebiet, sowie am Mittel- und Nieder-Rhein, erfolgte eine starke Zersplitterung des Bodens in bäuerlichen Kleinbesitz; umgekehrt da, wo der Bauernstand weniger zahlreich

[1] Ueber die Zinsgeschäfte des sächsischen und westfälischen Adels vgl. z. B. Agricola, Sprichwörter Nr. 153.

war, und die Bodenkultur eine extensive blieb, vornehmlich also in Niederdeutschland jenseits der Elbe, warf sich der Adel mit neu erwachtem Eifer auf die Vergrößerung und eigene Bewirtschaftung des Herrengutes, auf das Auskaufen der nicht widerstandsfähigen Bauern. Gleichzeitig mit diesem Kampf um die Größe des Besitzes erhob sich die Gefahr, daß ein Bestandteil des Grundes und Bodens, dessen Schätze man früher für unerschöpflich gehalten hatte, der weite Bereich nämlich der Waldungen, unter dem regellosen Abtrieb der Markgenossenschaften zusammenschwinden möchte.

Viel lauter jedoch als die Beschwerde über solche ländliche Mißstände erscholl aus den Städten die Klage über die Verlegenheiten des Gewerbes. In den Zeiten des Emporsteigens hatte jedes Gewerbe, wie es sich frei und isoliert entfaltete, einen leichten Absatz gefunden; wie aber das Land mit gewerblichen Plätzen ausgefüllt war, begann der Wettkampf zwischen diesen selber: seit dem 15. Jahrhundert machte man die erste Bekanntschaft mit großen Krisen, welche daher entstanden, daß der in bestimmten Gegenden erfolgte Fortschritt gewerblicher Arbeit und die damit verbundene Massenproduktion den Ruin der gleichartigen Gewerbe, die dem Fortschritt nicht zu folgen vermochten, im weitesten Umkreis bewirkte. Vor allem das einträglichste Gewerbe, die Tuchmacherei, war es, welche von einer derartigen Krise betroffen wurde. In England, in Flandern und Holland fabrizierte man sowohl feine wie mittlere Tücher, mit deren Preis und Güte das Fabrikat der deutschen Städte nicht konkurrieren konnte, und so drang das englische Tuch über Antwerpen und die Hafenstädte der Hansa, die niederländische Ware auf den altgewohnten Land- und Wasserwegen allerwärts in Deutschland ein, im Norden und Süden gleichmäßig den Verfall der einheimischen Tuchmacherei bewirkend. Und ähnliche Wettkämpfe wie diese Konkurrenz zwischen großen Produktionsgebieten wiederholten sich zwischen den einzelnen Städten im kleinen; ja sie drangen auch in anderer Form in das Innere jedes einzelnen Gewerbes ein. Hier, im Innern der Zünfte, rief das allgemeine Zudrängen zu jedem Nahrungszweig den Streit zwischen den alten Mitgliedern und den zuströmenden neuen Meistern und Gesellen hervor: überall sah der Meister und sah die Zunft, welche die gewohnten Wege gingen, sich durch einen unerwarteten Wettbewerb in ihrer friedlichen Nahrung bedroht.

Nichts war natürlicher, als daß unter solchen Verwickelungen in den Städten wie auf dem Lande der Ruf nach neuen Ordnungen erscholl, nach Regelung und Beschränkung der jungen, nach Kräftigung und Erfrischung der alten Elemente. Wie aber die Erscheinungen, über die man klagte, nicht in kleinen Kreisen isoliert hervortraten, sondern gleichmäßig über die weitesten Gebiete hereinbrachen und das Alte gleichmäßig bedrohten, so konnten abermals

neue Ordnungen nur dann fruchten, wenn sie sich weithin mit derselben Wirkung erstreckten.

Noch deutlicher endlich als auf all diesen Punkten zeigte sich die Notwendigkeit gleichmäßiger Regelung in dem Verkehrswesen. Je reicher sich hier die Handelsbeziehungen herausbildeten, je stärker der Wettbewerb hervortrat, um so größer war die Bedeutung desjenigen Handels geworden, welcher über die Grenzen der einzelnen Fürstentümer und Deutschlands selber hinausreichte. Im Dienste dieses Verkehrs hatten sich die großen Straßen befestigt, welche auf den Strömen und zu Lande oder als Verbindung von Wasser- und Landwegen das Reich in den verschiedensten Richtungen durchzogen, von den Häfen der Nord- und Ostsee bis nach der Schweiz und Italien, von Ungarn und Polen bis nach Frankreich und den niederländischen Häfen. Die Städte nun, welche an einer solchen Straße lagen, sahen ihre Interessen in doppelter Weise mit derselben verflochten, einmal wegen des Gewinns der Herberge und der Frachtfuhr, sodann, wenn sie mit dem Stapelrecht begabt waren, wegen der außerordentlichen Vorteile, welche die mehrtägige Niederlage oder bei vollster Ausbildung jenes Rechtes das Verbot des Durchzugs der fremden Warenzüge, also die Notwendigkeit des Verkaufs derselben auf dem Markt der bevorrechteten Stadt mit sich brachte. Aber eben hierüber entstand der Wettbewerb. Wenn zum Beispiel eine der befahrensten Straßen, welche Posen und Schlesien mit Westdeutschland verband, von Bautzen aus in die sächsischen Lande trat und dann über Dresden und Zwickau ins Fränkische, über Großenhain und Oschatz nach Leipzig führte, so hatten die an diesen Wegen liegenden Städte einen unaufhörlichen Kampf mit anderen Städten zu führen, über welche der Fuhrmann einen kürzeren oder doch vorteilhafteren Weg suchte. Wenn Frankfurt an der Oder das strengste Stapelrecht gewann für den großen Verkehr durch die Mark Brandenburg nach Polen und umgekehrt, so fand es sich in stetem Gegensatz gegen solche Städte, die, wie Landsberg an der Warthe, das Recht eines konkurrierenden Stapels beanspruchten oder, wie Krossen an der Oder, durch ihre Lage zur Umgehung des Frankfurter Stapels einluden.

So erhob sich der allgemeine Streit über Erhaltung der alten und Gewährung neuer Straßen, über Behauptung oder Beseitigung der Stapelrechte. Die nächste Autorität, die hier schlichten und entscheiden konnte, war wieder diejenige des Fürsten. Vor den Fürsten drängten sich die Handelsstreitigkeiten, die in dem Innern seines Landes entstanden; um seine mächtige Vertretung bewarb man sich vollends bei solchen Konflikten, welche über die Grenzen des Fürstentums hinausreichten. Da war zum Beispiel der Oderhandel durch die drei großen Stapelplätze Stettin, Frankfurt und Breslau durchbrochen. Jede dieser Handelsstädte, am meisten die

in der Mitte gelegene, konnte nur bei mancherlei Einschränkungen des Stapelrechtes ihrer Nebenbuhlerinnen und bei mäßigen Sätzen des an denselben Orten erhobenen Zolles bestehen. Wie aber Stettin zu Pommern, Frankfurt zu Brandenburg, Breslau zu Schlesien gehörte, so konnte eine energische Vertretung ihrer Angelegenheiten, besonders auch das Zwangsmittel einer wirksamen Handelssperre nur von den betreffenden Landesregierungen ausgehen.

Und nun gar die Beziehungen zum Ausland! Seit dem 15. und 16. Jahrhundert erhoben sich die nördlichen Nachbarn Deutschlands, von England bis nach Rußland, zur Befreiung ihres Handels von dem kommerziellen Uebergewicht der deutschen Städte. England hatte um die Mitte des 16. Jahrhunderts schon den größeren Teil seiner Ein- und Ausfuhr der eigenen Handelsmarine zugewandt,[1] es war seit Heinrich VIII. mit Erfolg bestrebt, seine direkten Handelsbeziehungen über Dänemark und Schweden zu erweitern, unter Beseitigung des hanseatischen Zwischenverkehrs. Geradezu feindselig stellten sich zugleich zu den deutschen Ostseestädten die Reiche von Schweden und Rußland. Letzteres hatte die hansische Niederlage zu Nowgorod im Jahre 1494 geschlossen und gestattete den Verkehr mit dem deutschen Kaufmann nur noch in den livländischen Städten; König Gustav verweigerte die Bestätigung der Handelsfreiheiten der Hansa und verhängte gegen das Haupt derselben, gegen Lübeck, im Jahre 1548 die erste, wenn auch mangelhaft beobachtete Handelssperre. Unter solchen Zeichen der Zeit that den deutschen Handelsstädten fürwahr eine stärkere Vertretung ihrer Handelsinteressen not, als sie selbst gewähren konnten.

So gab es denn in dem Bereich des wirtschaftlichen Lebens kaum ein Gebiet, aus dem nicht der Ruf nach einheitlicher Regelung und nach starkem Schutz erscholl. An wen aber konnte der Ruf mit Hoffnung auf Erfolg ergehen? Man möchte wohl an das gesamte Reich denken. Aber das Reich vermochte aus dem doppelten Grund nicht zu helfen, weil seine centralen Gewalten zu schwach geworden waren und weil es außerdem für derartige Aufgaben von jeher kein rechtes Verständnis besessen hatte. Ebensowenig konnten die kleinen Reichsstände eintreten, weil ihr Herrschaftsgebiet eben zu klein war, um ein selbständiges wirtschaftliches Leben zu umfassen. Die einzige Macht, welche wirksam eingreifen konnte, war die öffentliche Gewalt im deutschen Fürstentum. Von dieser verlangte man, was früher niemand von ihr verlangt hatte und was weit über den engen Kreis ihrer eigentlichen Befugnisse hinausging: eine neue Ordnung der hadernden Interessen des

[1] Schanz, Englische Handelspolitik II, S. 27.

wirtschaftlichen Lebens mittels einer das Fürstentum einheitlich umfassenden Gesetzgebung und Verwaltung.

War nun das Fürstentum auf solche neue Aufgaben vorbereitet? Es ist eine Regel in aller staatlichen Entwickelung, daß bei großen Umgestaltungen zwei Antriebe thätig sind: diejenigen, welche sich aus den Lebenszwecken der Staatsangehörigen ergeben, und diejenigen, die aus den Bestrebungen der Inhaber der öffentlichen Gewalt, d. h. aus der staatlichen Verfassung selber entspringen. Wenden wir diesen Satz auf unseren Gegenstand an, so ist die eben gestellte Frage genauer dahin zu fassen: ob sich in und aus der Verfassung des Fürstentums Bestrebungen erhoben hatten, welche jenen von unten aufsteigenden Forderungen entgegenkamen.

Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir auf die einleitenden Worte über das Fürstentum zurückgreifen. Es wurde da ein Doppeltes bemerkt: einmal, daß die öffentliche Gewalt des Fürsten eine eng begrenzte war, sodann, daß sie über zwei ganz verschiedene Bestandteile sich erstreckte, über das fürstliche Kammergut und über die lehenbaren oder nicht lehenbaren Gebiete autonomer Städte und geistlicher oder weltlicher Grundherren. Es war nun ein sehr natürlicher Gang der Dinge, wenn der fürstlichen Regierung sowohl jene enge Begrenzung wie diese Verschiedenheit der Teile als fehlerhafte Bildungen erschienen, wenn sie den Antrieb empfand, hier umgestaltend einzugreifen, einerseits durch Erweiterung, anderseits durch Einigung der öffentlichen Gewalt. Vor allem das Streben nach Einigung erfordert eine nähere Erklärung.

Wenn oben gesagt wurde, daß die öffentliche Gewalt des Fürsten sich „gleichmäßig" über die beiden Bestandteile erstreckt habe, so ist das nicht so zu verstehen, als ob sie überall mit der gleichen Fülle der Befugnisse wirksam gewesen wäre; nur in ihrem Wesen war sie gleich, nicht aber in ihrem Umfang. Als volle Obrigkeit, mit all ihren Abstufungen von der hohen zur niederen, übten der Fürst und seine Beamten die öffentliche Gewalt nur auf den Kammergütern aus, während sie als eine in ihrem Umfang beschränkte gegenüber denjenigen Städten und Herrschaften zur Geltung kam, die den anderen Bestandteil des Fürstentums bildeten. Vergegenwärtigen wir uns diese letzteren Personen und Körperschaften etwas näher. Einen ersten Kreis unter ihnen bildeten die Prälaten, d. h. die Vertreter angesehener Stifter und Klöster, daneben in den brandenburgischen und österreichischen Landen einige nicht reichsunmittelbare Bischöfe. Auf die Prälaten folgte als zweite Gruppe der Adel, d. h. der aus den alten Vasallen, aus ministerialen und allodialen Grundherren erwachsene Stand. Einen dritten Kreis bildeten die Magistrate der landesfürstlichen, mit freier Verfassung begabten Städte. Eigentümlich waren all diesen Herren und Körperschaften besondere Befugnisse im Gerichts- und

Militär-, Polizei- und Finanzwesen, welche sie auf ihren Gütern und Gebieten und über die Insassen derselben ausübten. Ihre Herrschaften schlossen sich als kleinere Verwaltungsbezirke unter der fürstlichen Regierung ab, jedoch so, daß das Maß der ihnen gewährten Obrigkeit äußerst verschieden war. Im Gerichtswesen z. B. führte eine aufsteigende Reihe von den auf Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit und gütlichen Austrag in Besitzstreitigkeiten beschränkten Befugnissen [1] des adeligen Besitzers von „einschichtigen Landgerichtsgütern" in Bayern zu der nur die Streitigkeiten über Grund und Boden und die schweren strafrechtlichen Fälle ausschließenden Gerichtsbarkeit des adeligen Inhabers von „Hofmarken" in demselben Land, und schließlich bis zu der vielen Städten und manchen landsässigen Grafen und Herren zustehenden vollen Gerichtsbarkeit, welche dem Landesfürsten nur das Recht der höheren Instanz übrig ließ. Im allgemeinen war die Selbständigkeit dieser einzelnen Teile immer so groß, daß man von den Fürstentümern dasselbe sagen mußte, was vom Reiche galt: die öffentliche Gewalt war geteilt zwischen den Fürsten auf der einen Seite und jener bunten Anzahl von geistlichen und weltlichen Herren und frei verwalteten Städten auf der anderen Seite.

Nun liegt es, wie gesagt, in der Natur der öffentlichen Gewalt, daß sie, wo sie in ihren Befugnissen eng beschränkt ist, nach Erweiterung, wo sie unter verschiedene Inhaber zersplittert ist, nach Einigung verlangt. Im deutschen Fürstentum, wo beide Mängel so bestimmt vorlagen, erhob sich daher eine Bewegung, die auf ein doppeltes Ziel ausging: einmal auf die Ausbildung einer Regierung, welche statt verschiedener obrigkeitlicher Kompetenzen eine wahrhaft staatliche Gewaltfülle besaß, sodann auf die Einigung der getrennten Gewalten zu einer gleichmäßigen Gesetzgebung und Verwaltung. Die Träger dieser neuen Bewegung aber waren nicht die Fürsten allein, sondern sie und die eben bezeichneten autonomen Mächte zusammen.

Die Fürsten zunächst suchten vor allem freie Bewegung in der nach außen gerichteten Politik. Was ihnen hier am empfindlichsten die Hände band, das war die enge Begrenzung ihrer finanziellen und militärischen Befugnisse. Gesetz, Herkommen oder Vertrag bestimmten die mäßigen Abgaben, welche regelmäßig oder auch in außerordentlichen Fällen von den verschiedenen Klassen der Unterthanen zu fordern waren; auf demselben Grunde beruhte der Kriegsdienst, den durch persönlichen Zuzug die Vasallen und Ministerialen, in beschränkterem Maße, durch Zuzug oder anderweitige Leistungen, die Städte und die Landbevölkerung zu leisten hatten. Wie nun die Fürsten in Krieg und Politik größere Ziele nach

[1] Erweitert im Jahre 1557 (Rockinger in Lerchenfelds altbayerischen Freibriefen, Einl. S. 385).

außen hin selbständig verfolgten, zeigten sich die Einkünfte als durchaus ungenügend; der selbständigen Kriegführung stellte sich das in vielen oder wohl in den meisten Fürstentümern bestehende Recht entgegen, kraft dessen eine Pflicht der Vasallen und Ministerialen zur Kriegsfolge nur in den Fällen des Reichsdienstes und der Verteidigung des Landes und seines Herrn bestand; der mehr und mehr durchdringenden Anforderung, den Kern der Heere aus geschulten Mietstruppen zu bilden, konnte man nicht nachkommen, wenn nicht neue Geldquellen erschlossen wurden.

Solchen Schwierigkeiten gegenüber unternahmen es die Fürsten, ihre Einkünfte zu erhöhen oder die Mittel zur Tilgung der aufgenommenen Schulden zu beschaffen, indem sie eine allgemeine, über die pflichtmäßigen Leistungen hinausgehende Landessteuer als gutwillige Hülfe sich bewilligen ließen; sie suchten sich des Beistandes der Unterthanen für ihre Kriege im voraus zu versichern, indem sie zu politischen Bündnissen, aus denen Krieg entstehen konnte, eine besondere Zustimmung einholten. Wer aber waren die Personen, deren Bewilligung und Zustimmung den Beistand des gesamten Landes zur Folge hatte? Es war nicht die Gesamtheit der Unterthanen oder eine Vertretung dieser Gesamtheit, es waren nur jene autonomen Personen und Körperschaften, welche sich mit dem Fürsten in den Besitz der öffentlichen Gewalt teilten. Indem der Landesherr diese bevorrechteten Klassen, diese „Stände“, wie sie sich vorzugsweise nannten, und zwar nicht jeden Stand für sich, sondern alle zugleich versammelte und über seine Forderungen Beschluß fassen ließ, gab er seinerseits die Anregung zur landständischen Verfassung.

Entsprechende Anregungen kamen zugleich aus dem Kreise der Stände. Während der Fürst bei seiner Forderung von Geld und Kriegshülfe vornehmlich die Aufgaben auswärtiger Politik im Auge hatte, gewöhnten sich die Stände daran, in dem Lande nach der inneren Zusammensetzung seiner Teile ein Ganzes zu erblicken. Als lebendiges Ganzes hatte es gemeinsame Rechte und Interessen, und die Rechte und Vorteile der einzelnen Klassen der Einwohner standen wieder in untrennbarem Zusammenhang mit denen der Gesamtheit. Wenn also in der fürstlichen Regierung die Rechte der Einzelnen oder der Gesamtheit geschädigt wurden, so bedurfte das Land einer Vertretung, die seine Ansprüche vor dem Landesherrn geltend machte. Da geschah es zum Beispiel, daß ein Landesfürst sein Münzregal mißbrauchte, daß er die Unterthanen von ihren ordentlichen Gerichtshöfen abzog oder dieselben mit ungewöhnlichen Abgaben beschwerte; vollends häufig erfolgten bei der gewaltsamen Entwickelung, in der sich die fürstlichen Gebiete befanden, Teilungen des Landes durch Erbschaft, Vertrag oder Verpfändung, und im Gefolge derselben wilde Kriege um Trennung

oder Vereinigung. Bei solchen Schwankungen waren die Rechte der Unterthanen zu sichern oder zu bessern, es war besonders auch das Recht des Landes als eines Ganzen zu wahren, indem die Teilungen verhütet, oder doch eine friedliche Auseinandersetzung der Teilherren bewirkt und einer völligen Entfremdung der getrennten Gebiete vorgebeugt wurde, indem endlich die Vereinigung getrennter, ihrer Natur nach zusammengehöriger Lande gefördert und verbürgt wurde. Zu derartigen Zwecken erhob sich selbständig eine Vertretung der Rechte sowohl der Gesamtheit als der einzelnen Klassen; sie wirkte durch Anträge an den Landesherrn, welche feierliche Festsetzungen zur Folge hatten, durch Verträge mit dem Fürsten, welche die Erhaltung bestimmter Rechte verbürgten. Wer war es aber, der diese Vertretung übernahm? Es war abermals nicht die Gesamtheit der Einwohner, sondern die Vereinigung jener Klassen, welche Anteil an der öffentlichen Gewalt besaßen.

Indem also einerseits der Fürst die Stände zur Hülfeleistung berief, und anderseits die Stände zur Wahrung der Rechte des Landes an den Fürsten herantraten, wurde in den meisten deutschen Fürstentümern im 14. und 15. Jahrhundert der Grund landständischer Verfassung gelegt. Der Gedanke dieser Verfassung war: Vereinigung der Elemente der öffentlichen Gewalt und mittels dieser Vereinigung Schutz und Erweiterung der Macht des Fürstentums nach außen, der Rechte seiner Angehörigen nach innen. Die weitere Entwickelung der Verfassung erfolgte sodann, indem die Stände feste Rechte sowohl zum engen Zusammenschluß untereinander, als zu regelmäßiger Wirksamkeit in den öffentlichen Angelegenheiten des Fürstentums erwarben. Ueberall konnte man aber bei der Ausbildung ständischer Befugnisse den doppelten Ursprung aus fürstlicher und ständischer Anregung erkennen.

Aus den periodisch wiederholten Geldforderungen des Fürsten entstand vor allem das Recht der Steuerbewilligung und die Unterwerfung des Landes unter einheitliche Steuern. Aber gleich dieses Recht hatte die entscheidende Folge, daß die Stände aus den Formen einer bloß beschließenden in diejenigen einer verwaltenden Körperschaft eintraten. Von vornherein verstand es sich wohl überall von selbst, daß, wenn die Beisteuer in runder Summe bewilligt wurde, die Verteilung der Beträge, mittels Umlage entweder auf die einzelnen Ständegruppen oder auf die verschiedenen Landesbezirke,[1] durch ständische Vereinbarung erfolgte. Von da

[1] Die von den Ständen bewilligten Steuern werden entweder als eigentliche Landsteuern sowohl auf die Unterthanen der Stände und eventuell diese selbst, als auf die Insassen des dem Landesfürsten unmittelbar untergebenen Gebietes gelegt, oder sie werden nur auf die Stände und deren Unterthanen verteilt, und dem Landesherrn blieb die besondere Belastung seiner Kammergüter

ab ging man, wo die ständischen Befugnisse sich kräftig entwickelten, weiter: Kommissionen der Stände besorgten, wie es im Jahre 1542 in den österreichischen Landen geschah, die Einschätzung des Vermögens der Steuerpflichtigen; andere Ausschüsse leiteten die Erhebung der Steuern und nahmen den Ertrag in ihre Kasse. Aus der ständischen Kasse konnten dann runde Summen an den Fürsten gezahlt werden, oder es konnte die Verzinsung und Tilgung fürstlicher Schulden durch die Stände und ihren Ausschuß unmittelbar besorgt werden, es konnten endlich gemeinnützige Unternehmungen jeder Art aus den überschüssigen Mitteln unterstützt oder ins Leben gerufen werden. Mit ihren Ausschüssen und Einnehmern bildeten so die Stände eine eigene Verwaltung aus.

Also nicht bloß gleichmäßig über das Land verteilte Steuern, sondern auch eine auf verhältnismäßig starken Mitteln beruhende ständische Verwaltung erwuchs aus den Anforderungen des Fürsten an die Stände. Gleichzeitig entwickelte sich aber aus den Forderungen der Stände an den Fürsten wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise eine fruchtbare landesfürstliche Gesetzgebung, ein eigenes Recht des Landes.

An und für sich lag die Befugnis, durch Gesetze das Recht der Landesangehörigen, sei es in den Beziehungen der Personen zu einander, sei es in ihren Pflichten und Rechten zur Gesamtheit, zu verändern, keineswegs in dem fürstlichen Amt, ebensowenig wie die Befugnis, zum Zweck einer selbständigen Politik die finanziellen und militärischen Kräfte des Landes in Anspruch zu nehmen; aber wenn bei der zunehmenden Schwäche der Reichsgewalt und der Unfruchtbarkeit der Reichsgesetzgebung der Fürst und die Stände, d. h. alle Teilhaber der öffentlichen Gewalt im Fürstentum sich über zweckmäßige Gesetze einigten, so war es fast unmöglich, daß höhere und niedere Gewalten sie hätten hindern können. Und die Stände erkannten eben ihre vornehmste Aufgabe darin, dasjenige, was dem Lande als Ganzem, wie den verschiedenen Klassen der Landesangehörigen im besonderen, und dabei in erster Linie natürlich ihnen selber, zustehe oder fromme, zu vertreten. Von dem Zeitpunkt ab, da sie nicht getrennt, sondern vereinigt mit dem Fürsten handeln, hören sie nicht auf, die Sicherung des bestehenden Rechtes, die Einführung neuer Satzungen zu befürworten; gekleidet sind ihre Forderungen teils in Beschwerden, teils in positive Anträge. Indem nun der Fürst auf Beschwerden und

vorbehalten. Ersteres war z. B. in Bayern der Fall, letzteres wurde in den österreichischen Landen z. B. bei der Repartition von 1542 angenommen. (Ueber diese Repartition vgl. Codex Austriacus II, S. 85; Krones in den Beiträgen zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen XIX, S. 33; Bucholtz, Ferdinand I., Bd. VIII, S. 293 fg.; Oberleitner im Archiv für österreichische Geschichtsquellen XXX, 1, S. 6 fg.)

Anträge seine Entschließungen mitteilt und infolge derselben die vereinbarten Festsetzungen entweder durch öffentliche Erlasse oder durch urkundliche, streng verbindliche Erklärungen an die Stände trifft, beginnt eine wahre Gesetzgebung, unter der allmählich Recht und Verwaltung teils neue, teils festere Formen erhalten.

Diese gesetzgeberische Thätigkeit wurde von der fürstlichen Regierung mit Eifer ergriffen. Sie wartete bald nicht mehr auf die formulierten Anträge der Stände, sondern erkannte ihre Aufgabe darin, die sich stets verschiebenden Verhältnisse des Lebens durch neue Gesetze unter neue Ordnung zu bringen. Gefährlich für die Entwickelung ständischer Rechte war es dabei, daß in der Regel klare Grundsätze über die Mitwirkung der Stände bei der Gesetzgebung sich nicht befestigten, daß im Gegenteil seit Ausgang des 15. Jahrhunderts bei den Fürsten die Anschauung durchdrang, das Recht der Gesetzgebung sei mit dem Fürstentum verbunden und nur eingeschränkt durch Recht und Gesetze des Reichs. Indes thatsächlich blieb überall, wo die ständische Verfassung zu Kräften gekommen war, der Einfluß der Stände ein sehr bedeutender: durch ihre Mitwirkung war die Quelle landesfürstlicher Gesetzgebung eröffnet, ihr Beirat wurde nach wie vor bei wichtigen, alle Kreise der Einwohner berührenden Anordnungen gesucht, ihre Beschwerden und Anträge, sei es der einzelnen Klassen, sei es der vereinten Stände, gaben bei den meisten Gesetzen die Anregung und die Information zugleich.

Unter den Gesetzen, die so die rechtliche Gestaltung des Fürstentums bestimmten, sind zwei Gruppen von besonderer Wichtigkeit: die eine bezieht sich auf die oben berührten Gegensätze im wirtschaftlichen Leben, welche ja am lautesten nach einheitlicher Regelung drängten und deshalb in den Anträgen der Stände, den Erlassen der Fürsten die erste Stelle einnahmen; von ihnen wird nachher geredet werden; — eine andere Reihe ist bedeutsam für die Entwickelung des Verhältnisses zwischen Landesherrn und Ständen, und von dieser müssen wir zuerst handeln.

Es ist oben gesagt, daß ein Teil der zwischen Fürst und Ständen vereinbarten Anordnungen in Form urkundlicher, den Fürsten streng verpflichtender Zusicherungen gegeben ward. Den Inhalt solcher „Freibriefe", „Landesvereinigungen", oder wie sie sonst heißen, bilden Satzungen über die Befugnisse der Stände in den öffentlichen Angelegenheiten, über Regeln und Schranken der landesfürstlichen Verwaltung, über Rechte, welche den Ständen und den gesamten Landesangehörigen der fürstlichen Regierung gegenüber zustehen. Sie haben den Charakter von Grundgesetzen; als solche aber gewinnen sie eine ganz eigenartige Bedeutung, wenn sie mit der Huldigung verbunden werden. Die Huldigung, d. h. der Vorgang, in dem die Stände sich dem neu eintretenden Fürsten

zur Unterthanentreue verpflichten, wurde nämlich seit der Befestigung ständischer Verfassung von den Ständen in gemeinsamer Versammlung geleistet, und in untrennbaren Zusammenhang mit ihr wurde, wo die Rechte der Stände sich kräftiger entwickelten, die Bestätigung jener Freibriefe von seiten des Landesfürsten gesetzt. Es konnte sich dabei um eine Anzahl von Urkunden handeln, die unter verschiedenen Verhältnissen erworben waren und nun insgesamt bestätigt wurden; anderwärts legte man, sei es ausschließlich, sei es vorzugsweise, eine Akte vor, welche die den Ständen wertvollsten Rechte enthielt; und diese wieder konnte, wie die erläuterten Landesfreiheiten in Bayern seit 1508, die Joyeuse Entrée in Brabant seit 1312, so ausführlich sein, daß sie einen wahren Auszug derjenigen Rechte der Stände und des gesamten Landes, welche einer besonderen Sicherung gegenüber dem Landesfürsten bedurften, ausmachten.

Huldigung und Bestätigung der Rechte erschienen so durch einander bedingt. Dies aber erregte eine schwere Frage. Wenn die Huldigung, d. h. die Anerkennung des Rechtes des Landesherrn, an eine Bedingung geknüpft war, nämlich die Anerkennung des Rechtes des Landes, und wenn es die Stände waren, welche die Bedingung stellten und das Bedingte gewährten, stand dann nicht bei den Ständen die Entscheidung über das Recht des Landesherrn auf die Regierung, ob dasselbe gewährt oder nicht gewährt werden sollte? Wer diese Frage vom Gesichtspunkt des alten Rechtes ansah, hatte es leicht mit ihrer Verneinung. Denn ursprünglich beruhte das Anrecht des Fürsten an sein Fürstentum in keiner Weise auf einer Anerkennung der Stände, sondern auf kaiserlicher Verleihung und der durch das Reichsrecht geregelten Erbfolge. Allein zwischen jenen Ursprüngen und der neueren Zeit lag die Entkräftung des Reichsrechtes und im Gegensatz dazu eine Umgestaltung des Rechtes des Fürstentums, welche unter Mitwirkung der Stände vollzogen war; da konnte die Frage über das Verhältnis zwischen Fürst und Ständen nicht nach alten Gesetzen, sondern nur durch neue Verhandlungen und Kämpfe entschieden werden.

Einen Anfang solcher Kämpfe erlebte man in den österreichischen Landen nach dem Tode Maximilians I. (1519). Damals fanden sich die Stände der fünf Herzogtümer[1] in der Auffassung zusammen, daß der Huldigung an den neuen Landesherrn die eidliche Bestätigung der Landesfreiheiten von seiten des letzteren vorausgehen müsse, und daß sich hieraus folgende Reihe von Konsequenzen ergebe: vor Bestätigung der Landesrechte keine Huldigung; vor der Huldigung keine Regierung des neuen Fürsten; in der ganzen

[1] Ober- und Unterösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain.

Zwischenzeit Verwaltung des Landes durch ständische Ausschüsse.[1] Das neue Regentenpaar, Karl und Ferdinand, erkannte diese Forderungen nicht an. Ihre Bevollmächtigten erwirkten die Huldigung auf die Zusage,[2] daß hinterher die Landesfreiheiten bestätigt werden sollten; aber ein klarer Austrag der beiderseitigen Auffassungen wurde nicht gefunden und damit der späteren Wiederkehr des Streites nicht vorgebeugt.

Neben dieser einen Form, in welcher eine Abhängigkeit des Fürsten von den Ständen zum Ausdruck kam, gab es in einzelnen Landen eine andere, fast noch schärfere: das war die Sicherung der Landesrechte durch das Widerstandsrecht der Stände oder des gesamten Landes. Wenn, so hieß es z. B. am Schluß der Joyeuse Entrée von Brabant,[3] der Fürst den Satzungen der Urkunde entgegenhandelt, so sind alle Unterthanen des Gehorsams so lange entbunden, bis das gekränkte Recht hergestellt ist. Was solche Festsetzungen bedeuteten, kann die Geschichte des niederländischen Aufstandes zeigen. Auf der Hand liegt, daß, wie öffentliches und privates Recht des Fürstentums unter der Mitwirkung der Stände umgestaltet wurde, so auch die Stände die Befugnis ergriffen, ihre und des Landes Rechte selbständig zu vertreten, und daß, wenn Fürst und Stände hierbei in ihren Anschauungen und Forderungen auseinander gingen, unversöhnliche Kämpfe entstehen konnten.

Aber einstweilen hatten sich solche Kämpfe nur von ferne angekündigt, noch wirkten Fürst und Landstände zusammen als die geeinte öffentliche Gewalt des Fürstentums. Die Frucht ihres Zusammenwirkens war die Möglichkeit einer selbständigen auswärtigen Politik, die Begründung einer einheitlichen Finanzverwaltung, die Eröffnung der Quelle fürstlicher Gesetzgebung.

Wenden wir uns von diesem Ergebnis der Verfassungsentwickelung zu dem Ausgang unserer Darlegung zurück, zu dem Gedanken nämlich, daß die auf dem wirtschaftlichen Gebiet hervortretenden Gegensätze eine einheitlich geregelte Gesetzgebung erheischten. Es ist oben bemerkt, wie von dem Augenblick, da die öffentliche Gewalt des Fürstentums durch die Gründung landständischer Verfassung geeint und gekräftigt war, die Autorität bereit stand, welche die gewünschten Gesetze erlassen und sie im Wege der Verwaltung durchführen konnte. Und die fürstlichen Regierungen, bald mit ihren Ständen gemeinsam beschließend, bald einseitig vorgehend, säumten nicht, diese Gelegenheit zur Bethätigung ihrer Macht zu ergreifen. Seit Ausgang des 15. Jahrhunderts und durch das

[1] Vgl. v. Kraus, Zur Geschichte Oesterreichs 1519—1522; besonders S. 13 fg.

[2] Sie wurde in Steiermark, Kärnten und Krain eidlich gegeben. Muchar VIII, S. 301 fg.; Bucholtz I, S. 179.

[3] Art. 66 der Joyeuse Entrée Karls V., Art. 59 der Joyeuse Entrée Alberts und Isabellas. (Codex Belgicus II, S. 95, 158.)

folgende Jahrhundert stetig hindurchgehend, erfolgten in allen bedeutenderen Fürstentümern teils Einzelerlasse, teils zusammenhängende Anordnungen unter dem Namen der Landes- oder Polizeiordnung. Eine Erörterung derselben im einzelnen würde, da sie für jedes Land besonders verfaßt sind, sich ins Endlose verlieren. Aber wir dürfen doch nicht weitergehen, ohne uns die gemeinsamen Grundgedanken dieser wirtschaftlichen Neuordnungen zu vergegenwärtigen.[1]

Von vornherein kann man von ihnen allen sagen, daß sie einen höchst konservativen Charakter haben. Obgleich von der Sorge erfüllt, daß die wirtschaftliche Arbeit der wachsenden Bevölkerung und der auswärtigen Konkurrenz nicht mehr gerecht werde, suchten die Gesetzgeber doch keineswegs der Produktion neue Wege vorzuschreiben oder sie zum Aufsuchen neuer Wege zu treiben; sie wagten es nicht, den wirtschaftlichen Kräften eine höhere, die alten Gewohnheiten kränkende Anspannung zuzumuten. Da man unmittelbar nichts weiter von ihnen verlangte als gleichmäßige Regelung und gleichmäßigen Schutz, so schickten sie sich an, beides zu gewähren, indem sie zu den überkommenen Ordnungen zurückgriffen und diese nur allgemein gültig zu befestigen und im einzelnen auszubilden strebten. Den Schwung neuer Gedanken darf man in dieser Gesetzgebung nicht suchen.

Da war zunächst der große Streit zwischen Stadt und Land. Ihm gegenüber ließ sich die Gesetzgebung von dem Gedanken leiten: das Land sei auf die Urproduktion zu beschränken, den Städten und den mit Marktrecht begabten Flecken sei Handel und Gewerbe ausschließlich vorzubehalten. Nach der Strenge dieses Grundsatzes ist dem Landmann nur e i n Handel gestattet: der Verkauf seines selbstgezogenen Getreides und sonstiger landwirtschaftlicher Produkte; auch dieser Verkauf jedoch, soweit er nicht dem unmittel-

[1] Bei den nachfolgenden Beispielen beziehe ich mich vornehmlich auf folgende Territorien und folgende Quellen: a) Oesterreich: Krones, Die landesfürstlichen und landschaftlichen Patente 2c. 1493—1564. In den Beiträgen zur Kunde steiermärk. Geschichtsquellen, Jahrg. 18, 19. — Codex Austriacus 1704. — Polizeiordnung von 1542 (Auszug bei Bucholtz VIII, 281 fg. Eine Polizeiordnung von 1518 erwähnt Pritz, Gesch. des Landes ob der Enns II, 212). — b) Bayern: Landesordnungen von 1474 (Krenner VII), 1501 (Krenner XIII), 1516, 1553, 1616 (über Zeit und Ausgaben vgl. Stobbe I, 2, S. 365). — c) Württemberg: Landesordnungen von 1495—1567 (Reyscher, Sammlung der württembergischen Gesetze XII. Vgl. Wächter, Württemberg. Privatrecht, Bd. 1). — d) Niederlande: Codex Belgicus. Antwerpen 1662. — Henne, Histoire du règne de Charles V., Bd. V. — e) Jülich-Berg: Polizeiordnung von 1558. — f) Sachsen: Codex Augusteus. Auszug von Schaffrath, Codex Saxonicus 1842. (Ueber die ältesten Landesordnungen von 1446 und 1482 vgl. Stobbe I, 2, S. 370.) — Falke, Kurfürst August in volkswirtschaftl. Beziehung. g) Brandenburg: Rezesse des 16. Jahrhunderts bei Mylius VI. Daselbst in der „Nachlese“ Polizeiordnung der Städte von 1515.

baren Hausbedarf dient,[1] soll ausschließlich auf dem städtischen Markt geschehen. Daß der Händler dem städtischen Markt zuvorkomme und dem Bauer seine Produkte an Ort und Stelle abkaufe, wird als strafbarer „Vorkauf" verboten. Was dann die gewerblichen Produkte angeht, so soll deren offener Verkauf zugleich auf den Städter und auf den Stadtmarkt beschränkt werden. Berechtigt zum Verkauf ist da in erster Reihe der Bürger der Stadt, in welcher verkauft wird, in zweiter Reihe, durch mancherlei Lasten und Benachteiligungen zurückgedrängt, der auswärtige durch Verträge oder Herkommen berechtigte Handelsmann. Daß der Bauer oder der städtische Händler oder gar der Hausierer in den Häusern oder Wirtschaften der Dörfer verkaufe, wird von der fürstlichen Gesetzgebung hartnäckig bekämpft. Mit dem Handel hängt weiter die gewerbliche Arbeit zusammen. In Bezug auf diese folgt man einem Grundsatze, der in seiner letzten Konsequenz dahin führt, den Dörfern nur solche Gewerbe, welche, wie Metzger und Wirt, Schneider und Schmied, für den täglichen Bedarf arbeiten, zu gestatten und auch ihnen noch die Beschränkung aufzulegen, daß sie nur auf feste Bestellung des Verzehrers liefern, nicht aber zum offenen Verkauf auslegen.

Die Absicht bei derartigen Anordnungen ist, die Scheidung der Stände, die in dem allgemeinen Gegensatz zwischen Bürger- und Bauernstand gipfelt, zu befestigen. Jedermann, sagt ein brandenburgischer Landtagsabschied von 1536, soll sich an dem seinem Stand entsprechenden Beruf genügen lassen.[2] Allerdings war es unmöglich, die bezeichneten Grundsätze in voller Schärfe durchzuführen. Wenn z. B. der Bauer ziemlich folgerichtig angehalten wurde, seine Produkte auf den städtischen Markt zu bringen, so war es dem Adel und den Prälaten nicht wohl zu verwehren, daß sie ihre selbstgezogenen oder als Abgabe eingenommenen Getreidemassen, Wein und Wolle nach freiem Belieben ausführten oder dem Händler an Ort und Stelle verkauften.[3] Wenn ferner die Ausschließung des Gewerbes vom platten Land in den dünner bevölkerten Landen des Nordostens, wie Sachsen und Brandenburg, bis zu einem hohen Grade durchgeführt wurde, so mußte man in den stärker bevölkerten und höher entwickelten Gebieten im Süden und Westen mannigfache Konzessionen machen, besonders zu gunsten solcher Gewerbe, welche, wie Spinnerei und Weberei, einen zweckmäßigen Standort auf dem Lande ersahen: es war genug, wenn man sie nötigte, ihre Ware zum städtischen Markte

[1] Vgl. z. B. bayerische Landesordnung von 1501 (Krenner XIII, S. 289 fg.).
[2] Mylius VI, S. 37.
[3] Beispiele in Brandenburg. Rezesse von 1534 (Mylius VI, S. 28), 1536 (S. 34, 39), 1540 (S. 61. Vgl. Zeitschrift für preußische Geschichte XIX, S. 277). — Oesterreich: Bucholtz VIII, S. 256. Bayern: P.-O. 1616, II, S. 2.

zu bringen und dieselben der gleichen Prüfung zu unterwerfen, welcher die Erzeugnisse der städtischen Zunftmeister unterstanden. Allein dies waren Ermäßigungen, die freilich in ihrer Fülle und Verschiedenheit unübersehbar waren, aber die Regel einer scharfen Scheidung von städtischer und ländlicher Arbeit keineswegs umstießen.

Folgen wir der Gesetzgebung, wie sie von diesem Streit zwischen den weitesten wirtschaftlichen Kreisen sich zu den Störungen, die im Innern derselben hervortraten, hinwandte. In Bezug auf die ländlichen Verhältnisse faßte sie, wenn wir von den sogenannten Regalien des Bergbaues und der Jagd als besonderen Erscheinungen absehen, vor allem die Erhaltung des Bauernguts und der zusammenschwindenden Wälder ins Auge. Man begann seit dem 16. Jahrhundert durch allgemeine Anordnungen hier und da die Unteilbarkeit des bäuerlichen Gutes festzusetzen, den Ankauf desselben zur Abrundung der Herrengüter zu verbieten oder doch zu erschweren. Hinsichtlich der Waldungen begnügten sich viele Fürsten, z. B. Brandenburg und Sachsen, mit sorgsamerer Bewirtschaftung der zum Kammergut gehörigen Forsten; andere Regierungen, z. B. in Jülich, in Württemberg, Bayern, Salzburg und den österreichischen Landen, führten gleichmäßige Anordnungen und im Gefolge derselben eine gleichmäßige Aufsicht ein über Abtrieb und Aufforstung der sämtlichen im Fürstentum gelegenen Wälder. Sie griffen damit in die Autonomie der waldbesitzenden Personen und Genossenschaften ein, und einmal auf diesem Wege, wurden sie bald zu weiteren Eingriffen in die selbständige Regelung wirtschaftlicher Dinge, wie sie Dorf- und Markgemeinden ausübten, geführt. In den Gegenden des zersplitterten Besitzes waren es die aus dem gemeinen Weiderecht entspringenden Konflikte,[1] in den Landen der starken Gutsherrlichkeit und des schwachen Bauernstandes, wie in Brandenburg, waren es die Dienste der Bauern, ihre Gebundenheit an das Gut, welche zu gleichmäßigen Anordnungen einluden.[2]

Indes, mehr als diesen ländlichen Verhältnissen war doch vorläufig die Gesetzgebung dem anderen großen Wirtschaftsgebiete, den städtischen Betrieben, zugewandt, und da wieder in erster Reihe den Verlegenheiten von Handwerk und Gewerbe. Wenn man hier allgemein regeln wollte, so mußte man vor allem die Selbständigkeit der Zünfte angreifen. Diese Genossenschaften hatten in den Zeiten ihres Emporstrebens in manchen Städten, wie in Köln, Aachen und Frankfurt, eine Höhe der Autonomie erreicht, auf der sie in den Angelegenheiten des Gewerbes und der korporativen Verfassung völlig selbständig statuierten und verwalteten. Vor Ausgang des Mittelalters wurden jedoch solche Extreme beseitigt:

[1] Ueber Württemberg vgl. Wächter I, S. 132 fg.
[2] Bornhak, Geschichte des preußischen Verwaltungsrechts I, S. 122 fg.

überall hatte die städtische oder auch die fürstliche Obrigkeit das Recht der Aufsicht, wie auch der unmittelbaren Anordnung wieder an sich gezogen. Aber während die fürstliche Hoheit sich zunächst in Privilegien oder Anordnungen bethätigte, welche je einer einzelnen Genossenschaft zu teil wurden, schritt sie seit den Zeiten der Landesordnungen zu dem Unternehmen voran, sowohl hinsichtlich der Zunftverfassung als der Technik des Gewerbes allgemeine Verordnungen zu erlassen und mittels der landesherrlichen Verwaltung durchzuführen.

So geschah es, daß Ferdinand I. im Jahr 1527 eine Handwerkerordnung für die fünf österreichischen Herzogtümer erließ, in welcher die gesamte Zunftverfassung eingehend geregelt wurde.[1] In nicht so umfassender Weise, aber nach denselben Anschauungen von dem Bedürfnis des Gewerbes und den Befugnissen der Regierung, machte sich die fürstliche Gesetzgebung überall ans Werk, die Verfassung der Zünfte in den Punkten, wo allgemeine Mißstände hervortraten, durch allgemeine Verordnungen zu bessern. Und zugleich mit der Verfassung griff sie die Technik der Gewerbe an. Bald handelte es sich darum, dem Rückgang einer Industrie zu steuern, indem man, wie es in Württemberg geschah,[2] über Anfertigung und Maß der Wollentücher gesetzliche Vorschriften erließ, oder indem man, wie es in Sachsen mit dem Handwerk der Tuchscherer versucht wurde, eine durch das ganze Land geordnete Aufsicht über den Betrieb errichtete;[3] bald galt es, in einem blühenden Gewerbe solide und kunstgerechte Arbeit zu sichern, z. B. in der viel bewunderten Tapisserie von Flandern und den Nachbarprovinzen, für welche eine landesherrliche Verordnung[4] sowohl Technik wie die Verfassung des Gewerbes regelte.

Bei all diesen Anordnungen herrschte derselbe konservative Geist, der vorher bezeichnet ist. Man hielt die überlieferte Organisation der Gewerbe nach Zünften, vor allem den Grundsatz, daß, wer von der Zunft ausgeschlossen, auch vom Gewerbe ausgeschlossen sei, sowie das weitere Bestreben, die noch freien Gewerbe in zünftige Formen zu bringen und die großen Zünfte nach besonderen Gewerbszweigen in kleinere zu zerlegen, für durchaus zutreffend; man hielt nicht minder die Gewohnheit, den technischen Betrieb durch Zunftstatuten gleichmäßig vorzuschreiben und mit den Vorschriften

[1] Krones in den Beiträgen zur Kunde steiermärk. Geschichtsquellen XIX, S. 18. Ueber die 1551 vorgenommene Revision vgl. Pritz, Geschichte Oberösterreichs II, S. 258. Einiges über den Inhalt bei Bucholtz, Gesch. Ferdinands I., Bd. VIII, S. 263.

[2] Polizeiordnung von 1549 (Reyscher XII, S. 162). Landesordnung von 1552 (a. a. O. S. 210). Technische Vorschriften betreffend Bierbrauerei in Bayern (L.-O. 1553, IV, S. 2, 9), in Oesterreich (Bucholtz VIII, S. 259).

[3] Schmoller, Straßburger Tucher- und Weberzunft, S. 540.

[4] Von 1544. Henne, Histoire du règne de Charles V., Bd. V, S. 294.

immer schärfer ins Einzelne einzudringen, für notwendig. Nicht also, um diese Ueberlieferungen mit neuen Ordnungen zu zersetzen, sondern um da, wo die Autonomie der Zünfte in ihrer Verfassung allgemeine Mängel bestehen oder Mißbräuche einreißen ließ, zu bessern, um da, wo die lokalen Zunftstatuten die gewerbliche Arbeit nicht zu der erforderlichen Höhe zu heben vermochten, mit durchgreifender Kraft an ihre Stelle zu treten, unternahm die fürstliche Gesetzgebung ihre immer neuen und tieferen Eingriffe.

Wenn aber die fürstliche Politik sich der Förderung des Gewerbes mit solchem Ernst unterzog, so wurde sie schon durch die hier in Betracht kommenden Interessen genötigt, ihre Fürsorge auch dem verwandten Gebiet des Handels zuzuwenden, und zwar zunächst den Fragen der freien Ein- und Ausfuhr. Das durchgehendste Motiv, welches schon im 15. Jahrhundert die Landesfürsten bestimmte, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen, lag allerdings ursprünglich nicht so sehr in den gewerblichen Interessen als in denjenigen der Konsumenten. Man verbot nach einem sich rasch verbreitenden Grundsatz die Ausfuhr des Getreides in den Zeiten der Teuerung. Aber fortschreitend von dem Schutz des Getreideverbrauchs zu demjenigen der landwirtschaftlichen Produktion oder auch zum Schutz solcher Gewerbe, welche mit der Landwirtschaft zusammenhängen, verbot oder beschränkte man weiterhin die Einführung fremder Weine und Biere. Ein letzter Schritt führte zum Schutz der städtischen Gewerbe, und da vor allem wieder der schwer bedrängten Tuchweberei. Verbote oder in der Regel nur Beschränkungen der Ausfuhr roher Wolle, der Einfuhr fremder Tücher und im Zusammenhang damit eine zunehmende Reihe ähnlicher Maßregeln für andere Gewerbe begegnen uns seit Ausgang des 15. und im Lauf des 16. Jahrhunderts in den verschiedensten Fürstentümern.

Hand in Hand mit derartigen Regeln des Schutzes ging die Fürsorge für den Handelsverkehr selber. Die Entwickelung eines Handels, welcher Deutschland mit engem Netze überspannte und in kühnen Linien in alle Grenzlande Europas hineinreichte, war eine der stolzesten Leistungen der deutsch-mittelalterlichen Städte. Als Ergebnis dieser Entwickelung fanden die fürstlichen Regierungen ein Herkommen vor, kraft dessen der durchgehende Handel sich auf bestimmten Straßenzügen bewegte, sie fanden einen rechtlichen Zustand, in dem die großen, an den Knotenpunkten des Verkehrs gelegenen Städte das Stapelrecht besaßen und immer schärfer auszubilden bestrebt waren, während die dazwischenliegenden Städte ihre alten Stapelrechte verloren hatten oder nur unter fortgehender Schwächung behaupteten. So waren die großen Seestädte, wie Hamburg, Lübeck und Stettin, erfolgreich bemüht, mit Hülfe ihrer Stapelrechte die rückwärts liegenden Binnenstädte von dem früher

betriebenen überseeischen Handel auszuschließen; an den großen Strömen wußten einzelne Städte, z. B. an der Oder Breslau und Frankfurt, an der Elbe Magdeburg, am Rhein Mainz und Köln, an der Donau die Stadt Wien, den großen Flußverkehr in weitem Bereich nach aufwärts und abwärts mit Hülfe des Stapels in ihren Alleinbesitz zu bringen; durch dasselbe Vorrecht endlich, verbunden mit großen Jahresmessen, gewannen Städte, wie Leipzig und Frankfurt, eine herrschende Stellung im Landhandel. Bindung des Verkehrs an die hergebrachten Straßenzüge und Erhebung bestimmter Handelsplätze zu beherrschender Stellung, das waren also die Ziele, welche durch den Gang der Dinge vorgezeichnet waren. Um diese Errungenschaften zu sichern und weiter auszubilden, dazu bedurfte es aber einer Kraft, die über den Machtbereich der einzelnen Stadt hinausging: und mit solcher Kraft für solche überkommene Aufgaben einzutreten, das war eben der Sinn der fürstlichen Handelspolitik.

Wer ein großes Fürstentum beherrschte, dem kam es zunächst darauf an, die Straßenzüge und die Stapelrechte im Innern des eigenen Landes zu schützen. Da hatten die Herzoge von Pommern den Stapel von Stettin zu wahren;[1] der Kurfürst von Sachsen hatte über der hohen Landstraße zu wachen, welche von Breslau und den Lausitzer Städten in sein Land eintrat und von da zu seiner Stadt Leipzig führte, einem der bedeutendsten Stapelplätze Deutschlands, mitten in der Hauptkreuzung des Verkehrs vom Norden nach dem Süden, vom Osten nach dem Westen des deutschen Reichs und seine Nachbarländer;[2] die österreichischen Landesherren suchten mit gleichem Eifer ihrer Stadt Wien die ausschließliche Vermittelung des Verkehrs zwischen Deutschland und Ungarn auf der Donaustraße, zwischen Venedig und Ungarn auf der Landstraße zu erhalten,[3] sie achteten darauf, daß der große Verkehr, der über Wien oder Innsbruck nach Italien führte, auf den altgewohnten Straßen durch Steiermark und Tirol blieb. Man dachte sich bei diesem Verfahren die Verkehrsinteressen des Fürstentums als zusammengehörig und wollte sie in ihrer Zusammengehörigkeit dem gleichen Schutz und der gleichen Regel unterwerfen.

Notwendig mußte jedoch diese Fürsorge für den einheimischen Verkehr über die Grenzen des eigenen Fürstentums hinausführen. Denn nur dann konnte der Handel desselben größere Bedeutung gewinnen, wenn er durch die Nachbargebiete fortgesetzt wurde, der Fortsetzung aber standen die Sperrmaßregeln der benachbarten

[1] Schmoller in der Zeitschrift für preußische Geschichte XIX, S. 211 fg.

[2] Falke im Archiv für sächsische Geschichte VII, S. 113 fg. Heller daselbst, Neue Folge V, S. 1 fg.

[3] Bucholtz VIII, S. 247 fg., 250 fg. Muchar, Geschichte der Steiermark VIII, S. 328.

Fürsten, ihre unerbittliche Ausbildung des Stapelrechtes bestimmter Städte entgegen, oder auch der Mangel an neuen Verkehrswegen, wie sie durch die Zunahme des Handels erfordert wurden. Abermals waren es da die Fürsten, welche die starke Vertretung ihres Kaufmannsstandes übernahmen. Durch Handelssperren und Handelsverträge suchten sie die streitigen Interessen der Nachbargebiete auszugleichen, unter Verhandlungen und kostspieligen Arbeiten suchten sie dem Verkehr neue Wege zu eröffnen. So sehen wir Ferdinand I. beharrlich das Ziel verfolgen, für den böhmischen Handel die Elbeschiffahrt von Prag nach Magdeburg, für den schlesischen Handel die Oderfahrt von Breslau nach Frankfurt frei zu machen und dann weiter durch die Schaffung einer Wasserverbindung zwischen Oder und Elbe einen Verkehrsweg von Böhmen nach der Ostsee, von Breslau nach der Nordsee zu eröffnen. Es gelang ihm endlich auch,[1] eine allerdings sehr beschränkte Zulassung der Oderfahrt von Breslau über Frankfurt und weiter nach Stettin von Kur-Brandenburg zu erringen.

Am bedeutendsten gestaltete sich diese Politik, wenn sie die Sache des deutschen Handels dem Ausland gegenüber vertrat. Und es gab wenigstens eine fürstliche Regierung, die sich dieser Aufgabe in großem Sinn und mit großem Erfolg unterzog: das waren die burgundischen und nach ihnen die österreichischen Herrscher der Niederlande. „Der Wohlstand der Niederlande," so sagte ein Edikt Karls V. von 1537,[2] „ist vorzüglich auf Kaufmannschaft begründet." Diesem Grundsatz gemäß waren die ausländischen Beziehungen der niederländischen Fürsten seit den Zeiten Philipps des Guten von merkantilen Interessen durchzogen; Handelsstreitigkeiten und Handelsverträge bildeten einen wesentlichen Teil ihrer Politik. Es war denn auch, wenigstens zum Teil, den stets erneuten Vereinbarungen mit England zu danken,[3] daß die Stadt Antwerpen den Hauptstapel für den gewaltigen Export englischer Tücher, welche die deutsche Tuchweberei allerwärts schlugen, behauptete. Die engen Beziehungen, in welche das burgundische Haus zu Portugal getreten war,[4] zu denen unter Karl V. ebenso innige Verbindungen mit Spanien hinzukamen, trugen dann dazu bei, dieselbe Stadt Antwerpen zum Stapelplatz des portugiesischen und spanischen Handels und somit zum vornehmsten Markt der portugiesisch-spanischen Kolonialwaren für die östlich

[1] Vertrag von 1555 (Klöden, Oderhandel IV, S. 59 fg.). Erweitert 1567 (a. a. O. V, S. 2). Erneuert 1585, beseitigt 1597 (S. 10, 13). Vgl. Schmoller im Jahrbuch für Gesetzgebung 2c. im Deutschen Reich VIII, S. 23.

[2] Codex Belgicus s. v. Coopluyden.

[3] Schanz, Englische Handelspolitik I, S. 3—110.

[4] Vgl. Reiffenberg, Rélations de la Belgique et du Portugal (Mém. de l'académie de Bruxelles XIV, 1841).

und nördlich gelegenen Lande zu erheben. Kaum war ferner in dem entlegenen Schweden die neue Dynastie der Wasas zur Herrschaft gelangt, als die niederländische Regierung bei der Hand war, durch einen Vertrag[1] ihren Kaufleuten den schwedischen Handel zu sichern und ihnen den Weg zur überlegenen Konkurrenz mit den Ostseestädten zu eröffnen: letzteres um so nachhaltiger, da ein weiterer Vertrag mit Dänemark von 1544 die Durchfahrt durch den Sund sicherte.[2]

So durch die Politik des Herrscherhauses gefördert und durch eine unvergleichliche einheimische Industrie gekräftigt, nahm der niederländische Handel bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus einen immer stolzeren Aufschwung. Man unterschied damals in dem überseeischen Verkehr der Niederländer zwei große Richtungen, von denen die eine nach Spanien, Portugal und Italien, und weiter über Italien nach der Levante, über Portugal nach Madeira, den kanarischen Inseln und nach San Thomas an der afrikanischen Küste führte, während die andere auf Frankreich, England und Skandinavien wies.[3] Die herrschende Stellung unter den dabei beteiligten Hafenplätzen nahm die Stadt Antwerpen ein. Sie wurde von sachverständigen Zeitgenossen wohl für den ersten Handelsplatz der Welt erklärt, jedenfalls nahm sie die erste Stelle im deutschen Reiche ein. Bei einer Zählung von 1568, als der erste Rückgang schon begonnen hatte, fand man über 100000 eingesessene Bewohner, daneben eine aus allen Nationen Süd- und Westeuropas bestehende, wandernde Bevölkerung, welche ein kundiger Forscher auf die Hälfte der festen Einwohnerschaft anschlägt.[4] Gewiß, die Verbindung dieser Stadt und dieses Landes mit dem Reich war von unschätzbarem Wert und kaum zu verschmerzen, wenn sie gelöst wurde.

Halten wir aber, nachdem wir den Gang der Dinge bis zu diesem Höhepunkt auswärtigen Verkehrs verfolgt haben, in der Fortsetzung unserer Betrachtung inne. Es ist Zeit, einer Schwierigkeit zu gedenken, welche den Blick auf die ganze Reihe der bisher besprochenen Versuche wirtschaftlicher Neuordnung zurückführen muß, weil sie in der Gesamtheit der in Betracht gekommenen Wirtschaftszweige sich bemerklich machte: ich meine die Notwendigkeit eines reichlicheren und beweglicheren Kredits. Der Ruf nach der Reform der strengen Zinsgesetze erscholl ebensowohl von den Märkten

[1] Im Jahre 1526 (Sartorius, Geschichte der Hansa III, S. 159). Erneuert 1551 (Geiger II, S. 121).

[2] Ueber die Bedeutung dieses Vertrags vgl. Granvella, Papiers VI. Nr. 1.

[3] So in den Plakaten von 1549 und 1551 unterschieden. Vgl. Henne V, S. 281. Auszug aus diesen und anderen Erlassen im Codex Belgicus (S. 214) s. v. Schepen.

[4] Henne V, S. 269.

der großen Handelsstädte wie aus den Kreisen der kleinen Landleute: die fürstliche Gesetzgebung, da sie einmal die wirtschaftliche Entwickelung unter ihre Obhut genommen, mußte zu dieser Forderung vor allem Stellung nehmen. Aber nirgends sah sie sich zugleich in ein solches Gewirr von Verlegenheiten geführt. Denn während sie sonst sich eng an die überlieferten Rechte und Grundsätze anschloß, drängte hier die Macht der Verhältnisse auf neues Recht und neue Anschauungen. Nur zögernd und widerstrebend ließ sie sich denn auch vorwärts treiben. Am leichtesten gestand sie dem Kaufmann diejenigen Formen des Kredits zu, welche er sich als Sonderrecht geschaffen, und welche mit größerer Beweglichkeit im Abschließen und Auflösen die Aussicht auf hohen Gewinn oder Verlust verbanden: so vor allem die offene und die stille Gesellschaft, den Wechsel und das hoch verzinsliche kaufmännische Darlehen.[1] Aber schon mußte man auch, wenngleich unter vielen Kautelen gegen wucherische Ausbeutung, sich herbeilassen, dem Bauer die Aufnahme von Geld auf seine bevorstehende Wein- oder Getreideernte zu gestatten,[2] und endlich, seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, wagte man es vielfach, bloß einen Maximalzins von 5 oder 6 Prozent festzustellen, wobei es der Praxis der Gerichte und der Parteien überlassen wurde, die Form des reinen zinsbaren Darlehens unter dieser Beschränkung einzuführen.[3]

Diese langsame Befreiung des Kredits war eine Maßregel, welche, wie bemerkt, gleichmäßig auf alle Zweige wirtschaftlicher Thätigkeit einwirkte. Es könnte mit ihr diese Betrachtung über den Geist und die Aufgaben der fürstlichen Gesetzgebung beendet werden, wenn nicht noch einige Verhältnisse sich der Aufmerksamkeit aufdrängten, die zwar nicht ausschließlich wirtschaftlicher Natur waren, aber doch mit den wirtschaftlichen Zuständen innig zusammenhingen und in den fürstlichen Erlassen sich einer ganz besonderen Aufmerksamkeit erfreuten: das waren die Fragen der öffentlichen Sicherheit und die großen Gegensätze von Luxus und Armut, Müßiggang und Arbeit.

Die Störung der öffentlichen Sicherheit durch eine fortlaufende Reihe von Fehden und Raubkriegen war in der Mitte des 16. Jahrhunderts im wesentlichen überwunden; in dieser Beziehung hatten die langen Bemühungen um Landfrieden und Reichsgericht ihre Früchte getragen. Allein zahlreich waren noch die Menschenklassen,

[1] Ueber letzteres (12 % gestattet) s. z. B. Codex Belgicus s. v. Woecker § 6, 7.

[2] So in Würltemberg (L.-O. 1552. Reyscher XII, S. 208), in Bayern (P.-O. 1553. III, S. 4, 5), in Oesterreich (Bucholtz VIII, S. 258).

[3] Daß z. B. die sächsischen Zinsgesetze von 1550 (Schaffrath I, S. 31) und 1583 (I, S. 159) diese Folge hatten, entnehme ich aus der Stelle bei Wächter, Würltemberg. Privatrecht I, S. 496, Anm. 8.

welche auf Gewaltthat und Raub im kleinen angewiesen waren, und um nur die gefährlichste unter ihnen zu nennen, weise ich auf die deutschen Landsknechte hin. Seitdem Maximilian I. diese Mietsoldaten als eine Truppe mit eigenen militärischen Fertigkeiten und Einrichtungen organisiert hatte, zeigte es sich, welch großer Ueberschuß an kriegstüchtiger und abenteuersüchtiger Mannschaft das Handwerk in den Städten, die Bauerschaft auf dem Lande abzugeben vermochte: ganz Deutschland war erfüllt mit bewaffneten Knechten, welche den Kriegsdienst zum Lebensberuf machten. Diese Landsknechte jedoch mit ihrer steten Geldnot, ihrer Raubsucht und Ueberhebung über den friedlichen Einwohner, waren eine schwere Plage für das Land, dessen Fürst sie in seinem Dienst hatte, und ganz unerträglich waren sie, wenn sie ohne Bestallung, unter Betteln und Gewaltthaten, sich in den Landen umhertrieben. Die öffentliche Sicherheit durch präventive Maßregeln und durch rasches Eingreifen gegen Gewaltthaten zu schützen, hatten nun die Fürsten von jeher zu ihren Aufgaben gerechnet; erst diese neuen Mißstände gaben aber den Anlaß zu einer ausgebildeteren Sicherheitspolizei: zum Schutz der friedlichen Bevölkerung erfolgten jetzt gleichmäßige, das ganze Land umfassende Vorschriften und im Gefolge derselben eine schärfere Aufsicht über Einwohner und Fremde, vermehrte Befugnisse der Beamten und Einrichtung einer kleinen bewaffneten Mannschaft zur Niederwerfung der Gewaltthäter.

Kirchenpolitische Studie zur älteren deutschen Geschichte.

Von

Karl Jentsch.

Das Jubiläum Gregors VII. hat die Aufmerksamkeit des Publikums vorübergehend jener Katastrophe zugewendet, durch welche der Papst als höchster Machthaber der Christenheit an die Stelle des Kaisers gesetzt wurde. Die Katastrophe war der Abschluß eines langen Prozesses, den die nachfolgenden Zeilen in Anlehnung an Giesebrechts Darstellung skizzieren; Anführungszeichen ohne sonstige Angabe machen Citate aus dessen „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" bemerklich.

Zu den mancherlei Umständen, welche den meisten Kulturstaaten im Beginn ihrer Entwickelung ein theokratisches Gepräge aufdrücken, kommt für die jungen Germanenstaaten nördlich von den Alpen noch hinzu, daß römische oder wenigstens mittelbar von Rom gebildete Geistliche ihre einzigen Litteraten waren. Wie hätte namentlich Karl der Große seinen Staat aufbauen können ohne Schreiber!

Ein äußerst dankbares Unternehmen wäre eine Parallele zwischen den Regierungsgrundsätzen dieses einzigen Mannes und denen der Hohenzollern: ein Volksstaat, gestützt auf die allgemeine Wehrpflicht und eine stramme Beamtenhierarchie, die weder bevorzugte Kasten noch halb unabhängige Magnaten duldet; das persönliche Regiment eines Monarchen, der sich aber als den ersten Diener des Volkes betrachtet und keinen Schritt vorwärts wagt, ohne die Vertreter des Volkes zu hören; ein Geist feinfühliger Gewissenhaftigkeit und strenger Pflichttreue, der, vom Könige ausgehend, das Ganze durchdringt — nichts fehlt zur Aehnlichkeit in den Hauptzügen, selbst der Schulzwang nicht. Man traut seinen Augen nicht, aber wirklich, da steht es im Capitulare generale vom Oktober 802 (Monum. III p. 107 c. 12): „Jedermann soll seinen Sohn zum Unterricht senden, und dieser

soll so lange fleißig dabei verharren, bis er wohl unterrichtet ist." Die Idee kam tausend Jahre zu früh, schon an der weitschichtigen Anlage der Kirchspiele in dem dünn bevölkerten Germanien mußte die Ausführung scheitern.

Aber man sieht, wie Karl die Notwendigkeit der Buchstabenkunst erkannte. Lebhaft genug empfand er ihre Seltenheit und ihren unvollkommenen Stand bei seinem großartigen Gesetzgebungswerke, bei seinen Anstrengungen, das Bildungsniveau der Geistlichkeit und hierdurch das des Volkes zu erhöhen, so oft es galt, Urkunden auszufertigen, Beamte mit geschriebenen Instruktionen zu versehen. So war er denn gezwungen, die Geistlichkeit als einzig vorhandenes Material zum Bau seiner Beamtenhierarchie zu verwenden. Das Schul-, Justiz- und Verwaltungsdepartement fiel ihr zu, nur daß sie das zweite und dritte mit den Grafen zu teilen hatte. Als Haupt der Geistlichkeit wurde Karl notwendigerweise auch Oberhaupt der Kirche. Zwar ehrte er im Bischofe von Rom den Hüter der Apostelgräber, aber was dieser Bischof an Regierungsgewalt besaß, das übte er von Kaisers Gnaden; die oberste Entscheidung stand dem Kaiser zu — selbst in Glaubenssachen, wie man aus der Behandlung des Bilderstreites in den Libri Carolini und auf der Synode zu Frankfurt im Jahre 794 sieht.

Neue Aufgaben und eine erhöhte Bedeutung erwuchsen dem deutschen Klerus aus der steten Erweiterung des Reiches. Nach Osten hin stand der Kulturstaat Karls und der spätere der Ottonen mit einer 200 Meilen langen ungesicherten Grenze raublustigen Barbaren offen; Unterjochung der letzteren war die einzig mögliche Sicherung des Reiches. Um die eroberten Grenzdistrikte zu assimilieren, mußte man ihre Bewohner in die Denkart und Kultur der Reichsbevölkerung hineinzwängen. Demnach genügte es nicht, in jede Mark einen Grafen zu setzen, neben den Grafen mußte der Bischof treten, der das Werk der Waffen durch die geistige Disziplinierung der annektierten Bevölkerung ergänzte. Sollte der Bischof seiner Aufgabe, die ihn dem Grafen ebenbürtig machte, gewachsen sein, so mußte seine Dotation mit Grundstücken und Grundzinsen fürstlich ausfallen. Solchergestalt erhoben sich in Deutschland jene geistlichen Fürsten, dergleichen in Italien wenige, in Frankreich gar keine zu finden waren.

Als unter den Händen schwacher Nachfolger das Reich des großen Karl zerfiel, da blieb nur in dieser seiner merkwürdigsten Schöpfung, in der aus kirchlichen Würdenträgern bestehenden Beamtenhierarchie, der Reichsgedanke lebendig. Die vier Stämme, welche Ludwigs des Deutschen Reich bildeten, waren weit entfernt davon, sich als „deutsches Volk" zu fühlen. „Was wollte damals der Sachse in unserem Lande, wo seine Väter

niemals einen Fuß breit Boden besessen hatten?" schreibt mit Beziehung auf die Expedition Heinrichs I. nach Bayern 921 ein hundert Jahre später lebender bayerischer Patriot. Erst durch den gemeinsamen Gegensatz zu Italien, wo der Name „Deutsche" zuerst aufkam, wurde in der Zeit der Römerzüge ein deutsches Nationalbewußtsein geweckt. Ist es da zu verwundern, daß die Kaiser aus dem Hause Sachsen an die Geistlichkeit sich wandten, als sie darangingen, den Staat wieder aufzubauen?

Wie ungünstig waren die Verhältnisse, unter denen sie ihren halb Restaurations-, halb Neubau unternahmen! Beinahe verschwunden war der Stand der Gemeinfreien; nicht bloß die Herzöge und die Grafen, sondern auch die Bischöfe waren nahezu unabhängige Herren geworden; beiden gegenüber sahen sich die Könige zunächst auf das divide et impera angewiesen. Indes zeigte sich gar bald das geistliche Material als das bildsamere. Verdankte doch jeder geistliche Lehnsträger seine Stellung und seinen Besitz persönlich der Gnade des Königs, während der weltliche Fürst sich als Erbe seines Vaters fühlte und in dem Belehnungsakte nichts anderes zu sehen vermochte als die Erfüllung einer Regentenpflicht. Da lag denn der Gedanke nahe, die geistliche Beamtenhierarchie Karls des Großen wieder herzustellen.

Als den Organisator dieses zweiten Priesterstaates der Deutschen bezeichnet Giesebrecht den Erzbischof Brun von Köln, den Bruder und vornehmsten Berater Ottos I. Brun errichtete die königliche Kapelle. Unter der Kapelle verstand man ursprünglich jenes Zimmer des Palastes, in welchem die Urkunden ausgefertigt und aufbewahrt wurden, sodann den zur Schreibarbeit verwendeten Hofklerus. Brun bildete die Kapelle zu einer Pflanzstätte der Bildung und zu einer Hochschule für Staatsmänner aus. Dieser Brun ist eine wunderbare Persönlichkeit, ein Idealmensch: der tüchtigste Staats- und Kriegsmann, in unwandelbarer Treue dem kaiserlichen Bruder ergeben und in den Zeiten gefährlichsten Aufruhrs seine nie trügende Stütze, der frömmste Geistliche, Asket und mildherziger Freund der Armen, von leidenschaftlicher Liebe zu den Büchern, von unersättlichem Wissensdurst erfüllt und gleich eifrig im Lehren wie im Lernen. Um die Möglichkeit dieser Erscheinung unter den unbändigen Stammgenossen Widukinds zu begreifen, muß man die Frauen des erlauchten Hauses der Liudolfinger kennen.

Denn die Männer desselben waren in ihrer urgermanischen Art nichts weniger als Freunde der Schreibfeder; erst nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Editha lernte Otto I. lesen, um sich jederzeit Trost aus der heiligen Schrift holen zu können. Der Geist gebildeter Frauen war das freundliche Licht, welches hineinlockte in das Reich der Buchstaben, dem als einer Zwingburg

der Freiheit jenes trutzige Geschlecht argwöhnisch gegenüberstand. Von Ottos ehrwürdiger Ahnfrau Oda, der Stifterin des Klosters Gandersheim, scheint der erste Strahl jenes Lichtes ausgegangen zu sein. Seine Mutter Mathilde sodann, seine Tochter Mathilde, seine Gemahlinnen Editha und Adelheid, die entfernteren weiblichen Sprossen des Hauses nicht zu erwähnen, erfüllten den Beruf der deutschen Frau in einer Vollkommenheit, die beispiellos dasteht. Gründete die Politik der Männer Bistümer, so schufen sie Klöster, in denen mit dem Evangelium zugleich auch das Geistesleben der Alten, vaterländische Gesetzkunde und patriotische Geschichtschreibung gepflegt wurden. Nichts Mühevolleres läßt sich denken, als das Leben jener Frauen, die stets unterwegs waren zu Pferde oder auf schwerfälligen Karren, um überall ihren Teil an den Staatsgeschäften der Männer zu tragen und durch Werke der Barmherzigkeit deren Arbeit zu ergänzen. Erholung von dieser Unruhe und Beschwerde fanden sie fast nur in ihren Frauenklöstern, und betraten sie ein solches, so pflegte ihr erster Gang der Schule zu gelten.

Unter den Männern des Hauses war Brun der erste, welcher vom Bildungstrieb ergriffen wurde. Noch lebten einige Klosterlehrer, welche die Traditionen der Zeit Karls des Großen lebendig erhielten; Männer, deren reine Freude an der Jugendbildung in späterer Zeit höchstens noch von einem Pestalozzi erreicht wird, Männer, die, an den Hof berufen, nur mit schwerem Herzen von der Schule sich trennten, und die sich glücklich schätzten, wenn sie im höheren Alter, der Welthändel und des Weltgepränges ledig, ins Kloster zurückkehren durften, um dort wieder Knaben in den Elementen der Wissenschaft zu unterrichten; Männer wie Thangmar und sein berühmterer Schüler Bernward, Bischof von Hildesheim, die auf ihren Geschäftsreisen ihre Schule mitnahmen, zu Pferde mit den Schülern Klassiker lasen, Verse drechselten, Rätselspiele trieben, die jungen Leute in die Werkstätten italienischer Künstler und Handwerker führten, damit auch in der bildenden Kunst Welschland sich keines Vorzuges mehr rühmen könne vor der geliebten Heimat. In Wechselwirkung mit solchen Männern fachte Brun die unter Trümmern glimmenden Funken wissenschaftlichen Lebens aufs neue zur Flamme an. Eine reiche Litteratur erblühte; „zu keiner Zeit ist weniger in deutscher Sprache und doch mehr in deutschem Geiste geschrieben worden“.[1] So ward für eine kurze Zeit

[1] Warum bildete sich damals nicht eine deutsche Prosa? Die hinreichende Antwort auf diese Frage finde ich in folgenden Worten, welche im Jahre 822 der damals 16jährige Walafried Strabo als Klosterschüler von Reichenau in sein Tagebuch schrieb: „Abt Hatto war von dem großen Karl wiederholt aufgefordert worden, der deutschen Sprache an der Klosterschule mehr Geltung zu verschaffen. Diesem Auftrage gemäß gab uns Hatto nun Anleitung, zuerst

der Hof der deutschen Könige zum Mittelpunkte des geistigen Lebens in Europa, und selbst der Universalgelehrte der Zeit, der Franzose Gerbert (Papst Sylvester II.), bekannte, „daß sein Genie nur durch die Ottonen geweckt sei“.

Aber nach der politischen Seite hin erlebte Bruns Schöpfung, die Kapelle, ihre Vollendung erst, als ihr wissenschaftlicher Glanz schon zu erbleichen begann: unter Heinrich II., Konrad II. und Heinrich III. Es sind dies die drei Kaiser, welche, ohne Italien preiszugeben, das Reich wieder auf den sicheren Boden des heimischen Besitzes gründeten, nachdem es durch Ottos III. Flug in die Wolken vorübergehend gefährdet worden war. „Die jungen Kleriker, meist aus den ersten Geschlechtern, die sich hier in der unmittelbaren Nähe des Königs bildeten, wurden tief in alle seine Absichten eingeweiht, mit Ergebenheit gegen seine Person erfüllt, in denselben Grundsätzen erzogen, in denselben Geschäftsformen geübt; in Fleisch und Blut ging ihnen die Politik des Reichs und des Königs über. So zogen sie hinaus in die Weite des Reichs, um die Bistümer in Besitz zu nehmen und den Reichtum und die Macht derselben vor allem nach dem Willen des Königs zu verwenden.“

An die Treue, Dienstbereitschaft und Opferwilligkeit der geistlichen Herren hat, wie es scheint, kein Herrscher so weitgehende Ansprüche erhoben wie Heinrich II. „Aus bischöflichen Vasallen bestanden größtenteils jene glänzenden Heere, die immer von neuem die Alpen überschritten; durch den Beistand der Bischöfe wurden vor allem die inneren Kriege bewältigt.“ Das gilt auch für die Zeit vor und nach Heinrich II. Aber dieser König erregte nicht selten den besonderen Unwillen der Prälaten. Bekannt ist der Zornesausbruch Megingauds, Bischofs von Eichstädt. Als ihm einst der König melden ließ, daß er bei ihm zu herbergen gedenke, schrie der Bischof den Boten an: „Der König muß von Sinnen sein! Wie soll ich ihn und seinen Troß bewirten! Will er mich denn vollends zum armen Pfarrer machen? Ich habe nur noch ein kleines Fäßlein Wein, welches mir mein Bruder, der verfl...[1]

deutsche Wörterbücher, sodann Uebersetzungen und Reden zu machen, und mehreren von uns gelangen die letzteren sogar besser als die lateinischen. Nur mit der Rechtschreibung kamen wir nicht zustande, weil sich viele deutsche Laute mit lateinischen Buchstaben nicht ausdrücken lassen und jeder von uns je nach der Gegend, aus der er stammte, wieder seine eigene Aussprache und somit auch Schreibweise hatte. Es gelang uns deswegen weit eher, einen freien Vortrag in deutscher Sprache zu halten, als eine Uebersetzung oder einen Aufsatz niederzuschreiben.“

[1] Diesem leidenschaftlichen Weltkinde im Priestergewande war das Fluchen zur anderen Natur geworden. Für einen Zug nach Italien ließ er sich von seiner Geistlichkeit die Erlaubnis zu hundert Flüchen mitgeben. Aber er war noch nicht weit von Hause weg, da hatte er diesen Vorrat schon verbraucht und schickte einen Boten nach Hause, der ihm eine neue Ladung von Absolutionen besorgen mußte.

Bischof von Würzburg, zum Messelesen geschenkt hat." Doch thätlichen Widerstand wagte keiner zu leisten; Bischof Wazo von Lüttich, der seine geistliche Würde dem Könige gegenüber gelegentlich in freimütigen Worten zu wahren wußte, bekannte dennoch: „Wenn der König mir jemals so zürnen sollte, daß er mir das rechte Auge ausreißen ließe, so würde ich doch das linke nur zu seinem Vorteile und in seinem Dienste gebrauchen." Heinrich pflegte die ansehnliche Kriegsbeute, welche er nicht selten machte, bis auf den letzten Heller unter seine weltlichen Kriegsleute zu verteilen, die er solchergestalt in guter Laune erhielt und denen er als ein freigebiger und gnädiger Herr galt. Fehlte es ihm dann an Geld, so nahm er Zwangsanleihen bei Kirchen auf, trieb aber nichtsdestoweniger zugleich die herkömmlichen Lieferungen mit solcher Strenge ein, daß er sich in geistlichen Kreisen den Namen eines habgierigen Fürsten zuzog.

Wie alle weltliche Große jener Zeit opferte er freilich auch reiche Gaben auf den Altären der mancherlei Heiligen, in deren Namen die Bischöfe und Aebte unaufhörlich ihre Hände nach Schenkungen ausstreckten. Allein seine Stiftungen hatten eine verzweifelte Aehnlichkeit mit den industriellen Gründungen, in denen unsere heutigen Kapitalisten ihre Gelder anzulegen pflegen. Mit naiver Ironie sagt er in einer Schenkungsurkunde: „Die Kirchen müssen Schätze besitzen, denn wem mehr gegeben ist, von dem kann auch mehr verlangt werden."

Daß dieser König die geistlichen Stellen mit souveräner Willkür besetzte, versteht sich ganz von selbst. Es kam wohl vor, daß ein Kapitel sich jener alten Zeiten erinnerte, wo die Bischöfe von Volk und Klerus gewählt worden waren, und daß es sein Wahlrecht geltend machte. Einen solchen Gewählten bestätigte Heinrich grundsätzlich niemals. Den Mann, auf dessen Tüchtigkeit durch die Wahl seine Aufmerksamkeit gelenkt worden war, pflegte er in seine Kapelle aufzunehmen und, nachdem derselbe hier das offizielle Gepräge empfangen, ihn später auf einen anderen Sitz zu befördern. „Zwei Mächte sind es," sagt Heinrich in mehreren Urkunden, „durch welche vor allem die Kirche Gottes regiert wird: die kaiserliche Gewalt und das Ansehen der Bischöfe." Wäre nicht ein Menschenalter später jener Umschwung erfolgt, den Heinrich unmöglich voraussehen konnte, so würde dieser Satz durch die unwiderstehliche Beweiskraft der Thatsachen zum Dogma gestempelt worden sein, und wer weiß, ob nicht irgend ein „ökumenisches Konzil" die Unfehlbarkeit des Kaisers proklamiert hätte.

Fügen wir hinzu, daß Heinrich II. auch sonst ein strammes Regiment führte, daß er trotz andauernder Kränklichkeit mit Blitzesschnelle auf dem Platze war, wo immer seine Gegenwart erfordert wurde, daß er nicht bloß Wegelagerer ohne Umstände aufknüpfen

ließ, sondern auch das Leben rebellischer Fürsten nicht schonte, daß er dem Faustrecht energisch steuerte und mit seinem besonderen Zorne jeden bedrohte, der sich unterstehen würde, eine gerichtlich geschlichtete Sache noch zum Gegenstand einer Fehde zu machen, daß endlich dieser König sich nicht scheute, mit den heidnischen Liutizen ein Bündnis gegen den christlichen König Boleslaw von Polen zu schließen, so haben wir wohl kaum noch nötig, der früherhin ziemlich verbreiteten Meinung zu begegnen, als sei Heinrich „der Heilige“ ein Betbruder und Pfaffenknecht gewesen. Jene wunderliche Devotionsäußerung des Königs auf der Synode zu Frankfurt am 1. November 1007, die uns Heutigen widerlich und anstößig erscheint, enthüllt sich bei genauerem Zusehen als ein in die Formen jener Zeit gekleideter politischer Akt.

Heinrich, der bekanntlich kinderlos war, wollte seinen Allodialbesitz zur Ausstattung eines neuen, in Bamberg zu errichtenden Bistums verwenden. Gegen diese Absicht erhoben die Nachbarbischöfe begründeten Protest, weil der Jurisdiktionsbezirk des neuen Stiftes aus Teilen ihrer Diözesen gebildet werden mußte. So stark war denn doch Heinrich, namentlich in den ersten Jahren seiner Herrschaft, noch nicht, daß er es hätte wagen dürfen, durch einen bloßen Machtspruch drei Bistümer zugleich zu verkleinern. Er mußte sich also aufs Bitten verlegen. Jene Synode, auf welcher die Sache verhandelt wurde, eröffnete der König damit, daß er vor den versammelten Vätern auf die Kniee fiel, und so oft er bemerkte, daß die Beratung zu seinen Ungunsten schwankte, wiederholte er seinen Kniefall.[1]

Man vergegenwärtige sich die Karte des damaligen Reiches. In zwei gewaltigen Flügeln erstreckt sich das von den Ottonen und Heinrichen eroberte und kolonisierte Gebiet nach Osten: der nördliche wird durch die Namen der neuen Bistümer an der Saale, Elbe, Havel, Oder bezeichnet, der südliche erstreckt sich die Donau entlang bis nach Ungarn hinein. Zwischen die beiden Flügel schiebt sich ein breiter Keil nach Westen vor. Der mittlere Teil desselben ist das Königreich Böhmen, dessen slawische Bevölkerung schlechterdings nicht Lust hatte, sich deutscher Art und deutscher Reichsordnung zu fügen. Die Spitze des Keils aber, das Land zwischen Böhmerwald, Thüringerwald, Regnitz und Donau, lag damals wüst. Eine spärliche slawische Bevölkerung hauste in den

[1] Durch freiwillige Verdemütigungen erlitt damals ein Großer keine Einbuße an Autorität, vorausgesetzt, daß er überhaupt solche besaß. Es demütigten sich nicht bloß Laien vor Geistlichen, sondern auch Geistliche vor Laien. Solange Bischof Adalbert von Prag, den Otto III. mit seiner beinahe leidenschaftlichen Freundschaft beehrte, am Hoflager dieses Kaisers zu weilen genötigt war, pflegte er des Nachts aufzustehen und dem Hofgesinde die Schuhe zu putzen, um durch die Uebung dieses Knechtesdienstes seine Seele im Gleichgewichte zu erhalten.

wenigen Lichtungen des ungeheuren Fichtenwaldes. Die Vertretung des deutschen Elements beschränkte sich auf einige Burgen der Babenbergischen Grafen, „teils zur Verteidigung der Böhmergrenze, teils zur Zwängung der slawischen Bauern im Lande bestimmt". Diese Wüstenei im Herzen des Reiches zu kultivieren, dieses Ausfallsthor den Böhmen zu verschließen, war eine politische Notwendigkeit.

Heinrichs Stiftung rechtfertigte durchaus die Erwartungen des Stifters. „Die Ausdauer und der Fleiß deutscher Bauern, welche die Kirche ins Land zog, schufen es zu einem gesegneten Erntefelde um." Bald wird Fürth genannt, ein Menschenalter später Nürnberg, die deutschen Kolonisten dringen in Böhmen ein und besiedeln das Egerland. Auch geistige Früchte reifen in Fülle: eine Schule erblüht am Sitze des Bischofs, die von weither besucht wird. Hundert Jahre später zieht Bischof Otto von Bamberg nordwärts, um den christlichen Glauben und die deutsche Gesittung an das Gestade der Ostsee zu tragen.

Wo blieb nun, während in Deutschland jener ritterliche Priesterstaat sich aufbaute, der Papst? So fern stand er der deutschen Kirche, daß man deren Bild skizzieren kann, ohne ihn zu erwähnen.

Bekannt genug sind die Umstände, welche den Bischof von Rom in der Meinung der Christenheit über seine Kollegen erhoben. Als Bischof der Reichshauptstadt war er, wenigstens vor Verlegung der Residenz nach Byzanz, der unbestritten vornehmste im römischen Reiche. Während der Glaubensstreitigkeiten vom 4. bis zum 8. Jahrhundert zwangen die in Schulgezänk verbissenen Orientalen die oberste Entscheidung ihm förmlich auf. Sagen, die sich an die vermeintlichen Apostelgräber knüpften, wurden mit Bibelstellen kombiniert, um der thatsächlichen Macht die historisch-dogmatische Weihe und eine ideale Unterlage zu geben, wie sie dem irdischen Reiche Gottes geziemt. Als nach dem Einfalle der Longobarden die kaiserlichen Statthalter, bloße Blutsauger, das Volk weder durch Waffen noch durch Verträge zu schützen vermochten, da sah sich Gregor I., der Große genannt (590—604), sehr gegen seinen Willen genötigt, Heere anzuwerben, die Verteidigung der belagerten Stadt zu leiten, Verträge abzuschließen, im Innern zu richten und zu schlichten. Der Bildersturm brachte die Byzantiner um den letzten Rest ihrer Herrschaft in Mittelitalien; das Volk verjagte die byzantinischen Statthalter und organisierte sich unter der Oberhoheit des Papstes, der schon im Patrimonium Petri, in dem ansehnlichen Grundbesitze der Peterskirche, die hinlängliche Grundlage der Souveränität fand: war ja doch in der Feudalzeit jedes Landgut ein Staat und der Staat nichts als ein großer Landgüterkomplex.

Durch Pipins Gunst wurde die päpstliche Jurisdiktion über das Exarchat und die Pentapolis ausgedehnt, doch übte Karl der Große auch im päpstlichen Gebiete Hoheitsrechte, und nachdem Leo III. ihm am Weihnachtsfeste 800 die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, nahm er solche ausdrücklich in Anspruch: „alle Römer mußten, unbeschadet ihrer Verpflichtungen gegen den Papst, kaiserliche Leute werden". Der Kaiser stellte einen Missus an, welcher in Rom residierte und von der Peterskirche besoldet wurde.

Um die verwilderte Geistlichkeit seines Reiches zu disziplinieren, hatte Pipin den Angelsachsen Bonifacius unterstützt, welcher nicht allein die von ihm neu gegründeten Bistümer dem Papste unterwarf, sondern auch die Inhaber der von alters her bestehenden Stühle zwang, Roms geistliche Jurisdiktion anzuerkennen. Unter Karl dem Großen freilich war diese päpstliche Jurisdiktion ohne praktische Bedeutung; aber als unter seinen schwachen Nachfolgern das Reich in den Zustand der Auflösung geriet, da begegnete der geniale und energische Nikolaus I., welcher schwache Könige und übermütige Bischöfe vor seinen Richterstuhl citierte, mit seinen Ansprüchen weitverbreiteten Wünschen: in den Pseudo-Isidorischen Dekretalen fand der Gedanke, an des unfähigen Kaisers Stelle müsse der Papst höchster Ordner der Christenheit werden, seinen kühnen, aber nicht unzeitgemäßen Ausdruck.

Zunächst jedoch versank das Papsttum in solche Schmach, daß der Gang der Weltgeschichte den Ideen Pseudo-Isidors Hohn zu sprechen schien. Seitdem kein kaiserlicher Missus mehr in Rom residierte, fiel dort die weltliche Gerichtsbarkeit formell zwar an den Papst zurück, in Wirklichkeit aber ging sie an den wilden Feudaladel über, und auch das Patrimonium Petri selbst fiel demselben zur Beute. Lange Zeit hindurch waren es die mittelitalischen Dynasten, waren es sogar Weiber ihres Stammes, welche den Stuhl Petri mit ihren Sprößlingen und Günstlingen besetzten. Auch wenn der böse Liudprand nicht geschrieben hätte, würden wir der Kurie nicht zumuten, daß sie sich in der Marozia-Epoche als eine Gemeinschaft der Heiligen präsentieren solle; und zu dem ersten Grunde des Verderbens trat noch ein zweiter. „Jene theologische Bildung, die sich, namentlich von England aus, über das ganze Abendland verbreitet hatte, ergriff in Italien nie dauernd die ganze Nation." Auch in Italien las man wieder die Klassiker, sobald die Stürme der Völkerwanderung sich legten, aber nur „was in Ruhe den Geist zu beschäftigen und die Sinnenlust zu befriedigen vermag", wurde ausgewählt. Schon jene erste Renaissance entsprach, wie die spätere große, dem verschiedenen Temperamente der Italiener und der Deutschen. „Mit babylonischer Pracht gekleidet, lagen die lombardischen Bischöfe beim Mahl, umtönt von verbuhlten Liedern und gefesselt von lüsternen Tänzen."

Von den Freuden des Mahles eilen sie, wie Rather von Verona schreibt, zu den Freuden der Jagd, von da zurück zum Mahl, bis endlich „die Freuden des Betts" den Tag beschließen. Wie hätte es im Lateran anders aussehen sollen? Fehlten hier doch sogar jene Wurzelreste weltlichen Wissens, die in Lombardien damals neue Triebe ansetzten; denn Rom blieb, wie Gregorovius richtig bemerkt, das ganze Mittelalter hindurch der negative Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens. Hätten nicht endlich die Deutschen sich des Elends erbarmt, das Neue Testament wäre samt dem Meßbuche aus Rom spurlos verschwunden, sein Inhalt vergessen worden.

Zweimal machten die Deutschen der Wirtschaft ein Ende. Die Absetzung Johanns XII. durch Otto I. im Jahre 963 verursacht den katholischen Theologen bis auf den heutigen Tag die heftigsten Kopfschmerzen. Von ihrem dogmatisch kanonistischen Standpunkte aus müssen sie diese Absetzung für ungültig erklären, aber sie können (wie z. B. Prof. Floß) nicht leugnen, daß auf dem regulär-kanonischen Wege das Papsttum damals zu Grunde gegangen sein würde. Bekanntlich ließ Otto die Römer schwören, daß sie ohne seine und seiner Nachfolger Erlaubnis keinen Papst mehr wählen wollten. In dem Privilegium, welches sich Otto von seiner Synode im Lateran ausstellen ließ, heißt es sogar: „Wir genehmigen, daß der König des römischen Reiches allein die Macht haben soll, den Papst zu erwählen und zu bestellen." (Der katholische Kirchenhistoriker Floß, welcher dieser Urkunde eine Monographie gewidmet hat, hält dieselbe zwar der Form nach für unecht, inhaltlich aber für echt.)

Die Kirche Italiens wurde nun für die Ottonen, was die deutsche ihnen schon war: eine Stütze ihrer Macht und eine Geldquelle. Wie in späteren Jahrhunderten römische Kleriker die Länder nördlich von den Alpen, namentlich England, aussaugten, indem sie den Landeskindern die fettesten Pfründen raubten, so stiegen damals mit den deutschen Heeren, welche das fodrum heischten, deutsche Kleriker in die lombardische Ebene hinab, um dort Bistümer in Besitz zu nehmen: allein neun Eichstädter Domherren erbeuteten unter Heinrich III. italienische Stifter.

Freilich stand den damaligen Deutschen eine sittliche Berechtigung zur Seite, welche den späteren Römern abging. Habe ich im ersten Abschnitt die kirchlichen Schenkungen der Kaiser als politische Akte dargestellt, so ist nun jene Darstellung dahin zu ergänzen, daß auch ihre allerweltlichsten Regierungshandlungen Ausflüsse einer aufrichtigen und tiefen Frömmigkeit waren. Nichts wäre ungerechter, als wenn man in solcher Verschmelzung des Weltlichen mit dem Geistlichen Heuchelei, oder was man jetzt Jesuitismus nennt, sehen wollte. Die Menschen jener Zeit waren

durchaus naiv, und Religion war der Lebensquell ihres Innern; was einem Könige jener Zeit der heilige Petrus oder Laurentius in einer Stunde andächtiger Verzückung eingab, das traf allemal mit dem Ergebnisse seiner staatsmännischen Erwägungen zusammen.

Indem die Ottonen und Heinriche ihren Staat auf einen in Treue ergebenen Hofklerus gründeten, gedachten sie zugleich sich ihrer Pflicht als von Gott berufene Schutzherren der Kirche zu entledigen. Heinrich II. und Heinrich III. — der trockene Konrad hatte keinen Sinn für dergleichen — betrieben die Kirchenreform planmäßig in Gemeinschaft mit den Mönchen von Cluny.

Heinrich III. kann als die Blüte des deutschen Mittelalters angesehen werden, sofern man das Charakteristische dieser Zeit in die Vermählung des Weltlichen mit dem Geistlichen setzt. Heiliger, Held und Staatsmann zugleich, ging er gänzlich in Erfüllung seiner erhabenen Pflichten auf. Einen so hohen Begriff hatte er von der Kaiserwürde, daß er an den Vorabenden der Tage, an denen er die Krone zu tragen gedachte, durch Gebet, Fasten und Geißelung sich vorbereitete. Aber ließ er sich heute von einem Kleriker geißeln, so schwang er morgen als Regent selbst die Geißel über Bischöfe wie über Fürsten. Auf der Synode zu Sutri im Jahre 1046 setzte er drei Päpste ab, deren einer schon im Begriff gestanden hatte, sich zu verheiraten, und besetzte von da ab den römischen Stuhl wie jedes andere Bistum seines Reiches.

Diese zweite deutsche Pflanzung auf römischem Boden gedieh, denn sie hatte Wurzeln. Unter kaiserlichem Schutze hatten die Cluniacenser Niederlassungen in Italien gegründet, und diese bildeten die Kristallisationskerne für die Reformbestrebungen einheimischer Asketen. Mit dem Cluniacenserabte Hugo, den Heinrich verehrte als einen Heiligen und dem er zugleich als Kaiser gebot, verband ihn jene innige Freundschaft, welche aus der gemeinsamen Verfolgung eines großen Zieles entspringt. Dieses Ziel, die Kirchenreform, gliederte sich zunächst in zwei Aufgaben: Beseitigung der Priesterehe und der Simonie.

Die Priesterehe widersprach nicht allein dem asketischen Ideale, welches von Anfang an in der Kirche gepflegt worden war, sondern bei der damaligen Einrichtung, daß die Bischöfe zugleich Großgrundbesitzer waren, bedrohte sie auch die Kirche mit der Aussicht auf eine erbliche Priesterkaste und das Reich, welches auf den persönlichen Gehorsam der Prälaten gegründet war, mit dem Untergange. Zur Abwendung der letzteren Gefahr hätte der Kaiser sich selbst die Tiara aufsetzen und als Papstkaiser an die Spitze der Priesterkaste treten müssen. Das würde dann zunächst die Vernichtung jeder Art von Freiheit bedeutet haben, die nur bei der Sonderung der zwei höchsten Gewalten bestehen kann und bei deren Entzweiung am besten gedeiht. Jeder Verständige

wird mit dem älteren Fichte der Ansicht sein, daß es nicht gut ist, wenn die Gewalt, welche das Schwert führt, und die Gewalt, welche die Gewissen bindet, in einer Hand vereinigt sind.

Die Verwerflichkeit der Simonie, des Schachers mit geistlichen Aemtern, liegt auf der Hand, und wir finden es völlig in der Ordnung, daß der fromme Kaiser den Unfug in Rom und jenseits des Rheins energisch bekämpft. Aber damit geriet die kaiserliche Kirchenreform auf den Punkt, in welchem sie den Todeskeim, den inneren Widerspruch, gebar. Einem zarten Gewissen konnte es nicht verborgen bleiben, daß die Besetzung der geistlichen Aemter durch den Kaiser im Grunde genommen ebenfalls Simonie war. Weder entsprach sie dem altkirchlichen Prinzipe der freien Wahl, noch entbehrte sie des simonistischen do ut des: verlieh ja doch der Kaiser die Kirchenämter in der Erwartung, der Empfänger werde ihm finanzielle und Kriegsdienste leisten. Indes, si duo faciunt idem, non est idem; jene Dynasten, welche in Italien und in Frankreich die Kirchenämter an den ersten schlechtesten Meistbietenden verschacherten, waren charakterlose Wüstlinge und verwendeten den Kaufpreis auf ihre üppige Haus- und Hofhaltung; die deutschen Kaiser hingegen, vom heiligsten Streben erfüllte Männer, suchten für die bischöflichen Stühle die würdigsten Kandidaten heraus und nahmen die Gegenleistungen der Begnadigten lediglich fürs Reich in Anspruch. So kam es, daß ein und dieselbe Praxis der Kirche dort zum Verderben, hier zum Heile gereichte, und der Widerspruch geraume Zeit hindurch verborgen blieb. Aber schon gleich der dritte Mann, den Heinrich auf den päpstlichen Stuhl erhob, sein Vetter, der bescheidene Bruno von Toul, empfand ihn. Als Bruno, erzählt man, der ewigen Stadt nahe kam, da legte er auf seines Begleiters Hildebrand Geheiß die päpstlichen Insignien ab und hielt als Büßer seinen Einzug, um so seine Ueberzeugung darzuthun, daß nicht schon die kaiserliche Ernennung, sondern erst die Wahl einen rechtmäßigen Anspruch auf den Stuhl Petri verleihe. Das ist zwar nur ein schlecht beglaubigtes Geschichtchen, aber es spiegelt richtig die Gedanken, welche Bruno bewegten; in der That „suchte Leo IX. (so nannte er sich als Papst) nach einem anderen Fundamente seiner Herrschaft". Was den Konflikt einstweilen noch verhütete, das war einerseits die liebenswürdige Persönlichkeit dieses Papstes, in welcher sich schwärmerische Askese, klarer Verstand, Herzensgüte, Bescheidenheit und strenge Pflichttreue zur glücklichsten Harmonie verbanden, andererseits die beinahe unlösliche Gemeinsamkeit der Interessen. Nicht die geringste Einmischung in deutsche Kirchenangelegenheiten wollten die deutschen Prälaten dem Papste verstatten. Als Leo es sich beikommen ließ, bei einer Feierlichkeit zu Worms 1052 einen Diakonen abzusetzen, der ihm in einer rituellen Sache den Gehorsam verweigerte, da

nötigte der Erzbischof von Mainz den Papst, sofort sein Urteil zurückzunehmen. Nur mit Hilfe des Kaisers konnte letzterer hoffen, die deutsche Kirche seiner Jurisdiktion zu unterwerfen. Hinwiederum kam dem Kaiser zu gute, was Leo in anderen Ländern an Autorität genoß: überall, wohin sein Einfluß reichte, in Burgund, in Unteritalien, in Ungarn, mahnte Leo zum Gehorsam gegen den Kaiser.

Nach Leos Tode (1054) begab sich eine römische Deputation, zu deren Mitgliedern auch Hildebrand, damals schon spiritus rector der Kurie, gehörte, an den deutschen Hof. Durch den Mund ihrer Abgesandten baten die Römer den Kaiser, „wie Knechte ihren Herrn, wie Kinder ihren Vater, ihnen einen keuschen, gütigen und sittenreinen Papst zu schicken". Und indem sie einen Namen nennen, treffen sie den innersten Herzenswunsch Heinrichs; sie erbitten sich Gebhard von Eichstädt, den Oheim des Kaisers, seinen lieben Freund, einen Mann von so deutscher Gesinnung, daß ihm die deutschen Angelegenheiten weit mehr am Herzen liegen als die Interessen des Papsttums.

In der Wahl Gebhards, der sich Viktor II. nannte, vollendet sich die Vermählung des Imperiums mit dem Sacerdotium. Wohl hatte die Welt schon ein ähnliches Schauspiel gesehen, nämlich als Otto III. mit seinem Freunde Gregor V. in Rom residierte. Aber diese beiden waren schwärmerische Jünglinge gewesen und hatten von Wiederherstellung der altrömischen Herrlichkeit geträumt; Heinrich und Viktor hingegen, reife, nüchterne Männer, arbeiteten an der Befestigung des deutschen Staates.

Durch den frühen Tod Heinrichs im Jahre 1056 wurden die Aussichten vernichtet, welche die deutschen Patrioten jener Zeit an diesen erfreulichen Bund knüpfen mochten. Sterbend empfahl Heinrich die Gemahlin-Reichsverweserin und seinen als Kaiser anerkannten Knaben der Obhut des anwesenden Papstes, der solchergestalt Reichsverweser wurde. Aber auch er starb, ehe er Gelegenheit hatte, zu zeigen, in welchem Geiste er seine unerhörte Stellung auszufüllen gedachte.

Als Symbol ist die Reichsverweserschaft Viktors hoch bedeutsam; in ihr drückt die Weltlage sich aus: der Kaiser hat den Papst zum zweiten Haupte der Christenheit erhoben, und nun, da der Kaiser stirbt, bleibt dieses zweite Haupt als einziges zurück. Aber nicht der deutsche Gebhard soll dieser neuen Regierungsform den Inhalt geben, „in die Stelle, welche der große Kaiser leer gelassen, rückt wie von selbst der Mönch Hildebrand ein".

Ist es nun noch notwendig, diesen Hildebrand für den größten aller Ränkeschmiede zu halten, um die Erhebung des Papsttums über das Kaisertum zu erklären? Lediglich dadurch, daß unter

den dargelegten Verhältnissen der persönliche Inhaber der Kaisergewalt vom Schauplatze abtrat, war der Herrschaftswechsel gegeben. Was die unglückliche Persönlichkeit des kaiserlichen Jünglings dem durch die Natur der Dinge vorgezeichneten Laufe der Ereignisse an dramatischer Zuthat beigemischt hat, das geht weniger den Historiker und Politiker an als den Dichter, und ich könnte meine Skizze an dieser Stelle schließen, wenn nicht in jenem Laufe der Ereignisse einige Momente von geschichtlichem Werte sich bemerkbar machten, die in landläufigen Darstellungen weniger Beachtung finden, als sie verdienen.

Zuvörderst dieses. Von Haus aus war Hildebrand so wenig ein Gegner des Kaisers, daß er vielmehr als Heinrichs III. Schüler angesehen werden muß. Am Hofe dieses Kaisers hat er als junger Mann seine Idee der Kirchenreform gewonnen, in Cluny, der kaiserlichen Gedankenwerkstätte, dieselben ausgebildet. Wie er in der Wahl Viktors den Sinn des Kaisers traf, ist oben erwähnt worden. Auch nachher bat er noch einmal die Kaiserin um einen Papst. Es war ihm eben vor allem darum zu thun, mit Hilfe des deutschen Hofes das Papsttum von dem entsittlichenden Einflusse der römischen Adelsparteien zu befreien. Daß die Krönung des Werkes in der Befreiung des Papstes auch vom **deutschen** Einflusse, in der **Unabhängigkeit Roms vom Kaiser** zu bestehen habe, das konnte freilich seinem klaren Geiste nicht verborgen bleiben, und so ließ er denn auf der Synode des Jahres 1059 unter **Nikolaus II.** die **Wahlkörperschaft der Kardinäle einsetzen**. Persönliche Abneigung gegen Heinrich IV. oder der Wunsch, das Kaisertum zu demütigen und zu schädigen, lag Hildebrand auch dann noch fern; das gute Einvernehmen zwischen Kaiser und Papst würde nicht gestört worden sein, wenn Heinrich IV. in die Stellung des **Zweiten**, welche ihm zugefallen war, sich gutwillig gefügt hätte; aber dazu, meint Giesebrecht, war er doch zu sehr der Sohn seines Vaters.

Sodann ist zu beachten, daß der Kampf der Reformpartei gegen Priesterehe und Simonie **einer gewaltigen volkstümlichen Strömung entsprach**. Wie alle echten Mönche, war Hildebrand für seine Person **Demokrat** (und darum, nebenbei gesagt, auch ein spezieller Freund der damals noch demokratischen Republik Venedig). Die Weltgeistlichen hingegen, je mehr sie große Herren wurden, gerieten desto tiefer in einen feindlichen Gegensatz zum Volke. Schon als Stadttyrannen sahen sich die Bischöfe in beständige Kämpfe mit den Bürgern verwickelt. Nicht der goldstrotzende Bischof auf prächtig geschirrtem Streitroß war das Priesterideal des gedrückten Bauern, des Kleinbürgers, sondern der barfüßige Mönch, der in freiwilliger Entsagung das Los der Armen teilte. Ein solcher Mönch war der Abgott des gemeinen Mannes,

und sobald dieses Mönchstum in der Person eines Leo IX., eines Gregor VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, hatte derselbe die Massen für sich. In Mailand, dessen Weltklerus sich durch Ueppigkeit und Uebermut hervorthat, entstand die Pataria, das „Lumpengesindel", ein Bund der Mönche und der Volksmassen gegen die Weltgeistlichkeit und gegen den mit ihr vervetterten und verschwägerten Feudal- und Stadtadel. Was sich den Dekreten der Reformpäpste gegen Priesterehe und Aemterkauf nicht fügte, das wurde einfach verjagt oder tot geschlagen.

Und wie sehr wurde in Deutschland der Umschwung erleichtert durch den großen Fehler der Ottonen und Heinriche, das Reich auf zwei Augen zu stellen! Gebrach es dem jeweiligen Träger der Kaiserwürde an persönlicher Tüchtigkeit, war derselbe ein Kind, so war das Reich dahin. Das gewaltige Werk Karls des Großen, die Kapitularien, wieder zu erwecken und zeitgemäß umzugestalten, daran dachten jene Kaiser nicht. In richtiger Beurteilung der Lage hatte den Kaiser Heinrich III. sein Lehrer Wippo ermahnt, die Kaiserrechte zu verzeichnen; auch möge er die deutschen Herren nötigen, ihre Kinder in die Schule zu schicken, damit sie ein geschriebenes Recht anwenden lernten wie die Italiener. Dazu kam Heinrich III. nicht. Seitdem vom Hofe keine Anregung mehr ausging zu wissenschaftlichen Bestrebungen, kehrte die germanische Abneigung gegen das Schreib- und Bücherwesen zurück. Bald unterschieden sich die deutschen Herren von den französischen und italienischen dadurch, daß sie nicht lesen und nicht schreiben konnten;[1] die Romanen übernahmen die Führung im Kulturfortschritt. Auch die Trefflichkeit des deutschen Klerus fand mit dem Tode des letzten trefflichen Kaisers ihr Ende. Kaum hatte Heinrich III. die Augen geschlossen, so riß der gemeinste Aemterschacher am deutschen Hofe ein, so daß auch ihm gegenüber die Dekrete gegen die Simonie der inneren Berechtigung nicht entbehrten.

Die Canossascene war nicht etwa der kritische Moment, sondern nur ein Symbol der großen Wendung: leitete sie doch Gregors Niederlage ein.

[1] Die großen Dichter der Hohenstaufenzeit waren zum Teil Analphabeten. Aus dieser Vernachlässigung des Schriftworts, aus der Alleinherrschaft der mündlichen Tradition erklärt sich der wunderbare Rückschritt, welcher z. B. dadurch charakterisiert wird, daß Walther von der Vogelweide den „Zouberäre Gerbrechte" (Papst Sylvester II.) mit Sylvester I., dem Zeitgenossen Konstantins, verwechselt und ihn beschuldigt, durch seine Zauberkünste die Konstantinische Schenkung erwirkt zu haben, während Gerberts Schüler, der junge Otto III., mit kritischem Blick eine Anzahl von Urkunden in den vatikanischen Archiven, darunter auch eben jene Konstantinische Schenkung, als Fälschungen erkannt hatte. Und in derselben Zeit, da den Deutschen von ihren romantischen Dichtern die ganze Weltgeschichte in märchenhafte Nebelbilder aufgelöst wurde, schuf die von den Kaisern disziplinierte Kurie in stiller steiger Arbeit ihr kanonisches Recht!

Zur französischen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Von

Eugen Guglia.

II. Rivarol.

In den ersten Monaten der Revolutionszeit treten die konservativen Tendenzen der Litteratur, die, wie wir gesehen haben, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Frankreich doch vorhanden waren, noch mehr zurück. Broschüren zu Gunsten der privilegierten Stände erschienen freilich von allem Anfang an, indes machten sie alle den modernen Ideen, den Strömungen des Tages große Zugeständnisse, verurteilten die alten Zustände und riefen nach Reformen so gut wie die Organe des dritten Standes. Wir finden auch, daß diese letzteren erst zu Ende des Jahres 1789 jene antirevolutionäre Tageslitteratur zu bemerken und zu denunzieren beginnen.[1] Die großen, später berühmt oder berüchtigt gewordenen, royalistischen Journale entstanden ebenfalls nicht früher,[2] Beaulieus konservativ gehaltener „Essai historique sur les causes et les effets de la révolution“ ist erst nach Burkes „Betrachtungen“, und De Maistres erste im Sinne der romantisch-theosophischen Politik gehaltene Schrift — die „Lettres d'un royaliste savois à ses Compatriotes“ — gar erst im Jahre 1793 erschienen. Auch von der Tribüne herab werden die alten Ordnungen erst im Laufe des Jahres Neunzig energischer und ausführlicher verteidigt: weder Cazalès noch Maury treten in den Honigmonden der Revolution bedeutend hervor; der letztere sprach, solange noch die Kammer des Klerus tagte, äußerst selten, hielt sich dann in der Nationalversammlung bis zum Dezember sehr zurück, ja hegte sogar den Gedanken, den drohenden Stürmen durch die Flucht zu entgehen.

[1] Buchez-Roux IV. S. 32 f.
[2] Siehe Hatin, Histoire pol. et litt. de la Presse IV. VII

In den Reihen der gemäßigten Konstitutionellen endlich erheben sich zwar schon ziemlich frühe Stimmen, die vor einer gänzlichen Ignorierung des im Staat historisch Gegebenen warnen,[1] aber dies waren doch nur Anwandlungen, und auch Mirabeau, bei dem sie am öftesten wahrzunehmen sind, und den sein scharfer Blick für die wahren Bedürfnisse des Staates vor jeder doktrinären Einseitigkeit bewahrte, steht mit seiner Staatslehre doch ganz auf dem Boden seiner Zeit, geht in seinen theoretischen Ansichten nur von Montesquieu und Rousseau aus.

Mallet du Pan, der immer noch den politischen Teil des „Mercure" redigierte, wurde freilich auch jetzt den Principien nicht untreu, die er bis dahin bekannt hatte. Aber er ist zunächst doch völlig eines Sinnes mit der Revolution, sieht in ihr „eine denkwürdige Umwälzung, die der Bewunderung von Jahrhunderten würdig ist;" sie habe, meint er, an die Stelle einer absoluten Monarchie, die lange schon in Fäulnis begriffen war, endlich ein geordnetes Gemeinwesen gesetzt. Selbst die Zerstörung der Bastille macht ihn nur deshalb bedenklich, weil sie eine gefährliche Schwäche der Autorität verrate. Allmählich erst sieht er sich gezwungen, zu tadeln, zu warnen, zu verurteilen. Im ganzen ging er aber auch hierbei nicht auf Principienfragen ein, und vollends später, als er nach seiner Emigration mit den Staatsmännern von halb Europa in Korrespondenz getreten war, kam er nicht mehr dazu, eine Theorie vom modernen Staat, wie er ihm anfangs durch die Revolution erreichbar schien, zu formulieren;[2] seine berühmte Schrift — die „Considérations sur la Nature de la Révolution de France et sur les causes qui en prolongent la durée" — die übrigens erst 1793 veröffentlicht und wohl auch in diesem Jahre geschrieben wurde — ist auch mehr eine publizistische Leistung als ein Denkmal theoretisch-politischer Auffassung.

Aber einen Schriftsteller gab es doch, der bereits im Sommer 1789, lange vor den Oktoberereignissen, die Revolution vom Standpunkt historisch-politischer Bildung bekämpfte. Es war Antoine Rivarol. Dieser debütierte in dem „Journal politique national," das vom 15. Juli bis in die zweite Oktoberwoche erschien und dessen einziger Mitarbeiter er war, zuerst auf dem politischen Gebiet, das er bald wieder verließ und erst 1797 wieder gelegentlich berührte. Er schrieb nicht wie Mallet du Pan in der lakonischen

[1] Siehe namentlich eine Aeußerung Mouniers in der Sitzung vom 9. Juli 1789: „Nous n'oublierons pas que les Français ne sont pas un peuple nouveau, sorti récemment du fond des forêts pour former une association." (Buchez u. Roux II. S. 61.)

[2] Wie Montégut in einer Studie über Mallet (Revue des deux mondes 1851, Décembre S. 854) sehr gut sagt: „On ne peut établir aucun corps de doctrine sur les idées de M."

Weise eines Berichterstatters über Tagesereignisse, sondern er verbreitete sich über längst Geschehenes mit behaglicher Breite, weniger erzählend, als vielmehr über dasselbe räsonnierend und philosophierend. Dabei legte er nun allmählich, bruchstückweise, ohne systematischen Zusammenhang eine Lehre vom Staate dar, die — der Revolution durchaus feindlich, wie sie war — für den damaligen Moment höchst merkwürdig erscheint und von einer Litteraturgeschichte der Revolution nicht ignoriert werden sollte.[1]

Der Entwickelungsgang Rivarols, der im Jahre 1789 sechsunddreißig Jahre zählte, schien ihn zu nichts weniger als zu einem hervorragenden Vertreter der historisch-politischen Schule in Frankreich, zu einem Vorläufer von Gentz und — in einer Beziehung wenigstens — von Bonald und De Maistre — bestimmt zu haben. Aus einer dunkeln und abenteuervollen Jugend hatte er sich bald in die geistreichsten Salons des „Ancien régime" emporgeschwungen, hatte hier durch gesellschaftliche Talente und ein bezauberndes Aeußere schnell festen Fuß zu fassen gewußt, war auch gleich in so manche Salonintrigue, in so manche litterarische Fehde verstrickt worden. Ein satirischer Geist, der vor keiner persönlichen Verunglimpfung des Gegners zurückschrak, war er bald gefürchtet und gehaßt genug, spielte auch vielleicht gerade deshalb bald keine unbedeutende Rolle mehr; selbst ein Buffon, ein Voltaire ließen sich herab, mit dem jungen Emporkömmling wie mit ihresgleichen zu verkehren. Aber sein neuester Biograph hat ihn gleichsam auf Tritt und Schritt verteidigen, fortwährend mit alten Anklagen kämpfen müssen. Denn zwei Generationen haben ihn nur aus der Schilderung seiner Feinde kennen gelernt, der Nachruf, den ihm seine eigene Gattin schrieb, war ein Pamphlet. Und freilich, es gab Stellen genug, wo er verwundbar war. Der Sohn eines Gastwirts und einer Schneiderstochter, trug er doch seinen alten Adel mit Ostentation zur Schau. Ohne Vermögen und ohne Stellung — er war Mitarbeiter des „Mercure" mit fünfzig Thalern Monatsgage — lebte er doch auf großem Fuße, hielt sich einen Sekretär und einen Bedienten. Die bösen Händel, die ihm seine Witzworte brachten, ließ er durch einen jüngeren Bruder auskämpfen. Für den häuslichen Unfrieden, den ihm eine unglückliche Ehe beschert hatte, hielt er sich durch ein Verhältnis zu einer gewissen Manette schadlos, die man etwa mit Rousseaus Therese

[1] Neuerdings hat Lescure eine ausführliche Monographie über R. veröffentlicht (R. et la société française 1753—1801. Paris 1883). Hier ist alles biographische Material gesammelt und kritisch gesichtet. Den Nachweis des Zusammenhangs der Rivarolschen Ideen mit früheren oder gleichzeitigen Litteraturtendenzen vermißt man dagegen bei Lescure ebensosehr, wie eine übersichtliche Darstellung dieser Ideen selbst. Ueber die sonstigen Vorzüge und Mängel des Buches, das den Guizot-Preis erhalten hat, siehe Revue critique 1883, II. S. 176.

vergleichen kann. Von jener Unsittlichkeit, die gerade unter den Anhängern des Königtums, unter den Emigranten so gewöhnlich war, blieb auch er nicht rein. Unsern Fr. H. Jacobi, der ihn im Jahre 1796 bei Dumouriez, dessen Maitresse Rivarols Schwester damals war, traf, entsetzte er geradezu: „Er hat mir bis zum Ekel und Abscheu mißfallen," schreibt derselbe an einen Freund; „daß man so viele Geistesgaben besitzen, eine solche Vollkommenheit des Ausdrucks sich erwerben und dabei doch im ganzen der Denkungsart ein solcher Wüstling sein kann, wie dieser Rivarol, macht einem vor der Menschheit schaudern." [1] Wohl mag der deutsche Kleinstädter den französischen Weltmann etwas gar zu philisterhaft beurteilen, aber wenn man alles erwägt, was sein Verteidiger Günstiges über ihn vorzubringen weiß, so wird man zuletzt doch St. Beuve recht geben müssen: er besaß jene höhere Sittlichkeit nicht, die dem geziemt, der seinem Volke von den höchsten Angelegenheiten reden will. Heute freilich bedeutet uns dies nichts mehr. Er erweckt doch unser Interesse nur insofern, als er gewisse Ideen über Staat und Gesellschaft vertreten hat.

Ueber seinen inneren Bildungsgang wissen wir sehr wenig. In Avignon studierte er Theologie — in demselben Seminar, aus dem einer der gewaltigsten Streiter für das Königtum von Gottes Gnaden, der Abbé Maury, hervorgegangen war — dann wurde er nach einer freilich nicht sehr gut verbürgten Nachricht Schullehrer in Lyon. Gewiß ist, daß er zu Beginn der achtziger Jahre bereits in Paris war und sein Brot mit der Feder verdiente. Er wurde auch Mitarbeiter des „Mercure", dem der unternehmungslustige Buchhändler Pankoucke damals einen neuen Aufschwung gegeben hatte, seine Beiträge aber lassen sich nicht mehr nachweisen. Jedenfalls dürfen wir annehmen, daß er Mallet du Pans Artikel gelesen hat, vielleicht lernte er ihn auch persönlich kennen. Von den zahlreichen Broschüren, die er zwischen 1782 und 1788 schrieb, berührte aber keine ein politisches Thema; in der damals schon so lebhaften Diskussion über die öffentlichen Angelegenheiten scheint er seine Stimme nicht erhoben zu haben: nicht Partei zu ergreifen, war freilich kaum möglich. In dem satirischen „Gespräch zwischen Voltaire und Fontenelle", das 1785 erschien, finden sich einige Aeußerungen, die doch einigen Anteil an den politischen Tagesfragen bezeugen. „Wenn ein Volk arm und ohne Industrie ist," läßt er da Voltaire sagen, „dann mag man immerhin Handelsgesellschaften gründen und ihnen ausschließliche Privilegien geben, aber wenn einmal jeder Bürger zum Kaufmann geworden ist, dann muß man diese bevorrechteten Körperschaften wieder zerstören, denn

[1] Siehe Fr. H. Jacobis Auserlesenen Briefwechsel (1827) II. S. 230. — Lescure hat die Stelle nicht beachtet, wie er denn überhaupt den Spuren Rivarols in Deutschland nur in französischen Quellen nachgegangen ist.

ihre Monopole würden die aufblühende Industrie bald ersticken." Wir erinnern uns, daß gerade damals Mirabeau gegen mehrere Aktiengesellschaften eine heftige Polemik führte. Beaumarchais, der selbst Verwaltungsrat der Pariser Wasserleitungsgesellschaft war, unterließ es nicht, darauf zu antworten. Rivarol, damals freilich mit Beaumarchais auch nicht auf dem besten Fuße, ergreift mit jener Aeußerung offenbar Partei für Mirabeau, mit dem er sich später in seinen Ansichten noch oft begegnen sollte, obwohl er ihm persönlich verhaßt war. — Aus einer anderen Stelle jenes „Gesprächs" läßt sich entnehmen, daß er den Resten des Feudalstaates, den autonomen Körperschaften, den Parlamenten namentlich, wenigstens damals wenig Sympathien entgegenbrachte. Diesmal ist es Fontenelle, der spricht: „Wenn die kleinen Souveränitäten im Staat überhand nehmen," meint er, „dann ist die Anarchie da." [1]

Auf ein tieferes Studium der Geschichte, als es damals unter den Litteraten Mode war, dürfte er durch seine Beschäftigung mit Dante geführt worden sein: bereits 1784 versuchte er eine Uebersetzung — oder besser eine prosaische Paraphrase — des „Inferno". In der Vorrede tritt er gleichsam aus dem Rahmen des aufgeklärten Jahrhunderts, wenn er meint, Dante würde ein ganz anderes Interesse einflößen, wenn die christliche Theologie dereinst zu den Altertümern gehören sollte, was anzunehmen freilich nicht erlaubt sei: „er würde dann zu den großartigsten Denkmälern entschwundener Litteraturen und Religionen zählen; ... man würde mit Dante wieder zum Christen werden, sowie man mit Homer (heute) zum Heiden wird." Ein so objektives Eingehen auf das „barbarische" Mittelalter war einem Zeitalter fremd, das mit Voltaire in Dante nur „ein Ungeheuer von Dunkelheit" sah. Auch in der Auffassung Macchiavellis wich Rivarol damals schon von seinen Zeitgenossen ab. Diese sahen in dem großen Florentiner entweder den ruchlosen Ratgeber der Tyrannen oder sie nahmen ihn wie Rousseau als einen Satiriker, der das blutige Handwerk der Könige diesen zum Hohn und den Völkern zur Lehre in den grellsten Farben habe schildern wollen. Rivarol aber erblickt in ihm — wie heute wir — den ersten Lehrmeister moderner Staatskunst; in der berühmten Abhandlung über die Universalität der französischen Sprache, die 1783 oder 1784 entstanden ist und von der Berliner Akademie mit einem Preise ausgezeichnet wurde, sagt er von Macchiavell: „er entwirrte das Chaos der Politik." Bezeichnend ist, daß er sich hier gerade mit seinem Kollegen vom „Mercure", Mallet du Pan, berührte, der auch von der landläufigen Ansicht über den Verfasser des „Principe" weit entfernt war.

[1] Siehe Poulet-Malassis, Ecrits et Pamphlets de R. S. 16 u. 20.

Von historischen Studien oder wenigstens von einer ziemlich ausgebreiteten historischen Lektüre Rivarols gibt übrigens eben die Schrift über die französische Sprache Zeugnis. Denn er forscht ja in derselben den Gründen nach, warum sein heimatliches Idiom so allgemeine Geltung im modernen Europa allmählich erlangt habe. Nicht bloß in dem Wesen der Sprache selbst sieht er die Ursache ihrer unzweifelhaften Superiorität, sondern auch in der Geschichte der Nation und des Landes, denen sie angehört. Und indem er auch darauf eingeht, warum nicht das Deutsche, Spanische oder Englische zu der Universalität gelangt seien, deren sich das Französische rühmen konnte, wirft er einen Blick auf die Geschichte der großen Kulturvölker Europas. Dabei bekundet er nicht etwa gelehrte Tiefe, auch bringt er keine neuen Ansichten vor, aber dies geht doch aus seinen Ausführungen hervor, daß er die Geschichte nicht bloß als eine Vorratskammer zur Exemplifikation flacher politischer Doktrinen betrachtet hat, geschweige denn, daß er, wie so viele seiner Zeitgenossen, verächtlich an ihr vorübergegangen wäre. Von den modernen Ideen zeigt er sich übrigens namentlich da ganz durchdrungen, wo er die neueren französischen Schriftsteller bespricht, das große Werk der Encyklopädisten rühmt, das der Nation zum Ruhme gereiche, Rousseau und selbst den Abbé Raynal preist; aber das Lob, das er dem letzteren so freigebig im Texte erteilt, schränkt er doch in einer Anmerkung bedeutend ein: er wolle nicht, sagt er da, die zahlreichen Deklamationen verteidigen, die dessen Geschichte der beiden Indien entstellen, und die vor dem Tribunal des guten Geschmacks bereits gerichtet waren, bevor sie noch Kirche und Parlament verurteilt hatten.

Im Jahre 1788 trat dann Rivarol in zwei Briefen — er liebte diese litterarische Form, die damals sehr im Schwunge war — gegen die oben erwähnte Schrift Neckers von der Wichtigkeit der religiösen Meinungen auf. Sie sind sehr arm an positivem Inhalt. Den Deismus bekämpft Rivarol zwar, aber er bekennt sich doch keineswegs als Anhänger eines positiven Dogmas, im Gegenteil, er behauptet und fordert eine Moral, die ohne alle religiösen Grundsätze bloß auf den Postulaten der Vernunft beruhe. Höchstens als eine Ergänzung des bürgerlichen Gesetzbuches will er die Religion noch gelten lassen (Lex quae ligat, Religio quae religat). Eine Reminiscenz aus Rousseau ist es, wenn er die moderne Gesellschaft von den Grundsätzen der vernunftmäßigen Moral weit entfernt erklärt, ja völlig verderbt schilt, dem heranwachsenden Geschlecht müßten diese also gepredigt werden, wolle man den öffentlichen Geist gründlich regenerieren. Eben damals hatte die Akademie einen Preis auf die Abfassung eines Katechismus der Moral gesetzt, mit leiser Ironie fordert nun Rivarol Necker auf, der Nation einen solchen zu schenken;

„unsere Sitten," ruft er aus, „sind ja noch tiefer herabgekommen als unsere Finanzen."[1]

Wie ganz anders, wie viel charakteristischer, wie viel tiefer erscheint Rivarol ein Jahr später in dem „Journal politique national"![2] Dieses erschien vom Juli bis zum 6. Oktober. Ergänzungen zu der politischen Theorie, die hier in zerstreuten Aphorismen gegeben war, finden sich dann in Briefen und Denkschriften der Jahre 1791 und 1792,[3] endlich in dem „Discours préliminaire" zu einem beabsichtigten aber nie erschienenen Wörterbuch der französischen Sprache, den er 1797 in Hamburg veröffentlichte.[4] In diesem letzteren schlug er allerdings einen Ton an, der stark an die politischen Romantiker erinnert, aber er konnte doch kaum von diesen beeinflußt worden sein, denn sowohl Joseph de Maistres wie Bonalds Betrachtungen über die französische Revolution sind ja erst 1796 erschienen, Chateaubriands Essai gar erst 1797. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte sich zwar Rivarol noch fortwährend mit Politik und insbesondere mit der Theorie vom Staate, aber die schriftstellerischen Resultate dieser Beschäftigung blieben in seinem Pult verschlossen.

Schon im „Journal politique national" erklärt er die Aufrechterhaltung einer positiven Religion überhaupt für die Grundbedingung eines geordneten Staatswesens. Er verweist dabei auf die Geschichte, die ihren aufmerksamen Betrachter lehre, daß die großen Gesetzgeber immer auf einer religiösen Grundlage aufgebaut haben. Indem die moderne Philosophie dies nicht beherzigt, sei sie in den größten Irrtum verfallen; indem sie die Völker gelehrt, über die Priester zu spotten, habe sie es diesen unmöglich gemacht, in jenen noch länger Ehrfurcht für die Könige zu erhalten. Als einen verhängnisvollen politischen Fehler bezeichnet er es, daß in der „Erklärung der Menschenrechte" der Name Gottes gar nicht genannt sei, er erinnert an Bacos Ausspruch, eine seichte Philosophie entferne von der Religion, eine tiefere führe zu ihr zurück. — Viel ausführlicher behandelt er dieses Thema im „Discours préliminaire", hier stellt er Religion und Philosophie einander gegenüber und vergleicht ihren politischen Wert. Dieser Vergleich fällt ganz zu Gunsten der ersteren aus, Religion mache das Herrschen leicht, Religion und Staat verstehen sich, aber zwischen Staat und Philosophie gebe es „keinen Vertrag". Mit einem Pathos, der

[1] Eine treffliche Analyse der beiden Briefe gibt Caro im „Journal des Savants", Octobre 1883, S. 564 f.

[2] Dasselbe ist öfters wieder gedruckt worden, zuletzt in den „Oeuvres choisies" de Rivarol publiées avec une préface par M. de Lescure II. Es füllt den ganzen Band aus.

[3] Sie sind abgedruckt bei Poulet-Malassis a. a. O. S. 51 f.

[4] Wieder abgedruckt in den Oeuvres choisies I. S. 83 f. unter dem Titel „Discours sur l'homme intellectuel et moral."

schon an De Maistre erinnert, ruft er aus: „Der Staat gleicht einem geheimnisvollen Fahrzeug, das seine Anker im Himmel hat." Wenn man infolge von Studien ungläubig werde, so sei dies gefahrlos, aber der Ungebildete müsse glauben, sonst sei er „ohne Furcht und ohne Hoffnung". Das habe die neuere Philosophie doch wohl auch eingesehen: um ohne Vorurteil leben zu können, müsse man sich mit einer dumpfgläubigen Menge umgeben; „aber," setzt er hinzu, „der Unglaube ist ein gar furchtbarer Luxus." Wenn man ihm vorhalten wolle, daß die Religion schon so viel Unheil auf der Welt angerichtet habe, so dürfe er getrost antworten: mehr noch die Philosophie, denn jene habe doch nur Völker gegen Völker, diese — was um so viel schlimmer sei — Unterthanen gegen Obrigkeiten gehetzt. An einer anderen Stelle meint er, die Philosophie könne die Religion nicht ersetzen, weil sie nicht zum Herzen spreche — und erinnert so leise an St. Martin. Selbst wenn man die Religion nur als einen Aberglauben gelten lasse, so müsse man doch zugestehen, daß sie die größte Wohlthäterin des menschlichen Geschlechtes gewesen sei, er nennt sie so gut wie die Münze „ein nationales Verkehrsmittel". Indem er sich dann dagegen verwahrt, als wolle er die Religion vom theologischen Standpunkt aus verteidigen und Glauben und Offenbarung für sie aufrufen, scheint er sich jenen älteren Philosophen anzuschließen, die die Religion noch hatten gelten lassen, weil sie dem Staate nützlich ist: wir haben gesehen, daß sich auch Voltaire schließlich zu dieser Ansicht bekannte, und daß sie Mallet du Pan noch in den achtziger Jahren zu verteidigen gewagt; Rivarol aber hatte sie Necker einst gegenüber macchiavellistisch gescholten. Nahm er sie nun geradezu an? Sieht man genauer zu, so wird man dies verneinen müssen. Namentlich im „Discours" wird doch ein faktischer Zusammenhang zwischen dem Staat und einer überirdischen Welt angenommen. Rivarol leitet so gleichsam von der konservativeren Richtung der Religionsphilosophie des 18. Jahrhunderts zu den Romantikern hinüber.

Entstanden denkt er sich den Staat auf dynamische Weise, zur Lieblingslehre der Zeit vom Naturzustand und Gesellschaftsvertrag bekennt er sich nicht. Mit Hobbes kann er sich den Naturzustand nicht anders denken, als einen Krieg aller gegen alle. Ironisch weist er auf den Zustand der wilden Völker Nordamerikas hin, wie ihn die europäischen Entdecker zuerst gefunden: da habe man den gepriesenen Naturmenschen gesehen, wie er wirklich ist. Ein ungeheurer Irrtum sei es auch, wenn man behaupte, die Natur hätte die Menschen gleich gemacht: ganz im Gegenteil, die Ungleichheit sei allen ihren Hervorbringungen eigen, und die Kunst des Gesetzgebers müsse darin bestehen, diese Ungleichheit zu verringern; ganz verschwinden machen kann er sie nicht und soll er sie nicht.

Und noch einen anderen Lieblingssatz der Generation verneint er unbedingt oder besser, er sucht seine völlige Gehaltlosigkeit darzulegen. Wenn man sage: die Menschen sind frei geboren und bleiben frei, kraft eines natürlichen Rechtes, so sei das ebensoviel als wenn man behaupte: die Menschen werden alle nackt geboren und bleiben infolge ihres natürlichen Rechtes so. Ein Staat, der auf dem Princip der absoluten Gleichheit seiner Bürger beruhen solle, ist ihm ein Unding: nur dann wäre derselbe möglich, wenn die Menschen keine Leidenschaften besäßen. Die strenge Logik der Philosophen gelte nun einmal nicht in der historisch-politischen Welt, die Leidenschaften hätten einen Verstand und der Eigennutz eine Vernunft, von der sich jene nichts träumen ließen. Zuletzt schleudert Rivarol dem Gegner gar das Paradoxon entgegen: Die Ungleichheit ist die Grundlage des politischen Körpers, die Seele des Staates, die Urheberin jeder Ordnung. . . .

Bei einer solchen Auffassung von den Grundbedingungen des Staates muß Rivarol das kühne Unternehmen der neuen Gesetzgeber, ein durchaus neues Frankreich zu schaffen, thöricht und aussichtslos erscheinen. Schon das Motto der ersten Nummer seines Journals, die am Morgen nach dem Bastillensturm ausgegeben wurde, deutet darauf hin: Tantae molis erat Romanam condere gentem. Ganz an Mallet du Pan erinnert er, wenn er meint, der König hätte zur Nationalversammlung sagen sollen: „Ich bin nicht ein König der ersten Rasse, ihr irrt euch um mehr als achthundert Jahre.“ An einer anderen Stelle vergleicht er Frankreich mit den elysäischen Gefilden, man befinde sich hier inmitten der Schatten alter Wesenheiten. Spöttisch bemerkt er, die Versammlung nehme die Sache so hoch, als gelte es die Schöpfung der Welt noch einmal vorzunehmen. Dabei fehle ihr aber das erste und unerläßlichste Erfordernis des Staatengründers: die Erfahrung. In einem Memoire vom 22. September 1791 nennt er die Erfahrung den Prüfstein aller menschlichen Institutionen, nachdem er wenige Tage zuvor dem König geraten, die Verfassung nur mit einem Vorbehalt anzunehmen, in dem es u. a. heißen solle: Nur die Erfahrung kann das bestätigen, was unsere schwache Vernunft ersonnen hat. In einem Brief an den französischen Adel, der aus dem Jahr 1792 stammt, nennt er die Philosophen ernsthafte Narren, die sich im Namen der schwachen Vernunft gegen die ewige Ordnung der Dinge empörten. Wie aber anders konnte diese Ordnung erkannt werden als durch ein eifriges Studium der historischen Begebenheiten — also wiederum durch die Erfahrung? Der sie höre, der ihr folge, würde bald einsehen, daß es keine so geringe Mühe sein könne, einen Staat zu schaffen, daß das Genie in der Politik vielleicht überhaupt gar nicht darin bestehe, Neues zu bilden, als vielmehr das Bestehende

zu erhalten, nicht in der Veränderung gegebener Zustände, sondern in deren Fixierung.

Wie man sieht, knüpft Rivarol auch hier an Ideen an, die schon vor der Revolution vorhanden waren. Von Montesquieu ganz zu geschweigen — selbst Voltaire und die Physiokraten hatten ja nicht überall von dem historisch Gegebenen durchaus absehen wollen, wenn sie auch dabei mehr durch theoretische Erwägung als durch geschichtliche Einsicht bestimmt wurden. Der späteren Theorie, die ein solches Absehen forderte, war Mallet du Pan ziemlich energisch entgegengetreten, und daß das erste Postulat des philosophischen Staates — die unbedingte Gleichheit als die Folge eines unveräußerlichen Menschenrechtes — politisch wertlos sei, hatte von Rivarols Zeitgenossen namentlich auch Mirabeau erkannt. Aber Rivarol geht doch weiter als diese alle: er negiert die Basis der Staatslehre des 18. Jahrhunderts überhaupt.

Denn diese wollte ja höchstens bei der praktischen Verwertung der Deduktionen des Natur- und Vernunftrechtes einige Rücksicht auf die überkommenen Ordnungen nehmen, weil sie einsah, daß sonst die ganze Staatsmaschine ins Stocken geraten würde; — Rivarol aber weist es überhaupt ab, aus jenem Recht politische Maximen abzuleiten, er nimmt sie nur aus Erfahrung und Geschichte, höchstens daß er bei der Weiterbildung vorhandener Institutionen den Principien der Aufklärung einigen Einfluß gewähren will. Jene Staatsphilosophen alle, Voltaire, die Physiokraten, Mallet gingen doch von dem aus, was bestehen *soll*, Rivarol von dem, was wirklich besteht; was jenen vor allem wichtig ist, kommt bei ihm erst in zweiter Linie in Betracht und umgekehrt.

Nicht Wunder wird es nun uns nehmen, wenn wir Rivarol unter allen Akten der Nationalversammlung ganz besonders die „Erklärung der Menschenrechte" verurteilen hören. Mirabeau und Malouet hatten sie nur aufgeschoben wissen wollen, von dem Gedanken ausgehend, daß man zuerst das Bestehende reformieren müsse, bevor man allgemeine Sätze, deren völlige Verwirklichung zum mindesten in weiter Ferne lag, vor der ganzen Nation als Leitmotive des künftigen Staates verkünden dürfe.[1] Auch Raynal, den die Ereignisse von seinem Radikalismus geheilt hatten, war gegen die Erklärung und mußte sich dann die scharfe Zurechtweisung André Chéniers, der doch auch von sehr gemäßigter Sinnesweise war, gefallen lassen. So eindringlich aber wie Rivarol hat damals wohl niemand diese Lieblingsidee des Tages bekämpft, später nennt er die Erklärung nur „die verbrecherische Vorrede eines un-

[1] Bei der Gelegenheit sprach Mirabeau ja die berühmten Worte: „Wir sind keine Wilden, die nackt von den Ufern des Orinoko kommen rc.," die so sehr an eine Aeußerung Mallets (s. o.) erinnern, die auch Mounier einmal fast wörtlich wiederholt hat (s. o.).

möglichen Buches". Wenn Grégoire und Camus später — vergeblich allerdings — auch für eine Kodifikation der Pflichten eintraten, so ist dies wie ein Nachhall aus dem „Journal politique", das der Versammlung vorwirft, sie spreche den Menschen nur immer von ihren Rechten, nie aber von ihren Pflichten. Und wenige Jahre vergingen, so waren die Ansichten Rivarols über diesen Gegenstand — denen Burke neues Gewicht gab — unter den Politikern von Einsicht allgemein verbreitet.

Wenn Rivarol also in seiner Ansicht von der Entstehung und von den Grundbedingungen des Staates ganz von den theoretischen Politikern der Aufklärungszeit oder gar der Revolution abweicht, so steht er ihnen dagegen mit seiner Auffassung der Staats*gewalt* nicht so ferne. Denn hier geht er ganz von Montesquieu aus; er bekennt sich zu dessen Lehre von der Teilung jener Gewalt, die — von den Physiokraten verworfen — in der Nationalversammlung, ja auch in der Konstituante prävalierte. Daß die Staatsgewalt sich auf dreifache Weise — legislatorisch, exekutiv und richterlich — äußere und äußern müsse, daß ein politischer Körper, wenn er lebensfähig sein soll, Organe für diese drei Thätigkeiten besitzen müsse, scheint Rivarol keines Beweises bedürftig; er erklärt es für eine Thatsache, welche die Erfahrung lehre und die ebenso unumstößlich sei, wie die Siebenzahl der Töne und Farben. An einer Stelle seines Journals verbreitet er sich dann ausführlich über das Verhältnis jener drei Gewalten zu einander. Im Grunde bringt er auch hier nichts anderes vor, als was Montesquieu vierzig Jahre vorher über die Sache geäußert hatte, nur daß er die Staatsform, in der die Souveränität von der ganzen Nation wirklich ausgeübt werde, ebenso für eine theoretische Fiktion erklärt wie das andere Extrem: wo sie ungeteilt in der Hand eines Einzigen ruhe. Ebenso wie Montesquieu findet er in England das Ideal einer gemäßigten Monarchie verwirklicht, und an der englischen Verfassung demonstriert er jene Kombination der drei Gewalten, die dieser Staatsform gemäß sei. Der Nationalversammlung macht er den Vorwurf, daß sie sich an dieses Vorbild nicht gehalten habe, indem sie dem Könige eine viel zu geringe Gewalt einräumte. Dieser dürfe in der „gemäßigten" Monarchie nicht bloß ein exekutives Organ, nicht bloß ein Herold der Legislative sein, sondern er müsse durch das absolute Veto in die Legislative selbst eingreifen können. Wolle man dies nicht zugeben, dann spreche man lieber gleich die Abschaffung des Königtums aus, ein bloß suspensives Veto sei eine konstitutionelle Ironie. Daß aber in Frankreich eine andere Staatsform als die Monarchie möglich sei, leugnet er, indem er auf Machiavell verweist, der schon erkannt habe, daß großen Staaten nur eine monarchische Verfassung Dauer verleihen könne, die Proklamierung der Republik in Frankreich würde

gar bald dessen Zerfall in kleine Kantone herbeiführen. Im Jahre 1797 findet er, Frankreich schreie nach einem Monarchen, und als ihm bald darauf die Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat angetragen wurde, falls er sich mit der herrschenden Ordnung der Dinge versöhnen wolle, wies er es ab. „Der König ist ein Princip," schrieb er damals an einen Freund; „von diesem kann man sich nicht lossagen."

Hier war er nun im ganzen eines Sinnes mit den gemäßigten Konstitutionellen und auch mit Mirabeau, aber wenn er dann den König zum entschiedenen Widerstand gegen jene Beschlüsse der Versammlung, die seine Stellung untergraben müßten, auffordert, seine Nachgiebigkeit aufs schärfste tadelt, das Benehmen des Hofes in der ganzen Angelegenheit thöricht und kindisch schilt, so geht er doch viel weiter als jene, die doch alle Anhänger der Mandatstheorie waren, und wie Mirabeau in seiner Rede vom 9. Juli, aber auch noch in einer anderen vom Februar 1790 dem Könige Anspruch auf Gehorsam nur dann zuerkennt, wenn er im Namen der Gesetze befiehlt: die Gesetze aber gab ja eben die Nationalversammlung. Rivarol geht freilich auf diese Theorie gar nicht ein, die er an einer Stelle seines Journales zu acceptieren scheint, indem er behauptet, die Nationalversammlung sei nicht der Ausdruck des Nationalwillens, sondern der einzelner Faktionen.

Die politische Bedeutung der Armee schätzt Rivarol sehr hoch. Sie müsse in einem monarchischen Staat auf jeden Fall dem Monarchen zu Gebote stehen, wenn dessen Macht nicht illusorisch werden solle. Aber das Königtum habe sich diese Waffe entwinden lassen. Die gerühmte Revolution, auf welche die Pariser so stolz seien, hätte durch 600 Musketiere verhindert werden können, wenn der König ihnen zu rechter Zeit geboten hätte, zu schießen. In dem Abfall der Armee vom Königtum sieht er nicht bloß eine der Ursachen der Revolution, sondern die Revolution selbst. Daß dieser Abfall eintreten konnte, habe freilich das „ancien régime" selbst verschuldet. Die Einführung der eisernen Disciplin des Nordens habe die französischen Soldaten zur Verzweiflung getrieben; diejenigen, die an die Stelle der Ehre den Stock gesetzt, verdienten, daß man sie ihrer Vorliebe gemäß behandle. Auch nach außen habe man das Ansehen der Armee geschmälert: hätte man sich in der holländischen Frage anders benommen und einen ehrenvollen Krieg gegen Preußen geführt, so wäre die alte Verbindung zwischen Königtum und Heer aufs neue befestigt worden. Die Nationalversammlung habe vollends der Staatsgewalt die Stütze der bewaffneten Macht entzogen, indem sie die moderne Philosophie in die Armee getragen und den Soldaten gelehrt, daß er vor allem Bürger, dann erst Soldat sei. Gar bald müsse ja dieser auf die Antwort verfallen: früher noch als Bürger bin ich Mensch, die Erde ist ein Gemeingut aller Menschen, auch ich habe mein Anrecht

auf Besitz und Genuß. „Was werdet ihr diesem Sophisten sagen,“ fragt Rivarol, „der auf die Erklärung der Menschenrechte und — auf seine Flinte pocht?“ Schließlich spricht er die Befürchtung aus, daß die Emancipation der Armee von der Staatsgewalt zum militärischen Despotismus führen müsse, wie er einmal im römischen Reich geherrscht: nicht die Schuld der Nationalversammlung sei es, daß so viele schlechte Bürger noch des verwegenen Führers entbehren.

Wie sich nun Rivarol die Konstitution der legislativen Gewalt — abgesehen von dem Anteil, den er der Krone vindiziert — eigentlich vorstellt, sagt er weder in dem „Journal politique national“ noch in seinen späteren politischen Schriften ausdrücklich. Nur so viel geht gleich aus den ersten Nummern seines Journals hervor, daß er die Art, wie sich der dritte Stand in den Besitz derselben gesetzt, als eine Usurpation betrachtet. Und so darf man wohl annehmen, daß er die Generalstände — durch Initiative der Krone zeitgemäß umgebildet, aber in ihrem eigentümlichen, historisch erwachsenen Wesen nicht verletzt — für berufen hält, im Verein mit dem Königtum die Gesetzgebung auszuüben. Wiederholt bekennt er sich als Anhänger des Zweikammersystems, das vor dem Zusammentritt der Generalstände, namentlich von Mounier, litterarisch verfochten worden war; an einer Stelle sagt er: „Um die Verfassung für immer auf ihre wahren Fundamente zu setzen, hätte man die Monarchie bewahren, eine Kammer der Gemeinen konstituieren und durch einen Senat, dessen nicht zahlreiche Mitglieder zum größten Teil unabsetzbar, d. h. erblich sind, eine Aristokratie schaffen müssen. Ueber die privilegierten Stände hat er sich zu verschiedenen Zeiten verschieden geäußert. Was zuerst den Klerus betrifft, so gesteht er zu, daß in dem ungeheuren Vermögen eines Teiles desselben eine der Ursachen der Revolution zu suchen sei, aber gegen die Abschaffung des Zehnten spricht er sich aufs entschiedenste aus: man habe so das Band zerrissen, das bis dahin die Hoffnungen der Erde mit dem Himmel, das Leben des Priesters mit dem des Landmanns, die Gebete von jung und alt mit den Blüten und Früchten aller Jahreszeiten verknüpfte. Für den historischen Adel tritt er nicht immer unbedingt ein; er behauptet nur, daß dem monarchischen Staat eine Aristokratie durchaus notwendig sei; diese könne durch die Errichtung eines Oberhauses neu gebildet werden, besser sei es aber freilich, den alten Adel in diesem zu versammeln und ihn so aus einem privilegierten Stand zu einer politischen Ordnung zu machen. Uebrigens bringt er auch oft genug Argumente für die Aufrechterhaltung der Vorrechte des Geburtsadels vor. Man müsse sich an die Ungleichheit in der Verteilung von Talent, Kraft, Gestalt und Schönheit gewöhnen, die in der Natur begründet seien, und also auch an die socialen Verschiedenheiten, die doch schließlich nur die Folgen jener anderen

seien. Wenn man die Gleichheit der Rechte dekretiere, möge man nur auch gleich die der Talente und der Tugenden einführen. — Sind es hier namentlich Ehrenrechte des Adels, die Rivarol verteidigt, so will er ihm an anderer Stelle doch auch ein gewisses Maß wirtschaftlicher Privilegien — er habe ja deren schon vor der Revolution geopfert — bewahrt wissen: in der Nacht vom 4. August hätten die Edelleute so wahnsinnig gehandelt wie gewisse Japanesen, die sich in einem finsteren Gemach im Wechselkampfe hinmordeten. Ueberhaupt findet er die Haltung des Adels äußerst tadelnswert. Sonderbar mußte es den Zeitgenossen freilich erscheinen, wenn Rivarol über die sittliche Entartung desselben klagt und pathetisch ausruft, er sei nur mehr der Schatten seiner Ahnen, denn er schrieb ja selber solche Zeilen in einem Kreis von ausschweifenden jungen Aristokraten, in der Restauration von Maf, während eines Gelages, an einem Tisch, der mit Champagner und Trüffelpasteten besetzt war. Treffend ist aber jedenfalls die Bemerkung, der zweite Stand hätte im allgemeinen seine Deputierten nicht schlechter wählen können. Gehe man die Liste derselben durch, so müsse man glauben, es handle sich um Balleinladungen. Viel schärfer urteilt er aber noch zwei Jahre später in den Briefen und Denkschriften an De la Porte: hier gibt er die Institution selbst völlig preis, denn — so meint er — der Adel könne so wenig wie der Klerus der Monarchie mehr etwas nützen, er sei eben unverbesserlich. Und er rät dem sinkenden Königtum, seine Stütze einzig im Volke zu suchen....

Wie dann aber die Ereignisse ihren Lauf nahmen, an eine Vereinigung von Königtum und Volk nicht mehr zu denken war, alle Hoffnung nur mehr auf das Ausland gerichtet werden konnte, in dessen Lager die Emigranten weilten, da wandte sich Rivarol doch wieder an den schon aufgegebenen Stand: er schrieb (1792) den Brief an den französischen Adel. Aber auch hier verleugnet er die geringe Meinung, die er von diesem hegt, nicht ganz; er drückt sie nur mit Mäßigung aus. „Erinnert euch," ruft er aus, „daß ihr weder souverän seid wie der Adel in Deutschland, noch feudal wie der in Polen, noch gesetzgebend wie der in England, noch heilige Kaste wie der in Indien ... an den Stufen des Thrones zu leben und sterben ist eure einzige Bestimmung." — In der That niedriger konnte die politische Bedeutung des Adels nicht leicht angeschlagen werden. Er erinnert auch daran, daß das alte Lebensprincip der Aristokratie die ritterliche Ehre sei: freilich hatte er den Verlust dieses Gefühles, das oft schon als ein starkes politisches Agens gewirkt habe, bereits drei Jahre vorher, am Schlusse seines Journals, bitter beklagt. [1]

[1] Auch Mirabeau hat sich über den historischen Adel zu verschiedenen Zeiten verschieden geäußert. Vgl. Decrue, Les idées politiques de Mirabeau. Revue hist. XXII. S. 50, XXIII. S. 315—317.

Was will nun aber Rivarol damit sagen, wenn er dem König den Rat gibt, sich auf das Volk zu stützen? Die Nationalversammlung erscheint ihm offenbar nicht als die berufene und würdige Vertretung desselben, er deckt die niedrigen Motive, von denen die Mitglieder der tonangebenden Partei in derselben geleitet werden, auf, verweist auf ihre Unfähigkeit — auf ihre legislatorische Sterilität; bei verschiedenen Gelegenheiten wirft er ihr auch vor, sie habe ihre Vollmachten überschritten. In der zweiten Denkschrift, die er im Jahr 1791 an den König richtete, fordert er denselben auf, die Fehler und Irrtümer der Versammlung doch zu seinen Gunsten auszunützen: er könne dies, wenn er wie ein geschickter Musikus dem ihm anvertrauten Instrument mit Absicht falsche Töne entlocke, um zu beweisen, daß es schlecht ist, und der Nation den Geschmack daran zu verleiden. In welche Verwirrung habe die neue Gesetzgebung nicht die Administration gebracht! Dies nun aller Welt zu offenbaren, sei Sache der Minister: sie müßten alle Tage zeigen, wie schlecht der Mechanismus sei, den die Nationalversammlung als ein Heilmittel für den kranken Staat verkündigt hatte. Man hat diese Ratschläge machiavellistisch genannt; auch dies ist bemerkt worden, daß sie auf den persönlichen Charakter des Mannes, an den sie gerichtet waren, zu wenig Rücksicht nehmen: um eine Politik zu befolgen, wie sie Rivarol hier empfiehlt, hätte es in der That eines Fürsten, wie Ludwig XI. einer war, bedurft.

Wie sich Rivarol nun das Volk als politischen Faktor neben dem Königtum konstituiert denkt, sagt er ebenfalls nicht ausdrücklich, aber es ist ungefähr zu erraten. Was royalistische Flugschriften verlangten,[1] was zuerst Volney vorschlug, dann Cazalès in der Sitzung vom 17. Februar 1790 zwar nicht geradezu zu fordern, aber doch als wünschenswert anzudeuten wagte, das sollte wohl nach Rivarols Meinung zunächst erfolgen: die Auflösung der Nationalversammlung und die Bildung einer neuen Vertretung der Gemeinen. Die Wahlen denkt er sich dann wohl durch die Autorität des Königs beeinflußt, die loyalen Gefühle der Massen, namentlich auf dem flachen Land, etwa durch ein persönliches Erscheinen des Monarchen aufs neue geweckt. Im „Journal politique“ spricht er sich für den Grundsatz der Interessenvertretung und gegen die Entschädigung der Abgeordneten durch Diäten aus.

Wenn Rivarol schon einer Beteiligung des Volkes an der Legislative principiell durchaus nicht abgeneigt erscheint, für die Teilnahme derselben an der Administration der Provinzen tritt er sogar sehr entschieden ein und billigt es, daß man am Vorabend der Revolution die centralistischen Tendenzen des alten Königtums verlassen habe, indem man die Provinzialsynoden den Intendanten

[1] Buchez u. Roux a. a. O. IV. S. 32.

an die Seite gesetzt;[1] ja er stellt es sogar als politischen Grundsatz auf, daß in monarchischen Staaten die Verwaltung durch zusammengesetzte Organe, also durch Körperschaften besorgt werde. Auf die Bildung und Zusammensetzung derselben geht er freilich nicht näher ein.

Sehr übel ist Rivarol auf Paris zu sprechen. Schon unter dem ancien régime sei die Hauptstadt auf Kosten der Provinzen unverhältnismäßig begünstigt worden, nun sei sie der eigentliche Herd der Revolution und zehre das Mark des Landes auf. „Patriotismus" sei für die Pariser ein leeres Wort, mit dem sie den Provinzen zu imponieren suchten, damit diese ja nur fortfahren, sich für die Hauptstadt zu opfern. Einmal rät er dem Minister de la Porte die Bildung von Arbeitervereinen an, um so den Bemühungen der radikalen Klubs ein Gegengewicht zu schaffen: so scheut er also doch davor nicht zurück, selbst den vierten Stand zu einer Teilnahme am politischen Leben heranzuziehen.

Wie man sieht sind die Ideen Rivarols über die Staatsgewalten und Regierungsprincipien alle weit entfernt, reaktionär zu sein, ja sie können nicht einmal immer konservativ genannt werden. Aber sie beruhen fast nirgends auf principiellen Voreingenommenheiten, sie hängen mit der Doktrin des Jahrhunderts nur äußerst lose zusammen: historische Thatsachen, die Praxis des staatlichen Lebens, endlich eine allgemeine Menschenkenntnis sind ihre Basis. Wir sahen, daß sich der Theoretiker des „Journal politique" mit den royalistischen Konstitutionellen, namentlich mit Mirabeau bisweilen berührt, aber die Berührung ist doch eine mehr oberflächliche. Denn Rivarol geht immer von dem Königtum aus: dieses ist ihm Zweck; die Nation, das Volk nur ein Mittel, über das er sich oft mit unverhohlener Verachtung äußert. „Das Volk ist ein Souverän," sagt er einmal, „der nur immer zu essen verlangt; Seine Majestät ist ruhig, wenn Sie speist." Als Garat im „Journal de Paris" gelegentlich eines Straßentumultes mit blutigem Ausgang die Bemerkung machte, das Volk sei immer gut

[1] Dies war zuerst in den Jahren 1779 und 1780 in einzelnen Provinzen geschehen, 1788 allgemein durchgeführt. Die Geschichte dieser Synoden hat Lavergne geschrieben. Uebrigens hat sich das ganze Jahrhundert hindurch gegen die centralistischen Tendenzen der Regierung eine ziemlich lebhafte Opposition geregt. Vor allem war es D'Argenson, der für die Autonomie der einzelnen Landschaften und Gemeinden eintrat. Siehe Aubertin, Esprit public au XVIII. siècle S. 202, wo die Stellen aus D'Argensons Schriften gesammelt sind, die dies beweisen. Montesquieu hat den Gegenstand nur einmal berührt und zeigte sich wenigstens nicht als starrer Centralist (Esprit des lois XIII. ch. 12). Der ältere Mirabeau trat 1750 in einer sehr energischen Schrift für das Selfgovernment ein (s. Loménie, Les Mirabeaux II. S. 110 f.). Wie wenig einverstanden auch der junge Mirabeau mit dem Princip rein centralistischer Verwaltung war, s. bei Decrue a. a. O. XXIII. S. 306. Auch Mallet du Pan war mehr Decentralist, s. Sayous a. a. O. I. S. 134.

und gerecht, sobald es aufgeklärt sei, ruft ihm Rivarol die Behauptung entgegen: „Das Volk ist niemals gerecht und niemals aufgeklärt.“ Und Wehe ruft er über diejenigen aus, die den Grund einer Nation aufwühlen. Es gebe kein Zeitalter der Aufklärung für den Pöbel, er sei nicht französisch, nicht englisch, nicht spanisch, er sei immer und in jedem Lande gleich, immer grausam und kannibalisch. Von der Freiheit wisse es nicht anders zu kosten als vom Branntwein, indem es sich daran bis zur Wut berausche. So erschien Rivarol die allgemeine Bewegung, die Frankreich erschütterte, die ein junger Dichter der Zeit, André Chénier, als die Blüte der Weltgeschichte in den pomphaftesten Gleichnissen feiert, schon im Jahr 1789 als ein ungesunder Taumel, der Vorbote tobenden Säuferwahns; so urteilte der frivole Pariser Journalist schon damals nicht anders wie heute ein ernster Historiker (H. Taine) nach Jahren mühevollen Studiums. Wenn er zwei Jahre später dem Könige dennoch rät, auf dies Volk seinen Thron zu gründen, hat er seine Ansicht über dasselbe nicht etwa geändert. Alle großen Reiche — so argumentiert er nun mit fast cynischer Wendung — sind aus Kot gebaut worden, der sei heute noch bildsam wie zur Zeit König Dagoberts, und die Pharaone hätten ihre Pyramiden doch auch nur mit Zwiebeln gebaut. Im Jahre 1797 konstatiert er mit bitterer Genugthuung, daß er sich in der Natur des Volkes nicht getäuscht habe; er erinnert an das wegwerfende Urteil, das er im „Journal politique“ dereinst über dieses gesprochen. Und am Abend seines Lebens schien ihm der preußische Militärstaat ein politisches Ideal zu realisieren. „Hier kennt das Volk nichts anderes, als gehorchen, zahlen und fürchten,“ schrieb er von Berlin aus an einen Freund; „die Gesetze sind streng aber gerecht, niemand wagt ihnen zu trotzen.“ [1]

Ueber die Organisation des Justizwesens fand Rivarol nicht Gelegenheit, sich auszusprechen. Einmal bemerkte er beiläufig, die alten Parlamente hätten sich legislative Rechte angemaßt, die ihnen doch nicht zukommen sollten, eine andere Aeußerung läßt uns schließen, daß ihm die Abschaffung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit wenigstens für den Augenblick nicht opportun erschien.

Noch erübrigt uns, einen Blick auf Rivarols nationalökonomische Ansichten zu werfen. Auch diese sind nicht immer klar noch konsequent. Im Sinne der Physiokraten ist seine Abneigung vor den Kapitalisten, denen er — ebenso wie Mallet du Pan schon im Mai 1788 — ein gut Teil schuld an dem Ausbruch der Revolution gibt. Freilich sagt er ein andermal wieder, große Vermögen seien dem Staate nicht schädlich, es komme doch Geld unter die Leute. Die sociale Frage in unserem heutigen Sinne hält er

[1] Lescure, Rivarol S. 480.

für unlösbar, aber er verweist mit Nachdruck auf die Kolonisation als eines Ableitungsmittels von überschüssiger Arbeitskraft und einer Quelle neuen Erwerbes. Ueber das eigentliche Geldwesen entwickelt er im 17. Stück seines Journals eine ausführliche Theorie. Er ist nicht wie der Abbé Maury ein unbedingter Gegner des Papiergeldes. Aber er erkennt die Gefahr, die in der maß- und ziellosen Vermehrung desselben liegt, und warnt vor derselben. Hier ist er also weitherziger als selbst Mirabeau, der das Papiergeld nur in den äußersten Fällen — so zur Fruktifizierung der Güter des Klerus — eingeführt wissen will. Rivarol behandelte den Gegenstand übrigens auch in einer kleinen Schrift „Ueber Natur und Wert des Geldes", die 1789 erschienen sein soll, aber verloren gegangen zu sein scheint.

Wäre es Rivarol vergönnt gewesen, seine Staatslehre noch tiefer auszubilden und systematischer vorzutragen — wie es ja unzweifelhaft seine Absicht war —, so besäßen wir heute vermutlich ein Werk, in dem die ungeheuren historischen Erfahrungen der Revolution von einem berufenen Zeitgenossen theoretisch verwertet vorlägen: der „Traité du corps politique" hätte sich vielleicht dem „Buch vom Fürsten" und dem „Geist der Gesetze" ebenbürtig angereiht. So aber lebte Rivarol selbst in der Erinnerung seiner eigenen Nation bald nur mehr als der Erfinder pikanter Bonmots. Auf die politische Bildung derselben hat er kaum eingewirkt, selbst Bonald und De Maistre verdanken ihm nur wenig. Die deutschen Gegner der Revolution aber — wofern sie nicht wie Goethe ihre Ansichten von Staat und Geschichte auf die Justus Mösers gründen — folgten doch ganz und gar Edmund Burke — von Rivarol wußten sie nichts.

Mitteilungen und Berichte.

Heidelberger Studentenleben in alter Zeit.

(Nach dem „Manuale scholarium".)[1]

Wenn der unerfahrene Student in der Universitätsstadt ankam, war es eine seiner ersten Aufgaben, unter den Lehrern der hohen Schule einen zu gewinnen, durch dessen Vermittelung er immatrikuliert und von dem „Beanium", das etwa mit „Fuchsentum" oder „Fuchssein" zu übersetzen wäre, befreit werden konnte.[2] Bescheiden redete er den Lehrer, der ihm zu diesem Geschäfte empfohlen wurde, mit reverende magister oder reverentia vestra an und trug ihm seine Bitte vor. Diesem Ansinnen folgte von seiten des Lehrers in der Regel ein kurzes Examen, das sich aber mehr auf die Herkunft des Beanus und die Vermögensverhältnisse seiner Eltern als auf seine wissenschaftliche Vorbildung erstreckte. War der Professor ein humaner Mann, so versprach er dem Petenten, er wolle ihn zum Rektor der Schule führen, er solle aber nicht ängstlich sein, damit die Furcht ihm nicht im entscheidenden Augenblicke die Sprache raube. Auch solle er den Eid, den er der Universität leisten müsse, nicht zu schnell lesen, um keinen schlechten Eindruck auf den Vertreter der Universität zu machen.

Unmittelbar nach der Aufnahme in die Matrikel folgte sodann die Verabredung, wo und wie die Ablegung des „Beanium", d. h. „die Fuchstaufe" erfolgen sollte. Das, was heutzutage nur noch in den kleinen Kreisen der farbentragenden Studenten in toller Jugendlaune geübt wird, war also vor Zeiten ein Akt, an dem in erster Linie die Lehrer, die „magistri" und „baccalaurei", dann auch einige Studenten teilnahmen. Wenn der gewählte Professor ein billig denkender Mann war, so berücksichtigte er bei den Einladungen zu dieser Festlichkeit die Vermögensverhältnisse seines Beanus, denn nicht dieser, wie man erwarten sollte, sondern der Lehrer lud zu dieser Feierlichkeit zu Gast. Allerdings fand dieselbe auch gewöhnlich in seinem Hause statt Zugleich machte er

[1] Herausgegeben von Zarncke, die deutschen Universitäten. I.

[2] Der die Universität neu Beziehende hieß beanus, was gewöhnlich von bec jaune, d. h. Gelbschnabel, abgeleitet wird. Der Zustand, in dem er sich befand, hieß beanium, und die Aufhebung desselben die beania, „Fuchstaufe". Zarncke, die deutsche Universitäten I, S. 227.

seinen Schützling auch auf die erfolgenden Neckereien aufmerksam und sprach ihm Mut ein.

Zwei eingeladene Studenten eröffnen die Handlung damit, daß sie über den abscheulichen Gestank klagen, der im Gemache herrsche. Derselbe müsse von einem verfaulenden Leichnam oder einem stinkenden Bocke herrühren. Der eine spricht seine Verwunderung darüber aus, daß Lehrer und Studenten so ruhig in einem solchen Geruche sitzen können, und als einer deshalb das Gemach verlassen will, hält ihn der andere mit der Aufforderung zurück, doch einmal nach der Ursache des Gestankes zu forschen. Da treffen sie bei ihrem Suchen auf den unglücklichen Beanus, und wie wenn sie bis jetzt nichts von der Anwesenheit des armen „Fuchses“ gewußt hätten, beginnt nun die eigentliche Hänselei: „Sieh da, hier ist eine Bestie mit Hörnern, Ohren hat sie wie ein Ochse, die Zähne stehen ihm aus dem Munde wie einem Wildschwein die Hauer, seine krumme Nase hat Aehnlichkeit mit dem Schnabel einer Eule, seine Augen sind rot und triefend. Weh dem, den er packt! Das ist ja die reine Teufelsgestalt.“ Er thut nun so erschreckt, als ob er fliehen wolle, da hält ihn aber der andere mit der Bemerkung zurück, das sei gewiß ein „Fuchs“, ein Beanus. Nun wird der Gehänselte direkt angeredet, er sei wohl ein Landsmann und möge ihnen die Hand darreichen. Sowie er dieses thut, da geht es denn von neuem los: „Willst du mich mit deinen Krallen verletzen? Wie magst du dasitzen, du Waldesel! Siehst du denn nicht, daß deine Lehrer zugegen sind, vor denen du respektvoll aufrecht dastehen solltest?“ Und wenn er dann sich erhoben hatte, so ging es weiter: „Guter Gott, wie ein Baumstrunk steht er da. Seht mir doch den Menschen an; kaum ist er eben erst aufgestanden, so wird er schon müde und wird krumm wie ein altersschwaches Weib.“

Dem armen „Fuchsen“ mochte es indessen schon recht schwül geworden sein, und deshalb bot ihm der eine seiner beiden Quälgeister einen Becher, mit freundlichen Worten ihn zum Trinken einladend. Kaum aber wollte der Geängstigte danach greifen, so mußte er neue Beschimpfungen hören: „Was, du willst deinen giftigen Schnabel in denselben Becher stecken, aus dem deine hochgelehrten Lehrer getrunken haben! Du brauchst überhaupt keinen Wein. Für dich ist das Wasser da, das kannst du mit dem Vieh aus dem schmutzigen Bache saufen.“

Auf diese mehr grobe als witzige Episode folgte eine satirische Verhöhnung des Beanus. Wie wenn er mit den eben gehörten Grobheiten unzufrieden wäre, begann der andere Student plötzlich im wohlwollendsten Tone zu seinem Kollegen: „Laß endlich ab; meinst du, das sei eine Kleinigkeit, wenn ein sanft erzogener junger Mann wie ein Ochse behandelt wird? Wenn das seine Mutter wüßte, die ihn so gern hat! Gewiß, sie würde Thränen vergießen. Sieh dir doch einmal den Armen an. Weint er nicht? Seine Augen sind in der That feucht, und er beabsichtigt, alles das ihm Zugefügte seinen Eltern zu berichten.“ Und nun begann wieder der massive Ton der gröbsten Schmähungen: „Du Esel, du stinkender Bock, du Kröte 2c., du redest ja nicht, du lallst bloß. Was soll man mit einem solchen Subjekt anfangen?“

Die Beratung der beiden Verfolger führte zu dem Schlusse, daß man da medizinisch vorgehen und eine gründliche Operation an dem Fuchse vornehmen

müsse. „Seine Hörner müssen gestutzt, seine Fangzähne ausgebrochen, die Ohren kürzer gemacht, der Bart ihm abgeschnitten und die aus der Nase herauswachsenden Haare ihm ausgerupft werden. Dann wird er seine Sünden eingestehen, und vielleicht ist es dann möglich, ihn in unsere Gemeinschaft aufzunehmen."

Während nun der eine Plagegeist sich entfernte, um angeblich die zur Operation erforderlichen Instrumente zu holen, redet der andere dem armen „Fuchs" freundlich zu, er solle den Mut nicht verlieren, er würde jetzt bald unter die Mitglieder der Universität aufgenommen sein. Indessen kommt der Gehilfe wieder zurück, wie er sagt, aus der Apotheke, wo er eine Salbe geholt hat, mit welcher er den Beanus salben wolle, wenn ihm während der Operation schwach werden sollte. Die Zusammensetzung der Salbe wird auch erläutert, ist aber derart, daß sie an diesem Orte besser übergangen wird, und nun wurde mit „wenig Witz und viel Behagen" die angebliche Operation vorgenommen, d. h. die Hörner abgesägt, die Fangzähne ausgebrochen u. s. w. Diese Schinderei, die sich der Beanus natürlich nur mit Widerstreben gefallen ließ, wurde selbstverständlich mit allerlei Bemerkungen des derbsten Kalibers gewürzt. Wenn die Quälereien ihr Ende erreicht und der angehende Student eine Menge von Sünden bekannt hatte, die er vermutlich nicht einmal in Gedanken begangen, so erhielt er Absolution, die Lehrer gratulierten, und ein reiches Mahl mit gutem Wein vereinigte sodann die ganze Gesellschaft, bei der feine und unfeine Späße den gewesenen Beanus alle seine ausgestandenen Qualen vergessen lassen sollten.

Wenn es dem nunmehr immatrikulierten Studenten um Studieren und nicht um andere Dinge zu thun war, so erkundigte er sich alsdann nach den Lehrern, ihren Vorlesungen und Uebungen (Exercitien). Seine nächste Aufgabe mußte die Erwerbung des Baccalaureats, der ersten akademischen Würde, sein. Dazu war erforderlich, daß man neun Vorlesungen gehört und sechs Exercitien mitgemacht hatte. Irgend ein guter Freund erteilte dem Uneingeweihten die Belehrung, daß die Vorlesungen wie die Exercitien aus drei Abteilungen bestehen, so daß man bis zur Erreichung des Baccalaureats wenigstens drei Semester nötig habe; in jedem Semester, oder wie der Ausdruck lautete, in jeder mutatio mußten also mindestens drei Vorlesungen gehört und zwei Exercitien mitgemacht werden.

Manche machten es sich nun freilich sehr bequem (welche Erscheinung sich „wie eine Krankheit" bis heute fortgeerbt hat): sie besuchten die ersten und letzten Stunden der Vorlesungen, zeigten sich aber zwischen hinein höchstens zwei- bis dreimal im Hörsaal, gleichsam wie um ihre Anwesenheit zu dokumentieren. Manche Lehrer, denen es mehr um die Einnahme des Kollegiengeldes als um die wissenschaftliche Förderung ihrer Zuhörer zu thun war, duldeten stillschweigend diesen Schlendrian. Doch gab es auch gewissenhaftere Lehrer, die entschieden auf einen regelmäßigen Besuch drangen, denn die schlimmen Folgen des „Schwänzens" zeigten sich in den Kenntnissen der Prüfungskandidaten nur zu deutlich. So beschlossen denn die Lehrer der Artistenfakultät, die es zunächst anging, keinen zum Baccalaureat zuzulassen, der nicht zuvor eidlich versichert hatte, daß er regelmäßig zur Vorlesung und zum Exercitium erschienen war. Die Mehrzahl der Studenten mochte doch vor einem Meineid zurückschrecken, und der Besuch der Vorlesungen wurde besser.

Selbstverständlich wählte schon damals der Student, wenn überhaupt die Möglichkeit einer Wahl vorhanden war, lieber den Lehrer, der deutlich und verständlich las. Der gewesene Beanus rühmt z. B. von einem der Professoren, daß er nie einen Lehrer gesehen habe, der eine unbekannte und dunkle Sache so schön und lichtvoll aufhellen könne.

Auch noch andere Bedenken ergaben sich bei der Wahl des Lehrers, je nach den Vorurteilen, die der Student von der Schule mitbrachte, oder nach den Einflüssen, die sonstwie bestimmend auf ihn gewirkt hatten. Der eine kam mit der Ueberzeugung, daß man nur bei einem Nominalisten etwas Rechtes lernen könne, während der andere einem Realisten den Vorzug gab. Im allgemeinen kamen die letzteren dem neu aufstrebenden Humanismus freundlicher entgegen, und wer aus einer humanistisch geleiteten Lateinschule hervorgegangen war, der suchte wohl mit Vorliebe, wie auch der neu angekommene Student im Manuale scholarium den Realisten auf, der nicht zu den Moderni gehörte und seine Vorträge nach der via antiqua einrichtete.

Besondere Vorurteile hatten diejenigen Lehrer zu überwinden, welche über klassische Autoren, z. B. die Komödien des Terentius lasen. Die einen, gewohnt, nach dem greifbaren unmittelbaren Nutzen alles zu beurteilen, hörten eine solche Vorlesung nicht, weil Komödien doch unnütz seien. Wieder andere hatten moralische Bedenken und konnten sich dabei auf die Autorität gewichtiger Lehrer stützen. Das Studium solcher Komödien verleite die jungen Leute zur Leichtfertigkeit und Sittenlosigkeit. Freilich wurde dieser Vorwurf auch häufig von solchen gemacht, die eine Kenntnis der klassischen Autoren nicht besaßen. Solche Gegner waren meist leicht durch die Plumpheit und Roheit ihrer Sprache zurückzuschlagen. Denn der große formale Nutzen, welchen das Studium der antiken Schriftsteller gewährte, war so unbestreitbar, daß ein mäßig unterrichteter Zuhörer recht wohl bald seinem Lehrer abmerken konnte, wie es in dieser Beziehung bei ihm bestellt war.

Anderenteils war das Studium der Klassiker billig, während die Jurisprudenz größere Mittel verlangte, wie sie manchem Studierenden nicht zu Gebote standen. Der Jurist brauchte so viele Bücher, daß ein armer Studiosus sie kaum erschwingen konnte. Hier halfen sich freilich die Studenten gelegentlich damit, daß zwei zusammenstanden und die Bücher gemeinsam benutzten.

Auch der Fleißigste hat zeitweise das Bedürfnis, seinen angespannten Nerven Ruhe zu gönnen und durch einen Gang im Freien sich neue Luft und Kraft zum Studium zu holen. So handelt denn ein besonderes Kapitel, das sechste, des Manuale von den Gesprächen der Studierenden auf ihren Spaziergängen. Erfreulich ist es zu sehen, wie die Schönheit der von der Natur reich bedachten Umgebung Heidelbergs empfunden und gefeiert wird, wenn der eine zum anderen sagt: „Ich will dich an grüne Plätze führen, auf denen Lilien wachsen und kleine Blumen sprossen.“ Es soll ihm so wohl zu Mut werden, als ob er im Paradiese wäre. Sie wollen sich dann miteinander in den Schatten der Bäume begeben, auf einer schönen Waldwiese sich lagern, am Rauschen der Bäume und Plätschern des Waldbaches sich freuen und gemeinsam noch einmal das Gelernte durchsprechen.

Da anzunehmen ist, daß auch in diesem Kapitel wirkliche und nicht erdichtete Verhältnisse geschildert werden, so ergibt sich die erfreuliche Thatsache, daß neben den tollen und wüsten Gesellen, welche gewöhnlich als die Repräsentanten der Studenten jener Tage betrachtet werden, doch auch bessere und gesittetere Elemente in ziemlicher Zahl sich fanden.

Da die Studenten zumeist in den Bursen wohnten, so aßen sie auch gemeinschaftlich. Ein gegebenes Zeichen lud in den Speisesaal ein, wenn die Essenszeit gekommen war. Man beeilte sich, nicht zu spät zu kommen, um von den Genossen nicht verspottet zu werden. Ehe man zu essen anfing, wurde die übliche „Benedictio" gesprochen, „um nicht wie ein Schwein auf die Speise zu stürzen".

Es war Sitte, die älteren, besonders solche, die schon das Baccalaureat bekleideten, zuerst nehmen zu lassen; nur ungewaschene Gesellen verstießen gegen diese Tischordnung. Deren gab es aber doch in jeder Burse, und es fehlte selbst an solchen nicht, welche die ihnen vorgesetzte Speise beiseite schoben und nach der Portion ihres Nachbars griffen, weil diese ihnen reichlicher oder verlockender erschien. Es ist selbstverständlich, daß es auch Unzufriedene gab, denen die Qualität der Speisen nicht zusagte, die z. B. das Kalbfleisch zu jung fanden. Diese Kritik wurde nicht immer in den gewähltesten Formen geübt, und der widersprechende Tischnachbar, der sich erlaubte, anderer Meinung zu sein, auch gelegentlich mit „Esel" und ähnlichen Prädikaten belegt.

Doch Studieren ist in den meisten Fällen nicht Selbstzweck, und früher oder später kam auch schon im 15. Jahrhundert die Zeit, wo der Student „der Examina denken" mußte. Häufig gab dazu ein wohlgemeinter Brief der Eltern die Veranlassung, denen die beständigen Geldsendungen mit der Zeit unbequem wurden, und die endlich auch einen Erfolg ihrer vielen Geldopfer sehen wollten. Mit dem Gedanken an das Examen stellte sich auch schon damals die Examen-Angst ein. Da überdachte man alle die Hindernisse und Schwierigkeiten einer Prüfung, und die Gefahr des Durchfallens machte erfinderisch im Aufsuchen von Gründen, um bei den Kommilitonen einen etwaigen Mißerfolg vorzubereiten und schon im voraus zu entschuldigen. Da glaubte man, von dem oder jenem Lehrer gehaßt oder verfolgt zu sein, und nur selten suchte man den eigentlichen Grund in der schlechten Ausnutzung der Studienzeit.

Um diese Qual abzukürzen, gab dann wohl ein wohlmeinender Freund den Rat, doch einmal mit einem befreundeten Lehrer über die Sache zu sprechen; aber o Jammer, wenn auch dieser der Ansicht war, der Herr Kandidat wisse noch sehr wenig! Das war denn für den Freund ein neuer Grund zum Trösten: das sei eben so die Art des befragten Lehrers, er jage den Leuten gern Furcht ein. Es sei doch sonnenklar, daß auch schon solche bestanden hätten, die weit weniger gewußt hätten. Man müsse eben kühner sein und sich etwas zutrauen.

Der von der Examennot gequälte Student meinte sodann dagegen: wie aber, wenn er durchfiele? Das wäre eine solche Schmach, daß er seinem Vater und seiner Mutter nicht mehr ins Gesicht sehen könnte. Auch seinen Genossen würde er nur zum Spott und Gelächter dienen.

Es wirft ein bedenkliches Licht auf die damaligen Universitätszustände, daß der

Freund in diesen Nöten schließlich keinen anderen Ausweg mehr wußte als die — Bestechung der Examinatoren. „In unserer Zeit machen Geschenke viel aus." Mit drei oder vier Gulden könne man die allgemeine Gunst erwerben. So wurde denn der Beutel der Eltern nochmals in Mitleidenschaft gezogen; man veranstaltete eine Kollation, zu der diejenigen Lehrer eine Einladung erhielten, deren hilfreichen Beistand man besonders nötig hatte, und ein angenehmes Nachtessen mußte den Lehrer für die geschwänzten Kollegstunden entschädigen. Doch da tauchte zum Schlusse noch ein schlimmes Bedenken auf: wer Baccalaureus werden wollte, mußte zuerst schwören, daß er die Vorlesungen und Exercitien fleißig besucht habe. Aber auch hier half der wohlmeinende Freund: Omnis baccalaureus promotus periurus, die anderen haben ja auch geschworen, nachdem sie vorher fleißig geschwänzt hatten; und sogar einigen Lehrern der Universität wird nachgesagt, daß sie es nicht besser gemacht haben.

Karl Hartfelder.

Heilmethoden des Volkes.[1]

Entsprechend den Anschauungen des Volkes über Natur und Ursache der Krankheit gestalten sich auch die volkstümlichen Heilmethoden verschiedenartig. Wie die Krankheit ein Verhängnis der Gottheit oder eine Schickung feindlicher Dämonen, so ist das Gebet und Opfer der Weg, um Genesung wieder zu erlangen. Die bindende Kraft des Fluches und der Verwünschung ist in den Religionen aller Völker ebenso wiederkehrend wie die lösende Macht des Gebetes. „Die Heilkunst ist der Versuch, mit Hilfe der guten Götter die bösen aus den eingenommenen Orten zu vertreiben. Sie ist nur möglich durch Gebet und Beschwörungen, durch Opfer und sinnbildliche Handlungen, durch Anwendung gottgeweihter Kräuter und Steine." Tempel und Haine der Gottheit sind die Anfänge der Heilstätten, gleichsam die Vorbilder unserer Krankenhäuser, und im berühmt gewordenen Tempelschlafe (Incubation) der griechischen Heiligtümer findet die erste Beobachtung der Krankheiten statt.

Wie Ursache und Wirkung oft ineinander überfließen und in geschichtlicher Folgerung nur schwer voneinander zu scheiden sind, so wird die Heilkunde in der Kindheit aller Völker von den Priestern der Gottheit ausgeübt, nicht nur weil sie als geweihte Vermittler des göttlichen Willens erscheinen, sondern auch weil sie ob ihrer besseren Naturkenntnisse und geistigen Ueberlegenheit vorwiegend als Helfer und Berater des Volkes berufen waren. Die ehrwürdigsten Aerzte

[1] Wir entnehmen diesen Aufsatz mit Zustimmung des Verfassers dem soeben erschienenen Werke: „Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark von Sanitätsrat Dr. V. Fossel (Graz, Leuschner u. Lubensky)", welches sich als eine reiche Fundgrube von kulturhistorischen Nachrichten erweist, durch welche die Eigenart unseres Volkes besonders scharf charakterisiert wird. Die Geschichte der Heilkunde, zu welcher darin wertvolle Beiträge geboten werden, macht es so recht deutlich, daß nur derjenige einen tieferen Blick in das Wesen der Volksseele zu thun vermag, der die Erscheinungen seiner Zeit mit denen der Vergangenheit zu vergleichen bestrebt ist. Eine Wahrheit, welche den selbstbewußten Männern der Praxis, die so gerne jeden Rückblick auf die Vergangenheit als unfruchtbar zu bezeichnen gewohnt sind, nicht oft genug zu Gemüte geführt werden kann. D. Red.

der Hellenen gehörten ursprünglich zur Priesterkaste; wir finden auch bei dem Verfalle der Heilkunde während des ganzen Mittelalters die Arzneiwissenschaft vielfach in den Händen von Geistlichen, welche, meist den Pfad der Natur-Beobachtung verlassend, auch natürliche Heilmittel verschmähen und, zur theurgischen Therapie zurückkehrend, in Gott und seinen Heiligen allein die beste Hilfe und Rettung der Kranken erkennen. Nach den Worten der Bibel: „Es lasse der Kranke über sich beten und sich salben mit Oel in dem Namen des Herrn, und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten" (Jakobi V, 14, 15) kann nur mit Gottes Hilfe ein Heilversuch geübt werden. Denn der Krankheit, als einer sündhaften, teuflischen Schickung, vermochte nur die Kirche zu gebieten. Doch wir sehen heute noch im Volke, daß die theurgische und empirische Medizin oft genug ein Schutz- und Trutzbündnis schließen und friedlich nebenher gedeihen, einander helfend und ergänzend. Die Mönche des Mittelalters waren auch darum Segenspender für die leidende Menschheit, weil sie nicht allein dem reichgeschmückten Gerippe eines Heiligen die Wunderkuren überließen, sondern häufig in der Arzneikunde Bescheid wußten und eine Apotheke führten, die als bewährte Schatzkammer vom Landvolke noch gegenwärtig gesucht ist.

Anfangs konnte der Priester oder König als ein Auserwählter Gottes nur in eigener Person, mit dem gesprochenen Worte, mit seinem Segen die Heilung des Kranken erwirken. Im Laufe der Zeit gewinnt das mündlich oder schriftlich überlieferte Wort an sich, die Wiederholung des gehörten Spruches gleichfalls Wunderkraft. Nur den Eingeweihten, den „Wissenden" eröffnet sich die Kunde des Geheimnisses, allzu weite Verbreitung schwächt und vernichtet die Macht des Segens. „Durch schwatzhafte und ungläubige Seelen wird alles magische Wissen verschüttet." Diese Schranken der Ueberlieferung finden wir nicht nur im Beginne aller Wissenschaft und jener Kenntnisse, welche sich als solche ausgaben, wir treffen sie gerade in der Gegenwart am treuesten gewahrt in der Volksmedizin, deren Träger, die Volksärzte, mit zäher Geheimniskrämerei ihr Thun und Treiben vor den Augen Unberufener zu schützen wissen.

Rohe wie gebildete Menschen erfüllen ein Bedürfnis im Gebete und im Zauberspruche. Je nach Zeit und Landessitte wechseln diese Formen, immer aber wird der Sterbliche im dunklen Gefühle, daß die Krankheit von einer überirdischen Macht abhänge, und in der Ohnmacht, die natürlichen Vorgänge richtig zu erwägen, nach dem Gebete greifen, wenn er sich und die Seinen schutzlos der Gefahr preisgegeben sieht. Das priesterliche Wort, das Gebet, bildet sonach die erste Stufe theurgischer Therapie. Ihm allein wohnt nicht selten die Bannkraft über bösen Zauber inne, meist aber gewinnt es erst die kräftige Weihe, wenn es sich mit einer sinnbildlichen Handlung, mit einem äußeren Symbole verbindet. Mag dasselbe im Auflegen der Hände (nach dem Vorbilde der von Christus gewirkten Wunder), im Bekreuzigen, im Streichen und Kneten mittelst der Hand des Spruchsprechers, im leisen, murmelnden (und einschläfernden) Recitieren der Formel bestehen, bald wird das gesprochene Wort verdrängt, verunstaltet, weggelassen und die Hantierung zur Hauptsache.

Die heute gebräuchlichen Segnungen sind zum größten Teile über das

ganze Deutschland verbreitet. Daß sie von Katholiken ebenso sorgsam bewahrt werden wie von Lutheranern und Calvinern, liegt einfach darin, daß sie die hierarchische Spaltung und das theologische Gezänke des 16. Jahrhunderts um mehr als tausendjähriges Alter übertreffen und, wie J. Grimm, der große Meister germanischer Sprachforschung nachgewiesen, altheidnischen Ursprunges sind. Die christliche Lehre wußte dem im Volke haftenden Glauben der heidnischen Vorfahren geschickt entgegenzukommen, nahm, was dem Heidentume als besonders wertvoll galt, in geänderter Gestalt ins Christentum herüber und setzte an Wodans Stelle den Erlöser, den Heiland! „Gern pflegen Eingänge der Segen etwas Erzählendes voranzustellen, eine Handlung, aus welcher sich dann die Kraft der Hilfe ableitet, und dabei haften vorzüglich heidnische Wesen.“ Diese Bemerkung J. Grimms über altgermanische Segenssprüche gewinnt volle Giltigkeit für die Krankengebete, welche bei uns sich erhalten haben. Wie andere unverfälschte Volkssprüche entbehren sie nicht der bildlichen Ueberkleidung und sind in gereimte Endungen gefaßt. Nicht nur der Kranke allein wird besegnet, und die Krankheit „besprochen, abgebetet“, auch das Heilmittel wird unter den Schutz des Himmels gestellt, und über dem Heiltrank das lösende Wort des Gebetes wiederholt.

Im alten Rom war ein eigener Tempel der Fiebergöttin Febris geweiht und Schwangere pflegten die Göttin Eugenia, Fluonia, Juno und Diana anzurufen. Heute wendet sich der gläubige Christ in seines Leibes Nöten an die Fürsprache der Heiligen, unter welchen wiederum, gleich den Aerzten unserer Zeit, das Feld hilfreicher Thätigkeit in Einzelgebiete geteilt ist. Außer den vierzehn Nothelfern, die als wackere Spezialisten immer noch auf zahlreiche Klientel rechnen dürfen, erfreuen sich noch andere Heilige eines bewährten Rufes, wie bei Behandlung der Krankheiten des weiteren erzählt werden soll. Selbst die Wahl des Gnadenbildes und Wallfahrtsortes ist für den Kranken oder jenen, der an seiner Statt Weg und Bitte verrichtet, nicht gleichgültig. Nach Art und Form des Leidens sucht der gläubige Sinn des Volkes auch verschiedene Wunderorte auf.

Neben dem kirchlichen Spruche und dem Gebete nimmt auch das profane Zauberwort hervorragenden Platz ein bei vermeintlicher Krankenheilung. Für den gemeinen Mann bleibt es einerlei, ob der Zaubersegen heidnischen oder christlichen Ursprunges sei, ob es Abbreviaturen kirchlicher Gebete (meist nur die Anfangsbuchstaben der betreffenden Worte) oder verstümmelte Rudimente germanischer Heilsprüche sind, je unverständlicher, desto ehrwürdiger und geheimnisvoller!

Mit dem Glauben an die Wunderkraft des kirchlichen Segens für Gesundheit und Krankheit und der Wertschätzung des gesprochenen, sowie geschriebenen Wortes erhöhte sich das Ansehen des Stoffes, an welchen die geistige Kraft gebunden war, und führte zur Verehrung geweihter Gegenstände, der Amulette. Schutz und Gnade der Gottheit haftet ja am leblosen Stoffe und wird sich dem erschließen, welchem der wahre Glaube innewohnt. Steine und Metalle galten schon dem Heidentume als besondere Träger überirdischer Kräfte, und namentlich die Metalle als Vermittler planetarischen Einflusses und göttlicher Macht. Wie unser Volk zu Pestzeiten das „Zachariaskreuz“ und später das „Andreaskreuz“

getragen hat, so schützt heute das Weib aus dem Volke ihr Kind mit dem Muttergottes- oder Benediktuspfennig gegen „Verschreien“ und anderes Ungemach. Sollten wir noch daran erinnern, daß Soldaten aller Länder in einem vermeintlichen Talisman den sicheren Schutz vor feindlichen Geschossen erhoffen? Umgekehrt wird der leblose Gegenstand zum Träger des an Gott gezollten Dankes, zum Votivbilde, welches nicht selten in der Form des kranken Körperteiles (Arm, Fuß, Herz, Auge) der Kirche verehrt wird. (Die sogenannten Anathemata.)

Gebet, Segen, Zauberspruch, Symbol und Amulett sind aber nur Ausflüsse überirdischer Kräfte, welchen Ursache und Heilung der Krankheit zufällt. Nach uralter Vorstellung steht der Mensch mit der ganzen Außenwelt in Fühlung und Zusammenhang, sein leibliches und geistiges Wohl wird von der sinnlichen Welt beeinflußt, von übersinnlichen Wesen beschützt oder geschädigt. Wiederum stehen aber diese Kräfte im geheimen Rapporte untereinander, und wie im Menschenkörper als dem Mikrokosmus die einzelnen Teile eine Mitleidenschaft (consensus partium) bekunden, so besteht im Makrokosmus, in der ganzen organischen, unorganischen und geistigen Welt geheime Wechselwirkung. Diese Sympathie der Welt bildet die Grundlage aller magischen Heilkunde.

Die Sympathie, eine der Antipathie entgegengesetzte Uebereinstimmung zweier Körper, findet sich nicht nur zwischen Planeten und gewissen Gewächsen, Metallen, Steinen, sondern auch zwischen den Gewächsen, Tieren und leblosen Stoffen. Gerade die Kräfte der Planeten, die „Influenzen“ sind es, welche, um mit den Alten zu sprechen, „Tugend und Temperament“ den Tieren und Pflanzen mitteilen und sie folgerichtig als Heilpotenzen geschickt machen. Nach Paracelsus muß der Arzt bei den Heilmitteln vor allem deren Beziehung zu den außerirdischen Dingen und dann zu den Organen kennen, da die Sterne auf alle Mittel die „Signatur“ drücken. Gilt die Pflanze, weil z. B. die Venus influenziert, als kalt und feucht, so wird sie gegen Hitze und Fieber verwendet, wie umgekehrt das trockene Kraut bei „Flüssen“ und Wassersucht am Platze ist. Auch Farbe und Gestalt der Pflanze wird bedeutsam für ihre arzneiliche Wirkung. Gelbe Blüten werden bei Gelbsucht, herzförmige Blätter gegen Herzkrankheiten empfohlen u. s. f. Und um nur noch ein prägnantes Beispiel dieser müßigen Spekulationen anzuführen, sei erwähnt, daß Valentinus Kräutermann die welschen Nüsse deshalb als Mittel bei Gehirnleiden bevorzugt, weil sie „die Signatur des Hauptes“ an sich tragen, und die einzelnen Schalen, Häutlein und der Kern mit dem Schädeldache, den Hirnhäuten und dem Gehirne übereinstimmen. Alle diese uns nur als naive Spielereien erscheinenden Forschungen waren einst der Glaube ganz ernsthafter Aerzte und brachten die zähe Anhänglichkeit des Menschen an wunderliche Heilmittel in ein System, von welchem die Volksmedizin noch erkleckliche Proben aufweist.

Jede sympathetische Kur setzt als erste und hauptsächlichste Bedingung den wahren Glauben an die Wirksamkeit der Prozedur voraus. Schlägt die Wirkung fehl, so war entweder nicht das volle Maß der Gläubigkeit vorhanden oder sonst ein Versehen in der Anwendung im Spiele. Weiters wird gefordert, daß der Kranke und der Helfer Stillschweigen beobachten und die gelungene Heilung gegen niemanden rühmen. Der auf- oder abnehmende Mond, die Zeit

vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang eignet sich am besten für die Vornahme einer sympathetischen Heilmethode. Endlich wird dem Sympathetiker dringend ans Herz gelegt, für die bewirkte Heilung nichts zu fordern, ja nicht einmal ein Geschenk anzunehmen, was freilich dem biederen Helfer oft stracks zuwiderläuft, obgleich schon die heilige Schrift besagt: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebt es auch“ (Math. 9, 10). Daß mitunter ein diätetischer Rat als Stütze der Heilkraft des Sympathiemittels gegeben wird, vermag das Wunder nicht zu erschüttern, obgleich es dann nicht schwer fällt, den Effekt der Heilung auf Rechnung des nebensächlichen und als unwichtig geltenden Verhaltens zu setzen.

Manche dieser üblichen Mittel bezwecken nur einen psychischen Eindruck, indem sie die Aufmerksamkeil des Kranken von seinem Leiden ablenken, ihn zu Geduld und Ergebung in sein Geschick veranlassen oder durch Furcht und Schreck zu lebhafterer Bethätigung des Willens anregen. Wieder andere sympathetische Heilmethoden, begründet in der Anschauung, daß die Krankheit ein Fremdes, Selbständiges, Losgelöstes im Organismus des Kranken sei, beabsichtigen eine Elimination des „Krankheitsgiftes“ und suchen diese auf verschiedenen Wegen zu erreichen. Die beliebteste Kur besteht in der Uebertragung der Krankheit (Transplantation) auf andere Menschen, auf Tiere, in der Vergrabung von Partikelchen des kranken Körpers (Nägel, Haare) oder von Ex- und Sekreten desselben (Schweiß, Blut, Harn, Kot) in Erde. Nicht weniger geübt ist die Einpflanzung dieser vermeintlichen Krankheitsträger in Bäume, unter welchen der Hollunder, die Weide, der Pfirsichbaum und andere als wirksam geschätzt sind. Immer kehrt hierbei das Gebot wieder, die Einpflanzung, Einsetzung oder Verbohrung an der Ostseite des Baumes und vor Sonnenaufgang vorzunehmen. Die „Verflüchtigung der Krankheit“ sucht man durch Verdunstung von Speichel und Urin des Leidenden zu bewerkstelligen, wozu der Schornstein, die berüchtigte Ausgangspforte der Hexen, mit Vorliebe benützt wird. Andererseits wird z. B. das Blut des Kranken verbrannt oder zu Räucherungen verwendet, eine bei Blutungen häufig geübte Heilmethode. Denn das Feuer gilt im Glauben aller Völker als das läuternde Element, sowie das Wasser als reinigend und verjüngend.

Mit der dunklen Vorstellung der magnetischen Wirksamkeit geeigneter Körper hat sich allerwärts der Gebrauch von sympathetischen Amuletten eingebürgert, welchen die Aufgabe obliegt, den „Krankheitsstoff“ cito, tuto et jucunde aus dem Körper zu absorbieren. Wird der Krankheitsträger, nachdem er seine Schuldigkeit gethan, auf die Straße, den Kehrichthaufen oder in fließendes Wasser geworfen, so muß dies über die linke Achsel geschehen und der Werfende, ohne sich umzuschauen, schweigend nach Hause gehen. Gegen die Invasion eines bestimmten Leidens getragen, werden diese Gegenstände zu Talismanen, als deren Prototyp wir der bei Hoch und Niedrig getragenen Roßkastanie gedenken. Sollte etwa die Aehnlichkeit derselben mit einem Gelenksende, als dem Sitze der Gicht, die Berühmtheit des Mittels herbeigeführt haben?

Zur nachhaltigen Wirksamkeit einer sympathetischen Kur wird dem Kranken oder seinen Angehörigen die Aufgabe gestellt, durch so und so viele Tage diese

und jene Gebete oder eine vorgeschriebene magische Handlung zu verrichten. Alles dies kann sich ohne Wissen, ja selbst gegen den Willen des Patienten abspielen, wobei aber von gläubiger Seite nicht verabsäumt wird, die geringste Besserung im Zustande des Kranken dem „Abbeten", jedwede Verschlimmerung dem Arzte und seinen Verordnungen zuzuschreiben.

In Oberösterreich und Bayern kennt das Volk für diese Heilkunst den Ausdruck „Wenden", in Steiermark hingegen nur die Bezeichnung „Abbeten", womit sich die irrtümliche Vorstellung verknüpft hat, als handle es sich hierbei ausschließlich um Gebete und Besegnungsformen. Wiederum ist es J. Grimm, der uns durch die Kunde der Vorzeit jene der Gegenwart beleuchtet, wenn er sagt: „Das althochdeutsche puozan, angelsächsisch bêtan, ist emendare, aber auch mederi, dem Uebel abhelfen, heilen; noch jetzt hat in Westfalen Böten Bezug auf alte Zaubermittel des Volkes gegenüber der gelehrten Arzneikunst." Bei den Siebenbürger Sachsen nennt man diese Kunst „Büßen", in verschiedenen Gauen Deutschlands das „Besegnen" einer Krankheit, in Oldenburg „Bäen".

Nicht allemal aber sind es die Volksärzte im eigentlichen Sinne, welche mit der Kunst des Abbetens umgehen. So manche wohlbestallte Hausmutter wird hierin als Spezialistin für das eine oder andere Leiden gerühmt und um so höher geschätzt, als sie nicht für jedermann zugänglich ist und in wahrer Uneigennützigkeit ihres Amtes waltet.

So viele Verehrer aber auch die Sympathie im Lande findet, ihr Ruf tritt zurück gegen die „Kraft und Tugend" der den drei Reichen der Natur entnommenen Heilstoffe. „Krût, steine unde wort hânt an kreften grôzen hort" sagt schon Freidank. Namentlich die Pflanzen, die vorwiegenden Bestandteile unseres zünftigen Arzneischatzes, sind auch dem Volke die gebräuchlichsten und liebsten Hausmittel, ob sie nun wildwachsend in Wald und Feld gedeihen oder als bewährte Heilkräuter im Hausgarten fürsorglich gezogen werden. Mag auch die einzelne Blüte oder Wurzel bei vielerlei Krankheiten als Thee, Abkochung oder „Stupp" gereicht werden, so haftet doch an bestimmten Pflanzen der Ruf spezifischer Heilwirkung bei Erkrankung dieses oder jenes Organes. Die meisten Heilpflanzen müssen zwischen den „beiden Frauentagen" (15. August und 8. September) gepflückt und gesammelt werden, was mit ihrem Wachstum und Reichtum an Säften vollkommen übereinstimmt. Nur wenige Kräuter holt sich das Volk zu anderer Zeit und zwar in der Osternacht, in der Nacht vor Johannis u. s. w. Andere Pflanzen, so sie Heilzwecken dienen sollen, sucht man vor Sonnenaufgang oder bei Einbruch der Nacht, wieder andere nur an fließenden Gewässern, schweigend und „unbeschrieen", d. h. ohne Gruß und Antwort dem Begegnenden zu bieten, womit allein schon magische Wirkung verkümmert würde. Unschwer wird man in solchen Vorschriften Anklänge an die Bereitung der Zaubertränke erkennen.

Schon Plinius hält die einheimischen Heilmittel für die vorzüglichsten, und Paracelsus dieselben darum für die besten, weil sie immer dort sich finden werden, wo die Krankheit herrscht („denn da neue Krankheit seyndt, da seyndt auch Arztnei"). Auch das Landvolk nimmt seinen Heilbedarf aus dem Vorrate des eigenen Hauses und wählt gerne jene Mittel, welche überall in

Bereitschaft sind, sich leicht und ohne Kosten auffinden lassen, ohne jedoch gegen fremde und seltsame Mittel sich spröde zu verhalten.

Fragen wir uns, woher das Volk die Kenntnisse seiner Heilschätze erlangt, so müssen wir vorweg die mündliche Ueberlieferung als die beste Lehrmeisterin benennen. An den alten Volksarznei- und Kräuterbüchern verjüngt sich immer wieder der Wunderglaube an die heimische Volkstherapie, wofern er nicht schon durch die Tradition des Dorfes und des Hauses von Eltern auf Kinder vererbt wird.

Johann Wiclif und seine Zeit.

Das Luther-Jubiläum, welches vor nunmehr zwei Jahren unter allgemeiner Beteiligung des protestantischen Deutschlands gefeiert wurde, hat nicht nur eine ganze Reihe von mehr oder minder bedeutenden historischen Gelegenheitsschriften erstehen lassen, sondern es ist auch die Veranlassung zur Bildung eines großen wissenschaftlichen Vereins geworden, welcher die Pflege historischer Forschung und objektiver Darstellung auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte zum Gegenstande seines ausschließlichen Strebens gemacht hat, des Vereins für Reformationsgeschichte. Neben jenem Jubiläum hat noch eine andere Thatsache bei der Begründung desselben mitgewirkt: es war das der maßlose und systematische Angriff, der von ultramontaner Seite auf das Prinzip und die ganze Entwickelung des Protestantismus unternommen wurde und in dem Janssenschen Werke über die Geschichte des deutschen Volkes seinen schärfsten Ausdruck gefunden hat. Es wäre fast mit einem Sichselbstaufgeben des Protestantismus zu vergleichen gewesen, hätte er diesen Angriff, so sehr derselbe auch nur auf einer vorgefaßten Meinung und nicht auf historischen Beweisen beruhte, ruhig hinnehmen wollen. Die Abwehr dagegen in die Hand zu nehmen war die vornehmste Aufgabe des neubegründeten Vereins; ihre Lösung wurde aber nicht nur in negativer Weise auf dem Wege der Polemik gegen Janssen, welcher direkt nur eine der Publikationen des Vereins gewidmet war, unternommen; die Kritik des Angriffs war vielmehr zerstörend und aufbauend zugleich, indem sie es unternahm, an die Stelle des verzerrten Bildes die wahren Grundlinien desselben in einer für jedermann verständlichen Weise zu zeichnen. Demgemäß war das konkrete Ziel, welches sich der gegenwärtig bereits 7000 Mitglieder zählende Verein steckte, „die Resultate gesicherter Forschung über die Entstehung unserer evangelischen Kirche, über die Persönlichkeiten und Thatsachen der Reformation und über ihre Wirkungen auf allen Gebieten des Volkslebens dem größeren Publikum zugänglicher zu machen.“ Von den zu diesem Zwecke veranstalteten Publikationen liegen gegenwärtig bereits neun Hefte vor, welche in ihrer Gesamtheit bereits einen schönen und bedeutenden Erfolg des jungen Vereins bezeichnen, der in seiner großen Verbreitung über ganz Deutschland einen sprechenden Beweis gefunden hat. In der That sind denn auch die Aufgaben, welche sich der Verein in diesen Publikationen gestellt hat, vielseitig genug und für die weitesten Kreise von hohem Interesse. Allen Richtungen der protestantischen Entwickelung

ist gleiche Aufmerksamkeit zugewendet worden: neben Luther hat nicht nur Zwingli eine eingehende Darstellung gefunden, in der soeben erschienenen neuesten Publikation von Buddensieg hat auch die englische Reformation Berücksichtigung erfahren, und zwar hat man sich hier nicht sowohl der Einführung der lutherischen Reformation in England im 16. Jahrhundert, als vielmehr den frühesten Keimen und Wurzeln der reformatorischen Bewegungen überhaupt zugewendet und dem gewaltigen Manne ein umfassendes und lebensvolles biographisches Denkmal gestiftet, mit dessen Gedanken und Bestrebungen die Reformation des 16. Jahrhunderts inniger zusammenhängt, als man bisher wohl angenommen hat, Johann Wiclif. Freilich ist die Verwandtschaft der religiösen Ideen des Reformators des 16. mit denen des 14. Jahrhunderts nicht etwa auf die einfache Formel zurückzuführen, daß Luther direkt durch Wiclif angeregt worden sei, oder daß er gar die Grundzüge seines theologischen Denkens den Schriften seines englischen Vorgängers entnommen habe; im Gegenteil steht es fest, daß er mit Wiclifs Schriften in dem Augenblick, als er selbst mit seinen reformatorischen Ideen hervortrat, völlig unbekannt war, und dieselben zunächst auch später nicht direkt, sondern nur durch Vermittelung der Schriften von Johann Hus kennen gelernt hat. Aber je mehr es feststeht, daß beide große Reformatoren, der eine mehr als ein Jahrhundert früher als der andere, völlig unabhängig von einander zu ihrer Opposition gegen das römische Papsttum gelangt sind, um so frappanter ist die Analogie der Entwickelung, wie sie sich bei beiden vollzogen hat und wie sie immer klarer und schärfer hervorgetreten ist, je intensiver man sich namentlich in neuerer Zeit auch mit den religiösen Ideen des englischen Reformators beschäftigt hat. Und insofern ist eine eingehende Beschäftigung mit dem Entwickelungsgange und den Ideen Wiclifs zugleich eine anregende Förderung der Erkenntnis des Wesens der deutschen Reformation, wie sie sich dann im 16. Jahrhundert durch Luthers kühnes und gewaltiges Wirken vollzogen hat. Darum war es auch ein sehr glücklicher und richtiger Gedanke, daß der Verein, welcher sich die Erforschung der Reformationsgeschichte des 16. Jahrhunderts zur Aufgabe gemacht hat, doch auch diesem englischen Vorläufer Luthers eine eingehende und, wie wir gleich hervorheben dürfen, vortreffliche Betrachtung gewidmet hat.

Der erste, der in umfassendem Sinne auf die Fortwirkung der Wiclifischen Ideen auf dem Kontinent hinwies, war Johann Loserth, der in seinem vor Jahresfrist erschienenen Werke über Hus und Wiclif die innige Verwandtschaft dieser beiden Männer hervorhob und zeigte, wie Husens Lehre in allen wesentlichen Punkten durchaus auf den Ideen Wiclifs beruhte, ja daß gerade die Schrift, für die er den Märtyrertod erlitt, der Traktat über die Kirche, eine fast wörtliche Uebertragung Wiclifscher Gedanken sei. Und von wie großer Bedeutung diese Thatsache auch für die Beurteilung des Entwickelungsganges Luthers ist, ermißt man leicht, wenn man sich vergegenwärtigt, wie Luther selbst nach seiner eigenen Angabe später „mit starrem Staunen“ gewahrte, daß viele seiner Sätze schon von Hus gelehrt worden seien. Hus aber ist zweifellos ein echter und rechter Anhänger und Nachfolger Wiclifs.

So wird es erklärlich, daß sich die deutsche Forschung auch früher schon sehr intensiv dem englischen Reformator zugewandt hat. Epochemachend ist hier

namentlich das Werk Lechlers „Johann von Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation“ (Leipzig 1873) geworden. Dasselbe hat die Arbeiten aller seiner englischen und deutschen Vorgänger erheblich überholt, und auch das Werk Buddensiegs beruht zum nicht geringen Teile auf dessen bahnbrechenden Forschungen.

Wenn er aber in manchen seiner Resultate doch noch über Lechler hinausgekommen ist, so verdankt er das vornehmlich den in England neuerdings besonders intensiv gepflegten Arbeiten für die Vervollständigung der Ausgaben der Werke Wiclifs, von denen ein nicht unbeträchtlicher Teil bisher noch nicht durch den Druck bekannt gemacht war. Und da Buddensieg selbst seit lange in der Wiclif-Forschung mitten inne steht — er hat auch in englischer Sprache eine kleine Schrift über Wiclif veröffentlicht — und demgemäß Fühlung mit den englischen Forschern auf diesem Gebiet hat, so sind ihm mit dankenswerter Liberalität von den letzteren die Aushängebogen der gegenwärtig im Druck befindlichen Wicliffschen Schriften zur Verfügung gestellt worden; und eben aus ihnen ist es ihm gelungen, manch neues Resultat zu Tage zu fördern und so namentlich auf Grund von Wiclifs eigenen Schriften ein lebensvolles und erschöpfendes Bild des englischen Reformators zu geben, und manche bisher dunkle Frage einer definitiven Lösung entgegenzuführen.

Der Verfasser hat hierbei in umfassender Weise der Thatsache Rechnung getragen, daß Wiclif, hierin in augenfälligem Gegensatze zu Luther, nicht von eigentlich kirchlich-theologischen Untersuchungen ausgegangen ist, daß er vielmehr im Anfange seines Entwickelungsganges, hierin den deutschen Humanisten, namentlich Hutten vergleichbar, vornehmlich durch nationale Impulse bestimmt war; die ersten Schriften, mit welchen er entscheidend und bedeutsam in die Oeffentlichkeit getreten ist, sind nicht kirchlich-dogmatischen, sondern ausschließlich kirchenpolitischen Inhalts; sie betreffen das Verhältnis zwischen Staat und Kirche und zeichnen sich namentlich durch die nationale Begeisterung aus, mit welcher der Verfasser gegen jeden Eingriff der römischen Kurie in das Selbstbestimmungsrecht des englischen Staatswesens Protest erhebt. Hierin liegt der vornehmste Unterschied zwischen dem Entwickelungsgange der beiden geistig sonst so verwandten Reformatoren. Während Luther zu seiner Opposition gegen das römische System durch schwere Gewissenskämpfe über vorwiegend dogmatische Fragen veranlaßt wurde und erst im Fortgange seines reformatorischen Werkes, und auch dann nicht in vollem Maße, für die politischen Gesichtspunkte des Kampfes Verständnis gewann, ist Wiclif umgekehrt zunächst von nationalen und politischen Fragen ausgegangen; das vornehmste Objekt seiner Forschung war der Kampf, in welchem die englische Nation, in diesem Punkte mit ihrem König völlig einmütig, gegen die politischen Uebergriffe der römischen Kurie, namentlich gegen die auf veraltete Ansprüche begründeten Anforderungen eines jährlichen Tributes, begriffen war. Erst im Fortgange dieses Kampfes ist er dann zu einer kritischen Untersuchung der kirchlichen Tradition selbst, auf der die Macht des Papsttums beruhte, fortgeschritten. In dem ersten, bei weitem größten Abschnitt seines Lebens ist er eigentlich theologischen Untersuchungen fast völlig fern geblieben, vielmehr fast ausschließlich der Vorkämpfer seines Volkes in dem politischen Kampf gegen

Rom gewesen. Daher auch die nachhaltige Unterstützung, welche er anfangs in gleich hohem Maße bei dem König wie bei dem Parlamente gefunden hat; seine reformatorischen Ideen waren eben der Ausdruck der Gesamtüberzeugung des Volkes, seine Sache war zugleich die nationale, und dadurch wurde auch ihr weiterer Fortgang entscheidend bedingt, während in Deutschland die Ideen Luthers gerade an dem staatlichen Oberhaupte, das ihr vornehmster Förderer hätte sein sollen, den nachhaltigsten Widerstand fanden.

Durch diese eigenartige Stellung, welche Wiclif in den Bewegungen des staatlichen Lebens seiner Zeit einnimmt, fand sich der Verfasser veranlaßt, die Biographie des Reformators eben auf dem Hintergrunde dieser staatlichen Zustände, unter denen er zu dem, was er wurde, erwuchs, zu zeichnen, d. h. dem eigentlichen Lebensbilde eine eingehende Schilderung der politischen Bewegungen in dem England des 14. Jahrhunderts vorauszuschicken. Wenngleich er sich hier nirgends auf eigene neue Forschungen stützt, so wird man ihm doch die Anerkennung nicht versagen können, daß sich seine Darstellung durchaus auf der Höhe der bisherigen Forschung hält und daß er es sehr geschickt verstanden hat, gerade die Elemente der politischen Ereignisse und Zustände zu einem einheitlichen und lebensvollen Bilde zu verarbeiten, welche für den Entwickelungsgang des Reformators von bestimmendem Einflusse gewesen sind. Mit Vorliebe ist er dabei den Resultaten der sorgfältigen Arbeiten R. Paulis gefolgt, den er nicht selten auch wörtlich citiert. Ganz vortrefflich gelungen ist namentlich die Charakteristik der Regierung Eduards III. und die Darstellung der eigentümlichen Formen, in welchen sich damals das Verhältnis des Königtums zum Parlament gestaltete.

Was nun den Reformator selbst betrifft, so ist der Verfasser überall gewissenhaft bestrebt gewesen, möglichst authentische und urkundliche biographische Nachrichten zu gewinnen. Und hier bewegt er sich dann durchaus auf eigenem Gebiete; durchaus selbständig nimmt er seine Stellung inmitten der neueren Forschungen ein, hie und da sie berichtigend und ergänzend. Sehr sorgfältig sind die Untersuchungen über Geburtsort und -Jahr. Das letztere setzt er ein wenig später als die meisten seiner Vorgänger, ins Jahr 1330, und bringt dafür so schwerwiegende Gründe bei, daß man ihnen Beachtung nicht wird versagen können.

Wir vermögen an dieser Stelle auf die einzelnen neuen Resultate, welche der Verfasser dann im Laufe seiner weiteren Untersuchungen gewonnen hat, nicht einzugehen; wohl aber glauben wir auf die Klarheit und Präzision hinweisen zu sollen, mit welcher derselbe die verschiedenen Phasen der öffentlichen Wirksamkeit Wiclifs erfolgreich klarzustellen versucht hat. Und gleich im Anfange dieser Wirksamkeit offenbarte sich der Geist, in welchem Wiclif zu arbeiten sich berufen fühlte: sein erstes öffentliches Hervortreten galt der Verteidigung der akademischen Freiheit an der Oxforder Universität gegen mönchische Eingriffe. Wohl unterlag er in diesem seinem ersten Kampfe, aber der Kampf war doch kein vergeblicher; fortan stand Wiclif im Mittelpunkt der geistigen Bewegung in England; schon damals (1367) „bedeutete sein Name ein Prinzip: Verteidigung der akademischen Rechte!“ (S. 113).

Und um dieselbe Zeit griff er dann auch zum erstenmal bestimmend in die politische Bewegung in seinem Volke ein; damit beginnt seine kirchenpolitische Thätigkeit, welche ihn bis zum Jahre 1378 ausschließlich in Anspruch nahm, während er dann in den letzten sechs Jahren seines Lebens sich der Kritik und Erforschung eigentlich theologischer Fragen zuwandte.

Die Veranlassung zu seinem ersten politischen Hervortreten gab die von der römischen Kurie auf Veranlassung des französischen Hofes, unter dessen Einfluß das in Avignon residierende Papsttum stand, erneuerte Forderung an den englischen König, die seit 33 Jahren rückständigen Raten des schmählichen Vasallentributs von jährlich 1000 Mark, den Johann ohne Land dem Papste Innocenz III. zugestanden hatte, zu zahlen.

Wie ein Mann stellte sich das englische Volk in seinem Parlamente diesem unerträglichen Anspruch Roms gegenüber auf die Seite seines Königs; denn eben das ist das Charakteristische, was im Gegensatz zur deutschen Geschichte die englische des späteren Mittelalters auszeichnet, daß das Königtum in solchen nationalen Fragen auch der römischen Kurie gegenüber bei seinem Volke einmütige und begeisterte Unterstützung fand. In dem damaligen Stadium des Kampfes war es nun vor allen Wiclif, der sich zum Wortführer der Nation erhob und mit der Kraft wissenschaftlicher Autorität dem bedrängten Königtum zur Seite trat. Während er sich in dem Traktat, den er hierüber veröffentlichte, in allen dogmatischen Fragen noch als treuen Sohn der römischen Kirche bekennt, ergreift er doch mit aller Entschiedenheit in der vorliegenden nationalen Frage für das Königtum und gegen die römische Kurie Partei und weist die Ansprüche des Papstes mit aller Energie zurück. Er thut dies in der Form, daß er über den in Rede stehenden Gegenstand eine Debatte im Hause der Lords fingiert und dann den einzelnen Rednern seine eigenen Argumente in dramatischer Steigerung in den Mund legt. Mit der flammenden Entrüstung des Patrioten verteidigt er hier „auf Grund des vaterländischen Rechtes die grundsätzliche Unabhängigkeit des englischen Königs von jeder fremden Macht, den Papst eingeschlossen.“ Er vindiziert dem Könige in Verbindung mit dem Parlament nicht nur das Recht, den geforderten Tribut abzulehnen, sondern auch der Kirche ihr weltliches Gut zu entziehen.

Es ist begreiflich, daß der Mann, der so unerschrocken in dieser nationalen Sache der römischen Kurie den Fehdehandschuh hinwarf, alsbald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Namentlich bei der Studentenschaft von Oxford fand er begeisterte Zustimmung, aber auch der König wandte dem scharfsinnigen Gelehrten seine Gunst zu; derselbe gewann wachsenden Einfluß auf die staatlichen Gewalten.

In diesen Bahnen hat sich dann seine schriftstellerische und reformatorische Thätigkeit zunächst weiter entwickelt. Und alsbald gewannen seine Ideen auch praktische Wirksamkeit; in der dann folgenden äußeren Bedrängnis des Staates im Kriege gegen Frankreich hat sich die Geistlichkeit, durch die von Wiclif angeregte Macht der populären Meinung gedrängt, schließlich nach vergeblichem Widerstande dazu verstehen müssen, einen Teil der erforderlichen Steuern zu übernehmen und damit ihre exemte Stellung grundsätzlich aufzugeben. Wie

sehr durch diese seine Wirksamkeit in dem Kampfe zwischen Staat und Kirche sein Ansehen bei den staatlichen Autoritäten gewachsen war, sieht man daraus, daß Wiclif im Jahre 1374 zum Mitglied einer königlichen Gesandtschaft ernannt wurde, welche in Brügge mit den Abgesandten Gregors XI. verhandeln sollte. Obwohl die Verhandlungen, wie vorauszusehen war, nicht eben sehr erfolgreich verliefen, so hatte doch dieser Aufenthalt in Brügge für Wiclifs Entwickelungsgang insofern eine hervorragende Bedeutung, weil er hier zum erstenmal aus eigener Anschauung in den Vertretern der Kurie „das ungeistliche Wesen, die Käuflichkeit und sittliche Verderbtheit, das hochfahrende Auftreten und die heimtückische Diplomatie" kennen lernte. Insofern war, wie Buddensieg mit Recht hervorhebt, der Aufenthalt in Brügge für Wiclif von ähnlicher Bedeutung wie für Luther seine Reise nach Rom.

Gerade die hier gemachten Erfahrungen veranlaßten ihn, mit verdoppelter Schärfe zu fordern, daß die ideale, die biblische Kirche arm und machtlos in den Dingen dieser Welt, aber reich an geistlichen Gütern sein müsse; immer energischer focht er unter Hinweis auf das Evangelium und das Leben der Apostel den weltlichen Besitz des höheren wie niederen Klerus an und geriet daher zu diesem in einen immer schrofferen Gegensatz. Aber die Angriffe desselben, welche mit einer Ladung vor das Gericht der geistlichen Konvokation begannen und mit der Auswirkung päpstlicher Bullen ihren Höhepunkt erreichten, blieben im großen und ganzen wirkungslos, weil Wiclif sich nach wie vor des Schutzes der staatlichen Gewalt erfreute. Ja, eben diese Angriffe bewirkten, daß sich Wiclif immer mehr in die Prinzipien der hier obschwebenden Fragen vertiefte, immer mehr im Gegensatz zu der kirchlichen Tradition auf die heilige Schrift als einzige sichere Grundlage der religiösen Erkenntnis zurückging und dadurch nach langem Kampfe auf rein kirchenpolitischem Gebiete immer mehr zu der theologisch-kritischen Grundfrage nach der evangelischen Begründung der Papstgewalt hingedrängt wurde, welche anderthalb Jahrhunderte später für Luther recht eigentlich den Ausgangspunkt der Opposition gebildet hatte.

Diesen allmählichen Uebergang von der bloßen Opposition gegen die Uebergriffe der päpstlichen Kurie in den Machtbereich des nationalen Staates bis zu der kühnen und systematischen Kritik des kirchlichen Lehrgebäudes selbst, in der er dann zu ganz ähnlichen Resultaten kam, wie später Luther, hat Buddensieg, auf Grund einer sorgfältigen, kritischen Analyse der Wicliffschen Schriften in allen seinen einzelnen Phasen klargestellt und vor allem nachgewiesen, daß für diese Wandlung in der geistigen Richtung Wiclifs das Schisma nach dem Tode Gregors XI. († 1378) und die daraus hervorgegangenen heillosen kirchlichen Zustände von entscheidender Bedeutung waren. Gerade in der Erregung hierüber hat auch er schon das Papsttum mit dem Antichrist identifiziert; eben jetzt tritt er in principiellen Gegensatz zum Papsttum und sagt sich grundsätzlich von demselben los. Besonders charakteristisch für diese seine neue Stellung ist der berühmte Traktat de Christo, dem Buddensieg eingehende Beachtung widmet. In massenhaften und im Volke mit großer Schnelligkeit sich verbreitenden Flugschriften hat er dann seine Opposition gegen das Papsttum immer intensiver durchgebildet und begründet und viele der Folgerungen antezipiert, welche Luther später, von

ähnlichen Ausgangspunkten, aber auf einem ganz anderen Entwickelungswege fortschreitend, gewonnen hat. Die Analogie und innere Verwandtschaft ihres Vorgehens ist dabei im höchsten Maße frappant. Vor allem: gleich Luther sah Wiclif die vornehmste Ursache der kirchlichen Schäden darin, daß dem Volke die eigentliche Quelle der religiösen Erkenntnis, die Bibel, vorenthalten werde. In einer allgemeinen Verbreitung derselben durch Uebertragung in die Volkssprache sah er das vornehmste Heilmittel dieser Schäden. „Weil das ewige Wort Gottes fehlt und der Acker der Kirche verwüstet ist, herrscht überall geistiger Tod. Gottes Wort muß deshalb wieder lebendig werden", so ruft er aus. Vor allem suchte er hier selbst als Seelsorger, durch seine Predigten, deren eine große Anzahl auf uns gekommen ist, zu wirken; sie atmen warme Empfindung und einen herzlichen Ton und sind von einer einfachen und schlichten Popularität. Zugleich aber begründete er einen Verein von armen Wanderpredigern (Poor Priests), die dasselbe, was er in seiner Gemeinde wirkte, im ganzen Lande wirken sollten und wirkten. „Arm, ohne zu betteln, von *einem* Willen gelenkt und ihm gehorsam, im beständigen Verkehr mit dem Volke und ausgerüstet mit Geist und Glauben, wurden die Armenpriester bald die mächtigsten Vorkämpfer der neuen Lehre"; so sind sie die Begründer der evangelischen Mission geworden.

Aber nicht nur auf diesem Wege wollte Wiclif eine weitere Verbreitung des Evangeliums in dem eigentlichen Volke erreichen; vor allem war er bestrebt, die Quelle, aus der er selbst seine religiöse Erkenntnis ausschließlich schöpfte, allem Volke zu eröffnen: wie später Luther, so ging auch Wiclif an das große Werk einer Uebersetzung der Bibel in die englische Volkssprache, nachdem er in seinem großen Traktate de veritate Scripturae den einzigartigen Wert der Bibel nachzuweisen versucht hatte. „Seine Uebersetzung der Bibel in die Volkssprache bezeichnet nicht nur eine Epoche in der Entwickelung des englischen Sprachtums, sondern ist als religiöses Ferment für das Geistesleben der nächsten anderthalb Jahrhunderte von tiefgreifendster Bedeutung geworden." (S. 175).

Und zugleich ging er selbst von dieser sicheren Grundlage aus immer weiter in der sachlichen Kritik der bestehenden Lehre vor. Im Jahre 1381 veröffentlichte er in Oxford zwölf Sätze gegen die herrschende Form der Abendmahlslehre, in denen er sich gegen die Transsubstantiation erklärte. Auch hier wurde er der Vorgänger und Vorbereiter von Hus und Luther; er selbst ging dabei wie Buddensieg mit Recht hervorhebt, auf Scotus Erigena zurück. „Jener weiße und runde Körper (die Hostie)", so sagt er in einer seiner Predigten, „ist nicht der Natur nach der Körper des Herrn; daraus folgt, daß ein Christ in diesem heiligen Sakramente den Leib Christi nicht körperlich, sondern auf geistige Weise empfängt." Er wies darauf hin, daß aus den Einsetzungsworten selbst „dies Brot ist mein Leib" sich ergebe, daß die Hostie Brot und zugleich Christi Leib sein müsse. Von einer Wandlung, einem Aufhören der Substanz, könne dabei nicht die Rede sein. Nur in figürlichem und sakramentalem Sinne werde das Brot Leib Christi: „das Sakrament des Altars ist Christi Leib und Blut in der Form des Brotes und Weines."

Und nicht bloß in gelehrter Form hat er diese Lehre tiefer begründet; in einer Fülle von Flugschriften brachte er sie in der Sprache des Volkes unter

das Volk selbst. „In der kräftigen Sprache des Bauern und Handwerkers, die mit den packenden Sentenzen der Bibel durchsetzt ist, und durch ihren anheimelnden Humor und die scharfen Antithesen die Gemüter im Sturme gewann, ließ er sein bewegtes Gemüt zu Worte kommen." Und durch keine Angriffe und Verdammungsurteile der kirchlichen Autoritäten ließ er sich hierin beirren; im Gegenteil, immer weiter ging er gegen das dem Evangelium widersprechende Lehrgebäude der römischen Kirche, gegen die priesterliche Schlüsselgewalt, gegen die Heiligenwunder, Ablaß, Absolution, Wallfahrten, Bilder- und Reliquienverehrung ꝛc. vor.

Und merkwürdig: auch so weit erstreckt sich die Analogie in dem Entwickelungsgange der beiden Reformatoren, daß auch in England das Auftreten Wiclifs von einer jener gewaltsamen socialen Bewegungen gefolgt war, wie sie uns in Deutschland in dem Bauernkriege begegnen; und natürlich wurde auch hier diese ganze, auf völlig andere Gründe zurückgehende Bauernbewegung von 1381 ausschließlich Wiclif in die Schuhe geschoben.

Mit besonderer Gründlichkeit ist Buddensieg dann auf das wahre Wesen dieser Unruhen eingegangen, um zu erweisen, daß Wiclif an den Greueln, welche sie im Gefolge hatten, völlig unschuldig war; die Gründe waren eben rein sozialer Art. Doch wird man meines Erachtens nicht leugnen können, daß hier wie bei den deutschen Bauernkriegen mißverstandene Ideen der Reformatoren mitwirkten. Das ist ein Verhängnis, dem kein großer Reformator zu entgehen vermag. Jede große und neue Idee wird, bevor sie zu klarer und reiner Erscheinung kommt, immer krampfhafte Wehen im Volksleben im Gefolge haben; auch hier gilt der Satz: Ohne Kampf und Schmerz kein Sieg.

Und ebenso natürlich war es, daß hier wie dort dieser ungewollte und indirekte Zusammenhang von den Gegnern der Reformatoren gegen diese ausgebeutet wurde. Schon im Mai 1382 wurde scharf gegen Wiclif von seiten der kirchlichen Autoritäten vorgegangen; von einer Kommission von Prälaten und Bettelmönchen im Dominikanerkloster zu Blackfriars wurden 24 Wiclifsche Sätze teils als ketzerisch, teils als irrtümlich verworfen. Auch das Haus der Lords beschloß auf Antrag der Geistlichkeit ein Gesetz gegen Wiclifs Reiseprediger, dem jedoch das antiklerikale Unterhaus die Zustimmung versagte. Und ebenso energisch weigerte sich die Universität Oxford, gegen die Partei Wiclifs, der sie ihren vornehmsten Ruhm verdankte, vorzugehen. Die ganze Universität geriet in Bewegung; ja der Cisterzienser Crump, der am leidenschaftlichsten gegen die Wiclifiten vorging, wurde von der Universität seines Amtes entsetzt. Da aber gelang es den bestehenden kirchlichen Gewalten doch, die Verweisung aller Wiclifiten von der Universität durch eine königliche Verordnung durchzusetzen und dadurch den freien wissenschaftlichen Geist, der Oxford zum Ruhme und zur Blüte geführt hatte, auf anderthalb Jahrhunderte zu vernichten; erst im 16. Jahrhundert wurde die Universität wieder die Führerin des Volkes.

Wiclif selbst aber anzugreifen, wagte man doch auch jetzt nicht; von der Universität zwar wurde er ausgeschlossen, als er zu widerrufen sich weigerte, aber weder seine Pfarre wagte man ihm zu nehmen, noch gar ihn zu exkommunizieren. Und gerade in den letzten Jahren seines Lebens, die er dann ganz

in Lutherworth verlebte, hat er, obgleich durch Schlaganfälle in seiner Gesundheit gebrochen, eine außerordentliche litterarische Fruchtbarkeit entwickelt und nach wie vor durch massenhafte Flugschriften, die er in das Volk warf, seinen Ideen Bestand und Verbreitung gesichert. Vor allem kam er in diesen Schriften seiner letzten Jahre immer wieder auf den Satz zurück, daß die Bibel die alleinige Autorität in Glaubenssachen sei. Buddensieg hat in dankenswerter Vollständigkeit die hauptsächlichsten Belegstellen hierfür zusammengebracht. Und eine weitere Konsequenz dieser und seiner übrigen reformatorischen Ideen war es, daß er in seiner Definition von der Kirche, auf Augustinische Ideen zurückgehend, diese als „die Gemeinschaft der Gläubigen" bestimmte; also auch hier volle Uebereinstimmung mit den späteren Ideen der deutschen Reformation. Das Haupt dieser Kirche aber kann nicht der Papst sein, sondern nur Christus. Alle Priester seien einander gleich. Von einem Papste, Kardinälen, Mönchen, Kanonikern u. s. w. stehe nichts in der heiligen Schrift.

Wenn Wiclif trotz dieser Verwandtschaft der Ideen doch praktisch nicht so Großartiges und Bleibendes geleistet hat als Luther, wenn die Wirkung seiner reformatorischen Ideen mit seinem Tode von der Oberfläche des englischen kirchlichen Lebens verschwand und nur im Verborgenen weiter bestand, so lag das eben daran, daß seine Zeit für die Reformation, für die in seinen Schriften die wirksamsten Keime vorhanden waren, noch nicht reif war. Vor allem fehlte ihm das gewaltige Mittel des Buchdrucks, welches Luthers Werk so gewaltig gefördert hat. Daneben aber ist zweifellos Luthers Wirksamkeit auch ihrem Kern und Inhalt nach eine weit großartigere und vielseitigere, sein Charakter ein weit gewaltigerer, als der seines englischen Vorgängers. Immerhin aber wird man, um gerecht zu sein, die hohe Bedeutung jenes geistesverwandten Vorgängers in vollem Maße anerkennen müssen, und man wird es dem Verfasser Dank wissen, wenn er auf Grund gewissenhafter Forschung ein Bild des großen englischen Reformators entworfen hat, welches in seiner plastischen Gedrungenheit und der durchdachten äußeren Form auch weiteren Kreisen unseres Volkes, in welchem Wiclif bisher zumeist nur dem Namen nach bekannt ist, verständlich ist. Wir zweifeln nicht, daß das vorliegende Werk recht wohl geeignet ist, die Kenntnis dieses eigenartigen Mannes unserem Volke in höherem Maße zu vermitteln, als das bisher der Fall war, und daß daher diese Schrift des trefflichen Verfassers nicht nur den Mitgliedern des Reformationsvereins, sondern jedem gebildeten Deutschen willkommen sein wird.

Marburg i. H. Dr. Georg Winter.

Befund der Leiche Kaiser Maximilians II.

Bei den Akten des K. S. Hauptstaatsarchivs (Loc. 8499: Schreiben Kaiser Maximiliani II. zc. 1564—76, Fol. 76 ff.) befindet sich ein lateinisch geschriebener Bericht über den Befund der Leiche des am 12. Oktober 1576 vormittags zwischen zehn und elf Uhr — während der Reichstag geschlossen wurde — nach

vierzigtägiger Krankheit verstorbenen Kaisers Maximilian II. Dabei liegt eine für den Kurfürsten August von Sachsen, den vertrauten Freund des Kaisers, angefertigte Uebersetzung des wesentlicheren Teiles des Berichtes in deutscher Sprache, dessen Inhalt bisher unbekannt geblieben ist. Wir teilen die Uebersetzung daher hier wörtlich mit:

„Nach erofnung des hertzens hat man befunden drey harte gewechs, nicht gar stein hart, jedes einer bohnen gros, gerade im eingang der grösten pulsader, da sie erwechst aus dem hertzen, in dem schlimen aber, der das hertz umbgibet, oder dariunen das hertz hanget, ist befunden wordenn eine feuchtigkeit mehr dan sonsten naturlich, einem gelbichten wasser gleich, welche beide die doctores des hertzzittern vor genugsame ursachen erkennet, weiter ist nichts verletzlichs im hertzen befunden wordenn. Die lungen seindt voller wässeriger innerlicher feuchtigkeit gewest, die auch ungewonlicher weiß in die brust herabgeseſſenn, und ist in der seiten die lunge fest unnd steiff an die rieben gewachßen gewesen, das dan gemeiniglich wiederkehret denen, die zur darr geneigt, zu underst im magen ist eine scheutzliche schwartze materien gelegen, welches auch eine todliche anzeigung gewest. Die dörmer sindt gantz leer aufgeblasen und durchsichtig gewesen, der rechte niren voller sandts und dicken schleimens, und ein ansehen gehabt, als beginne er zu faulen, der linke niren aber ist gesundt und unverletzt gewest."

Dresden. Th. Distel.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

Die Germanen im Dienst der römischen Reichsidee.

Von

F. G. Schultheiß.

Bei einer Besprechung der historischen Romanreihe Gustav Freytags, deren Standpunkt durch die Ueberschrift: Le roman d'éducation nationale en Allemagne gekennzeichnet ist (Revue des deux mondes 1881, 1. Nov.), macht Bourdeau die merkwürdige Aeußerung: Le patriotisme moderne des Allemands a cela de particulier, qu'il est essentiellement factice, qu'il n'est pas inné, qu'il a besoin d'être appris expliqué chauffé.

Und in der That, gegenüber einem so naturwüchsigen Nationalgefühl oder Nationalstolz wie dem magyarischen oder slovenischen, wo er ja fast der Existenz der Nation vorausgeht und dieselbe mit herausarbeitet — hat dieser Satz etwas unbestreitbar Richtiges. Müssen wir nicht zugeben, daß die deutsche Eigentümlichkeit gegenüber fremden Einflüssen jedes Rückgrates bar ist, während wieder die gelehrte Bildung schon seit dem patriotischen Roman des 17. Jahrhunderts nach rückwärts die Eroberungen für die deutsche Nationalität machen will und dabei den historischen Fehler nicht scheut, Gesichtspunkte, die aus dem Verlauf einer Entwickelung sich ergeben, als thatsächliche Ausgangspunkte an deren Beginn zu setzen? Oder entspricht es einer exakten Methode der geschichtlichen Betrachtung, welche subjektiver Wünsche oder des Bedauerns über eine aus den Ursachen zu erklärende Entwickelung sich entschlagen sollte, — wenn Jakob Grimm wünscht, daß die Westgoten in Spanien ihre Nationalität festgehalten hätten oder ein lebender Schriftsteller die Phrygier für Franken erklärt und für Troja als eine deutsche Stadt unseren Anteil verlangt? Die Richtigkeit seiner Beweismittel zugestanden, handelt es sich hier doch um eine Zeit, in der ja kaum von Germanen, die sich aus den östlichen Völkern gesondert hätten, geschweige von Deutschen, wenn dieser Name eine scharfe zeitliche und räumliche Begrenzung behalten soll, die Rede sein könnte.

Und gerade diese Vermengung der Bezeichnungen Germanen und Deutsche, die besonders in populären Geschichtsdarstellungen nicht immer nur eine Licenz des Ausdrucks ist, möge als Anlaß für das Folgende gelten.

Man geht stets von der Thatsache aus, daß die Römer die germanischen Stämme als ethnologische Einheit auffaßten, wie Cäsar sie von den Galliern scharf unterschied und Tacitus ihre Eigentümlichkeiten in meisterhafter, wenn auch absichtsvoller Weise zu einem Charakterbilde zusammenfaßte, zu dem es kein Seitenstück gibt.

Doch drängt sich uns gleich hier die Bemerkung auf, daß die Unterscheidung zwischen den Germanen und ihren Nachbarn, etwa den Belgen, die Germanen sein wollten und nur teilweise waren, doch nur für den Westen Geltung verlangt. Livius nennt sogar die Veragrer und die Anwohner des Penninischen Berges halbgermanisch; Tacitus schwankt über die Zugehörigkeit der östlichen Völker — ganz natürlich, er kannte sie ja weniger — die Peuciner und Veneter gelten ihm noch als Germanen, die Fenner kaum mehr [während Grimm noch die Aestyer, sonst als Esthen angenommen, den Germanen zuweisen möchte]. Auch bei Plinius mit anderer Einteilung fällt auf die östlichen Völker schwächeres Licht.

Daß der Name der Germanen von den Kelten herrührt, daß seine Bedeutung dunkel bleibt, daß er sich aber auch anderwärts findet, ist gar nicht notwendig zu erwähnen, da den germanischen Stämmen eine Gesamtbezeichnung für sich gar nicht in den Sinn kommen konnte — außer wenn sie auf römische Anschauungen eingingen, und dann nannten sie wie in der Kanzlei des Ostgoten Theodorich ihre Bruderstämme eben auch barbari. Und während die griechischen Schriftsteller auch der späteren Zeit noch alle westlichen und nordwestlichen Völker mit dem vielumfassenden Namen der Kelten oder Skythen verwirren, statt sie allmählich zu sondern, wurde selbst bei den Römern die Gesamtbezeichnung der Germanen verdunkelt, seitdem nach den großen Völkerbewegungen des 2. und 3. Jahrhunderts die neuen Namen hervortraten. Die Historiker der großen Bewegungen, welche schließlich dem römischen Reiche das Ende brachten, halten einesteils die Franken, andernteils die Alamannen für die früheren Germanen und stellen andere Namen neben die alte Gesamtbezeichnung, die natürlich daneben immer wieder auftaucht und bei den Späteren, etwa Bonifacius und Paulus Diakonus, wieder als gelehrter Begriff in Geltung kommt.

Keinesfalls darf etwa geleugnet werden, daß die Germanen jetzigen Sprachgebrauchs eine ethnologische Einheit darstellten zu der Zeit, als die Römer mit einzelnen Völkern in Berührung kamen. Ihre Körpermerkmale unterschieden sie einem Cäsar stark von den Galliern, einem Tacitus schienen sie so bedeutend, daß er

die Germanen für autochthon erklärte, da doch früher den Kelten gleiche oder ähnliche Merkmale zugeschrieben werden, die demnach später abgeschwächt worden sein müssen. Die helleren Augen — man muß festhalten, daß das lateinische Wort caeruleus nicht mit blau übersetzt werden kann, am ehesten mit blaugrau — und die Haarfarbe — von Seneca und Galen mit größter Bestimmtheit nicht als blond (ξανθός), sondern als feuerfarben (rufus, πυῤῥός) gekennzeichnet — eigneten allen Germanen, und es ist nicht zulässig, aus dem jetzigen Uebergewicht der dunkleren Komplexion einen Unterschied zwischen westlichen und östlichen Germanen für die frühesten Zeiten schließen zu wollen. Für alle Stämme ist die bedeutende Körpergröße durch Zeugnisse der Schriftsteller und teilweise durch Gräberaufnahmen bezeugt. Das sind die Türme, welche Constantius mit den Franken in seine Reihen einstellt, und die sieben Schuh langen Barbaren des Sidonius Apollinaris. Und aus den Gräberaufnahmen ergibt sich ferner die Langköpfigkeit als Körpermerkmal bei Franken und Alamannen, Burgundern, Angelsachsen und Bayern, bei denen neuerdings aufgefundene Ausnahmen doch als stammfremde Kriegsgefangene oder aufgenommene Romanen zu verstehen sind.

Ganz anders verhält es sich aber mit der Frage, ob und wie weit dieser körperlichen Gleichförmigkeit auch eine sprachliche Gleichheit an die Seite trat. Eine ideale Gemeinschaft der mythologischen Ansätze und religiösen Anschauungen und der Heldensagen, wenigstens eine erleichterte Uebertragung derselben dauert ja bis in spätere Zeiten, wenn die langobardischen Heldensagen oder die von Theodorich sich verbreiten konnten — aber man kann es nicht ganz unbegründet finden, wenn Réville in einer geistvollen Besprechung der historischen Romane Freytags (Revue des deux mondes 1874, Dec.) den Zweifel ausspricht, daß zur Zeit der Alamannenschlacht 357, ein Vandale von der Oder — (also von der gotischen Sprachfamilie) — sich ohne weiteres mit einem Thüringer habe verständigen können.

Wir werden zwar seine Behauptung, daß nicht die allgemein geltende Sprache, sondern die Mundarten weiter zurück in die Vergangenheit gingen, nicht ohne Bedenken annehmen wollen, weil sich ja doch auch die Mundarten, wenn man an einer Ausbreitung der Völker von einem kleinen Kerne aus festhält, allmählich differenziert haben müssen, aber man sieht sich doch gezwungen, aus dem schon im 4. Jahrhundert bemerklichen Auseinandergehen der sprachlichen Bildung der Eigennamen bei dem Mangel anderer Sprachdenkmäler auf bedeutende Ansätze einer sprachlichen Sonderung der Stämme zu schließen. Jakob Grimm läßt die erste Lautverschiebung, seit der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts beginnend, im 2. und 3. Jahrhundert abgeschlossen sein,

die zweite althochdeutsche begann nach seiner Meinung im 5. Jahrhundert. Bei den allenthalben beobachteten raschen Aenderungen in den Natursprachen, wenn man so im Gegensatz zu litterarisch sich festsetzenden reden kann, und bei den räumlichen Entfernungen der germanischen Stämme darf man wohl annehmen, daß zur Zeit der Grenzkriege mit den Römern und noch mehr nach der Zerstreuung in römische Provinzen die für uns leicht erkennbare ideale Einheit der germanischen Sprachzweige dem Trieb der sprachlichen Sonderung, der zu Beginn der althochdeutschen Zeit doch wohl mehr als mundartliche Verschiedenheiten gezeitigt hat, kaum so weit die Wage gehalten hat, daß sie etwa die Verwendung des Soldatenlateinisch zwischen germanischen Kriegern gotischer, alamannischer, fränkischer Herkunft im römischen Solde für unwahrscheinlich halten ließe. Oder sollten nicht vielleicht auch schon Arminius und Marbod ihre Verhandlungen aus verschiedenen Gründen in lateinischer Sprache geführt haben? Die gemeinsame Sprache vermochte ja doch nicht den Schimmer einer Erkenntnis von Solidarität zwischen den verschiedenen Stämmen gegenüber dem geschlossenen römischen Wesen hervorzubringen, wie gerade Marbod und Armin beweisen. Was soll es im Vergleich mit der dem Arminius gegenüberstehenden römischen Partei der Cherusker anders sein als römische Auffassung der Gemeinsamkeit, wenn bei Tacitus die Ubier ihres Ursprungs sich nicht schämen, obwohl sie als römische Kolonie lieber Agrippinenser heißen oder wenn die Tenkterer ihnen wegen ihres Anschlusses Glück wünschen, daß sie in corpus nomenque Germaniae zurückgekehrt seien.

Das Bewußtsein nationalen Unterschiedes erwuchs den Germanen gewiß viel weniger aus ihrer unausgebildeten Sprache, als aus ihrer körperlichen Ueberlegenheit, die dem Römer immer wieder Bewunderung und Wohlgefallen abnötigte. Und der anfängliche große Unterschied des Volksschlages mußte sich immer mehr zu Gunsten der römischen Mischbevölkerung verwischen, da fortgesetzt seit Cäsar so viele Germanen zunächst einzeln ins römische Heer eintraten. Schon Cäsar verwendete die germanische Reiterei im Bürgerkriege gegen Pompejus, deren kühner Tapferkeit die Entscheidung in der Schlacht bei Pharsalus zugeschrieben wurde; seine Nachfolger hatten ihre germanische Leibwache in Rom, und von besonderer Wichtigkeit waren schon die germanischen Söldner in dem Kriege zwischen Vitellius und Vespasian. Seit dem Markomannenkriege beginnt die Verwendung großer germanischer Kriegsmassen, wo 13000 Quaden in römische Kriegsdienste übertraten.

Zunächst freilich wurden sie nach dem System der Hilfstruppen neben den Legionen eingerichtet, wodurch eine Truppengattung die andere im Schach halten konnte. Die Grenzsoldaten wurden bald ausschließlich Germanen, auch im Orient. Die Gentiles, eine Elite-

truppe, waren ebenso ausschließlich Germanen wie die 44 Kohorten der Auxilien seit Diokletian, wenn auch die 70 Legionen aus den Provinzen sich ergänzten. Daß aber die Fremden überhaupt und besonders die Germanen im Heere mehr und mehr überhandnehmen, steht im Zusammenhang mit der steigenden Waffenentwöhnung der römischen oder sich romanisierenden Reichsbevölkerung, die, sich einseitig materiellen Interessen hingebend, doch an körperlicher Leistungsfähigkeit abnehmen mußte. Je länger je mehr traten ganze Scharen und Stämme, die dann auch ihre Häuptlinge als römische Offiziere beibehielten, in römische Kriegsdienste und damit auch in den römischen Kultureinfluß, wie schon unter Probus (276—282) ein Grenzkrieg dadurch beigelegt wurde, daß neun alamannische Gaue sich unterwarfen und 16000 ihrer Jünglinge als Rekruten stellten. Bald schlugen dann die germanischen Truppen die Schlachten, die über das Schicksal des Reiches entschieden. Konstantin stritt mit gotischen und fränkischen Söldnern gegen die Rivalen um den Kaiserthron, Licinius und Magnentius. In der Alamannenschlacht 357 thaten die germanischen Söldner das Beste, die als cornuti und braccati mit Beibehaltung ihres Schlachtgesanges, des barritus, römische Heerkörper, unter ihren Landsleuten Bainobaud und Laipso als Tribunen, bildeten. Salier, Bataver und Chauken wurden von Julian als Kohorten organisiert und bestanden nach dem Zeugnis des Zosimus fort bis zum Jahre 425.

Ja gerade der Sieger in dieser Schlacht, der Cäsar Julianus, der das heidnisch-römische Wesen gegenüber den fremden christlichen und germanischen Einflüssen aufrecht erhalten möchte, der in seiner Beschwerdeschrift über Constantius an den Senat Konstantins des Großen Andenken bemängelt, weil er zuerst Barbaren zu hohen Würden befördert, ja auf den kurulischen Stuhl gesetzt — ein Julianus wird geschoben, wo er schieben möchte. Die germanischen Kapitulanten, nicht gewillt sich in Persien verwenden zu lassen, erheben ihn als Kaiser auf den Schild, und er ernennt Germanen für die wichtigsten Befehlshaberstellen: Gundhar wird magister armorum, Feldzeugmeister, Dagalaif comes domesticorum, Gardebefehlshaber, Nevitta comes equorum, Remontegeneral. Auch bei seinem Gegner Constantius, der selbst den Usurpator Magnentius, fränkischer Abstammung, Sohn eines Läten und auf Germanen sich stützend, nur durch andere Germanen hatte stürzen können, sind diese die wichtigsten einflußreichsten Offiziere: ein Theolaif und Aligild zeigen dem Julianus seinen Tod und die Unterwerfung des Heeres an. Und jener Nevitta und ein Agilo sind wieder bei der Kommission zur Untersuchung über die Höflinge des Constantius. Nevitta, sogar zum Konsul ernannt 362, und Dagalaif leiteten im persischen Krieg die Minierarbeiten bei der Belagerung einer Festung — während noch kurz vorher die Barbaren aus

sehr durchsichtigen Gründen in die technischen Waffen nicht Einlaß erhielten. Germanen auf allen Seiten — und doch ein germanisches Reich so gänzlich undenkbar und unmöglich, wie es dem Westgoten Athaulf um so viel später noch erschien.

Es ist freilich schwer zu erkennen, inwieweit diese germanischen Elemente im Heere für die Zusammensetzung der ansässigen Reichsbevölkerung von Einfluß waren. Man muß sich erinnern, daß in der römischen Bevölkerung ohnehin ein Ueberwiegen der männlichen über die weiblichen Personen bestand, wie schon das Zwölftafelgesetz indirekt die Beseitigung jüngerer Töchter erlaubte, so daß später Augustus die Ehe mit freigelassenen Mädchen als legitim erlaubte. Daß nun das Kriegshandwerk die einzelnen Abenteurer wieder größtenteils verschlang, und daß die Römer, so lang es nur die Umstände erlaubten, in ihrer diplomatischen Meisterschaft dazu kein Mittel verschmähten, ließe sich an sich mit Gewißheit vermuten, wenn die Geschichtschreiber auch nicht darauf schließen ließen, wie etwa im persischen Kriege des Julianus, wo die Germanen stets „den verlorenen Haufen" bei Flußübergängen u. dgl. bilden mußten und in ihrer gedankenlosen Abenteuersucht noch mit Vorliebe bildeten. Ob die Ueberlebenden, soweit sie nicht etwa wieder in die Heimat zurückkehrten, in Kolonien als Veteranen angesiedelt wurden, läßt sich wohl statistisch nicht feststellen, doch soll ja schon Cäsar Noviodunum als erste germanische Kolonie angelegt haben.

Das Ehegesetz des Valentinian und Valens zur Zeit der gotischen Invasionen verbot die Ehe zwischen Gentilen und Provinzialen — es muß also notwendig erschienen sein, verhinderte aber doch nicht manche spätere Ehe wie die zwischen Athaulf und Placidia geschlossene.

Viel stärker nach Zahl und Einfluß auf die Mischung der Bevölkerung müssen jedenfalls die Ansiedelungen germanischer Haufen als Ackerbauer gewesen sein. Bewahrten doch die 40000 Sigambern, welche schon Tiberius auf der Rheininsel ansiedelte, ihre Nationalität unversehrt und erwuchsen zum Kerne der salischen Franken. Seit Mark Aurels Markomannenkrieg wurden Germanenscharen mit Weib und Kind in Reichsländern angesiedelt, nicht nur an den Grenzen, sondern wohl in vorsichtiger Weise auch im Innern, wie Aurel 3000 Narisker zuerst bei Ravenna ansiedelte. Aurelianus trug einen vollständigen Sieg über eine gotische Masse von 300000 Köpfen davon, von denen dann viele ins Heer eintraten, andere als Kolonen angesiedelt wurden, während die siegreichen Soldaten jeder 2—3 Weiber als Siegesbeute bekamen. Probus siedelte 100000 Bastarnen in Thracien an, ebenso Burgunder und Vandalen in Britannien, wo noch der Name Vandelsburg bei Cambridge an sie erinnert. Diokletian nimmt 295 die

Karpen in Pannonien und Mösien auf, und das Gleiche wird von seinem Mitregenten Galerius berichtet. Das sind Beispiele und Zahlen, die weder vollständig sein wollen, noch zuverlässig sein können, wenn sie sich auf einen so ausgedehnten Zeitraum beziehen, daß noch 376 die Reste einer Raubschar von Taifalen und Greuthungen als Kolonisten nach Mutina gesandt wurden. Dazu kam noch der starke Handel z. B. mit gotischen Sklaven, der in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts von galatischen Kaufleuten betrieben wird.

Besonders Gallien erhielt einen starken Zusatz germanischer Landbevölkerung; Constantius Chlorus siedelte viele gefangene Franken im nordwestlichen Gallien an, bei Amiens, Troyes, Beauvais und Langres, Maximianus im Lande der Trevirer und Nervier. Diese Kolonisten wurden Läten genannt; ihre Fortdauer und doch nur zum Teil mögliche Romanisierung erklärt das spätere leichte Uebergehen des austrasischen Galliens zu germanischer Eigenart.

Nun waren es freilich nicht bloß Germanen, die als Sklaven oder Kolonisten ins römische Reich aufgenommen wurden. Wie zur Zeit der Ausbildung der Latifundien die Sklavenmassen Mittel- und noch mehr Unteritaliens hauptsächlich aus dem semitischen Vorderasien kamen (kann man doch selbst jetzt noch diesen Ursprung der Süditaliener erkennen), so darf man die Fortdauer dieser Beimischung für das Mittelmeergestade als überwiegend annehmen, wie es auch später willig und innig sich arabischen Kultureinflüssen hingab.

Jedenfalls mußte durch die starke Beimischung germanischer Elemente, wenn man sich die vielfach bezeugte starke Vermehrung der Germanen und das Zusammenschwinden der alteinheimischen, meist ausgesprochen großstädtischen Bevölkerung durch Entsittlichung, Ehescheu und Genußsucht vor Augen stellt, jener frühere Kontrast der Erscheinung sich immer mehr verwischen, zunächst wahrscheinlich in Grenzstreifen, und immer ausgreifender, je länger diese Einflüsse fortdauerten. Schon im 3. Jahrhundert wird der Kaiser Maximinus der Thracier, der 8 Fuß lang war, als Sohn des Goten Micca und einer Alanin bezeichnet. Und keinerlei körperliche Abneigung, wie sie etwa später Sidonius Apollinaris affektierte, hinderte die Vermischung. Schon in der ersten Kaiserzeit gefielen sich die Damen in blonden Perücken, Caracalla liebte sich in germanischer Tracht zu zeigen, und wer möchte den Ausonius und seine Bissula vergessen? So stiegen denn auch Männer von nachweisbar gemischter Abkunft in die höchsten Stellen auf, und jener Magnentius, des Constans Mörder, war fränkischer Abkunft, der Sohn eines Läten. Als des großen Belisar Heimat nennt Prokopius Germanien zwischen Thracien und Illyrien.

Dem Römer, der seines reinen Blutes sicher zu sein glaubte,

mochte freilich der ganze Prozeß der Völkermischung den Eindruck der Barbarisierung des Reiches machen, besonders wenn Germanen, ohne mehr ihre Herkunft durch römische Namen verhüllen zu wollen, wie es seit Arminius und dessen Bruder Flavus geübt worden war, emporstiegen, wie jener Nevitta oder gar der Alamannenkönig Vadomar, der, von Julianus gefangen, später dux in Phönikien wird, 365 im Auftrag des Valens Nikäa belagert, 371 ein römisches Heer gegen die Perser führt. Oder der Franke Arbogast, der unter Valentinian II. am Ende des 4. Jahrhunderts thatsächlicher Herrscher des Westreiches war, des Vandalen Stilicho Vorgänger.

Wer war denn schließlich noch Römer und Barbar? Aus dem bunten Gewirr von Völkern aller Rassen und Sprachen, aus den Wurzeln im etruskischen, venetischen und ligurischen, im aquitanischen, keltiberischen und lusitanischen, im keltischen und halb germanisch-belgischen, im rhätischen und illyrischen Boden, von der massenhaften Sklavenbevölkerung, die fortgesetzt die Lücken der italischen Feldarbeiter und Hirten füllte, zu schweigen, nährte sich seit Jahrhunderten das Pfropfreis der lateinischen Zunge, und ein meisterhaftes System von Kolonien und Rechtsabstufungen untergrub jede Nationalität durch den Egoismus und die Interessengruppen, bis das Ergebnis einer großen Völkergemeinschaft hergestellt war. Die einzelnen Phasen dieses Vorganges der Romanisierung ausgedehnter Länder von einem Mittelpunkte aus, wobei jedoch an das Anwachsen einer Nationalität aus sich heraus nicht gedacht werden kann, entziehen sich freilich der eingehenden Darstellung, wie sie eine Reihenfolge historischer Völkerkarten anschaulich machen könnte. Je mehr aber der römische Name seit der Ausdehnung des Bürgerrechts durch Caracallas constitutio Antoniniana 212 auf alle Provinzialen zu einem Kulturbegriff wurde, um so mehr mußte die Romanisierung, wo nicht überlegene Kulturnachwirkungen sich geltend machten, nach Tiefe und Breite immer reißender um sich greifen.

Wer damals nur einige historische Kenntnisse besaß, mußte sich zu einer höheren Auffassung des römischen Reiches erheben, als daß er bei der großen Kulturgenossenschaft eine Untersuchung der Herkunft der einzelnen Bewohner für wichtig halten konnte. Hielt doch Ammianus Marcellinus zu Ende des 4. Jahrhunderts die Burgunder für römischer Herkunft, wohl weil sie in ihren Sitzen in dem Zehntland oder dessen Nachbarschaft als Verbündete in Ehegemeinschaft mit den Kolonisten gelebt hatten. Der einzelne Germane, der in höherer oder niederer Stellung in den römischen Dienst trat, wird sich ja leicht das Soldatenlateinisch, die allgemeine Verkehrssprache zwischen den Menschen der verschiedensten Zungen, angeeignet haben, und Lateinisch wird wohl auch zwischen den Germanen verschiedener Stämme, z. B. wenn Alarich die Auslieferung aller barbarischen

Sklaven in Rom fordert, gebraucht worden sein, wie noch bis in die Gegenwart herein der polnische Soldat oder Unteroffizier des österreichischen Heeres mit dem Dalmatiner, der Serbe mit dem Tschechen sich wohl oder übel im Soldatendeutsch verständigt. Ja das römische Reich, das die Gemeinschaft des Menschengeschlechts im Sinne der stoischen Philosophie oder Ciceros so gut realisierte, als es im christlichen Sinne die materielle Grundlage des Gottesstaates eines Augustinus und das irdische Vorbild der katholischen Kirche war, dieses römische Reich mußte dem germanischen Krieger, der aus der Einfalt seines Wald- und Jagdlebens in das verschlungene Gewebe einer alten Kultur kam, als die einzige Ordnung der Welt erscheinen — wenn wir den deutschen Idealismus, die Fähigkeit der Hingebung an eine Idee, zu einer altgermanischen Eigentümlichkeit machen dürfen! Als Athanarich, der Führer der Goten nach Fridigerns Tode, der mit Theodosius den Frieden geschlossen hatte, nach Byzanz kam, rief er staunend aus: Wahrlich, der Imperator ist ein Gott auf Erden, und wer die Hand wider ihn aufhebt, dem Tode verfallen! Und in dieser Hingebung wurden gerade Germanen die eifrigsten Parteigänger des römischen Wesens, auch wenn es sich gegen ihren eigenen Volksstamm kehrte. Noch ein Arbogast, selbst ein Franke, kämpfte erbittert gegen seine Stammesgenossen, indem er 392 bei Köln über den Rhein ging und die Chatten (Amsivarier) und Brukterer mit der Schärfe des Schwertes schlug. Und doch verstanden die Herren des Reiches dies so wenig, daß man nach dem Tode des Konstantin den Franken Silvanus, indem man ihn des Hochverrates zieh, zur Empörung trieb, und den Stilicho, welcher sich, der Abneigung der Römer bewußt, auf die germanischen Elemente des Reiches stützen mußte, als Verräter tötete. An wen hätte er denn das Reich verraten sollen? Durch diesen Gegensatz, der zu einer Zeit verschärft wurde, wo es nicht mehr von Vorteil sein konnte, ihn zu betonen, erklärt sich denn auch das Verlangen des Alarich bei der Belagerung Roms nach Auslieferung aller Sklaven barbarischer Abkunft, durch die er sein Heer verstärken wollte. Es ist ja das Wesen der Reaktion, daß sie sich dem leisen Gang der Entwickelung entgegenstemmt, erbittert, wo Versöhnung am Platze wäre, Hirngespinsten, die sie aus der Vergangenheit begründet, nachjagt und so das fördert, was sie bekämpfen will. Die römische Verwaltung hatte ja kompakte Nationen zermürbt, so wäre doch nun das Netz fähig gewesen, einzelne Lücken zu überwinden.

Daß nun aber die feingegliederte Maschine der einheitlichen Verwaltung schließlich doch den Dienst versagte und in Stücke zerbrach — dafür sind seit Montesquieu die verschiedensten Gründe gesucht worden: die wachsende Gefährdung durch die äußeren Feinde, der vieldeutige Begriff der Völkerwanderung als einer neuen ein-

heitlichen Bewegung, die sittliche Verkommenheit und die Waffenentwöhnung der romanischen Bevölkerung, die Auszehrung des Ackerbodens, die Einseitigkeit der alten Kultur, welche die Naturwissenschaften nicht kannte. Vielleicht liegt der Hauptgrund in der Zersetzung der Gesellschaft, in dem aussaugenden Verwaltungs- und Steuersystem, das sich selbst Zweck wurde und den freien Bürger- und Bauernstand der Vernichtung durch die Latifundienbesitzer und Kapitalisten nicht nur in Italien überließ. Die Teilungen des Reiches vollends brachten nur noch größere Lasten für Hofstaat und Militarismus, innere Kriege zu den äußeren. Wie konnte noch von Bürgertugend, von einer Freude und Beteiligung an staatlichem oder nationalem Leben die Rede sein, da es nur Steuern und Gehorsam gab? Dieser socialen Zersetzung konnte das Christentum um so weniger wehren, als es, solchen Aufgaben gegenüber ratlos, nur die Weltflüchtigkeit zu lehren hatte, nur eine ideale Erhebung des Gemütes bot, ja die proletarischen Massen der Städte viel eher zu geduldigem Verzicht als zu demokratischer Organisierung und socialen Gesichtspunkten wie in den Zeiten der Republik bearbeitete.

So versagte endlich die lange an sich selbst zehrende Wehrkraft des Reiches, als, durch kriegerische Ereignisse über die Grenzen gedrängt, größere Massen germanischer Stämme, deren immer wieder anschwellende Kopfzahl nach Getreideland verlangte, ganze Provinzen an sich rissen, um sich dort einzurichten und vor der Not, die ihnen auf den Fersen folgte, zu schützen. Den Provinzialen kam ein planmäßiger Widerstand um so weniger in den Sinn, als die neue Herrschaft gegenüber dem römischen Steuerdruck eher eine Erleichterung ihrer Lage brachte. Nicht der blinde Zerstörungstrieb, noch die klare weitschauende Absicht, an Stelle des römischen Wesens germanische Volksart auf dem neuen Boden zu pflegen, wie sie Orosius anfänglich, vor der gewonnenen Einsicht in die Unmöglichkeit, dem Athaulf in den Mund legt, konnte der treibende Grund dieser neuen Schöpfungen sein. Was früher die römische Staatskunst als letztes Mittel zur Unschädlichmachung der Barbaren zögernd und umsichtig gewährt hatte, Wohnsitze und Sicherheit vor der begehrlichen Konkurrenz der Nachbarn, das hätte gern die Unfähigkeit des Hofes von Ravenna oder Byzanz verweigert, die gute Miene zum bösen Spiel hätte machen sollen. Und doch suchten alle diese Reiche in Frieden mit dem Römertum zu bleiben; der Schatten des Imperiums blieb auf ihnen, auf dem Stegreifbau der unbezahlten Landsknechte des Odoaker nicht minder als auf dem balancierenden System des weisen Theodorich; gewaltthätig, aber nicht unbillig griffen sie nach Drittelsteilen, wie sie im römischen Einquartierungssystem vorgesehen waren; das Gespenst des römischen Reiches, das als Vampyr das Morgenland aussaugte, strahlte nach Westen lange in der Weihe der Legitimität.

So fehlte den neuen Herrschaften, um zur Festigung ihrer Eigenart zu gelangen, von vornherein die naive Sicherheit, da sie sich — ein schöner Beweis für die angestammte Rechtlichkeit der germanischen Volksart — eben selbst als Usurpatoren ansahen. Und wie selten taucht in diesen Germanenreichen der Schimmer einer Erkenntnis auf, daß sie gegenüber dem Imperium, das in Konstantinopel fortbestand, auf Interessengemeinschaft angewiesen wären! Einzig der große Theodorich trachtet lieber nach dem Ruhm des Friedefürsten als nach dem blutigen Lorbeer der Schlachten, er streckt über das westgotische Reich, dessen König freilich sein Enkel, seine schützende Hand aus und pflegt bis ins innere Germanien Verschwägerung und Freundschaft. Aber sonst treiben der verblendetste Eigennutz, das kurzsichtigste Haschen nach Vorteilen des Augenblicks und die Vernachlässigung jeder Vorausschau die Politik, wenn man überhaupt von einer solchen reden will. Und wo war auch die Möglichkeit, da ein gemeinsamer Name gar nicht bestand, oder wie der Germanenname wenigstens nicht gebraucht und volkstümlich war? Wie Athaulf als der Wiederhersteller und Mehrer des römischen Namens seinen Ruhm sucht, so spricht Theodorich oder sein Kanzler Kassiodorius Senator ganz im alten Sinne, wenn er seine Goten anredet: das ist es, was den übrigen Barbarenvölkern fehlt, wodurch Ihr einzig dasteht, daß Ihr kampffähig seid und zugleich mit den Römern in Frieden lebt! Und auch ihn nennt die Inschrift von Terracina den Erweiterer oder Mehrer des römischen Namens. Daß der Untergang des vandalischen oder ostgotischen Reiches das alte Landsknechtswesen, das gefühls- und gedankenlose Kriegshandwerk der Germanen jedes Stammes zeigt, daß Narses gegen den Helden Totila 5000 Langobarden, 3000 Heruler, 400 Gepiden neben hunnischen, isaurischen u. s. w. Heerkörpern führt, ist nicht so auffallend wie die Gleichgültigkeit, womit die Goten dem Auslöschen der stammverwandten Vandalen zusehen und sogar Sicilien den Byzantinern als Stützpunkt gewähren, und das treulose Verfahren der Franken in den ostgotischen Kriegen, oder daß selbst des heldenmütigen Königs Tejas Bruder Aligern, den Haß gegen die Vernichter seines Volkes beiseite setzend, die Festung Kumä mit dem Schatz den Byzantinern übergibt und in ihrem Solde gegen Butilies Alamannen bei Capua kämpft, die doch als Bundesgenossen der gotischen Reste gekommen waren. Nicht einmal die einzelnen Volksteile zeigen sich beherrscht von dem Gedanken des Zusammenhaltes. Ganze Landschaften gotischer Bevölkerung beteiligen sich nicht am Kampfe oder fallen geradezu zu den Byzantinern ab, um gegen ihre Landsleute mitzukämpfen.[1] Von einer Staatsgemeinschaft mit den Wirten wollten weder die

[1] Erwähnt doch Jordanis in seiner gleichzeitigen Geschichtschreibung nicht einmal des Totila und sieht nur im Anschluß an Byzanz das Heil der Goten.

Rugier wissen, welche mit den Ostgoten keine Ehegemeinschaft hielten, noch später die 20 000 Sachsen, welche, mit den Langobarden nach Italien gezogen, das Verlangen nach Rechtsgemeinschaft abwiesen und wieder nach Niederdeutschland zurückkehrten.

Dagegen behielten die Romanen in den verschiedenen germanischen Herrschaften noch langehin die Erinnerung an die frühere Zusammengehörigkeit, bis die lingua rustica sich schärfer von dem geschriebenen Lateinisch abschied, so daß die Unterworfenen hatten, was den Siegern fehlte. Und so lange die Verschiedenheit der Arianer und Katholiken noch hinzuwirkte, war diese versteckte oder offene Parteinahme der katholischen Romanen für die byzantinische Staatskunst häufig genug ein willkommener Hebel.

Um zu erkennen, wie von vornherein in den neuen Herrschaften die nationalen Kräfte verteilt waren, wäre es vor allem notwendig, das Zahlenverhältnis zu besitzen. Leider ist man hier auf ungenaue Angaben und Schätzungen angewiesen.

Die Westgoten werden unter Athaulf auf nur 30 000 Krieger angegeben, so daß sich höchstens eine Gesamtmenge von 250 000 bis 300 000 Köpfen mit Weibern, Kindern und Knechten ergibt. Sie wurden Herren in einem Gebiet, von dem Spanien allein in der Kaiserzeit eine Bevölkerung von 9 Millionen, Gallia Narbonensis (zu 1200 □Meilen berechnet) eine solche von 2 400 000 besessen hatte, wenn sie auch in den letzten Zeiten gelichtet sein mochte. Später, unter König Wamba zu Ende des 7. Jahrhunderts, brachten die Westgoten ein Heer von 130 000 Kriegern auf. Bringt man die unterworfenen Sueven und die Romanen, die mit dem 10. Teil ihrer Sklaven ins Feld ziehen mußten, in Anschlag und bringt die Abnahme der Gemeinfreien in Abzug, so bleibt keinesfalls ein hoher relativer Anteil der Goten an der gesamten Bevölkerung. Diese geringe Anzahl erklärt dann den raschen Zusammenbruch des Reiches durch die arabische Invasion.

Für die Vandalen gibt Prokopius bei der Ueberfahrt nach Afrika 50 000 Köpfe, ein anderer Schriftsteller 80 000 an, die, um den Schein von ebensovielen Kriegern zu erwecken, in so viele Tausendschaften eingeteilt waren. Zur Zeit ihres Untergangs, 100 Jahre später, gibt er 160 000 Bewaffnete ohne Weiber und Kinder an, jedenfalls eine starke Uebertreibung, auch wenn afrikanische Hilfsscharen eingerechnet wären. Für die Burgunder wird die Zahl von 80 000 angegeben, die auf einem Gebiet von 2000 Quadratmeilen mit den unterworfenen Romanen sich auf guten Fuß stellen mußten und wohl auch zuerst gänzlich romanisiert erscheinen. Die Zahl der Ostgoten, einst von Gibbon auf eine Million angeschlagen, wird in den neueren Berechnungen auf 250 000 Köpfe berechnet; wenn sie unter Vitiges, kaum mehr als ein Menschenalter später, ein Heer von 150 000 Kriegern auf-

bringen, so würde dies eine wunderbar rasche Volksvermehrung auf das Vier- oder Fünffache sein, aber immer noch in einem Land, das ohne die Inseln zur Kaiserzeit 11 Millionen hatte, eine wenig ausgiebige Besatzung einzelner Landstriche ausmachen können. Noch geringer war die langobardische Einwanderung, die außer den Herulern und den 20000 Sachsen noch Bulgaren, Sarmaten, Pannonier und Noriker zu ihrer Verstärkung bedurfte und deshalb über Oberitalien hinaus erst allmählich auch nach Süden Eroberungen in Angriff nahm.

So war wohl die germanische Zuwanderung, je weiter von der ursprünglichen Heimat, desto dünner unter romanische Bevölkerung versprengt. Die Striche im Süden und Westen Germaniens, sowie Britannien wurden allmählich ganz germanisch; in den übrigen Ländern war die Romanisierung trotz der Rollenvertauschung zwischen Herren und Unterthanen im steten Fortgang. Die Vandalen, die bei der Art ihrer Besitzergreifung als Großgrundbesitzer der Sprache ihrer Hintersassen, des Lateinischen, nicht entbehren konnten, hätten sich der Romanisierung am kürzesten erwehrt, wenn sie nicht vernichtet worden wären. Bei den Ostgoten zeigten sich die Anfänge der Romanisierung in der Bildung des Athalarich und Theodahat. Ihr Untergang zerriß die Verbindung zwischen den tetraxitischen Goten in der Krim, die noch lange ins Mittelalter hinein ihre nationale Existenz fristeten, den Kleingoten in Mösien an der unteren Donau, bei denen der arianische Gottesdienst in gotischer Sprache bis ins 9. Jahrhundert dauerte, und den Westgoten. Wie die gotische Sprache in der Bibelübersetzung des Ulfilas und im Dienste der arianischen Konfession und Mission zuerst zu litterarischer Verwendung gelangte, so entwickelte sie außer den alten Heldenliedern selbst die Anfänge eines wissenschaftlichen Gebrauches. Die Westgoten schieden sich lange von den Provinzialen durch ihren gotischen Gottesdienst, durch ihre eigentümliche Haartracht, die noch 630 von Isidor von Sevilla bezeugt ist, und die Pelztracht, die sie in Südfrankreich bis zum Ende des 5. Jahrhunderts behielten. Das in Geltung bleibende Ehegesetz des Valentinian und Valens wirkte auf der einen Seite ebenso kräftig als der Waffenstolz der Goten, die bis zum Untergang des Reiches nur Goten auf den Thron setzten. Die Langobarden mieden die Städte, hielten sich meist zusammen und bewahrten zähe ihr germanisches Volksrecht, zäher noch als ihr Heidentum. Ihre größere Roheit bildete eine tiefere Kluft zwischen ihnen und den Romanen als sonst. In älteren Darstellungen tritt zugleich mit der unhaltbaren Annahme einer numerisch starken Einwanderung der Germanen die Auffassung hervor, daß die germanische Eigentümlichkeit durch das südliche Klima ihrer neuen Sitze verweichlicht worden wäre. So besonders

bei den Vandalen, deren starke Volksvermehrung, wenn die angegebenen Zahlen auch nur annähernd festgehalten werden, dazu nicht recht stimmen würde. Hat man es überhaupt mit einer relativen Vermehrung oder Abnahme der germanischen Elemente oder des hellen Typus zu thun? Für das letzte spricht zum Beispiel im westgotischen Gebiete die jetzige Seltenheit desselben, während er sich im langobardischen, in Vicenza und Treviso unverkennbar unter dem Sprachwechsel erhalten, im fränkischen vielleicht den keltischen wieder aufgefrischt hat. Eine Abnahme mögen teilweise die inneren Kriege verschuldet haben, wie die blutige Schlacht von Fontanetum 841 nach dem Zeugnis der fränkischen Chronisten den waffentragenden Teil der Bevölkerung, d. h. im wesentlichen das germanische Element, so schwächte, daß das Wachsen der Normannengefahr darauf zurückgeführt wurde. Daß jetzt durchgängig auch in Deutschland die ursprünglich helle Haarfarbe bei zunehmendem Alter dunkelt, läßt vermuten, daß Galenus die helle Haut- und Haarfarbe nicht ohne Recht mit dem Klima in Zusammenhang brachte, und daß eine Veränderung der Kulturverhältnisse, der Gebrauch von Reizmitteln und Gewürz darauf Einfluß gewinne.

Aber an der Untergrabung der Sonderexistenz der germanischen Elemente arbeiteten noch weit stärkere Faktoren. Die Grundlage der Bevölkerung blieben die Provinzialen. Sie mochten durch die lange Not vermindert, ja manche Landesteile mochten verödet sein — stets blieben sie der Zettel des Gewebes, zu dem die Germanen den Einschlag lieferten. Mochte das Heerwesen und teilweise der kleine Grundbesitzerstand germanischer Herkunft sein, romanisch blieben die Städte, die Reste des Handels und der Gewerbe und des Verkehrs; und so viel fehlte, daß die Reiche der Vandalen, der Ost- und Westgoten, der Burgunder, Langobarden und neustrischen Franken als germanisch bezeichnet werden konnten, wie ungarische und kroatische Regimenter das lombardisch-venezianische Königreich zu etwas anderem als italienischem Lande machten.

Lateinisch, wenn auch schlechtes, blieb die Sprache des Gesetzes und Gerichtes für die größere Menge der Bevölkerung, des Gesetzes selbst in rein germanischen Ländern, lateinisch die einzige Sprache der Urkunden; nur einzelne germanische Wörter für Verhältnisse und Besitztümer zeigen außer den Personennamen den Wechsel der Zeiten. Was von römischer Verwaltung noch erhalten war, empfahl sich schon aus der Schwierigkeit neuer Organisationen zur Beibehaltung und drang auch in das fränkisch-merowingische Reich tiefer und tiefer ein.

Und noch gewichtiger wirkte, seit die Westgoten unter König Rekared, die Langobarden durch Theudolinde und Authari, die Franken durch Chlodwig der katholischen Kirche zugeführt wurden, die Geistlichkeit zum Vorteil der Romanisierung. Die römische Kirche war die Erbin der weltlichen römischen Traditionen und

wurde sich dessen immer mehr bewußt. Wenn auch ihre Organisation noch nicht die Festigkeit erlangt hatte, die sie später zur Herrin Europas machte, so stellte sie doch die einzige geistige Macht dar, deren Träger bald genug mit den weltlichen Großen in die Schranken treten konnten und im Westgotenreich ausschlaggebend wurden. Der lateinische Gottesdienst ließ diese Sprache im Lichte der Heiligkeit erglänzen, während das germanische Idiom als Träger heidnischer Erinnerungen scheel angesehen wurde. Wo die Kirche dem Laien entgegentrat, drängte sich ihm auch die höhere Weihe des Lateinischen auf, und wo nicht die einzige Sprache der Bevölkerung das germanische Idiom war, mußte sie, wie bei noch viel weiterem Abstand der Volkssprache in Südtirol nach der Reformation dem Italienischen, durch die Kirchensprache auch dem Romanischen Vorschub leisten. Selbst beim Wohlwollen der Geistlichen wurde das Germanische, Fränkische oder Alamannische der östlichen Länder erst allmählich fähig, der Religion zu dienen.

Die Bildung der Zeit, wenn sie auch noch so dürftig war, war gleichfalls ausschließlich lateinisch. Was hatten die Germanen der römischen Litteratur entgegenzusetzen als ihre Heldenlieder und ihre lockere Volkspoesie, die die Geistlichen schmähten und bekämpften, die aber uns freilich wertvoller erscheinen als die Machwerke eines Venantius oder Nigellus oder die Geschichtsklitterungen kirchlichen Gesichtskreises — aber nicht den Zeitgenossen, den großen Karl kaum ausgenommen. Die überlieferten Anschauungen werden zum Inventar der Köpfe; noch zu einer Zeit, wo die Empfindung, daß etwas Neues eingetreten sei, uns zwingend erscheint, zeigt sich wie etwa bei Marius von Avenches, zu Ende des 6. Jahrhunderts, die Annahme der Fortdauer des römischen Reiches, wenn er des Belisar und Narses Siege über Vandalen und Ostgoten, wie ein Byzantiner als Siege über die eindringenden Barbaren feiert, als Siege der Gesittung über die Zerstörung, die doch erst das Chaos brachten.

Dazu kam noch, daß sehr bald nach der Festsetzung der germanischen Herrschaften die Könige selbst, um ihre Herrschaft zu festigen, sich gezwungen sahen, dem romanischen Elemente eine wohlwollende Haltung zu bezeugen, schon als Gegengewicht gegen die wilden, an Gesetz und Ordnung wenig gewöhnten germanischen Elemente. Die Langobarden versuchten es lange genug ohne Königtum zu leben, um den gefügigeren Romanen ein allmähliches Emporkommen unter dem Schutze der nachfolgenden Könige zu erwirken.

Noch weniger konnten die westgotischen Könige eine Niederhaltung der Romanen in ihrem Vorteil finden. Schon Athaulf erkannte dies einer vielangeführten Behauptung des Orosius zufolge, daß er, unvermögend den römischen Namen auszutilgen, in die Wiederherstellung und Mehrung desselben mit den Kräften seiner Goten seinen Ruhm zu setzen beschlossen habe. Der fortdauernde Pro-

vinzialadel mußte mit dem zehnten Teil seiner Sklaven zu Felde ziehen und teilte so die Ehre des Waffentragens mit den germanischen Herren. Venantius Fortunatus konnte schon in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts die westgotische Königstochter Brunhildis als Römerin bezeichnen, und seit König Recared nach dem Uebertritt zum Katholizismus auch das alte Ehegesetz des Valentinian und Valens aufgehoben hatte, ging das Gotische, nur in Personen- nicht in Ortsnamen fortwirkend, so völlig unter, daß um 850 nur noch das Lateinische oder Romanische als einheimisch dem Arabischen entgegenstand, aber an ihm einen stärkeren Eindringling fand.

Die Staatskunst der merowingischen Könige ging auf eine wohlwollende Begünstigung der Romanen hinaus, obwohl man erwarten möchte, daß der unmittelbare räumliche und staatliche Zusammenhang mit rein germanischen Landesteilen hier hindernd oder doch durch die beständige Nachwanderung verzögernd gewirkt hätte. Aber in neustrischen Gebietsteilen bald durch die Teilungen sich sondernd, blieben die Romanen in erdrückender Ueberzahl, das Netz ihrer Verwaltung blieb bestehen, sie wurden durch das, wenn auch geringere Wergeld in die fränkische Verfassung hineingezogen, konnten als Antrustionen in das Gefolge der Könige kommen, und bald finden wir sie als Heerführer, Grafen oder Herzöge. Schon zu den Zeiten des Gregor von Tours, am Ende des 6. Jahrhunderts, zeigt sich die Uebersetzung germanischer Namen, wenn anders der dux Lupus, dessen Bruder Magnulf heißt, und mehrere Ursus als Germanen gefaßt werden nach Analogie der langobardischen gleichen Namen. Wenn noch Sidonius Apollinaris einem Syagrius Schmeicheleien sagt wegen der Beherrschung der barbarischen Sprache, so lernten später die Merowinger Childebert, Charibert und Childerich eifrig lateinisch, und letzterer wagte sich sogar an lateinische Verse. Karl der Große, den man sich wegen seiner Herkunft, seines Lieblingsaufenthalts in Austrasien und weil er sich neben seiner lateinischen Hofakademie auch einiges Interesse für die angestammte Sprache und Volksart bewahrt hatte, gern als einen deutschen Herrscher vorstellt, lieh in Staat und Kirche den romanisierenden Strömungen seinen mächtigen Beistand.

Im 8. Jahrhundert drang die lateinische Kirchensprache schon mit Macht in die innergermanischen Gebiete ein. Der römische Kirchengesang wurde unter Pipin eingeführt und durch Karl weitergepflegt. Eine Predigt aber in der Volkssprache durchzusetzen und zur bleibenden Errungenschaft zu machen, lag nicht in der Macht des mächtigsten Fürsten. Die lateinische Gesetzessprache wurde immer häufiger gebraucht, die Sorge für bessere Bildung der Geistlichkeit verstärkte die Ueberlegenheit der Bildungssprache auch nach der Ausdehnung ihrer Kenntnis, und je mehr im Anschluß an den römischen Stuhl sich eine Art fast theokratischer Bestrebungen geltend machte,

bis die Kaiserkrönung die kirchlichen Interessen geradezu als die Hauptsache erscheinen ließen, desto mehr wirkte auch das Lateinische mit der Anziehungskraft der Reichssprache, desto mehr unterwarf die Nachwirkung der einzigen Staatsordnung, die man kannte, an deren Traditionen man anknüpfen mußte, die vereinigten germanischen Stämme den neurömischen kirchlichen Einflüssen. Im November 801 fand eine Versammlung der geistlichen Würdenträger statt, wo der Vorschlag, daß jedermann die Glaubensformeln und das Vaterunser lateinisch lernen solle, die völlige Billigung des Kaisers fand, der auch nicht mehr von dieser Forderung abging, obgleich sich dies als zunächst nicht durchführbar erwies. So sehr erschien lateinisch und christlich zusammengehörig, wie eben anderseits auch fast heidnisch und deutsch, wenn man diesen gemeinsamen Ausdruck vorausnehmen will. Was will gegen diese bis an seinen Tod festgehaltene Forderung seine wahrscheinlich früher angelegte Sammlung der heidnischen Heldenlieder, seine nur durch eine einzige Nachricht bezeugte Sorge für deutsche Grammatik oder Benennungen besagen, was alles unter seinem Sohne, Ludwig dem Frommen, spurlos verschwunden ist, wenn man nicht den Heliand heranziehen will?

An den Sprachverhältnissen kompakter Bevölkerungen vermochte wohl diese Bestrebung, das Lateinische allein als Staats- und Kirchensprache aufzudrängen, nicht so bald etwas zu ändern, daß sie aber den Untergang des Fränkischen, wo es etwa noch mit dem Romanischen sich stritt, beschleunigen mußte, liegt nach Analogie der geschichtlichen Verhältnisse auf der Hand.

So war gerade das karolingische Gesamtreich der letzte Versuch, den römischen Staatstraditionen und dem Christentum das Germanentum als Werkzeug dauernd unterzuordnen und als eigentümliches entwickelungsfähiges Prinzip aufzuzehren. Eine Fortdauer des Zusammenwirkens dieser beiden Mächte, die seit Konstantin dem Großen sich durchdringend der Theokratie zustrebten, in den Formen des karolingischen Gesamtreiches hätte die germanische Nationalität langsam aber sicher zermürbt, wenn nicht die Teilung des Reiches, die volkstümlichen Interessen in den Vordergrund schiebend, auf diese den Versuch neuer Organisationen hätte gründen müssen. So gab erst der Vertrag von Verdun und ergänzend der von Mersen, indem er die noch bestehenden germanischen Enklaven der Isolierung preisgab, den ostrheinischen Gebieten die Möglichkeit einer nationalen Entwickelung. Die drohende Stellung der östlichen Grenzvölker an der Elbe, Saale, Regnitz und Drau mußte eine zusammengefaßte Verteidigung in den Gesichtskreis bringen. Daß aus den Stämmen ein Volk werden konnte, ist nach den Merowingern besonders Karls des Großen unwissentliches Verdienst; wie daraus ein Volk wurde, der Inhalt der Geschichte des folgenden Jahrhunderts.

Das deutsche Fürstentum in der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Von

Moriz Ritter.

II. (Schluß.)

Die Plage der unbeschäftigten Landsknechte stand übrigens in einem größeren Zusammenhang; sie war eine Folge jener wirtschaftlichen Umwälzung, welche so viele Kräfte hob, so viele aber auch unbeschäftigt ausstieß. In dieser Beziehung konnte man zwei andere Uebel der Zeit mit ihr zusammenstellen: die übermäßige Zunahme des Bettels auf der einen und des Luxus auf der anderen Seite. Auch diese Schäden forderten die fürstliche Gesetzgebung heraus, und vielleicht hat sie nirgends mit solcher Vorliebe eingegriffen wie gerade hier. Der leitende Gedanke war wieder die scharfe Trennung der verschiedenen Geburts- und Berufsstände. Demgemäß suchte man für jedermann den standesgemäßen Aufwand in Kleidung und Festessen zu bestimmen, für alle suchte man die Ausschreitungen der Trinkgelage zu beschränken, indem man streng verbot, dem Tischgenossen zuzutrinken. Die Anordnungen waren so scharf und ins Einzelne gehend, daß, wenn sie wirklich befolgt worden wären, die Deutschen das mäßigste Volk hätten werden müssen, während doch in mancher Hinsicht, besonders in Bezug auf geselliges Trinken, das gerade Gegenteil hervortrat. Nicht minder streng ging man gegen Bettel und Müßiggang vor. Das Almosenbitten wird zu einem Vorrecht gemacht, welches die Obrigkeit den arbeitsunfähigen Armen gewährt. Wer arm und zur Arbeit kräftig ist, soll sich als Dienstbote vermieten. Damit die Bettlerkinder nicht in das Treiben ihrer Eltern hineinwachsen, sollen sie ihnen zeitig genommen und zur Handwerkslehre oder anderen Arbeiten angehalten werden.

Wie man mit solchen Anordnungen das Gebiet der Arbeits-

polizei betritt, so sieht man sich bald weiter geführt zum Arbeitslohn für Gesinde, Tagelöhner und mancherlei Handwerker, man unternimmt es, den Lohnsatz durch obrigkeitliche Festsetzungen zu bestimmen. Und einmal mit Regelung des Arbeitslohnes beschäftigt, schreitet man weiter zur Regelung der Preise für bestimmte Nahrungsmittel oder für einzelne gewerbliche Produkte. Allein ich wage es nicht, hier noch tiefer einzudringen; die Mannigfaltigkeit dieser Dinge ist so groß, daß sie kaum zu erschöpfen wäre. Schließen wir daher unsere Betrachtung über die fürstliche Gesetzgebung und kehren wir zurück zu dem Gesichtspunkt, von dem wir sie angestellt haben.

Es wurde gesagt, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse auf einen gleichmäßigen Schutz und gleichmäßige Regeln drängten; und es ist ausgeführt, daß die Einwohner des Fürstentums diesen Schutz und diese Regeln bei ihrer Obrigkeit nachsuchten. Die eigentlichen Inhaber der obrigkeitlichen Gewalt im Fürstentum waren aber der Fürst und die Landstände. Indem beide jenen Forderungen entgegenkamen und zugleich aus sich selber den Gedanken der Erweiterung und Einigung der öffentlichen Gewalt erzeugten, kam es durch die Verbindung dieser zwei Bestrebungen dahin, daß das Fürstentum einheitlichen Landsteuern und einer einheitlichen Steuerverwaltung unterworfen ward, daß die fürstliche Regierung die Mittel empfing zu einer selbständigen Vertretung des Fürstentums und des Fürstenhauses nach außen in Krieg und Politik, und daß endlich jene wirtschaftliche Gesetzgebung erging, welche das Leben der Unterthanen mit festen Ordnungen umspannte und das Fürstentum zu einem geschlossenen wirtschaftlichen Gebiet machte. Diese neue Gesetzgebung hatte aber sofort eine weitere Neuerung im Gefolge: sie erforderte, da ja die Anordnungen ausgeführt werden mußten, eine Erweiterung und straffere Centralisation der Verwaltung. In der That sehen wir denn auch die Fürsten eifrig beschäftigt, die kollegialen Behörden ihres Hofs für die allgemeine Regierung, für wirtschaftliche Verwaltung, für Krieg und Justiz neu zu organisieren; in den Bezirken des Landes, den Aemtern, wurde das fürstliche Beamtentum mit neuen Befugnissen versehen und der centralen Regierung fester untergeordnet; kurz, der Einheit der Gesetzgebung folgte die Einheit der Verwaltung nach.

Gewiß würde es eine lohnende Aufgabe sein, die Organisation der Verwaltungsbehörden, wie sie demgemäß in den Fürstentümern vorgenommen wurde, durch bestimmte Beispiele deutlich zu machen. Allein ich fürchte, zu weit aus den Grenzen einer übersichtlichen Betrachtung herauszutreten, und begnüge mich daher, nur noch auf eine schwere Folge der Centralisation von Gesetzgebung und Verwaltung hinzuweisen.

Es ist früher bemerkt, daß die Festsetzung der gemeinen Rechte

und Pflichten, welche sich aus gemeinsamer oder gleichmäßiger Wirtschaft ergaben, im Mittelalter in kleineren autonomen Kreisen und mit lokaler Geltung erfolgte: die Willküren der Dorf- und Markgemeinde, das Gebot des Gutsherrn und die Sprüche des Gerichtes regelten die ländlichen Verhältnisse, die Zunft und die städtische Obrigkeit sorgte in jeder Stadt in besonderer Weise für die Ordnungen des gewerblichen Betriebs. Jetzt nun erhoben sich über diese Gruppen mittels der fürstlichen Gesetzgebung der Landesfürst und die Landstände, nicht als eine bloß übergeordnete Gewalt, sondern mit dem Grundsatz, daß jede Anordnung, welche der kleinere Kreis für seinen kleinen Bereich treffen konnte, auch von ihnen für diesen und für alle gleichartigen Kreise getroffen werden könne. Und dabei war das Verhältnis nicht etwa so, daß die kleineren Kreise in die größere Genossenschaft der Landstände aufgenommen und von ihr vertreten wurden; vielmehr standen die geistlichen und weltlichen Grundherren außerhalb der Dorf-, Mark- und Gerichtsgemeinde, und selbst die Magistrate der landtagsfähigen Städte fielen keineswegs mit den gewerblichen und kommerziellen Genossenschaften zusammen, sie standen vielmehr als höhere Gewalten mit vielfach sehr getrennten Interessen den niederen Gruppen gegenüber. Bei solcher Anordnung war eine bestimmte Richtung der Entwickelung unvermeidlich, die Richtung nämlich auf die allmähliche Aufzehrung der Autonomie der niederen Kreise durch die höheren Gewalten. Und nicht bloß die Aufzehrung derjenigen Autonomie, welche sich durch allgemeine Anordnungen bethätigte! Denn der landesfürstlichen Gesetzgebung folgte der landesfürstliche Beamte, der sie zur Ausführung brachte, der also aufsehend und eingreifend in die Selbstverwaltung jener Kreise eingriff. Im Anordnen und Verwalten zugleich offenbarte sich die neue Centralisation.

Sollte nun aber dieser Gang der Dinge vor dem höchsten Gegensatze der landesherrlichen und der Selbstverwaltung, vor dem Verhältnis nämlich von Fürst und Landständen stille stehen? Es ist schon bemerkt, wie wenig die Rechte zwischen beiden Gewalten abgegrenzt waren. Die Stände hatten einen wesentlichen Einfluß auf die neue Gesetzgebung: aber das eigentliche Recht, Gesetze zu geben, schrieben die Fürsten sich selbständig zu; die Stände, wo sie sich kräftig entwickelten, gewannen einen bedeutenden Anteil an der Landesverwaltung: aber zugleich drängte die Zeit auf eine einheitliche Gestaltung derselben, bei der entweder die Stände oder der Fürst weichen mußte. Dazu kam dann die kirchliche Umgestaltung, bald die Macht der fürstlichen Regierung unermeßlich steigernd, bald erbitterten Streit säend zwischen Ständen und Fürsten. Aus all diesen Anlässen sollte in kurzem die Frage entstehen, ob die Herrschaft an den Fürsten oder an die Stände fallen sollte.

Aber einstweilen war diese Entwickelung mehr angedeutet als im vollen Gang begriffen. Statt ihr also zu folgen, möchte ich lieber die Betrachtung nochmals zu den wirkenden Kräften zurücklenken, welche in dem Fürstentum das Streben nach Einigung und Centralisation hervorriefen. Als die vornehmsten Ursachen habe ich bezeichnet einerseits die Erfordernisse der wirtschaftlichen Kultur, anderseits die natürlichen Machtbestrebungen von Fürst und Ständen. Nun liegt es aber in der Natur der Sache, daß in einer so bedeutsamen Entwickelung auch noch andere Kräfte thätig waren, die sich eben nicht in eine einzige Formel fassen und auch nicht in übersichtlicher Darstellung erschöpfend bezeichnen lassen. Um also die Sache nicht zu einseitig zu behandeln, möchte ich aus dieser unüberſehbaren Fülle von mitwirkenden Ursachen noch einen besonders wichtigen Vorgang ins Auge fassen, der in seinem letzten Grunde mit den bisher besprochenen Erscheinungen verwandt war, in seinen Folgen jedenfalls auf das gleiche Ziel der Einigung und Centralisation hinführte: ich meine die Umgestaltung des Rechts und des gerichtlichen Verfahrens.

Die Rechtspflege des Mittelalters war von derselben Autonomie der Gerichtsgemeinde getragen, wie die Wirtschaft von der Selbständigkeit der Wirtschaftsgemeinde. Der Richter sollte im gerichtlichen Verfahren für die äußere Ordnung des Rechtsganges sorgen; zu urteilen aber, welcher Satz des Rechtes und des gerichtlichen Verfahrens in dem bestimmten Streithandel und in jedem Stadium des Prozesses anzuwenden sei, war Sache der Vertreter oder Häupter der Gerichtsgemeinde, der Schöffen. Diesen lag für die Frage, was als Recht in dem Gerichtssprengel gelte, keine systematisch durchgebildete Lehre und keine umfassende Gesetzgebung vor; unvollständige Rechtsaufzeichnungen, mündlich bewahrtes Herkommen und die Beurteilung der Verhältnisse nach den ewigen Gesetzen der Billigkeit, das waren die Quellen, nach denen sie das Recht zu bewahren, auszulegen und fortzubilden hatten. Auch die Bürgschaft für Korrektheit der Rechtspflege und für Gleichheit des Rechtes, wie sie durch Unterordnung der Gerichte unter die höhere Instanz gewährt wird, kannte diese Gerichtsverfassung nur in geringem Maße, in der Hauptsache nur für den Fall, daß das Recht, welches die Schöffen im Urteil ausgesprochen hatten, von der Partei für Unrecht erklärt wurde, oder daß das Recht, welches die Schöffen erst noch aussprechen sollten, ihnen selber nicht klar war: in beiden Fällen ward die Entscheidung des höheren Gerichtes angerufen.

In dieses Herkommen drang nun eine Bewegung ein, welche darauf ausging, das Recht dem freien Meinen des ungelehrten Schöffen zu entreißen, es als eine klare, den Spruch des Gerichtes unbedingt beherrschende Norm, welche durch das Gesetz geboten und durch

wissenschaftliches Studium erkannt wird, hinzustellen. Die ersten Träger dieser Bewegung waren Männer, welche von der Praxis des kanonischen Rechts erfüllt waren, die siegreichen Durchführer derselben waren die Jünger des römischen Rechtes, welche an den Universitäten lehrten und lernten. Ihr Grundsatz war, daß das römische Recht, wie es sich unter der Pflege der italienischen Postglossatoren gebildet hatte, das allgemein herrschende Recht des römisch-deutschen Reiches sei, und daß die in den verschiedenen Landen und Städten hergebrachten Rechte eben nur als besondere Rechtssätze, soweit ihr Wortlaut reiche und ihre Geltung bewiesen werde, zur Anwendung kommen dürfen. Indem solche Männer in den Rat und die Gerichte der Fürsten eindrangen, indem sie den Parteien ihren Rat oder ihre Vertretung vor Gericht gewährten, vollzog sich jene große Umwälzung, welche als Rezeption des römischen Rechts bezeichnet wird und seit Ausgang des 15. Jahrhunderts auf Gesetzgebung, Gerichtsverfassung und gerichtliches Verfahren umgestaltend einwirkte.

Eines der ersten Momente in dieser Umwälzung, welches zugleich der neuen Bewegung entstammte und ihren Fortgang mächtig beförderte, war die Einführung der Appellation in den bürgerlichen Prozeß und damit die Errichtung fürstlicher Appellationsgerichte. Bestimmend wirkte dabei die Begründung des Reichskammergerichts. Denn nachdem diesem Gerichtshof u. a. auch die höchste Appellations-Instanz in bürgerlichen Rechtshändeln übertragen war, konnten die Fürsten sich nicht wohl der Anforderung entziehen, die Einrichtung, die so für das Reich getroffen war, für ihre Fürstentümer nachzubilden: diejenigen, welche gegen die Appellation an die Reichsgerichte privilegiert waren, deswegen nicht, weil sonst ihren Unterthanen ein Fortschritt der Rechtspflege entzogen wäre, — diejenigen, welchen ein solches Privileg fehlte, wieder darum nicht, weil ohne eine Zwischeninstanz die Rechtshändel von den gewöhnlichen Gerichten gar zu roh und zu zahlreich an das Kammergericht gediehen wären. Aber was war nun die weitere Folge dieser Centralisierung? Die obersten Gerichtshöfe gehörten zu den ersten Behörden, in welche die Doktoren des römischen Rechtes eindrangen; diese waren geneigt, die Sprüche der unteren Gerichte nach dem Maß ihres gemeinen Rechts zu messen, und konnten selbst den mannigfaltigen einheimischen Rechtssätzen keine Rechnung tragen, solange diese nicht durch klare Feststellung der Willkür entrückt wurden. Die Forderung, die sich sofort erhob, war also, die im Land geltenden Rechte aufzuzeichnen und zugleich mit der Aufzeichnung sie unter sich und mit dem gemeinen Recht nach Möglichkeit auszugleichen. Genau wie die wirtschaftliche, so führte also auch die rechtliche Entwickelung zu der Forderung einer umfassenden Gesetzgebung. Und das Fürstentum wurde wie der einen, so auch der anderen For-

derung gerecht; von demselben Zeitpunkt ab, da die Polizeiordnungen und Polizeigesetze erschienen, wurden Rechts- und Gerichtsordnungen, sowie einzelne Rechtsgesetze erlassen.

Beiden Neuerungen, der Einführung der Appellation wie der Rechtsgesetzgebung, lag nun aber der eine oben ausgesprochene Gedanke zu Grunde, daß die Rechtssätze als unverrückbare Normen, die in der Reinheit ihres Begriffes und der Festigkeit ihres Zusammenhanges der wissenschaftlichen Erkenntnis bedürfen, die Urteile des Gerichts und der übergeordneten Instanzen beherrschen sollen. Wie dieser Grundsatz ins Leben gerufen wurde, begann das Absterben der autonomen Schöffenverfassung, weil der ungelehrte Schöffe den Ansprüchen gelehrter Bildung nicht gewachsen war. Die Umwälzung begann, indem die Appellationsgerichte nicht mit Schöffen besetzt wurden, welche die Gerichtsgemeinde vertraten, sondern mit Beisitzern, welche der Gerichtsherr ernannte, und unter denen die Doktoren des römischen Rechts allmählich das Uebergewicht gewannen. Der Fortgang der Bewegung ging auf die gleiche Umwandlung der mittleren und unteren Gerichte. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war diese weitere Umgestaltung noch in ihren Anfängen, aber deutlich erkennbar war schon das Ziel der Entwickelung an einem doppelten Bestreben: man suchte einerseits in den dem Landesherrn unmittelbar untergebenen Gerichten die Urteilfindung vom Schöffenkolleg mehr an den fürstlichen Beamten zu bringen, indem man den Richter aus einem nicht urteilenden zu einem miturteilenden Vorsitzenden der Schöffen machte, und indem man ferner mit dem Urteil des Schöffengerichtes das Vergleichsverfahren vor den landesherrlichen Beamten konkurrieren ließ; — man suchte auf der anderen Seite die eigenen Gerichte der Städte und Grundherren, welche dem Fürsten nur mittelbar untergeben waren, durch Einführung der Appellation den fürstlichen Obergerichten in straffer Weise unterzuordnen, und man trug ihnen im allgemeinen die aus dem römischen Recht geschöpfte Feindschaft gegen jede von dem höchsten Gerichtsherrn eximierte Gerichtsobrigkeit entgegen.

Also auch auf dem Gebiete des Rechtswesens ging mit der Einheit der Gesetzgebung die Centralisation der Verwaltung zusammen. Die gesamte Bewegung verlief hier nicht anders wie diejenige des wirtschaftlichen Lebens: man begann mit dem Ruf nach gleichmäßiger Regelung der Verhältnisse durch große Gebiete hindurch; und wie als große zusammengehörige Gebiete sich nur die Fürstentümer darboten, so erhob sich in ihnen eine Gesetzgebung und Verwaltung, welche mit bisher unerhörter Kraft das Leben der Angehörigen beherrschte. Das Fürstentum wuchs sich mehr und mehr zum Staate aus.

Wenn nun aber wirklich der vorherrschende Zug der politischen

Entwickelung dahin ging, politische Macht und wirtschaftliches Gedeihen unter die Obhut des Fürstentums zu stellen, so konnte es nicht anders sein, als daß diejenigen Stände des Reichs, deren Gebiet zu klein war, um ein selbständiges Leben in sich zu fassen und zu schützen, in Nachteil gerieten; sie mußten wirtschaftlich verkümmern und politisch entkräftet werden. In der That war dieses der Gang, den fortan im deutschen Reich die kleinen Herrschaften zu gehen gezwungen wurden, und nur eine Gruppe gab es unter ihnen, welche diesem Geschick einen kräftigeren Widerstand entgegensetzen konnten: das waren die deutschen Reichsstädte. Es ist nicht thunlich, von der Erhebung des Fürstentums zu reden, ohne einen Seitenblick auf das gleichzeitige Geschick dieser Städte zu werfen.

Wenn es eine Zeit gegeben hatte, wo man zweifeln konnte, ob die vorwaltende Macht im Reich den Fürsten oder den Städten zufallen werde, so konnte von solchen Zweifeln im 16. Jahrhundert nicht mehr die Rede sein. Die Städte beschieden sich, den Fürsten gegenüber den geringeren Stand im Reiche auszumachen. Aber noch nahmen sie eine großartige Stellung auf dem Gebiete des Handels und Gewerbes ein: die Frage war, ob sie die Kraft besaßen, um diese Stellung zu behaupten und zu befestigen. Wenn man nun, um ihre Kraft zu prüfen, die staatlichen Ordnungen ins Auge faßte, so fiel um die Mitte des 16. Jahrhunderts bei den meisten der ruhige Gang des Lebens auf. Die Zeiten, wo die Gemeinde mit ihrem Stadtherrn — dem Kaiser oder dem Bischof — um die Selbstregierung gestritten, wo dann die verschiedenen Klassen der Bürgerschaft zum Kampf um die Teilnahme an der städtischen Verwaltung aufgestanden waren, lagen in der Vergangenheit; jetzt war die Regierung dem ehemaligen Stadtherrn bald ganz, bald bis auf geringe Reste entzogen, und zwischen den streitenden Klassen der Bürgerschaft, den Patriziern auf der einen, den Zünften und den angesessenen Bürgern auf der anderen Seite, war durch wohlgeregelte Verfassungen, vor allem durch feste Ordnungen über die Zusammensetzung der leitenden Behörde, des Stadtrats, ein Ausgleich getroffen.

So verschiedenartig dieser Ausgleich im einzelnen ausgefallen war, so trat doch seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, seitdem die Stürme der Reformation beruhigt und die letzten großartigen Verfassungsänderungen durch die Anordnungen Karls V. über die schwäbischen Städte (1548—1552) ergangen waren, ziemlich gleichmäßig ein oligarchischer Zug hervor. Mochte von Rechts wegen, wie es in den meisten schwäbischen Städten oder in Nürnberg, Frankfurt und Lübeck der Fall war, der Anteil am Stadtrat vorwiegend den patrizischen Geschlechtern zustehen, oder mochten, wie es in Straßburg und Worms, Köln und Aachen geregelt war, die verschiedenen

Klassen der Bürgerschaft — Patrizier und Kaufleute, Handwerker und angesessene Bürger — gleichmäßig berücksichtigt sein, im allgemeinen geschah es doch, daß der wirkliche Zutritt zum Rat und den höheren Stadtämtern sich auf einen kleinen Kreis von herrschenden Familien beschränkte. Förmlich gesichert wurde diese Verengung, wenn, wie es trotz sehr künstlicher Anordnungen im einzelnen, doch in der Hauptsache in den meisten Städten der Fall war, die Ratswahl auf dem Grundsatz der Kooptation beruhte, oder wenn gar, wie in Frankfurt, Bremen und Hamburg, der Ratsherr auf Lebenszeit ernannt wurde. Eine regelmäßige und nachdrückliche Teilnahme der Gemeinde an den wichtigen öffentlichen Angelegenheiten, wie sie z. B. in Hamburg seit der Reformation in Aufnahme kam und durch Ausschüsse von zugleich kirchlichem und politischem Charakter ausgeübt wurde, war eine Ausnahme und wurde es immer mehr. Es herrschte also in den Städten ein Zug oligarchischer Entwickelung. Und so mächtig war dieser Zug, daß er nicht nur in der allgemeinen Verfassung, sondern auch in den Zünften hervorbrach. Auch hier trat die Gesamtheit der Meister vor den sich kooptierenden Zunftbehörden in den Schatten,[1] und der Meister wieder suchte dem Gesellen das Aufsteigen zur selbständigen Stellung nach Kräften zu erschweren.

Unter solchen Ordnungen stellte sich jenes Stillleben ein, welches seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Reichsstädte kennzeichnete. Es war dies kein Zeichen der Stärke, sondern des Erlöschens des schöpferischen Lebens und des kräftigen Gemeingeistes. Keineswegs wurde es auch von der Zufriedenheit der niedergehaltenen Gemeinde getragen. So oft vielmehr eine große Krise über die Stadt kam, offenbarte sich das unfreundliche Verhältnis in lauter Unzufriedenheit mit dem Rat, in einem ebenso gewaltsamen als täppischen Zugreifen der in den öffentlichen Dingen unerfahrenen Gemeinde. Für den Rat ergab sich daraus die Anforderung, große Krisen möglichst zu vermeiden. Unter den Titeln, die er trug, war der eines „vorsichtigen“ Rates der am besten verdiente.

Aber eben diese Schwäche städtischer Politik war es, welche auf die wirtschaftlichen Verhältnisse nachteilig zurückwirkte. Wohl mochten, was die Gewerbthätigkeit in den Reichsstädten, besonders in denen von Oberdeutschland, anging, die guten Ueberlieferungen und die Macht des ererbten Kapitals immerhin noch ebenso günstig wirken wie die ordnenden Gesetze in den Fürstentümern. Aber anders stand es mit dem großen Handelsverkehr. Der Handel der Reichsstädte mußte überall die Grenzen der Fürstentümer überschreiten, und die Kapitalien der großen Handelsherren

[1] Schmoller, Straßburger Tucher- und Weberzunft, S. 488.

von Augsburg, Ulm und Nürnberg waren angelegt in Tirol und Ungarn, in Sachsen und den Niederlanden, bald in Bergwerken, bald in kaufmännischen Unternehmungen, bald in den Anleihen der Regierungen. Wie oft nun wurden die hiermit verbundenen Interessen gefährdet, sei es durch Zollerhöhungen, Ein- und Ausfuhrverbote und sonstige Erschwerungen des Verkehrs zum Vorteil der fürstlichen Unterthanen, sei es durch direkte Eingriffe in Zeiten der Not oder politischer Verwickelungen! Waren diese Gefahren schon höchst bedenklich, so wurden sie noch bei weitem von denjenigen übertroffen, die von außen, von der Politik der nördlichen und östlichen Nachbarn des Reiches kamen. Es ist ja schon bemerkt, wie diese Mächte im Werk waren, sowohl durch eine stetig wirkende Handelspolitik als durch Gewaltthaten in den Zeiten kriegerischer Wirren den Verkehr der deutschen Städte mehr und mehr aus ihren Häfen zu verdrängen.

Um sich gegen solche Schädigungen ihres Wohlstandes zu sichern, bedurften die Städte einer mächtigen Vertretung ihrer Interessen, sowohl in diplomatischer Verhandlung wie im offenen Krieg. Und nach der Ueberlieferung aus früherer Zeit hätten sie eine derartige Macht wohl gewinnen können, entweder durch den Zusammenschluß in starke Bündnisse oder durch die Vertretung des Reichs. Aber für das eine wie das andere schien Mut und Kraft verloren zu sein. Die oberdeutschen Städte hatten allerdings ihre Verbände nach der schwäbischen, fränkischen und oberrheinischen Gruppe; sie hielten gelegentlich Verbandstage und veranstalteten allgemeine Städteversammlungen, auf denen z. B. gemeinsame Behauptung des dezisiven Votums am Reichstag beschlossen, Eingaben an Kaiser und Reichsstände wegen unbefugter Zölle, sowie sonstige friedliche Maßregeln zum Schutz der städtischen Rechte und Interessen vereinbart wurden. Große städtische Bündnisse jedoch zur selbständigen Vertretung städtischer Angelegenheiten ließ die zaghafte Politik oberdeutscher Stadträte im 16. Jahrhundert nicht mehr aufkommen, und wenn diese Magistrate sich, wie im Schmalkaldischen Bund, mit den Fürsten vereinten, so befürworteten sie in der Regel den Grundsatz ängstlicher Defensive.

Bedeutender als diese oberdeutschen Verbände war in Norddeutschland die Hansa, ein Verein, der zwar nur zum kleinsten Teil aus wirklichen Reichsstädten bestand, aber gleichwohl eine selbständige Vertretung der städtischen Angelegenheiten ausübte und noch im Jahre 1554 nicht weniger als 65 Städte zu seinen Mitgliedern rechnete. Indes zu einer nachdrücklichen politisch-militärischen Wirksamkeit war auch diese Vereinigung nicht mehr geeignet. Unter ihren vielen Mitgliedern bildeten einen fester zusammengeschlossenen Kern nur die sogenannten wendischen Städte, d. h. Lübeck — zugleich das Haupt des gesamten Verbandes —

nebst Hamburg, Lüneburg, Wismar, Rostock und Stralsund. Die Beziehungen der östlichen und westlichen Gruppen, der preußisch-livländischen Städte unter Danzig als Vorort, der niederrheinisch-westfälischen unter Köln, waren, da beide ihre besonderen Handelsinteressen verfolgten, recht locker, und in der vierten Gruppe der sächsischen Städte hielten neben dem Vorort Braunschweig vornehmlich nur Bremen und Magdeburg fester zu dem allgemeinen Verband.

Die Grundlage der Verbindung überhaupt war die Gemeinsamkeit der auswärtigen Handelsprivilegien und die Gleichartigkeit des überseeischen Handels. Erstere machte ein gemeinsames Vorgehen zur Erhaltung und Erweiterung der erworbenen Rechte, letztere gemeingültige Bestimmungen über See- und Handelsrecht erforderlich. Da dann vollends ein Teil des großen Verkehrs an bestimmte Mittelpunkte gebunden war, — so der Handel mit Norwegen, England und den Niederlanden an die Stapelorte Bergen, London und Brügge, die Heringsfischerei an die Strandlager an der Küste von Schonen — so bildete die Regelung gerade dieses Verkehrs, die Unterhaltung und die Rechte dieser Faktoreien den festen Grund hansischer Wirksamkeit.

Daß aber diese Wirksamkeit weder stetig noch im Falle des Widerstands mächtig eingreifend sein konnte, war schon durch die mangelhafte Organisation des Vereins bedingt. Sein einziges, alle Kräfte zusammenfassendes Organ war der von Lübeck berufene Hansatag, eine Versammlung, die mit allen Uebeln einer aus Deputationen städtischer Regierungen gebildeten Tagsatzung behaftet war. Ihr Zusammentritt war nicht regelmäßig, ihre Beschlußfassung unterlag nicht dem Zwange der Majorität, und die wirklich gefaßten Beschlüsse wurden mangelhaft ausgeführt. Wohl suchte man noch im Jahre 1557 das Gemeinwesen fester zu schließen mittels einer, wie es scheint, fast allgemein angenommenen Bundesakte.[1] Allein diese Urkunde, obwohl sie mancherlei Bundespflichten in zweckmäßiger Weise einschärfte, ordnete doch für den entscheidenden Fall des offenen Krieges gegen eine Hansastadt keine andere materielle Hilfe in unzweideutiger Form an als Verkehrssperren gegen den Angreifer und Verkehrsbegünstigungen für den Angegriffenen. Bei einem solchen Mangel war eine wirksame Vertretung der Sache des hansischen Handels gegenüber den großen Mächten

[1] Sartorius III, S 560 Anm. Die Akte ist meines Wissens nicht gedruckt; auch im Kölner Stadtarchiv habe ich mich vergeblich danach erkundigt. Daß sie keine festen Bestimmungen über kriegerische Hilfe enthielt, wird man nach der Analogie des vorausgehenden Entwurfs von 1535 (Waitz, Wullenwever III, S. 56) und der nachfolgenden Bundesakte von 1604 (Werdenhagen IV, S. 1095, nach der kleinen Ausgabe. Leiden 1631. Vgl. auch den Rezeß von 1579 bei Willebrand, Hansische Chronik. Vorbereitung S. 30) schließen dürfen.

ausgeschlossen. Wenn aber in früheren Jahrhunderten der gleiche Mangel dadurch ersetzt war, daß in den Zeiten der Gefahr sich freiwillig ein engerer Kreis hansischer Städte zusammenschloß, um in Krieg und Verhandlung die gemeine Sache selbständig zu vertreten, so waren solche freie Bildungen jetzt nicht mehr zu erwarten. Der letzte große Versuch, der in dieser Richtung gemacht war, der von Lübeck nebst Wismar, Rostock und Stralsund unter Wullenwevers Leitung gegen Dänemark geführte Krieg von 1534/35 hinterließ die Erfahrung, daß die Streitkräfte der Nachbarmächte überlegen, und die ängstliche Zurückhaltung der meisten Städte unüberwindlich sei.

Zu einem erfolgreichen Wettkampf mit der fürstlichen Wirtschaftspolitik fehlte also den Städten die Kraft: sie vermochten ihre Interessen nicht selbständig, mit den Mitteln der Politik und des Krieges zu vertreten. Nun läge wohl noch die Frage nahe, ob sich das Reich denn wirklich, wie es in der ganzen bisherigen Ausführung angenommen ist, der Aufgabe, die wirtschaftlichen Verhältnisse zu ordnen und mit starker Hand zu schützen, so ganz entzogen habe, ob also nicht gerade für die Städte die Aussicht vorhanden war, daß die durchgehenden Ordnungen und der mächtige Schutz, welche sie selber nicht zu schaffen vermochten, im großartigsten Maßstabe vom Reich gewährt werden würden. Um diese Frage zu beantworten und zunächst zu zeigen, daß zum starken Schutz, sei es gegen innere, sei es gegen äußere Widersacher, dem Reich die Kraft abhanden gekommen, müßte ich auf Verfassung und Geschichte Deutschlands während des 16. Jahrhunderts tiefer eingehen, als der Plan dieser Abhandlung gestattet. Ich begnüge mich daher, nur die eine Seite der Frage ins Auge zu fassen, ob das Reich dem Gedanken, in wirtschaftlichen Dingen neue Ordnungen zu schaffen, so ganz fremd geblieben ist. Und in dieser Hinsicht muß wohl betont werden, daß es bei Ausgang des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts, in jenen hoffnungsvollen Zeiten der Reform der Reichsverfassung, allerdings so aussah, als ob das Reich die Regelung der wirtschaftlichen Dinge an sich nehmen wollte. Völlig im Geist der oben geschilderten Landesordnungen ergingen da seit dem Jahre 1495 einzelne, das ganze Reich umfassende Gesetze, endlich im Jahre 1530, und in vermehrter Gestalt im Jahre 1548, eine zusammenhängende Reichspolizeiordnung.

Solche Gesetze, so möchte man meinen, hätten doch nachdrücklich durchgeführt werden und dann ebensogut eine Stärkung der öffentlichen Gewalt des Reiches bewirken können, wie die Landesordnungen die Kräftigung des Fürstentums bewirkten. Aber bei dieser Rechnung würde man einen wichtigen Unterschied zwischen der fürstlichen und der Reichsgesetzgebung übersehen, daß nämlich mit der ersteren die Handhabe der unmittelbaren Ausführung

verbunden war, und daß sie der letzteren fehlte. Schon für die bloße Publikation seiner Gesetze war das Reich auf die Anordnungen der einzelnen Reichsstände angewiesen, und indem es ihnen auch noch die Befugnis einräumen mußte, mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse ihrer Gebiete die Bestimmungen im einzelnen genauer zu fassen und im allgemeinen zu mildern, mußten die Reichsgesetze gleichsam durch die fürstliche Gesetzgebung hindurchgehen: teils wurden sie den Landesordnungen einverleibt, teils in besonderen Erlassen verkündigt, stets aber war es die reichsständische Regierung, welche sie ihren Unterthanen auferlegte, und vollends blieb es derselben überlassen, die Maßregeln zu ihrer Durchführung in Gericht und Verwaltung zu treffen.

Es gab in dieser Beziehung nur ein Reichsgesetz, welches eine Ausnahme machte: das war die Reichsmünzordnung von 1559, ein Gesetz, mit dem man überhaupt die Periode der großen, seit Ausgang des 15. Jahrhunderts beginnenden Reformen der Reichsverfassung abschließen kann. Um das gebieterische Bedürfnis des Verkehrs nach einheitlicher Münze zu befriedigen, wurde ein gleiches und einfaches Münzsystem festgestellt: die Hauptmünze war der Silbergulden, von dem $9^1/_2$ auf eine kölnische Mark (16 Lot haltend, darunter 14 Lot 16 Gran feines Silber) gingen und der nach unten in 60 Kreuzer oder 21 Reichsgroschen eingeteilt war. Damit nun über der Durchführung dieser Ordnung eine gleichmäßige Behörde wache, griff man zu der für die Zwecke des Landfriedens ausgebildeten Kreisverfassung. Die in einem Kreis münzberechtigten Stände sollten jährlich einen oder zwei Probationstage halten und hier die Münzprägung beaufsichtigen.

In den Kreisversammlungen also glaubte man ein Organ zu besitzen, mittels dessen das Reich auf seine Angehörigen einwirken konnte. Aber die Geschichte der nächsten Jahrzehnte mußte bereits zeigen, daß weder aus diesem Keim andere bedeutende Einrichtungen erwuchsen, noch auch das Münzgesetz zu der Geltung gelangte, welche es seiner Natur nach haben mußte. Wenn irgendwo, so zeigte sich gerade hier, daß das Reich fruchtbare Neuordnungen in wirtschaftlichen Dingen nicht durchzuführen vermochte. Das große Fürstentum allein unterzog sich dieser Aufgabe mit einer wenigstens alle seine Nebenbuhler übertreffenden Kraft.

Zur Geschichte des deutschen Bauernkrieges.

Von

Bruno Gebhardt.[1]

Eine Geschichte der großen sozialen Bewegung, die neben der kirchlichen Reformation einherlief und der deutsche Bauernkrieg genannt wird, zu schreiben, gehört zu den schwierigsten Unternehmungen. Jede Stadt, jedes Dorf der von dem Aufstand berührten Gegenden bietet Beiträge zu der Entwickelung des Kampfes, einzelne Scharen figurieren eine Zeitlang unter selbständigem Namen, um dann in größeren Abteilungen zu verschwinden, bald hier, bald dort tauchen die einen, die anderen auf. Und so verwirrend wie die Teilnehmer, so zerstreut wie die Lokalitäten des Kampfes sind auch die Quellen, aus denen man ihn kennen lernt. Die technische Seite des Kampfes zu schildern, ist daher unmöglich, aber auch die soziale und politische wird immerhin lückenhaft bleiben. Von besonderem Interesse aber ist die Frage, wie weit griffen die reformatorischen Bestrebungen ein, und wie wirkten die eigentlich politischen Ereignisse in und außerhalb Deutschlands auf diese Revolution?

In dem folgenden ist der Versuch gemacht, diesen Fragen und vorzüglich der zweiten — da die erste oft erörtert ist — näher zu treten, nachdem auf Grund des Chroniken- und Urkundenmaterials die Anfänge des Krieges behandelt sind.[2]

[1] Man vergleiche mit diesem orientierenden Aufsatze die von Wilhelm Blos gegebenen Anregungen bezüglich der „Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges“.

[2] Aus der benützten Litteratur sind besonders zu nennen: Schreiber, Urkundenbuch d. Stadt Freiburg i. B. — H. F. Baumann, Akten zur Gesch. d. Bauernkr. in Oberschwaben. Derselbe, Quellen zur Gesch. d. Bauernkr. Villinger Chronik (herausg. von Chr. Roder als Bd. 164 der Bibliothek des litter. Vereins in Stuttgart). Andreas Lettsch bei Mone (Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte). Klüpfel, Urkunden zur Gesch. d. schwäb. Bundes. Lanz, Korrespondenz Kaiser Karls V. L. F. Heyd, Ulrich Herzog von Württemberg. Buchholtz, Geschichte der Regierung Ferdinands I. Reißner, Historia Herrn Georgs und Herrn Kaspars von Frundsberg. Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522 bis 1526. Oechsle, Beiträge zur Gesch. des Bauernkrieges in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden. Bensen, Gesch. des

Der Aufstand brach zuerst in der Landgrafschaft Stühlingen[1] aus, westlich vom Bodensee, im Juni 1524. Zwar hatten schon im Mai desselben Jahres Unterthanen des fürstlichen Stifts St. Blasien dem damaligen Abt Johannes III. Steuern und Fronen verweigert und ihre Beschwerden formuliert, aber zu einer eigentlichen Empörung war die Sache noch nicht gediehen.

Die Landgrafschaft Stühlingen war als Reichslehen seit Jahrhunderten in den Händen der Grafen von Lupfen, die zugleich Schirmverwandte von Oesterreich waren. Darin liegt zum Teil der Grund des regen Interesses, das Erzherzog Ferdinand (als Besitzer der österreichischen Lande) an den dortigen Ereignissen nahm.

Die Bauernschaften von Stühlingen, Bondorf, Ewattingen, Bettmaringen u. s. w. hatten sich also ca. 1200 Mann stark zusammengeschart, eine Bruderschaft gemacht und schon weit ausschauend über ganz Deutschland hin ihre Boten gesandt, die den Aufstand erregen sollten. Schon am 27. Juni beantwortet der Hofrat zu Innsbruck ein Schreiben des Vogtes zu Nellenberg über den Stühlinger Aufstand und die Versammlungen der Bauern im Hegau und Klettgau, und am 4. Juli beauftragt er denselben, den Bauern die Vermittelung durch das Reichsregiment zu Eßlingen oder den Erzherzog Ferdinand oder endlich die Regierung zu Innsbruck anzubieten. In demselben Schriftstück ist zugleich die sicherlich nicht ungerechtfertigte Besorgnis ausgesprochen, daß der Aufstand weiter um sich greifen könne. Zu gleicher Zeit hatte aber in Ehingen eine Versammlung des oberschwäbischen Adels getagt (4. Juli), die beschlossen hatte, dem Grafen von Lupfen „nach ihrem Vermögen Rat und Beistand zu thun", doch ward, sicherlich zur näheren Beschlußfassung darüber, eine nochmalige Tagsatzung anberaumt, zu welcher der Hofrat zu Innsbruck den Komtur auf der Mainau, Sebastian von Stetten, und den Vogt von Nellenberg, Hans Jakob von Landau, abordnete.

Einen Tag nach der Ehinger Versammlung traten (am 5. Juli) in Leutkirch die Bischöfe von Konstanz und Augsburg, der Fürstabt

Bauernkrieges in Ostfranken. Mühlhauser Chronik (ed. Holzhausen). Seidemann, Beiträge zur Gesch. d. Bauernkr. in Thüringen. Zweysel, Rothenburg a. d. T. im Bauernkriege (ed. Baumann).

[1] Ob die als Anlaß zum Stühlinger Aufstand erzählte Anekdote, daß die Gräfin von Lupfen am Feiertage durch die Bauern habe Schneckenhäuschen sammeln lassen, um Garn aufzuwinden, wahr sei, ist zwar zweifelhaft, doch nicht unglaublich. Sie findet sich bei Anshelm, Berner Chronik (her. von Stierlin und Wyß. Bern 1825—33, Bd. VI, S. 298) und in der schon citierten Villinger Chronik; dagegen nennt sie Gerbert, Historia nigrae silvae (1783—88) II, S. 317 eine „causa anilis", und auch die Mehrzahl der sonst glaubwürdigen zeitgenössischen Berichterstatter, wie der Abt Caspar im Stiftungsbuche von St Blasien (Mone II, 60) oder der Lesemeister Andreas Lettsch (Mone II, 46) wissen nichts davon. Vgl. Zimmermann, Gesch. d. Bauernkr. [illegible], S. 10, und Ranke, Deutsche Geschichte II, S. 129.

von Kempten, Graf Wolf von Montfort, die Truchsesse Wilhelm und Georg von Waldburg, Georg von Frundsberg und Vertreter der Städte Isny und Wangen zusammen, beschlossen die kaiserlichen Mandate gegen die lutherischen Bestrebungen aufs nachdrücklichste zu verkünden und die denselben Zuwiderhandelnden zu bestrafen; zugleich gingen die Anwesenden ein Bündnis gegen etwaige aufrührerische Vorgänge ein. Westlich und östlich vom Bodensee bereiteten sich also die Herren zur Unterdrückung der Unruhen vor, denn auch in und um Memmingen, Augsburg und Kempten gärte es stark, obgleich dort schon das kirchliche Moment mit wirksam war. So klagt, um nur ein Beispiel anzuführen, Memmingen auf dem Bundestage zu Ulm, am 19. Juni 1524, daß die Bauern zu Steinheim, einem dem dortigen Spital zuständigen Dorfe, den Zehnten nicht mehr geben wollen, und aus dem Augustinerkloster in der Stadt und dem Frauenkloster vor der Stadt die Mönche und Nonnen davonlaufen und Kelche, Geschmeide und dergleichen mitnehmen.

Kehren wir an die westlichen Gestade des Bodensees zurück und verfolgen dort den Gang der Dinge. Wie auf der Adels-Versammlung zu Ehingen bestimmt war, traten die Herren zwischen dem 28. und 30. Juli zu Thiengen mit den Stühlinger Bauern in Unterhandlungen. Als einziges Resultat derselben wurde ein Aufschub gewonnen: auf Bartholomäi (24. August) sollten auf einer zweiten Tagfatzung daselbst die Klagen der Bauern entschieden werden. Indessen scheint doch die Hoffnung auf ein friedliches Beilegen der Zwistigkeiten nicht allzugroß gewesen zu sein, denn sowohl Graf Siegmund von Stühlingen wie der Vogt zu Nellenburg rüsteten. Für die Bartholomäi-Zusammenkunft waren von seiten des Erzherzogs Ferdinand ebenfalls Hapsperg und Landau delegiert mit der Instruktion, einen gütlichen Vertrag anzubahnen oder beide Teile zu veranlassen, ihre Sache dem Erzherzog oder anderen Schiedsleuten zur endgültigen Entscheidung anheimzustellen. Jedenfalls sollten sie schon einige Tage vorher mit dem Grafen beraten, wieweit Ferdinands Hilfe nötig sei, falls die Verhandlungen sich zerschlügen. Ein beigelegtes Schreiben des Erzherzogs an die Landschaft Stühlingen schlägt einen Kompromiß vor, zu dem sie „nach ihrer eigenen Wahl und nach dem Rate der vorderen (österreichischen) Regierung" (zu Ensisheim) sieben Abgeordnete senden sollten. Zu gleicher Zeit erhielt aber die Ensisheimer Regierung Kopien der Instruktion und des Briefes an die Bauern mit dem geheimen Auftrage, wenn der Kompromißversuch sich zerschlage, bei ihrer Handlung gegen Waldshut auch dem Grafen von Lupfen Hilfe zu leisten und mit der äußersten Strenge gegen die Unterthanen vorzugehen — zur Abschreckung für andere.

In der benachbarten österreichischen Stadt Waldshut war um dieselbe Zeit zwar weniger eine offene Empörung als ein Konflikt

mit Erzherzog Ferdinand ausgebrochen. Balthasar Hubmaier, der bekannte Prädikant, hatte entgegen den fürstlichen Mandaten die Reformation durchgeführt und fand Unterstützung, ja die treueste Anhänglichkeit, wie der Chronist sagt, „bey weib, man, jungen und alten". Es war natürlich, daß die Stühlinger Bauern sich mit Waldshut in Verbindung setzten und schließlich (am 24. August) dorthin zogen. Durch diese Verbindung der aufständischen Landbevölkerung und der reformierten Stadtgemeinde erwuchs für die Herren noch größere Gefahr.

Deshalb traf der Hofrat zu Innsbruck seine Vorbereitungen auch nach anderer Richtung hin. In einem vom 20. August datierten, ebenfalls geheimen Schreiben an die Regierungen zu Ensisheim und Stuttgart, an Marx Sittich von Embs und Georg von Frundsberg raumt er auf den 31. August eine Versammlung zu Radolfzell am Untersee in dieser Angelegenheit an. Geheim gehalten wurden diese Vorbereitungen, um den „gütlichen" Ausweg nicht zu versperren, und selbst in der Erwartung des Fehlschlagens jener Kompromißversuche, um Zeit zu gewinnen. Denn gerüstet, um sofort vorzugehen, war die österreichische Regierung durchaus nicht, und sie beauftragt deshalb noch unter demselben Datum den Vogt zu Nellenburg, allen Fleiß anzuwenden, „den Anstand mit anderm gutem Fuge auf 14 Tage zu erstrecken und es jetzt keineswegs zu thätlicher Handlung kommen zu lassen". Vom 24. August, also auch noch bevor die Nachricht von dem Ausgange der Verhandlungen zu Thiengen an Ferdinand gelangt war, datiert das Aufgebot an seine Provisioner,[1] im ganzen 23 Ritter mit 130 Reisigen.

Der Bartholomäitag zu Thiengen verlief resultatlos. Als Graf Siegmund von Lupfen mit den Kommissaren des Erzherzogs erschien, zogen die Bauern von Waldshut heraus mit ihrem Fähnlein und gewaffneter Hand, was allerdings keinem Vertrage gleichen mochte. Als die Herren dies sahen, so erzählt Andreas Lettsch, ritten sie unverzüglich von Thiengen ab. Auf dem ersten Tage zu Thiengen (28—30. Juli) hatten die Bauern ja allerdings positive Vorschläge gemacht: sie wollten ihre Angelegenheiten durch zwölf Schiedsrichter entscheiden lassen, deren sechs sie zu ernennen hätten. Diese zwölf sollten einen unparteiischen Schiedsmann wählen. Die Annahme oder Zurückweisung dieser Vorschläge durch die Herren sollte eben am 24. August erfolgen, und es läßt sich nun wohl verstehen, wie die österreichische Regierung vor diesem Tage schon an die Rüstungen geht, da die Herren untereinander längst einig

[1] Auf Wartegeld gesetzte Kriegsleute, welche nicht den regelmäßigen Sold, sondern eine geringere „Provision" dafür erhalten, daß sie gegebenen Falls zu Diensten stehen. Auch mit den „Pensioner" haben diese „Provisioner" manches gemeinsam.

waren, diese Vorschläge der Bauern nicht anzunehmen. Unterm 28. August erläßt dann Ferdinand ein zweites Rundschreiben, worin er zu Rüstungen und Unterstützung seiner eigenen Rüstungen auffordert, ein Schreiben, das als Blankett vervielfältigt zur Verfügung der Oberbefehlshaber gestellt wird. Während die Bauern nun vor Schloß Stühlingen lagern, ohne es aus Mangel an Geschütz nehmen zu können, versammeln sich die Herren auf dem zum 31. August anberaumten Tag zu Radolfzell; unterm 30. August erläßt Erzherzog Ferdinand eine kriegsatmende Vollmacht für seine Kommissarien auf der Versammlung. Darin weist er auf die Verbindung der Stühlinger und Waldshuter hin und erklärt, wohl auch in Rücksicht auf die Erfolglosigkeit der Thiengener Verhandlungen, die Notwendigkeit eines energischen Vorgehens. Um letzteres bewirken zu können, erteilt er dem Grafen Rudolf von Sulz, Statthalter der oberösterreichischen Lande, Georg von Frundsberg, der damals „oberster Feldherr der fürstlichen Grafschaft Tirol" war, und seinem Pfleger zu Ambras, Wilhelm Schurff, die Vollmacht, in seinem Namen in der Landvogtei Schwaben, Landgrafschaft Nellenburg und Herrschaft Bregenz 1500—2000 Mann zu Fuß aufzubieten.

Für den Tag zu Radolfzell waren als kaiserliche Kommissare delegiert die genannten Graf Rudolf von Sulz, Georg von Frundsberg und Wilhelm Schurff, dazu kamen noch Christoph Fuchs (von Fuchsberg), aus dem Regiment des Landes Württemberg Rudolf von Ehingen und aus der Regierung des obern Elsaß Hans Immer von Gilgenberg. Die Grafen Siegmund und Georg von Lupfen ersuchten noch den Grafen Friedrich von Fürstenberg und Georg Truchseß von Waldburg zur Teilnahme. Letzterer allerdings war nicht anwesend, da die Aufforderung dazu einerseits zu spät in seine Hände kam (erst am 17. September), er auch andererseits als „Statthalter im Reich zu Eßlingen" amtlich verhindert war. Doch erbietet er sich in seinem Antwortschreiben, da er schon vom Scheitern der Verhandlungen gehört, mit 100 Reitern zu Hilfe zu kommen, sobald er seines Amtes ledig sei.

Auf dem Tage zu Radolfzell beschließen die dort versammelten Herren, vor allem eine erneute Beratung zu Schaffhausen am 7. September abzuhalten, aber auch für den bevorstehenden Kriegszug treffen sie nähere Vorbereitungen: bei Hüfingen soll sich das Heer versammeln, der Tag wird bestimmt, ist aber leider im Protokoll unleserlich, die Anordnungen über Proviant, Geschütz u. dgl. erfolgen; sie halten es aber auch für nötig, die Grafen von Lupfen und das Regiment zu Innsbruck aufzufordern, „durch Wib und ander der Sach taugenlich Kuntschaften innemen und machen, wo die Buren liegen, was ihr Praktik, Fürnemen und Anschläg, auch wie stark und was ihr Hoffnung, Trost und Hilff sey". Auch soll

nach etwaigem resultatlosen Verlaufe des Tages zu Schaffhausen die Proviantzufuhr aus dem Elsaß abgeschnitten werden. Am 3. September schlossen die Herren ihre Sitzungen.

Indes hatte unterm 28. und 31. August die österreichische Regierung 4000 Gulden angewiesen, aber in beiden Schriftstücken auf den Mangel an Geldmitteln hingewiesen, im ersten aus der Verbindung der Bauern mit den Waldshutern, im zweiten aus dem Einmischen derer von Schaffhausen die Befürchtung größerer Ausdehnung der Bewegung genommen. Wie unangenehm letzteres dem Erzherzog sein mußte, wird ganz offen ausgesprochen, denn schon waren, nach demselben Bericht, aus Venedig Nachrichten gekommen, „daß die Türken mit 2 merklichen Haufen auf Kroatien zuziehen". Zudem ist der gemeine Mann allenthalben in „aufruer und empörung". Deshalb ergeht auch von seiten des Innsbrucker Hofrats die Bitte, den Aufruhr, wenn anders es mit Fug und ohne besonderen Nachteil geschehen könne, „gütlich" zu stillen.

Nun aber kam eine neue Gefahr dazu. Herzog Ulrich von Württemberg, der vertrieben in der Schweiz lebte, begann, wie wir weiter unten noch sehen werden, seine Unterhandlungen mit den Bauern und seine Rüstungen. Veit Suter, der fürstliche Geheimschreiber, wird beauftragt, den zu Baden im Ergau zu einer Tagsatzung versammelten Eidgenossen die dahin gehenden Besorgnisse seines Herrn mitzuteilen. Diese erklären im Abschiede vom 4. September, zur Unterdrückung resp. Verhinderung des Aufstandes, was in ihrer Macht stünde, zu thun. „Was mit denselben Ungehorsamen fürgenomen und gehandelt würdet, soll von uns gantz und gar kein Rach noch Straff darumb hinach volgen."

„Allein haben wir harinnen ußgeschieden und vorbehebt, alle die, so unsere getreuen lieben Eidgenossen von Schaffhusen zu versprechen stand."

Warum die Ausnahme mit Schaffhausen? Nun diese Stadt hatte mit Recht ein großes Interesse an der Landgrafschaft Stühlingen, da ihre Bürger viele Besitzungen in derselben liegen hatten. Schaffhausen barg außerdem den Urheber des Waldshuter Konfliktes, Balthasar Hubmaier, der dort am 17. August eine Zuflucht gefunden hatte. Die Stadt nun mahnte einerseits ihre Bauern sich ruhig zu verhalten und bot andererseits den Herren ihre Vermittelung an, die, wie wir oben sahen, aus naheliegenden Gründen sofort angenommen wurde. Der Radolfzeller Ausschuß wählt einen gleichen für diese Verhandlungen, zu dem neben anderen Wolfgang von Honburg und Hans Walther von Laubemberg gehören. Auch Graf Wilhelm von Lupfen, der eben erst aus Spanien zurückgekehrt war, wohnte den Verhandlungen bei, die vom 7. bis zum 10. September dauerten. 22 namentlich angeführte Vertreter von 34 Dörfern und Bauernschaften waren erschienen,

und die Leitung und Vermittelung lag in den Händen der beiden Bürgermeister von Schaffhausen, Hans Ziegler und Hans Peyer, nebst drei Ratsverwandten. Wir brauchen den ganzen Gang der Unterhandlungen nicht zu verfolgen, Berichte des Schaffhausener Ausschusses an den zu Radolfzell flogen hin und her, Instruktionen wurden aus Innsbruck eingefordert und Informationen erteilt. Die Verhandlungen nahmen einen sehr guten Fortgang, nur zwei Differenzpunkte schienen Schwierigkeiten zu machen: der eine betraf die Kornfuhren, der andere die Bestrafung der aufständischen Bauern. Die erste Forderung wurde in einer für die Bauern günstigen Weise erledigt: „welcher Korn fürt, dem sol das an obbestimmten Tagwen abgan"; dagegen der zweite Punkt fand den günstigen Ausgang nicht, da die Herren sich zwar zu einer Milderung ihrer ersten Forderung, daß die Aufrührer im wollenen Bußgewande und barfuß auf einem Felde bei Wellöschingen erscheinen und Wehr und Waffen ausliefern sollten, verstehen mußten, aber doch nur in geringem Maßstabe. Der schließlich festgestellte Strafmodus lautete: „Wir lassen nach, daß der Platz von Wellöschingen in das Feld zu Stühlingen verendert. Zum andern, daß sie erlassen werden, wullin und barfuß zu komen; aber darob wollet ernstlich halten, ob sie in gemeltem Feld zu Stühlingen gar ohne lang und kurz Weren, mit wißen Stäblin erschinen, niderknien, sich erkennen mit Ueberantwortung des Vänlins, daß sie Unrecht getan und umb Gnad und Nachlassung bitten. Daß dann die Buren ihr lang Wer und Harnasch anheimen lassen, und so sie in dem Feld zusamen komen, ihr Degen und kurz Weren von ihnen legen, und darnach H. Graf Wilhelm von Lupfen, dieweil er dasselbe bei uns und seinem Vettern Grafen Sigmunden bittlich erlangt, ihnen solch Weren wider zu geben Macht hette."

Wie sehr täuschten sich die Herren aber, wenn sie obigem Passus zusetzten: „Als wir achten die Buren sich nit widern werden"!

Zwar wurde eine Vertragsurkunde ausgefertigt, die in ihren 39 Artikeln ein Bild von den Lasten und Beschwerden des armen Mannes gibt und insofern interessant ist, die aber auch ohne praktischen Erfolg blieb, da die Bauern diese wohl annahmen, einer folgenden Bestrafung aber erst durch Bitten, bald aber durch bedrohliches Auftreten sich entgegensetzten.

Wohl dankt der Innsbrucker Hofrat der Radolfzeller Kommission, speziell Sulz, Frundsberg und Schurff, unterm 13. September für die gute Nachricht vom 10. d. M., daß die stühlingische Handlung gütlich beigelegt ist, und hofft bald von Waldshut dasselbe zu erfahren. Aber noch ehe dieses Schriftstück geschrieben und abgesandt ist, hat der Radolfzeller Ausschuß schon wieder von Schaffhausen die unangenehmsten Nachrichten. Am 10. September war daselbst Markttag, und zu diesem strömten von allen Seiten

so viel Bauern zusammen, daß die Aufrührer, so gestärkt, von der demütigenden Strafe nichts mehr hören wollten, und schon 2 Tage darauf erklären die versammelten Scharen, daß ihre Delegierten die erteilten Vollmachten überschritten hätten und sie die Verträge nicht als allgemein rechtskräftig ansähen. Noch einmal unterziehen sich die Schaffhausener der Vermittelung, aber bald müssen sie nach Radolfzell berichten, daß sie „nünz fruchtbars geschafft“. Am 16. September berichtet dann der Ausschuß, der indes seinen Sitz nach Engen verlegt hat, nach Innsbruck, daß die Meldung von der gänzlichen Stillung des Stühlinger Aufstandes verfrüht war, daß die Sache noch auf demselben Punkte wie vorher steht, und daß es jetzt wohl nötig sei, mit der That einzuschreiten. Er glaubt zwar nicht, daß ein großes Heer dazu notwendig sein werde, macht aber doch schon die Bemerkung, daß „allerhand seltzsamer Pracktiken mit den Schweitzern, Franzosen und sonderlich Wirtenbergern im Handl schweben“.

Dabei war die Waldshuter Affaire nicht einen Schritt weiter vorgerückt, und hin und her flogen die Berichte über die resultatlosen Unterhandlungen. Immer ernster und gefahrdrohender wird aber auch das Auftreten Herzog Ulrichs, und der Ausschuß zu Engen, der unterm 20. September von Innsbruck aus den Befehl erhalten hatte, die Bewegungen des Herzogs sorgfältig zu beobachten, berichtet schon 3 Tage später, daß im Schlosse zu Twiel (jetzt Hohentwiel) „bis in 500 stark zu Roß und zu Fuß“ seien und sich von Tag zu Tag verstärken. „Darzu hat er (der Herzog) eine große Summa und Anzal Profand hinuf gebracht; zusambt solchem allem hat er ein eignen Gießer, der das Kupfer, davon wir Euch geschriben haben, yetzo alles geußt, und traben seine Reuter allenthalb durch das Hegew aus und ein. Nymand darff ihnen, dieweil man deß kein Bevelh hat, niht thun, und müssen also wissentlich, daß er sein Praktik unter den Bauern macht, dises an sich zugeben.“

Anstatt nun mit Aufgebot aller verfügbaren Kräfte rasch vorzugehen, ordnet die Innsbrucker Behörde immer neue Unterhandlungen an, fordert immer neue Berichte ein und gibt die Hoffnung auf friedliches Beilegen der Zwistigkeiten immer noch nicht auf. Die angeordneten Rüstungen und das Flüssigmachen der notwendigen Geldmittel gehen natürlich auch aufs langsamste vor sich, und so ist es kein Wunder, daß, dank der regen Agitation, der Aufstand bald um sich greift und schon Anfang Oktober der Hegau in vollen Flammen steht. Unter demselben Datum schreibt auch schon die Stadt Freiburg i. B. an Ritter Wolfgang von Hürnheim, daß es in Herzog Ulrichs Absicht läge, einen Bundschuh aufzurichten, und nun fordert die österreichische Regierung in Würtemberg Hilfe beim schwäbischen Bunde.

Es ist unleugbar, daß die Einwirkung Herzog Ulrichs nicht

am wenigsten der ausbrechenden Bewegung Kraft verlieh. Es kommen überhaupt gerade in jener Gegend, wo die Empörung entstand, eine Menge von Einflüssen zur Geltung, deren es in der That auch bedurfte, um ihr Ausbreitung und Dauer zu verschaffen, und schon Ranke (Deutsche Geschichte, 2. Bd., S. 128), der selbst einzelne Punkte bezeichnet, hält es für notwendig und interessant, diese Einflüsse genauer zu untersuchen. Das kirchliche Moment kann für diese aufständische Landbevölkerung durchaus nicht in Betracht kommen. Zwar führte Ferdinand in seinen Berichten und Briefen an den Kaiser die ganze Bewegung auf „la secta lutherana" zurück, zwar hatte schon Hannart, der Gesandte auf dem Reichstage zu Worms, in einem Bericht an Karl V. die durch die lutherische Bewegung drohende politische Gefahr moniert; zwar führen die gleichzeitigen Geschichtschreiber — man muß bedenken, daß sie meist Kleriker waren oder in Abhängigkeit vom Klerus standen — die Bewegung auf sozialem Gebiete als durch die kirchlichen Wirren hervorgerufen an, und es ist unleugbar, daß für den Anschluß der Städte und für die energische Ausbreitung der Revolution dieses Moment von der höchsten Wichtigkeit war. Aber es ist doch von einseitigen Historikern zu viel Gewicht darauf gelegt, wenn die Reformation als einzige oder selbst nur als Hauptquelle der Revolution bezeichnet wird: erstere bereitete den Boden, auf dem die längst gestreute Saat emporwuchs, aber die Saat selbst waren die drückenden sozialen Lasten, unter denen — die Verquickung ist eine vielfache — die kirchlichen nicht die geringsten waren. Es ist eben der Unterschied zwischen erregender Ursache und beförderndem Einfluß, der festgehalten werden muß, um das Verhältnis zwischen Revolution und Reformation klar zu fixieren: die Ursachen lagen in den sozialen Verhältnissen, die befördernden Einflüsse waren die kirchlichen und politischen Strömungen. Die ersteren fanden schon vielfach Klarstellung, auf die letzteren hat man fast gar keine Rücksicht genommen. Und doch sind die inneren Verhältnisse Deutschlands und seine äußere Politik von eminenter Wichtigkeit für den Ursprung und den Fortgang des Aufruhrs. Die Zersetzung und Auflösung des Reiches gedieh, trotz aller Reformversuche, mehr und mehr, der Kampf der einzelnen Stände untereinander und gegen das gemeinsame Oberhaupt lockerte einerseits alle Bande staatlicher Disziplin und fürstlicher Autorität und häufte andererseits das Maß der Lasten und Beschwerden für den dritten Stand bis zur Unerträglichkeit. Diese Entwickelung führte ja im Laufe der Jahrzehnte zu wiederholten Aufständen, die aber immer lokalisiert blieben und bald unterdrückt wurden. Dem Aufstande, dessen Anfänge wir bis jetzt eingehender geschildert haben und der in seinem Verlaufe einen großen Teil des Reiches erfaßte, traten fördernd die

außerdeutschen politischen Verhältnisse zur Seite in ihrer Rückwirkung auf das Reich. Und vor allem ist es da der Krieg zwischen Karl V. und Franz I. von Frankreich, der Berücksichtigung erheischt. Beide Fürsten hatten diesen Krieg wie ein Erbe überkommen, und ihre Rivalität um die deutsche Kaiserkrone hatte den Gegensatz noch verschärft. Aus jener Zeit der Bewerbung, ja noch aus der seines Oheims Ludwigs XII. datierten innige Verbindungen zwischen dem französischen Hofe und einer Reihe von deutschen Fürsten und Städten. Daß dieselben bei Ausbruch des Krieges mit Karl eher verstärkt als abgebrochen wurden, war natürlich, da man ja so hoffen konnte — und zu sehr täuschte die Hoffnung nicht —, dem Kaiser in Deutschland Schaden und Abbruch zu thun. So schreibt Hannart in dem schon oben zitierten Berichte, daß Franz I. an die kaiserlichen Städte gütige und freundliche Briefe (lettres bonnes et gracieuses) gerichtet habe. In engerer Verbindung stand aber der französische Hof wohl mit keinem der Reichsfürsten, als mit dem vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg — und in dieser Verbindung zeigt sich aufs deutlichste eine Einwirkung Frankreichs auf die deutschen Verhältnisse, eine Einwirkung des italischen Krieges auf den Bauernkrieg.

Ulrich war 1519 durch den schwäbischen Bund aus seinem Stammlande vertrieben worden, und alle seine Versuche, es wiederzu erlangen, waren bisher gescheitert. Das Land war vom schwäbischen Bunde dem Kaiser als Erzherzog von Oesterreich zur Verfügung gestellt worden, und dieser hatte es seinem Bruder Ferdinand zur Verwaltung übergeben. Es hätte gar nicht einer so energischen Natur, wie sie Ulrich besaß, bei jenen zerfahrenen Verhältnissen Deutschlands bedurft, um immer wieder den Versuch der Wiedereroberung zu machen und alle Konjunkturen der politischen Lage zu benützen. Woher er die Mittel nehmen sollte, darüber brauchte er keine skrupulösen Bedenken zu haben, und es war bei der Sachlage natürlich, daß er vor allem seine Blicke nach Frankreich wandte, denn sein Verhältnis zum französischen Hofe datierte aus früherer Zeit. Schon 1509 lud Ludwig XII. den jungen Herzog zu sich ein, und wenn er auch 1513 aus Gefälligkeit für Kaiser Maximilian im Feldzuge gegen Frankreich eine Befehlshaberstelle annahm, so stellte er doch schon 3 Jahre später, 1516, wieder freundliche Verbindungen her, als kurz vorher Franz I. den Thron bestiegen hatte. Ja es fanden sogar Unterhandlungen statt über seinen etwaigen Eintritt in französische Dienste, und sie zerschlugen sich nur an seinen zu hohen Pensionsansprüchen. Ob er zu seinem Feldzuge gegen den schwäbischen Bund (1519) französisches Geld erhalten hat, wie damals allgemein geglaubt wurde, läßt sich doch nicht mit Sicherheit nachweisen. Erst als der zum zweitenmal vertriebene Fürst in der Schweiz Zuflucht fand, begannen durch

Vermittelung der Eidgenossen, deren immer viele in französischen Diensten standen, neue Unterhandlungen mit Frankreich. Noch im Dezember 1520 tritt Franz I. nur zögernd in die Verhandlungen ein, denn noch war es nicht zu offenem Kampfe zwischen ihm und dem Kaiser gekommen; aber im geheimen wurden in Lyon Unterhandlungen begonnen, und schon erhielt Ulrich Geldunterstützungen. Offener und direkter fanden im März 1521 zu Sansar Zusammenkünfte statt, denen Ulrich persönlich und von französischer Seite Admiral Bonnivet beiwohnten. Dieselben führten zum Eintritt des ersteren in Franz' Dienste. Der Herzog suchte nun nach Möglichkeit dem Könige Hilfe zu leisten, ohne daß es ihm gelang, aktiv an den Ereignissen teilzunehmen. Beinahe wäre es 1523 zum Bruch gekommen, aber der französische Hof wußte den Herzog wieder zu besänftigen, und Ulrich dachte nun Anfang 1524 ernstlich an die Wiedereroberung seines Herzogtums. Er schickte an den König, der bei Pavia stand, Hans von Fuchsstein mit der Erklärung, daß auch er die Absicht gehabt, zu ihm zu ziehen, aber nun zeige sich ihm eine Gelegenheit, mit Hilfe einer tapfern Anzahl Volkes, worunter auch die Unterthanen der Gegner des Königs seien, sein Fürstentum wieder einzunehmen; es mangle ihm nur an einer kleinen Summe Geldes; er bitte zum Unterhalt für die Knechte und Bauern um 15000 Kronen und um Fürsprache bei den Eidgenossen. Mit dem Gelde wolle er die Schwarzwälder, Hegauer und Klettgauer, auch etliche Eidgenossen und Reisige, bis zu 12000 Mann stark, samt dem Geschütz und den Geschützmeistern unterhalten. Dem König selbst werde in seinen Kriegssachen die Unternehmung zu hoher Wohlfahrt gereichen. Damals nun hat er das Geld wohl nicht mehr erhalten, denn unterm 10. Februar antwortet ihm Franz aus dem Lager, es sei nahe daran, daß der Krieg ein Ende gewinnen werde; er hoffe ihm bald gute neue Zeitung kund zu thun — und 14 Tage darauf war der König bei Pavia geschlagen und gefangen.

Doch wir eilen den Ereignissen voraus; zu dieser Zeit war Ulrichs Verbindung mit den Bauern sehr weit gediehen. Schon am 23. September 1524, also 3 Monate vorher und kurz nach Beginn des Aufstandes, meldet, wie oben erwähnt, der fürstliche Ausschuß zu Engen, daß die Rüstungen auf Hohentwiel außerordentlich betrieben würden. Einen noch stärkeren Rückhalt als an Frankreich hatte Ulrich an den Schweizern, die ihn aufs beste durch Geld und Truppen unterstützten, besonders die Stadt Basel; nun knüpfte er Verbindungen mit den Bauern an, obgleich es ihm, gegen den einst im Aufstande des armen Konrad die Unterdrückten sich erhoben hatten, schwer wurde, das Vertrauen derselben zu erlangen. Ohne Unterlaß streiften seine Agenten umher in den Dörfern, auf Märkten und Kirchweihen, um die

Bauern einer Verbindung geneigt zu machen. Trotzdem er aber ein Programm aufstellte, wie sie es nur billigen konnten, daß er nach Wiedererlangung der Herrschaft seine Bauernschaft der Leibeigenschaft und aller Dienstbarkeiten und Beschwerden ganz frei lassen wollte, dagegen die Gotteshäuser abthun, ihre Einkünfte zur Unterhaltung seines Standes nehmen und keine Beschwerde mehr auf die armen Leute legen werde, obgleich er erklärte, er begehre nur des göttlichen Rechtes wie sie, so zögerten die Bauern doch immer noch: die Klettgauer lehnten es gänzlich ab, die Hegauer aber sandten vier von sich zu ihm nach Schaffhausen und, als sie ihn dort nicht trafen, nach Zürich. Erst am 29. April 1525 kam eine Art von Vertrag zustande. Schon seit geraumer Zeit stand der Herzog mit dem Führer der Stühlinger Bauern, Hans Müller von Bulgenbach,[1] in engster Verbindung. Dieser Held der Revolution gehört zu den interessantesten Persönlichkeiten, die in derselben hervortraten. Der Bericht des glaubhaften Augenzeugen, Andreas Lettsch, lautet: „Alle Menschen forchtend denselbigen Hans Miller, ich hab ihn auch wohl bekent, es war ein ziemlicher mann in rechter mannes lenge, welcher hievor in Frankreich krieget hat und kund redens genug zu aynem bauern.“ Er war wie zum Bandenführer geboren. Neben seiner Kriegstüchtigkeit und Beredsamkeit suchte er auch den äußeren Eindruck seiner Persönlichkeit zu erhöhen: um seine stattliche Gestalt, so schildern ihn die späteren Urgichten, warf er einen roten Mantel, sein Haupt bedeckte ein Barett von gleicher Farbe. Unter seinem Befehle stand der sogenannte Zierwagen, eine Art Mailändischer caroccio, welcher, mit Laubwerk und Bändern geschmückt, die Haupt- und Sturmfahne führte. So zog er auf Märkten und Kirchweihen umher und verteilte nach begeisternden Ansprachen die Artikelbriefe. Dieser ebenso schlaue wie für seine Sache begeisterte Mann war schon im Februar mit anderen Hauptleuten bei Ulrich, aber sie betrieben die Unterhandlungen so geheim, daß man die Art der Uebereinkunft nicht erfahren konnte; auch herrschte immer noch Mißtrauen gegen Ulrich, und nur der Vorteil, den beide Teile voneinander hatten, hielt sie zusammen. Der Herzog vermehrte durch sie die Masse seiner Streitkräfte, und die Bauern erhielten durch ihn Geschütz und Reiterei, ferner die Aussicht auf Vereinigung mit den württembergischen Bauern und überhaupt ein Ziel. „Die Bauern,“ so berichtet Georg Truchseß aus Villingen vom 2. und 11. Februar 1525, „laufen haufenweise zu und stecken so voll Krieg, daß sie oben übergehen.“

So sollte es also französisches Geld sein, womit die Bauern im Hegau und Thurgau, auf dem Schwarzwald und an anderen Orten sich zum Aufstande rüsteten, und wie schon 1523 ge-

[1] Ueber ihn handelt Schreiber im Taschenbuch für Gesch. u. Altertum in Süddeutschland I, 1839.

legentlich eines, allerdings bald unterdrückten Aufruhrs Ueberlingen an Eßlingen schreibt: dieser Aufruhr sei ein Werk des Königs von Frankreich, der Oesterreich beschäftigen und Mailand wieder bekommen möchte, so teilt Erzherzog Ferdinand unterm 14. Oktober 1524 mit, daß Herzog Ulrich und die Seinen mit höchstem Fleiße arbeiten, bei den Bauern sich einen Anhang zu verschaffen, und unterm 14. März 1525 an Karl V.: das größte Leidwesen, welches er gegenwärtig habe, sei dieses, daß er sich nicht persönlich in Italien habe einfinden können; gern hätte er es gethan, wenn nicht die Unmöglichkeit gewesen wäre und die Praktiken der Franzosen, des Herzogs von Württemberg, der Böhmen und einiger anderen Fürsten des Reiches ihn nicht gehindert hätten, von denen der Vizekönig Launoy bei der Gefangennehmung ihres Feindes mehrere Korrespondenzen gefunden habe, die er dem Kaiser wohl werde gesendet haben; — der König von Frankreich habe den Herzog von Württemberg bei seinem Versuche, sich des Herzogtums zu bemächtigen, unterstützt, damit Ferdinand veranlaßt werden möge, seine Truppen aus Italien zurückzurufen.

Es ist an einer durch Herzog Ulrichs Hände gehenden direkten Einwirkung des französischen Hofes auf den deutschen Bauernkrieg nicht zu zweifeln. Daß nach mancher Richtung hin der Plan der Franzosen, durch die Händel in Deutschland Ferdinand von der Teilnahme am italischen Kriege fernzuhalten, gelang, ersehen wir aus einem Briefe des Erzherzogs an den Kaiser vom 14. März 1525, worin er ihm mitteilt, er hätte allerdings die Absicht gehabt, in Burgund einzudringen, wäre aber durch den Bauernaufstand daran verhindert worden. Auch in jener schon erwähnten Instruktion für Martin de Salinas vom 12. April 1525 bittet der Erzherzog den Kaiser, den gefangenen König Franz durchaus zu schwächen, seine Unterstützung des Herzogs von Württemberg abzuschneiden, ja schließlich ihn nach Deutschland zu bringen.

Aber neben dieser gleichsam direkten Einwirkung des italischen Krieges auf die deutschen Ereignisse wird sich ein indirekter, ganz naturgemäßer Einfluß erweisen lassen, und wir kehren zu diesem Zwecke zu der Zeit zurück, in der wir die Ereignisse verlassen haben.

Von den Unterhändlern der Bauern mit Herzog Ulrich war Hans Müller von Bulgenbach namentlich erwähnt worden, und in der That erscheint er, je weiter, je mehr, als die Seele der ganzen Bewegung in jener Gegend. Mitte September verließen wir die Aufständischen, die, in jener Zeit durch den ersten Schaffhausener Kompromiß scheinbar beruhigt, im stillen fortagitierten. Schon am 23. September schreibt der Engener Ausschuß an den Hofrat zu Innsbruck, daß die Bauern allenthalben im Hegau konspirieren und am 2. Oktober zu Hülsingen unterhalb Hohentwiel auf dem Kirchtage zusammenkommen würden, um ein Bündnis zu machen.

An dem festgesetzten Tage kamen nun auch, trotz des Verbots der Herren, Tausende von Bauern aus Stühlingen und St. Blasien, aus dem Hegau und Klettgau zusammen und schickten Kundschafter und Aufwiegler über den ganzen Schwarzwald hin. Ihr Führer ist Hans Müller, und nun beginnen sie auch aktiv vorzugehen, ziehen über den Schwarzwald nach Hüfingen, einem festen Städtchen in der Landgrafschaft Baar. Schon am 6. Oktober lag ihre Vorhut (der verlorene Haufe) nach Ueberschreitung der Wutach vor dem Dorfe Bachheim. Jetzt wurde aber von der Stadt Ueberlingen ein neuer Vermittelungsversuch gemacht. Hans von Fridingen, Hofmeister des Bischofs zu Konstanz, Hugo Werner von Ehingen, der Vogt zu Balingen, Hans Freiburger und Kaspar Dornsberger, Bürgermeister und Rat zu Ueberlingen bewogen die Stühlinger zum Abzug unter der Bedingung, daß die Beschwerden, die sie gegen den Grafen von Lupfen hätten, vor dem Landgericht zu Stockach zum Austrag kommen sollten. Doch nur ein Teil des Bauernheeres war es, dem dieser Aufschub die Waffen aus den Händen nahm, die größere Anzahl blieb zusammen und trat bald wieder in Thätigkeit. Denn schon im November erhob sich im Brigachthal ein sogen. „neuer" Haufen, aus der Bauernschaft der Stadt Villingen, der Grafschaft Hohenberg und so fort bis ins Württemberger Land hinab gebildet, unter Führung von Oswald Mader und Höcht. Dieser Schar schloß sich sofort die unter Hans Müllers Befehl zusammengebliebene Bauernschaft an, sie nahmen, langsam vorrückend und durch den vom Regiment zu Württemberg abgeordneten Rudolf von Ehingen, wenn auch wenig, gehindert, Brömelingen ein und zogen schließlich vor Hüfingen, das den Grafen von Schellenberg gehörte. Dort langten sie den 4. Dezember an. Nun sandten allerdings Freiburg und Waldkirch Hilfe, aber schon nahte für die Bauern vor Hüfingen Verstärkung vom Walde her, und die Gotteshausleute von St. Blasien überfielen das Kloster abermals.

Wohl wäre es das Richtigste gewesen, wenn man dem Rate des Hans von Schellenberg hätte folgen können: „wend die Purn nit Frid geben, daß wir mit ihnen druff hauend, mit Todschlag, Raub und Prand; so wissen wir, daß wir im Krieg sind." Aber was that Erzherzog Ferdinand? Er ordnet am 7. Dezember, in einem Schreiben an Villingen, die Entsendung von Räten an, erteilt unterm 15. Dezember Vollmacht und Instruktion an dieselben für einen am 27. Dezember abzuhaltenden Tag in Stockach — verspricht sich also einerseits von der Ausdehnung jener mit dem kleineren Stühlinger Haufen verabredeten Maßregel für die Gesamtheit der Aufständischen Erfolg, ist aber zu solchem energielosen, Aufschub bewirkenden Handeln gezwungen — gezwungen durch die Einwirkung des italischen Krieges.

Es ist schon oben erwähnt, daß der Mangel an flüssigen

Geldmitteln ein energisches Vorgehen hinderte; weit schwerer aber wurde der Mangel an Truppen in jener Zeit empfunden. Monatelang durchzogen Werber Deutschland nach allen Richtungen, um für Frankreich wie für das Heer Karls V. Landsknechte in Sold zu nehmen. Die letzteren Werbungen beförderte Ferdinand natürlich, gegen die für den König erschienenen Mandate, die aber fruchtlos waren, denn im Heere Franz' I. befand sich ja ein ganzer Trupp deutscher Landsknechte unter dem Namen „das schwarze Fähnlein", der bei Pavia gänzlich aufgerieben wurde. In den Monaten November und Dezember führten Marx Sittich von Embs und Georg von Frundsberg eine nicht unbedeutende Zahl — nach einem Berichte Lannoys an Karl V. 10000, nach Reißner bedeutend mehr — von Landsknechten nach Italien. Bis Mitte Oktober nämlich hatte Frundsberg in der Engener Kommission gewirkt, jetzt riefen ihn die Ereignisse nach Italien. Wie stets hatte der Name des berühmten Landsknechtführers bald bei Beginn seiner Werbungen große Scharen um ihn versammelt, und Fürsten und Städte in Deutschland waren in Verlegenheit, Truppen gegen die aufrührerischen Bauern zu stellen. So erklärt der Ausschuß des schwäbischen Bundes auf die Hilfeforderung Ferdinands, der Aufstand müsse zwar unterdrückt werden; „daneben ist aber auch bedacht, dieweyl die ungehorsamen bauren in keiner grossen Versammlung dieser Zeit bey ainander nach sich wettershalben versammelt enthalten mügen, das gegen solichen bauren mit guttem kriegsvolk, dero wenig in teutschen landen, sondern der merertail yetzo in Ytalien sein, straff fürgenommen werden müsse, und zum höchsten betracht, so die stend des bundts yetzt von stund an sich in rüstung schicken und anziehen söllten, das damit das obvermelte kriegsvolk in welschen so in kais. Mt. Dienst sei, zu einem abzug verursacht und aus Ytalien Bundsstenden zulauffen, daraus dann kais. Mt. an jrer Mt. krieg und fürnehmen beschwerlichs erfolgen möchte, welches dann ye gemeine bundsstende kais. Mt. soviel möglich und menschlich verhüten sehen und jrer Mt. wolfahrt gern fürdern wöllten."

Es war das durchaus keine der sonst beim schwäbischen Bunde beliebten Motivierungen, um von Leistungen frei zu bleiben, sondern der thatsächliche Zustand. So schreibt auch Graf Friedrich von Fürstenberg 14 Jahre später (1539) an seinen Gesandten in Wien, Matern Barth, von seinen und seines Bruders Erlebnissen in jener Zeit: es war damals „ain erschrockenlicher und großer mangel an fußknechten". Und wenn noch kriegstüchtige Landsknechte in Deutschland waren, traten sie auch nicht immer gerade in den Dienst der Fürsten und Städte, sondern liefen fast eben so oft den Bauernheeren zu. So erzählt die Donauwörther Chronik des Johannes Knebel, als der schwäbische Bund Knechte werben wollte, daß „kain knecht am ersten wider die bauren ziechen wolt, sprachen:

daß weren ire ernerer, so sy nit krieg hetten, weren auch zum tail ire vatter, bruder und schweger". Das Gleiche bezeugt ein Brief des Ritters Wolf Gremlich, der soeben ohne Anstand 500 Knechte gegen Herzog Ulrich für den Bund geworben hatte, an Herzog Wilhelm von Bayern, allerdings schon vom 27. Februar 1525. Er schreibt, die 500 Knechte, die er dem Herzog „wider etliche abgefallene Bauern gen Schongau hätte stellen sollen, betreffend, möge S. F. G. selbst ermessen, daß dem Bauern wider Bauern nicht zu trauen sei; dazu wisse er keine Knechte an solche Orte zu bringen, da sie zu dieser Zeit nicht Willens seien, wider die Bauern zu stehen". So meldet ein Ratsprotokoll der Reichsstadt Memmingen unter dem 3. April 1525, sie seien berichtet, daß 1000 Knechte zu den Bauern fallen. Und noch in den späteren Monaten erfahren wir dasselbe, z. B. aus den von Oechsle mitgeteilten Akten aus dem Mergentheimer Archiv, daß sich eine bedeutende Zahl Landsknechte beim fränkischen Bauernheere eingefunden hatte, daß aber trotz Zuredens des Wendel Hippler, des berühmten ehemaligen hohenlohischen Kanzlers, die Bauern jene Knechte zurückwiesen, und diese sich nun dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz zuwandten. Von Landsknechten unter den Bauern weiß auch der offizielle „Schreiber des Truchsessen" zu erzählen, ebenso wie die lateinische Chronik Rustica seditio von Jakob Holtzwart.

Unter solchen Umständen war es ganz natürlich, daß in den ersten Monaten des Aufstandes an ein energisches Vorgehen der herrschenden Klassen nicht zu denken war, und daß, bei der immer weiter um sich greifenden Bewegung, die Fürsten und Herren rat- und mittellos entweder die Forderungen der Bauern annahmen oder wenigstens durch Kompromißvorschläge und Unterhandlungen Zeit zu gewinnen suchten. Es war Mäßigung genug seitens der Bauern, daß sie damals, wo sie voll und ganz die Macht in Händen hatten, sich noch in Unterhandlungen einließen, denn das konnte ihnen, besonders ihren Führern, nicht verborgen bleiben, daß die Vermittelungsvorschläge bloß diplomatische Winkelzüge waren. Unter sich hatten die Herren — es geht dies aus einer ganzen Reihe von Schriftstücken im Ulmer und Weingartener Archiv hervor — wohl alle dieselbe Meinung, die Ferdinand an Truchseß Georg schreibt, er solle mit den Bauern gütlich handeln, bis er sein Kriegsvolk beisammen hätte. Auf jenem Tage zu Stockach sollte also ein erneuter Versuch gemacht werden, die Unruhen beizulegen. Als Kommissarien werden ernannt: Truchseß Georg, Schweickhart von Gundelfingen, Christoph Fuchs von Fuchsberg und Dr. Jakob Frankfurter. Es bedarf für unseren Zweck keines näheren Eingehens auf die resultatlosen Stockacher Verhandlungen, die, am 3. Januar 1525 nochmals aufgenommen, wieder scheiterten.

So war das Jahr 1525 herangekommen, das Jahr der

„Menschenjagden", wie es Schreiber nennt. Die Sache der Aufständischen stand günstig, immer weiter griff die Bewegung um sich, und noch immer war Ferdinand zu Unterhandlungen genötigt, „dieweyl die bauren nicht allwegen bei ainander, sondern an mehr als ainem orte und gegent zertrennt ligen, also daß sie zusammen nicht wol zu betreten noch zu überziehen seien".

Schon erhoben sich die Unterthanen des Stifts Kempten, bald folgten die des Bischofs von Augsburg, des Grafen von Montfort, Wilhelms Truchseß zu Waldburg, zogen an die Luibas und bildeten den sogen. oberen allgäuischen Haufen. Die Bauern weit und breit um den Bodensee rotteten sich zu dem „Seehaufen" zusammen, als dritter entstand der baldringensche aus den Unterthanen des Abts von Ochsenhausen, Roth und andern Gotteshäusern und Städten jener Gegend. Jetzt, wo den Bundesständen die Gefahr nähergerückt war, — Baldringen, der Versammlungsort des stärksten Haufens, liegt nur drei Meilen von Ulm — sandten sie Hans von Königsegg und den Ulmer Bürgermeister Ulrich Neidhart zu den Bauern, die die Erklärung abgaben, „sye wolten niemant belaidigen, sondern allein das haylig evangelium hanthaben und dem göttlichen rechten ain beystant thuen". Wohl versicherten die Stände, sie wollten ihnen helfen die Beschwerden abthun, aber die Bauern verstärken sich und agitieren weiter. In dem Abschied der Bundesstände zu Ulm vom 6. Februar 1525 wird zwar wunderbarerweise gemeldet, daß die Wiedereroberung Württembergs durch Ulrich abgeschlagen sei — zu einer Zeit, wo letzterer noch gar nicht energisch vorgegangen war — und daß die Empörung der Bauern im Baldringenschen, am Bodensee und im Allgäu unterdrückt sei, aber doch wird dem Erzherzog gegen seine aufrührerischen Unterthanen im Sundgau, Breisgau, Elsaß und auf dem Schwarzwald „ein Drittel der eilenden Hilfe" zuerkannt. Vier Tage vorher, also am 2. Februar, war durch ein Mandat des Erzherzogs Georg Truchseß zum obersten Feldhauptmann ernannt worden. Dem neu ernannten Führer lag es zunächst ob, gegen Herzog Ulrich, der mit 15000 Schweizern in Württemberg eingefallen war, vorzugehen, und es beschäftigte ihn diese Expedition vollauf, so daß die Aufstände indes ihren ungestörten Fortgang nahmen. Die Bauern des Allgäu besetzen Memmingen, und ihre Führer treten dort zu Beratungen zusammen. Wenn irgendwo, so war hier der Aufstand gerechtfertigt, wofür, abgesehen von allen anderen Beweisen, als vollgültig schon anzusehen ist, daß selbst ein so bauernfeindlicher Historiker wie der gleichzeitige pfälzische Sekretär Peter Haarer[1] sich doch genötigt sieht zu erklären: „Im Allgäu

[1] Eigentliche Warhafftige beschreibung deß Bawernkrieges 2c. Frkf. 1625, Kap. I. (bei Göbel, Beitr. z. Staatsgesch. v. Europa. Lemgo 1767, S. 99). Dieses treffliche Werkchen liegt in einem von Droysen besorgten Neudrucke vor. (Halle 1881.)

haben einige der Prälaten mit ihrer Vergewaltigung an den Unterthanen, die sie nicht als ihre Schäslein geweidet, sondern als ihre Hunde geachtet haben, zu dem Aufstand wohl Anlaß gegeben."

Und nun erschienen Anfang März die zwölf Artikel, ein Manifest, das in seiner Wirkung einzig dasteht. Wo die Bauern noch in Ruhe saßen, erhoben sie sich jetzt wie angefeuert von dem Inhalt der schlichten Artikel, die in präziser Form die allen gemeinsamen Forderungen aussprachen. Neben ihnen bleiben nur wenige Lokalartikel bestehen oder werden jenen angehängt. In ihnen tritt zuerst für alle Aufständischen die Forderung kirchlicher Freiheit hervor: das Recht, den Geistlichen anzustellen und abzusetzen, die Bewilligung des großen und Abschaffung des kleinen Zehenten. Daran knüpfen sich die sozialen Forderungen: Abschaffung der Leibeigenschaft, Freiheit der Jagd, des Fischfangs, der Holzung, Verminderung der Reallasten und Steuern. Maßvoll genug sind die Forderungen, und doch würden sie, bewilligt, einen ungeheuren Umschwung in den Verhältnissen der Nation hervorgebracht haben. Die zwölf Artikel sind gleichsam ein Extrakt, eine in konzisester Form erfolgte Zusammenziehung aller jener unzähligen Lokalartikel einzelner Dörfer oder Banden. Nicht ein Mann kann der Verfasser gewesen sein, gleichsam herausgewachsen sind sie aus der ganzen Bewegung, und wirksam waren sie zur Verstärkung und Erweiterung derselben. Jetzt erhob sich in Thüringen der Aufstand, lange geschürt von Thomas Münzer, mit dem Mittelpunkt Mühlhausen. Schon am 24. September 1524 hatte eine Vereinigung Mühlhausener Dörfer stattgefunden, und nun folgen Berichte auf Berichte an Herzog Georg über weitere Ausdehnung des Aufstandes und immer neue Unruhen. Nachdem Schlichtungsversuche, von Eßlingen aus gemacht, sich als vergeblich erwiesen hatten, macht Herzog Georg dem Landgrafen Philipp von Hessen den Vorschlag, kriegerisch gegen Mühlhausen vorzugehen; aber dieser hat seine gegründeten Bedenken, weil er von den wenigen Truppen, die er aufbringen konnte, „bei dem Bunde 250 und beim Pfalzgrafen Kurfürsten 600 Pferde liegen habe". Bald war auch Franken mit in den Strudel hineingezogen: in Rothenburg an der Tauber entstand in diesen Tagen des März die Bewegung und pflanzte sich von da durch die ganze Gegend fort. In kurzer Zeit stand von den Ufern des Bodensees bis an das Harzgebirge und vom Böhmerwald bis nach Lothringen das Volk in Waffen.

Und nun sahen wir schon oben, von welchem Einfluß für den ungestörten Fortgang der Bewegung die Thätigkeit Ulrichs war, und wie teilweise durch ihn, teilweise direkt der italische Krieg auf die Bauern fördernd, auf die Herren hemmend einwirkte. Aber in Hohentwiel liefen die Fäden zu noch andern weitausschauenden Plänen zusammen. Seit Jörgs, des bayerischen Historikers, Publi=

kationen aus den Archiven seines Vaterlandes, die er in dem oben genannten Werke allerdings tendenziös verarbeitet hat, können wir jene Verhandlungen zu Basel verfolgen, wo die seit dem Sickingenschen Zuge vertriebene Reichsaristokratie Restitutionspläne schmiedete und mit Böhmen, mit Ulrich und den Bauern in Verbindung stand. Von Böhmen aus, wo schon längst verschiedene kriegslustige Herren eine Gelegenheit, um loszubrechen, suchten, sollte Bayern, eine der Hauptstützen des schwäbischen Bundes, angegriffen werden, während Ulrich mit seinen Schweizern und Bauern den Bund in Württemberg überziehen sollte. Die Basler Verschwörer, die ebenfalls in enger Verbindung mit Böhmen standen, hatten beschlossen, sich des „Bundschuhs“ zur Ausführung ihrer Pläne zu bedienen; von Ulrich wissen wir ebenfalls, daß er mit den Häuptern der Bauern in Unterhandlungen stand, die dem Abschlusse nahe waren — es ist unzweifelhaft, glückten die Absichten jener, so mußte auch die Sache der Bauern zum Siege gelangen.

Am 26. Februar 1525 brach Herzog Ulrich zu Basel auf mit 32 Fähnlein Reiterei und 26 Stuck Geschütz. Nun aber trat ein Ereignis dazwischen, das alle die Pläne zu Schanden machte. Zwei Tage vorher, am 24. Februar, ward die Schlacht bei Pavia geschlagen worden, und der für Franz I. unglückliche Ausgang hatte die mächtigste Nachwirkung in Deutschland. Ferdinand erhielt schon am 26. Februar die Nachricht vom Siege und teilte sie sofort an Georg Truchseß mit. Genauere Mitteilungen macht er ihm unterm 4. März. Indessen zog Herzog Ulrich von Engen aus gen Möringen, während der Truchseß zu Tuttlingen lag. Nachdem die üblichen Fehdebriefe gewechselt waren, — nicht uninteressant, weil der Truchseß in Diensten Ulrichs gestanden und dieser ihm den Vorwurf des Abfalls machte — lagerte sich der Herzog bei dem Dorfe Dotternhausen in der Nähe von Balingen, während seine Schweizer die umliegenden Dörfer besetzten. Das bündische Heer zog auf kürzeren Wegen durch das Bärenthal, kam über die Lochen hervor und besetzte den das Städtchen Balingen überragenden Lochenstein. Am Morgen des 1. März, nach einem kleinen Zusammenstoß mit den Schweizern, zieht sich Georg nach Tübingen zurück; Ulrich überschreitet ebenfalls den Neckar und wendet sich gen Herrenberg. Hier wäre es zum Zusammenstoß zwischen beiden Heeren gekommen, wenn nicht die Landschaft „besser herzogisch, dann österreichisch“ gewesen wäre und sich nach Tübingen und Rottenburg zurückgezogen hätte. Nach Abzug der Bundestruppen nimmt Ulrich Herrenberg ein und lagert vom 6—9. März zwischen Sindelfingen und Böblingen, die beide unbesetzt waren. Indessen sandte der Truchseß am 8. März den Grafen Ludwig von Helfenstein mit 1600 Mann und notwendigem Feldgeschütz und Rudolf von Ehingen mit 600 Reitern nach Stuttgart, um dasselbe zu

besetzen. Am 10. März langte auch der Herzog von Sindelfingen aus über das Gebirge her vor Stuttgart an. In der Stadt besaß er große Sympathien, aber die Kriegsmacht des Bundes, die darin lag, ließ dieselben nicht aufkommen. — Ulrich mußte die Hauptstadt seines Landes belagern. Nun aber kommt an die Schweizer, die das Hauptkontingent seines Heeres stellen, aus der Heimat die Aufforderung zurückzukehren. In der Schlacht bei Pavia, wo in wenigen Stunden das prächtigste Heer aufgerieben worden war, verloren die Schweizer nicht allein zahlreiche Landsleute, die im Heere der Franzosen dienten, sondern fast auch den von den Burgunderkriegen Maximilians her erworbenen Kriegsruhm. „In der Eidgenossenschaft hält sich so ein großer Schreck," schreiben Verweser und Amtmann der Herrschaft Bregenz an Ferdinand unterm 8. März, „ein merklich Klagen und Schreien, davon nicht zu sagen sei. Der alte, allmächtige und gerechte Gott hab Lob und Dank der Gnade, auf daß wir solches erlebt haben." Hatten die Feldherren des Bundes, die im energischen Vorgehen gehindert waren, weil die Bundeshilfe noch nicht beisammen war, auf den Geldmangel Ulrichs gerechnet, der die Schweizer zum Abzug bewegen werde, so teilte noch gar unterm 10. März Ferdinand dem Truchseß mit, daß nach den Angaben Dr. Sturzels und des Landvogts in Thurgau die Eidgenossen die Ihrigen, die bei dem Herzog sind, abfordern mit der Drohung, wenn sie nicht gehorchen, jene selbst abzuholen, und daß diese, wenn sie den Sieg in Italien vernehmen, gern abziehen werden. Und in der That schildert der Schweizer Hans Stockar in seinem Tagebuch die Heimfahrt: „Die Boten, die mahnten uns ab, daß wir heim zogen, mit Mund und mit Briefen, bei Leib und bei Leben, bei Ehre und Gut, bei Verlieren unseres Vaterlandes, und kämen wir, so wollten sie uns aller Strafe ledig lassen, und erzählten uns von dem Schaden, den wir zu Mailand und der Franzosenkönig empfangen hat. Und also waren wir unseren Herren und Oberen gehorsam und brachen in der Nacht auf." Es war die Nacht vom 12. zum 13. März. So verlassen muß auch Ulrich sein Vorhaben aufgeben und flieht nach seinem festen Schlosse Hohentwiel zurück. Schon am 17. März hatte er wieder die Grenzen seines Landes überschritten.[1]

Aber nicht genug, daß infolge der Schlacht von Pavia die Expedition Ulrichs und alle daran geknüpften Pläne und Hoffnungen scheiterten, es wirkte der moralische Eindruck des Sieges

[1] Ueber den Feldzug Ulrichs stimmen im wesentlichen überein: „Der Schreiber des Truchsessen", Baumann, Quellen, S. 535 ff.; „Das Tagebuch des Herolds Hans Lutz" a. a. O. S. 615 ff., und die unter Benutzung des letzteren rhetorisch aufgeputzte Rustica seditio x. von Holtzwart, S. 654 ff.; ebenso Ambrosius Geyer, S. 724 ff., und die anonyme Schrift „Auszug des schwäbischen Bundes wider Herzog Ulrich" a. a. O. S. 754 ff.

auch in Deutschland mächtig fort. Dazu kam, daß nun der schwäbische Bund freie Hand gegen die Bauern erhielt, und die siegreichen, aus Italien zurückkehrenden Scharen, wenn auch vereinzelt das Heer der Aufrührer verstärkend, doch in bedeutend größerer Zahl für die Herren den Mangel an Truppen aufhoben.

Länger als sieben Monate wogte der Aufstand schon durch Deutschland: von kleinem Beginn hatte er sich gewaltig ausgebreitet, und bis jetzt, tief in den März 1525 hinein, war nichts geschehen, um ihn beizulegen. Wohl waren Verträge auf Verträge geschlossen worden, die aber von seiten der Herren, wie wir sahen, schon mit der bewußten Absicht, sie sobald als möglich zu brechen, eingegangen waren, von den Bauern selbst noch weniger strikte eingehalten wurden. Jetzt erst eigentlich begann, unter dem Einfluß der kirchlichen Reformversuche, die Teilnahme der evangelisch gesinnten Städte, in anderen Städten der Kampf zwischen den „Ehrbaren" und dem Proletariat, jetzt eigentlich erst erhob sich in Franken und Thüringen, in Tirol und Salzburg der Aufstand zum mächtigen Brande, jetzt treten uns auch größere Ideen wirksam entgegen: es ist nicht mehr allein die Abschaffung einiger drückender Lasten oder das zähe Festhalten an ihrem Prediger, das dem Bürger oder Bauern die Waffe in die Hand drückte, sondern große umgestaltende Pläne, dem Haupte einiger weniger entsprungen, sind das Ziel des Kampfes: eine Aenderung der Verfassung Deutschlands durch eine Reform von unten, wie sie der kluge Wendel Hipler oder Friedrich Weigant plante, sollte der Siegespreis sein, und zum Kampfe standen, des Zweckes bewußt oder unbewußt, Tausende in Wehr und Waffen.

Aber was die Herren sieben Monate vorher einer viel kleineren Bewegung gegenüber nicht vermocht hatten, das vollendeten sie jetzt in der kurzen Frist von vier Monaten. Schlag auf Schlag erfolgte das Niederwerfen der Scharen, einer Henkerschar gleich zogen die Herren mit ihren Heeren im blutigen Siegeszuge durch Deutschland.

Und wenn es auch nicht ganz der Wahrheit entsprechend ist, was Andreas Lettsch sagt: „Wie nu das Teutschland allenthalb mit dem beuwrischen krieg betrübt, alſo das die Povher knecht harun ziehen und die buren nidertrucken und gestillen helfen musten," denn Frundsbergs und seiner siegreichen Scharen Thätigkeit gehört dem letzten Erlöschen des Aufstandes an, so verkennen doch schon die zeitgenössischen Historiker die Bedeutung des Sieges in Italien für die Verhältnisse in Deutschland nicht, und drückten sie es auch bloß in einem Memorierverslein aus, wie jener Jakob Reutlinger in seinen Ueberlinger Kollektaneen:

CaptVs erat GaLLVs, CoeVnt CVM rVre Cohortes.

Frau von Maintenon und die Aufhebung des Ediktes von Nantes.[1]

Von

Th. Schott.

Der Oktober dieses Jahres bringt für die Geschichte Frankreichs den Gedenktag an ein Ereignis, welches wie kaum ein anderes verhängnisvoll für dies Land gewesen ist, an die Aufhebung des Ediktes von Nantes im Jahre 1685. Die großartige Schöpfung König Heinrichs IV., die beiden Konfessionen, welche jahrzehntelang in blutigem Streit aufeinandergeprallt waren und das Land mit Krieg und Brand, die Herzen mit Haß und Eifersucht erfüllt hatten, wieder zu *einem* Gemeinwesen in Frieden und gegenseitiger Duldung und Achtung zu vereinigen, wurde von seinem Enkel von Grund aus zerstört, einem der fruchtbarsten politischen Gedanken der Neuzeit, der konfessionellen Gleichberechtigung, der paritätischen Schutzherrschaft des Staates, wurde die Axt an die Wurzel gelegt; in den Bedrückungen der Protestanten, in dem Greuel der Dragonaden schien sich wiederum ein Stück Mittelalter abgespielt zu haben, mitten in der so durchaus modernen Kulturwelt, welche man das Zeitalter Ludwigs XIV. zu nennen pflegt. Nicht zur Ehre, nicht zum Nutzen Frankreichs ist jener Federstrich gewesen, womit der „große König" am (16.) 17. Oktober zu Fontainebleau

[1] Von den benutzten Quellen sind zu erwähnen: Correspondance générale de Mde. de Maintenon p. p. Théophile Lavallée. T. 1—4. Paris 1865. Noailles, Histoire de Mde: de Maintenon. T. 1—4. Paris 1848. Th. Lavallée. La famille d'Aubigné et l'enfance de Mde. de Maintenon. Paris 1863. C. v. Noorden, Historische Vorträge. Leipzig 1884. Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Bibliothek des litterarischen Vereins. Spanheim, Relation de la cour de France en 1690. Paris 1882.

die Aufhebungsurkunde unterzeichnete; die willkürlichsten Gesetzesauslegungen, die ungerechtesten Beschränkungen, furchtbare Mißhandlungen ganzer Ortschaften und Gegenden mußten vorangehen, ehe die protestantische Bevölkerung Frankreichs, welche um 1660 gegen 1 600 000 Seelen und 800 Kultusstätten zählte, keine einzige der letzteren mehr ihr eigen nennen durfte und der Zahl nach so tief gesunken war, daß „der größere und bessere Teil derselben" für bekehrt galt und die Ausübung des Ediktes von Nantes dadurch unnötig geworden war. Unwiderbringlich sind die Verluste gewesen, welche das schöne und reiche Land durch diese brudermörderische Handlung sich selbst zufügte: 300 000—350 000 Personen betrug zweifellos die Auswanderung während der Jahre 1680 bis 1700; und wenn einsichtige Patrioten klagten, „daß das Blut Frankreichs aus allen Poren zu weichen drohe", so konnten sie noch weniger ihre Augen dagegen verschließen, daß mit den Auswandernden eine Fülle von Kapital und Intelligenz, von Arbeitskraft und Geschicklichkeit den Weg in diejenigen Staaten Europas genommen habe, welche den Verfolgten gastlich die Thore öffneten und Heimat und Bürgerrecht gewährten. Kein Gewerbe, keine Kunst gab es, welche nicht die empfindlichsten Verluste aufzuweisen hatten. Ob Soldat oder Matrose, ob Handelsherr oder Landwirt, es waren meistens die tüchtigsten Elemente der Bevölkerung, welche zum Wanderstab griffen und den sittlichen Mut, die freudige Begeisterung für ihren Glauben hatten, um die heißgeliebte Heimat mit allem, was sie an teuren und stolzen Erinnerungen, an Vorteilen und Freuden in sich schloß, aufzugeben, und allen Gefahren und Verboten, welche eine grausame Gesetzgebung den Auswandernden in den Weg legte, zu trotzen, um eine unsichere Lebensstellung, aber freie Religionsübung zu gewinnen. Auf 40 000 schätzt man die Zahl der Unglücklichen, welche in den Gefängnissen, Klöstern, Galeeren wegen Vergehen gegen die Religion schmachteten, bis sie sich „bekehrten" oder langsam zu Grunde gingen! Und welche unendliche Summe von moralischer Verderbnis hat dies jahrzehntelang fortgesetzte System von erkauften und erzwungenen Bekehrungen großgezogen! Würdig stehen nebeneinander Pelissons wunderthätige Kasse, wobei jede übertretende Seele ihre feste Taxe hatte, und „die gestiefelten Missionäre", die Dragoner, welche mit allem Raffinement einer unmenschlichen Grausamkeit die Protestanten, bei welchen sie einquartiert waren, so lange quälten, bis Hab und Gut aufgezehrt, der Mut gebrochen war und das verhängnisvolle Wort ausgesprochen wurde: Ich trete über. Mit der einen Hand stieß Frankreich seine edelsten Söhne von sich und stärkte dadurch die Macht seiner Gegner und Rivalen in einer Weise, daß zwei Jahrhunderte seitdem die Spuren davon nicht vertilgen konnten, mit der andern streute es in die Herzen der Zurückbleibenden eine Drachensaat

von Haß und Heuchelei, die im 18. Jahrhundert lustig emporwucherte und mit dazu beitrug, die zunehmende Frivolität, den wachsenden Materialismus zu fördern. Der starke moralische Faktor, welchen die glaubens- und sittenstrengen Hugenotten in dem sozialen Körper Frankreichs gebildet hatten, war gelähmt, der Gang der Geschichte hat unwiderleglich bewiesen, daß Ludwig XIV. mit der Aufhebung des Ediktes von Nantes ein ungeheures Verbrechen an seinem Volke beging und ein ebenso großes Unglück über dasselbe heraufbeschwor.

In jenem verhängnisvollen Jahre 1685 stand im Vollbesitz der königlichen Gunst, welche sie 30 Jahre lang behalten sollte, Frau von Maintenon, nach ziemlich übereinstimmenden, aber nicht absolut bewiesenen Nachrichten, die zweite Gemahlin Ludwigs, ihm in der Stille rechtmäßig angetraut. Bei dem allbekannten Einfluß, welchen in alter und neuer Zeit die Frauen auf die Geschicke des französischen Staates ausgeübt haben, liegt die Frage nur allzu nahe: Welche Rolle hat die „allmächtige Dame", wie sie eine Zeitgenossin zu nennen beliebt, in dieser wichtigen Angelegenheit gespielt? Nie hat es an Anklägern gefehlt, jahrelang wurden die Geschichtswerke von der landläufigen Ansicht beherrscht, sie und der königliche Beichtvater, der Jesuit La Chaise, seien die Hauptschuldigen in diesem Drama gewesen. Nicht bloß die protestantische Polemik hat in diesen Ton eingestimmt, seitdem die nach Holland geflüchteten Hugenotten ihn zuerst angeschlagen hatten, am Hofe Ludwigs selbst verstärkt eine gewichtige Stimme diesen Chorus, Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, die Schwägerin des Königs. In ihrer ungeschminkten Sprache sagt sie gerade heraus: „Die alte zott und der p. la Chaise haben den König persuadiert, daß alle Sünde, so Ihre Majestät mit der Montespan begangen, vergeben sein würde, wenn er die Reformierten plagte und wegjagte" — eine Ansicht, welche oft genug in ihren Briefen wiederkehrt. Man sollte meinen, in ihrer hohen Stellung, bei ihrem klaren gesunden Verstande sei es ihr leichter als jemand anderem gewesen, die Wahrheit zu kennen, und dennoch wäre es unrichtig, sich auf dieses Urteil zu verlassen. Zwischen der hochgeborenen Prinzessin, welche ein volles Bewußtsein ihres Standes hatte und Mesallianzen nicht vergab, und der französischen Marquise, in welcher sie doch nur die zur höchsten Stufe emporgediente Kammerfrau erblickte, herrschte la plus belle haine du siècle. Das heiße Ungestüm der warmherzigen geraden Fürstin mit ihren sehr ausgesprochenen Sympathien und Antipathien zog im Kampfe mit der kalten Ruhe der klugen gewandten Französin regelmäßig den kürzern; die Pfälzerin, welche gern jeden Nadelstich mit einem derben Puff erwidert hätte, mußte empfindliche Demütigungen sich gefallen lassen. Nur in ihren vertrauten Briefen konnte sie sich für all

das Schwere, das sie am französischen Hofe erdulden mußte, rächen; hier aber ist die Flut von Kraftausdrücken, welche uns begegnen, geradezu eine erstaunliche. „Die alte Zott, die alte Rhombombel, die alte Hexe, der leibhaftige Teufel" wird sie tituliert, ihr wird alles mögliche Böse zugeschrieben, in der Kunst der Brinvilliers (Giftmischerei) sei sie erfahren, das Leben des Sohnes der Prinzessin (des nachmaligen Regenten) sei nicht in Sicherheit vor ihr, und ähnliches; beinahe triumphierend meldet sie 16. April 1719: „Die alte Maintenon ist gestern zwischen 4 und 5 abends verreckt". Ob die Maintenon gleiches mit gleichem vergalt? Aus ihren Briefen läßt sich nichts darüber entnehmen; aber daß ein von solcher Leidenschaft eingegebenes und getragenes Urteil keine zuverlässige Quelle, kein sicherer Wegweiser für die Lösung einer problematischen geschichtlichen Frage ist, liegt klar zu Tage.

Gewissermaßen nur drastischer zugespitzt ist die andere, erst neuerdings wiederholte Behauptung, der Pater La Chaise und die andern Häupter der strengen Kirchenpartei hätten der ehrgeizigen Frau, deren Einfluß auf Ludwig sie wohl kannten, versprochen, ihr zur Verehelichung mit Ludwig behilflich zu sein, wenn sie ihrerseits die Pläne auf Vertreibung der Protestanten, auf Ausrottung der Ketzerei fördere. In dieser Fassung, so scharf zugespitzt, ist die Behauptung im höchsten Grade unwahrscheinlich, sie stimmt nicht mit den historischen Verhältnissen zu der Zeit, als Frau von Maintenon bei Hofe eine Stellung gewann, auch nicht mit der Stellung, welche Ludwig bis dahin seinen reformierten Unterthanen gegenüber eingenommen hatte; endlich bietet auch die Korrespondenz der Frau von Maintenon selbst keine Anhaltspunkte dafür dar. Allerdings so fleißig auch ihre Hand die Feder führte, so umfangreich ihre Korrespondenz war, erhalten sind davon doch nur Bruchstücke, bei weitem den interessantesten Teil, ihren Briefwechsel mit dem Könige, auch den mit anderen vertrauten Personen, hat sie selbst verbrannt, sie wollte ihrer eigenen Aussage nach ein Rätsel für die Nachwelt sein; dafür mußte sie sich auch gefallen lassen, daß das Urteil der Geschichte über sie so sehr schwankt. Aber erhalten ist noch genug, auch über jene Zeit, um ein richtiges Urteil über sie abzugeben.

Seltsam, beinahe wie ein Roman, liest sich die Geschichte ihres Lebens; im Gefängnis zu Niort, wo ihr Vater Constant d'Aubigné, ein leichtsinniger, gänzlich verarmter Edelmann, wegen Hochverrats eingesperrt war, wurde sie den 27. Nov. 1635 geboren und am nächsten Tage nach katholischem Ritus getauft. Allzuviel Mutterliebe hatte die kleine Françoise nicht zu erfahren, ihre Kindheitserinnerungen verklärt nicht der goldene Schimmer häuslichen Friedens, treuer Liebe, behaglichen Wohlstandes; das Herz der Mutter Jeanne de Cardilhac war verbittert durch die fortwährende Not, unter

der sie litt, durch das Angekettetsein an einen unwürdigen Gatten, welcher von seinem berühmten Vater, Agrippa d'Aubigné, dem Freunde Heinrichs IV., dem Dichter der Tragiques, dem eifrigen Hugenotten, nichts geerbt zu haben schien als die Lust zum Abenteuer, der seine Konfession wechselte, nicht bloß einmal, sondern so oft er es gerade für zuträglich fand. Jahrelang waren Mann und Frau, Mutter und Tochter voneinander getrennt, alles Elend, welches Armut, ein zerfahrenes verlottertes Familienleben, Herumziehen von einem Verwandten zum andern mit sich bringen kann, lernte das Mädchen in dem ersten Jahrzehnt ihres Lebens kennen. Es war beinahe ein Wunder, daß bei solchen Verhältnissen des Vaters abenteuerlicher, leichtfertiger Sinn nicht auch in ihrem Herzen Wurzel faßte, ihr älterer Bruder hatte ein gut Teil davon geerbt; für ihr zukünftiges Leben war es entscheidend, daß sie von der strengen, etwas gefürchteten Mutter lernte, mit Festigkeit des Lebens Ungemach zu ertragen. Aber echt bezeichnend für die Zeit, in welcher sie lebte, ist der Streit, welchen die beiden Konfessionen um die junge Kindesseele führten. Ihre Tante, Frau von Villette, bei welcher Françoise eine Reihe von Jahren zubrachte, eine Hugenottin von altem Schrot und Korn, erzog ihre katholisch getaufte Nichte im strengsten reformierten Glauben; als ihr Vater 1645 Gouverneur von Martinique wurde und die Familie dorthin auswanderte, wurde er zur Abwechslung wieder Protestant, die Tochter aber katholisch unterrichtet. Nach der Rückkehr der Familie und dem Tode des Vaters stärkte ein zweiter Aufenthalt bei der Tante Villette sie wieder in ihren protestantischen Grundsätzen, bis eine andere Verwandte, Frau von Neuillant, ergriffen von dem Bekehrungseifer der Zeit, einen königlichen Befehl auswirkte, welcher das Mädchen der Tante absprach. Aber die geizige Dame, in deren Hause Françoise oft genug das Geflügel hüten mußte, erzielte mit ihren Bekehrungsversuchen wenig Erfolg bei dem hartnäckigen gescheiten Mädchen; auch den Ursulinerinnen in Niort, in deren Kloster man sie steckte, ging es nicht besser; erst als man sie in ein Kloster desselben Ordens nach Paris brachte, erlag ihr protestantischer Glaube. Noch ist der Brief vorhanden, der erste von ihrer Hand, welcher auf die Nachwelt gekommen ist, in welchem sie der geliebten Tante Villette die Behandlung klagt, welche sie erdulden muß. Mit lautem Aufschrei macht sich ein gequältes Kinderherz hier Luft und fleht, sie aus dem Orte wegzunehmen, wo das Leben schlimmer ist als der Tod. „Ach meine liebe Tante! Sie können sich diese Hölle nicht vorstellen, welche dieses sogenannte Gotteshaus ist, die rohe, harte, grausame Behandlung von seiten derer, welche man zu Wächtern meines Körpers gemacht hat; denn meiner Seele können sie nichts anhaben (12. Okt. 1649)." Eine mildere und liebevollere Behandlung trug endlich den Sieg davon,

sie schwur den Calvinismus ab, und keine Spur in ihrem späteren Leben weist auf einen Rückfall in denselben hin. Vor dem Argwohn, daß ein Rest von ketzerischem Sauerteig in ihr zurückgeblieben sei, ist sie allerdings nicht bewahrt geblieben; die ernsten Eindrücke, welche sie von ihrer Tante empfangen, verwischten sich nie ganz; und wenn ihre Briefe überfließen von religiösen Ergüssen, von Beobachtungen über ihr Seelenheil, ihre Lebensaufgabe rc. — von den Dingen, an welchen der protestantische Glaube stets den meisten Anstoß genommen hat, von der Anrufung der Jungfrau Maria, der Heiligen ist kaum je die Rede: wie strenge ist sie in der Auswahl und Wertschätzung religiöser erbaulicher Bücher! nur solche, wie die Nachfolge Christi, läßt sie gelten. Ihr ehemaliger Calvinismus fand sich bis zu einem gewissen Grade wieder in jener ernsten religiösen Richtung, welche unter Ludwig XIII. (seit ungefähr 1620) begann und eine Restauration des französischen Katholizismus ins Leben rief, die in den Einsiedlern von Port Royal, in Franz von Sales, Vincent de Paul, in den Koryphäen der katholischen Theologie, Bossuet, Bourdaloue, Fénelon rc., ihre glänzenden Vertreter hatte; vor dem religiösen Fanatismus, in welchen sich so manche Uebergetretene stürzen, wurde sie dadurch bewahrt.

Im Mai 1652, nach dem Tode der Mutter, heiratete der geistreiche, verkrüppelte Dichter Scarron das mittellose, verwaiste Mädchen aus Mitleid; kaum ließ sich ein größerer Kontrast denken als „das wandelnde Spital", wie sich der Dichter selbst ironisierte, und die im vollen Jugendglanze der Schönheit aufblühende junge Frau, ebenso verkannte niemand, welchen Gefahren ihre Tugend, ihr Ruf ausgesetzt war in dieser Verbindung, in einem Hause, welches der Sammelplatz der schöngeistigen Welt war, in einem Kreise, der durch Prüderie sich nicht gerade auszeichnete. Aber mit jener Lebensklugheit, welche der hervorstechendste Zug ihres Charakters ist, und welche harte Lebenserfahrungen nur gestählt hatten, wußte sie beides zu bewahren, und als 1660 Scarron starb, konnte die junge Witwe auf jene Zeit zurückblicken mit dem Bewußtsein, unverdrossen und freudig ihre Pflicht gegen den hilflosen Mann erfüllt zu haben, die Freude seiner Augen, die Pflegerin seiner Krankheit, die Gehilfin seiner Arbeit gewesen zu sein. Von ihren Eltern, insbesondere von ihrem Vater, liebte sie später nicht zu erzählen, aber mit der größten Unbefangenheit gern und heiter redete sie den Zöglingen von St. Cyr gegenüber von ihrer Ehe mit Scarron. Abermals mußte sie den Kampf mit des Lebens Not beginnen, aber aus des armen Dichters Hause hatte sie einen Schatz gerettet: die Bekanntschaft mit der vornehmen tonangebenden Gesellschaft; an glänzender Unterhaltungsgabe, an Sicherheit der Haltung, an Kenntnis und Geist nahm sie es mit jeder der Damen auf, welche in Scarrons Hause ein- und ausgegangen waren: so kam

es, daß sie in der neuen glanzvollen und bewegten Zeit, welche mit Ludwigs XIV. Selbstregierung über Frankreich anbrach, nicht vergessen wurde. Aus selbst gewählter Abgeschiedenheit, in welche sie sich zurückgezogen hatte, um niemandem zur Last zu fallen, wurde sie herausgerissen durch einen Befehl des Königs, seine und der Montespan uneheliche Kinder zu erziehen. Eine schwierige Aufgabe stand vor ihr, nicht etwa weil der Auftrag über ihre Kräfte gegangen wäre, im Gegenteil, sie war vorzüglich geeignet zur Erzieherin, und mit Vorliebe pflegte sie diese Naturanlage, und ihre reinsten Freuden fand sie in der Gründung und Leitung von Saint-Cyr; freilich darf man auch sagen, — etwas Gouvernantenhaftes vermochte sie ihr Leben lang nicht abzustreifen. Mit mütterlicher Liebe umfaßte sie die ihr anvertrauten Kinder, pflegte und sorgte für sie in der aufopferndsten Weise in kranken und gesunden Tagen, bald war sie denselben teurer als die leibliche Mutter, besonders dem Herzog von Maine, ihrem bevorzugten Lieblinge, auf welchen sie auch große Hoffnungen für die Zukunft setzte. Das Bedenkliche für sie war das Geheimnis, in welches ihre Thätigkeit gehüllt werden mußte, die Kollision, in welche ihr Gewissen, ihre stark ausgeprägte „Devotion", ihr Streben nach einem makellosen Ruf und Namen geriet durch die Verpflichtung, die Kinder verbotener Liebe zu erziehen. Jene Weltmüdigkeit, welche um diese Zeit lebenslustige Kavaliere, galante Damen nach genossener Jugend, aber auch ernst gestimmte Seelen in die Einsamkeit der Klöster oder zu strengen kirchlichen Bußübungen, zu gründlicher Beobachtung des Seelenstandes trieb, war auch über die Witwe Scarron gekommen; sie hatte die Leitung ihrer Seele dem Abbé Gobelin übergeben (1666), einem rauhen strengen Mann, der ihr die schwere Last auflegte, dieselbe Gesellschaft, vor welcher sie früher so gerne und so erfolgreich die anmutigen Schätze ihres Geistes ausgebreitet hatte, durch Gleichgültigkeit, durch Langeweile zu überraschen. Sie fügte sich dieser harten Regel und blieb seitdem trotz ihres angeborenen Sinnes für Unabhängigkeit seinen Weisungen gehorsam; nur mit seiner Einwilligung übernahm sie das ihr angetragene Amt, denn sie fühlte den Schatten wohl, welchen es auf sie warf, und doch mochte der sehr begreifliche Wunsch, durch dasselbe aus steter Sorge und Not entrissen zu werden, auch einen Einfluß auf ihre Entschließung ausgeübt haben.

Einmal in dieser Stellung, den höchsten Kreisen in unmittelbarste Nähe gerückt, konnte es nicht fehlen, daß sie Einfluß gewann und immer höher stieg. Denn ihrem überlegten, ruhigen, verständnisreichen Urteil konnte man getrost vertrauen, ihre Zurückhaltung in Worten und Werken verstand Vertraulichkeit abzuschneiden und Achtung zu erwecken; nicht ehrgeizig im gewöhnlichen Sinn, noch weniger geldgierig, streuge gegen sich und pflichtgetreu

gegen andere, angenehm, aber nie sich hervordrängend, nicht launisch wie Frau von Montespan, lebens- und weltklug, war die schöne Frau bald eine hochgeachtete Persönlichkeit bei Ludwig, bei dem ganzen Hofe. Sie hatte nun erreicht, was sie oft als Lebensziel aufgestellt: allgemeine hohe Achtung; auch ihre Devotion, die strenge Erfüllung ihrer kirchlichen Pflichten mochte dazu beitragen. Und doch wie oft klagt sie in ihren Briefen — und wir haben keinen Grund, die Aufrichtigkeit ihrer Aeußerungen zu bezweifeln — über die Ketten, welche man ihr angelegt, über die Unruhe, in welche sie verstrickt sei, über die Schwierigkeit, für ihr Seelenheil so zu sorgen, wie es nötig sei. Ausführlich hat sie einmal ihrem „Direkteur" aufgezeichnet, wie sie ihr Leben Tag für Tag einrichten würde, wenn sie vom Hofe fort wäre; eine kluge Abwechslung zwischen Werken der Frömmigkeit, christlicher Barmherzigkeit (3 Tage der Woche bestimmte sie für Besuche bei den Armen des Bezirks, im Spital und im Gefängnis) und anmutiger erheiternder Geselligkeit im Umgang mit gleichgesinnten Freunden und Freundinnen; diese Vereinigung von ernster Kontemplation und geistreicher Geselligkeit (ich liebe die Gesellschaft, schrieb sie einmal ihrem Bruder) in gutsituierter Unabhängigkeit mochte wohl am meisten ihren Neigungen entsprechen. Aber es sollte nicht dazu kommen, ihr geistlicher Führer gestattete ihr nicht, den Hof zu verlassen, dessen beherrschender Mittelpunkt sie allmählich wurde.

Mit der Legitimation der königlichen Bastarde 1673 war sie offiziell in die Hofkreise eingetreten, seit 1674 wohnte sie in Versailles, aus ihren Briefen, aus den Gnadenbezeugungen, welche sie vermittelte, sieht man ihren zunehmenden Einfluß, immer mehr wandte ihr der König seine Gunst, sein Interesse zu. Zwischen diesen beiden so ungleichartigen Naturen bestand doch eine Art Wahlverwandtschaft, beide hatten die Gabe, in einem seltenen Maße zu gefallen, wo sie wollten; aber jene innige, wahre, heiße Liebe, welche das ganze Herz erfüllt, kannten sie nicht. Das heiße Blut der Jugend hatte Ludwig in die vielen Verirrungen geführt, mit denen er seinen Thron befleckt hatte; nun als dasselbe langsamer zu pulsieren begann, machte sich ihm die Oede, die Leerheit seines trockenen egoistischen Gemütes immer fühlbarer. Dem Monarchen, der von Jugend auf gewohnt war, mit geistreichen schönen Frauen umzugehen, wurde die Frau mit dem klaren Verstand und ruhigen Herzen bald unentbehrlich. Mit Geist und Grazie verstand sie ihn zu fesseln, zu unterhalten; ohne die Leidenschaft in ihm anzuregen, ohne sich je aufzudrängen, war sie stets zum Dienste bereit, ohne launisch zu sein, immer angenehm. Als sie mit dem Herzog von Maine in Barège weilte (1675), stand der König mit ihr in ununterbrochenem lebhaftem Briefwechsel; in der königlichen Karosse mit den Allervertrautesten begleitet sie den Monarchen auf

seinen Reisen, zur Armee. Bei der Vermählung seines Sohnes ernannte sie der König zur zweiten dame d'atour, er wollte sie stets um sich haben. Stundenlang brachte er im Gespräch mit ihr zu. Die jüngsten Kinder der Frau von Montespan nahm sie nicht mehr unter ihre erziehende Aufsicht; so fest fühlte sie sich in ihrer Stellung, daß mit dem Jahre 1677 und 78 aus ihren Briefen der Wunsch verschwindet, sich von Hofe zu entfernen. Nun zeigte sich zugleich, warum Gobelin (ob aus eigenem Antrieb, ob von anderen geleitet?) ihr vorher nie die Erlaubnis dazu gegeben hatte, denn sie hatte die Aufgabe, den König zu „bekehren". Der streng kirchliche Sinn Ludwigs, welcher ihm wohl erlaubte, die Gesetze der Moral mit Füßen zu treten, nicht aber eine Messe zu versäumen, kam ihr dabei ebenso zu statten, wie seine abnehmende Leidenschaft; klug und taktvoll führte sie ihre Mission aus; den ungesuchten, überzeugenden Worten seines weiblichen Mentors schenkte der König gern Gehör, freundlich näherte er sich wieder der lange vernachlässigten Königin, und wenn auch das glänzende Hofleben seinen lustigen Gang weiter ging, so breitete sich doch über dasselbe ein Hauch der Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit, den die strenge kirchliche Partei (Bossuet, Bourdaloue, der Herzog von Montausier 2c.) schmerzlich vermißt hatte. Als am 30. Juli 1683 die Königin Maria Theresia unerwartet starb, aufrichtig beweint von der Frau von Maintenon, war sie die Stütze des Königs; eine geheime Ehe, ein kirchliches Band irgend welcher Art vereinigte in einem der folgenden Jahre Ludwig XIV. und die einige Jahre ältere Françoise d'Aubigné; alle näheren Umstände aber, Zeit, Ort und Art entziehen sich bis jetzt der genaueren historischen Kenntnis.

Nun war sie die allmächtige Dame; sie hatte eine Stellung, wie sie die kühnsten, ehrgeizigsten Träume nicht höher ersinnen konnten, und dabei so eigentümlich, wie weder vor noch nach ihr eine Frau eine ähnliche in Frankreich einnahm. Sie war nicht Königin, sie war nicht Repräsentantin des Hofes, sie war noch weniger Maitresse, und doch die innigste Vertraute und Ratgeberin eines absoluten Herrschers, der in ihrem Zimmer seine Ministersitzungen hielt, den sie in schweren Stunden aufzurichten, zu trösten hatte, dessen Langeweile sie verscheuchen mußte, der sich ein Leben ohne sie kaum denken konnte. In einem bekannten Briefe hat sie später laut geklagt, wie die Monotonie des Hoflebens trotz seiner rauschenden Feste, seiner unaufhörlichen Zerstreuungen, drückend auf ihr laste, wie schmerzlich sie es empfinde, keinen Augenblick für sich zu haben, seit sie der wirkliche, wenn auch nicht offizielle Mittelpunkt des ungeheuren Kreises war, welchen das stolze Versailles in seinen Mauern vereinigte, wie ihr Zimmer vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht leer wurde von Ministern und Hofleuten, Gesandten und Prinzen, Bittenden und Dankenden.

Aber sie harrte aus in dieser Stellung, der sie sich nicht rühmte, die sie als eine ansah, welche ihr Gott gegeben habe. Gott hat mich in diesen Stand hineingeführt, schrieb sie, noch als die Königin lebte, er weiß, daß ich ihn nicht gesucht habe; — dies Bekenntnis galt auch damals, als Ludwig das Edikt von Nantes aufhob.

Nicht das Resultat eines augenblicklichen Entschlusses war diese verhängnisvolle Maßregel, sondern das Ende eines langwierigen, mit ungleichen Waffen geführten Kampfes zwischen den beiden Konfessionen; die protestantische, numerisch schwächere, war unterlegen. So viele ausgezeichnete Männer, treffliche Frauen der Calvinismus zu seinen Bekennern zählte, die Masse des französischen Volkes hatte er nie zu gewinnen vermocht; nie ist Calvin der Prophet, der Führer eines ganzen Volkes geworden, zu dem es mit der Liebe und Begeisterung emporgeblickt hätte, wie die Deutschen zu Luther. Fest hing der Franzose an der alten Kirche, welche inniger als in einem anderen Lande mit dem Wesen der Nation verwachsen war und in Frankreich ein eigentümliches nationales Gepräge angenommen hatte. Von französischem Boden aus waren die ersten und erfolgreichsten Kreuzzüge ausgegangen, hier lagen Citeaux, Clugny, Clairvaux, Prémontré, die Wiege der berühmtesten Mönchsorden; die Universität von Paris mit ihrer weltberühmten Sorbonne stand jahrhundertelang an der Spitze des gelehrten Wissens, Franzosen waren bei den großen Reform-Konzilien von Konstanz und Basel die Sprecher, die Leiter der Bewegung gewesen. Demütigungen, wie sie Kaiser Heinrich IV. vom Papste erfahren, waren dem französischen Königtum erspart geblieben; dafür betrachtete sich jeder französische Monarch, der auf dem Throne des heiligen Ludwig saß, als den erstgeborenen Sohn der Kirche, und der Name „allerchristlichster König" brachte seinem Träger nicht bloß Ehren, sondern erinnerte ihn auch an heilige Verpflichtungen. Der erste Stand des Reiches war eine mächtige, gebildete, aus den besten Familien des Landes sich erneuernde Geistlichkeit, hochangesehen, mit ungeheurem Besitz ausgestattet, eifersüchtig bestrebt, ihre Freiheit von Rom zu wahren, und in diesem Streben kräftig unterstützt von der königlichen Autorität, welcher die Kirche in vielen Hinsichten (bei Pfründeverleihung ꝛc.) unterworfen war. Mit äußerster Mühe war es Heinrich IV. gelungen, im Edikt von Nantes ein Kompromiß zwischen den beiden Parteien zustande zu bringen, mit gegenseitiger Anerkennung und Duldung, mit scharf abgegrenzten Privilegien. Unter der Regierung seines Nachfolgers ging der Waffenstillstand, welchen seine imponierende Persönlichkeit aufrecht erhalten hatte, in Trümmer, und nachdem Richelieus gewaltige Faust mit der Eroberung von La Rochelle (1628) den politischen Calvinismus vernichtet hatte, begann der Prozeß der Aufsaugung und Ausrottung der Ketzerei,

welchen die Aufhebung des Ediktes von Nantes krönen sollte. Immer mehr lichteten sich die Reihen des protestantischen Adels durch Uebertritt in die katholische Kirche, wozu Pensionen, Gnadengeschenke, hohe Stellen, kurz der ganze Zauber der königlichen Gunst verlockte. Und auf der anderen Seite brach ein Strom von Edikten, Erlassen, Gesetzen, Verordnungen, von Parlamenten, städtischen Behörden und dem königlichen Rat ausgehend, über die wehrlosen Reformierten herein, ihre Rechte nach allen Seiten hin schmälernd und die Bestimmungen des Ediktes aufs ungünstigste für sie auslegend. Mit oder ohne Rechtsgrund wurden hunderte von Kirchen geschlossen und zerstört, der Gottesdienst beschränkt, Schulen aufgehoben, die Wirksamkeit der Synoden gelähmt, der Uebertritt zur katholischen Kirche erleichtert, der Rücktritt mit den schwersten Strafen belegt; ein Beruf um den andern schloß sich den Protestanten, das Gewinnen der Meisterschaft wurde sehr erschwert, die Sterbenden wurden in ihren letzten Augenblicken beunruhigt, ja selbst auf die Toten erstreckten sich die Demütigungen, mit welchen man die gesellschaftliche Inferiorität der Protestanten bezeichnen wollte.

Sehr persönlichen Anteil nahm Ludwig an dieser Zerbröckelung des Protestantismus; zu seiner Unwissenheit in religiösen Dingen gesellte sich eine ganz entschiedene Abneigung gegen die Protestanten, ruhend auf einer sehr ausgeprägten katholischen Gläubigkeit und auf seinem monarchischen Stolze, welcher durch das Vorhandensein Andersglaubender empfindlich verletzt war. In seinen Denkwürdigkeiten, welche er für seinen Sohn zusammenstellte, erwähnt er ausführlich seine Maximen gegenüber den Protestanten: auf keine Weise durch neue Gewaltmaßregeln sie zu bedrücken, sondern das beobachten zu lassen, was seine Ahnen ihnen zugestanden hatten, aber keinesfalls etwas darüber zu bewilligen, vielmehr die Ausübung davon in die engsten Grenzen einzuschränken, welche Gerechtigkeit und Anstand gestatten. Redlich hat er das letztere gethan, aber dazu noch das erstere (die Bedrückungen) hinzugefügt; seit seinem Regierungsantritt begann jener oben erwähnte Strom von Maßregeln gegen die Protestanten in ununterbrochener Folge zu fluten, zeitweise, besonders wenn fremde verbündete Mächte zu Gunsten ihrer Glaubensgenossen fürbittend einschritten, wie 1666 der große Kurfürst, etwas langsamer und stiller, allmählich aber immer stärker und gewaltiger; von jenem stattlichen Gebäude der reformierten Kirche, welches seine Hallen über einen großen Teil von Frankreich ausgebreitet hatte und unter dessen Dach über 1½ Millionen fleißige, tüchtige, ihr Vaterland und ihren König liebende Leute Schutz, Sicherheit und Gedeihen gefunden zum Segen des ganzen Landes, wurde ein Stein um den andern hinweggeschwemmt, immer gefährdeter war die Lage derer, welche ihrer

Konfession treu blieben. In diesem Zerstörungswerke, das mit allen Waffen der Willkür und der Uebermacht betrieben wurde, war der König gestützt, ja angetrieben durch den ganzen katholischen Klerus, der nie müde wurde, schärfere Vergewaltigungs-Maßregeln zu verlangen, auf die völlige Vernichtung der entsetzlichen Ketzerei hinzuarbeiten, dessen „freiwillige Gaben“ um so reichlicher die königlichen Kassen füllten, je geneigter der Monarch sich zeigte, seinen Wünschen zu entsprechen. Aber auch das ganze französische Volk nahm lebhaften Anteil an diesem gottseligen Werke, und weil sich die Regierung getragen wußte von dieser beinahe einmütigen Zustimmung, darum konnte sie unbesorgt in stets rascherem Schritte weiterschreiten auf dem Pfade der Verfolgung und Bedrückung.

Schon stand man mitten auf demselben, als Frau von Maintenon bei Hofe erschien; schon war die „Protestantenfrage“ die wichtigste Angelegenheit im inneren Staatsleben, die unaufhaltsam einer Lösung zustrebte; unwiderleglich klar ist durch das vorher Gesagte bewiesen, daß sie also es nicht war, welche die Protestanten-Verfolgung erst angeregt; die Frage wird sich vielmehr dahin zuspitzen: wie weit ist sie bei den späteren Maßregeln, bei der endlichen Aufhebung des Ediktes mit beteiligt gewesen? Vor allem dürfen wir dabei kein Gewicht legen auf ihre oft angeführten Aeußerungen über Ludwig aus jener Zeit: „Der König denkt ernsthaft an die Bekehrung der Ketzer, und in kurzer Zeit wird man recht ernsthaft daran arbeiten (28. Oktober 1679); der König beginnt ernsthaft an sein und seiner Unterthanen Heil zu denken; wenn Gott ihn uns erhält, wird es nur noch e i n e Religion im Königreich geben (24. August 1681); man ist sehr zufrieden mit dem Pater La Chaise, bald werden alle Unterthanen des Königs Gott im Geist und in der Wahrheit dienen (20. Dezember 1683). Der König hat die Absicht, an der vollständigen Bekehrung der Ketzer zu arbeiten; er hat deswegen häufig Beratungen mit [dem Kanzler] Le Tellier und [dem Minister des Innern] Chateauneuf, wobei man mich überreden wollte, ich sei nicht zuviel; der König ist bereit, alles zu thun, was zum besten der Religion dient. Dies Unternehmen wird ihn mit Ruhm vor Gott und vor den Menschen bedecken, er hätte dann alle seine Unterthanen in den Schoß der Kirche zurückgeführt und die Ketzerei zerstört, welche alle seine Vorgänger nicht überwinden konnten (13. August 1684).“ Alle die Briefe, aus welchen diese Auszüge entnommen, sind höchst verdächtigen Ursprungs und sehr wahrscheinlich Fälschungen von dem ersten Herausgeber derselben, La Beaumelle; keinenfalls dürfen sie als vollgültige historische Zeugnisse angeführt werden, so wenig als jene unmittelbar vor und nach der Aufhebung geschriebenen Worte: „Die, welche sagen, der König sei nur mit Festen und Ver-

gnügungen beschäftigt, täuschen sich sehr; ich mische mich in nichts (9. Oktober 1685). Der König ist sehr befriedigt, die letzte Hand an das große Werk der Vereinigung der Ketzer mit der Kirche gelegt zu haben. Der Pater La Chaise hat versprochen, es koste keinen Tropfen Blut, und Herr von Louvois sagt dasselbe. Ich glaube wohl, daß nicht alle diese Bekehrungen vollkommen aufrichtig sind, aber Gott bedient sich aller Wege, um die Ketzer zu sich zu führen. Ihre Kinder werden wenigstens Katholiken sein; wenn die Väter Heuchler sind, so nähert sie doch ihre äußerliche Vereinigung [mit der Kirche] wenigstens der Wahrheit (25. Oktbr. 1685)." — Halten wir uns an die unzweifelhaft echten Bestandteile ihrer Korrespondenz, so wirft das Verfahren, welches sie gegen ihre protestantischen Verwandten eingeschlagen hat, ein helles Licht auf ihre Gesinnung.

Ein allgemeiner Bekehrungseifer hatte das katholische Frankreich ergriffen; von den Stufen des Thrones herab — Ludwig XIII. ermahnte auf seinem Totenbette noch Turenne, überzutreten, Ludwig XIV. gab seinem großen Feldherrn mehr als einmal deutlich zu verstehen, wie sehr er seine „Bekehrung" wünsche, Anna von Oesterreich schrieb der Herzogin La Tremouille eigenhändig mehrfach mit der dringendsten Aufforderung zum Uebertritt — verbreitete sich derselbe über Hoch und Nieder; es war so verführerisch, ein Gott und dem Könige gleichmäßig gefälliges Werk zu thun. Bekannte und Verwandte, Dienstboten und abhängige Leute waren die nächsten, natürlichen Gegenstände solcher Bestrebungen. Auch Frau von Maintenon trieb mit vollen Segeln in diesem Strome; vergessen waren die bittern Klagen und Vorwürfe, welche sie einst ausgestoßen hatte, als dieser Eifer sich gegen sie gekehrt hatte; glaubte sie vielleicht dadurch ein Recht zu haben, die Mittel, durch welche sie überwunden worden, auch gegen andere anzuwenden? Sie hatte die Freude, sagt sie einmal, ihre evangelischen Dienstboten ohne Gewalt, nur durch die Macht des Vorbildes, zur Kirche hinüberzuführen; bei ihren Verwandten wurde ihr dieser Triumph nicht so leicht. Die Dankesschuld, welche sie gegen ihre Tante Villette hatte, glaubte sie auf keine bessere Weise abtragen zu können, als indem sie die Kinder und Enkel dieser eifrigen Hugenottin zum Abfall vom väterlichen Glauben bringe; Geistliches und Weltliches, religiöse und sehr irdische Motive waren dabei aufs innigste ineinander verschlungen. Als Protestanten hatten weder Männer noch Frauen irgend Aussicht, bei Hofe Berücksichtigung zu finden, auch Frau von Maintenon war nicht imstande, etwas für sie zu thun, ihnen weiter zu helfen, so sehr sie dies auch bei ihrem ausgesprochenen Familiensinn gewünscht hätte. Offen erklärte sie dies ihrem Vetter Villette, einem tapferen, talentvollen und ehrgeizigen Seeoffizier, der die Standhaftigkeit seiner

Mutter geerbt hatte, trotz seiner katholischen Frau alle seine Kinder evangelisch erziehen ließ, alle Anspielungen auf Uebertritt nicht verstehen wollte und alle Anerbietungen zurückwies; einen Hauptschlag konnte sie daher nur ausführen, wenn das Haupt der Familie entfernt war. Anfang 1680 mußte Herr von Villette mit seinem Schiffe eine Fahrt nach den Antillen antreten, welche ihn über ein Jahr von Frankreich entfernt hielt; es ist nicht ganz klar festzustellen, ob die Ordnung des Dienstes ihn einfach zu dieser Mission bestimmte, oder ob seine Verwandte in Versailles die Hand dabei im Spiele hatte, jedenfalls benutzte sie die Zeit ganz vorzüglich. Kaum war er in See, so erhielt sein ältester Sohn de Murçay, der in der Seeschlacht von Messina sich ausgezeichnet hatte und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, auf Betrieb der Frau von Maintenon den Befehl, sein Schiff zu verlassen, das im Begriffe stand, ebenfalls nach den Antillen zu segeln, und nach Versailles zu kommen. Dort erhielt der Abbé Gobelin den Auftrag, ihn zu bekehren, und nach kurzer Zeit schwur der Junge ab. „Er ist sehr hübsch, schrieb die Tante beglückt, ich hoffe, daß der König etwas für ihn thun wird.“ Sein Bruder de Marmande teilte vollständig sein Los; die Schwester (nachher Frau von Caylus) wurde ihrer Mutter geradezu entführt; bei einem Besuche in Niort ließ Frau von Villette ihre Tochter bei einer nahen Verwandten auf deren dringende Bitten; kaum hatte sie selbst sich wieder nach Hause begeben, so wurde die Schutzbefohlene nach Paris geschickt; unterwegs traf sie noch mehrere Verwandte, welche alle aus dem gleichen Grunde dorthin beschieden wurden. Beim Wiedersehen mit ihrem (schon bekehrten) Bruder brach das 9jährige Mädchen, ihr eigenes Geschick ahnend, in Thränen aus: denn ihr Vater hatte ihr gedroht, sie nicht mehr anzusehen, wenn sie die Religion ändere. Aber als ihre Tante Maintenon sie in die königliche Kapelle zu Versailles führte und sie die schöne Musik dort hörte, erklärte sie in der vollen Naivität der Jugend, „übertreten zu wollen, wenn sie alle Tage die Messe hören dürfe und wenn man sie künftig vor der Rute sicherstelle“. Bald hatte die hohe Bekehrerin alle protestantischen Glieder ihrer Verwandtschaft um sich; sie scheute sich nicht, einmal etwas „Gewalt“ anzuwenden und einen Verhaftsbefehl (lettre de cachet) auszuwirken, um eine Nichte in ihre Gewalt zu bekommen; wenn auch einige längere Zeit Widerstand leisteten, hartnäckiger waren, als sie geglaubt hatte, allmählich kam sie doch zu ihrem Ziele.

Und wie rechtfertigt sie nun dies Verfahren den betrogenen Eltern gegenüber? Mit der Mutter, offenbar einer ängstlichen Frau, welche den Zorn ihres Mannes ebenso fürchtete als das Mißvergnügen der Frau von Maintenon, wurde sie leicht fertig. Sie habe die ganze Angelegenheit ihr über den Kopf weggenommen,

um nicht Unfrieden zwischen den beiden Gatten zu säen, sie sei überzeugt, daß sie als Katholikin eine große Freude über die Bekehrung ihres Sohnes haben werde. „Wie beklage ich Sie, meine teure Cousine," schrieb sie, „in der Aufregung zwischen Mann und Kindern! Da ist das Herz in seinen innersten Gefühlen zerrissen! Besser als irgend eine andere Person begreife ich Ihren Schmerz; suchen Sie Trost bei Gott und in meiner Freundschaft." Und als die geängstete Frau nicht sogleich die anempfohlene Ruhe fand, schrieb sie kurz und gut: „Sie sind katholisch und müssen innerlich froh sein, Ihre Kinder auf dem Wege zu wissen, wohin ich sie gebracht habe; eben damit habe ich Ihnen die wesentlichsten Zeichen meiner Freundschaft gegeben." — Auch dem tief gekränkten Vater gegenüber, der im März 1681 zurückkam und ihr in bitteren Briefen Undankbarkeit gegen seine Mutter, Ungerechtigkeit und Härte gegen ihn selbst vorwarf (leider sind die Briefe selbst nicht erhalten), wahrte sie denselben Standpunkt; sie verübelt ihm seine Bitterkeit nicht, zollt den Gefühlen, wie er sie in einem ergreifenden Briefe an seinen Sohn ausgesprochen habe, alle Achtung; sie berichtet ihm ausführlich von den Kindern, lobt was irgend zu loben ist, und sucht als kluge Frau lindernden Balsam auf die Wunde zu träufeln. Offen bekennt sie sich zu dem, was sie gethan: „Gut und gerecht sind meine Absichten gewesen, meine Beweggründe ohne jedes persönliche Interesse; der religiöse war der erste, aber nicht der einzige, denn sonst würde ich mir andere Seelen gewählt haben, die mir auch teuer sind und deren Bekehrung leichter gewesen wäre; es ist also die Freundschaft, welche ich das ganze Leben über für Sie gehabt habe und welche mir den heißen Wunsch einflößt, etwas für die thun zu können, welche Ihnen am teuersten sind. Nur in Ihrer Abwesenheit konnte ich zu meinem Ziele kommen; ich lasse Ihnen Gerechtigkeit widerfahren, handeln Sie ebenso gegen mich und nehmen Sie liebevoll das Zeichen meiner Liebe auf, indem ich den betrübe, welchen ich liebe und achte, um seinen Kindern zu dienen. Urteilen Sie selbst, ob ich Ihre Tochter Ihnen zurückgeben soll und ob ich, nachdem ich einmal Gewalt gebraucht habe, um sie bei mir zu haben, auch noch die Dummheit begehen soll, sie zurückzugeben! Schicken Sie mir lieber auch noch die andern Kinder, aus Liebe zu ihnen selbst, denn wenn Gott den König beim Leben erhält, gibt es in 20 Jahren keine Hugenotten mehr" (5. April 1681). Auch in der Folge nimmt sie ihm gegenüber dieselbe Stellung ein; die Seelen, die sie in ihrer Gewalt hat, kommen nicht mehr los; sie weiß, daß der Vater bei der damaligen Zwangslage, unter welcher die Protestanten seufzten, unfähig ist, irgend eine Klage anzustrengen, eine Mißbilligung des Geschehenen herbeizuführen; ruhig wartet sie die Zeit ab, bis der Baum, der durch diese Schläge in das Mark getroffen ist, zu Falle

kommt. Immer begegnet sie ihrem hartnäckigen Verwandten mit der gleichen Freundlichkeit, gibt ihm Nachricht von seinen Kindern, vergißt aber nie, einen Angriff auf ihn selbst zu machen. „Sie verfehlen sich gegen Gott, den König, gegen mich und Ihre Kinder durch Ihre unglückliche Festigkeit; ich bete zu Gott, Sie zu erleuchten," schreibt sie, und ein andermal heißt es: „Bekehren Sie sich auf dem Meere, wo niemand Sie beargwöhnen kann, als sei es aus Gefälligkeit geschehen; kurz, bekehren Sie sich auf jede Weise" (30. Januar 1683). Endlich wurden auch ihre Bemühungen mit vollständigem Triumph gekrönt; vergeblich hatte zwar Bossuet die Fülle seiner theologischen Gelehrsamkeit und den Glanz seiner Rede an den hartnäckigen Seemann verschwendet, aber als Villette im Dezember 1685 von einer Fahrt zurückkam, fand er das Edikt von Nantes aufgehoben, seine Glaubensgenossen im Heer und in der Marine entweder übergetreten oder abgedankt und sich vor dieselbe Wahl gestellt; er wählte das erstere und erhielt zum Lohne dafür sogleich eine höhere Stelle.

Man wird wohl nicht fehlgreifen mit der Annahme, daß dies nicht die einzige Familie oder Person war, für deren Bekehrung sich Frau von Maintenon interessierte und Schritte that. „Man sollte allem aufbieten," heißt es in einem Briefe vom 5. Aug. 1685, „um Frau von Miossens zum Uebertritt zu bewegen; dies wäre eine Frau, welche ihr Glück bei Hofe machen könnte;" den 30. Januar 1686 trat die Genannte auch wirklich über. „Man hat dem Könige versprochen, daß Fräulein von Laurent sich mit der Kirche vereinige; verläßt sie den Hof, ohne daß dies geschieht, wird man unzufrieden sein," heißt es in einem anderen Briefe um dieselbe Zeit. „Man sieht mich nur Hugenotten in die Kirche führen!" ruft sie triumphierend aus, und in der That, sie steht vor uns da als echte „Missionarin", hervorragend durch ihren Eifer und ihre Thätigkeit in der Reihe ihrer vornehmen hochgestellten Genossen. Sie scheut keine Mittel, weder gute noch böse, um zu ihrem Ziele zu gelangen, unverhohlener als sie hat noch niemand sich zu dem verfemten Spruche bekannt: Der Zweck heiligt die Mittel. Siegessicher sieht sie den Untergang des Protestantismus voraus: „in 20 Jahren wird es keine Ketzer mehr geben," Glück in dieser, Heil in jener Welt ist nur im Uebertritt zu finden, warum also durch eine verzweifelte Hartnäckigkeit sich diesen Weg ersparen? Mit rabulistischer Gewandtheit führt sie diese auf die Schwachheit, auf den Egoismus ihrer Opfer berechneten Gründe immer wieder ins Treffen, und gegenüber dieser untrennbaren Vereinigung von irdischen und ewigen Interessen ist für Ueberzeugungstreue, Gewissensfreiheit kein Raum mehr. Mädchen, welche übergetreten seien, ohne wahrhaft überzeugt zu sein, rät sie in die Neukatholikinnenhäuser zu schicken, uneingedenk der harten Behandlung, welche sie selbst

dort erfahren hatte; sie freut sich der wachsenden Siege der Kirche: „die Kuriere melden uns Bekehrungen von Tausenden," schreibt sie wenige Wochen vor der Aufhebung des Ediktes. In stetem Verkehr mit dem Pater La Chaise, mit Louvois und Le Tellier, den eifrigsten Beförderern der Bekehrungen, in Korrespondenz mit unzähligen Bischöfen und kirchlichen Würdenträgern, welche mit an diesem Werke arbeiteten, gekannt als eine Person, durch deren Einfluß man Gnaden- und Gunstbezeugungen aller Art wie auch Lettres de cachet für diese Zwecke erreichen könne, hat sie so lebhaft, wie nur irgend jemand, mitgewirkt an der Zerstörung des französischen Protestantismus. Eine eigentliche Initiative in dieser Hinsicht möchte ich ihr aber nicht zuschreiben, weder bei Pelissons wunderthätiger Kasse, noch bei den Dragonaden Marillacs in Poitou und Foucaults in Béarn, noch bei der großen Dragonade (vom Juli 1685 an), auch nicht bei den Beschränkungen, welche die Protestanten trafen bei ihrer Ausschließung von Aemtern und Stellen, bei den Verordnungen über den Uebertritt der Kinder (schon im 7. Jahre gestattet!) läßt sich dies irgendwie nachweisen. Alles, was auf diese Weise geschah, paßte vollständig in die Art und Weise, wie die französische Regierung schon seit Jahren gegen die protestantische Religion vorgegangen war. Aber wenn Frau von Maintenon auch nichts weiter that als sich schieben zu lassen und selbst mitzuschieben, schwer genug ist doch die Verantwortung, welche sie trifft. In keinem ihrer Briefe findet sich die mindeste Aeußerung des Bedauerns, des Mitleidens über die namenlosen Leiden, welche eine unbarmherzige, grausame Gesetzgebung und Verwaltung im Bunde mit einer ungezügelten Soldateska über die Protestanten brachte; es mag sein, daß Ludwig XIV. dieselben nicht im vollen Umfange kannte, man hat die Protestanten in und um Paris stets etwas glimpflicher behandelt als in der entlegenen Provinz, ihr blieben sie aber gewiß nicht verborgen. In den Noten der Frauen von St. Cyr heißt es: „Sie hätte lieber gewünscht, daß die Vereinigung der Protestanten mit der Kirche mehr auf dem Wege der Milde und Ueberredung geschehe als durch Strenge" — ein Zeichen der Mißbilligung hat sie aber nirgends gegeben, im Gegenteil, als der Intendant Marillac in Poitou durch die erste Dragonade Hunderte von protestantischen Familien an den Bettelstab brachte und wer irgend konnte, auswanderte, schrieb sie, ungerührt von allem Jammer, an ihren Bruder: „Infolge der Zerstörung, welche über die Hugenotten hereingebrochen, schenkt und verkauft man dort Ländereien; du könntest leicht dort ein Landgut erwerben." — Es ist möglich, daß sie glaubte, als frühere Protestantin sich besondere Zurückhaltung auflegen zu müssen, damit sie nicht in den Verdacht gerate, noch am alten Glauben zu hängen; der König soll ihr dies auch einmal vor-

geworfen haben; jedenfalls hat sie, mag sie nun die Gewaltmaßregeln verdammt haben oder nicht, auch nicht das geringste gethan, um sie aufzuhalten oder sie zu lindern. Bei dem großen persönlichen Einfluß, welchen sie besaß, wäre eine Einwirkung auf Ludwig, menschlicher zu verfahren, nicht unmöglich gewesen, aber diese Bitte, diese Forderung zu stellen, diese Anschauung geltend zu machen, hat sie nicht gewagt; sie hatte den Freimut nicht, etwas vorzuschlagen, was den König vielleicht unangenehm berührt und gegen sie mißgestimmt hätte. Die eigene Person, ihre Geltung und Ansehen bei dem Monarchen stellte sie entschieden über das Wohl des Staates, über die Gebote der Moral und Religion. Mit den Wünschen, Gedanken und Bestrebungen des Königs, die ihr weiblicher Scharfsinn so leicht und so klar erkannte, hat sie die ihrigen stets in Einklang zu setzen gewußt, um ihren Einfluß zu bewahren. Der ungemessene Egoismus des Königs fand in ihr nicht die mindeste Schranke; die Unterordnung, welche sie sich auflegte, ist hier kein Verdienst, sondern eine Schuld. Alles hat sie der Neigung des Königs geopfert, schreibt der brandenburgische Gesandte Spanheim, ein scharfer und zuverlässiger Beobachter. Bei ihren Verwandten hat sie die weltlichen Vorteile, welche mit dem Uebertritt verbunden waren, stets hervorgehoben, im Einklang damit ist ihre eigene Handlungsweise dem König gegenüber dadurch bestimmt worden.

Zu dieser, man könnte sagen, negativen Einwirkung gesellt sich aber noch eine sehr positive anderer Art. Frau von Maintenon hatte, wie wir gehört, bei der „Bekehrung" des Königs eine hervorragende Rolle gespielt; die groben Ausschweifungen Ludwigs hatten seitdem aufgehört, aber das kalte Herz des Monarchen war nicht weicher, nicht menschlicher geworden, weniger als je achtete er in seiner absoluten Selbstverherrlichung die Rechte anderer (man denke nur an die Beschießung von Genua, an die Verwüstung der Pfalz) am allerwenigsten die religiösen Rechte einer ihm persönlich widerwärtigen Konfession. Man kann nicht behaupten, daß er die Protestanten verfolgte, um die Sünden der Jugend zu büßen, er hat sie jahrelang verfolgt, während sein anstößiger Lebenswandel fortdauerte, aber unumstößlich fest steht, je bigotter er wurde, um so strenger und härter wurde er gegen die Protestanten. Je kirchlicher seine Anschauung wurde, je inniger die religiös exklusiven Prinzipien mit den monarchisch absoluten verschmolzen, um so unerträglicher wurde die Lage der Protestanten. Mit dem Jahre 1679, von wo die Anfänge dieser Bekehrung datieren, beschleunigen sich die Schritte, mit welchen das Edikt von Nantes seinem Untergange zueilte; die Rückfälligen wurden härter bestraft (1679), die eigene Gerichtsbarkeit der Protestanten wird aufgehoben, die Protestanten wurden von sämtlichen Finanzstellen ausgeschlossen (1680), den

Kindern wurde schon mit dem 7. Jahre erlaubt, ihren Uebertritt zu erklären (1681), in demselben Jahr erlaubte der König „die Einquartierung der Soldaten bei den Protestanten", d. h. die erste Dragonade.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, welcher Geist bei Hofe herrschte. Manches von der grausamen gewaltthätigen Art, mit welcher man zu Werke ging, mag dem Ungestüme des erbarmungslosen Louvois, welcher die leitende Stelle im Ministerrate einnahm, zufallen; aus den Protokollen der Beratungen des Klerus kann man nachweisen, wie viele der odiösen Maßregeln gegen die Protestanten von dieser Körperschaft gewünscht oder gefordert wurden, aber der neu erwachte Glaubenseifer des Königs machte es ihm leicht, ja zur Pflicht, auf diese Forderungen einzugehen und damit eine Reihe der schreiendsten Ungerechtigkeiten gegen seine protestantischen Unterthanen zu begehen. Elisabeth Charlotte meint, wenn sie auf Ludwigs Devotion zu reden kommt: „All seine Gottesfurcht besteht in grittlich (widerwärtig) sein, überall Spione zu haben und alle Menschen zu plagen." Unser Urteil fällt noch schärfer aus: sie machte ihn beschränkt, gegen die wahren Interessen seines Landes und Volkes kurzsichtig und gegen anders Denkende und Glaubende unerbittlich hart.[1] In dieser engherzigen Religiosität, welche sich so sehr wohl vertrug mit dem absolutesten politischen Regiment, wurde er von Frau von Maintenon erhalten und bestärkt. Die Bekenntnistreue der Protestanten, deren Bekehrung man sich bei Hofe leichter gedacht hatte, führte notwendig zu Konflikten mit der herrschenden Ansicht und daher zu den Gewalt-Maßregeln und Grausamkeiten, welche einen düsteren Schatten auf Ludwig und seine Regierung werfen. Mit der strengen Hofpartei, welche diesen Geist der Devotion pflegte, trägt Frau von Maintenon ihren vollen Anteil an der Unterdrückung der Protestanten, an der Schuld, welche die Urheber der grausamen Maßregeln auf sich geladen haben. Welchen Anteil sie an jenen entscheidenden Verhandlungen hatte, als im Gewissensrate des Königs die Frage wegen der formellen Aufhebung des „unwiderruflichen" Ediktes verhandelt wurde, wird sich schwer entscheiden lassen, im Grunde ist diese Frage auch untergeordneter Natur, der ganzen Sachlage nach handelte es sich ja dabei nur um den passenden Zeitpunkt. Unbezweifelt dagegen ist, daß sie im Einklang mit der ungezählten Menge von Lobrednern, welche Ludwig zu diesem letzten Schritte beglückwünschten, ihn gebilligt hat. Und als 13 Jahre später im königlichen Rate eine Stimme laut wurde, welche die Rückeinwan-

[1] Von dieser Härte sei nur ein Beispiel angeführt: 1687 wurde eine geheime religiöse Versammlung der Protestanten überfallen, mehrere Personen dabei gefangen und hart bestraft; „der König wundere sich," schrieb Louvois, „daß man nicht die Gefangenen zum Tode verurteilt habe."

derung der geflüchteten Franzosen unter gewissen Bedingungen vorschlug, um den ungeheuren Schaden, welchen Frankreich durch die Auswanderung erlitten, einigermaßen wieder gut zu machen, mißbilligt sie auf das entschiedenste diesen Plan, welcher das Ansehen des Königs im höchsten Maße schädigen würde und das ganze große Werk der Aufhebung wieder in Frage stelle. Den Neubekehrten gegenüber wünscht sie nicht, daß sie zur Erfüllung ihrer neuen religiösen Pflichten gezwungen werden sollten; aber als sie merkte, daß in dem Widerstreit der Ansichten — besonders die Intendanten und ein großer Teil der Bischöfe, zumal in den von Protestanten stark bevölkerten Gegenden, stimmten für rücksichtslose Vollstreckung der Edikte — ihre Auffassung nicht den Sieg davontrage, gab sie ihrer Gewohnheit gemäß dieselbe preis.

Geistreiche Historiker haben die Regierung Ludwigs XIV. in zwei Perioden geteilt, und als die Typen, als die beherrschenden Geister derselben hingestellt Colbert und die Maintenon; der erste bezeichnet die Periode des Aufschwungs, der zweite die des Verfalls. Unzweifelhaft ist freilich, daß der Niedergang der französischen Macht zeitlich zusammenfiel mit dem Beginn ihrer Herrschaft, aber jede unbefangene Geschichtschreibung wird den Grund davon auch in anderen Faktoren finden, es sei nur hingewiesen auf die maßlose Verschwendung Ludwigs XIV., auf seine zunehmende Herrschsucht und Ländergier, auf seine wachsende Anmaßung und Selbstüberhebung, welche keine andere Macht und Ansicht neben sich gelten lassen wollte. Alle „Devotion", welche die Maintenon dem König eingeflößt hatte, vermochte nicht diese großen sittlichen Gebrechen zu heben, welche naturgemäß zu den größten politischen Fehlern führten. Gerade der kleinliche Geist, welcher durch diese engherzige Frömmigkeit großgezogen wurde, duldete keinen selbständigen Charakter, kein hervorragendes Talent neben sich; darum trägt der Egoismus der Maintenon, welche diesen Geist nährte und pflegte, große Schuld an Frankreichs Unglück, gerade wie ihre bekehrungssüchtige rücksichtslose Frömmigkeit an dem der Protestanten.

Mitteilungen und Berichte.

Quellen zur Geschichte des Bauernkriegs.

„Es wird wenig Neues mehr nach Zimmermann zu entdecken sein, denn auch er ist zu breit!" — So schrieb 1846 Herr A. Weill zu Paris, ein Schriftsteller in der Umgebung Heinrich Heines, in Bezug auf Wilhelm Zimmermanns 1843 erschienenes Werk: „Geschichte des großen Bauernkriegs." Herr Weill gab damals unter dem Titel: „Der Bauernkrieg" ein Schriftchen heraus, das heute noch vielfach gelesen wird, aber so ziemlich wertlos ist und sich als ein leichtsinniger Auszug aus Zimmermanns Werk darstellt. Was Zimmermann nur vermutet, gilt dem Herrn Weill gleich als Thatsache.

Wir wissen nicht, ob Herr Weill noch lebt; wenn es der Fall ist, so wird er inzwischen bemerkt haben, daß es auch nach Zimmermann noch Neues über den Bauernkrieg zu entdecken gegeben hat. Zimmermann hat unzweifelhaft das Verdienst, die Geschichtschreibung an die Bedeutung jener großen Bewegung erinnert zu haben. Indessen war mit seinen Forschungen der riesenhafte Stoff noch keineswegs erschöpft, und nach ihm traten noch eine Reihe von Forschern auf, die immer neue Fundgruben eröffneten. Wir erinnern nur an die Schriften von dem bekannten Dr. Jörg, die jene Revolutionsperiode behandeln; uns will bedünken, daß Jörg ein ungleich gründlicherer Forscher ist als Zimmermann. Allein er hat seinen Werken den Stempel einer konservativ-klerikalen Anschauung aufgedrückt, gleichwie Zimmermann in seiner Geschichte des Bauernkriegs von durchaus demokratischen Gesichtspunkten ausgegangen ist. Wir wollen die Frage, ob es möglich ist, durchaus „unparteiisch" Geschichte zu schreiben, hier nicht näher erörtern; unserer Ansicht nach werden bei einer Darstellung der Ereignisse und bei der Charakteristik von historischen Figuren die persönlichen Anschauungen des Darstellers immer von Einfluß sein. In Bezug auf den Bauernkrieg hat vielleicht des trefflichen Bensen gediegenes Werk: „Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken" den meisten Anspruch auf Unparteilichkeit.

Gerade in neuerer und neuester Zeit aber haben die Forschungen in Bezug auf den Bauernkrieg sich andere Ziele gesteckt, die man nur mit Freuden begrüßen kann. Die subjektiven und kritischen Darstellungen sind seltener geworden

und mit rühmlichem Eifer hat man daran gearbeitet, das vorher nur von Einzelnen benutzte Quellenmaterial einem größeren Publikum zugänglich zu machen und dem letzteren solchergestalt ein eigenes Urteil zu ermöglichen. Man veröffentlicht Aktenstücke und Urkunden, sowie Darstellungen von Zeitgenossen und Beteiligten aus jener bewegten Epoche der Reformationszeit. Bahnbrechend waren nach dieser Richtung hin die Arbeiten Schreibers zu Freiburg im Breisgau, der es sich zur Aufgabe machte, durch eine Sammlung von Urkunden, Akten, Briefen u. s. w. ein Bild von dem Bauernaufstand im Breisgau zu geben und der diese Aufgabe vortrefflich gelöst hat. Neuerdings hat sich der fürstl. fürstenbergische Archivar zu Donaueschingen, Dr. Baumann, das große Verdienst erworben, die Hauptquellen für die Geschichte des Bauernkriegs aus Rotenburg an der Tauber dem Publikum zugänglich zu machen. Er hat die bekannte Handschrift des Rotenburgischen Stadtschreibers Thomas Zweyfel, die eine vollständige, lebendig geschriebene und mit vielen Aktenstücken belegte Darstellung des Bauernkriegs in Franken enthält, für den Druck bearbeitet; desgleichen die Chronik des Rotenburger Mönchs Eisenhardt. Beide Handschriften, denen treffliche Erläuterungen nebst einem Wörterbuch beigegeben sind, bilden den Band 139 der Bibliothek des litterarischen Vereins zu Stuttgart und sind hochinteressant zu lesen.

Dr. Baumann sprach damals den Wunsch aus, es möchte auch die Darstellung des Bauernkriegs in Franken von Lorenz Fries, dem Geheimschreiber des Fürstbischofs Konrad III. von Thüngen, im Druck erscheinen. Diesem Wunsch ist 1883 durch Dr. A. Schäffler und Dr. Th. Hennes in Würzburg, im Auftrag des historischen Vereins von Unterfranken, entsprochen worden. Das stattliche Werk, mit zahlreichen Aktenstücken und anderem interessanten Material versehen, ist 1883 in zwei starken Bänden erschienen.

Daran schließen sich die Forschungen des Dr. Hartfelder über den Bauernkrieg im Bruhrain, in der Pfalz und im Elsaß. Hartfelders Buch: „Zur Geschichte des Bauernkriegs in Südwestdeutschland“ (bei Cotta 1884) ist keine Aktensammlung, sondern eine selbständige Darstellung. Hartfelder hat aber eine neue Richtung eingeschlagen, indem er weniger die kriegerischen Affairen als die Verhandlungen zwischen Herren und Bauern zum Gegenstand seiner Darstellung macht und so die inneren Ursachen des großen Konflikts in ein helles Licht rückt.

Es könnten noch eine Reihe von neueren Werken genannt werden, die der Geschichte des Bauernkriegs mit Quellen zu Hilfe kommen; so u. a. Baumanns „Quellen zur Geschichte des Bauernkriegs in Oberschwaben.“ Doch genug davon.

Die verehrten Herausgeber der Handschrift, von Magister Lorenz Fries, sagen in der Einleitung:

„Es wäre bei einer sozialen Bewegung von solch eminenter Bedeutung, wie es der Bauernkrieg ist, wo die verschiedensten Interessen sich kreuzten und wo Recht und Unrecht in einer schwer entwirrbaren Weise unter den streitenden Parteien verteilt waren, doppelt wünschenswert, Darlegungen aus den verschiedenen Heerlagern, von den verschiedenen Standpunkten aus, zu besitzen. Leider



ist eine solche gerade aus den Kreisen der Aufständischen, von wo eine Darlegung der Ziele und Absichten, wie der jeweiligen Stimmungen doppelt interessant wäre, nicht vorhanden. Wir können nur durch Aktenstücke und Briefe, die von da ausgegangen sind, einen tieferen unmittelbaren Blick in das Innere dieser Partei thun."

Das ist richtig. Die Darstellungen des fränkischen Bauernaufstandes von Thomas Zweyfel und von Lorenz Fries sind beide in streng konservativer Tendenz gehalten. Thomas Zweyfel schreibt zu Gunsten der schwankenden Politik des Rates der Stadt Rotenburg an der Tauber und hat keinen Tadel für die blutigen und grausamen Verfolgungen, mit denen die demokratische Opposition in Rotenburg heimgesucht wurde, wie auch Magister Fries als ganz selbstverständlich erzählt, wie der Fürstbischof von Würzburg, sein Herr, noch monatelang nach Niederwerfung des Aufstandes in Flecken und Dörfern umherzog, und, nicht zufrieden mit dem am 8. Juni stattgehabten großen Blutgericht zu Würzburg, bei dem 81 Männer enthauptet wurden, überall noch nachträglich die „Anfenger der uffrur und entporung" mit dem Schwert hinrichten und sich schwere Strafgelder zahlen ließ. Zweyfels und Fries' interessante Darstellungen haben den Zweck, die Handlungsweise ihrer Gebieter zu rechtfertigen, wie sehr auch Magister Fries manchmal seine Unparteilichkeit betont.

Nun sind in den Handschriften von Zweyfel und Fries allerdings eine Reihe von Schriftstücken, die von den Aufständischen ausgegangen, enthalten. Da finden wir die an die Herren gerichteten Beschwerdeschriften, Geleitsbriefe, Aufmahnungsschreiben, Bitten um schleunigen Zuzug, um Geschütz und Munition. Fries namentlich hat überall, wo er mit dem siegreichen Fürstenheer einzog, nach Aktenstücken, Briefen und sonstigen Papieren der Aufständischen geforscht; auch Zweyfel hat sich eine große Sammlung von Aktenstücken angelegt. Aber haben die beiden konservativen Geschichtsschreiber alles veröffentlicht, was sie an von Aufständischen verfaßten Schriftstücken gesammelt hatten? Schwerlich.

Eine umfassende Sammlung von Schriftstücken aus den Kreisen der Aufständischen, namentlich von vertraulichen Korrespondenzen und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Protokollen ist vorläufig nicht da.

Wir sagen vorläufig, denn es scheint uns noch nicht unmöglich, eine solche Sammlung zu beschaffen.

Da liegt vor uns ein altes Büchlein, betitelt: „Geschichte der Stadt Rotenburg an der Tauber und ihres Gebietes" &c. Autor ist J. D. W. von Winterbach, königl. bayerischer Verwaltungsrat. Das Buch ist 1826 erschienen, ist aber nur die vermehrte Auflage eines Werkes von demselben Verfasser, das er 1798, als Rotenburg noch Reichsstadt war, erscheinen ließ, und das die Geschichte dieser Stadt nur bis zum Jahre 1544 enthielt. Winterbach hat aus den im Rotenburger Archiv vorhandenen zwölf Chroniken geschöpft, unter denen er auch die Eisenhardts nennt. Mit Thomas Zweyfels Handschrift scheint er sich nicht beschäftigt zu haben.[1]

[1] Man hat uns mitgeteilt, daß das Archiv zu Rotenburg heute noch sehr in Unordnung sei. Der Fehdebrief von Götz von Berlichingen an die Stadt Rotenburg vom Jahre 1508 kam, wie uns ein Rotenburger Bürger sagte, in einem Wurstladen zum Vorschein und wurde nur durch

In diesem Winterbachschen Werke findet sich nun Seite 92, wo der Verfasser auf die Beteiligung der Rotenburgischen Bevölkerung am Bauernkrieg zu sprechen kommt, folgende Notiz:

„Das merkwürdigste Ereignis dieser Periode machte der 1525 entstandene Bauernkrieg, darüber ich die besten Quellen benutzen konnte, indem die ganze Original-Korrespondenz des fränkischen Bauerncorps hierher geflüchtet, sogleich aber konsisziert und ins Archiv deponiert wurde, wo sie in vier Quartbänden aufgestellt war. Seit 1807 aber wurde diese Urkundensammlung nach Ansbach, dann nach München geführt. Da ich zuvor Auszüge hiervon gemacht hatte, so werde ich davon hier das benutzen, was hiesige Stadt zunächst betrifft."

Soweit Winterbach. Da hätten wir ja, was die Herausgeber der Handschrift von Lorenz Fries zur Vervollständigung des Materials über den Bauernkrieg wünschen: Eine Urkundensammlung aus den Kreisen der Aufständischen.

Winterbach scheint indessen jene Urkundensammlung sehr ungenügend benutzt zu haben, denn was er vom Bauernkrieg erzählt und was er an Aktenstücken aufführt, ist alles in den Chroniken von Thomas Zweyfel und Eisenhardt auch zu finden. Er hatte vielleicht kein besonderes Interesse gerade für diese Episode der vaterländischen Geschichte.

Die Urkundensammlung, von der kein anderer Schriftsteller unseres Wissens etwas erwähnt, ist also die Korrespondenz des fränkischen Hausens, der von dem Ritter Florian Geyer von Geyersberg befehligt wurde und mit dem von Götz von Berlichingen geführten Odenwälder Haufen zusammen vergeblich das feste Schloß Frauenberg bei Würzburg belagerte und bestürmte. Der Kern dieses Haufens war die von Herrn Florian gebildete schwarze Schar, die aus den tapfersten und verwegensten Gesellen, meistens Bauern aus der Rotenburger Landwehr bestand. Als das Heer des schwäbischen Bundes nach Franken vorbrach, rückte ihm der Odenwälder Haufe entgegen und wurde bei Königshofen an der Tauber am 2. Juni 1525 bis zur Vernichtung geschlagen. Der fränkische Haufe wollte den Odenwäldern zu Hilfe kommen, wurde aber, durch falsche Nachrichten getäuscht, von den Reisigen des schwäbischen Bundes sorglos im freien Feld einherziehend überrascht und in blutigem Kampfe vernichtet. Dies war die Schlacht von Ingolstatt, unweit Würzburg, am 4. Juni 1525. Florian Geyer warf sich mit seiner schwarzen Schar in die Ruinen des Schlößchens von Ingolstatt, wo er einen spartanischen Widerstand leistete und zwei Stürme abschlug. Beim dritten Sturm wurde das Schloß genommen und die Verteidiger bis auf wenige, die mit dem tapferen Führer entkamen, niedergemacht. Herr Florian erreichte Rotenburg, das er gegen den schwäbischen Bund zu verteidigen gedachte. Sein Freund Menzingen, der Führer der städtischen Demokratie in Rotenburg, stellte denn auch in der Bürgerversammlung den Antrag, die Stadt gegen den Bund zu halten. Allein schon war ein Umschwung

Zufall erhalten. Derselbe Bürger sagte uns, daß die Bürgerschaft das Archiv gerne ordnen lassen würde, daß aber momentan keine Mittel dazu vorhanden seien. Sollten sich nicht die historischen Vereine dieser Sache einigermaßen annehmen können, da doch gerade das Rotenburger Archiv eine noch lange nicht erschöpfte Fundgrube ist?

eingetreten und die Meinung der Herren vom Rat, mit dem Bunde zu unterhandeln, drang durch. Thomas Zweysel übernahm die Unterhandlungen. Florian Geyer aber wurde vom Rat aus der Stadt ausgewiesen und mit ihm noch mehrere in Rotenburg anwesende Bauernhauptleute. Am 9. Juni ward Florian Geyer auf dem Speltich bei Hall erstochen und am 1. Juli ward Stephan von Menzingen mit anderen Führern der Rotenburger Demokratie enthauptet.

Daß Florian Geyer, der Hauptmann des fränkischen Hausens, seine Korrespondenz nach Rotenburg flüchtete, ist sehr wahrscheinlich. War doch seine Partei unter der Führung Menzingens so mächtig in Rotenburg, daß sie den äußeren und inneren Rat lahmlegen, an deren Stelle einen Ausschuß einsetzen und den Bauern vor Würzburg zwei große Belagerungsgeschütze nebst Munition senden konnte! Aus der Schlacht von Ingolstatt konnte die Korrespondenz des fränkischen Hausens wohl kaum mehr kommen, denn alles Gepäck des Bauernheeres wurde dort mit dessen Wagenburg genommen und Herr Florian brachte von Ingolstatt schwerlich etwas anderes als seine Waffen mit nach Rotenburg. Wahrscheinlich hat er die Papiere seines Heeres bei dem Auszug aus Würzburg vor der Katastrophe nach Rotenburg gesandt, und wenn, wie Winterbach sagt, der Rat es wagen konnte, die Papiere sogleich mit Beschlag belegen zu lassen, so beweist dies, daß, als die Papiere ankamen, der Umschlag in den Machtverhältnissen schon eingetreten war.

Diese Papiere müßten zweifelsohne interessante Aufschlüsse geben über die Handlungen des fränkischen Hausens und seines Führers, der sich, aus bis jetzt unbekannten Gründen, zu Weinsberg von den anderen Hausen getrennt hatte. Vielleicht würde man aus diesen Papieren Klarheit über die rätselhafte Stellung des Markgrafen Kasimir zu Ansbach gegenüber dem fränkischen Hausen gewinnen; vielleicht würde auch die interessante Figur des Ritters Florian Geyer in deutlicheren Umrissen erscheinen.

In München sollen, nach Winterbach, diese Papiere liegen, die dem von den Herausgebern der Friesschen Handschrift bezeichneten Mangel abzuhelfen geeignet sind. Sollte sich in München niemand finden, der über den Verbleib dieser Urkundensammlung Nachforschungen anstellt und sie, im Fall günstiger Resultate, durch den Druck dem Publikum zugänglich macht?

Stuttgart. Wilhelm Blos.

Zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges.

Aus der großen Zahl von Untersuchungen und Abhandlungen über einzelne mehr oder minder bedeutende Ereignisse und Beziehungen aus der Zeit des großen deutschen Krieges, welche in den letzten Jahren den Büchermarkt fast beunruhigend überflutet haben, ragt ein Werk hervor, welches sich eine größere, umfassende Aufgabe gestellt hat und dieselbe nicht nur zu lösen verspricht, sondern die in einem starken Ansatze stetig wirkender Kraft vollständig durchgeführte Lösung abgeschlossen vorlegt. Gustav Droysen hat nach langjährigem, eifrigem Studium und weitausgreifenden Vorarbeiten seinem vor fünfzehn Jahren vollendeten „Gustav Adolf" nunmehr den längst erwarteten „Bernhard von Weimar" folgen lassen, mit dessen Erscheinen der historischen Wissenschaft unstreitig ein großer und notwendiger Dienst geleistet ist, ein Dienst, welchen der Forscher und Fachgenosse mit dem „wahrheitsliebenden curieusen Leser" gemeinsam abzustatten hat. Kein Geringerer als Goethe — erwähnt Droysen in der Vorrede — hat das Leben des Herzogs erzählen wollen. Aber als er, nachdem viele „Dokumente und Kollektaneen" zusammengebracht waren, daran ging, „den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anekdoten zierlich zusammenzulegen, auszuschmücken und eine Menge schönen Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumzustreuen", um dann dem Publikum „ein erfreuliches und heiteres Feuerwerk anzuzünden", meinte er zu erkennen, „daß es schwer, wenn nicht unmöglich sein würde, dem Helden eine bestimmte, anständige Physiognomie zu geben". Er veranlaßte den jungen Jenaer Professor Luden, sich an die Arbeit zu machen. Aber auch dieser ließ sie fallen, da ihm nach einjährigen Vorstudien „kein Entwurf gelang, der ihm über acht Tage genügte" und der Herzog ihm, „wie er sich auch stellen mochte, weder Schnitt noch Farbe bekam". Der Weimarer Archivar Bernhard Röse hat dann aus dem von Goethe gesammelten Material mit vielem Fleiß und gutem Willen ein Lebensbild des Herzogs notdürftig zusammengestellt (1828—1829), dessen Mängel nicht so sehr in der Verwertung der einzelnen Nachrichten, als in der Beurteilung der allgemeinen Verhältnisse zu suchen sind, für welche man zu jener Zeit allerdings noch kein richtiges Verständnis haben konnte. Gerade darin liegt nun Droysens Stärke, daß er bei aller liebevollen Hingabe an die Persönlichkeit, deren Wesen er aus dem Gedränge einer stürmisch bewegten Zeit voll und ganz herauszugestalten bemüht ist, sich doch niemals in kleinliches Flick- und Stückwerk verliert, daß er mit voller Klarheit seine Anschauung des Zusammenhanges der einzelnen Vorfälle und Erscheinungen in der möglichsten Kürze und Deutlichkeit auseinandersetzt. Er sucht nicht mit Absicht alle Kontroversen auf, die zu weitschweifigen Erörterungen Gelegenheit bieten, sondern geht gerade und sicher seines Weges. In unseren Tagen, in welchen die „Scheiterhaufen von gedruckten und ungedruckten Nachrichten" bereits zum Himmel ragen und Schwach- und Kurzsichtigen die Aussicht gänzlich zu rauben drohen, ist ein so tapferes Ausschreiten, wie es in Droysens Art liegt, immer wohlthätig. Es thut weit geringeren Schaden,

wenn der Historiker in irgend einer seiner Behauptungen irrt, als wenn er durch seine noch so wohlgemeinte Arbeit immer nur verwirrt.

Wenn man von dem ersten Buche, welches die Geschichte der Ernestinischen Vorfahren und der Jugendzeit Bernhards behandelt, absieht, so darf man in dem Droysenschen Werke die Fortsetzung einer Darstellung des dreißigjährigen Krieges vom streng protestantischen Standpunkte erblicken, welche im „Gustav Adolf" begonnen worden ist. Daß wir die konfessionelle Einseitigkeit des Verfassers zu betonen für notwendig finden, mag uns derselbe wohl nicht verübeln, sie ist mit unverkennbarer Absichtlichkeit hervorgekehrt, und es ist nirgends auch nur der Versuch gemacht, sich in den Anschauungskreis der Gegner zu versetzen und sich ihren Gedankengang begreiflich zu machen. Droysen findet kein Wort der Anerkennung für die katholischen Bürger von Würzburg, die der usurpierten Regierung des ihnen aufgedrungenen Herzogs von Franken offene und heimliche Opposition machten, er begreift die Abneigung gegen eine Toleranz nicht, die sich doch nicht einmal bis zur Anerkennung der Gregorianischen Kalenderverbesserung aufzuschwingen vermochte. Darüber soll nicht gerechtet, die konfessionelle Auffassung soll nur konstatiert werden, um so mehr als die Gegenwart doch schon nicht allzu undeutliche Spuren einer deutschen Geschichtschreibung aufweist, welche — ohne der Sympathie des Darstellers Gewalt anzuthun — demselben doch die Aufgabe als eine unerläßliche vorschreibt, sich über die Tendenzen jeder Partei mit allen ihren Konsequenzen vollkommen klar zu werden und sich in das innere Leben derselben so zu versenken, daß er die daraus resultierenden Handlungen vollkommen zu begreifen vermag: eine Geschichtschreibung, welche eben deshalb dem Kampfe der Magdeburger gegen das Heer der Liga und des katholischen Kaisers nicht mehr Berechtigung zuzuschreiben vermag als dem Widerstande der Würzburger gegen ein protestantisches Regiment, welches zwar unparteiisch sein zu wollen vorgab, es aber schon um der Selbsterhaltung willen gar nicht sein konnte. Magdeburg wurde von Helden verteidigt, dort finden wir nachhaltigere Begeisterung, größere, bedeutendere Menschen, wir werden die im Prälatenleben versumpften Würzburger nicht in eine Linie mit ihnen stellen, wenn es sich um Anerkennung von Charakter und Ueberzeugungstreue handelt, — in der Frage von Recht und Billigkeit stehen sie uns aber gänzlich gleich.

Aeußerst wohlthuend wirkt dagegen die wahrhaft überlegene Ruhe, mit welcher Droysen die Wallensteinsche Katastrophe ansieht. Er findet sich als Biograph Bernhards in der glücklichen Lage, die schon fast zum Ueberdruß breitgetretene Schuldfrage unbeantwortet lassen zu können, er hat es nicht nötig, sich über die staatsrechtliche Stellung des Herzogs von Friedland zu Kaiser und Reich auszulassen, für ihn ist Herzog Albrecht eine Macht von desselben Gottes Gnaden, der das Herzogtum Franken geschaffen und Hunderten von Reichslehen neue Besitzer gegeben hat, und deshalb weiß er ihm auch die richtige Stellung anzuweisen. Es ist hier nicht der Ort, um auf die neuesten Aktenausgaben im Prozesse Wallenstein einzugehen, wir wollen nur nebenher erwähnen, daß uns noch immer nicht die Zeit gekommen scheint, zu dem Endurteil zu schreiten, das von anderer Seite wiederholt zu fällen versucht worden ist; wir können jedoch jedem Wallensteinforscher auf das eindringlichste empfehlen, sich an der Hand

Droysens über die Meinung zu unterrichten, welche der Herzog von Weimar vom Friedländer gehabt, und wie er gerade dessen selbständige Politik bis zum letzten Augenblicke viel mehr gefürchtet hat als die kaiserliche. Wenn wir noch ein besonderes Verdienst des Droysenschen Werkes hervorheben sollen, so müssen wir vor allem erwähnen, daß die Beziehungen Bernhards zu Frankreich mit aller wünschenswerten Genauigkeit dargelegt sind. Wir gewinnen nunmehr die Ueberzeugung, daß der Vertrag vom Oktober 1636, von der äußersten Notwendigkeit diktiert, die Würde des Herzogs nach Möglichkeit gewahrt hat, und daß in seine deutsch-patriotische Gesinnung nicht der geringste Zweifel gesetzt werden kann. Ebenso ist es — wie schon Rommel in der „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 1843" angedeutet — unumstößlich gewiß geworden, daß Bernhard von der Begründung einer neuen, sogenannten „dritten Partei", die Hessen angestrebt, nichts wissen wollte, daß er in ihr eine große Gefahr für das Vaterland erblickte. Denn „eine neue Verbündnis, eine dritte Partei, sei ein neuer und dritter Krieg", der nur den fremden Mächten zu einem Frieden helfen möchte, durch den sie ohne Rücksicht auf früher gemachte Versprechungen „unser Vaterland unter sich teilen und uns sämtlich wie in einen Sack verstecken würden, gleich als ob wir niemals gewesen wären". Am allerschroffsten aber sprach sich Bernhard gegen eine Verbindung mit katholischen Fürsten aus, die angeblich vom Kaiser abfallen wollten, um den Frieden zu befördern. Er hielt dies für eine „Vanität" und hatte die ganz richtige Ansicht, daß man von Oesterreich niemals einen Frieden erlangen würde, es wäre denn dazu genötigt und gezwungen. Deswegen lehnte er auch jede Annäherung an den Kaiser, die man ihm wiederholt vorschlug, rundweg ab. Prächtig hat er den Duca di Savelli abgefertigt, als dieser ihm vorgestellt hatte, daß er durch Fortsetzung des Kampfes sein Vaterland „betrüben" würde. „Daß der Herr Duca," ließ er an denselben schreiben, „es seinem alten, adeligen Herkommen nach mit dem ganzen Reich gut meine, möge ja sein; daß er aber einen geborenen Herzog zu Sachsen, dessen Voreltern alle Hauptsäulen und vornehmste Glieder des heiligen römischen Reichs, ja Kaiser und Könige gewesen, welche mit dem Geblüt auch die Tugend und Liebe des Vaterlandes auf seine fürstliche Gnaden vererbt, darüber belehren wolle, was zu desselben Befriedigung, Ruhe, Wohlstand und Sicherheit dienlich sei, das könne ihm anders nicht als seltsam und befremdlich vorkommen." — Wie sich Bernhard gegenüber Frankreichs unmäßigen Ansprüchen in den Unterhandlungen mit Guébriant verhalten, das ist aus Röse und aus Gonzenbachs „General von Erlach" schon bekannt. Droysen macht dabei mit Recht auf die nationale Gesinnung des Herzogs neuerdings aufmerksam, indem er die Antwort anführt, die Bernhard auf Guébriants Frage: weshalb er dem Könige von Frankreich eine so kleine Erkenntlichkeit — die Lehenshoheit über Breisach — verweigere? gegeben hat. Sie lautete kurz und trocken: „Weil ich niemals den Vorwurf ertragen würde, der Erste gewesen zu sein, der das Reich zerstückelte." Daß es Droysen nicht für notwendig hielt, auf die Vergiftungssage, die gänzlich unbegründet ist, noch weiter einzugehen, kann nur gebilligt werden. Mit so überflüssigem Nachspiel hätte er den Leser nur aus der Stimmung gebracht; denn — zum Schrecken und Grauen gewisser Zunft-

größen sei es gesagt — es ist wirklich Stimmung in dem Buche, keine künstlich gemachte, sondern eine unmittelbar aus der Seele des Autors dem empfänglichen Leser sich mitteilende, nachklingende Stimmung, gemischt aus der Freude darüber, daß der Mann, für den schon in unserer Jugend eine Stimme des Herzens gesprochen, sich auch vor der Prüfung wissenschaftlicher Kritik gut und treu bewährt, und aus dem Mitleid mit der ihn überlebenden Generation, der des Herzogs Hofprediger wohl die Worte zurufen konnte: „Gehe nun hin, du armes Deutschland, und weine bitterlich!" —

Aus Droysens Schule ist auch eine andere, sehr beachtenswerte neue Arbeit zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges hervorgegangen. Max Dittmars „Beiträge zur Geschichte der Stadt Magdeburg in den ersten Jahren nach ihrer Zerstörung 1631. Erster Teil. Magdeburg unter kaiserlicher Herrschaft, vom 10. Mai 1631 bis 8. Januar 1632". Sie beruht auf einer äußerst gewissenhaften Benutzung der diese Zeit behandelnden Flugschriften und der im städtischen und im königlichen Staatsarchiv zu Magdeburg aufgefundenen Akten, durch welche Wittichs unvollendet gebliebene Studie mehrfach ergänzt und richtig gestellt wird. Dittmar prüft die Berichte über den Zustand der Stadt nach dem Brande auf das genaueste, ebenso die Mitteilungen über die Löscharbeiten der Kaiserlichen und kommt in der Zählung der vor und nach der Zerstörung vorhandenen Häuser zu einem vollkommen sicheren Resultate. Das Verhältnis stand 1900 : 200; es wurden also nahezu 90 Prozent sämtlicher öffentlicher und privater Gebäude zerstört. Magdeburg lag in Trümmern, dagegen blieb die eigentliche Festung erhalten. Unwiderleglich ist auch die religiöse Intoleranz des Gouverneurs Wolf von Mansfeld dargethan, sowie die offene Absicht des neuen Regiments, den Protestantismus der noch übrig gebliebenen Bevölkerung ebenso niederzuwerfen wie die Mauern ihrer Häuser, nur den Katholiken die Niederlassung neuerlich zu gestatten und selbst den Namen der tapferen Stadt aus der Welt zu tilgen und ein — Marienburg daraus zu machen. Den letzten Teil des gewiß sehr schätzenswerten Buches bildet die Geschichte der zweiten Belagerung bis zu dem Einzuge der Schweden und der nochmaligen Zerstörung der Stadtreste durch Pappenheim vor dem Abmarsch der kaiserlichen Truppen. —

Hermann Hallwich hat uns als die zweite seiner „Gestalten aus Wallensteins Lager" Johann Aldringen vorgeführt und dessen Leben von seiner Anstellung als fürstbischöflicher Schreiber zu Trient bis zur Schlacht an der Dessauer Brücke verfolgt. Für die Kriegsgeschichte finden wir darin eine Bereicherung durch die eingehende Aufzählung der kaiserlichen Regimenter vor und nach der ersten Werbung Wallensteins, aus welcher ganz deutlich hervorgeht, daß es sich eigentlich nicht um die Neuschaffung, sondern um die Reorganisation eines verkommenen und zerbröckelten Heeres durch Wallenstein gehandelt hat, für die allgemeine Geschichte scheint uns die ausführliche Darlegung des Konfliktes zwischen Wallenstein und Rambold Collalto, der zu Anfang des Jahres 1626 zum Ausbruch gekommen war, von Bedeutung zu sein, jedenfalls wird gerade die plötzliche Dienstesquittierung des Feldmarschalls und die Stellung, welche der Kaiser dazu genommen, bei der Beurteilung des Verhältnisses zwischen dem Friedländer und Ferdinand II. sehr genau in Betracht gezogen werden müssen. Damit wird man

erst eine Grundlage für den richtigen Standpunkt schaffen können, den man hinsichtlich der Katastrophe von 1634 einzunehmen hat. Daß wir in Hallwichs Schrift den Kriegsmann Aldringen auch in seinen zarten und idealen Beziehungen zu Fräulein Anna Maria Schmitin im Kloster St. Joseph zu Brünn kennen lernen, wird für die Freunde anziehender historischer Episoden recht erfreulich zu vernehmen sein, für deren geschickte und geschmackvolle Wiedergabe Hallwich ein ganz besonders ausgesprochenes Talent beweist. In einzelnen Teilen seiner Erzählung und namentlich in den Folgerungen, welche Hallwich aus der Korrespondenz Aldringens mit Collalto zieht, können wir dem Verfasser nicht beistimmen; wir sind der Ansicht, daß zwischen brieflichem Getrătsche unter einzelnen eifersüchtigen und zurückgesetzten Generalen und einer „förmlichen Militärverschwörung" in Wallensteins Heer, die Hallwich schon im ersten Jahre des Generalates entdeckt haben will, noch ein großer Unterschied besteht, und daß es heute noch den Eindruck des Erzwungenen macht, wenn man die Keime späterer Verwickelungen, die aus viel tiefer greifenden inneren Konflikten hervorgegangen sind, in sehr begreiflichen und ganz alltäglichen Offizierskabalen suchen will. Es scheint uns überhaupt den gewiß äußerst interessanten und mit reichem Quellenmaterial ausgestatteten biographischen Skizzen, mit welchen Hallwich gegenwärtig beschäftigt ist, ein Fehler anzuhaften, der nicht gut übersehen werden kann — es ist dies die Absicht, für eine später folgende Revision der Geschichte der Wallenstein-Katastrophe im vorhinein Stimmung zu machen. Bei einer solchen Tendenz darf sich der Historiker niemals ertappen lassen; sie kann doch auch nur in den allerweitesten Laienkreisen Erfolg haben. Für den Eingeweihteren wird im Leben des Friedländers noch immer sehr vieles klein und niedrig bleiben, wenn man auch noch so gern auf seine „Größe" zu sprechen kommt.

Graz. H. v Zwiedineck.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

Die Entwickelung unserer bürgerlichen Freiheit.

Studien zur alten und neuen Gesellschaftsgeschichte.

Von

Christian Meyer.

III. Feudalität und ritterliche Gesellschaft. (Schluß.)

Der Schwerpunkt des Adelsbegriffs lag in der merowingischen und der ersten fränkischen Zeit in gefolgschaftlichen Beziehungen; nach den nunmehr eingetretenen Veränderungen aber ist er in dem Besitze eines reichsunmittelbaren Gebietes und dem damit gegebenen Reichsstandschaftsrechte zu suchen. Trotz der wesentlichen Veränderungen, welchen hiernach dieser Begriff jetzt unterlag, bleiben gleichwohl dessen frühere Attribute noch erkennbar; nur treten sie jetzt entwickelter als in der vorigen Periode hervor. Die fränkischen Edlen besaßen Reichsämter und Grundherrlichkeiten: ebenso der mittelalterliche Adel, nur freilich mit ausgedehnteren Befugnissen. Selbst der kleinere Herrenstand hatte nunmehr das volle Grafenrecht über seine immunen Besitzungen erworben. Die Reichsämter, welche ehedem als Benefizien vom Könige verliehen worden waren, hatten sich in erbliche Reichslehen verwandelt und einen patrimonialen Charakter erhalten. Aus dem ursprünglichen Immunitätsrecht der Adligen, d. h. der Befugnis, die königlichen Beamten bezüglich der Handhabung ihrer Amtsgewalt von ihren Besitzungen fern zu halten, hat sich allgemach das Recht der vollen Gerichtsbarkeit über alle in ihrem Herrschaftsbezirk Ansässigen entwickelt. Haben sie früher lediglich ihre Hintersassen zur Leistung ihrer Verpflichtungen angehalten, so hat sich jetzt der privatrechtliche Charakter solcher Abgaben in einen öffentlich-rechtlichen verwandelt und erscheint demgemäß ausgedehnt auf alle Unterthanen des Territoriums. Waren sie vordem als Mittelspersonen lediglich zwischen dem König



und ihren Schutzbefohlenen gestanden, so war jetzt jeder direkte Zusammenhang zwischen dem ersteren und dem einzelnen Staatsangehörigen aufgehoben; der König entbietet nunmehr nur sie, nicht ihre Unterthanen zum Reichsdienst. Deshalb werden auch in den späteren Reichsmatrikeln die Reichslasten zunächst nur dem Herrenstande, nicht dessen Untersassen auferlegt.

Auf diese Weise gelangten allmählich die Edlen zu einer der Reichshoheit untergeordneten Regierungsgewalt über ihre Gebiete. Ihr privilegierter Gerichtsstand vor dem Könige, welchen sie bereits zur fränkischen Zeit in beschränktem Maße gehabt hatten, erweiterte sich jetzt dahin, daß alle Gegenstände, welche ihre Person, Ehre, Lehen, Eigen und Erbe betrafen, vor dem Könige verhandelt und entschieden werden mußten. Die Edlen schwangen sich folglich zu reichsunmittelbaren Landesherren empor; doch zeichnete sie nicht sowohl der Besitz der Reichsfreiheit, als vielmehr der Besitz landesherrlicher Rechte vor allen übrigen Geburtsständen aus; denn es gab nicht nur reichsunmittelbare Ritterbürtige, sondern auch reichsfreie Bürger und Bauern. Die geistlichen Fürsten und die reichsstädtischen Korporationen genossen zwar hierin dasselbe Recht wie die Edlen, der bedeutsame Unterschied liegt aber darin, daß das Recht der ersteren auf ihrer Abstammung beruht, gerade wie dies auch mit der Reichsstandschaft der Fall ist. Versinnbildlicht wird dieses Recht durch ihre Belehnung seitens des Kaisers unter Entfaltung der Reichsfahne, während bei den geistlichen Fürsten die Belehnung bloß mit dem Zepter geschieht. Daneben bildete ein zweites Hauptmerkmal ihrer hohen Stellung ihr alle anderen Klassen ausschließendes Recht der Reichsstandschaft, d. h. des in ihrer Beiziehung zu den reichstäglichen Verhandlungen zur Erscheinung kommenden Mitwirkungsrechts beim Reichsregiment.

Der Begriff des Adels schließt sich demnach aufs engste an die deutsche Reichsverfassung an. Alle Familien, deren Häupter sich im Besitze eines reichsunmittelbaren Territoriums befanden und das Recht der Reichsstandschaft genossen, wurden nach mittelalterlichem Recht den edlen Geschlechtern beigezählt. Zwar fand unter ihnen selbst wiederum eine Verschiedenheit des Ranges statt: zuerst kommen die Grafen, welche bis 1180 allesamt zugleich Fürsten sind, sodann die edlen oder freien Herren, von gleichem Range mit den Grafen, aber des amtlichen Einflusses entbehrend und in der Regel nicht so reich begütert. Zu ihnen werden dann manchmal auch die Grafen selbst gezählt und beide Klassen zusammen als nobiles den Ministerialen gegenübergestellt.

Indessen begegnet man selbst jetzt noch einzelnen Zeugnissen, welche lebhaft an die frühere Stellung der Edlen erinnern. Hierher gehört namentlich der Sachsenspiegel. Die Fürsten und freien Herren stellt er in Buße und Wergeld noch den Schöffenbarfreien,

d. h. dem Geburtsstande der alten Freien, gleich und gesteht somit noch die Ebenbürtigkeit beider Klassen von Freien zu. Ueberhaupt spricht er nur wenig vom Herrenstande, und selbst da, wo er die beste Gelegenheit hätte, ihn als einen besonderen Geburtsstand gegenüber den anderen Freien hervorzuheben, schweigt er wie geflissentlich von demselben; wo er die verschiedenen Klassen der Freien aufzählt, nennt er nur die Schöffenbarfreien, Pfleghaften und Landsassen. Allein andererseits erkennt er doch auch wieder die höhere Stellung der Edlen an, indem er festsetzt, daß man ihnen Buße und Wergeld in Gold entrichten soll u. a. Dagegen scheidet sie der Schwabenspiegel unter der Bezeichnung „Semperfreie" von den übrigen Klassen der Freien aus und stellt sie an die Spitze des ständischen Systems. Die Bezeichnung ist nur ein verdorbener Ausdruck für die Sendbarfreiheit, für die dem Stande einwohnende Fähigkeit, sowohl selbst einen Send (Gericht) abhalten zu können, als auch auf dem Send des Kaisers, dem Reichstag, in Ausübung der Reichsstandschaft erscheinen zu dürfen. Es sind die freien Herren, welche andere Freie zu ihren Mannen haben. Ganz streng darf freilich dieses diskretive Moment nicht genommen werden, da auch bloße Ritterbürtige nicht selten in der nämlichen Eigenschaft auftreten. Ebensowenig ist umgekehrt die Nobilität durch das Vasallenverhältnis zum Könige bedingt; denn wenn gleich die Fürsten durchgängig Lehensmannen des Königs, die einfachen Ritterbürtigen dagegen wenigstens sehr häufig Lehensmannen der Fürsten sind, so findet sich doch immerhin eine Anzahl von Herren, welche sich in keine Lehensabhängigkeit begeben haben und deren Freiheit gerade deshalb als eine besonders ausgezeichnete gerühmt wird. Die hohen Freien — wie man die Edlen nach dem Vorgang der Spiegel gleichfalls nennen kann — bilden somit den erblichen Herrscherstand der Nation. Zu dieser regierenden Aristokratie gehören nun:

1) die drei geistlichen und die vier weltlichen Kurfürsten;

2) die übrigen geistlichen Fürsten (Erzbischöfe, Bischöfe und gefürstete Aebte);

3) die übrigen weltlichen Fürsten (Herzöge, Pfalzgrafen, Markgrafen, gefürstete Grafen);

4) die Grafen und freien Herren, die zwar keine Fürstengewalt, aber doch Landesherrschaft und Reichsstandschaft besitzen.

Beobachten wir genau das innere Wesen dieses Adels, so springen uns alsbald zwei scharfe charakteristische Merkmale desselben in die Augen. Das eine ist seine Geschlossenheit, die wiederum aufs engste mit seiner Vererbungsfähigkeit zusammenhängt. Der älteste germanische Adel war — wenige Ausnahmen abgerechnet — ein offener Stand: indem er aus den Tüchtigsten des Volksstammes sich zusammensetzte, gehörte ein beständiger Ab-

und Zugang zu seiner Natur. Zwar hat das Vererbungsprinzip auch an ihm seinen Einfluß geübt, so daß wir in den späteren Jahrhunderten die freiwillig erteilten persönlichen Vorzüge der Edlen mehr oder weniger in erbliche Vorrechte derselben umgewandelt sehen: trotzdem blieb das Grundprinzip unangetastet und brach sich, wenn auch häufig gedeckt, doch immer wieder Bahn. Ebensowenig kann der fränkische Dienstadel als ein geschlossener Stand mit erblichen Vorrechten seiner Mitglieder bezeichnet werden. Geschlossenheit und Vererbung liegen nicht in der Natur des Dienstes, auch nicht des Königsdienstes; erst mußte die Verpflichtung, die dieser auflegte, von dem Recht, das er gab, überwunden werden, ehe er als Grundlage eines Standesrechts betrachtet werden konnte. Und dies letztere geschah erst durch die Verknüpfung des Königsdienstes mit dem Benefizialwesen. Von da ab datierte das Streben, sich zur Sicherung seines Besitzstandes wie nach oben gegen den Herrn, so nach unten gegen die übrigen Volksklassen in korporativem Verbande abzuschließen. Trat in der germanischen Zeit das Individuum als einzig maßgebender Faktor bei der Zuerkennung höherer Rechte und Ehren hervor, so ist es jetzt die Rasse, das Blut, die Abstammung von einem edlen Vater und einer edlen Mutter, welche den Adel verleiht. Doch finden auch da wieder merkwürdige Durchbrechungen des strengen Prinzips statt — Durchbrechungen, welche jedenfalls mit der bereits oben gekennzeichneten Auffassung der Standesverhältnisse im Sachsenspiegel zusammenhängen. Einmal sah man zuweilen lediglich auf das Blut des edlen Vaters, indem man den Söhnen eines Edlen auch Adel zuschrieb, wenn nur die Mutter von Geburt eine Freie war. Wichtig ist die Durchlöcherung, welche die Kirche des Mittelalters geschaffen hat. Aus der obenstehenden Klassifizierung des Adels ergibt sich nicht nur die Zugehörigkeit, sondern auch der teilweise Vorzug der hohen Geistlichkeit vor den weltlichen Großen. Freilich wurden auch diese geistlichen Reichsämter mehr oder weniger ausschließlich von der weltlichen Aristokratie in Beschlag genommen, aber ganz konnte doch eine Kirche von dem Prinzip des Individualadels nicht Abstand nehmen, deren Stifter und Apostel größtenteils den untersten Volksklassen angehört hatten. Aber auch in die Kreise des weltlichen Adels wußten sich schon damals einzelne begünstigte oder verdiente Persönlichkeiten durch eine förmliche Standeserhöhung seitens des Reichsoberhaupts Eingang zu verschaffen.

Ein zweites augenfälliges Merkmal des mittelalterlichen Adels, auf das wir übrigens schon mehrmals im Gange unserer Untersuchung hinzuweisen Gelegenheit gehabt haben, ist sein politischer Charakter. Auch hierin weicht er — wenn auch nicht in dem Maße wie hinsichtlich des erstgenannten Punktes — von dem Wesen

des ältesten germanischen Adels ab. Zwar der Ursprung ist bei beiden derselbe. Beidemal erzeugte sich ein Adel aus dem kriegerischen Dienstgefolge hervorragender Führer; während aber der germanische Adel im wesentlichen auf dieser Stufe stehen blieb — eine weitere Ausdehnung desselben wäre auch bei dem demokratischen Charakter der öffentlichen Verfassung nicht möglich gewesen — bildete sich der fränkische Dienstadel zu einem herrschenden Stande fort. Und erst in seiner politischen Machtstellung kam er zur vollen Entfaltung seines Wesens. Geschlechter und Familien, welche diese in den äußeren Verhältnissen geoffenbarte Macht nicht erlangen oder nicht behaupten konnten, verloren sich allmählich in den übrigen Volksständen; andere, obwohl wenige Familien, welche zur Herrschaft sich aufschwangen, begründeten eben dadurch neue Dynastenfamilien.

Eigentlich waren nur diese Herrschergeschlechter die wirklichen Träger des Adels. Das Wort „Adel" wurde daher während eines großen Teils des Mittelalters nur auf sie bezogen. Die Urkunden des 13. Jahrhunderts unterscheiden noch regelmäßig, wenn sie die Namen der Zeugen aufführen: nobiles, milites, ministeriales. Erst gegen Ende des Jahrhunderts und vorzüglich im 14. ändert sich der Sprachgebrauch, und man fängt an, auch die Ritter, zuletzt die Dienstleute unter dem gemeinsamen Namen der „Edelleute" zusammenzufassen und mit dem Worte „Adel" den hohen und den niederen Adel zu begreifen. Welcher Art sind nun diese neuen Adelselemente, und auf welche Weise haben sie sich mit jenen alten Bestandteilen zu einer sozialen Klasse zusammengeschlossen?

Wir müssen, um eine richtige Vorstellung von diesem merkwürdigen Prozeß zu gewinnen, hier noch einmal an die allmähliche Entwickelung des alten Adelstandes erinnern. Denn genau dieselben Momente, welche in der merowingischen und karolingischen Zeit das Aufkommen des dynastischen Adels begünstigten, sind auch für die Ausbildung des niederen Adels maßgebend gewesen. Ein Unterschied besteht nur darin, daß es bei den ersteren der Königsdienst in der fränkischen Zeit, bei den letzteren der Hofdienst bei den späterhin den Begriff des hohen Adels ausmachenden Dynasten war, der die Umbildung aus einer dienenden Klasse in einen Adelsstand bewerkstelligt hat. Und wie dort mittels des Lehensbandes ursprünglich unabhängige größere Grundherren in eine derjenigen der vornehmen Gefolgsleute ähnliche Stellung zum Könige eintraten, so sind hier durch Auftragung ihres Grundbesitzes an einen Dynasten zahlreiche angesehene Freie der gleichen Ehrenrechte wie die ursprünglich unfreien Ministerialen teilhaftig geworden. Vom Standpunkt des Mittelalters aus betrachtet besteht dann ein weiterer bedeutsamer Unterschied zwischen beiden

Klassen des Adels darin, daß der Dynastenadel damals schon längst ein historischer, nach unten abgeschlossener erblicher Geblütsstand ist, während der Ritter- und Ministerialadel das ganze Mittelalter hindurch — wenn ich so sagen darf — im Flusse des Entstehens begriffen ist, in seinem Anfang und Fortgang aus den einfachen Freien und selbst aus hörigen Familien sich herleitet. Derselbe bleibt daher auch im Blute nach wie vor mit jenen ersteren verbunden, trotz aller Versuche des Kastengeistes, ihn ebenfalls nach Art des hohen Adels abzuschließen. Nur mit den Unfreien ist die Ehegenossenschaft beschränkt.

Der Grund der allmählichen Standeserhöhung ist nun zu suchen teils in einem ansehnlichen Grundeigentum von mindestens drei Huben, teils in bedeutendem Lehensbesitz. Mit jenem verband sich das Recht, in dem gräflichen Gerichte als Schöffe zu sitzen und zu urteilen (Schöffenbarfreiheit), sowie die höhere Kriegspflicht und Kriegsehre des Ritters, auf diesem beruhte ebenso die ehrenvolle Vasallenverbindung mit dem Lehensherrn zu Schutz und Trutz in Hof- und Heerfahrt. Das wichtigste Moment ist jedenfalls der Ritterdienst, der, nachdem späterhin beide Verhältnisse — Grundeigentum und Lehensbesitz — ineinander übergegangen sind, höher geschätzt wurde als das schöffenbare Grundeigentum. Es hängt dies aufs innigste zusammen mit der Art des Kriegsdienstes und der damit verbundenen Lebensweise. Als der alte Heerbann immer mehr in Verfall gekommen war, bildete sich ein neues Kriegssystem, in welchem der Dienst zu Pferde, die bessere Bewaffnung, die schwerere Rüstung und gewisse Anfänge der Taktik dem kriegsgeübten Manne eine höhere Stellung gaben; die Waffenübung wird im Laufe von Menschenaltern allmählich zu einem Lebensberuf in stufenweiser Ausbildung. Gewöhnlich rücken daher jetzt nur noch die Dienstmannen und Vasallen der Fürsten und andere begüterte Freie ins Feld. Diese treten — hierin einem durch die ganze mittelalterliche Geschichte gehenden Zug nach korporativem Zusammenschluß durch gleichen Lebensberuf Verbundener folgend — in eine besondere Genossenschaft zusammen, deren sämtliche Mitglieder eine bloß kriegerische Lebensart führen und als deren höchste Würde die Würde des Ritters betrachten. Hierin liegt der Ursprung der ritterlichen Geschlechter. Selbstverständlich waren die Söhne derer, die das ritterliche Leben führten, diejenigen, welche auch zunächst durch die Schwertleite der Ehre und des Rechts der Väter teilhaftig wurden. Und wenn auch dieses vorerst noch kein ausschließliches Recht war und mehr als das Geschlecht der wirkliche Dienst belohnt wurde, so ist doch in der staufischen Zeit auf die Ritterbürtigkeit ein entscheidendes Gewicht gelegt worden. Aber nur der abhängige Bauer befand sich in einem solchen Gegensatz. Wo er in alter Weise sich auf eigenem Grund und Boden erhalten,

führte er auch wohl ritterliche Waffen. Der holsteinische Adel, wie er uns im 12. Jahrhundert entgegentritt, besteht aus freien Bauern, die zu der Grenzverteidigung verpflichtet waren und deren Recht hierauf, wie auf der Teilnahme am Landesgericht beruhte.

Im Laufe der Zeit sonderte sich dann jene Klasse der Bevölkerung, die im Waffendienst ihren Beruf sah, als geschlossener Ritterstand von den übrigen Ständen des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe. Die Grundlagen ihrer ständischen Auszeichnungen bestehen in einem Grundbesitz, verknüpft mit der persönlichen Freiheit und ritterlichem Leben. Ihr Besitz und ihre Freiheit büßten dadurch nichts ein, daß ihr Inhaber in ein Lehens- und Vasallenverhältnis zu einem Fürsten trat: im Gegenteil, er gelangte damit erst zu einem Platze in der Heerschildordnung, die jetzt die Grundlage der ganzen Gesellschaftsordnung wurde. Wie der Fürst durch das Fahnenlehen unmittelbar an die Person des Kaisers hinangerückt ist, so erscheint der ritterliche Grundbesitzer durch die Auftragung seines Gutes an den Fürsten an diesen angeknüpft und gewinnt dadurch Fühlung mit dem Reichsoberhaupt. Und nur eine solche, wenn auch mittelbare Verbindung schaffte dem begüterten Freien eine Stellung, einen Rang im Heerschilde. Das Rittergut mußte notwendig Lehensgut werden, wenn es in das ganze Lehenssystem passen sollte. Die Bedingungen für den Eintritt in diesen Ritterstand sind dann schon frühzeitig rechtlich fixiert worden. Um als ritterbürtig vor seinen Genossen und vor dem Volke zu gelten, mußten zwei Voraussetzungen erfüllt sein: erstens vier freie Ahnen, zweitens so viel Vermögen, daß man für den Schmuck des Lebens übrig hatte und niemals bloß vom Werk seiner Hände zu leben brauchte. Die erste Bedingung stellte das Gesetz auf, der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel sind darin deutlich und fast gleichlautend. Beide Großeltern und beide Eltern mußten vollfrei sein: dies, aber nur dies war nach dem Gesetze unerläßlich zur Ritterbürtigkeit. Wer also selbst noch hörig war oder dessen Eltern hörig gewesen, mußte, wenn er in den Rang der Ritterbürtigen eintreten wollte, erst vom höchsten Herrn im Lande feierlich als ein Mann von Rittersart anerkannt werden. Dies geschah durch Erteilung des Ritterschlages zum Zwecke der Erhebung in den Adelsstand. Die zweite Bedingung war von der Sitte vorgeschrieben. Sie ließ trotz der persönlichen Freiheit nicht zu, daß bloße Bauern und Handwerker als Leute von Rittersart anerkannt wurden. Wohl aber öffneten diese ihre Gesellschaft vor dem Manne, der thatsächlich ihnen wert wurde an Freiheit, Vermögen und Bildung, und sie schlossen ihre Kreise hinter demjenigen, welchem die natürlichen Unterlagen eines adligen Lebens entschwanden. Tausende, deren Großeltern noch als Bauern oder Handwerker arm und unfrei begannen, traten fort und fort

in die Reihen der Ritterbürtigen ein, wenn die Großeltern frei, vermögend und angesehen geworden und die Eltern diese vornehmere Lebensstellung fortgesetzt hatten.

Die ritterliche Art des Kriegsdienstes hat aber nicht bloß die eine Folge gehabt, die ihm als Beruf ergebenen begüterten Freien zu einem besonderen Stand zusammenzuschließen, sie hat auch nach oben und nach unten gewirkt: nach oben, indem sie den hohen Adel, der ja gleichfalls in der Führung ritterlicher Waffen, wenn auch nicht wie die Vorbezeichneten seinen Lebensberuf, so doch eine seiner hauptsächlichsten Aufgaben erblickte, in dieser einen Beziehung auf die gleiche gesellschaftliche Stufe mit den bloßen Ritterbürtigen brachte; nach unten, indem sie die ursprünglich unfreien Dienstleute, insoweit sie das Waffenhandwerk zum Berufe hatten, trotz dieser ihrer persönlichen Unfreiheit zu der Stufe der freien Ritterbürtigen heraufnimmt, bis schließlich der gleiche Beruf bezüglich aller drei in ihrem Ursprung und sonstigen Lebensverhältnissen so weit auseinander gehenden Klassen eine so mächtig ausgleichende Wirkung erzeugt, daß sie nach außen wie ein einziger Stand auftreten. Dies war der höchste Triumph der ritterlichen Waffenführung: daß das Ansehen und die Ehre, welche sie gab, derart überwogen, daß die ursprünglichen Grundlagen: Herrschaft, Freiheit und Unfreiheit dagegen zurücktraten. Adel war nun Ritterstand; der Ritter galt als adlig, auch wenn er als Ministeriale der vollen Freiheit entbehrte.

Nicht auf einmal hat sich dieser merkwürdige Prozeß vollzogen. Langsam pflegen die Veränderungen der sozialen Welt vor sich zu gehen, und der Schritt von der nahezu bedingungslosen Unfreiheit des herrschaftlichen Dienstmannes bis zur vollen Freiheit des Rittersmannes hat Jahrhunderte in Anspruch genommen. Die Anfänge dieser Personenklasse sind wohl in den servi beneficiarii der Volksrechte zu suchen. Schon Tacitus hat den merkwürdigen Zug des germanischen Charakters wahrgenommen, daß der Dienst an dem Hofe eines hohen Herrn den Dienenden emporhebe. Es äußerte dieser Zug seine Wirkung bei der Bildung des fränkischen Adelsstandes, wie später bei der Hinaufhebung der unfreien Dienstleute der Dynasten zur Stellung freier, ritterbürtiger Herren. Der Glanz des Herrn beleuchtet auch die nächsten Diener, der nahe persönliche Umgang mit jenem gab diesen Einfluß und Ansehen.

Das Ritterwesen verwuchs mit der Lehensfähigkeit zu einem und demselben Begriff. Es wurde dadurch diesem Stande vorzugsweise die Bahn eröffnet, höheres Eigentum an das Geschlecht zu fesseln. Der ritterliche Grundbesitz wurde für die ganze Zeitanschauung der Höhepunkt und Wertmesser aller politischen und materiellen Rechte. Steuerfreiheit, Landtagsfähigkeit und

richterliche Gewalt erschienen als die von diesem bevorzugten Besitz getragenen Realberechtigungen. In sozialer Beziehung aber bezeichnet das Rittertum, wie das ganze Lehnwesen, einen ungeheuren Fortschritt des Mittelalters, einen entscheidenden Schritt zur Befreiung und ehrenhaften Erhebung der Arbeit und ihres Verdienstes gegenüber dem Besitz. Der alte Germane hätte sich einen Mann, der von einem anderen Mann geliehenen Grundbesitz gegen Leistung von Diensten angenommen, nicht anders denken können wie als Knecht. Die bewaffneten Hintersassen der Großen sind in der That bewaffnete Knechte. Daß jetzt der bewaffnete dienende Mann als ehrenhaft galt, obgleich er nur auf geliehenem Gut, nicht auf echtem Eigentum saß, daß der Name Knecht sogar zum Ehrentitel werden konnte, ist ein bedeutsamer Fortschritt der Zeit, herbeigeführt durch ein gemeinsames Bedürfnis der Völker Europas. Daher der kosmopolitische Sinn des Instituts, welcher besonders seit den Kreuzzügen unter der Pflege der Kirche gedieh; und dieser Sinn war es denn auch, welcher den großen Grundherrn mit dem kleinen Besitzer, den Vasallen mit dem Aftervasallen vereinigte; Erziehung, Lebensberuf und kriegerische Ehre waren ihnen gemeinsam. Der Stand der Ritterbürtigen wurde der eigentliche Grundstock des sogenannten niederen Adels, der in Deutschland bald auf der breitesten Grundlage und in einer gewissen Massenhaftigkeit sich zu entwickeln und fortzupflanzen begann. Einen Grundstock bildeten die freien Grundbesitzer auf dem Lande, welche wohlhabend genug geblieben, um geharnischt zu Rosse aufzureiten, jedoch nur unter der einen Bedingung, daß sie oder ihre Vorfahren auf ihren Hof keine bürgerlichen Dienste oder Lasten, wie die Hörigen und Leibeigenen sie leisteten, übernommen hatten. Von ihnen sagte das Sprichwort: „Ein Edelmann mag vormittags zum Acker gehen und nachmittags im Turnier reiten.“ Dazu kamen die zahlreichen großen und kleinen Gutsbesitzer, welche früher Dienst- oder Burgmannen gewesen, die aber ihre ritterliche Lebensweise aus dem Stande der Unfreien herausgehoben hatte. In einer Menge von Dörfern, wo jetzt keine Spur von Adligen zu finden, weisen die Urkunden ritterbürtige Leute nach. Häufig saßen auf einer Burg oder einem Hofe, der seinen Turm hatte, zwei oder drei Familien zusammen. Der Sternerbund in Hessen und Umgegend zählte über 2000 adlige Männer, welche zusammen nur vierthalbhundert Burgen hatten. Die Glosse zum Sachsenspiegel sagt, daß nur diejenigen nicht das Recht der Leute von Rittersart übten, welche keinen eigenen Grund und Boden hätten und Pferde bloß zu ihrer Leibesnotdurft hielten.

Man hat in neuerer Zeit vielfach bezweifelt, ob auch die Patrizier unserer alten Reichsstädte diesem Adel der Ritterbürtigen beigezählt werden dürfen. Wenn genügender Grundbesitz, verbunden

mit ritterlicher Lebensweise, dazu ausreichte, den Mann aus der Klasse der gemeinen Freien in den Kreis des Ritteradels hinaufzuheben, so ist der Patrizier sicherlich ritterbürtig gewesen. Er besaß nicht nur innerhalb der Stadtmauern, sondern auch auf dem Lande eine Anzahl Burgen, Höfe, Zehnten, grundherrliche Gefälle, Jagden, Zölle und andere Berechtigungen, er stand meist in Lehensbeziehungen zu geistlichen und weltlichen Fürsten, er hielt sich eine Menge Untergebener und Schützlinge — das Institut der Muntmannschaft kommt zunächst im Gefolge des Patriziats vor —, er führte eine ritterliche Lebensweise, tummelte sich mit seinen Knechten im Kampfe wie im Turniere, kurz, er erfüllte getreulich alle Pflichten eines echten Ritters. Daß er daneben Großhandel betrieb, konnte ihm in den Augen seiner Standesgenossen so wenig Nachteil bringen, als dem Landedelmann, welcher sein Gut bewirtschaftete: nur durfte er, gleich wie jener nicht zum gemeinen Bauern heruntersinken, sollte nicht ein bloßer Krämer sein; er sollte nicht nach Pfunden auswiegen und nicht nach der Elle ausschneiden. Würde im Mittelalter — und lediglich mit dessen Anschauungsweise haben wir es hier zu thun — eine andere Auffassung gültig gewesen sein, so müßten auch die venezianischen und florentinischen Nobili, die Deutsch-Ordensritter, die alle schwunghaften Handel betrieben, es müßten auch solche hochgestiegene Familien, wie die Mediceer und Fugger, die mit den Wurzeln ihrer Größe und ihres Reichtums auf den Handel und Gelderwerb zurückgehen, aus den Reihen des Adels gestrichen werden. Erst gegen Ende des Mittelalters, als Kraft und Leben des Adels erstarben, suchte der Landadel die Patrizier von Turnieren, Domstiftern und Ritterorden auszuschließen. So viel der Adel damals an Bedeutung im Volksganzen einbüßte, um ebensoviel suchte er sein Selbstgefühl zu steigern, indem er sich kastenmäßig abschloß und nicht mehr dem Volke, sondern immer nur seinen Genossen ins Gesicht blickte. Ganz anders war das früher. Nie war edle Abkunft wertvoller, nie übte der Adel eine größere politische Macht als im Mittelalter, aber niemals schien er auch weiter verbreitet, niemals frischer und flüssiger. Er stand damals wie eine organische, lebendige Institution, die sich fortwährend verjüngte und erneuerte, weil sie an Stelle der absterbenden Glieder sich neue aus dem Volke heranzog.

Der deutsche Adel des Mittelalters, wie er sich aus den dynastischen und ritterbürtigen Geschlechtern zusammensetzt, hat so bezüglich seiner Entwickelung denselben Prozeß wie die übrigen Volksstände durchgemacht. Drei große Wahrzeichen sind es, welche die Geschichte unserer ständischen Verhältnisse in eben so viele Perioden abteilen: Geburt, Besitz, Beruf. Die altgermanische ständische Gliederung fußte auf der Unterscheidung der Volksgenossen in Freie und Unfreie; Adel begründete keinerlei rechtliche Sonder-

stellung über der gemeinen Freiheit. Das Mittelalter beginnt dann damit, dem Grundbesitz, der schon früher nicht ohne Einfluß auf die gesellschaftliche Schätzung seiner Inhaber gewesen ist, als vorzugsweisen Faktor bei der neuen sozialen Ständegliederung Geltung zu verschaffen. Geehrt und ausgezeichnet vor dem übrigen Volke ist jetzt vornehmlich der reiche Grundherr, der, auf immunem Boden sitzend, über zahlreiche Hintersassen gebietet. Daher hat nun durch die Anknüpfung des königlichen und später des fürstlichen Dienstes an die konservative Macht der Grundeigentumsverhältnisse der erstere sich aus seiner ursprünglichen Beschränkung zur Stufe eines neuen, ständebildenden Elements emporgearbeitet. Diese Verbindung von Dienst und Besitz erzeugt nunmehr jenes dem ganzen Mittelalter eigentümliche Institut des abgeleiteten Besitzes mit persönlicher Dienstpflicht, welche sich jedoch sehr bald auf eine kriegerische Heerfolge beschränkt. Das ist das Wesen der Feudalität, welche von jenem ersten, engsten Kreise der königlichen Gefolgsleute aus allmählich alle irgendwie hervorragenden Volkselemente in ihren Bann zwingt und ihnen neue Gestalt und neues Leben mitteilt. Die gemeinsame Grundbedingung dieser neuen ausgezeichneten Stellung innerhalb des Volksganzen bildet nunmehr die Führung ritterlicher Waffen und die damit zusammenhängende ritterliche Lebensart; die alten auszeichnenden Faktoren Herrschaft und Besitz schwinden daneben nicht ganz, aber sie vermögen doch nur Unterabteilungen innerhalb des großen Adelsbegriffs zu schaffen. Der hohe Adel gründete sich auf das dem gesamten Adel gemeinsame Prinzip der Ritterbürtigkeit und auf den Besitz eines reichsunmittelbaren Gebietes und der Reichsstandschaft, der niedere lediglich auf jenes erstere. Streng genommen entspricht daher nur der Dynastenadel den Anforderungen, die wir als Grundbedingungen adligen Wesens hingestellt haben. Wir werden jedoch weiter unten in der Institution der Reichsritterschaft eine Uebergangsstufe vom hohen zum niederen Adel kennen lernen, welche die wesentlichen Merkmale des Adelsbegriffs aufweist und diese wenigstens teilweise auf die eigentliche niedrige Adelsklasse hinübergeleitet hat.

Merkwürdig ist bei jenem Wechsel der den Adelsbegriff bestimmenden Faktoren, wie dieselben, wenn sie ihren Einfluß bei dem obersten Volksstande verloren haben, immer in die nächste Gesellschaftsschicht hinabsteigen, um hier ihre ständebildende Kraft neuerdings zu äußern. Das gilt dann gemeinschaftlich für die drei alten Volksstände: Adel, Bürger und Bauern. Wo die Freiheit aufhört, Adel und Gemeinfreie als zwei verschiedene Grade des einen Standes der Freien auseinander zu halten, fängt sie an, sich als scharf scheidendes Moment zwischen der zweiten und dritten Gesellschaftsklasse geltend zu machen; sobald sie auch hier diese Wirkung verliert, steigt sie in die unterste Klasse hinab, um hier

dann bis in die neueste Zeit herein sich in jener Eigenschaft zu erhalten. In der fränkischen Zeit wird bezüglich der Begriffsbestimmung des adligen Standes das Moment der freien Geburt nicht weiter in Betracht gezogen; Sklaven arbeiten sich allmählich zu den höchsten Hof- und Staatsämtern empor und treten damit in die Kreise der Aristokratie ein; tiefer unten aber dauert der Gegensatz zwischen Freien und Unfreien noch lange in seiner alten Weise fort, bis dann derselbe durch das Aufkommen der Städte seine Kraft einbüßte und von jetzt ab nur noch unter den Bauern der alte Geburtsunterschied zwischen Freien und Unfreien fortdauert. In gleicher Weise hat der Besitzbegriff, nachdem er aufgehört, eine Unterscheidung zwischen Vornehmen und Geringen hervorzurufen, in den ersten Jahrhunderten des Städtewesens die mit eigenem Grund und Boden angesessenen altfreien Bürger von den grundbesitzlosen Beisassen getrennt, bis mit dem Sieg der Zünfte der Beruf an seine Stelle getreten ist und jetzt der Betrieb eines Gewerbes das charakteristische Merkmal des Bürgers ausmachte. Dieses Berufsprinzip aber ist wiederum schon geraume Zeit vorher bei der Bildung des neuen Adelsstandes wirksam gewesen, indem er hier alle diejenigen, welche berufsmäßig den kriegerischen Geschäften obliegen, in eine Gesellschaftsklasse — die der Ritterbürtigen — zusammenfaßt.

IV. Die Anfänge des deutschen Bauernstandes.

Bevor wir zur Schilderung der Anfänge desjenigen Standes, der für die Entwickelung unserer heutigen bürgerlichen Freiheit der weitaus wichtigste ist, gelangen, müssen wir noch der Einwirkungen gedenken, welche die im vorstehenden skizzierte Ausbildung des mittelalterlichen Adelsstandes für die übrigen ackerbautreibenden Volksklassen zur Folge gehabt hat.

Das wichtigste Moment in dieser Einwirkung ist das enorme Anwachsen von Grundbesitz in den Händen einzelner Mächtiger während der karolingischen Zeit. Bevor wir jedoch von diesem sprechen, müssen wir der damit im engen Zusammenhang stehenden großen Rodungen und Neugründungen Erwähnung thun, die zumeist mit den Klostergründungen im 7. und 8. Jahrhundert, daneben auch mit dem raschen Wachstum der Bevölkerung in dieser Zeit in Verbindung stehen. Einmal waren es Gemeinfreie, die ihre Allmenden bei vorhandenem Bedürfnis beliebig zu neuen Ansiedelungen benutzten. Daß dies im reichlichen Maß geschehen ist, solange der Wald ausreichte, sehen wir von den vielen gleichnamigen, später durch Zusätze unterschiedenen Orten, die zum Teil in ein sehr hohes Alter hinausreichen. Noch jetzt läßt sich an der Lage der Feldmarken vielfach erkennen, wie neue Orte in die alte Mark hinein-

gebaut wurden: meist liegen die jüngeren höher hinauf und näher am Wald. Die Rodungen erstrecken sich in erster Linie auf den Wald. Wald war in solchem Ueberfluß vorhanden, daß an ein ausgebildetes Waldeigentum für die älteste Zeit nicht zu denken ist. Allerdings konnte niemand Anspruch darauf machen als die im Lande angesiedelten Stammesgenossen, und sobald das in Besitz genommene Gebiet politisch abgeteilt wurde, ging der Wald als Allmende auf die politische Abteilung mit über. Allein ein Eigentum in unserem Sinne war das kaum zu nennen, noch weniger als das Sondereigen am aufgeteilten Ackerland. Denn wie das letztere erst mit steigendem Anbau fester und stärker wurde, ebenso verhielt es sich mit dem Eigentum am Wald: auch hier erfolgte der Uebergang zu einem intensiveren Recht erst mit der steigenden Benutzung, als die Bevölkerung und der Anbau zunahmen. Es ist dies dieselbe Entwickelung, die hier wie dort zu einer intensiveren Bewirtschaftung, von der Gemeinschaft zum Sondereigen, vom politischen Besitz zur Aufteilung und zum eigentlichen Privatrecht fortschreitet, nur mit dem Unterschiede, daß der Wald als solcher eine vollständige Aufteilung unter viele kleine Besitzer niemals gestattet. Solange also noch kein ausgebildetes Recht am Wald bestand, war die Niederlassung für alle Stammesangehörigen innerhalb der zum Gau gehörigen Gebiete frei. Die Worte des Tacitus: „colunt discreti ac diversi ut fons ut campus ut nemus placuit“ haben ohne Zweifel auch für Mittel- und Oberdeutschland ihre Bedeutung, obgleich sie sich speziell zunächst auf Westfalen beziehen mögen. Und diese Bedeutung haben sie wohl die ganze Periode bis zur Gründung von Kirchen und Klöstern behalten: jeder baute sich an, wo er wollte; wenn die Feldmark des alten Orts nicht mehr ausreichte, wurde ein neuer gegründet.

Was aber für die Gemeinfreien galt, das galt in noch höherem Maß für den Adel: auch er hat diese Waldfreiheit zur Anlage neuer Orte auf das rechtlichste benutzt. Denn die zweite und später immer häufigere Art der Ortsgründung ging nicht von den Gemeinfreien, sondern vom Adel aus. Für ihn kam es nur auf die erforderliche Zahl von Hörigen an, da er nicht bloß Grund und Boden im Ueberfluß hatte, sondern auch über die gemeine Mark noch freier schalten und walten konnte als der Gemeinfreie: zu dem größeren Maß von Grundbesitz kam eben von jeher ein größerer Anteil an der gemeinen Mark. Ebenso fehlte es nicht an anderen Titeln, um den Wald in Beschlag zu nehmen. Denn der Adel war im Besitz der vornehmsten Priesterämter, wie der Grafen- oder Fürstenwürde. Zu religiösen oder kriegerischen Zwecken durfte aber sicherlich zu jeder Zeit die gemeine Mark in Anspruch genommen werden. So legten die einheimischen Herren zahlreiche Bifänge im Lande an, die sie der gemeinen Mark entzogen, in denen sie

neue Orte gründeten und nach ihren Namen benannten. Es ist durchaus nicht zufällig, daß die jüngeren Ortschaften in immer steigendem Maß nach persönlichen Eigennamen benannt sind. Sie zeigen uns nicht bloß die festere Verbindung der Eigentümer mit dem Boden, sondern auch die wachsende Macht des Adels.

Der äußeren Exemtion muß zugleich eine innere zur Seite gegangen sein. Nur die freien Gemeinden nahmen an der Markverbindung der Genossen und dem Volksrecht teil, während die unfreien ihre Markrechte von der Bewilligung des Herrn ableiteten. Ebenso verhielt es sich, wenn an einem Ort zwei oder mehrere Gemeinden vorhanden waren, wie wir noch aus der Verfassung der ältesten Städte im 9. und 10. Jahrhundert sehen. Aber gewiß hat es bei diesem Gegensatz zwischen freien und herrschaftlichen Gemeinden nicht sein Bewenden gehabt, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß die letzteren schon in der ältesten Zeit in einem der späteren Immunität ähnlichen Verhältnis standen, mit anderen Worten, daß die öffentlichen Beamten nicht ohne weiteres in die herrschaftlichen Höfe eindringen und dort ihre Gerichtsbarkeit ausüben durften.

Neben dem adligen Großbesitz kommt derjenige des Königs insofern nicht weiter in Betracht, als der größte Teil desselben nicht an diejenigen Elemente vergabt wurde, aus denen sich der spätere Bauernstand zusammengesetzt hat. Wenn ausnahmsweise aus dem reichen Grundbesitz des Königs, wie er sich namentlich durch die Eroberung aus den alten Staatsländereien der Römer und dazu aus anderem, besonders herrenlosem Land gebildet hatte, Land an unfreie Knechte ausgethan wurde, so ist es diesen, dank ihrer Verbindung mit dem Haupte des Volkes und ihrem dadurch gesteigerten Ansehen, doch schon bald gelungen, sich zu einem höheren Stand, ja vielfach zu einflußreichen Aemtern und Würden emporzuschwingen: die servi fisci kommen daher für die Entwickelung des Bauernstandes so viel wie gar nicht in Betracht. Dagegen sind die königlichen Landverleihungen an die getreuen Gefolgsgenossen indirekt dadurch von großer Wichtigkeit für unsere Aufgabe, als jene das verliehene Land nun auch ihrerseits weiter verliehen. Der bisherige Besitzstand unterlag jetzt plötzlich einer starken Erschütterung. Während vordem im großen und ganzen eine normale Verteilung des gesamten Grund und Bodens unter die einzelnen Volksgenossen, ohne Bevorzugung des Adels, ja sogar des Königs stattgehabt hatte, war jetzt plötzlich infolge äußerer, politischer Ereignisse massenhafter Grundbesitz in den Händen einzelner Faktoren zusammengelaufen, und hatte sich außerdem die ganze übrige Machtstellung des Königtums und des Adels in einer Weise gesteigert, daß daraus noch tiefergehende Aenderungen der bisherigen Grundeigentumsverhältnisse folgen mußten. Jetzt wurde

plötzlich Land in massenhafter Menge disponibel und gelangte — da eine andere Uebergangsform aus allgemein wirtschaftlichen Gründen nicht denkbar war, auch wohl nicht im Interesse der Verleiher lag — unter den verschiedenartigsten Formen der Leihe meist an sogenannte kleine Leute. Die Geschichte der Ortsnamen liefert uns den schlagendsten Beweis, wie in der Zeit der ersten Karolinger der Adel seinen großen Grundbesitz zur Anlage neuer Orte verwendete. Vergleicht man beispielsweise die Orte, in denen in Hessen sich zu allen Zeiten ein Freibauernstand erhalten hat, mit den jetzt neu angelegten, so findet man, daß es regelmäßig nur die ältesten sind, wo dies der Fall war, während die jüngeren sich später meist im Besitz der geistlichen und weltlichen Herren finden. Die jetzt gegründeten Orte, in deren Namen Personennamen stecken, werden also meist dem Adel zugeschrieben werden müssen. Es ist zweifellos, daß die Namen, nach denen neue Orte benannt wurden, meist den im Lande begüterten Grafen- und Herrengeschlechtern angehören, wie bei vielen Orten die Gründung durch letztere bestimmt nachgewiesen werden kann. Aber wenn die Namen auch nur zum größten Teil dem Adel angehören, so werden wir uns doch der Annahme nicht entziehen können, daß schon in der karolingischen Zeit die Macht des Adels gegen früher bedeutend stärker hervorgetreten sein muß, und daß er es vor allem war, der das Land in stärkerem Maß in Besitz nahm. Er allein war in der Lage, größere Rodungen auszuführen und auf eigene Hand neue Orte zu gründen; der ausgedehnte Grundbesitz wurde nutzbar gemacht und zu einer Stärkung seiner Macht gebraucht.

Von besonderer Bedeutung ist aber der Grundbesitz, den die Stifter, Bistümer, Klöster und einzelne Kirchen erwarben. Da die Gesetze Schenkungen von Land erleichterten, so war der Anfang zum Uebergang eines bedeutenden Teils des Grundbesitzes an die tote Hand gemacht. In Gallien handelte es sich um Tausende von Hufen, die in den Händen der Geistlichkeit dem Verkehr und dem Besitz zu freiem Eigentum entzogen waren. Bereits zu Ende des 7. Jahrhunderts war hier ein Dritteil alles Grundeigentums Kirchengut. Namentlich war es die wohlfeile Freigebigkeit der Sterbenden, welche den Reichtum der Kirche begründete. Damals konnte an Dotation derselben kaum anders gedacht werden als durch Grundstücke, abgesehen von der größeren Sicherheit, welche diese, verglichen mit Kapitalien oder Renten, gewährten. In einem noch höheren Grade als der gesteigerte Grundbesitz des Adels ist derjenige der Kirche von Einfluß auf die Begründung mannigfacher Abhängigkeitsverhältnisse, auf die Verbreitung einer größeren Zahl kleiner Ackerbauer in materiell nicht ungünstiger Lage über das Land gewesen. Er hat unter der landbauenden Bevölkerung eine Verbindung und Mischung der Stände, eine Ausgleichung der be-

stehenden Rechtsunterschiede zustande gebracht, im großen und ganzen in der Richtung, daß sich ein Zustand milderer Hörigkeit, die auf Zinspflicht teils der Person, teils der Güter beruhte und allerdings mannigfache Abstufungen hatte, zwischen die alte Knechtschaft und die bäuerliche Freiheit einschob, jene großenteils beseitigte, aber auch diese in nicht geringem Umfang absorbierte. Dazu kommt noch als weiteres förderndes Moment der günstige Einfluß, den die Bodenwirtschaft der Kirchen und Klöster auf den mittelalterlichen Ackerbau ausgeübt hat. Wie jene Pflanzschulen geistlicher Bekehrung waren, so auch wirtschaftlicher Kultur. In den Klöstern stellte sich die erste feinere Arbeitsteilung ein. Auch die verhältnismäßig friedliche Stellung der Kirchengüter mußte in rechtsunsicherer Zeit ihr Aufblühen fördern.

Besonders wichtig wurden in dieser Beziehung die Klostergründungen im 7. und 8. Jahrhundert, weil mit diesen regelmäßig große Schenkungen von Land seitens der Stifter verbunden waren. Das geschenkte Land mußte, da es nur zum kleinsten Teile selbst verwaltet werden konnte, an andere zur Bewirtschaftung ausgethan werden, namentlich wo viel Wald darunter war. Nur am Klostersitz selbst pflegten sich die geistlichen Herren oder Frauen ein Hofgut vorzubehalten, dem in der Regel ein „Hofmann“ vorstand und welcher für die unmittelbaren Bedürfnisse des Klosters zu sorgen hatte, soweit dieselben nicht durch Abgaben und Lieferungen gedeckt wurden. Außerhalb gelegene Besitzungen aber wurden regelmäßig an Kolonen ausgethan, und die diesen auferlegten Abgaben bildeten eben die Haupteinnahmequelle, aus welcher die Bedürfnisse unmittelbar bestritten wurden. Bei Waldverleihung wurde die Rodung desselben zur Pflicht gemacht, denn mit dem bloßen Wald ohne Ackerbau konnten die Klöster nichts anfangen; charakteristisch genug klagten sie auch später noch nicht sowohl über Mangel an Unterhalt wie an Kleidung, ein Beweis, wie spät sich verhältnismäßig die Schäferei entwickelte. Sie setzt eben einen schon bis zu einem gewissen Grad entwickelten Ackerbau voraus. Fehlte es an Arbeitskräften, so ließen sich die Klöster Leibeigene schenken, die dann ebenso erwünscht waren als Grund und Boden.

Die ländlichen Grundbesitzverhältnisse bieten nunmehr folgendes Bild. Voran stehen die alten Gemeinfreien auf ihren mit keinem Zins belasteten Höfen, welche alle Vorrechte des echten Eigentums genossen. Daß sie trotz der zunehmenden Macht des Adels noch in allen Gegenden in großer Zahl vorhanden sind, ist durch zahlreiche urkundliche Zeugnisse belegt. Nächst ihnen kommen diejenigen in Betracht, die ihr Gut in völlig freiem Eigentum besitzen, aber jetzt einen Grundzins an einen Herrn entrichten. Verschiedene Gründe haben zur Auflage eines solchen Zinses geführt. Der hauptsächlichste war die Erwerbung von Gerichtsrechten seitens

des Adels und der Kirche. Waren jene ursprünglich auch nur auf die eigenen Interessen beschränkt, so suchten die Gerichtsherren doch bald verschiedene Abgaben zur Anerkennung der Gerichtsbarkeit, anfangs unbedeutend und mehr als freiwillige Reichnisse, bald aber als dauernde Reallasten der Güter der Gerichtseingesessenen zu erpressen, während sie die Gerichtsbarkeit auch auf die nicht hintersässigen Freien auszudehnen wußten. Hierher gehört namentlich auch der sogenannte Wachszins, der nicht selten eine bloße Rekognitionsgebühr zur Anerkennung der Schutzherrschaft eines Kirchenheiligen war und die Freiheit weder der Person noch des Besitzers weiter beeinträchtigte. Denn das Mittelalter betrachtete die Geburtsfreiheit als einen Rechtszustand, bei welchem Beschränkungen und Schmälerungen seiner rechtlichen Wirkung eintreten konnten, ohne daß darum der Begriff der Freiheit aufgehoben worden wäre.

Einen großen Prozentsatz der ländlichen Bevölkerung bilden sodann diejenigen, welche auf fremdem Grund sitzen, aber persönlich frei sind, und deren Leistungen an den Grundherrn in einer bestimmten Weise, meist in einem festen Grundzins, fixiert sind. Von Einfluß auf dieses Verhältnis ist unzweifelhaft das verwandte römische Kolonat gewesen, nicht nur in den eroberten Provinzen, sondern auch im eigentlichen Deutschland. Auch dort war persönliche Freiheit mit abhängigem Grundbesitz verbunden. Es ist keine Frage, daß ein großer Teil dieser Hufner sich erst aus niederen Stufen und aus der Unfreiheit zu jener besseren Stellung heraufgearbeitet hat. Wurde auch Herrengut von Anfang an an Freie unter festen Bedingungen, auch wohl zu erblichem Nutzungsrecht ausgethan — namentlich dann, wenn das Landangebot groß, die Nachfrage gering war, wo also der Grundherr von vornherein zu günstigen Bedingungen für den Abnehmer gezwungen war —, so gab es doch daneben auf den Gütern der Kirche und des Adels von jeher eine Menge Unfreier mit ungemessenen Diensten. Die Verbesserung der Lage dieser letzteren Landbauer ist eines der größten Verdienste der christlichen Kirche. Diese erkannte sehr wohl, daß es vergeblich sein würde, in einer Zeit der Roheit und Barbarei, wie die merowingische und karolingische Zeit vielfach war, gegen die Sklaverei oder Leibeigenschaft direkt ankämpfen zu wollen. Die Kirche schlug daher den milderen, aber sicherern Weg ein, auf eine allmähliche Beseitigung der strengen Unfreiheit hinzuwirken, indem sie die Freilassung nicht nur im allgemeinen als ein gottgefälliges Werk empfahl, sondern auch die Freigelassenen besonders ihrem Schutze unterstellen und zuweisen ließ. Hierher gehört namentlich der Fall, daß Knechte mit Land an die Kirche gegeben wurden, das sie entweder bisher schon gehabt hatten und nun als Freigelassene behielten oder bei der Freilassung empfingen, oder daß

bei einer Schenkung von Gütern die dazu gehörigen Knechte auf dem Grund und Boden, den sie innehatten, sitzen blieben, aber zugleich in die bessere Lage der Censualen eintraten. Und wenn auch nicht ausdrücklich etwas der Art ausbedungen war, wurden sie jedenfalls des Rechts teilhaftig, das allgemein die Hintersassen der einzelnen Stifter hatten. Außerdem haben Freigeborene fortwährend ihren Grundbesitz an andere aufgegeben, eben damit den Schutz erkauft, dessen sie bedürftig waren, oder andere Vorteile dagegen zu erlangen gewußt, namentlich vermehrten Besitz, wenn auch bei geschwächtem Recht und gegen gewisse Verpflichtungen.

Tiefer als die Hufner standen sodann diejenigen, deren Leistungen von den Herren nicht fixiert waren. Auch diese konnten noch persönlich frei sein, aber der Wert dieser Freiheit war wesentlich beeinträchtigt durch die Natur ihrer Dienste. Denn das wird man als ein charakteristisches Merkmal jener ganzen Periode festhalten müssen, daß nicht sowohl die Größe der pflichtigen Leistungen an den Herrn als die Art derselben den Ausschlag für die höhere oder niedrigere Stellung des Verpflichteten gab. Und da galt eben die Entrichtung eines fixierten Geldzinses für eine Gunst und eine Präsumtion sonstiger Freiheit, während Naturalleistungen, wenn sie auch noch so geringfügig waren, eher die Vermutung des unfreien Standes begründeten. Der Herr übergibt seinen Leibeigenen der Kirche als Censualen, wenn er denselben wegen bisher geleisteter treuer Dienste belohnen oder ihm sonst seine Zuneigung beweisen will. Ebenso galt es als eine wahre vindicatio libertatis, wenn es einer Person gelang, gegen einen Herrn, der sie zu Frondiensten zwingen wollte, ihre Eigenschaft als Censuale zu behaupten. Im übrigen ist die Stellung dieser Klasse von Landbewohnern von derjenigen der Zinsbauern keine allzu verschiedene. Auch sie besitzen Land zu eigenem Nutzungsrecht, aber neben dem Zinse leisten sie noch Dienste der verschiedensten Art. Dafür empfangen sie mitunter Beköstigung. In einzelnen Fällen konnte der Dienst mit Geld abgelöst werden.

Am niedrigsten stehen die Knechte. Sie kommen, da sie regelmäßig kein eigenes Land zur Bebauung erhielten, sondern lediglich auf dem Hofe und im Hause ihres Herrn beschäftigt sind, hier nur insoweit in Betracht, als sie sich späterhin aus dieser untersten Stufe in eine günstigere Stellung emporgeschwungen haben. Und dies ist denn auch im Laufe der Zeit vielfach geschehen. Eben die Beschäftigung in der Nähe des Herrn gab Gelegenheit zu milderer Behandlung, und was ursprünglich als unterste Stufe der Abhängigkeit galt, ist oft die Staffel zu besserer materieller Lage, höherer Geltung geworden.

Die im vorstehenden kurz geschilderten Verhältnisse haben nun noch in der ersten Hälfte des Mittelalters eine totale Umänderung

erfahren. Noch am meisten haben sich die alten freien Bauerngemeinden, in denen die Bevölkerung keinen Grundherrn hatte, sondern ihre inneren Angelegenheiten selbst leitete und nur in gewissen allgemeinen Beziehungen von der Staatsgewalt, dem Kaiser oder König und dessen Vertretern abhing, unberührt in ihren Rechten forterhalten. Was diese freien Bauern von dem Herrenstand unterscheidet, ist nicht ein höherer Grad von Freiheit bei dem letzteren, sondern dessen lehensrechtliche und politische Vorzugsrechte. Auch hat es ihrer vollen Freiheit keinen Eintrag gethan, als ihre Güter späterhin mit Abgaben und Diensten belastet wurden, wenn schon auch der Fall eintrat, daß freie Bauern, welche zins- und dienstpflichtig waren, eben dieser Zins- und Dienstpflicht wegen, die sie mit dem eigentlichen Unfreien gemein hatten, als unfreie Leute behandelt wurden, obgleich sich fortwährend für sie die Bezeichnung „die Freien" im Volksmunde erhielt. Später macht sich die Neigung bemerklich, alle Personen, die irgend eine Abgabe bezahlten, als eigene Leute oder Unfreie, oder doch die Hörigen nicht mehr als eine niedere Klasse von Freien, sondern als eine höhere Klasse von Unfreien zu behandeln. Hat es grundherrliche Dorfschaften ursprünglich bloß da gegeben, wo ein Großgrundbegüterter auf seinem Eigentum eine Ansiedelung gründete, so mehrten sich dieselben infolge äußerer politischer Einflüsse schon sehr bald zu einer Höhe, im Vergleich zu welcher die Zahl der frei gebliebenen Bauernschaften mehr und mehr nur noch wie eine Ausnahme von der allgemeinen Regel erschien. Hauptsächlich sind es die Zeiten des beginnenden Rittertums, welche die Mehrzahl der freien kleinen Grundbesitzer genötigt haben, sich die Auflegung privatrechtlicher Lasten von seiten ihrer größeren Nachbarn gefallen zu lassen, entweder als Aequivalent der Stellvertretung im Kriegsdienste, zu welchem sie selbst, nach den ganz veränderten Ansprüchen der Zeit, keine Fähigkeit mehr besaßen, oder auch nur um widerrechtlicher Gewaltthat zu entgehen. Unter Karl d. Gr. hatten von den ärmeren Heerbannspflichtigen je zwei, drei oder mehrere einen aus ihrer Mitte zum Kriege stellen und ausrüsten müssen. Nun gibt es in jedem Dorf Leute, welchen der Krieg Vergnügen macht, welche die von wildem Genuß unterbrochenen Strapazen des Krieges dem ruhigen Tagewerke des Friedens vorziehen. Was war natürlicher nach dem Gesetz der Arbeitsteilung, als daß mit der Zeit solche Kriegslustige die permanenten Stellvertreter der Friedlichen und von diesen nicht allein mit Waffen, Proviant 2c. ausgerüstet, sondern auch durch Bestellung ihres Ackers während ihrer Abwesenheit entschädigt wurden? Jede Bequemlichkeit macht abhängig. Waren also Bauern ganz von den Waffen entwöhnt, so mochte das Verhältnis gar leicht auch gegen ihren Willen ein kastenmäßiges werden. Daß viele kleine Grundbesitzer vom Adel,

Klerus u. s. w. geradeswegs genötigt wurden, ihre Grundstücke abzutreten, beklagt schon ein Kapitular vom Jahre 811. Namentlich übertrugen manche der Kirche ihr Land, um dadurch vom Heerbann loszukommen.

In der Zeit vom 10. bis 12. Jahrhundert geschah jene Mischung der alten Stände: frei und unfrei, woraus sich dann wieder drei völlig neue Stände bildeten, mehr auf Grundlage damaliger Waffenfähigkeit, als vormaliger Abkunft. Wie die größeren Freien mit den größeren Unfreien zum Ritterstande zusammenschmolzen, die hinter städtischen Mauern lebenden Freien und Unfreien zum Bürgerstande, so die freien und unfreien kleineren Grundbesitzer zum Bauernstande. Die ersteren wurden herabgedrückt, die letzteren gehoben: so kamen beide auf halbem Wege zusammen. Die größeren Grundbesitzer scheiden aus dem bisherigen Verband ganz aus, indem sie entweder in den Stand der Ministerialen und Lehensempfänger übertreten oder sich in die aufblühenden Städte wenden, wo sie fortan unter dem Patriziat derselben verschwinden. Wo sie auf dem Lande wohnen bleiben, treten sie häufig aus der gemeinen Markgenossenschaft, in der sie bisher gestanden hatten, aus, so daß letztere oft gänzlich aufgelöst wurde — eine Veränderung, durch welche jenen selbständig gewordenen Hofmarken, wenigstens den größeren unter ihnen, nicht selten der Weg zur Erwerbung umfassender grundherrlicher Gerechtsame gebahnt worden ist.

Ein noch größeres Kontingent als zu dem neugebildeten Feudaladel haben die bisherigen Landbewohner zu dem Bürgerstand der Städte geliefert. Namentlich rekrutiert sich fast der ganze Stand der Handwerker in den ersten Jahrhunderten des Städtewesens aus vom platten Lande eingewanderten Unfreien. Hier winkte diesen nicht nur eine Menge materieller Vorteile, vor allem kam ihnen der schon sehr bald zum festen Gewohnheitsrecht gewordene Grundsatz zu gute: Stadtluft macht frei. Die Stadtrechte des Mittelalters — und zwar schon die frühesten — schließen mit ganz wenigen Ausnahmen eingehende und kräftige Bestimmungen zum Schutze eingewanderter Unfreien gegen Ansprüche ihrer vormaligen Grundherren in sich. Und so energisch auch diese letzteren dagegen anzukämpfen suchten, ihre Anstrengungen erwiesen sich als fruchtlos gegenüber einer Bewegung, die wie wenig andere eine zeitgemäße gewesen ist. Im Gegenteil: um dem massenhaften Ausreißen ihrer Hörigen einigermaßen vorzubeugen, sahen sich die Grundherren selbst zur Verbesserung ihrer materiellen Lage genötigt.

Mit der Ausbildung und standesartigen Abschließung des rittermäßigen Feudaladels einer-, des Städtebürgerstandes andererseits ist demnach erst der Zeitpunkt der Bildung eines eigenen

Bauernstandes gekommen, welcher gleichmäßig freie und unfreie Elemente umfaßte. Persönliche und dingliche Freiheit war ursprünglich die Regel. Wie beide allmählich verschwanden, haben wir oben näher ausgeführt, ebenso daß der Begriff der Freiheit jetzt nicht mehr wie in der altgermanischen Zeit ständebildende Kraft besaß. Der Leibeigene, der Fronbauer, der Pacht-, Erbpacht- und völlig freie Bauer weisen jetzt keine tieferen unterscheidenden Merkmale mehr auf, seitdem sie alle miteinander, wenn auch nicht in gleichmäßiger Weise, der Grundherrlichkeit irgend eines großbegüterten Grundherrn unterstehen. Sie alle werden, außer durch den gemeinsamen Beruf, eben durch jene Grunduntertänigkeit zusammengehalten. Und es ist dabei ein bloßes Wortgefecht, ob man als den Grundcharakter des neugebildeten Bauernstandes verminderte Freiheit oder gemilderte Hörigkeit gelten lassen will. Das eine ist so wichtig als das andere, je nachdem man die Herkunft der einzelnen Klassen des Standes ins Auge faßt. Der alte gemeinfreie Bauer, dessen Besitz jetzt mit wenn auch geringen Abgaben und Diensten belastet ist, ist faktisch eben kein völlig freier Mann mehr, wenn er auch in der Theorie noch lange fort als solcher gelten mag, ebenso wie der leibeigene Knecht, dessen Leib und Erwerb völlig in der Hand des Herrn steht, bereits einen ersten Schritt auf der Bahn der Freiheit gethan hat, wenn ihm der Herr ein Stück Land zu eigener Nutzung überlassen hat. Die Entwickelung ist bei diesen Anfängen nicht stehen geblieben, sie hat sich vielmehr in der einmal begonnenen Weise fortgesponnen, nach der einen Seite hin retrograd, die alten Freiheitsrechte eines nach dem anderen vertilgend, nach der anderen vorwärtsschreitend, die materielle und rechtliche Stellung der ursprünglich Unfreien verbessernd, bis schließlich eine Gestaltung sich ergab, die nicht mehr frei, aber auch nicht mehr unfrei war. Eine ganz analoge Entwickelung hat der Begriff des Stadtbürgerstandes genommen. Wie die Städte ursprünglich nichts weiter als ummauerte Dörfer mit vorwiegendem Betrieb der Bodenwirtschaft seitens ihrer Einwohner gewesen sind, so zeigen auch diese während der ersten Jahrhunderte des Städtewesens genau dieselben Rechtsunterschiede wie die Bewohner des flachen Landes. Dort wie hier gab es Großgrundbegüterte, kleinere freie Grundbesitzer, hörige Kolonen, unfreie Knechte u. s. w.; hier wie dort vollzog sich allmählich ein Zusammenschluß der einzelnen Bevölkerungsklassen zu einem einzigen Bürgerstand; hier wie dort war die treibende Ursache zu einem solchen Zusammenschluß der gleiche Beruf, nur daß dieser auf dem Lande Ackerbau und Viehzucht, in der Stadt Handel und Gewerbe gewesen ist. Der Unterschied in der sonst so gleichmäßigen Entwickelung der beiden Stände liegt dann hauptsächlich darin, daß der Bauernstand nicht bis zur Erlangung der vollen persönlichen

und dinglichen Freiheit fortgeschritten ist, während der Bürgerstand auch die allerletzten Rechte der alten Grundhörigkeit gegen den Stadtherrn überwunden hat und die volle Freiheit als sein auszeichnendstes Merkmal hinstellen konnte. Handels- und Gewerbebetrieb ertragen eben am wenigsten irgend welche Fesseln ihrer Bewegungsfreiheit, während umgekehrt die Bewirtschaftung des Grund und Bodens den Bebauer erfahrungsgemäß sehr leicht in eine gewisse Abhängigkeit von anderen größer Begüterten zu bringen geeignet ist.

Wie es im Mittelalter ein ungeschriebenes gemeines Bürgerrecht gegeben hat, so auch ein gemeines Bauernrecht in dem Sinne einer Reihe überall vorkommender Grundsätze und Rechtsgewohnheiten. Der Gegensatz zwischen Bürger- und Bauernstand tritt auch da scharf hervor. Während dort der Begriff der persönlichen Freiheit sozusagen an der Spitze des Codex juris germanici municipalis geschrieben steht, atmen hier die einzelnen Bestimmungen Beschränkung der Freiheit als ihr eigenstes Wesen. Es ist kein bloßer Irrtum oder abstrahierende Uebertreibung der späteren Juristen, wenn dieselben behaupten, daß im Mittelalter sämtliche Bauern unfrei gewesen seien, wie es ebensowenig bloßer Zufall war, daß späterhin, als die schlimmsten Zeiten für den Bauernstand doch bereits längst überwunden waren, oft die persönlichste Einzelleistung, ja Gefälligkeit des Bauern zu einer Reallast auszuarten geneigt war.

Bezeichnend genug für den oben näher bezeichneten Grundcharakter des mittelalterlichen Bauernrechts ist der Umstand, daß wir in demselben das Wort „Last", gleichsam als ein roter Faden sich durchziehend, erblicken, während die alten Stadtrechte fast ausschließlich nur von den „Rechten" der Bürger zu handeln haben. Es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, unseren Lesern ein vollständiges Bild jener alten Bauernlasten zu entwerfen, nur in ganz allgemeinen Umrissen wollen wir jene Zustände zu zeichnen versuchen.

Wir scheiden dabei gleich von vornherein alle sogenannten staatsrechtlichen Lasten als nicht in den Bereich unserer Aufgabe gehörige aus. Die ältesten derselben rühren bekanntlich schon aus der Steuerverfassung der frühesten mittelalterlichen Monarchien her: so die Verpflichtung, reisende Fürsten, Beamte u. s. w. fortzuschaffen und zu beköstigen, mancherlei jährliche Gaben, die zwischen Geschenk und Steuer in der Mitte standen, die Weg-, Burg- und Wachfronden, späterhin Naturallieferungen und Geldabgaben derjenigen, welche zum Kriegsdienst unfähig waren. Nur insofern gewinnen auch diese ursprünglich staatsrechtlichen Lasten Interesse für uns, als sie im Laufe der Zeit mehr und mehr ihren steuerartigen Charakter verloren haben und an Privatpersonen zu privatrechtlicher Nutzung veräußert worden sind. Ebensowenig gehören hierher die sogenannten Gemeindefronden (Nachbarspflichten).

In der Geschichte der privatrechtlichen Bauernlasten kommen zuvörderst in Betracht die Fronden. Allerdings setzen auch diese einen Zustand noch größerer Härte für die Belasteten voraus, den der strengen Leibeigenschaft, wo der Herr müßig geht, die Bestellung seiner Felder seinen Leibeigenen überläßt und von deren Abgaben seinen Haushalt bestreitet. Ein annähernd ähnliches Verhältnis mag in der ältesten germanischen Zeit bestanden haben. Jedenfalls ist ein solcher Zustand seitens der Grundbesitzer schon sehr bald aufgegeben worden. Die frühesten Nachrichten über die festen Ansiedelungen zeigen uns überall die eigene Wirtschaft der Grundherren. Nur das überflüssige Land wird an andere ausgethan, das zunächst am Mittelpunkt gelegene dagegen in eigener Bewirtschaftung gehalten. Dies ist das Hofgut (Herrengut, Fronhof, hoba dominica, terra salica), im Gegensatz zu den Gütern der Hintersassen (mansi serviles, litiles oder ingenuiles, je nachdem sie ursprünglich einem Leibeigenen, Hörigen oder freien Bauern überlassen waren). Da es noch keine Tagelöhner gibt, so haben die Hintersassen ihre Stelle zu vertreten, an bestimmten Wochentagen auf dem Herrenhof zu arbeiten. Häufig spielt hierbei die Zahl drei eine Rolle: wie ihnen zwei Drittel des Herrenlandes zu eigener Nutzung überlassen werden, so haben sie auch während dreier Wochentage Herrenarbeit zu verrichten. Juristisch ist diese Verpflichtung als eine Reallast des ausgethanen Grundstücks zu präzisieren. Da nicht bloß Hand- sondern auch Spanndienste verlangt werden, außerdem noch mancherlei Naturalabgaben, so müssen die Hintersassen einen großen Teil des Betriebskapitals für das Hofgut stellen. Späterhin ist die Zahl der Frontage bedeutend ermäßigt worden; namentlich machte sich vielerorten der Gebrauch geltend, nicht mehr als zwölf Tage im Jahre Frondienste zu verlangen, und zwar in der Art, daß sie von den Pflichtigen im Laufe eines Monats nie mehr als drei Tage lang begehrt werden durften. Für die Fortbildung dieser Frönerwirtschaft ist nun vor allem der Umstand wichtig geworden, daß jene Landverleihungen, ursprünglich wohl nur auf Ruf und Widerruf erfolgt, nach und nach auf bestimmte Jahre, dann auf Lebenszeit des Beliehenen, endlich zu Erbrecht geschahen. Namentlich die letzte Modalität, so auffallend sie auf den ersten Blick erscheinen mag, gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir bedenken, daß auf niederer Kulturstufe, beim Mangel disponibler Arbeitskräfte der Grundherr starkes Interesse daran haben muß, sich solche für möglichst lange hinaus zu sichern, was er eben nur durch die Erblichmachung der Landleihe bewirken kann, während der Belehnte umgekehrt, da er anderwärts willkommene Aufnahme findet — man denke nur an vom Lande in die Städte einwandernde Hörige —, in jener Erblichmachung seines Dienstverhältnisses häufig eher eine

neue Belastung anstatt eines Vorteils zu erblicken geneigt sein muß. Hier thut es daher viel weniger not, dem Bauernstand seinen Grundbesitz zu versichern, als seine Freizügigkeit. Es darf uns daher nicht wunder nehmen, daß die gutsunterthänigen Bauernhöfe schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts großenteils im erblichen Besitz der leibeigenen Bauern sich befinden. Neben den angedeuteten ökonomischen Gründen hat auf diese Erblichmachung namentlich auch die furchtbare Entvölkerung, die sich seit dem Tode Karls d. Gr. infolge der unaufhörlichen Kriegszüge, der kriegerischen Einfälle fremder Völker (Normannen, Magyaren, Sarazenen), der vielen Jahre des Mißwachses und der Hungersnot ganz Mitteleuropas bemächtigt hatte, nicht zuletzt auch das Beispiel der großen Lehensgüter, deren Erblichkeit schon seit der Mitte des 11. Jahrhunderts eine unbestrittene Thatsache war, fördernd eingewirkt. Gerade die Unfreiheit der Inhaber mußte ihnen zur Erlangung eines solchen Erbrechts behilflich sein, weil jede Aristokratie solchen Personen, die ganz auf ihre Gnade angewiesen sind, ohne einen Gedanken von Opposition, mehr patriarchalische Milde zu bezeigen pflegt, als solchen, die ihr zwar abhängig, aber doch mit kontraktlichen Rechten gegenüberstehen, auch aus dem wirtschaftlichen Bedürfnisse, weil unfreie Landleute, die also mit ihren Leibherren keine förmlichen Kontrakte schließen können, mindestens auf andere Art gesichert werden müssen, wenn nicht ihre ganze Wirtschaft total entmutigt werden soll.

Neben den Fronden spielen unter den bäuerlichen Lasten des Mittelalters die Abgaben eine Hauptrolle. Wie der Unfreie ursprünglich mit seiner ganzen Arbeit ausschließlich für den Herrn schaffte, die Beschränkung seiner Herrn-Arbeitszeit auf einige Tage der Woche demnach als eine Milderung des früheren Zustandes gelten mußte, so sind auch fixierte Abgaben ein Fortschritt gegenüber der ursprünglichen Vermögensunfähigkeit des Unfreien, bei der aller Erwerb desselben in die Hand des Herrn fiel. Nur bei Todesfall des Unfreien tritt das frühere Recht des Herrn auf die gesamte Habe desselben noch darin hervor, daß der Nachlaß ihm heimfiel. So erklärt sich am ungezwungensten das spätere Sterbfallrecht des Herrn, aus der Erbmasse das beste Stück — gewöhnlich ein Stück Vieh (Besthaupt) oder das beste Kleid (Gewandfall) — an sich zu nehmen. Daß auch die übrigen Abgaben ursprünglich nur Naturalabgaben waren, ergibt sich schon aus einem ökonomischen Grunde. Ueberall ist die Naturalwirtschaft älter als der Geldverkehr. Wo Arbeitsteilung, Gebrauchsteilung und Handel noch sehr geringfügig sind, da müssen Naturalabgaben für den Geber die leichtesten, für den Empfänger die angenehmsten sein. Das gleiche Verhältnis findet bei den Fronden statt. Bei seiner extensiven Landwirtschaft hatte der Bauer des Mittelalters Arbeits-

kraft im Ueberfluß. Daher die merkwürdige Thatsache, daß noch im späteren Mittelalter die Pflichtigen oft danach trachten, ihre Geldabgaben mit Fronden zu vertauschen.

Unter den Abgaben des Erbpächters stand der Grundzins oben an. Er bildete das eigentliche Pachtgeld. In die Klasse der Abgaben fallen auch die Zwangs- und Bannrechte, die in der Feudalperiode als ganz gewöhnliche Gerechtsame aller Grundherren erscheinen. Da war zuvörderst der Mühlenbann, nämlich die den Grundsassen auferlegte Verpflichtung, ihr Getreide nur auf der dem Gutsherrn gehörigen oder von ihm konzessionierten Mühle, mochte diese von ihrer Wohnung auch noch so weit entfernt sein, mahlen zu lassen. Dieselbe Bewandtnis hatte es mit den Bannöfen, Bannkeltern, Bannschirren, Bannschenken, Bannschmieden u. s. w.

Die bedeutendsten und drückendsten waren aber die lehensrechtlichen Leistungen und Pflichten der Erbpächter. Zuvörderst ihre Verbindlichkeit zum Kriegsdienste. Wie die Vasallen der Krone dem Könige, jeder Lehensträger seinem Lehensherrn vor allem zum Waffendienst verpflichtet war, so ist auch der hörige Hintersasse seinem Grundherrn dazu verbunden gewesen. Zwar durfte er nur zu Fuß, niemals zu Pferd Dienste thun, dennoch ist die Befugnis, zeitweise Waffen führen zu dürfen, in einem Zeitalter, das das Waffenhandwerk als den Maßstab äußerer Ehre und gesellschaftlicher Geltung zu betrachten gewöhnt war, nicht ohne günstigen Einfluß auf die soziale Stellung des damaligen Bauernstandes gewesen. Zu den lehensrechtlichen Abgaben gehören auch die außerordentlichen Geldhilfen zur Loskaufung des Grundherrn aus Kriegsgefangenschaft, zu Pilgerfahrten desselben nach dem heiligen Lande, wenn sein ältester Sohn den Ritterschlag empfing und seine älteste Tochter verheiratet wurde, sodann die Verpflichtung, dem Grundherrn, seiner Familie und seinem Gefolge auf Durchreisen Herberge, Speise und Trank unentgeltlich zu liefern. Der feudalen Natur der Bauerngüter entstammte ferner das ausschließliche und unbeschränkte Jagdrecht, welches dem Grundherrn auf denselben zustand — bekanntlich ein Recht, das zur grausamsten Plage des Landmannes ausartete und eine der hauptsächlichsten Ursachen zur gewaltsamen Erhebung desselben im großen Bauernkriege abgab; weiter die sogenannten Besitzveränderungsgebühren, welche der Erbpächter bei der Veräußerung seines Gutes — die ihm jetzt, freilich nur nach eingeholter Genehmigung des Herrn, freistand — gewöhnlich in einem Zwölftel des Kaufschillings zu entrichten hatte. Drückender als diese Abgabe war das bereits erwähnte Besthaupt, eine fast durch alle europäischen Lande verbreitete Steuer. Dagegen ist von einer thatsächlichen Ausübung des sogenannten jus primae noctis in Deutschland eine sichere urkundliche Beglaubigung nicht aufzufinden.

Herzog Ulrich von Württemberg.

(1487—1550.)

Von

Eugen Schneider.

In der Geschichte auf die mannigfachste Weise beurteilt, bei seinen Lebzeiten als Mörder und Landfriedensbrecher geächtet, in der Sage verherrlicht, heute noch im Gedächtnis seines Volkes fortlebend, steht Herzog Ulrich von Württemberg vor uns. Die Verschiedenheit der Zeichnung seines Bildes hat ihren Grund in den verschiedenen Seiten seines Charakters. Er ist ein Kind seiner Zeit, die den Uebergang bildete aus dem Mittelalter zu neuen Gestaltungen.

Schon das Land, dessen Fürst er werden sollte, war in bedeutender Umwandlung begriffen. Erst 1495 war es unter Eberhard im Bart zum Herzogtum erhoben worden; sein Nachfolger, Eberhard II., ward nach kurzer schlechter Regierung von den Landständen mit Einwilligung des Kaisers Maximilian I. abgesetzt; an seine Stelle war ein Regimentsrat getreten; das Volk befand sich in starker Erregung; die Verhältnisse waren vielfach ungeklärt. In sie wurde ein elfjähriges Kind hineinversetzt, dessen Vater irrsinnig, dessen Mutter gestorben, und das allen Einflüssen der Schmeichelei ausgesetzt war.

Ulrich ist am 8. Februar 1487 zu Reichenweiher, in einer elsässischen Besitzung seines Hauses, geboren. Sein Vater Heinrich, ein Bruder des später vertriebenen Eberhard, hatte auf Drängen des kinderlosen Eberhard im Bart noch spät geheiratet. Kaum war der Sohn zur Welt gekommen, so ließ ihn der letztere durch einen vertrauten Diener, da Nachstellungen benachbarter Gegner drohten, in einem Korbe abholen und nach Stuttgart bringen, wo er ihn ganz als seinen Sohn behandelte. Frühe zeigte sich

der Eigenwille des Knaben: als er bei der Firmung seinen Taufnamen Eitel Heinrich in Ulrich verwandeln mußte, erklärte er auf das bestimmteste: „und dennoch heiße ich Heinz". Nach Eberhards im Bart Tod (1496) entbehrte der junge Prinz aller Liebe in der Erziehung. Sein Oheim kümmerte sich nicht viel um ihn, und nach dessen Verjagung (1498) machten seine Vormünder unsichere Erziehungsversuche. Hatten sie ihn zuerst in die Wissenschaften einführen lassen, so traten bald Spiele, Hunde und Jagden als allein ritterwürdige Uebungen an die Stelle des Lateins. Und doch hätte Ulrich eine sichere, maßvolle Erziehung so nötig gehabt. Denn der erste tiefere Eindruck, den er bekam, war der von der gewaltsamen Entthronung seines Oheims und der Bevormundung durch Fremde. Dieser Eindruck ist ihm sein ganzes Leben geblieben, er hat die Furcht genährt, in ähnlicher Weise durch das eigene Land behandelt zu werden, und die Gewaltthätigkeit gesteigert, mit der er in oft tollkühner Weise zu vernichten suchte, was ihm entgegentrat. Am 5. Juni 1498 ritt Ulrich als Herzog von Württemberg in Stuttgart ein; er hatte dazu zum erstenmale ein Pferd bestiegen. Noch in demselben Jahre wurde er mit der sechsjährigen Herzogin Sabine von Bayern verlobt. Die Regenten überließen ihn seiner Vorliebe für Musik und Jagd. In dem unglücklichen Schweizerkrieg von 1499—1500 hatte Ulrich Gelegenheit, sich dem Kaiser dienstwillig zu erweisen, der ihn bald liebgewann. Dies und die Oesterreich freundliche Politik, welche der Vormundschaftsrat in Württemberg gefestigt zu haben schien, veranlaßten Maximilian, den jungen Herzog, der ihm „zeither am Hof getreulich gedient und sich als ein gehorsamer Fürst wohl gehalten habe", entgegen dem württembergischen Hausgesetze, schon im Juni 1503 für volljährig zu erklären. Er hoffte ihn damit vollends ganz an sich zu ketten, befreite ihn aber vielmehr vorzeitig von jeder Fessel. Der Anfang der Selbstregierung war glänzend. Der pfälzische Krieg (1504), an dem Ulrich als Glied des schwäbischen Bundes teilnahm, brachte einen bedeutenden Gebietszuwachs; wo sich der stattliche Herzog mit seinem blauen feurigen Auge, seinem blonden krausen Haare und roten Barte zeigte, erregte er Aufsehen durch die Pracht seiner Erscheinung. Namentlich auf Reichs- und Bundesversammlungen suchte er zu strahlen: zum Konstanzer Reichstag von 1507 zog er mit 300 Reitern und wandte dort 30000 Gulden auf. Zur Erhöhung des Glanzes führte er erbliche Hofämter ein und vermehrte seine Räte und sein Gesinde, besonders seine Kapelle, zu deren Unterhaltung er mit Erlaubnis des Papstes die Einkünfte der Kappenherren einzog. Seine Freigebigkeit war berühmt, und als froher Nachbar lud er sich selbst bei der Reichsstadt Eßlingen auf die Fastnacht ein. Kühn auf der Jagd — noch ist im Ritter-

saal zu Urach ein riesiger Eber abgebildet, den er eigenhändig erlegt —, gewann er durch sein frisches, leutseliges Wesen die Zuneigung des gemeinen Mannes. Als er einst, auf der Jagd verirrt, von einem Bauern, der ihn nicht kannte, grob behandelt worden war, nahm er ihn zu seinem Gefolge mit und entließ ihn hier reichbeschenkt.

Lange zögerte Ulrich mit der Hochzeit. Seine Braut mochte ihm herrschsüchtig erscheinen; ihr dem seinigen ähnliches Wesen ließ eine wenig friedliche Ehe ahnen. Auch hatte ihn seine Neigung zu Elisabeth von Ansbach hingezogen, die in Nürtingen längere Zeit auf Besuch war, und für die er das Lied gedichtet haben soll: „Ich schell mein Horn in Jammers Ton —, mein' Freud' ist mir verschwunden; — ich hab' gejagt, muß abelon, — das Wild läuft vor den Hunden." Im März 1511 wurde endlich die Hochzeit vollzogen. Rotgekleidet gleich der Braut ritt Ulrich ihr entgegen, von Gold und Edelsteinen strotzend, mit rotem, breitgekrämptem Hut und doppeltem Federbusch; mit ihm zogen tausend Berittene. In köstlichem Aufzug ging es zur Stadt, in der eine Woche lang 16000 Menschen gespeist wurden; eine stattliche Zahl von Fürsten erhöhte die Pracht der Feier; der Kaiser war durch seinen Erbkämmerer Eitel Friedrich von Zollern vertreten; dem Volke floß der Wein aus achtröhrigem Brunnen.

Doch nicht durch höfischen Aufwand allein suchte Ulrich dem neuen Herzogstitel Ehre zu verschaffen. Damals hieß es, was das Herzogtum Schwaben mit Konradin verloren, werde Ulrich wiederherstellen. Auf den Trümmern dieses Herzogtums stand das seinige; ein Mann wie er mußte den Gedanken lebhaft ergreifen, die jetzigen Fesseln abzuschütteln und eine selbständigere Stellung zu erringen. Die lästigste Fessel, die ihn drückte, war die Mitgliedschaft des schwäbischen Bundes. Bei dem Mangel an allgemeinen Einrichtungen im Reiche hatte sich dieser Bund zu gegenseitigem Schutze gebildet. Als Glied desselben mußte Ulrich die Reibereien mit seinen Nachbarn vor ihn bringen, seine Schirm- und Lehensleute, ja seine Unterthanen in Bundessachen von ihm richten lassen. Beides widerstrebte seiner Herrschernatur. War doch damals überhaupt die Zeit des Aufstrebens der fürstlichen Territorialgewalt, die im Kampf mit den Resten des mittelalterlichen Kaisertums volle Selbstherrschaft suchte.

Von den teilweise unbedeutenden Bundesständen konnte sich ein Ulrich nicht überstimmen lassen, und so erklärte er schon Ende 1511, der geplanten Erneuerung des Bundes nicht mehr beizutreten. Noch glaubte der Kaiser, den Ulrichs auch gegen Oesterreich als Hauptmacht des Bundes gerichteter Schritt verletzen mußte, auf des Herzogs Freundschaft rechnen zu dürfen; 1512 erhöhte er ihm den Weinzoll, der die innerhalb Württembergs

liegenden Reichsstädte schwer schädigen mußte, und 1513 stellte er ihn an die Spitze der kaiserlichen Reiter, die bis Dijon vordrangen und Paris überrumpelt hätten, wenn nicht — ein schlimmes Vorzeichen für Ulrich — die geworbenen Schweizer davongelaufen wären. Aber der Mann mit dem Wahlspruch „Ich hab's im Sinn" trennte sich von der drückenden Verbindung mit dem Kaiser und schloß lieber mit anderen Fürsten Bündnisse, die mehr dem absolutistischen Interesse entsprachen.

Der Aufwand bei Hof und die Selbstherrlichkeit erforderten große Summen. Die gewöhnlichen Einkünfte reichten nicht mehr aus, und doch konnte das durch Seuchen und Teurung heimgesuchte Volk kaum neue Lasten tragen. Ulrich versuchte es zuerst mit einer direkten Steuer: 1513 erließ er ein Ausschreiben, nach dem alle Unterthanen vor Amt ihr Vermögen angeben sollten; vom Gulden sollten sie zwölf Jahre lang einen Pfennig bezahlen. Die allgemeine Unzufriedenheit verhinderte die Ausführung. Jetzt griff man zu bedenklicheren Mitteln. Ein Umgeld auf Fleisch, Wein und Früchte sollte in der Weise erhoben werden, daß ein verringertes Pfund eingeführt wurde, dessen Minderbetrag gegenüber dem herkömmlichen dem Herzog zu gute kam. Und das alles, ohne daß die Landschaft gefragt worden wäre, welcher die Bewilligung neuer Steuern zustand. Ulrichs Gewaltthätigkeit mißachtete dabei selbst die drohende Erregung des Volkes, in das seit dem Schweizerkriege die revolutionären Gedanken des Bundschuhs, namentlich durch alte Landsknechte eingedrungen waren. Die Abänderung des Gewichts brachte den Aufruhr zum Ausbruch (1514). Im Remsthal warfen die Bauern die Gewichte ins Wasser mit den Worten: „Haben die Bauern recht, so fall' zu Boden; hat der Herzog recht, schwimm oben", und rotteten sich mit anderen zusammen. Gegen die schlechten Räte erklärten sie sich zu widersetzen, nicht gegen den Herzog; sie wollten eine Vertretung des gemeinen Volks statt der Herrschaft der Ehrbarkeit, Abschaffung drückender Fronen,[1] Freigebung der Jagd und des Holzes. Armer Konrad (Kunz) nannten sie sich im Gegensatz zu den herrschenden reichen Kunzen und warteten zunächst demütig auf Gewährung ihrer Bitten, obgleich sie schon mit Spieß und Schwert, die sie selbst zum Tanze mitzunehmen pflegten, ausgezogen waren. Für Ulrich blieb, wenn er nicht selbst Partei gegen die angefeindete mächtige Ehrbarkeit ergreifen wollte, nur die Wahl, sich auf diese zu stützen. Aber die Art, wie sie ihre Unterstützung verkaufte, bildete schon den Keim zu späteren Kämpfen. Der Landtag der Städter, den er in der Not nach Tübingen berief, während die Abordnungen der Bauern in Stuttgart zurückgehalten wurden, machte Ulrich bittere Vorwürfe wegen seiner Verschwendung. Der Herzog gab zu, er habe sich vielleicht etwas frei gehalten, aber die Ehre des Landes

gewahrt. Man klagte über zu hohe Besoldung der Räte, Vetterschaftswesen bei den Aemterbesetzungen, teures Recht, Ueberhandnehmen des römischen über das Gewohnheitsrecht, nachlässige Verwaltung, Wildschaden und anderes. Endlich kam ein Vergleich zustande, der als Tübinger Vertrag noch heute für die Grundfeste der württembergischen Verfassung gilt: gegen Uebernahme von fast einer Million Schulden sollte der Landschaden, d. h. die Leistungen für Hof und Zehrung der herzoglichen Amtleute, abgeschafft, Kriege nur mit Willen oder wenigstens Wissen der Landschaft begonnen, ohne sie keine Teile des Landes verpfändet und keine Steuern ausgeschrieben, den Unterthanen die Freizügigkeit gestattet werden; für die jetzige Empörung sollte Gnade, für fernere aber die strengsten Strafen eintreten. Die aufständischen Bauern hatten somit nur weniges erreicht; da sie gar nicht angehört worden waren, verweigerten sie vielfach die verlangte Huldigung auf den Vertrag. Die Kunde, daß der Herzog fremdes Kriegsvolk ins Land rufe, erhöhte die Widersetzlichkeit. Der Herd des Aufstands war wieder das Remsthal; Ulrich glaubte durch persönliches Erscheinen wirken zu können, entging aber kaum den Bedrohungen der Bauern, die sich nun zwischen Rems und Neckar auf dem Kappelberge festsetzten. Jetzt wurde der Aufstand blutig unterdrückt: über 1600 Bürger mußten auf einer Wiese bei Schorndorf erscheinen und kniefällig um Gnade bitten; alle wurden entwaffnet, etwa 20 von ihnen enthauptet. Eine Menge Flüchtlinge, die sich namentlich nach der Schweiz wandte, klagte in der Fremde über Ulrichs Härte, so daß dieser samt der Landschaft in einem Rundschreiben sein Verfahren rechtfertigte.

Kaum war das Land wieder äußerlich ruhig und die Schuldenlast geregelt, so brach Ulrichs Maßlosigkeit auf einem anderen Punkte los. Sein eheliches Leben befriedigte ihn nicht; die Verbindung mit seiner stolzen, unweiblichen Gemahlin war ihm ein Joch. Sabinens Heftigkeit, die noch in ihren späteren Jahren dahin führte, daß sie ihr Bruder längere Zeit einsteckte, stieß auf die seinige; es kam selbst zu thätlichen Auseinandersetzungen. Wie ganz anders zeigte sich ihm das Glück, das sein Vertrauter und guter Kamerad Hans von Hutten zusammen mit Ursula Thumb, der Tochter des Hofmarschalls, genoß. Der Herzog entbrannte in leidenschaftlicher Liebe zu der Frau des Freundes; er bat diesen kniefällig, seine eheliche Hausfrau lieb haben zu dürfen. Hutten war schwach genug, von der Sache weiterzureden. Dies mußte Ulrich auf das äußerste erbittern; sein Haß loderte auf, als sie miteinander auf der Jagd waren, und nach kurzen Gegenreden schlug er ihn nieder und knüpfte den Toten mit dem Gürtel an das in die Erde gestoßene Schwert (7. Mai 1515). Es war kein Zweikampf, in dem Hans von Hutten fiel; der Herzog erklärte

später, um den Schein einer Rechtsform für sich zu haben, er habe ihn als Freischöffe des westfälischen Gerichts getötet. Der Grund war nicht sowohl der, den Gatten der angebeteten Frau aus dem Leben zu schaffen — Ursula ist nachher unangetastet bei ihrem Vater geblieben — als vielmehr die unausstehliche Kränkung, die er in der Bloßstellung seiner Schwäche der fürstlichen Hoheit zugefügt sah.

Die That Ulrichs erregte in den weitesten Kreisen Unwillen. Die Familie des Ermordeten rief nach Rache; eine Anzahl Ritter kündete ihm den Dienst. Daß Ulrich ernstlich gestraft werden würde, war von vorneherein nicht zu erwarten. Schon mancher war auf Fürsprache mächtiger Gönner trotz stärkster Frevel begnadigt worden oder hatte mit den Klägern einen Vergleich zustande gebracht; einen Reichsfürsten vollends peinlich zu prozessieren, war ganz undenkbar. Der Kaiser suchte denn auch zu vermitteln und nahm die Sache so wenig schwer, daß er Ulrich im Juli desselben Jahres freundlich in Wien empfing. Die Huttenschen griffen dem kaiserlichen Spruche vor, indem sie sich aufreizend an die württembergische Landschaft wandten. Hier fanden sie vielfach williges Gehör; denn der Herzog mißachtete den Tübinger Vertrag und kümmerte sich wenig um die Regierung. Dennoch hätte der Kaiser dem Manne seiner Nichte einen billigen Vergleich verschafft, wenn schon die letztere dem Ausgange so wenig traute, daß sie sich an die Landschaft wandte, um für den Fall von Ulrichs Vertreibung wenigstens ihre Rechte zu sichern. Da entfloh die Herzogin Sabine aus dem Lande und gab so der Sache eine ganz andere Wendung. Sabine hielt sich seit Mai 1514 in Urach auf, wo sie auch ihren Sohn Christoph gebar, von ihrem Gatten getrennt; ihr Ohr hatte der mit Ulrich verfeindete Erbtruchseß Dietrich Spät. Offenbar um seinen Gegnern gegenüber nicht auch als verfeindeter Ehemann zu erscheinen, zugleich um die Forderung der Vereinfachung in der Hofhaltung zu befriedigen, berief Ulrich die Gemahlin wieder zu sich. Diese konnte sich nicht entschließen, ihr Los an das des lieblosen Gatten zu knüpfen, und führte auf dem Wege nach Stuttgart die längst geplante Flucht aus; Dietrich Spät half ihr dazu; von der vorderösterreichischen Grenze an gaben ihr auf Befehl des Kaisers, der übrigens die Mitwissenschaft am Plane selbst leugnete, brandenburgische Reiter das Geleite. Der Zorn des Herzogs gegen Sabine, die er nie mehr sah, neigte den ihm seither wohlgesinnten Kaiser allmählich auf die Seite seiner Gegner. In diesem Punkte wollte Ulrich von keinem Ausgleiche wissen. Er erklärte, wenn er solche Schmach ungerochen so liederlich fallen ließe, würde es ihm ewige Schande sein. Im Lande selbst nützte die Flucht Sabinens dem Herzog; in ihm fühlte sich das Volk beschimpft; die Landschaft bot Hilfe an. Der Kaiser

hielt sich an einen nebensächlichen Punkt, um Ulrich zur Nachgiebigkeit zu zwingen: zwei herzogliche Beamte sollten Sabine Uebles nachgesagt haben; ihre Auslieferung stellte er in den Vordergrund. Das mußte Ulrich fast wie Hohn erscheinen; er verweigerte sie. Der Zuwachs der Feinde ermutigte die Huttenschen, jede Geldentschädigung abzuweisen und Ulrichs Kopf zu fordern. Beide Parteien rüsteten mit Macht; als Plänkler erschienen geharnischte Streitschriften, die ganz Deutschland erregten; Ulrichs von Hutten scharfe Feder stempelte Ulrich zum Tyrannen und Feind des Adels. Der Herzog wurde bedenklich. Mit seiner Einwilligung schlug die Landschaft dem Kaiser vor, ein Regiment ihm beizusetzen und die Huttenschen Händel friedlich auszumachen. Doch als Aeußerstes verlangte der Kaiser den Verzicht auf die Regierung für sechs Jahre mit Internierung außerhalb des Landes. Das hieß für Ulrich seine Natur verkehren. Als letztes Mittel wendet er sich an das gemeine Volk und fragt es, während seine Unterhändler dringend zur Nachgiebigkeit mahnen, durch die Amtleute, ob er solche Bedingungen annehmen könne. Es hat etwas Rührendes, den Selbstherrscher, der sich vor niemand beugen will, vor seine Bauern treten zu sehen und ihnen die Entscheidung über die Beschränkung seiner Herrschaft vorzulegen; aber im Grunde ist auch dieser Schritt ein Ausfluß der entschlossensten Hartnäckigkeit. Denn daß seine Unterthanen ein vielköpfiges Regiment der verhaßten Herren von der Ehrbarkeit verabscheuten, wußte er zum voraus; dagegen konnte er hoffen, mit dem überraschenden Trumpf der Volksabstimmung auf die Gegner Eindruck zu machen. Der Kaiser sprach am 11. Oktober 1516 des Reiches Acht und Aberacht über den ungehorsamen Ulrich aus. Auch sie konnte diesen nicht schrecken; es war vorauszusehen, daß die Ausführung der Acht nicht den erbitterten Huttenschen überlassen werden würde. Ohne Rücksicht auf den schon gefällten Spruch knüpfte der Herzog neue Verhandlungen an, und während schon alles in Waffen stand, kam wirklich durch Vermittlung des Kardinals Lang am 19. Oktober der Blaubeurer Vertrag zustande, nach dem sechs Jahre lang ein vom Kaiser und Ulrich eingesetzter Regimentsrat in des Herzogs Namen regieren sollte, an dem der letztere in schwierigen Fällen teilnehmen durfte; den Huttenschen wurden 27000 fl. auf die Landschaft angewiesen. Zehn Tage nach Verhängung der Acht wurde sie aufgehoben.

Das war freilich nicht die Art, um Ulrichs Selbstgefühl zu demütigen. Zwar war die Strafe, die jetzt über ihn ausgesprochen war, nicht gering; aber ihre Spitze hatte er durch seinen Widerstand abgebrochen, sie war in die Form eines Vertrages gefaßt worden, dessen Ausführung noch lange Wege haben mochte. Ulrichs Leidenschaftlichkeit war eher gesteigert. Schon auf dem Rückweg

von Blaubeuren kam sie zu neuem Ausbruch. Seine Leute hatten im Vorbeiziehen die Besatzung der Helfensteinischen Feste Hiltenburg geneckt. Diese rächte sich jetzt durch Abfeuern eines scharfen Schusses über das württembergische Lager hin. Sofort wurde die Burg beschossen und besetzt, bald darauf, weil der Besitzer nicht das Oeffnungsrecht zugestehen wollte, zerstört. Des verhaßten Spät Turnierzeug wurde öffentlich zerschlagen. Das bedungene Regiment setzte der Herzog selbst ein; natürlich wählte er nur ihm ergebene Männer, so daß dessen Zweck vereitelt war. Und nicht genug damit, wütete er gegen alle, die er im Verdacht hatte, ihre für ihn vermittelnden Bestrebungen seien auf seine Absetzung gerichtet gewesen. Das Gespenst seines Vorgängers forderte blutige Opfer. Sein unheilvoller Rat und Kanzler Volland strengte, auf die Begriffe des landfremden römischen Rechts vom Majestätsverbrechen gestützt, Hochverratsprozesse gegen bedeutende Glieder der Ehrbarkeit an; der Regimentsrat mußte dazu dienen, sie aufs Schaffot zu liefern. So gefürchtet wagte er selbst mit der Erklärung, er habe beim Abschluß des Blaubeurer Vertrags die Größe von des in den Frieden aufgenommenen Späts Verschuldung nicht gekannt, dessen Güter zu verwüsten und dessen Gattin zu vertreiben. Die Warnungen des Kaisers beantwortete er mit verschleppenden Rechtserbietungen, die jenen durch den Vorwurf der Abhängigkeit von fremden Einflüssen tief kränkten, so daß er sich zu thatkräftigem Handeln anschickte. Aber als er nicht sogleich Beistand fand, da das auch von Ulrich aufgestachelte fürstliche Interesse sich gegen ihn richtete, und die socialen Unruhen zur Vorsicht mahnten, ließ er die Sache fallen. Nur in der Angelegenheit Sabinens, an deren Schuld ihre Mutter auf einmal glaubte, machte er noch vergebliche Versuche der Wiedervereinigung. Ehe eine Entscheidung gegen Ulrich fiel, starb der Kaiser (12. Januar 1519).

Eben saß der Herzog bei der Leichenfeier, als die Nachricht kam, sein Burgvogt auf Achalm sei von Reutlingern erschlagen worden. Die Stadt erbot sich zu rechtlichem Austrag, wie dies ihr Schirmvertrag mit Württemberg vorschrieb; Ulrich wollte nichts davon wissen. Nachdem die drohende Huttensche Sache im Sand verlaufen war, schreckte er vor nichts mehr zurück. Die stolzen Reichsstädte innerhalb seines Gebietes waren ihm längst ein Dorn im Auge. Jetzt, da der Kaiser tot war, und Ulrichs Freund, König Franz von Frankreich, Aussicht auf die Nachfolge hatte, war eine günstige Gelegenheit, die Reichsstadt zur Landstadt zu machen. Reutlingen wurde belagert und mußte ihm huldigen. Doch die gemeinsame Gefahr brachte die Gegner schnell auf die Beine. Die Abmahnungen des Reichsverwesers wurden mißachtet; durch die jetzt veröffentlichten Schriften Ulrichs von Hutten wurde selbst in Gegenden, die kaum etwas von Württemberg wußten,

Ulrichs Name verfehmt. Im Anfang stand ein ansehnliches Heer für den Herzog im Felde; aber als die Schweizer ihre Leute heimgerufen hatten, wagte er keine Schlacht mehr. Unaufhaltsam drang der schwäbische Bund von der Herrschaft Heidenheim her, die er zuerst besetzte, durch das Fils- in das Neckarthal, am 7. April 1519 wurde Stuttgart unterworfen, der Bayer Christoph von Schwarzenberg übernahm die Statthalterschaft. Die festen Plätze fielen rasch hintereinander, das stattliche Hohentübingen, in dem sich Ulrichs Kinder Anna und Christoph befanden, wurde in seiner Abwesenheit schmählich übergeben, bei einem Ausfall aus Möckmühl der tapfere Götz von Berlichingen gefangen; im Mai war der ganze Feldzug zu Ende. Ulrich floh von Tübingen, um auswärts Hilfe zu suchen, über seine Kinder übernahmen Kaiser Karl, Erzherzog Ferdinand und Herzog Wilhelm von Bayern die Vormundschaft. Das Land konnte nicht, wie wohl manche Glieder des Bundes wünschten, geteilt werden; dagegen sprach das Reichsrecht. Wenn Ulrich abgesetzt bleiben sollte, konnte es sich naturgemäß nur um eine vormundschaftliche Regierung für den jungen Christoph handeln; und Sabine kehrte daher schnell nach Urach zurück, um für sich und ihre Kinder zu wirken. Der Bund hätte auch ohne Zweifel diesen das Land nach Befriedigung seiner Ansprüche abgetreten, wenn nicht plötzlich Ulrich wieder in demselben erschienen wäre.

Die Hilfe, die dieser gefunden, war keine beträchtliche. Namentlich seine fürstlichen Freunde achteten es jetzt nicht an der Zeit, ihm mit den Waffen beizustehen; nur eine Anzahl vom schwäbischen Bund verabschiedeter Landsknechte ließ sich anwerben. Doch durfte er hoffen, daß Landvolk, welches ihn in seiner Anhänglichkeit als Leidensgenossen gegenüber der Ehrbarkeit ansah, werde ihm zufallen. Dies geschah; denn seine Bauern waren „ganz der Mär, es sei kein Gott auf Erden als er.“ Am 15. August 1519 ergab sich ihm Stuttgart; schon glaubte er sich wieder Herr des Landes. Er begnügte sich nicht einmal, die einfache Huldigung anzunehmen; vielmehr betrachtete er das Land als erobertes und erklärte deshalb, nicht mehr an den Tübinger Vertrag gebunden zu sein. Hatte einst die Ehrbarkeit den Vertrag gegen den gemeinen Mann durchgesetzt, so hob ihn jetzt der Herzog an der Spitze des gemeinen Mannes wieder auf und eröffnete so mitten im Kriege mit der Reichsgewalt den Kampf gegen die landständische Verfassung. Darin hat freilich Ulrich recht geblickt, wenn er in dem unglückseligen Dualismus, den der Tübinger Vertrag zwischen Fürst und Ständen schuf und der durch Lahmlegung jeder thatkräftigen Politik die Entwickelung des Landes hemmte, — wenn er in diesem Dualismus eine durch den Augenblick erzwungene unerträgliche Fessel des Herrschers erkannte.

Daß er aber die erste und dazu schlechteste Gelegenheit ergriff, die Aufhebung zu erzwingen, war wieder leidenschaftlich statt klug gehandelt. Die Folgen zeigten sich bald. Von den festen Plätzen ließ sich keiner zur Uebergabe herbei, und mit den Bauern allein konnte er sich nicht halten. Statt sich eine gesicherte Stellung zu schaffen, suchte er sich zuerst an der Reichsstadt Eßlingen zu rächen. Hier durch das anrückende Heer des Bundes zurückgedrängt, stellte er sich auf dem Wege nach Stuttgart dem Feinde entgegen. Nach längerem unentschiedenem Gefechte gab er die Hoffnung auf, Widerstand leisten zu können, und floh am 15. Oktober. Am Abend desselben Tages wurde sein Stammschloß verbrannt, als ob sein Name aus dem Lande verschwinden sollte.

Zum Statthalter Württembergs wurde Wilhelm von Waldburg eingesetzt. Die Anhänger Ulrichs wurden hart bestraft, bedeutende Kontributionen wurden erhoben. Der Plan des schwäbischen Bundes, das Land an Christoph zu übergeben, schien jetzt unmöglich; denn es war vorauszusehen, daß dann der verhaßte Ulrich bald wieder zur Regierung käme. Die Stimmung im Volke regte sich gegen die fremden Gebieter immer mehr auf. Der Bund ergriff den Ausweg, Württemberg gegen eine Kriegsentschädigung von 220000 fl. dem Kaiser Karl V. als Erzherzog von Oesterreich zuzustellen. Den Kindern Ulrichs sollten nur die Aemter Tübingen und Neuffen bleiben oder dafür entsprechende Entschädigungen zuteil werden. Das war nun freilich ein unrechtmäßiger Schritt; ein deutsches Herzogtum durfte man nicht zu einem österreichischen Erblande machen; aber der Bund suchte eben einen Herrn, der imstande wäre, Württemberg gegen Ulrich zu halten. Dieser hatte sich in die Schweiz gewendet, welcher die Nachbarschaft Oesterreichs bedrohlich schien. Solothurn und Luzern nahmen ihn in ihr Bürgerrecht auf; die Schweizer verwendeten sich für ihn. Wieder kam es zu Abmachungen: der Herzog sollte dem Kaiser gegenüber Waffenstillstand halten und von ihm Geld erhalten, um persönlich zu einem Austrag vor ihm erscheinen zu können. Ulrich versprach sich nichts davon und kündete den Waffenstillstand auf. Der Kaiser war seinerseits entschlossen, das Fürstentum seinem Hause zu behalten und so die österreichischen Vorlande abzurunden. Für diese Absicht wirkte die jetzt herrschende Partei im Lande, die sich auch alle Mühe gab, Ulrich bei der Schweiz anzuschwärzen. Der Kaiser drohte mit der Acht, wenn Ulrich sein vermeintliches Recht nicht auf friedlichem Wege suche; dieser erklärte, solange er abgesetzt sei, sich auf kein gerichtliches Verfahren einzulassen. Am 5. Juni 1521 wurde wieder die Acht über ihn ausgesprochen, nachdem er kurz zuvor sich König Franz von Frankreich verschrieben hatte.

Als nicht mißverstehliches Zeichen, daß Württemberg öster-

reichisch bleiben sollte, trat Kaiser Karl 1522 das Herzogtum seinem Bruder, Erzherzog Ferdinand, ab. Dieser wurde in Stuttgart mit großen Festlichkeiten empfangen, weilte aber meist außerhalb des Landes. Seine Regierung gewährte manche ersehnte Freiheiten; sie war im ganzen milde und mäßig. Aber die Liebe des Volkes wußte sie sich nicht zu gewinnen; es hing zu fest am angestammten Fürstenhause, und die vermehrten Steuern, welche Oesterreichs Lage erheischte, ließen die neue Zeit auch nicht als glücklicher erscheinen.

Ulrichs Hauptaufenthalt während der Jahre 1519—26 war das treue Mömpelgart; dazwischen hinein befand er sich auf dem günstig gelegenen Hohentwiel und in der Schweiz. Zu Mömpelgart hauste er in einem schwarz ausgestatteten Gemach mit wenigen Getreuen, nur durch Musik und Jagd belustigt. Seine Mittel waren karg: ich bin ein armer vertriebener Fürst, klagte er; wer mir dienen will, muß auf Hoffnung dienen; führt Gott mich wieder in mein Land zurück, wenn dann meine Mühle wieder mahlt, soll die der Meinigen auch mahlen. Seine Kriegsleute erhielten nur bisweilen Schuhe oder Zwillich zu Kleidern. Ueberallhin, wo er Hilfe hoffen konnte, wandte er sich; Luzern schrieb einmal, täglich gehe er klagend und Gerechtigkeit anrufend durch ihre Straßen. Viele unzufriedene Ritter boten ihm Dienste an; König Franz schickte ihm Geld. Schon war er gerüstet; da vereitelte die Schlacht bei Pavia (24. Februar 1525) seine Hoffnungen, so daß die Anhänger Oesterreichs wieder rühmen konnten, Gott sei noch wie alleweg der Fürsten von Oesterreich Vetter.

Im Lande selbst wuchs die Sehnsucht nach dem vertriebenen Herzoge; es harrte auf dessen Erlösung wie auf seine eigene. Die Regierung bot alles auf, die Erinnerung an Ulrich zu unterdrücken. Jeder, der von ihm rede oder für ihn handle, sollte getötet werden; seine Anhänger wurden heimlich prozessiert, damit ja nichts von ihm an die Oeffentlichkeit dringe. Rührende Züge der Treue gegen Ulrich sind überliefert, die beweisen, wie seine Persönlichkeit bei allen Herbheiten doch für viele auch gewinnendes und bezauberndes hatte. Von ihm denken und träumen wollten wenigstens seine Anhänger, wenn sie nicht von ihm reden durften. Steine sollten vom Himmel gefallen sein, welche seinen Namen trugen — noch heute wird in Stuttgart ein solcher aufbewahrt; selbst Thiere wurden gelehrt, auf das Wort Ulrich zu merken; im Eise bildeten sich von selbst, wie man sich sagte, die württembergischen Hirschstangen; und jener alte Soldat zu Tübingen ließ sich's nicht nehmen, seines Herzogs Rock mit der Aufschrift „mit Freuden hindurch“ bis zu seiner Rückkehr beizubehalten. Ja, in dieser Zeit der Vertreibung Ulrichs ist der Ruf aufgekommen: „Hie gut Württemberg allewege.“ Und was vollends die Sage — besonders

vom Lichtenstein und der Nebelhöhle — aus dem geheimnisvollen Manne gemacht hat, der bald da bald dort in Höhlen verborgen im Lande herumirren sollte zum Schrecken seiner Feinde, das hat Ulrichs Namen verklärt.

Als die Bauern unruhig wurden, zog der Herzog mit etwa 6000 Mann zu Fuß und 200 Pferden nach Württemberg (1525). Kaum war er eingedrungen, so kehrten einige Tausend Schweizer aus Mißmut über das Ausbleiben des Soldes wieder heim. Trotzdem ging es an dem unzuverlässigen Heere des bündischen Feldherrn Georg von Waldburg vorbei auf Stuttgart los. Am 9. März wurden die Vorstädte besetzt; da wurde der Rest der Schweizer zurückberufen. Mit ihnen wich Ulrich. Zu Rottweil erhielt noch jeder zwei Batzen; dann ließen sie sein Geschütz im Stich. Er floh über den Hohentwiel in die Schweiz, wo man ihm aber „keinen Dreck um sein Kriegen geben“ wollte. Noch machte er den letzten verzweifelten Versuch sich mit den führerlosen Bauern zu verbinden. Ihm galt es gleich, ob er „durch Stiefel oder Schuh“ sein Land wieder gewänne; er selbst schrieb sich jetzt Bauer Utz. Den Aufständischen meldete er, er hoffe, daß sie nicht gegen ihn sein Fürstentum eingenommen; er wolle ihr Bruder sein und seinen Unterthanen gewähren, was die Bauern fordern. Diese waren ihm nicht ungünstig gesinnt; er versuchte zu ihnen zu stoßen: aber ehe sie über seine Vorschläge einig waren, waren sie vernichtet. Ihr Besieger, der Bauernjörg, wurde Statthalter Württembergs.

Immer noch traute die Regierung dem Frieden nicht; sie erklärte, wenn Ulrich mit einigen Hundert Knechten einfalle, könne sie ihm nicht widerstehen; das gemeine Volk sage, seine Spieße und Büchsen stächen und schößen keinen Herrn von Württemberg. Einen unangreifbaren Barvorrat von 20000 fl. hielt die Regierung für nötig, um immer gegen Ulrich gerüstet zu sein. Um wenigstens die Städte ganz für sich zu gewinnen, verlegte man dahin die Badstuben, Metzgereien, Krämereien, Zielstätten der Dörfer.

Während im Lande immer wieder das Gerücht erscholl, Ulrich komme wieder heran, und um so willkommener war, als lange Fehljahre — der Scheffel Dinkel stieg von 1 fl. 2 kr. auf 6 fl. 15 kr. — die Unzufriedenheit steigerten, fand der Herzog neue Verbündete. In manchen deutschen Fürsten regte sich das Gefühl, wie unwürdig die Behandlung eines der ihrigen sei, dem ohne rechtmäßigen Spruch sein Herzogtum habsburgischer Hauspolitik zuliebe vorenthalten wurde: sie betrachteten es als Sache der Fürstenehre, Ulrich wieder einzusetzen. Keiner mehr als Landgraf Philipp von Hessen. Zu ihm begab sich Ulrich Ende 1526, und von da an beginnen die langen diplomatischen Verhandlungen des Landgrafen, der alles ausnutzte, um Ulrichs Gegner lahm zu legen und dann

im rechten Augenblicke mit den Waffen einzugreifen. Man machte Philipp Vorwürfe, daß er Ulrich bei sich aufnahm; er erwiderte: „so wär' Gott zu erbarmen, daß einer seinem nächsten Christenmenschen nicht sollte sein Brot teilen." Freilich teilte er mehr mit ihm; 1527 nahm er ihn mit zur Hochzeit des Prinzen von Sachsen und veranlaßte die Festgäste, für Ulrich Schritte zu thun; 1528 und 1530 glaubte man schon allgemein, der Krieg breche los, und Unterhandlungen mit Fürsten und württembergischen Landesangehörigen wurden kaum unterbrochen. Daß Philipp mit der ganzen Thatkraft, die ihm eigen war, sich des Herzogs annahm, erklärt ihre gemeinsame Stellung zu der Reformation. Ulrich war in Mömpelgart und der Schweiz mit der neuen Lehre bekannt geworden; ihm dem Bedrängten mußte schon die Auflehnung gegen das Bestehende zusagen, sein Unglück hatte ihn überhaupt empfänglicher gemacht; die Politik der protestantischen Fürsten mußte in ihm einen Genossen finden. Politische und religiöse Freiheit in der Sache Ulrichs zu vertreten, war Philipp überzeugt; daß aber die politische Seite obenanstand, beweist nicht nur die Thatsache, daß selbst geistliche Kurfürsten sich beim Kaiser für den Herzog verwendeten, sondern auch der von Philipp mitbegründete rheinische Bund, der, gegen den Fortbestand des schwäbischen Bundes und damit wesentlich gegen den österreichischen Besitz Württembergs gerichtet, katholische wie evangelische Fürsten in sich begriff. Der schwäbische Bund war schon in Auflösung begriffen. Auch andere Glieder desselben, außer Ulrich, fühlten, daß sein nationaler Zweck vereitelt war, seit er bloßes Werkzeug Oesterreichs geworden. Die religiöse Spaltung trennte besonders die innerhalb Württembergs liegenden Reichsstädte von ihren Genossen, und die stete Gefahr, Oesterreich zuliebe Württemberg als Teil des Bundesgebiets gegen einen Angriff verteidigen zu müssen, mehrte die Unlust. Auf die völlige Spaltung des Bundes war denn auch Philipps von Hessen Politik gerichtet, und wirklich kam die Erneuerung des Bundes nicht mehr zustande gerade in der Zeit, da Philipp zum Losschlagen bereit war. Während der Landgraf diesen Feind beiseite schaffte, benutzte er Bayerns Eifersucht auf Oesterreich, um auch jenes in Ulrichs Interessen hereinzuziehen. Erzherzog Ferdinand wurde auf unregelmäßige Weise zum römischen König und damit zum künftigen Nachfolger Karls V. gewählt. Bayern selbst machte sich Hoffnung auf die Kaiserkrone und war gerne bereit sich mit jedem zu verbünden, der es gegen Ferdinand hielt. Philipp willigte in die Ansprüche Bayerns, wenn nur Ulrich zurückgeführt würde. Zwar war der Haß, der diesen und seine Schwäger, die Herzoge von Bayern, trennte, noch nicht gestillt, und Bayern verlangte statt Ulrichs Einsetzung die seines Sohnes Christoph; aber jedenfalls sollte Württemberg den Habsburgern entrissen werden.

Inzwischen war Christoph selbst mit seinen Ansprüchen hervorgetreten. Der junge Prinz war am österreichischen Hofe erzogen worden, ohne daß die vorbehaltenen Aemter ihm zugewiesen worden wären; der drohenden Gefahr, in ein spanisches Kloster gesteckt zu werden, hatte er sich durch die Flucht entzogen und wandte sich nun im Jahre 1533 in Aufsehen erregender Schrift und bald persönlich an den schwäbischen Bund, um, von Bayern begünstigt, seine Rechte zu wahren. Selbst die österreichische Regierung glaubte seine Forderung nicht zurückweisen zu können, suchte ihn aber zum Verzicht auf Württemberg gegen Ersatz zu bewegen. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, bis sie durch die Wiedereinsetzung Ulrichs gegenstandslos wurden, hinterließen aber in diesem ein starkes Mißtrauen gegen den vermeintlichen Prätendenten.

Der Landgraf wußte Oesterreich durch seine Bemühungen vereinzelt. Aber Bayern hielt die in Aussicht gestellte Unterstützung zurück. Da wandte er sich an den alten Gegner Habsburgs, König Franz von Frankreich, und wußte ihn trotz der ausdrücklichen Erklärung, daß er nur für Herzog Ulrich Württemberg wieder erobern wolle, zu bestimmen, daß er gegen Verpfändung von Mömpelgart Geld zum Kriege darlieh. Philipps Treiben war natürlich nicht unbemerkt geblieben; seine eigenen Räte sprachen gegen das gefährliche Unternehmen; aber seine und seines Freundes Ulrich Unerschrockenheit ließ sich nicht abbringen. Einzelne deutsche Fürsten und Stände schickten noch kleinere Unterstützungen; er konnte, selbst wenn er wollte, nicht mehr zurück, und mit einem Heer von 20000 Knechten, darunter vielen aus Württemberg, und 4000 Reitern, die Herzog Ulrich zugeschworen, zog er ins Feld (1534). Eine Druckschrift an Kaiser und Fürsten rechtfertigte den Schritt. Der eigentliche Feldherr war Graf Wilhelm von Fürstenberg, der 10000 fl. erhalten sollte, wenn eine entscheidende Schlacht vorfalle. Es war, wie Ranke sagt, das erste Heer religiös-politischer, europäisch-deutscher Opposition gegen das Haus Oesterreich.

Die österreichische Regierung in Württemberg, an ihrer Spitze der neue Statthalter Pfalzgraf Philipp, hatte die Gefahr kommen sehen; sie berief die Unterthanen auf die Rathäuser und erklärte, der Herzog habe nur Pöbel um sich versammelt; sie bat König Ferdinand dringend um Hilfe. Aber das Landvolk mußte mit Gewalt zum Heere getrieben, Stuttgart durch eine Besatzung niedergehalten werden; aus Oesterreich kamen nur Mandate. Die Fürsten rückten unerwartet durch den Odenwald gegen den unteren Neckar, dem Landgraben zu, der dort die Grenze bildete. Nur 9000 Knechte und 400 Reiter, ein unwilliger Haufen, konnten ihnen entgegengestellt werden. In der Nähe von Lauffen am Neckar kam es zum Zusammenstoß. Ein kurzes Geplänkel am

12. Mai, bei welchem dem tapfern Pfalzgrafen eine Ferse weggeschossen wurde; ein Treffen am 13., bei dem die Königlichen, nachdem ihre Vorposten überrumpelt worden waren, den kürzeren zogen, und das österreichische Heer zog sich mutlos gegen den Asperg zurück und lief auseinander. Am 15. Mai wurde Stuttgart zur Uebergabe aufgefordert, bei der Abstimmung hoben viele beide Hände für dieselbe empor; so sehnte man sich nach besseren Zeiten, die mit der Rückkehr des angestammten Fürsten anzubrechen schienen. „Bide bide bomb, — der Herzog Ulrich kommt, — er liegt nicht weit im Feld — und bringt einen Sack voll Geld,“ so sangen die Kinder auf den Gassen, und für die Verbreitung dieses hoffnungsfreudigen Reimes zeugt, daß er heute noch in Württemberg geläufig ist. Als Ulrich mit Philipp in Stuttgart einzog, erhob sich ein Freudengeschrei bei Jung und Alt, Mann und Weib, wie dergleichen noch nie gehört worden sei. So erschien der Phantasie des Volkes der lang entschwundene Stammesfürst im schönsten Lichte. Die Festungen ergaben sich bald; auf Asperg gerieten die zurückgebliebenen Mitglieder der Regierung in Ulrichs Hände, der sie gnädig entließ; auf Hohenneuffen bat der Kommandant gleich Ulrich für seinen neugeborenen Sohn zu Gevatter. Die Herzogin Sabine floh mit ihrem getreuen Dietrich Spät ins Oesterreichische. Wenn es nach des Herzogs Kopf gegangen wäre, so wäre der Krieg mit der Eroberung Württembergs noch nicht zu Ende gewesen; er wollte die Gelegenheit benutzen, um gegen die österreichischen Erbländer vorzurücken, die damals selbst äußerst schwierig waren, wie denn in Tirol alles voll Wiedertäufern steckte. Aber dem vorsichtigeren Philipp war ein rascher Friede mit Bestätigung des Gewonnenen lieber als ein ungewisser Zug, der schwere Verwickelungen nach sich ziehen konnte. Nur als die angeknüpften Verhandlungen langsam vorwärts gehen wollten, entschloß er sich zu einem Vorstoß ins Donauthal. Wesentlich durch Vermittlung des Kurfürsten von Sachsen kam schon am 29. Juni 1534 der Kaadener Friede zustande, nach dem Ferdinand gegen Anerkennung seiner Königswürde durch die protestantischen Fürsten an Ulrich das Herzogtum abtrat; doch sollte er es als Afterlehen von Oesterreich empfangen unbeschadet seiner Rechte als Reichsfürst. Den letzteren Punkt wollte Ulrich nicht zugeben, mußte aber schließlich nachgeben, nicht ohne daß er sich mit seinem Freunde wegen dieses Zugeständnisses, wie wegen der Frage der Kriegskosten länger entzweit hätte. Zur Sühne wegen des Landfriedensbruchs sollten die Fürsten vor dem Kaiser und dem König einen Kniefall thun. Doch durften vor letzterem an Ulrichs Statt seine Gesandten ihn machen. Mit dem Lehenseid, den Ulrich im August 1535 persönlich in Wien leistete — die Reise kostete 4460 fl. — war Ulrich wieder völlig im Besitz seines Landes anerkannt.

Die erste Sorge nach Ulrichs Rückkehr war für ihn die Tilgung der Schulden. Von jedem, namentlich den geistlichen Korporationen, brachte man heraus, soviel man konnte. Schon unter der österreichischen Regierung war wegen der drückenden Last Säkularisation geistlicher Güter vorgeschlagen worden, und der Herzog selbst hatte früher strenge auf seine Rechte über geistliche Einkünfte gehalten. Jetzt da er 230000 fl. Kriegskosten zu bezahlen und sein Land wieder wehrhaft zu machen hatte, griff er um so unbedenklicher zu, als er entschlossen war, die Reformation einzuführen. Der Kaadener Friede verpflichtete ihn nur, die gefürsteten Aebte innerhalb seines Gebietes bei ihrem Glauben zu lassen — die vorderösterreichische Regierung hat ihn selbst im Streit mit Ulrich nie anders ausgelegt —; seine eigenen Unterthanen konnten frei übertreten. Sie hatten sich schon großenteils gegenüber der fremden Regierung dem Glauben des vertriebenen Landesherrn zugeneigt. Die Pfarrer wurden in den Aemtern zusammengerufen und gefragt, ob sie die neue Lehre annehmen wollten. Wer zusagte, blieb; die anderen wurden entlassen, die gebrechlichen verleibdingt. Die Klöster und Stifte wurden aufgehoben; ihr Vermögen inventarisiert, ihre Insassen, wenn sie nicht Pfarrer wurden, mit jährlichen 40 fl. und Naturalien abgefertigt. Die treugebliebenen Mönche mußten im Kloster Maulbronn zusammenleben, die Nonnen durften in ihren Klöstern absterben. Bei der Säkularisation der Klöster ging es nicht ohne Gewaltthätigkeiten ab; sie beriefen sich auf ihre Reichsunmittelbarkeit. Aber schon vor Ulrichs Vertreibung hatten sie sich zur württembergischen Landstandschaft bequemen müssen, und während der österreichischen Zeit war die Landeshoheit über sie voll durchgesetzt worden. Ein Hauptgrund für Ulrich, gerade sie seine Hand fühlen zu lassen. Der Fürst, der sich nicht gescheut hatte, die Selbständigkeit einer bedeutenden Reichsstadt anzugreifen, mußte die Unabhängigkeitsregungen hilfloser Klöster bitter auffassen. Die Einführung der Reformation sicherte ihm das lange bestrittene Hoheitsrecht über die reichen Klostergebiete. Ihre Einkünfte vor allem sollten die Landesschulden, die sonst unerschwinglich waren, decken. Das lokale Vermögen blieb im ganzen den kirchlichen Zwecken.

Ulrichs persönliche Stellung zur Reformation war wesentlich durch die Politik bestimmt; zugleich half sie seinen Finanzen auf. Diesmal freilich traf sein Interesse mit einem weitverbreiteten Wunsche in seinem Volke zusammen, den die österreichische Regierung kaum hatte unterdrücken können. Er war streng kirchlich und ein Feind aller theologischen Zänkereien; sein harter Sinn war aber gemäßigt, nicht gebrochen. Deshalb wollte er von Sabinens Rückkehr nichts wissen und söhnte sich mit seinem Sohne,

durch den er sich verletzt glaubte, erst spät aus. Dem Lande bestätigte er zwar wieder den Tübinger Vertrag, hielt sich aber nicht im geringsten an ihn. Von seinem Adel verlangte er, ehe er ihn wiederbelehnte, größere Unterwürfigkeit. Seine Unabhängigkeit zeigte sich auch dem Kaiser gegenüber in alter Stärke. Statt den schwäbischen Bund erneuern zu helfen, trat er in den schmalkaldischen und brachte diesem große Opfer. Um durch ihn die protestantische Sache zu fördern, wollte er sich einmal bei einem Rangstreite lieber hinter den Ofen setzen lassen, als die Verhandlungen stören. Doch mußte, ehe er beitrat, Agricola die gegen ihn veröffentlichten Schmähungen abbitten. Gegen Oesterreich, das sich einiger ihm schirmverwandter Klöster annahm, ging er rücksichtslos vor. Mit den Reichsstädten erneuten sich die Reibereien: dem protestantischen Eßlingen entzog er wegen Jagdstreitigkeiten jahrelang die nötige Zufuhr aus Württemberg und prozessierte mit ihm bis zu seinem Tode; von Ulm verlangte er die während seiner Verbannung erkaufte Herrschaft Heidenheim als unrechtmäßiges Gut unentgeltlich zurück, da sie ihn sonst als Narren behandeln würden, und verstand sich mit Mühe zu einem Vergleich. Oefters hatte man Ulrich im Verdacht, mit Philipp gegen das ihm allerdings feindlich gesinnte Bayern zu rüsten, um alte Schulden zu bezahlen; und auch als Glied des schmalkaldischen Bundes hatte er manchmal seinen eigenen Willen. Doch ging alles zunächst glatt ab; man nahm vielfach Rücksicht auf „den harten Mann, der nicht leicht zu biegen," und der als weltliches Haupt des schwäbischen Kreises — geistliches war der Bischof von Konstanz — von nicht zu unterschätzendem Einfluß war. Auch dem Kaiser war er merkwürdig, so daß er 1543 selbst durch Stuttgart reiste, um ihn kennen zu lernen, und ihm hier den noch schuldigen Fußfall erließ. Letzteres um so lieber, als Ulrich die Rüstung gegen die Türken mit großem Eifer betrieb und von je 100 fl. etwa 30 kr. Türkensteuer willfährig erhob.

So hatte Ulrich Muße, die Verwaltung seines Landes neu zu regeln. Nach dem ganzen Geiste der Zeit und nach des Herzogs Charakter ging dies ohne Rücksprache mit der Landschaft ziemlich polizeimäßig. Visitatoren hatten in allen Gemeinden herumzureiten und den kirchlichen und sittlichen Zustand zu untersuchen, zugleich nachzusehen, ob den Ordnungen nachgelebt werde. Die Ordnungen selbst, wie deren Ausführungen, hatten viel heilsames Patriarchalisches; doch mahnte die Landschaft, daß bei den Unterthanen die Freiheit ein gutes Herz mache. Jeder sollte alle Sonn- und Feiertage einmal in die Predigt; jeder Fluch kostete einen Pfennig, den, wer ihn hörte, zu erheben und in den Armenkasten zu legen befugt war; schwerere Flüche wurden mit dem Turm bestraft; sommers nach 9, winters nach 8 Uhr durfte sich nie-

mand mehr auf der Gasse oder im Wirtshaus blicken lassen, das Zutrinken kostete 1 fl. Zugleich wurde der Wucher, der Handel mit Juden und die Aufnahme von Zinsen ohne obrigkeitliche Erlaubnis verboten; der Luxus wurde durch Fest- und Kleidervorschriften beschränkt. Behufs gleichmäßiger Steuerumlage wurde das Vermögen sämtlicher Unterthanen angeschlagen. Für die Bewilligung der Steuern war Ulrich so dankbar, daß er einmal die Abgeordneten zu sich ins Schloß berief und jedem die Hand reichte, so daß vielen vor Rührung die Augen überliefen. An der Spitze der Verwaltung standen der Landhofmeister, der zugleich den Herzog in dessen Abwesenheit vertrat, der Kanzler als Vorsitzender des Oberrats; der letztere bildete zusammen mit der Rentkammer und der Visitation (Kultdepartement) die Kanzlei, die durchschnittlich sommers von 6—10 und 1—4, winters von 7—10 und 1—4 Uhr offen stand. Oberste Justizbehörde war das Obergericht in peinlichen, das Hofgericht in bürgerlichen Sachen; das Heer bildete sich aus den Vasallen, den zur Stellung von Reisigen gegen ein Dienstgeld verpflichteten Provisionern, den Amtleuten, Amtsknechten und Förstern, welche die Reiterei, sowie dem Landesaufgebot, welches mit den immer mehr überhand nehmenden Söldnern das Fußvolk ausmachte. Die Hofhaltung war noch immer glänzend; Sänger und Musiker verschlangen große Summen, die Jagd viel Zeit und Geld.

Ulrichs Stellung schien gesichert; nach außen stand er ungebeugt da; sein Volk war ihm im ganzen zugethan, wenn schon manchmal Stimmen laut wurden, daß sein großer Aufwand und seine Hartnäckigkeit wieder zu seiner Vertreibung führen könnte. Da erhob sich am kirchenpolitischen Horizont ein Gewitter, dessen Schläge Ulrich schwer empfinden, dessen völligen Vorübergang er nicht mehr erleben sollte: der schmalkaldische Krieg brach aus (1546). Des Kaisers Aufforderung, aus dem Bunde zu treten, beantwortete Ulrich mit der Warnung vor den schädlichen Folgen des Kriegs und rüstete, da es sich für ihn bei einer Niederlage um das schlimmste, bei einem Sieg um Aufhebung der erzwungenen Afterlehenschaft handelte, mit dem größten Eifer und schoß zugleich seinen Verbündeten beträchtliche Mittel vor. Als nach der Wiederaufgabe der Ehrenberger Klause und der planlosen Kriegsführung in Süddeutschland die Fürsten von Sachsen und Hessen den Herzog seinem Schicksal überlassen hatten, wagte er es nicht, den einrückenden Spaniern sich zu widersetzen, sondern floh, während die wichtigsten Festungen des Landes sich hielten, auf den Hohentwiel und verhandelte von dort aus mit Schaffhausen und Konstanz um Einlaß und Hilfe. Der Kaiser wollte möglichst bald freie Hand gegen die übrigen Gegner bekommen und schloß, von der Forderung unbedingter Unterwerfung abgehend, den Heilbronner Vertrag,

nach welchem Ulrich zwar nicht, wie Alba wollte, des Herzogtums verlustig wurde, aber doch die härtesten Bedingungen eingehen mußte: Gehorsam gegen den Kaiser, Hilfe gegen die seitherigen Verbündeten, die ihm noch 200000 fl. schuldeten, Zahlung von 300000 fl., Einräumung der Hauptfestungen, kniefällige Bitte um Verzeihung, und alles vorbehältlich der Forderungen des Lehensherrn Ferdinand, waren der Preis für den Frieden. Auch diesmal durften des Herzogs Räte für ihn knieen, während er selbst krank in einem Stuhl sich vor den Kaiser tragen ließ; der letztere zürnte ihm nicht lange und wünschte nur Christoph zu seinem Mitregenten. Aber König Ferdinand vergaß nicht so bald, daß ihm Ulrich das ersehnte Württemberg wieder entrissen hatte, und drang bei einem Lehengericht auf das Erkenntnis, daß dieser wegen Lehensuntreue sein Herzogtum verwirkt habe. Bis zur Entscheidung des Prozesses lagen Tausende von Spaniern im Lande und hausten gar übel. Ulrich erklärte, der Krieg habe gar nicht Ferdinand gegolten, die Besetzung der Ehrenberger Klause sei aus Vorsicht gegen fremdes Kriegsvolk geschehen, und durch den Heilbronner Vertrag sei alles ins Reine gebracht. Doch trotz der vielen Gutachten, die er sich von den bedeutendsten Rechtsgelehrten geben ließ, zeigte sich wenig Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang. Ulrich schien nicht sehr bekümmert, denn während des Prozesses setzte er rastlos die Organisation der protestantischen Kirche Württembergs fort. Auch er hatte das Augsburger Interim annehmen und die Aebte wieder in ihre Klöster einsetzen müssen, aber er gab nur soweit nach als er mußte: die Ausübung des protestantischen Gottesdienstes ging neben der des katholischen her und überwog sie sogar in den nicht von den Spaniern besetzten Landesteilen, und über die Klöster behielt er die landesherrliche Schirmvogtei. So wenig Ulrich verzichtete, so wenig ließ Ferdinand von seinen Ansprüchen ab. Schon trug sich jener mit dem Gedanken, der ihm schon länger nahegelegt worden war, abzutreten und die Regierung seinem Sohne zu überlassen. Da wurde er auf der Reise vom Wildbad, wo er Linderung seines Gichtleidens suchte, nach Tübingen krank und starb hier am 6. November 1550. In der dortigen Stiftskirche ist er auch beigesetzt. Erst 1552 gelang es Christoph, den König Ferdinand mit 300000 fl. abzufinden, und dem Nachfolger von Ulrichs Enkel, dem Sohne des württembergischen Stammhalters Georg, Herzog Friedrich war es vorbehalten, das drohende Damoklesschwert der Afterlehenschaft zu beseitigen.

So entging Ulrich nur durch den Tod dem tragischen Schicksal, des Landes, das er mühsam wieder errungen, noch einmal beraubt zu werden. Darüber ist kein Zweifel, daß er nach seiner Verbannung dem alten Herzogtum Württemberg einen Stempel

aufgedrückt hat, der ihm während seiner ganzen Geschichte geblieben ist. Insofern ist der zweite Teil seiner Regierung von allgemeinerer Bedeutung. Durch die Wiederbestätigung des Tübinger Vertrags ist die ständische Entwickelung des Landes, durch die Einführung der Reformation dessen ganze Stellung bedingt worden. Daß aber dieser nachhaltige Einfluß eine That Ulrichs sei, kann nicht behauptet werden. Das Ziel seines Handelns war persönliche Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit; was er that, war nur Mittel zu diesem Zwecke. Anspruch auf geschichtliche Größe hat er deshalb nicht. Aber die Nachwirkungen seiner Regierungszeit ließen sich auch nicht erklären, wenn nicht etwas Gewaltiges in seinem Wesen läge. Eine elementare Kraft in gährender Zeit, hat Ulrich mit seiner Leidenschaftlichkeit nach einer seinem Selbstgefühl zusagenden festen Gestaltung gerungen; er selbst ist dabei zu Grunde gegangen; sein Land hat das, was er zugleich in dessen Sinne geschaffen, bewahrt. Und selbst die Frevelhaftigkeit in der Huttenschen Sache, die Rachsucht gegen seine Gegner tritt in ein milderes Licht durch die Thatsache, daß dem vom vollsten Herrscherbewußtsein erfüllten jungen Fürsten nicht einmal in der Reichsgewalt eine Macht entgegentrat, die ihm das Gefühl von etwas Höherem hätte klar machen können; ihm mußte jedes Entgegenstehen als todwürdiges Verbrechen erscheinen. Die treue Anhänglichkeit ferner, die ihm sein Volk nach bitteren Erfahrungen bewies, statt sich über seine Verjagung zu freuen, zeigt doch auch deutlich, wie seine Zeitgenossen geneigt waren, dem Fürsten vieles zu gut zu halten. Diese Anhänglichkeit, deren er immer noch wert schien, erweckt bei aller Verurteilung seiner Fehler Mitgefühl für sein Geschick. Aus seiner Zeit heraus muß auch Herzog Ulrich von Württemberg beurteilt werden.

Die Bastille.

Von

Heinrich Pechtl.

Es hat einen Ort im königlichen Paris gegeben, an dem jeder mit Scheu vorübereilte. Kam es einmal einem in den Sinn, aus welchem Grunde immer, seine Aufmerksamkeit den altersgrauen Mauern zuzuwenden, so wurde er schon von der Wache angerufen, die ihn, sollte er sich zufällig etwas schwerhörig gezeigt haben, sofort mit Kolbenstößen eindringlich genug ans Weitergehen erinnerte.

Ein gewaltiger, unnahbarer Zauber umgab dies alte Monument, die **Bastille**, und wie das Stadthaus dem Volke als Symbol der Freiheit galt, so war ihm jenes die feste Burg des Königtums, unangreifbar, uneinnehmbar. Zur Zeit der Fronde dachte niemand daran, daß in allen Hauptstädten das Schicksal derselben von einem besonderen Punkte abhängt, und daß die Einnahme dieses einen Punktes das Schicksal der Dynastie entscheiden könnte. So stand unter Ludwig XIV. der Zauber jener Zwingburg noch gewaltig aufrecht, und man würde jeden für einen Narren erklärt haben, der die Einnahme und Plünderung der Bastille durch die Enkel jener Pariser, die beim Anblick dieser finsteren Mauern und Türme ein gelinder Schauer überflog, vorhergesagt hätte.

Als der Graf von Artois und die Königin den „Figaro" des genialen Beaumarchais, dem sie so gerne auf die Bühne geholfen hätten, dem Könige vorlasen, sprach der milde Ludwig XVI. in einem Tone, der keinen Einwurf zuläßt, nur die Worte: „Es wäre also notwendig, daß man dann die Bastille abschaffte?"

Die Bastille lag ihm also noch am Herzen, wie etwa ein alter vertrauter Diener, der, in die Geheimnisse seines Herrn eingeweiht, deshalb mit einer gewissen zarten Schonung behandelt werden muß,

und so fest war das Vertrauen und der Glaube an die Unbezwingbarkeit derselben, daß weder der König noch seine Minister daran dachten, dieses königliche Kleinod rechtzeitig vor einem Gewaltstreiche zu sichern.

Dieses furchtbare instrumentum regni — zum Ruhme und zur Ehre des Königshauses hat es nichts beigetragen. Was man an diesen Steinmassen von der Geschichte Frankreichs der Jahre 1370 bis 1789 ablesen konnte, ergab eine blutige, schreckliche, schandbhafte Geschichte der Stadt Paris, des Landes, der Könige, ihrer Kebsweiber, ihrer Minister, ihrer Günstlinge. Blut, Schmutz und namenloses Elend klebt an jedem Blatt. Im Grunde immer ein und dieselbe Jammergeschichte, nur die einzelnen Kapitel bieten erbauliche und belehrende Abwechslung und spiegeln der Reihe nach den Charakter, die Sitten und Laster ihrer Zeit mit erschrecklicher Treue wieder.

Mit dem war es nun vorüber!

Am 14. Juli 1789 um 2 Uhr nachmittags ertönte am Herde der Bewegung, im Palais Royal, und rings umher in den Straßen der Ruf: „Nach der Bastille!" — und das Volk erlaubte sich jenen berühmten Besuch, der bekanntlich mit der Delogierung des sehr ehrenwerten Gouverneurs Bernard-René Jourdan de Launey endete.

Die Revolution mußte mit diesem Stück Arbeit beginnen. So lange die Bastille bestand, gab es kein Recht, kein Gesetz, keine persönliche Freiheit in Frankreich. Nicht in der unwillkürlichen Anregung eines Führers und der augenblicklichen Erregung der Volksmenge, sondern im Prinzip der Revolution war dies gelegen und fand sich zudem bereits auch in dem Programm vieler Deputierten, als diesen von ihren Wählern aufgegeben, deutlich ausgesprochen vor.

Das Wort Bastille, aus dem mittelalterlichen bastide hervorgegangen, bedeutet ein isoliertes Verteidigungswerk und wurde später im weiteren Sinne auf alle festen, mit Türmen befestigten Schlösser übertragen, blieb aber endlich in seiner Bezeichnung nur auf das königliche Schloß in der St. Antons-Vorstadt beschränkt.

Seit ungefähr König Johann bestand beim Eingang der Straße St. Antoine ein Thor, flankiert von hohen Türmen. Karl V. beschloß, aus diesem Thor eine starke Feste (bastide) zu bilden und befahl dem Prevot von Paris, Hugo Aubriot, zu diesen zwei Türmen noch sechs hinzuzubauen, die mit starken Courtinen verbunden ein ansehnliches und bedeutendes Festungswerk bilden sollten. Am 22. April 1370 legte Aubriot den Grundstein hierzu. Von da an war die Bastille eine Feste, die das Thor von St. Antoine, das gegen die Vorstadt nach Norden zu errichtet war, beschirmte, sie behielt ihren alten Eingang auch in dem neuen Werk, drei

andere Thore wurden noch in die zwei Achsen gestellt, und über die Gräben vier Brücken gelegt. Es war ein isolierter, an der Kehle geschlossener befestigter Ort, weithin beherrschend Stadt und Land, unabhängig von dem Gürtel der Außenwerke, sie aber nichtsdestoweniger stützend. Im Jahr 1533 kamen neue Befestigungen hinzu; im Jahr 1634 neue Gräben mit einem neuen Wall. Aus der Zeit Ludwigs XIV. stammt das rechts beim Eingang seitwärts in schiefer Richtung aufgeführte geräumige, mit möglichstem Komfort eingerichtete Wohnhaus des Gouverneurs.

Die Bastille stand am rechten Ufer der Seine in der Nähe des Arsenals, ihr Eingang war am Ende der Straße St. Antoine zur Rechten, wenn man von den Tuilerien kam. Das Hauptgebäude bildete ein ziemlich regelmäßiges Parallelogramm von 34 Klafter Länge und 18 Klafter Breite. Von außen sprangen vier Türme gegen die Stadt, vier gegen die Vorstadt zu, vor; diese wie die durch sie verbundenen Mauermassen waren von Quadersteinen, mit Zinnen gekrönt und bildeten eine Plattform, die terrassenförmig sich um das Ganze herumwand. Von hier gähnten die Schlünde von 13 Kanonen herab, sie öffneten dieselben bei besonderen festlichen Gelegenheiten weit vernehmlich, wohl nicht zum Vergnügen der darunter wohnenden armen Gefangenen. Hier war auch der Promenadeplatz derjenigen, denen aus Gunst oder seltener Menschlichkeit unter geziemender Bedeckung eines Kerkermeisters die einstündige Bewegung in dieser luftigen Höhe noch vergönnt wurde.

Diese Gunst zählte man zu den „Freiheiten" der Bastille.

Pelisson bemerkt darüber in seinem Gesuche, das er am 8. September 1665 auf einem aus einem Buch gerissenen Blatt mit Bleistift an Ludwig XIV. geschrieben hatte: „Es gibt hier ein Dutzend von Freiheiten, die alle zusammengenommen nicht den zwölften Teil einer ganzen Freiheit wert sind. Sie heißen: die Freiheit des Hofes, die Freiheit der Terrasse, die Freiheit der einsamen Promenade, die Freiheit der Treppe, die Freiheit eines Fensters, die Freiheit, in seinen Angelegenheiten schreiben zu dürfen, die Freiheit, in Gegenwart eines Offiziers einen Besuch zu empfangen, die Freiheit, jemanden ohne Zeugen zu sehen, die Freiheit, krank zu sein, die Freiheit, sich nach Belieben zu langweilen, die zwei letzteren werden niemand versagt."

Diese „Freiheiten" der Bastille, so sonderbar dies klingen mag, waren kein Scherz. Jean Rou, ehemaliger Advokat beim Parlamente in Paris, 1675 Gefangener daselbst, führt in seinen Memoiren verschiedene Beweise für gewisse Freiheiten an, die sogar einer Erweiterung fähig waren. Da in seiner Stube nur ein kleiner Strohstuhl stand, so verlangte Rou die „Freiheit", sich das nötige Mobiliar vom Hause verschreiben zu dürfen. Später



wurde ihm die Freiheit des Hofes verkündigt, darauf die Freiheit des Empfangens aller seiner Freunde.

Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß Rou der Empfehlungen des Herrn von Montausier sich erfreute, daher zu seinem Glück die „Freiheit der Terrasse" — auch nicht jedem gewährt — hinzukam, daß seine Gattin bis 11 Uhr nachts bei ihm verweilen durfte, ja daß sogar beim Eintritt schlechten Wetters ihr die „Freiheit" des Verbleibens gestattet wurde.

Vor dem Eingangsthor der Bastille stand ein Wachthaus, neben diesem stieß die Zugbrücke an das große starke Thor, das mit einem Nebenthor in den Hof des Gouverneurs führte. Ein breiter Graben, über den sich eine Zugbrücke spannte, trennte es vom Schlosse, sie führte nach einem zweiten Hof, auf welchem noch zwei Thore und ein Wachthaus sich befanden, überdies trennte ein starkes eisernes Gitterthor mit sehr hohen eisenbeschlagenen Schlagbäumen die Wache von dem großen Schloßhof.

Ehe man dahin gelangte, mußte man also über zwei Zugbrücken und durch fünf Thore hindurch und fand auf dem Wege nichts als Wachen, Ketten und Riegel.

Dieser große Hof, ein ungefähr 120 Fuß langes und 80 Fuß breites Viereck, besaß einen Springbrunnen, rechts lagen die Wohnungen der Subalternoffiziere, daran anstoßend der Turm de la Comté, dann der du Trésor, so genannt nach den Millionen, die der getreue Sully für die Unternehmungen Heinrichs IV. hier aufgehäuft. Nach diesem Turm, gegen die Mitte des Hofes zu, bezeichnete eine Arkade die Stelle des ehemaligen alten Stadtthores. In den dicken Mauern waren ebenfalls einige Wohnungen für Gefangene und in der Ecke des Hofes der Turm de la Chapelle. Dieser und der vorgenannte, die beiden ältesten Türme, waren die Bestandteile des alten St. Anton-Thores.

Zu Ende des Hofes war ein großes Gebäude, das diesen Hof von einem kleineren, welcher der Hof des Brunnens hieß, trennte; es hatte in der Mitte eine steinerne Treppe von fünf Stufen, auf der man zu der Hauptthüre kam; diese führte durch einen langen gewölbten, mit eiserner Thüre abgesperrten Gang zu dem zweiten Hofe, von welchem man zu den anderen Türmen gelangte.

In diesen zweiten Hof konnte außer den Gefangenen und Schließern kein Lebendiger dringen. Hier hörte man nichts als das Knarren der Eisenriegel, das Aechzen der Schlüssel in den Schlössern, die dumpf widerhallenden Schritte der Kerkerknechte, vielleicht das Heulen eines Rasenden, sonst war es hier lautlos still wie in einem Gruftgewölbe. Die Räume ringsum waren Gräber — vieler Lebender.

Eine Vorhalle führte in den sogenannten Ratssaal, den Ort, in dem der Generallieutenant der Polizei die Gefangenen verhörte.

Dieser Saal war auch zugleich zum Empfang von Besuchen für solche Glückliche bestimmt, die sich deren in Gegenwart eines Kerkermeisters erfreuen durften. Im Hintergrunde befand sich ein geräumiges Gemach zur Aufbewahrung von Schriften und Büchern, die man den Gefangenen bei ihrer Ankunft abnahm, aber höchst selten wieder zurückgab. In späteren Zeiten wurde wegen Raummangels zu diesem Zwecke im Hofe ein zweites Haus aufgebaut, in das man das Archiv, welches sich hier auch noch 1789 vorfand, übertrug. Zur linken Hand derselben Treppe waren Küchen, Vorratsgemächer, Gerätkammern und die Wäsche mit einem doppelten Ausgang nach dem Brunnenhof.

Dieses Haus hatte drei Stockwerke. Das erste und zweite Stockwerk nahmen auch distinguierte oder kranke Gefangene auf. Rechts über dem Ratssaal bewohnte der Lieutenant des Königs einige Zimmer, der Major hatte seine Behausung im zweiten, der Chirurg, der übrigens selten zu Hause war, im dritten. Hinter dem Saal gegen den Brunnenhof zu gab es auch noch einige Wohnungen für die Schließer, die eigentlichen Wärter der Gefangenen.

Dicht an den Küchen, zur anderen Seite des großen Hofes, erhob sich zur Rechten der Turm de la Liberté als lucus a non lucendo. Die Gefängnisse dieses Turmes reichten bis unter die Küchen. Neben diesem Turm wurde ein altes Gemach, ein furchtbar schmutziges Loch an der Erde, als Kapelle eingerichtet. In den Ecken waren fünf wohlvergitterte Nischen angebracht, in welche die Gefangenen zur Anhörung der Messe einzeln hineingebracht wurden. Die Thüren derselben waren von außen mit einem starken Schloß und zwei Riegeln versehen, nach der Kapelle zu verglast, mit dichten eisernen Gittern versperrt und mit einem Vorhang verdeckt, der, beim Sanktus aufgezogen, nach dem letzten Gebet wieder zufiel. Mit dem Eintreten der Gefangenen trat auch schon die Wache vor die Kapellenthür.

Neben dieser, in der Richtung gegen die Vormauer und den Schlagbaum hin, stand der Turm de la Bertaudière, in dessen drittem Gemache der „Mann mit der eisernen Maske“ gelebt und gestorben. Den Mittelraum zwischen diesem und dem Turme de la Basinière nahmen die Wohnungen für den Adjutanten, den Kapitän der Thore und einige Schließer ein. Zur Rechten, ganz nach hinten war der Winkelturm (du Coin) und zur Linken in der vorderen Ecke der Brunnenturm (du Puits). Der Turm de la Liberté hatte sieben Geschosse, der de la Bertaudière sechs, de la Comté, de la Basinière und du Coin fünf, du Trésor, du Puits und de la Chapelle nur zwei.

Alle diese Gebäude umschloß ein Graben in der Breite von 120 Fuß, in den das Wasser nur bei starkem Steigen der Seine



eintrat, und eine Mauer von 60 Fuß Höhe, gekrönt mit einer hölzernen Galerie mit Brustwehr. Den Tag über schritt eine Wache, die Nacht über schritten zwei hier auf und ab und behielten die Fenster der Gefangenen stets im Auge. Ein Offizier löste alle zwei Stunden die Wache ab, und ein Korporal hielt zu verschiedener Zeit häufig Nachschau. Wenn er heimkehrte, warf er eine Marke in eine Büchse, die dann dem Königslieutenant zur Prüfung des gehörigen Vollzuges des Rundganges übergeben wurde. Andere Wachen standen außerhalb der Umfriedung, erlaubten den Vorübergehenden nicht das Stillstehen und benachrichtigten die anderen Wachen von dem, was in der Straße vorging. Jede Stunde wurde eine Glocke angeschlagen, die weit bis in die Vorstadt zu hören war. Eine andere Glocke verkündete die Ankunft eines Gefangenen, ein Ereignis für alles, was in der Bastille lebte.

Die schlimmsten Gefängnisse waren die in den obersten Geschossen der Türme befindlichen, Calottes genannt, und die Kerker unter den Türmen. Die der übrigen Geschosse bildeten unregelmäßige Vierecke von 15 bis 16 Fuß im Durchmesser, 15 bis 20 Fuß Höhe. Die Fensteröffnungen, durch die dicke Mauer fast verdeckt, nach außen verengt, mehr Schießscharten als Fenstern ähnlich, waren so hoch angebracht, daß man auf drei oder vier Stufen zu ihnen hinanstieg; armdicke Eisenstangen waren von innen und von außen daran festgemacht, auch wohl noch spitze Schirmdächer vorgelegt, so daß der Gefangene eben nur einen schmalen Streifen Himmels hindurch sehen konnte. Während die unteren Räume nur die Aussicht auf den Graben boten, fiel selbst in die oberen Zimmer das Licht nur spärlich, düster und wie von ferne ein.

Die Thüren aller Gefängnisse waren doppelt, 2 bis 3 Zoll dick mit Eisen verkleidet, mit riesigen Schlössern und Riegeln und mit Fensterchen versehen.

In den Calottes ließ die Decke der Bogenwölbung so wenig Raum, daß ein Mann nur in der Mitte aufrecht zu stehen vermochte, hier herrschte den Sommer über eine Hitze und während des Winters eine Kälte, die unerträglich waren. Die unterirdischen Kerker lagen 19 Fuß unter der Sohle des Hofes. Die unglücklichen Bewohner dieser Orte waren des Lichtes und der Luft beraubt, lebten in Schlamm und faulen Dünsten mit Kröten, Eidechsen, Ratten und Spinnen. Die einzige Einrichtung dieser entsetzlichen Räume war ein Stein, auf dem etwas faules Stroh lag. In solchen Löchern lagen auch zwei unschuldige Knaben, die armen, ihres Vaters beraubten Prinzen von Armagnac, begraben. Zweimal in der Woche holte sie der Gouverneur, der elende Philipp l'Huillier, hervor, ließ sie nach einem Saale schleppen, an einen Pfeiler binden und in seiner Gegenwart geißeln. Jedes Vierteljahr wurde ihnen ein Zahn herausgerissen. Jean erlag dieser Behandlung,

indem er in Wahnsinn verfiel; sein Bruder Louis, der letzte Armagnac, erlangte erst mit dem Tode Ludwigs XI. (1480) die Freiheit.

Eine andere Erfindung dieses königlichen Scheusals waren die „Oubliettes“ und die eisernen Käfige. Erstere befanden sich im Turm der Freiheit. Der Gefangene, der durch sie sein Ende finden sollte, wurde von dem Gouverneur aus seinem Kerker in ein Zimmer geführt, das „das letzte Wort“ hieß. Das matte Licht einer Lampe läßt seinen Schimmer auf die dunkeln, nur mit Dolchen, Picken, Schwertern und ungeheueren Ketten behängten Wände zitternd gleiten, ein Priester tritt ein und sucht durch verfängliche Fragen die Namen neuer Opfer zu entlocken. Der Gouverneur kommt wieder und führt jenen in ein helles, freundliches Zimmer — zur Hinrichtung. Kaum angekommen lassen sich beide nieder und der Gouverneur läßt den Gefangenen merken, daß er bald der Freiheit sich erfreuen werde; kaum glaubt er ihn etwas beruhigt, so gibt er das schreckliche Zeichen: eine Klappe im Boden öffnet sich und der Unglückliche verschwindet und fällt auf ein kreisendes, mit Messern besetztes Rad, das seinen Leib in Stücke reißt.

Die Käfige waren mit eisernem Laubwerk bekleidet, waren 6 Fuß breite, 8 Fuß lange und 7 Fuß hohe Balken.

Jedes Gefängnis wurde durch den Namen des Turmes und der bestimmten Nummer des Stockwerkes bezeichnet, ebenso der Gefangene selbst, dessen Name hinter der Benennung seiner entsprechenden Wohnungsnummer verschwand, so daß es unter seinesgleichen nicht mehr Menschen, sondern nur Zahlen gab.

Solcher Nummern konnte die Bastille bei abgesonderter Haft bei 50 fassen, wurden aber mehrere zusammengethan, wohl über 100; so wandelbar war die Zahl, daß sie zwischen 10—20 gewöhnlich, doch auch zwischen 40, 50 und mehr schwankte.

Im Schlosse gab es 42 Gemächer, 37 in den Türmen, die übrigen waren in der Verbindungsmauer angebracht.

Diese Stuben hatten kein Mobiliar. Wenn nicht Verwandte oder Freunde die Gefangenen damit versahen, wurde für dasselbe Miete gezahlt. Trotzdem, daß man zahlte, bestand nicht die Berechtigung, Möbel von wem immer zu mieten, sondern die Bastille hatte ihren besonderen Tapissier, von dem allein sie bezogen werden durften. Gegen 1709 bestimmte der König einen Fonds, aus dem die Anschaffung der nötigen Möbel zu erfolgen hatte.

Die Bastille unterstand der Oberaufsicht eines Ministers, gewöhnlich dem, dessen Departement die Geschäfts-Agende der Stadt Paris zugewiesen war; er ordnete und kontrollierte die Ausgaben, nahm die Rechnung und jeden Tag den Bericht des Gouvernements über den Personalstand der Gefangenen entgegen. Zur Zeit Ludwigs XIV. waren Colbert, Seignaley und beide Pontchartrain mit der Obsorge der Bastille betraut.

In Bezug auf die Gefangennahme wurde mit ziemlich großer Vorsicht vorgegangen. Jede lettre de cachet war vom König selbst, unter Mitfertigung eines Ministers, gefertigt. Auf die Ordre fügte der Gouverneur seine Empfangsbestätigung hinzu.

In Bezug auf den Vollzug diente Gewalt oder List. Ein Agent nahm im Namen des Königs den Verurteilten fest, indem er ihn mit einem weißen Stabe berührte. Polizeidiener und Scharwächter machten jeden Widerstand unmöglich. Der königliche Gast kam nie zu Fuß, sondern wurde zur Dämmerungszeit oder nachts nach der Bastille, mitten durch die schweigende und erschrockene Menge, gefahren.

Bei dem Außenwerk der Bastille angelangt, rief die erste Wache ihr: „Wer da?" — „Befehl des Königs," antwortet der Führer der Eskorte. Ein Unteroffizier der Wache prüft beim Schein der Laterne den Verhaftsbefehl, läßt eintreten und schlägt die Glocke an. Der Königslieutenant und der Kapitän der Thore empfangen den Gefangenen, die Soldaten stehen unter Waffen, müssen aber wie alle Umstehenden den Hut vor dem Gesichte halten. Ist der Gouverneur zu Hause, so wird ihm der Gefangene sofort vorgeführt. Er bestätigt die Uebernahme des Gefangenen, in seiner Abwesenheit der Königslieutenant.

Der Gefangene hat seine Waffen, sein Geld, seine Papiere abzulegen. Nachdem er sorgfältig durchsucht worden ist, wird das Inventar aufgenommen und vom Gefangenen und vom Königslieutenant unterschrieben.

Der Gouverneur übergibt den Gefangenen den Offizieren, die ihn gebracht haben. Die letzte Zugbrücke fällt, er kommt in den großen Hof, die Schließer eilen herbei, und der Kapitän der Thore bringt ihn in das für ihn bestimmte Quartier.

In den ersten Tagen bleibt er allein.

Ist er ein Vornehmer, ein Mann von Bedeutung, so bekommt er eine „chambre des apartements", ein armer Teufel wird in irgend einen Turm gesteckt.

Die Gesellschaft, die man ihm später zuführt, ist eine ihm möglichst ebenbürtige. Diebe kommen zu Dieben, Spione sitzen mit Spionen, Giftmischer mit Giftmischern.

Die Geschlechter waren immer getrennt, daher zählten Liebesintriguen in der Bastille zu den Seltenheiten.

Wenn der Schlüsselbund rasselte, die Riegel schnarrten und die Schlösser ächzten, wußte der Gefangene, daß ihm ein Besuch bevorstand. Es waren die Offiziere, die zu jeder Stunde eintreten konnten, und Kerkerknechte, die des Morgens aufräumten und das Frühstück brachten, mittags oder um 1 Uhr das Diner und abends das Nachtmahl auftrugen.

Am Essen war eben kein Mangel. Es gab fast immer mehrere Schüsseln, zu jedem Essen zwei Flaschen Wein.

Dem Gouverneur mußte daran liegen, seine Gäste, deren Erhaltung ihm selbst so wertvoll war, bei gutem Wohlsein zu erhalten.

Gleichwohl war Fastenkost als Strafe auch nicht selten, d. h. Suppe, Fleisch und Brot, dazu eine halbe Flasche Wein, im schlimmsten Falle nichts als Brot und Wasser.

Zur Zeit Bernavilles im Jahr 1709 und 1710 wird über Entbehrung und schlechte Kost sehr geklagt und der Gouverneur sogar zur Rechenschaft gezogen.

Gefangene, die Tiere hielten, Katzen und Hunde, mußten solche selbstverständlich auf eigene Kosten ernähren, Vögel durften in großen Vogelbauern auferzogen werden, auch Tauben, die den Tag über sich in der Stadt herumtrieben und des Abends wieder zurückflogen.

Deutsche und Soldaten schmauchten gewaltig, die ärmsten unter ihnen erhielten oft vom Gouverneur eine Pfeife und etwas Tabak als Geschenk.

Zu dem kranken Gefangenen wurde der Chirurg gerufen, zu dem Sterbenden der Priester, den Toten begrub der Schließer. Das geschah gewöhnlich des Abends, in St. Paul wurden einige Gebete gesprochen, und der Leichnam auf dem Kirchhof dieser Pfarre beigesetzt. Die Thatsache wurde ins Totenregister durch den Priester eingetragen, zwei Offiziere der Bastille unterschrieben sich noch als Zeugen. Der wahre Name des Toten kam aber nicht immer hinein. Mit Ketzern und solchen, die das Sakrament nicht empfangen wollten, wurden weniger Umstände gemacht, der Schließer begrub den Toten an dem ersten besten Ort, im Hof oder im Garten.

So eng umschrieben und scharf gezeichnet der Kreis der Pflichten des État-major der Bastille war, so festgefügt der Ring von äußersten Vorschriften den Gefangenen gegenüber war, er wurde doch oft genug durchbrochen: von ihrer List und ihrem Scharfsinn. Offiziere und Gefangene lebten in einem beständigen offenen und geheimen Kriegszustand. Die gefährlichsten Feinde jener waren wohl die alten, die durch längeren Aufenthalt die mit den Verhältnissen vertrautesten, die erfahrensten waren.

Die sorgsamste Ueberwachung, die strengsten Strafen erwiesen sich gegen den außerordentlichen Scharfsinn und die bewunderswerte Gewandtheit solcher Vögel als machtlos.

Sie verstanden durch die Kamine zu klettern, wußten bei den trennenden Gittern zurückzubleiben, erhoben ihre Stimme, so daß sie den Nachbarn oben und unten hörbar wurde, befestigten an Fäden beschriebene Zettel, und ließen sie durch den Kamin herabgleiten. Als Feder diente ein Geflügelknochen oder eine Gabel, als Papier ein Stück Stoff oder Mörtel oder das Eßgeschirr, das für alle war, Wäschestücke und Bänder, Blut als Tinte. Die Steine der Dielen wurden aufgehoben und Beschriebenes hinein=

gelegt. St. Mars fand einst in Kerzen statt Docht fein zusammengerollte Papierstreifen.

Andere suchten ihre Verbindungen mit der Außenwelt unmittelbar. Nachts warfen sie mit Papier umhüllte Steine weit hinaus; fielen diese nicht in den Graben, dann kamen sie sicher ans Ziel. Solche, die Vögel hielten, befestigten ihre Billets an die Flügel. War ein Zimmer in der Richtung der Straße bewohnt, war die „Freiheit des Spazierganges auf der Plattform" gewiß, dann pflanzten sich Freunde auf dem Boulevard gegenüber auf und gaben ihre Zeichen ab. Besonders Kühne schritten bis an den Rand des Grabens vor und riefen durch Sprachrohre die Gefangenen an.

Als Ludwig XIII. den Kammerdiener der Königin, Laporte, in die Bastille schickte, fuhr Anna von Oesterreich nach dem Boulevard, und um dem treuen Diener ihre Huld zu bezeigen, grüßte sie ihn mit ihrer schönen Hand aus dem Wagen heraus.

So konnte es geschehen, daß man da drinnen auch recht wohl wissen konnte, was draußen vorging.

So hatte Latude mit einigen Fräulein, die in der Straße St. Antoine wohnten, ein Einverständnis unterhalten, indem er bei starkem Winde Papiere ihnen zuflattern ließ. Am 16. April 1764 entrollten diese Fräulein ein großes Blatt Papier, auf welchem mit riesigen Buchstaben die für Latude so wichtigen Worte standen: „Die Marquise von Pompadour ist gestern gestorben."

So schwer das Gelingen einer Flucht war, an Versuchen dazu hat es trotzdem nicht gefehlt.

So verkündet der poetische Zeitungsschreiber Loret am 4. Januar 1659 der Welt:

Ce fut du moins l'autre Lundy
Que le Sieur Chevalier Londy
Dont le cœur est pour la Castille,
Étant Captiv dans la Bastille
Voulut par un assez bon tour,
Sortir de son épaisse Tour:
Quelques personnes anonimes
L'avoient fourny de douces limes,
Pour de longue-mains, jour et nuits,
Briser le fer, sans faire bruit.

Der Strick riß aber und der Ritter fiel mit gebrochenem Fuß in den Graben:

Et l'on trouva le sieur Londy
Pasle, tremblotaut, étourdy,
Qu'après ce doulourex encombre
On porta dans sa chambre sombre.

Mit unerhörter Energie, mit der scharfsinnigsten Benützung aller möglichen Mittel vollführte Latude am 25. Februar 1756

in der Nacht vom Donnerstag vor Fastnacht seine Flucht, welche an die Casanovas aus den furchtbaren Bleidächern Venedigs erinnert. Mit seinem Stubengenossen Dalégre, den auch die Pompadour festsetzen ließ, hat er 18 Monate hindurch Tag und Nacht an den Vorbereitungen und der Ermöglichung der Flucht gearbeitet, 1400 Stricke und 200 Leitern fertig gebracht. Die Fahrt ging durch den Kamin, oben befestigten sie die Leiter an einer Kanone und stiegen so in den Graben, dessen Wasser ihnen an den halben Leib reichte; mittels einer Gitterstange, die ihnen als Hebel diente, kamen sie auch da heraus, hoben Steine aus der Mauer, die sie von dem Graben des Thores von St. Antoine trennte, und glitten hier sicher und unbemerkt nieder.

Dalégre flüchtete nach Brüssel, Latude nach Antwerpen, beide aber wurden da festgenommen und wieder in die starken Kerkerräume der Bastille zurückgeführt.

Dalégre wurde später wahnsinnig, er hielt sich für Gott selber und endete sein Leben elend in Charenton.

Die stärkste Besatzung der Bastille hat die Zeit Ludwigs XIV. aufzuweisen:

Schon im Jahr 1663 verkündet Loret:

> On dit qu'à prezent la Bastille
> De Gens de Finances fourmille
> Qui sont, illec, en grand soucy ....
> (Muze hist. Lettre du 14 Avril 1663.)

Pellisson, der erste Kommis des Oberintendanten der Finanzen Nikolaus Fouquet, sein wärmster und gründlichster Verteidiger, weckte nicht minder als sein Herr die allgemeine Teilnahme, als er am 12. Dezember 1661 in die Bastille gebracht wurde, denn man wußte, daß seine Haft eine strenge war. Von ihm geht die Sage, daß er, da ihm die Benützung von Büchern und das Schreiben nicht gestattet war, in qualvoller Langeweile eine Spinne abrichtete, daß aber sein unmenschlicher Gefangenwärter ihn dieses letzten Trostes beraubte, indem er die Spinne zusammentrat, was Pellisson den Schmerzensruf abrang: „Ah! Herr, es wäre mir lieber, Sie hätten mir den Arm entzweigeschlagen!“[1]

Am 18. Juni 1663 führte von Vincennes her Artagnan den Oberintendanten nach der Bastille, die dieser nach seiner Verurteilung auf Lebenszeit mit der Haft in Pignerol vertauschte.

Roger Bussy Graf von Rabutin, der Verfasser der berüchtigten Histoire amoureuse des Gaules, brachte hier die Zeit vom 17. April 1665 bis 10. August 1666 zu. Die Aeußerung Ludwigs XIV., die Haft nur verhängt zu haben, um zu verhindern,

[1] Der unglückliche Latude, der im Jahr 1756 mit Ketten belastet in eines der Kellergefängnisse geworfen wurde, zähmte seine Zellengenossen — die Ratten.

daß Feinde Bussy töten könnten, dürfte diesem zu geringem Troste gereicht haben.

Im Jahr 1679 waren Vincennes und die Bastille voll von Giftmischern und Giftmischerinnen.

Den Tod fast aller bedeutenden Persönlichkeiten schrieb man in jener Zeit den Wirkungen des Giftes zu. Das Verzeichnis der angeblich Vergifteten wäre sehr umfangreich. Wir fänden auch die Namen von Colbert, Louvois, der Herzogin von Orleans, des Herzogs von Soissons, der Königin von Spanien, des Herzogs von Savoyen, des Präsidenten von Lamoignon, der Madame de Fontanges u. a. m.

Die Furcht, die unheimlich bange Unsicherheit des Augenblickes, der störende Einfluß auf die Gewohnheiten des Alltagslebens wurden allgemein fühlbar und geben ein Zeugnis für Zustände, die in ihrer krankhaften Fäulnis mit den hochgepriesenen Kulturverhältnissen der Zeit des „großen“ Ludwig wenig Gemeinsames aufweisen können.

Thatsächlich aber gab es sowohl in Paris als auch in der Provinz öffentliche Geschäftslokale für Vermittlung von Gift, an Kunden fehlte es nicht. Die Menge belächelte diese gewerbsmäßig betriebenen Unternehmungen.

Im Jahr 1679 schreibt Madame de Scudéry an Bussy: „Man spricht von nichts anderm, als von Leuten, die wegen Giftmischerei festgenommen wurden . . . .“

Im Jahr 1680 die Marquise de Sévigné an den Grafen Pitault: — „scheint es Ihnen nicht aus der Ferne, daß wir hier nur Gift atmen? . . . .“ An einer anderen Stelle: „Man spricht in allen Gesellschaften von nichts anderem, in der That, es gibt kaum Beispiele eines ähnlichen Skandals an einem christlichen Hofe . . . .“

Wie wahr und zutreffend sind die Worte des Marschalls Villeroi: „Diese Herren und Damen glauben an den Teufel und nicht an Gott!“

Ein bleibendes Denkmal der schmachvollen Frevel jener Zeit war das vom König eingesetzte Tribunal der Chambre ardente.

Anklagen solcher Art brachten auch den Marschall von Luxembourg auf eine Zeit in die Bastille (1680).

Zum größten Teil wurden die kleinen Verbrecher gestraft, die großen retteten sich oder kamen leidlich glücklich davon.

Nicht so erging es einem der bedeutendsten und kühnsten der Umsturzmänner, dem Führer einer höchst gefährlichen Verbindung, die über London, Brüssel, Lyon, Turin, Rom, Madrid sich verbreitete, mit reichen Mitteln nach festen, zielbewußten Plänen arbeitete und es allem Anscheine nach selbst auf das Leben Ludwigs XIV. abgesehen hatte.

Dieser war der Mann mit der eisernen Maske, die übrigens nur von schwarzem Samt war.

Ein weiter Fabelkreis umgab bald diesen Mann, der geheimnisvolle Nebel verdichtete sich im vorigen Jahrhundert so sehr, daß alle, die von ihm fabulierten — nichts Richtiges sahen.

Der erste, der hier das Wort ergriff, war Voltaire, er gab sich dabei den Anschein, mehr darüber zu wissen, als er doch zu sagen imstande war.

Nach ihm befaßten sich viele mit diesem Rätsel, im Ungefähren gelöst hat es nur einer, Jung, mit seinem Buche: La vérité sur le Masque de Fer. Paris 1874.

Durch scharfsinnige Verknüpfung von Thatsachen kam er mit Hilfe eines reichen Aktenmaterials des Kriegsarchivs zu seinem Schlusse.

Nachdem er die Haltlosigkeit aller bisherigen Annahmen, daß jener Mann entweder ein Bastard der Königin Anna von Oesterreich oder ein Zwillingsbruder Ludwigs XIV. gewesen, klar nachgewiesen, begründet er den Schluß seiner Folgerungen.

Der Unbekannte war ein gefährlicher Abenteurer, auf dessen Umtriebe Louvois und Tellier durch ihre Agenten schon lange aufmerksam gemacht worden waren. In der Nacht des 28. März 1673, als er an der Spitze einiger Reiter die Somme überschreiten wollte, wurde er bei Peronne festgenommen und den folgenden Tag unter Bedeckung der grauen Mousquetairs nach der Bastille gebracht. Papiere hatte er im Sattel verborgen, mit Geld war er reichlich versehen. Er legte sich den Namen Louis von Ollendorf bei. Seine Gestalt, sein Benehmen stimmte mit dem vom Minister gegebenen Signalement vollkommen. Er war jung, elegant, von Geburt ein Lothringer, früher Kapitän in der Kaiserlichen Reiterei, derzeit mestre de camp. Wie alle Abenteurer nannte er sich verschieden, in Paris hieß er Ritter von Kiffenbach, in Brüssel Ritter von Harmoises. Für seine Zeit sehr gebildet, verfügte er über bedeutende Sprachkenntnisse, lebte vornehm, auch verlautete, er habe in Böhmen die Frau eines Obersten entführt. Louvois nennt ihn Chev. de Riffenbach, le chev. des Armoises, le sieur de Froid oder Le Froid, eine der „zwei Amseln des St. Mars“, der Agent Père Hyacinthe bezeichnet ihn als le mestre de camp, den Lothringer, den Freigebigen, Bezemaux macht aus ihm le Livola, den Mann aus dem untern Turm, Barbesieu nennt ihn den alten Gefangenen von Pignerol oder aus der Provence, Major de Jonca schreibt ihn als den „Mann mit der Maske“ in das Register und zum Schluß des Dramas als Marchiel, im Totenregister der Pfarre St. Paul heißt er wieder Marchiali.

Mit vielem Scharfsinn hat Jung nachgewiesen, daß viele dieser Namen in jener Zeit in abeligen Familien in Lothringen zu finden waren.



Die letzten Anekdoten über den Mann mit der eisernen Maske veröffentlichte Linguet.

Der Unglückliche, der die mögliche Absicht eines Verbrechens so schwer gebüßt, kam noch im Jahr 1673 nach Pignerol, im Jahr 1682 nach Exiles, 1687 wurde er auf die Insel St. Marguerite und im Jahr 1698 (am 18. September um 3 Uhr nachmittags) nach der Bastille gebracht.

Am Montag, den 19. November 1703 nachts um 10 Uhr beschloß er auch in der Bastille sein leidenvolles Leben, und derselbe, der bei seinem Kommen den „Unbekannten" in das Buch der hier Lebenden eingetragen, bestätigte auch seinen Tod. Am 20. November wurde er um 4 Uhr nachmittags am Kirchhof der Pfarre von St. Paul begraben. Das Begräbnis kostete 40 Livres.

Er hatte 30 Jahre 7 Monate und 19 Tage in Gefangenschaft zugebracht und 29 Jahre unter der besonderen Obhut von St. Mars verlebt.

Mit dem, was wir nun wissen, lassen sich die Worte Ludwigs XIV. wohl in Einklang bringen. Das Buch des P. Griffet in der Hand, sagte er: „Laßt sie streiten, niemand hat noch über den Mann mit der eisernen Maske die Wahrheit gesagt", und zu seinem ersten Kammerdiener Laborde soll er bemerkt haben: „Sie möchten gern, daß ich Ihnen etwas mitteile. Sie werden darüber ebenso wenig erfahren als die anderen, das kann ich Sie aber versichern, daß die Gefangennahme dieses Unglücklichen niemandem beim Hofe ein Unrecht zufügt, und daß er weder Weib noch Kinder hatte."

Die Aufhebung des Ediktes von Nantes, eine der verhängnisvollsten Maßnahmen der Regierung Ludwigs XIV., führte auch zu den größten Vergewaltigungen.

Vor und nach der Aufhebung gab es nämlich über 250 Gefangene in der Bastille, in jeder Kammer saßen oft 4—5.

Im Jahre 1740 gab es 60, im Jahre 1741 72, im Jahre 1755 70 Gefangene, bei Erstürmung der Bastille fanden sich nur 7 vor, worunter Tavernier wegen unbestimmter Beschuldigung 30 Jahre saß, ein anderer, de Whyte, war in seinem Kerker wahnsinnig geworden, der dritte, Graf von Solage, war durch seinen eigenen Vater wegen jugendlicher Verirrungen schon im Jahre 1782 zur Haft gebracht worden, die übrigen vier, wirkliche Verbrecher, waren wegen Wechselfälschung eingesperrt.

War die Zahl der Eingekerkerten so gestiegen, daß Raummangel für neue Ankömmlinge zu befürchten war, so wurde zeitweilig ausgeräumt, man versetzte nämlich die älteren Gefangenen und die Narren in andere Gefängnisse; doch konnte es geschehen, daß diese später in die Bastille wieder zurückgebracht wurden. Das konnte jederzeit wohl niemand mehr erfreuen als den Gouverneur,

denn der zählte die Häupter seiner Lieben, und war eines derselben von Siechtum oder Hunger nahe am Sterben, so machte er ihn wieder lebendig; denn er rechnete nur aus den Lebendigen seinen Vorteil heraus.

Darum war das Amt eines Gouverneurs ein gesuchter Posten; so wie er aber der einträglichste war, so war er auch der wichtigste, er war neben dem Wirt dieses königlichen Hotels zugleich auch der Herr und Regent des Hauses: darum verdienen die Gouverneure der Bastille auch ein besonderes Blatt in der Geschichte derselben.

Er war eigentlich der Schloßhauptmann und erste Verwalter, durch die Minister kamen ihm die königlichen Befehle zu, er verkehrte mit ihnen, in wichtigen Fällen selbst mit dem König unmittelbar. Er war der Bürge der Sicherheit der Feste und der Gefangenen, seine Gewalt war eine unbeschränkte.

Durch lange Zeit hindurch waren die Gouverneure Männer von Bedeutung. Der Herzog von Guise, Sully, Bassompierre hielten das Amt nicht für unter ihrer Würde. Später wurde diese Stellung noch wichtiger, durfte aber nicht einflußreichen Männern anvertraut werden, die sie gegen die Macht der Könige mißbrauchen konnten. Man brauchte willenlose Werkzeuge. Mazarin und Ludwig XIV. wählten Leute niederer Herkunft, abhängige, in ihrer Ergebenheit erprobte Geschöpfe des Hofes.

Mazarin ernannte im Jahre 1658 Bezemaux de Montlesun zum Gouverneur. Er war ein armer Edelmann aus der Gascogne und Kapitän der Garden des Kardinals, seine Treue war beispiellos, auch hatte er manche zarte Mission mit Geschick ausgeführt. Obzwar ein rauher Soldat, war er doch milde, höflich, ehrenhaft und gönnte einer menschlichen Rührung immer noch Raum, war immer geneigt, Gefangenen, die er für unschuldig hielt, wohlwollend dienlich zu sein.

Dafür als Beweis nur ein Beispiel.

Nachdem durch den Königslieutenant dem Jean Rou die „Freiheit“ auch außerhalb der Bastille angekündigt worden, machte er seinen Abschiedsbesuch auch bei dem Gouverneur, um ihm seinen Dank auszusprechen, was er wohl unterlassen, wenn er sich nicht dazu verpflichtet gefühlt hätte. Als sich die Thür des Gemaches des Gouverneurs aufthat, trat ihm Bezemaux mit den Worten entgegen: „Ich weiß, daß das Gerücht hier verbreitet ist, ich hätte eine Freude daran, wenn einer hereinkommt, und Verdruß, wenn er herauskommt; ich werde mit Ihnen, mein Herr, über das Wahre oder Unwahre dieses unwürdigen Verdachtes nicht streiten, aber ich bitte Sie recht aufrichtig, sich dessen versichert zu halten, daß ich mit besonderem Vergnügen das Schreiben des Königs, mit dem er mich beehrte und das Ihre Entlassung befiehlt, empfangen

habe." Er fügte dann die verbindliche Frage an, ob Rou mit der Behandlung während seiner Gefangenschaft zufrieden gewesen. Er reichte ihm die Hand und schloß: „Es ist spät, zu solcher Stunde kann ich Sie allein nicht von hier lassen," und erteilte den Befehl, daß man einspanne und den Herrn nach Hause fahre. So geschah es auch, zwei Fackelträger begleiteten den Wagen.

Als Bezemaux den Dienst antrat, war er arm; im Jahr 1684, als sein Sohn, Fähnrich der Gendarmes des Königs, heiratete, war er bereits in der Lage, diesem 42000 Livres „de rente en fonds de terres" zu schenken. Bis zu seinem Lebensende (18. Dezember 1697) verblieb er auf seinem Posten. Er wurde allgemein bedauert, insbesondere aber von den Gefangenen, von denen ihm einer den warmen Nachruf weihte:

> Bezemaux, tes vertus t'on mis au rang des sages:
> Vois tes durs successeurs au nombre des tyrans,
> Dans le temps qu'on est près d'encenser tes images,
> Tout te voudroient encore au nombre des vivans;
> La mort, qui s'est méprise a fait un coup injuste:
> Elle a pris l'honnête homme et laissé le fripon!
> Reviens, cher Bezemaux, grossir la cour d'Auguste,
> Et que Bernaville aille accompagner Néron.

Sein Nachfolger St. Mars, von allem Anfang gemeiner Mousquetaire, war zur Zeit der Verurteilung Fouquets Brigadier. Als es sich darum handelte, für diesen einen sicheren Kerkermeister zu finden, empfahl ihn Artagnan, sein Hauptmann, dem König. Er erwies sich dieses Vertrauens würdig. So ging sein Leben in Pignerol, auf der Insel St. Marguerite traurig dahin. Nach dem Tode von Bezemaux wurde ihm die Stelle in der Bastille angetragen. Er schwankte aber lange. Bereits 72 Jahre alt, fühlte er nach dem Tode seiner Kinder eben kein Bedürfnis, das bereits bedeutende Vermögen zu Gunsten von Neffen noch zu vermehren. Auf das Andringen der Verwandten entschloß er sich doch für die Annahme und hielt seinen Einzug in die Bastille am 18. September 1698.

Hier beschloß er auch als Greis von 82 Jahren im Jahr 1708 sein Leben.

An seine Stelle kam der Königslieutenant de Bernaville: eben auch nicht von vornehmer Herkunft, war er in dieser Würde im Schloß zu Vincennes alt geworden. Wie Bezemaux die Glanzzeit Ludwigs XIV. einleitet, so fällt seine Amtswirksamkeit in die düstere Zeit der Regierung desselben.

Nach Renneville war er ein fühlloser Büttel von ungewöhnlicher Roheit und Härte.

Er starb im Dezember des Jahrs 1718.

Gouverneur wurde noch in demselben Jahre der bisherige Königslieutenant de Launay, ein naher Verwandter von Berna-

ville. Im Jahr 1740 wurde ihm in der Bastille ein Sohn geboren, der als des Vaters Nachfolger (1776) und als der letzte der Gouverneure der Bastille, das Glück seines Vaters, das eigene, seine Sünden und die aller seiner Vorgänger mit dem Leben büßen mußte, denn am 14. Juli 1789 wurde er massakriert.

Sowie alle Aemter im Staate war auch dieses käuflich.

Bezemaux bezahlte 40 000 Franken, Bernard Launay kaufte die Anwartschaft von Herrn von Jumilhac um 100 000 Thaler.

Reich wurden die Gouverneure alle, dank dem Monopol eines Kostgeldes, das nach festgesetztem Tarif ziemlich hoch bemessen war.

Diese Norm bestimmte für Prinzen 50 Livres täglich, für einen Marschall 36 Livres, für einen Generallieutenant 16 Livres, für einen Parlamentsrat 15 Livres, für einen Advokaten, einen Prokurator 5 Livres, für einen Bürger 4 Livres und für einen Austräger, Arbeiter 3 Livres.

Der Gouverneur war in der Lage, außer seinem Gehalt durch die Regie einen Gewinn von 300 000 Livres herauszuschlagen; Constantin Renneville behauptet (1715) sogar, daß Bernaville seit 1708 mehr als zwei Millionen Gewinn aus seinen bedauernswerten Opfern herausgepreßt habe. Er hält die Rechnung für sehr leicht und unfehlbar. Bei der Annahme von 100 Gefangenen, jeder zu 10 Livres täglich, kosten diese den König 1000 Livres; davon ab 20 Sous für jeden auf Nahrung = 100 Livres, bleiben als täglicher Gewinn für den Gouverneur 900 Livres. Diese ergeben in 365 Tagen das Profitchen von 328 500 Livres.

Bernaville war damals mehr als 6 Jahre Gouverneur, und so ist sein kleiner Nebennutzen leicht auf 2 Millionen zu veranschlagen.

Wer nur die Memoiren Bassompierres (von 1631—1643 Gefangener) und der Mademoiselle de Launay (Frau von Staal) gelesen, weiß von der Bastille wenig; mehr konnte Renneville[1] davon erzählen. Erst der 14. Juli 1789 zerriß den Schleier unheimlichen Geheimnisses, den arglistige Gewalt durch Jahrhunderte darüber gebreitet. Von den wichtigsten Papieren des Bastillen-Archivs wurde leider vieles zerstreut und vertilgt; was aber bald darnach ans Tageslicht kam, ist genügend, um jeden Menschenfreund mit Entsetzen und Zorn zu erfüllen. Ravaisson hat die Archive der Bastille in einem umfangreichen, äußerst verdienstvollen Werke gesammelt, das für die wichtige Zeit Ludwigs XIV. eine Fülle neuer Geschichtsquellen erschließt. (Archives de la Bastille; documents inédits, publ. par Francs. Ravaisson. Paris 1866 bis 1884. gr. 8⁰. 16 Bände.)

Wer an den feuchten, geschwärzten Wänden der Kerker jene Inschriften gelesen, die wie ein gellender Aufschrei des Schmerzes

[1] In der Bastille vom 16. Mai 1702 bis 16. Juni 1713.

warmen Menschenhauchs dort am kalten Stein erstarrt hängen blieben, der mußte wohl von tiefem Schauer und schmerzlichem Mitgefühl durchdrungen werden. Das waren Annalen, die noch mehr aussagten als die Schriften des Archivs in ihrer geschäftlich trockenen, kalten und bündigen Fassung. Da standen Namen, Verse, Wahlsprüche, Verwünschungen, Flüche, gräuliche Dinge. Wie harmlos klingt noch das: Dat veniam corvis, vexat censura columbas oder das: patientia levius fit malum gegen den italienisch hingeschriebenen Rat: „Suche dich zu vergiften oder zu erwürgen," wenn erwogen wird, daß er nur zu oft auch befolgt worden. Viele von den Gefangenen blieben verschollen, man fand aber auch Menschenknochen in den Latrinen und zwei Skelette in einer sargähnlichen Steinumhüllung. Viele kamen, ohne den Grund der Haft jemals zu erfahren, durch Willkür in die Bastille und ebenso wieder heraus, viele sprachen auch öfter ein, als es ihnen lieb sein mochte: so hatte der Abbé Lenglet du Frenoi etwa zehnmal in der Bastille gesessen. Was er den „Spaziergang" nach der Vorstadt St. Antoine nannte, war ihm so gewöhnlich geworden, daß er, sobald er den Gefreiten Tappin nur bei sich erblickte, sogleich seiner Haushälterin zurief: „Allons, hurtig, mein klein Paket gemacht, Wäsche, Tabak u. s. w.;" viele aber sahen die Sonne nie mehr wieder und traten nie mehr in die freie Luft hinaus. Von hier aus schritten zum Schaffot: Jean Montagu, der Minister Karls V. und Karls VI. (1410); der Connetable von Frankreich, Louis de Luxembourg (1470); der Herzog von Namur, Jacques d'Armagnac (1477); Anne de Bourg, Parlamentsrat (1559); Desgrains, weil er gegen Heinrich III. und das Treiben seiner Mignons zu schreiben gewagt (1584); Charlo de Gontout, Herzog von Biron, Marschall, „der Blitz" Frankreichs (1602); Eleonore Galigai, die unglückliche Gattin des Marschalls d'Ancre (1617); Louis de Rohan (1674); Thomas Arthur Baron von Lully Tollendal, Generallieutenant und Gouverneur in Ostindien (1766).

Unter den Gefangenen finden sich so viele Männer von Bedeutung, daß schon die bloße Anführung ihrer Namen der Raum dieses Blattes nicht gestattet. Da gab es Leute jeden Standes und Geschlechts, der verschiedensten Nationen, auch selbst Kinder.

St. Peru, ein Mädchen von 7—8 Jahren; Claude Larche, ein Knabe von 14 Jahren, wurde wegen der jansenistischen Händel in die Bastille gesperrt. Als die Missionäre in Reiterstiefeln sich noch nicht genug wirksam erwiesen, mußte die Bastille dazu helfen, die Ketzer durch Prügel, Hunger und Ketten gelinde in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche einzuführen; Väter und Mütter wurden von ihren Kindern gerissen, die bereits vor der Aufhebung des Edikts Ausgewanderten oder die später Flüchtenden als „Rückfällige" selbst an der Grenze abgefangen. Ein würdiger Priester

aus Rouen, Dounoyen Cardel, starb im Kerker nach vieljähriger Gefangenschaft, verlassen vom Arzt und Geistlichen. Er war vom Kopf bis zu den Füßen aufgelegen, statt der Haut bedeckte nur der wässerige geronnene Eiter seiner Wunden den siechen Leib, bei jeder Bewegung auf seinem elenden Lager schrie er laut. Sein Wärter Ru riß ihm täglich das blutgetränkte Hemd vom Leibe und rieb ihn mit steifer Packleinwand derart, daß der alte Mann dabei heulte wie ein wildes Tier — dann warf er dasselbe Hemd über ihn, denn ein reines bekam er nur alle 14 Tage. Jean Cardel aus Tours war bereits, als Renneville mit ihm zusammentraf, 19 Jahre in der Bastille; Renneville selbst brachte hier in den verschiedensten Gefängnissen 11 Jahre zu.

Den Frauen und Mädchen wandte besondere Aufmerksamkeit der Jesuit Girau, Beichtvater der Bastille, und der Neffe des Gouverneurs St. Mars, Wilhelm Corbé de Formanoir, zu. Beide verführten die schöne Frau des Irländers Odricot, der, von seiner Frau getrennt, auch in der Bastille lebte; St. Mars erlangte seine Ueberführung als Narren nach dem Bicêtre, wo er auch starb. Dieses Ungeheuer Corbé, das den Galgen verdiente, erhielt das Ludwigskreuz und eine bedeutende Pension. Vor den Nachstellungen dieser Bestie war keine junge Frau und kein Mädchen der Bastille sicher. Wenn die Ueberredung nicht wirkte, dann brauchte er Gewalt, denn die Bastille hüllte auch solche Frevel in das Dunkel tiefer Nacht.

Die leidigen Religionshändel führten aber die größte Zahl von Gästen in diese königlichen Räume. Da gab es denn Molinisten, Jansenisten, Gegner der Konstitution „Unigenitus“, neben „bösen Katholiken“, die noch schlimmeren Atheisten, konvulsionäre Wundergläubige die schwere Menge. Der Priester August Housset saß darin 10 Jahre und wurde darauf noch verwiesen, weil er dafür hielt, der Abbé Vaittaut sei der — Prophet Elias. Angelique Noel, die Tochter eines Glasers, wurde eingekerkert, weil sie in ihrem Eifer für den heiligen Medard und den Wunderthäter Paris ihrem Vater einige — Glasscheiben zerbrochen.

So geringfügige Ursachen ergaben sich nur zu oft. Franz Soldom, ein Jüngling von 16 Jahren, ein lebhafter, reicher Irländer, verbrachte 31 Jahre in Gefangenschaft wegen zweier lateinischer Verszeilen und erlangte erst im Jahre 1705 die Freiheit wieder, nachdem er seinen Anklägern, den Jesuiten, sein ganzes bedeutendes Vermögen verschrieben hatte. Dubuquoit, ein Mann von Stande, wurde in den Turm Basinière, einer Bemerkung wegen, geworfen; der Ingenieur Mazars de Latude, ein Mann von seltener Geisteskraft, mißfiel der Madame de Pompadour und wurde 35 Jahre durch die Gefängnisse der Bastille, von Vincennes, Charenton und Bicêtre geschleift und kam erst nach den über-

menschlichen Bemühungen einer edeln, aber armen, schlichten Frau, Legros, die zufällig zur Kenntnis seiner erschrecklichen Leiden gelangte, im Jahr 1784 in Freiheit. Verse brachten auch Voltaire, wenngleich nur auf ein Jahr in die Bastille (17. Mai 1717). Die Zeiten hatten sich eben schon bedeutend geändert! Dem Regenten vorgestellt, meinte Voltaire: „Ich danke Euer Hoheit, für meinen weiteren Unterhalt Sorge tragen zu wollen, doch bitte ich Dieselben, sich nicht mehr mit meiner Wohnung zu beschäftigen."

Als Graf Laval, um Verbindungen anzuknüpfen, die Gegenwart des Arztes zweimal des Tages in Anspruch nahm, entgegnete der Regent dem über die vielen in Rechnung gebrachten Klystiere entsetzten Abbé Dubois lächelnd: „Laß immer gut sein, lieber Abbé, wir wollen ihnen die Freude, sich klystieren zu lassen, immer gönnen, sie haben doch keine andere."

Eine solche Haft, so mild und menschlich sie war, Gefangenschaft war es doch.

Im Jahr 1784 kam die Ordonnanz, welche dem Intendanten einschärft, niemand auf Ansuchen der Familien, ohne wohl begründetes Recht und ohne genaue Angabe der Zeitdauer einzusperren. Ludwig XVI. hob auch die unteren Kerker der Chatelet und die nicht minder furchtbaren Gefängnisse in Vincennes auf und bestimmte als Strafort für Schulden halber Inhaftierte Laforce.

Die Bastille aber blieb auch da noch, wenngleich in beschränkter Benutzung, doch ein Gegenstand unheimlichen Schreckens und beständiger Drohung.

So war der Tag des 14. Juli 1789 aufgegangen, als Ausgangspunkt einer neuen welthistorischen Zeit, ein unsterblicher Tag. Am 21. Mai 1791 stand kein Stein mehr von der Bastille an seinem alten Ort. Die Arbeit der Zerstörung hatte mit geringer Unterbrechung 22 Monate gedauert, die Kosten beliefen sich nach Abzug des Erlöses aus dem Material auf 943 769 Franken.

Als die Nachricht von der Einnahme der Bastille Versailles erreichte, war es fast Mitternacht. Der Herzog von Liancourt-Larochefoucauld, einer der wenigen Edlen, die genug Verständnis ihrer Zeit besaßen, trat beim König ein, weckte ihn und teilte ihm das Ereignis mit. Ludwig XVI. ruft aus: „Das ist eine Revolte;" ruhig entgegnet aber der Herzog: „Nein, Sire, das ist die Revolution!"

Als man aber später dem König berichtete, daß der Munizipalrat die Zerstörung der Bastille angeordnet habe, da preßte es ihm nur die Worte heraus: „Ah, das ist stark!"

Aus den Briefen eines deutschen Diplomaten.

Von

H. v. Zwiedineck-Südenhorst.

Es gab eine Zeit, in welcher man nicht mit Unrecht behaupten konnte, die Deutschen verstünden es nicht, lesbare Geschichte zu schreiben, und es ist noch nicht lange her, daß Karl Hillebrand der Welt gezeigt hat, welcher Entwickelung gerade im Deutschen der Essay fähig ist, dessen sich unsere westlichen Nachbarn als einer Spezialität rühmen durften. Noch heute aber — da man unseren Ranke, Freytag, Treitschke, Gregorovius, Riehl und ihren Schülern und Nacheiferern kaum irgend einen fremdländischen Historiker entgegenzustellen hat — findet ein gewisser Teil unseres gebildeten Lesepublikums, daß es doch eigentlich nur eine dem Laien gefällige Form geschichtlicher Darstellung gebe, und in dieser, der Brief- und Memoirenlitteratur, seien die Franzosen die unübertrefflichen Meister. Interessante Briefe könne man in unserer Sprache überhaupt nicht schreiben, denn Leute von Geist bedienten sich, wenn sie ihre Gedanken an ihresgleichen richten, wie von einem unwiderstehlichen Naturgesetze getrieben, nur der Sprache Voltaires und Sainte-Beuves. Wir bedauern unendlich, so unhöflich sein und auch diesen Glaubensartikel unserer vornehmen Welt als einen unhaltbar gewordenen bezeichnen zu müssen.

Es liegt ein Buch vor uns, das gerade aus jenen Kreisen hervorgegangen ist, in welchen man ähnlichen Verdammungsurteilen über den politisch-historischen Stil der Deutschen am häufigsten begegnet, und gestützt auf die neueste und überraschende Erscheinung der modernen Geschichtschreibung wagen wir die Behauptung, daß dieselbe sich eine neue Etappe auf dem Wege zu höchster Bedeutung und Vollendung gesichert hat. Das Buch enthält die politischen Privatbriefe des königlich sächsischen Legationssekretärs, späteren Geschäftsträgers in Petersburg und London,

dann österreichischen Gesandten in Madrid, des Grafen Karl Friedrich Vitzthum von Eckstädt, welche Herr Dr. Karl Müller in Stuttgart unter dem Titel „Berlin und Wien in den Jahren 1845—1852" (Stuttgart, Cotta) herausgegeben hat. In der amtlichen Stellung des Verfassers allein würde man die Ursache des großen Eindruckes, den seine Briefe machen, gewiß nicht zu suchen haben; es hat so mancher viel einflußreichere Diplomat vor ihm die Feder ergriffen, Minister und Botschafter von Großmächten haben ihre Erlebnisse erzählt und Mitteilungen gemacht von dem, was sie gesehen und gehört und auch nicht gesehen und nicht gehört haben; vor kurzem erst wurden die Denkwürdigkeiten zweier Staatskanzler, nicht ohne Interesse und gewiß nicht ohne Nutzen für die Forschung, aber jedenfalls ohne besondere Bewegung hervorzurufen, der Lesewelt übergeben. Es ist unstreitig, daß die Zeitgeschichte von jenen Persönlichkeiten die größte Bereicherung erfahren wird, welche an derselben mit thätig waren, und wer mit den Lenkern unserer Geschichte in Momenten von entscheidender Wirkung gesprochen hat und Zeuge ihrer Handlungen, Gemütsbewegungen und Entschlüsse gewesen ist, wird zu ihrer Charakteristik mehr beitragen können als derjenige, der sie nur aus Dokumenten und Aktenstücken kennen gelernt oder die Urteile der Journalistik über sie gesammelt hat. Aber der Verkehr allein macht noch niemanden interessant, sondern im wesentlichen erst dasjenige, was er selbst in seinen Verkehr mitbringt — die subjektive Auffassung und die durch die Erlebnisse hervorgerufene Stimmung, die Eigenart der Beobachtung und die Gründlichkeit des Urteils.

In dem sechsundzwanzigjährigen Legationssekretär, welcher im Herbste 1845 seinem Vetter, dem Generallieutenant von Minckwitz, außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am preußischen Hofe, zugeteilt wird, um von ihm in den diplomatischen Dienst eingeführt zu werden, tritt uns ein in seiner wissenschaftlichen Bildung vollendeter Mann von Welt entgegen, dessen Familie man nicht nur deshalb eine gute nennen kann, weil sie sich alten Adels erfreut, sondern mehr noch, weil in ihr jene Lebensart und Lebensanschauung gepflegt wurde, die den Einzelnen am besten über die Gewöhnlichkeit zu erheben vermag und selbst dem Jüngeren jene Ruhe und Mäßigung verleiht, welche sich unter anderen Verhältnissen nur durch mühevolles Ringen erreichen läßt. Graf Karl Friedrich steht in innigster geistiger Beziehung zu seiner Mutter, der Gräfin Elisabeth von Vitzthum, geborenen Freiin von Friesen, einer Dame, die wir nur aus den Anregungen kennen lernen, auf welche ihr Sohn in den an sie gerichteten Briefen zurückzukommen Veranlassung findet. Aber diese Anregungen lassen uns einige Blicke in die Tiefen eines edeln Frauengemütes thun, das in stürmisch bewegter Zeit seine Stütze in einem Idealismus fand, der vor

vierzig Jahren häufiger als jetzt die religiös und politisch konservative Richtung erhob und verklärte, sie geben Zeugnis von der vorurteilslosen Gesinnung und dem feinen Taktgefühle, unter deren Einfluß die Jugenderziehung des Grafen gestanden haben muß. Unbefangen und herzensfrisch, trotz reichlicher Weltkenntnis ohne die leiseste Spur einer als vornehm geltenden, bedauerlichen Blasiertheit, spricht sich der junge Graf über die ihm neue Stadt Berlin aus, erzählt von Theatervorstellungen, Visiten, Soireen bei Hofe und im diplomatischen Corps, vermittelt wohl auch Berliner Witze in die gemütliche Stille sächsischen Landlebens. „Mitten im Wirbelwind geselliger Zerstreuungen," schreibt er der Mutter, „fasse ich ein Blatt, um Dir zu zeigen, daß mir von allen Beschäftigungen die liebste ist, Dir zu schreiben, um Dir zu sagen, daß ich ein Stündchen ruhiger, gemütlicher Unterhaltung mit Dir in meiner einsamen Zelle allen den glänzenden Festen und Lustbarkeiten vorziehe," deren Schilderung er der Aufzählung der Tagesarbeit und der geschäftlichen Verpflichtungen anschließt. Am ausführlichsten wird über den Maskenzug im königlichen Schloß zu Berlin am 24. Februar 1846 berichtet, zu dem die deutschen Volksmärchen von Musäus den Stoff geliefert hatten. Herrn von Reumonts Prolog leitete den Zug ein, an welchem sich mehr als hundertundfünfzig Personen aus der diplomatischen und Hofgesellschaft beteiligten. Der Wiederabdruck des Programms, welches die Beilage eines Briefes gebildet hatte, kann nur gebilligt werden. Graf Vitzthum, der sich in seinem Kostüm als Bannerträger nicht sehr wohl gefühlt hat, verschließt sich dem Eindrucke des Glanzes und der Festesfreude nicht, er findet es aber langweilig, daß sich die Konversation durch Wochen um die Kostüme gedreht hat, und ist sich des Kontrastes bewußt, in welchem diese laute Faschingsfreude zu der politischen Lage steht. Er schreibt am 1. März nach Hause:

„Das glänzende Fest schloß mit einem Souper, an welchem mehr als tausend Personen teilnahmen. Mir kam alles dies wenig zeitgemäß vor. Auch der König schien diese Auffassung zu teilen; seine ernste, fast traurige Stimmung fiel überall auf und kontrastierte, wie sein schwarzer Domino, mit den bunten und zum Teil grotesken Gestalten, die ihn umgaben. Die aus Posen soeben eingetroffenen Nachrichten waren nicht danach angethan, eine Feststimmung aufkommen zu lassen. Die königlichen Behörden scheinen mit Energie gehandelt und die Haupträdelsführer des Aufstandes arretiert und unschädlich gemacht zu haben. Von Krakau noch nichts Bestimmtes; man hört nur, daß die ersten österreichischen Truppen zu schwach waren, um sich im Innern der Stadt zu behaupten. Seitdem sollen sechzehn österreichische Bataillone und vier preußische eingerückt sein und den Widerstand beseitigt haben. . . . Daß wir mitten in einer welterschütternden Revolution stehen, wird alle Tage klarer; daß sich aber aus dieser Gärung schon die Elemente einer Neugestaltung der Dinge entwickeln, ist eine trostreiche Wahrnehmung. Es muß freilich erst Nacht werden, bevor der neue Tag anbrechen kann. Ob Tag, ob Nacht, die Sonne strahlt stets in ihrem alten Glanze. Deshalb gehöre ich nicht zu den Verzweifelnden. Was auch die nächste Zukunft für Kämpfe bringen mag, ich werde den Mut

nicht verlieren und mein Vertrauen auf die Vorsehung bewahren, so Gott will. Und wenn auch unsere Generation nicht berufen ist, den Ausgang zu sehen, so lebe ich doch der festen Ueberzeugung, daß wir, wenn wir nur wollen, wie Moses kurz vor seinem Tode, das gelobte Land noch sehen werden. Hier ist die Zahl derer, die verzweifeln oder, wie sie sagen, sehr schwarz sehen, sehr groß und wächst täglich. Wird der entscheidende Schlag von oben oder von unten ausgehen? Das läßt sich freilich nicht voraussehen; jedenfalls haben die Ereignisse die Menschen überholt, wie man deutlich an Guizot und Sir Robert Peel wahrnehmen kann. Sie schwimmen mit dem Strome wie wir anderen, und ihr ganzes Geheimnis besteht darin, die Wünsche der Massen zu den ihrigen zu machen. Wir leben, wie gesagt, mitten in der Revolution. Die blinde Menge hat momentan die Oberhand, weil die intelligente Minderheit, welche, solange die Erde steht, allein dauernd zu herrschen vermag, sich noch nicht zeitgemäß rekonstituiert hat. Das unbewußte Ziel der Bewegung ist die Bildung einer neuen Aristokratie, in welcher die Mitglieder des alten politisch abgenutzten Geburtsadels nur dann Raum finden werden, wenn sie das noblesse oblige nicht bloß auf ihre Banner, sondern auch in ihre Herzen schreiben. Verzeihung, ich plaudere da in den Tag hinein und bin von Faschingsthorheiten in ernste Gedanken ohne eigentlichen Uebergang geraten. Doch wirst Du daraus sehen, daß ich nicht wie ein Blinder in der bunten Narrenkappe einhertappe." ...

Im Winter 1847 ist es der vereinigte preußische Landtag, dessen seltsame Zusammensetzung und verblüffende Eröffnung durch den König die Aufmerksamkeit Vitzthums fesselte und auch für den Verlauf dieser höchst unglücklichen Unternehmung gespannt erhielt. Die Thronrede hat ihm einen unaussprechlich schmerzlichen Eindruck gemacht, einen noch schmerzlicheren die an Leichtsinn grenzende Zuversicht, mit der gerade diejenigen, die den Augenblick in seinem ganzen Ernste zu erkennen berufen wären, den Lauf der Dinge zu betrachten schienen. Er klagt über die Begriffsverwirrung und Oberflächlichkeit der politischen Bildung und citiert als Kennzeichen derselben den Ausspruch eines Pairs: „Mein Glaubensbekenntnis ist: unumschränkte Monarchie, verantwortliche Minister und direkte Wahlen!" Und doch wendet er sich wieder zustimmend an seine Mutter: „Ja, unsere Zeit ist eine große, ich bin ganz Deiner Meinung. Manche Menschen, die neben den Lebensfragen, an deren Lösung wir alle bewußt oder unbewußt mitarbeiten müssen, so klein, so erbärmlich klein erscheinen, würden in früheren Epochen als Heroen bewundert worden sein. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß der Geist die Materie nie so beherrscht hat als heute, so parador dies klingen mag, und so gerecht die Klagen über den anscheinend überhand nehmenden Materialismus sein mögen. Es ist ein gewaltiges, frühlingsartiges Treiben und Drängen überall, wo man hinsieht, und es vergeht kein Tag, der uns nicht mahnte, über die Kämpfe des Moments hinweg immer gläubiger und hoffnungsfreudiger in das gelobte Land der Zukunft zu blicken." Immer von neuem aber drängt sich dem Hoffnungsfreudigen die Ueberzeugung auf, daß die Menschen, die mithelfen müßten, den Weg in dies gelobte Land der Zukunft zu bahnen, ihrer Aufgabe

nicht gewachsen sind. „Der parlamentarische Geist liegt noch in den Windeln. Man lallt mehr, als man spricht. Ein Mann könnte unter so vielen Kindern Wunder wirken."

Nach dem Schlusse des Landtages wird dem Grafen Vitzthum durch Zufall Gelegenheit, dem Abschiedsbankett der liberalen Landtagsmitglieder als unbeteiligter Zuschauer anzuwohnen. Er interessiert sich für die wenigen parlamentarischen Kapazitäten, die dabei in den Vordergrund treten. Kurz aber treffend kennzeichnet er Beckerath, den Bauer Krause, den Fürsten Lichnowsky, am eingehendsten beschäftigt er sich mit Vincke. Dieser ist ihm offenbar der Held des Landtages, das größte oratorische Talent und der einzige, der vom ersten bis zum letzten Augenblick mit Konsequenz die Linie verfolgt, die er sich vorgezeichnet hat.

„Seine äußere Erscheinung ist weder elegant noch vornehm, aber gentlemanlike, und er sieht geistreich aus. Sein roter Bart ist stark, und die klugen kleinen Augen schleudern Blitze durch die Gläser einer ziemlich altmodischen Brille. Das Gesicht ist noch jugendlich und hat eher einen schalkhaft-silenenhaft-jovialen Ausdruck als einen bösen. Es ist ein Mann, der sich seiner Superiorität bewußt ist und der fühlt, daß er mit zweiunddreißig Jahren mehr weiß von Recht, Geschichte und vom Menschen als viele graukopfige Narren. Seine Haltung ist nachlässig wie seine Kleidung. Der große Kopf steckt in den Schultern. Seine Beine sind kurz. Er hat Anlage, dick zu werden, und kommt vielleicht in vier Jahren schon mit einem Bäuchlein angezogen. Auffallend war mir die Herablassung, mit der er besonders die Rheinländer behandelte. Sie kamen alle zu ihm, machten ihm förmlich den Hof; er aber schaute sie an de haut en bas und schien sich zu besinnen, ob er auch seine ritterliche Rechte in die dargebotene Krämerhand fallen lassen sollte. Als er sprach, war alles totenstill, viele verließen ihre Sitze, um nur ja kein Wort zu verlieren. Er hat in den schwierigsten Fragen nie vorbereitet gesprochen, oft jedoch mit einer künstlerischen Vollendung, die in Westminster Hall Beifall gefunden haben würde."

Unter den vielen ungewohnten Aufregungen des damals erwachenden politischen Lebens hat unser junger Diplomat innere Sammlung genug, sich der Lektüre von Carus' „Psyche" zu widmen, die ihn „wahrhaft erhoben und in vieler Beziehung beruhigt hat", und da er im August durch die Ernennung zum Legationssekretär in Wien überrascht wird, beeilt er sich in den letzten Tagen seines Berliner Aufenthaltes, in den Sammlungen der preußischen Residenz alles Bedeutende kennen zu lernen, das ihm noch entgangen ist, die Ateliers von Tieck und Rauch zu besuchen. In dem letzteren sieht er die fast vollendete Reiterstatue Friedrichs des Großen und erkennt darin ein Denkmal, welches einzig in der Welt dasteht.

Was er in den ersten Wochen in Wien findet, übersteigt seine Erwartung, er befindet sich in der Gesellschaft ganz leidlich und begrüßt namentlich in der Fürstin Schönburg (geb. Schwarzenberg) und der Gräfin Sándor (Metternichs Tochter) Frauen, wie er sie gern hat: großartig, einfach, natürlich, gebildet und amüsant. Er schildert seiner Mutter die Fürstin Schönburg:

„Sie gilt für die exklusivste der Exklusiven, und ihr Salon ist zweifelsohne derjenige, in welchem man am meisten geistige Nahrung, am meisten die Traditionen der guten alten französischen causerie findet. Die Fürstin Schönburg ist eine kleine feine Frau von einigen vierzig Jahren, hat voriges Jahr ein Kind verloren und sich ganz zurückgezogen, nur zehn bis zwanzig Personen um ihren Theetisch versammelnd. Sie ist tolerant für alles, nur nicht für Langeweile, und es ist vorgekommen, daß sie, als ihr ein vieljähriger Bekannter einen langweiligen Menschen vorstellte, der, beiläufig, außerordentlicher Gesandter war, beiden das Haus verbot. Ihr Salon steht im Rufe einer gewissen gelehrten Färbung, und viele Leute trauen sich nicht hin. Uebrigens ist die Fürstin grande dame im vollen Sinne des Wortes, dabei so anziehend geistreich, so frisch und jugendlich trotz Schmerz und Leiden, körperlichen und gemütlichen, daß ich mich kaum erinnere, irgendwo mich so à mon aise gefühlt zu haben nach der ersten Viertelstunde. Es gibt eine gewisse Sicherheit, die man nur Leuten gegenüber hat, die gescheit sind und in Verhältnissen geboren und erzogen, die ihnen stets gestattet haben, sich über die Erbärmlichkeiten und Kleinlichkeiten des Lebens zu erheben. Diese Sicherheit, sich ganz geben lassen zu können, ohne ein kleinlich schiefes Urteil zu befürchten, empfand ich bei der Fürstin nach den ersten Worten, die wir gewechselt, und es überkam mich eine solche Freude, daß ich mein bisheriges Isolement und all die kleinen Leiden meiner Uebersiedelung ganz darüber vergaß. In der Art, wie sie mir von ihrem einzigen Sohne sprach, der im Haag attachiert ist, ward ich unwillkürlich an Dich erinnert. Es ist eine solche männliche Klarheit in ihrer mütterlichen Liebe, eine solche von Sentimentalität ganz entfernte Festigkeit und Bestimmtheit, die eben nur der wahren Liebe eigen ist. — Du wirst lächeln über die so schnelle Sympathie für eine Frau, die ich nur zweimal gesehen und nur einmal ordentlich gesprochen habe! Aber im Guten kann ich mich ganz auf Sympathie verlassen. Es ist mir wohl passiert, eine erste Antipathie bei näherer Bekanntschaft weichen zu sehen, nie aber eine erste entschiedene Sympathie aufzugeben, und das liegt in den dunklen Regionen des Unbewußten, die uns Carus eigentlich zuerst entschlossen hat."

Die Bewunderung für die rasch gewonnene Freundin wächst mit dem Grade der Annäherung an sie. Ihren Salon nennt er einen „wahrhaft europäischen, dessen Wert man erst kennen lernt, wenn man eine Zeitlang in demselben ein und aus geht". Es blieb nicht ohne Einfluß für die Zukunft des Grafen und seine politische Richtung, daß ihm in Wien so rasch jene Befriedigung seines Verstandes und Herzens geboten wurde, nach welcher er sich in Berlin vergebens gesehnt hatte. Er fühlte sich in Oesterreich heimisch und sah seine Versetzung dahin täglich mehr als ein Glück an. Trotzdem war er für den Zustand des Staates, in dem er nun lebte, nicht blind. Auch damals, wie heute, machte sich neben der hohen Aristokratie eine „zweite Gesellschaft", die der haute finance, geltend. Schiefe Urteile, Ueberschätzungen und Unterschätzungen des und jenes Staatsmannes, der und jener Maßregel, Verzweifeln ohne Grund, Jubelschrei ohne Veranlassung, dumpfe Unzufriedenheit und scheelsüchtiger Neid, daneben die roheste Genußsucht, das waren die Strömungen, in denen sich dieselbe bewegte. Daß der „in längst verbrauchte Phrasen und Redensarten eingepuppte Staatskanzler" den in Aussicht stehenden Stürmen nicht trotzen konnte, war jedermann klar. Metternich selbst schien

davon eine Ahnung zu haben. Der Bankrott stand vor der Thüre, die besten Staatspapiere waren in wenigen Tagen von einem ständigen Kurs von 115 oder 114 auf 85 gefallen, der Dukaten wurde mit 5 fl. 12 kr. bezahlt.

In unklaren, aber um so drückenderen Besorgnissen verlebte man die ersten Monate des Jahres 1848. Die Nachricht von dem Sturze Louis Philipps gab denselben neue Nahrung. Anfang März herrschte eine trübe, unheimliche Stimmung in allen Kreisen. Die Gewißheit, daß die mittleren Schichten der Bevölkerung sich ganz plötzlich in offenbarer Gärung befanden, konnte niemandem unbekannt bleiben. Graf Vitzthum versteht es, den Zustand, wie er in den höchsten Kreisen gefühlt wurde, mit dem geringsten Aufwande von Worten verständlich zu machen. Vom 13. März an wird seine Erzählung durchaus dramatisch, von Stunde zu Stunde skizziert er die Situation während der unvergleichlichen Bewegung jener Tage. Es ist unmöglich, in wenigen kurzen Proben dem Leser einen richtigen Begriff von der Wirkung dieser tagebuchartigen Aufzeichnungen zu geben, die in einem Zuge gelesen werden müssen, wenn man sie recht würdigen soll. Zu den Nachrichten über die Vorgänge in Oesterreich treten Meinungsäußerungen über den Berliner Aufstand, die Haltung Friedrich Wilhelms IV., die deutsche Bewegung, die Möglichkeit, den Staatenbund zu einem Bundesstaate zu gestalten u. a. Das Urteil über die Wiener ist ein besonders scharfes; sie kommen ihm vor wie Kinder, „die den vergeblichen Versuch machen, Waffenstücke von Männern zu tragen. Sie behängen sich mit Uniformen, viel zu weit für ihre kleinen Glieder, und schleppen an großen Säbeln, die sie nicht schwingen können. Die Preßfreiheit namentlich hat nach hundertjähriger Bevormundung Indigestionen und Katzenjammer hervorgebracht. Um was es sich handelt in Deutschland, das ahnt weder die Regierung noch das Volk. Worte, Worte, Worte! Damit ist's freilich nicht gethan, wie Hamlet hinzufügt." Die Haltung der Regierungsmänner in den Maitagen und bis zum Oktoberaufstande war nicht danach angethan, auch dem wohlwollendsten Beobachter eine bessere Meinung beizubringen. Am 19. Oktober bemerkt Vitzthum:

„Der Personenbankrott, in dem wir uns befinden, ist trostlos. Aus den Abgeordneten ein Gouvernement zu bilden, ist eine Unmöglichkeit. Die Führer der Linken sind durchaus unfähig, und sie fühlen es selbst, mirabile dictu! Außerhalb der Kammern gäbe es gewiß unter den vierzig Millionen Unterthanen des Kaisers sechs bis acht Männer, die man zu Ministern machen könnte; aber man kennt sie nicht, dank der landesüblichen Geheimniskrämerei der vormärzlichen Büreaukratie. An dieser Mittelmäßigkeit de part et d'autre scheint Oesterreich zu Grunde gehen zu sollen. Die unvergleichliche Armee kann nicht alles thun. Der Geist der Einheit, welcher sie dank der Disziplin beseelt, müßte auf das politische Gebiet übertragen und von einem genialen Staatsmanne verwertet werden, der es unternähme, die blödsinnigen Massen mit eiserner Hand zu jener Freiheit zu erziehen, welche nur die Achtung vor dem Gesetze gewähren kann.

Die Befürchtung, daß Oesterreich auseinanderfallen werde, teile ich nicht. Die gegenwärtige Krisis lehrt, daß keine Provinz isoliert bestehen könnte und daß das Gebot der Notwendigkeit diesen wunderbaren Länderkomplex bis auf weiteres zusammenhalten wird."

Von dem Augenblicke, als die Militärgewalt gegen die rebellische Hauptstadt zu Hilfe gerufen wird, sieht unser Chronist die Verhältnisse in Oesterreich von einem neuen Gesichtspunkte an. Wir erleben, während wir seine Briefe lesen, mit ihm den mächtigen Eindruck, welchen das zielbewußte Handeln und die einfache Energie der kaiserlichen Generale und Kommandanten nach der unerträglich gewordenen Herrschaft der Phrase und der borniertesten Kannegießerei auf jeden einsichtsvollen, von dem Wahnsinn des tollen Jahres freigebliebenen Mann ausüben mußte. In dem Schreiben vom 1. November aus Hietzing, wohin sich die sächsische Legation vor der Erstürmung Wiens zurückgezogen hatte, kommt die Ahnung einer neuen, gestaltungskräftigen politischen Richtung und der Abscheu vor der Charakterlosigkeit des Pöbels, auch des intelligenten, zum vollen Ausdruck.

„Zum erstenmal seit langen Wochen schreibe ich leichteren Herzens. Die Schlacht ist gewonnen, glänzend gewonnen, dank dem vortrefflichen Geiste der kaiserlichen Truppen, und ohne allzu großes Blutvergießen, dank der Mäßigung des Fürsten Windischgrätz. Die Tage vom 28. und 31. Oktober werden in der Geschichte Deutschlands einen denkwürdigen Wendepunkt bezeichnen. Die guten Wiener haben sich dabei freilich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit gezeigt. Kaum hatte gestern der Fürst Jablonowski, der tapfere Oberst des Regiments Nassau Infanterie, das äußere Burgthor erstürmt und die Höhen des Volks- und Paradiesgartens genommen, als die Truppen mit Jubel empfangen und auf offenem Markte von den Nationalgarden, welche wenige Minuten zuvor auf sie geschossen, als Befreier begrüßt und umarmt wurden. Das Possenspiel der Aula ist zu Ende. In dem verlassenen Gebäude fanden sich Massen von Bart- und Haupthaaren, welche die siebenmonatlichen Tyrannen Wiens sich in der Eile abgeschnitten, um sich unkenntlich zu machen und großenteils als Hökerinnen verkleidet, mit Tragkörben auf dem Rücken, das Weite zu suchen. ... Die Entwaffnung geht rasch vorwärts. Die Studentenhüte, die sogenannten Stürmer, räumen überall dem philiströsen Cylinder das Feld. Die deutschen Farben sind verschwunden, was nichts sagen will, da dieselben doch nur der anarchischen Faktion als Deckmantel dienten, und Wien, la grande prostituée, niemandem gehört, als dem ersten besten. Der deutschen Sache, welche die Sache der Ordnung und gesetzlichen Freiheit ist, hat Windischgrätz durch die energische Bekämpfung der Anarchie mehr genützt als die ‚Rotzbubenwirtschaft' — um mich des Ausdrucks zu bedienen, welchen der Feldmarschall dem Abgeordneten Brestel gegenüber gebrauchte. Der Ruhm der That gebührt Jellačić, ohne dessen Beistand es unmöglich gewesen wäre, so schnell und so energisch zu handeln. Der Jubel, mit welchem der Banus heute in der ganzen Stadt empfangen wurde, die nicht endenden Hurras, welche den kroatischen Helden begrüßten, sind neue Belege für die Gesinnungslosigkeit der hiesigen Bevölkerung."

Den Folgerungen, welche Graf Vitzthum aus den Siegen der österreichischen Armee gegen die Revolution zog, können wir heute selbstverständlich keinen Beifall zollen, wir haben im Gegenteil die Erfahrung gemacht, daß die Niederwerfung von staatsfeind-

lichen Parteien durchaus nicht gleichbedeutend ist mit der Rekonstruktion des Staates selbst — der Wert von Memoiren liegt ja auch keineswegs in der Richtigkeit und Stichhaltigkeit der darin ausgesprochenen Ansichten, sondern in der Darstellung der augenblicklichen Wirkung von Ereignissen auf die Stimmung und Anschauung der Zeitgenossen. So werden wir denn durch die Briefe, welche Vitzthum während der Regierung des Ministeriums Schwarzenberg in Oesterreich schrieb, über den mächtigen Einfluß desselben und das heute beinahe unglaublich scheinende Vertrauen belehrt, das man demselben entgegenbrachte. Wir überzeugen uns, wie leicht militärische Leistungen von anscheinend objektiven Beobachtern überschätzt werden konnten. Es versetzt uns in kein geringes Staunen, daß ein Diplomat von Ansehen, der mit den maßgebenden Persönlichkeiten der Wiener Regierung und des Hofes in fortwährender und vielfach intimer Beziehung stand, die übertriebenen Gerüchte über die Stärke und Schlagfertigkeit der österreichischen Armee in den Jahren 1849—1851 für reinste Wahrheit halten konnte. Man hatte damals einem Radetzky und Windischgrätz gegenüber jede Kritik verloren und traute jedem österreichischen Wachtmeister die organisatorischen Talente eines Wallenstein zu. Graf Vitzthum disponiert über die 660 000 Mann Oesterreicher und 6000 (!) Feldgeschütze, die sofort in eine kriegerische Aktion eintreten könnten, als ob er sie selbst gezählt hätte; es fällt ihm gar nicht ein, in die kühnen Behauptungen der Clam, Heß und Konsorten den geringsten Zweifel zu setzen: auch 800 000 Mann können gegen Preußen marschieren, wenn Oesterreich nur will. Zu dem Taumel, in welchen ein durch nicht allzu schwierige Siege berauschtes Offizierkorps sich und seine Umgebung hineinriß, trat das bestechende Auftreten Felix Schwarzenbergs, dem eine gewisse Genialität nicht abgesprochen werden kann. Es ist ganz zwecklos, etwa darüber Betrachtungen anzustellen, ob der Fürst die Stellung zum Kaiser Franz Joseph und dessen Mutter, die ihm eine so große Macht und Zuversicht gewährte, hätte auf die Dauer behaupten können — es war bei Lebzeiten des Ministers keine Ursache vorhanden, es zu bezweifeln. Dies bestätigt uns Graf Vitzthum, und darin z. B. liegt eine sehr wichtige Thatsache für die Geschichtschreibung. Die letztere wird sich kaum jemals auf einen besseren Gewährsmann für die Kenntnis der Wiener Hof- und Regierungsverhältnisse jener Zeit berufen können, als auf den Freund des Schwarzenbergischen Hauses, den Tischgenossen so vieler Kavaliere, die in der Militärkanzlei ein und aus gingen.

Die Veränderung in der politischen Richtung des Grafen konnte seiner Mutter nicht entgehen; sie machte ihm schon Ende 1848 den Vorwurf, daß seine Geringschätzung des Frankfurter Parlamentes allzu „schwarzgelb" sei. Die Antwort hierauf gibt

ein schönes Zeugnis von der deutsch-patriotischen Gesinnung Vitzthums, die er seiner Mutter gegenüber gewiß nicht zu heucheln notwendig hatte. Daß dieselbe je in einen Gegensatz zu seiner Vorliebe für Oesterreich geraten könne, kam ihm gewiß nicht in den Sinn.

„Die Geringschätzung des Frankfurter Parlaments," schreibt er, „entspringt meiner patriotischen Sehnsucht nach Deutschlands Macht und Größe, einer Sehnsucht, welche auf dem in Frankfurt betretenen Wege nun und nimmer befriedigt werden wird. Zugegeben, die Paulskirche hat zuweilen mehr Mäßigung gezeigt, als von ihr erwartet wurde; aber was hilft es, daß die Stimme der Vernunft hier und da nicht überhört worden ist, wenn überall, wo es galt, zu handeln und mit einer staatsmännischen That hervorzutreten, die knabenhafte Schulweisheit — jener Zopf des Gottschedschen Philistertums, welcher trotz allen Renommierens mit ihrem ‚modernen Bewußtsein' unseren Professoren immer noch anhängt — jede praktische Lösung unmöglich gemacht hat? Ich kann Dir nicht sagen, wie es in mir kocht und wie ich darunter leide, wenn ich, wie es mir täglich geschieht, Russen, Engländer und Franzosen mitleidig die Achseln zucken sehe über die Albernheiten unseres Parlamentes und die Thorheiten der Centralgewalt. Wenn ihr Spott nicht gerechtfertigt wäre, so würde es mir nichts verschlagen, da ich mir zum Troste ja immer wiederholen könnte: ‚Wer zuletzt lacht, lacht am besten.' Aber sie haben leider Recht, diese Spötter, und das ist der Jammer. Von den Artikeln 2 und 3 ganz zu schweigen, ist es nicht zum ‚Russen holen', wie man hier sagt, wenn eine Versammlung, welche sich rühmt, die gebildetste Nation der Erde zu vertreten, sich zu so hirnverbrannten Beschlüssen hinreißen läßt, wie derjenige war, zu welchem Blums Hinrichtung den Vorwand abgab? Zur Strafe und Verantwortung will man die Schuldigen ziehen? Und wer sind diese Schuldigen? Der Kaiser von Oesterreich? Der Generalissimus der kaiserlichen Armeen? — Die guten Frankfurter Professoren! Sie hätten von den Nürnberger Ratsherren lernen können, die vor Jahrhunderten schon zu der Erkenntnis gekommen waren, daß man keinen Dieb hängen kann, den man nicht in seiner Gewalt hat. Die unglücklichen Reichskommissare, die hier sind, um den obgedachten widersinnigen Beschluß auszuführen, ringen die Hände und jammern laut über die Blindheit ihrer Kommittenten. Sie sagen jedem, der es hören will, man habe sie in Frankfurt auf das unverantwortlichste bloßgestellt, indem man ihren Bericht nicht abgewartet. Sei doch in diesem Berichte der aktenmäßige Nachweis geliefert worden, daß die k. k. Regierung zehn Gründe für einen gehabt, einen Menschen hinrichten zu lassen, der alles gethan und nichts verabsäumt habe, um sein Schicksal auf das mutwilligste heraufzubeschwören. Und das sogenannte Reichsgesetz vom 30. September; du mein Gott! Wer hat in Wien davon gehört? Dasselbe ist weder hier mitgeteilt, noch amtlich publiziert worden! Alle die darauf basierten Interpellationen zerstieben vor dieser Thatsache und haben nur dazu gedient, die Ohnmacht des zwischen zwei Stühlen sitzenden Reichsverwesers aller Welt recht anschaulich zu machen. Und um diese Thorheiten noch zu überbieten, hat sich diese unglückselige Centralgewalt verleiten lassen, zugleich Preußen vor den Kopf zu stoßen und dem Könige Friedrich Wilhelm über die Wahl seiner Minister Vorschriften zu machen."

In seiner Verzweiflung über die Zerfahrenheit und den Doktrinarismus der Deutschen sieht Vitzthum den Panslawismus als eine ernste Gefahr für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Volkes an und wird nicht müde, zu versichern, daß nur Oesterreich, das die Revolution zertreten hat, demselben wieder Ruhe und Sicherheit bieten könne. Wir säumen nicht, zuzugestehen, daß das

militärische Regiment der fünfziger Jahre der deutschen Sache in Oesterreich einen großen Dienst erwiesen hat. Die tschechische Bewegung des Jahres 1848 war entschieden bedenklicher, als sie je wieder werden kann, denn sie richtete sich gegen ein Volk, das sich über seine nationale Stellung und Aufgabe in vollster Unklarheit befand. Daß aber deutsche Patrioten damals den ungarischen Honveds, die im Angesichte der russischen Bajonette zu Kreuz gekrochen waren, eine nationale Mission in Deutschland zuschreiben konnten, ist ein Irrtum, welcher zum Verständnisse der durch die Achtundvierziger-Bewegung hervorgerufenen Verwirrung wohl vermerkt zu werden verdient. Wie nahe kam der Bewunderer der Jellačić und Haynau der Wahrheit, wenn er (12. November 1849) die Notwendigkeit des Bürgerkrieges in Deutschland verfocht, wenn er auf die gewaltsame Unterwerfung der Sachsen unter Karl d. Gr., auf den Sieg des Protestantismus im dreißigjährigen Kriege, auf die Resultate des siebenjährigen Krieges hinwies, aus dem Oesterreich und Preußen als europäische Mächte hervorgegangen seien, und wie ganz anders hat dieser so richtig vorausgesagte Bürgerkrieg endlich sich gestaltet, als Graf Vitzthum ihn erwartete!

Aus den Jahren 1850—1852 möchten wir als besonders bemerkenswert einzelne Details zur Charakteristik des jugendlichen Kaisers bezeichnen, für die wir bis jetzt aus jener Zeit noch sehr wenig Material besitzen; nicht unerwähnt möge bleiben, daß wir gar keine Andeutung über eine Einflußnahme der Erzherzogin Sophie erhalten; sollte dieselbe vor dem Tode Schwarzenbergs nicht wahrnehmbar gewesen sein? — Daß Graf Vitzthum seine Veröffentlichungen vorläufig mit dem Unglückstage abschließt, der den vielversprechenden Staatsmann seinem Wirkungskreise entriß, scheint uns wohlbegründet. Wir wollen aber nicht annehmen, daß dieser Abschluß ein definitiver sei, und geben uns der Hoffnung hin, daß wir es in dem vorliegenden Werke nur mit einem ersten Bande diplomatischer Denkwürdigkeiten zu thun haben. Den großen Reichtum wissenswürdiger Erfahrungen und interessanter Erlebnisse, über welchen der Verfasser verfügt, deutet der kurze Aufsatz über Metternich an, welcher dieser Briefsammlung als Einleitung vorangestellt ist. Er handelt von einem Gespräche mit dem Staatskanzler aus dem Jahre 1858, gibt eine Bestätigung der bereits bekannten Schilderung der Konferenz Metternichs mit Napoleon I. im Marcolinischen Palais, wirft einige Streiflichter auf Napoleon III. und bringt einige selbständige Aeußerungen des Grafen Vitzthum über das Wesen der Metternichschen Politik. Es wäre von Interesse, zu erfahren, ob es dem Manne, der dieses „Fragment" im Oktober 1885 zusammengestellt hat, klar geworden ist, wie sehr sich seine Ansichten seit dem 29. Februar 1848 geändert haben, an dem er zum erstenmal über Metternich sich aussprach? Ebensosehr würden

wir einen Einblick in den Ideengang zu erhalten wünschen, welchen die Ereignisse der letztverflossenen drei Dezennien in ihm hervorgerufen haben und wie er selbst sich die Bitterkeit zu begründen vermag, mit welcher ihn Thatsachen erfüllen, die dem deutschen Volke das „große königliche Deutschland" gebracht haben, das er am 25. März 1848 als ein nur durch ein starkes Preußen erreichbares Ziel erklärt hat. Nicht darum wäre es uns zu thun, den Irrtum mit wohlgefälliger Besserwisserei aufzudecken, wir würden es jedoch für die Geschichtschreibung der Zukunft nützlich finden, wenn sie die Bedingungen kennen lernen könnte, unter welchen sich derselbe in dem Geiste eines denkenden Patrioten zu erhalten vermochte.

Mitteilungen und Berichte.

Zur Geschichte Karls V.

Das vorliegende[1] Werk zählt nicht zu denjenigen, welche unser Wissen durch Veröffentlichung seither unbekannter Urkunden bereichern wollen. Nicht ganz zwar hat Baumgarten sich auf die Verarbeitung des schon gedruckten Materials beschränkt; er hat z. B. aus dem in Paris befindlichen Briefwechsel des Grafen Carpi einiges für die Monate Mai und Juni 1521 mitgeteilt, was auf die Entstehung des Bündnisses zwischen Karl V. und Leo X. neues Licht wirft; sonst aber hat er es für an der Zeit gehalten, ein Gesamtbild Karls V. und seiner Regierung zu entwerfen, was seit Robertson, das heißt also seit 116 Jahren, niemand mehr versucht hat. Baumgarten ist sich wohl bewußt, daß er damit der „kategorischen Forderung der heutigen Wissenschaft" nicht genügt, nach der „eine historische Darstellung auf einer möglichst vollständigen Verwertung des urkundlichen Materials beruhen soll, des ungedruckten ebensogut wie des gedruckten"; aber er weiß ebenso, daß, wenn er die fremden und deutschen Archive in dem an sich wünschenswerten Umfange für die Geschichte Karls V. hätte benutzen wollen, er genötigt gewesen sein würde, nicht bloß ziemlich lange auf seine Lehrthätigkeit zu verzichten, sondern auch sich mit der Herstellung einer Quellenpublikation oder einer Monographie zu begnügen. Deren aber gibt es schon eine erdrückende Masse; gelesen werden sie nur von den Spezialforschern, für die allgemeine Bildung sind sie so gut wie belanglos, und doch kann auch der strengste Spezialist nicht bestreiten, daß Quellenpublikationen nicht um ihrer selbst willen erfolgen und Monographien nicht bloß den Zweck haben, irgend eine Einzelheit aufzuklären, sondern den, daß sie durch diese Aufklärung den Zusammenhang der geschichtlichen Entwickelung selbst aufhellen sollen. Wenn alle solche wissenschaftlichen Detailarbeiten, deren Unerläßlichkeit ja an sich außer Zweifel steht, jahrzehntelang so gut wie unbenutzt daliegen und am Ende durch ihre Massenhaftigkeit den Historiker selbst erdrücken, so ist das für das wirkliche geschichtliche Wissen wenig förderlich. Aus diesen Gründen hielt Baum-

[1] Baumgarten, H., Geschichte Karls V. Erster Band. Stuttgart, 1885. XVI und 536 Seiten.

garten eine den seitherigen Stand des Wissens über Karl V. zusammenfassende Darstellung über Karl V. für angezeigt, und das wird ihm nur derjenige nicht danken, der vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen kann und nur die Ameisenarbeit des Archivalien-Durchwühlers zu würdigen weiß, nicht aber die gestaltende Thätigkeit des eigentlichen Historikers, der aus den zahllosen halb oder gar nicht behauenen Steinen einen stattlichen, übersichtlich sich dem Auge darstellenden Bau aufzuführen versteht.

Baumgarten beabsichtigt, den gewaltigen Stoff der Geschichte Karls V. in drei, höchstens vier Bänden zu bewältigen. Der erste Band geht freilich nur bis Ende Mai 1521; aber da hier die Grundlage des Ganzen gelegt werden mußte, so begreift es sich immerhin, daß der Verfasser zeitlich nicht weiter gelangt ist. Im ersten Buch schildert derselbe Karls Familie und Erziehung, die Anfänge seiner Regierung, Karls Eintritt in Spanien und die Kaiserwahl; das zweite Buch beschäftigt sich mit dem Aufstand der spanischen Städte, dem Reichstag zu Worms und dem Abschluß des kaiserlich-päpstlichen Bündnisses. Karl V. erweckte nach dem Zeugnis des Humanisten Petrus Martyr als Knabe schon manche gute Hoffnung; derselbe berichtet: Karl gebe viele Beweise eines hohen Sinnes; obwohl noch Knabe, begünstige er Schmeichelei und Lüge nicht nur nicht, sondern trete ihnen offen entgegen; er verabscheue solche Menschen. Die Nüchternheit liebe er sehr; wenn einer von seinen Leuten zu viel getrunken, sehe er ihn scheel an und schelte ihn den anderen Tag aus „wie mit dem Unwillen eines Greises“. Von diesem über das Alter des Dreizehnjährigen hinaus entwickelten Ernst Karls werde viel gemeldet. In seinem ganzen Gebahren, in Bewegung, Antworten und Gebärden sei er äußerst bescheiden. Kurz, man könne bis jetzt nichts wünschen, was die Natur ihm nicht verliehen habe. Man dürfe hoffen, in ihm einen ausgezeichneten Herrscher so vieler Reiche zu bekommen, da auch in seiner Erziehung nichts versäumt werde. Natürlich sind das Urteile eines Hofmanns, von denen Baumgarten einiges abzuziehen geneigt ist; wenn aber der Engländer Brewer dieses Lob in eine bissige Karikatur übersetzt und Karls frühreifen Ernst als eisige Kälte und starre Unbeweglichkeit auslegt, so hält Baumgarten das doch für völlig verkehrt. Die Entwickelung Karls war indessen sehr langsam; deswegen nahm er auch keinen selbständigen Anteil an den Geschäften, selbst als er das siebzehnte Lebensjahr vollendet hatte, und Tunstal beklagte sich, der junge König sei so unbeweglich wie ein Götzenbild; der Herr von Chièvres wird von dem venezianischen Botschafter Corner „als das Haupt des Ganzen“ bezeichnet; „ohne ihn thut diese Majestät nichts, ja redet nicht einmal mit jemand über Geschäfte, wie geringfügig sie auch seien“; immer wieder nennt er Chièvres alter rex, und am 19. August 1519 schreibt er gar: „Chièvres ist der absolute König, und wenn auch andere bei den geheimen Angelegenheiten dieser Majestät zugezogen werden, so hängen sie doch alle von seinem Willen und seinem Wink ab.“ Diese Allmacht des niederländischen Magnaten wurde nun von verhängnisvollem Einflusse auf Karls V. Stellung zu den Spaniern. Dem spanischen Adel schreibt der Venezianer Quirini schon im Jahre 1506 maßlose Streitsucht und die Gewohnheit zu, immer in Zwietracht zu leben; die Uneinigkeit in der königlichen Familie hatte diese Neigung nur noch gefördert;

darüber war die Verbindung der Kronen von Kastilien und Aragon gelockert worden, auf welcher doch die Macht Spaniens ruhte; Aragon ging mit Katalonien und Valencia zusammen wieder ganz getrennte Wege; die nationale Einheit bestand nur noch gegen den auswärtigen Feind; im Innern herrschte sprödeste Absonderung der einzelnen alten Königreiche, Landschaften, Kommunen. „Von Natur," sagt Guicciardini, „sind die Spanier hochmütig und sie meinen gern, daß sich keine Nation mit ihnen vergleichen könne; in ihren Reden streichen sie das Eigene gewaltig heraus; sie lieben die Fremden wenig und sind im Verkehr mit ihnen sehr ungehobelt." „Apud Hispanos," bezeugt auch Petrus Martyr, „nullus unquam non Hispanus emersisse dicitur; sibi sapere, quod satis est, jactant." Und nun brachte der junge König zu dieser hochmütigen, ausschließlich sich selbst, ja fast dem kantonalen Geiste lebenden Nation eine Schar von Niederländern, welche ihn völlig beherrschten. Wohl ergötzte sich das Volk an den glänzenden Festen, die der König gab, an den Turnieren, wie man seit zweihundert Jahren keine mehr gesehen; aber die Granden, welche unter großen Kosten zu Hofe ritten, wollten auch Einfluß und Gunst haben: es war schön, daß sie wieder einen König hatten; aber dieser war durch den dichten Ring seiner flandrischen Räte gegen alles Spanische abgesperrt; nicht einmal spanisch sprechen konnte Karl V. damals; deshalb schwieg er so beharrlich, und er hatte gar keine Lust sich in der Sprache des Landes zu vervollkommnen. Aus solchen Dingen erwuchs eine tiefe Unzufriedenheit, welche sich noch steigerte, als Karl sich zur Kandidatur um die im Januar 1519 erledigte Kaiserkrone anschickte und trotz der Wühlereien der Franzosen und des Papstes Leo X., dessen antihabsburgische Gesinnungen unzweifelhaft sind, auch im Wahlkampf obsiegte. Wohl versicherte er in einem am 5. September 1519 an die kastilianischen Städte gerichteten Schreiben, daß durch die kaiserliche Würde, welche freilich allen anderen weltlichen Würden vorgehe, dem spanischen Reiche kein Nachteil erwachsen solle; die offenbare Wahrheit war aber doch, daß Kastilien bei der Heftigkeit der inneren Gegensätze nicht ohne den ausgleichenden und bändigenden persönlichen Einfluß des Königs bestehen konnte. Als dessen Abreise gewiß wurde, empörte sich Toledo, und in dem Augenblick, da Karl abreiste, es war im Mai 1520, erschien ein Komet, von welchem in der Richtung des seinem Schicksal überlassenen Kastilien ein schwarzer Dunst ausging, welcher allmählich den Leib des Gestirns verschlang; die schlimmen Ahnungen trafen bald ein, da der Aufstand der Kommunen allgemein wurde und dann eine radikale Strömung in ihm obenan kam, welche den Adel mit der Wurzel ausrotten und die ihm unterthänigen Mauren mit Gewalt zum Christentum bekehren wollte: an der Spitze der wütenden Volkshaufen finden wir öfters Mönche, ähnlich wie 1525 in Deutschland Kleriker das Feuer anbliesen, und Antonio de Acuña, Bischof von Zamora, plünderte an der Spitze von 300 Klerikern Kirchen und Klöster und versprach den Comuneros große Summen und ein stattliches Heer, falls sie ihn an die Spitze stellen wollten!

Währenddessen hatte sich Karl in Aachen krönen lassen und seinen ersten Reichstag in Worms eröffnet. Hier war die religiöse Frage doch die, welche die Gemüter am lebhaftesten ergriff. Luthers Popularität war auf ihrem Gipfelpunkte, und in den Schriften des Jahres 1520 forderte er die Laien, aus dem

Geist einer neuen lauteren Frömmigkeit heraus, dringend auf, „die Anmaßungen einer falschen Heiligkeit zu vernichten und statt dessen die natürlichen Beziehungen zu heiligen": und die Fürsten waren geneigt, die alte Opposition gegen die Kurie, die niemals erloschen war, wieder mit voller Schärfe aufzunehmen; in den „hundert Beschwerden der alemannischen Nation" (denen im vorigen Jahr Gebhardt eine besondere, bei Köbner in Breslau erschienene, interessante Studie gewidmet hat, die auch Baumgarten S. 483 lobend anführt) stellten sich die Stände gänzlich auf Luthers Standpunkt, und selbst der eifrigste Anhänger der alten Kirche, Herzog Georg von Sachsen, hatte zu dieser Beschwerdeschrift die erheblichsten Beiträge geliefert. Nichts schien natürlicher, als daß sich Karl V. mit dieser ganzen Opposition gegen Leo X. verband, welcher fortwährend noch mit Frankreich liebäugelte und an einen Angriff auf Neapel dachte, wozu 6000 Schweizer geworben waren. Es ist nun vielleicht die glänzendste Partie in Baumgartens lehrreichem Werke diejenige, in welcher er den schneidenden Gegensatz zwischen Luther und Karl beleuchtet (S. 321—343). Karls ganze Stellung beruhte auf dem universalmonarchischen Gedanken, für welchen die Universalkirche die notwendige Voraussetzung war; eines konnte nicht ohne das andere bestehen; war eine Beherrschung von Deutschen, Spaniern, Italienern durch einen Mann an sich schon naturwidrig, so wurde sie vollends unhaltbar, wenn die gemeinsame kirchliche Grundlage und die religiöse Einheit wegfiel; deshalb konnte Luther bei Karl V. nur Feindschaft finden, weil er die Einheit der Kirche bedrohte und die Deutschen aufforderte, die kirchliche Allherrschaft zu brechen, die Religion von falscher Autorität, den Staat von geistlicher Bevormundung zu befreien; er zertrümmerte die mittelalterliche Weltansicht, in welcher Karls politische Ziele wurzelten. So ließ ihn der Kaiser fallen, ohne sich durch die Rücksichten auf Leos X. Feindseligkeit beirren zu lassen; und auch dieser hat nicht aus Furcht vor einer Begünstigung Luthers sich am Ende an Karl V. angeschlossen, sondern weil Franz I. den gehaßten Herzog von Ferrara als Verbündeten annahm: so kläglich waren die Gesichtspunkte, welche bei diesem verweltlichten Statthalter Christi das entscheidende Gewicht hatten! Aus den vom Grafen Carpi nach Paris gerichteten Briefen, welche Baumgarten erstmals benutzt hat, ergibt sich, daß der Papst noch den ganzen Mai hindurch schwankte; nicht am 8. Mai (was freilich das offizielle Datum des Vertrags ist), sondern erst am 29. Mai wurde Leo X. dazu gebracht, den Bündnisvertrag mit Karl V. zu unterzeichnen, laut dessen beide dieselben Freunde und Feinde haben wollten. Es war die Zeit, da Karl aus Worms zog; in Spanien waren die Rebellen besiegt, die Deutschen hatten ihm 24000 Mann bewilligt, der Papst war endlich aus dem Banne Frankreichs gelöst und stand mit Karl gegen Franz I. zusammen. „Ueberall hatten die letzten Monate die überraschendsten Erfolge gebracht. Der junge Herr durfte mit Zuversicht sagen: plus oultre."

Mit diesem Triumph des Kaisers schließt Baumgartens erster Band fast dramatisch ab; man hat die Empfindung, wie rasch dieser so lange abhängige Fürst sich empor gearbeitet hat, und wartet mit Spannung der Erzählung seiner ferneren Thaten; wie jedes gute Buch, so erweckt auch dies im Leser die Lust nach mehr. Im Anhang, dessen wir noch mit ein paar Worten gedenken, ent-

wickelt Baumgarten eine im Text S. 322 ff. nur angedeutete Idee, daß Mac vellis „Principe" nicht die Befreiung Italiens zum Ziel hat, sondern einf eine Darlegung der Mittel ist, durch welche ein Fürst ohne alle Rücksicht sittliche Mächte, die er überhaupt bestreitet, rein mechanische Macht erwerl kann. Die Voraussetzung Rankes bei seiner idealisierenden Ansicht vom „Pr cipe", als ob derselbe im Jahre 1514 geschrieben worden sei, ist falsch; schon Dezember 1513 war derselbe abgeschlossen, und Machiavelli hatte keinen ander Zweck, als sich dadurch bei Lorenzo von Medici zu empfehlen; er legte ihm se „politisches Heidentum" ganz nackt dar, weil er bei den Medici dieselben Grun sätze in offener Geltung sah; diese Grundsätze beherrschten überhaupt die Wel und Karls V. naturwidrige Universalmonarchie war ohne ihre Anwendung übe haupt nicht einen Augenblick haltbar.

Stuttgart. G. Egelhaaf.

Ein Cicerone durch Aegypten.

Es liegt diesem neuen Buche von G. Ebers[1] der von der Kritik einstimmi für mustergiltig erklärte Text des großen Prachtwerkes „Aegypten in Bild un Wort" zu Grunde; doch hat der Verfasser denselben von Grund aus durch- un umgearbeitet und auch den jüngsten Ereignissen und Entdeckungen auf ägypti schem Boden volle Berücksichtigung zu teil werden lassen.

Der „Cicerone" soll, wie der Verfasser im Vorwort sagt, dem Leser, den es nicht vergönnt war, das Nilthal selbst zu besuchen, alles vorführen, was wissenswert und bemerkenswert ist, und er wird ihn vertraut machen mit Land und Leuten, der Geschichte und den Denkmälern Aegyptens von der ältesten Zei an bis auf unsere Tage. Wohl kann der „Cicerone" auch dem Gelehrten als Nachschlagebuch dienen, aber er ist zunächst für alle Gebildeten bestimmt, und wenn sich das erfüllt, was G. Ebers mit diesem Buche bezweckt, so wird er an manchem Familientische vorgelesen werden und den Zuhörern — alten und jungen — Belehrung und Anregung und dazu auch Unterhaltung und einigen Genuß gewähren.

Viele für das Verständnis notwendige Holzschnitte und zwei Karten schmücken den gediegenen und fesselnden Text.

[1] Cicerone durch das Alte und Neue Aegypten. Mit zahlreichen Holzschnitten und 2 Karte 2 Bände.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

